



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 1. — 3. Januar 1831.

Rückblick auf die Restaurationsperiode und ihre Literatur.

Wie es scheint, ist die Geschichte wiederum bei einem ihrer Wendepunkte, und die seit funfzehn Jahren fortgesprochne Periode endlich bei einem Abschnitte, wenigstens bei einem Fragezeichen angelangt. Diese Periode, die mit der Restauration 1815 begonnen hat und nach ihr genannt zu werden pflegt, unterscheidet sich sehr auffallend von der frühern Periode der Geschichte, die man die revolutionäre nennt, und Gott weiß, wie sie sich von der kommenden unterscheiden wird. Gewiß ist, daß sie ein sehr eigenthümliches Gepräge hat und einen eignen Geschichtschreiber verdient. Bis sie diesen gefunden haben wird, wollen wir uns begnügen, nur von dem Zustand der Literatur zu reden, die in dieser Periode den Einfluß des Zeitgeists so stark empfunden hat.

Funfzehn Friedensjahre sind eine schöne, kostbare Zeit, unwiderbringlich, wenn man sie recht zu nutzen versäumt hat. Die Finanziers mögen sich die Frage beantworten, ob sie für den Wohlstand, die physische Kultur, wir Literatoren fragen, ob sie für die geistige Kultur gehörig benuzt worden ist? Leider können wir auf diese Frage keine bessere Antwort geben, als: sie ist *wissentlich* nicht gehörig benuzt worden, doch sind die Menschen dabei unmerklich klüger geworden.

Auf den ersten Blick fällt es unangenehm auf, daß diese glänzenden funfzehn Jahre, in denen Deutschland siegreich, einig, stark, einer vollkommen friedlichen Ruhe genoß, um alle seine geistigen Kräfte gedeihlich zu entwickeln, dennoch weit geistloser, an Wissenschaft und Kunst verarmter dastehn, als die frühern Jahre, in denen Deutschland im Kriege verblutet, zerrissen, hadernd mit sich selbst, fremder Zuchtruthe unterthan und fast noch mehr in Schande als Leiden versunken war. Und doch ist es wirklich so. Was hat die Restaurationsperiode an Weisheit oder wenigstens an aufregenden Ideen aufzuzählen, das sich mit den Gedanken eines Kant, Fichte und Schelling vergleichen könnte, die jener frühern Periode angehören? Was hat sie an Poesie aufzuweisen, das sich mit den Gedichten Goethes und Schillers, Jean Pauls und Tiecks vergleichen könnte, deren Glanzepoche ebenfalls noch in jene frühere Zeit fällt? Es ist nicht nur wahr, sondern sogar auch allgemein anerkannt, daß die deutsche Literatur von der Höhe, welche sie zu Anfang des Jahrhunderts erreicht hatte, bedeutend herabgestiegen ist. Die großen Geister haben sich vermindert, die kleinen zum Erschrecken vermehrt. Die Originalität ist fast ganz ausgegangen, und desto mehr häufen sich die Nachahmun-

gen. Was aber den meisten Schatten in dieses düstre Gemälde wirft, das ist die geistige Unfreiheit, die sich unsrer Literatur bemächtigt und vorzugsweise ihre edelsten Theile angegriffen hat. In keiner frühern Periode hat ein so ehrloser Sklavensinn deutsche Sprache, Wissenschaft und Kunst entweiht.

Auf der andern Seite ist nicht zu verkennen, daß für Geschichte und ihre Hülfswissenschaften, für Naturkunde und Gewerbe mehr geleistet worden ist, als je zuvor. Wo es sich nicht um Ideen, sondern nur um Thatsachen, nicht um ein höheres, geistiges, sondern nur um ein materielles Interesse handelte, da ist auch der deutsche Fleiß geduldet, anerkannt, belohnt worden, und jemehr er im höhern Gebiet, wo alles Wirken durch Freiheit bedingt ist, sich eingeschränkt fühlte, desto mehr hat er sich auf das Erfahrungsmäßige, Geschichtliche und Naturwissenschaftliche geworfen. Damit verbindet sich denn auch der große Vortheil, daß wir um vieles von der Theorienschwärmerei zurückgekommen sind, in der wir vor der Restauration allzusehr befangen waren. Mit aller Macht auf die Erfahrung zurückgeworfen, haben wir dieselbe auch würdigen und benutzen gelernt. Wir sind klüger geworden. Wer könnte daran zweifeln?

... Werfen wir einen Blick auf die einzelnen Literaturgebiete, um den Kontrast der Zeiten in denselben noch genauer zu erkennen. In der Theologie herrschte bekanntlich vor der Restauration das protestantische und in diesem wieder das rationalistische Element vor. Ganze Bibliotheken sind erfüllt worden mit den Spottschriften gegen Mittelalter und Katholicismus, und wer es noch wagte, sich als einen gläubigen Katholiken zu bekennen, wurde, wenn nicht für einen Heuchler, doch wenigstens für dumm gehalten. Im Protestantismus selbst war der Glauben an den Buchstaben der Offenbarung, und der Gefühlsglauben gänzlich unterdrückt und der Vernunftglauben herrschte mit Hülfe des Verstandes und Witzes allein noch.

Was aber sehn wir nach der Restauration? Ein entschiednes Hinneigen zum Katholicismus, theils durch vornehme Proselyten, theils durch eine Menge sehr geistreiche oder sehr gelehrte Werke, theils durch das Hervortreten eines katholischen Elementes im Protestantismus selbst. Zwar thut ein Hohenlohe vergeblich Wunder, aber der Rationalismus ist gestürzt, siegreich erhebt sich die supranaturalistische Orthodoxie, der Buchstabenglauben, erhebt sich der pietistische Gefühlsglauben, erhebt sich sogar die tiefsinnige Mystik eines Schwedenborg, Böhme, Suso ꝛc. und endlich öffnet eine Seherin den geheimnißvollen Vorhang der Geisterwelt und in ihr eine neue Offenbarung. In dieser ganzen Richtung, welche die religiöse Literatur und Gesinnung seit der Restauration genommen hat, zeigt sich auffallend die Ueberhandnahme theils einer wirklichen, theils einer nur affektirten geistigen Unfreiheit. Mehr als irgend Jemand mißbilligen wir die Ausschweifungen der Freigeisterei, und haben uns oft dagegen erklärt. Insofern erachten wir es auch als höchst heilsam, daß der übermüthige Rationalismus eine Niederlage erlitten. Allein man ist nun auf der andern Seite offenbar wieder zu weit gegangen, und das völlig Unzeitgemäße so vieler katholischen und pietistischen Uebertreibungen der modernen Frömmlinge, fällt Jedem in die Augen. — Das Merkwürdigste ist, daß die Feinde des Bestehenden den Freunden desselben dabei in die Hände gearbeitet haben. In Deutschland ist dies zwar nicht so kraß hervorgetreten, wie in Frankreich und Belgien, doch zeigten sich hin und wieder ähnliche Erscheinungen auch bei uns. Hier mußte der neue Religionseifer als Erhaltungsmittel, dort als Oppositionsmittel der Politik dienen. So war z. B. der katholische Eifer bei Fr. Schlegel und Görres der nämliche, aber der erste schrieb für, der andere gegen seine Regierung. So hat es bekanntlich auch pietistische Höflinge und pietistische Demagogen gegeben. Endlich finden wir, daß Leute sich aus politischen Interessen fromm stellten, während andre alle Politik fliehend, in die Frömmigkeit sich zurückzogen, und es ist demzufolge nicht immer leicht zu unterscheiden, welche verschiedne Absichten den nämlichen ganz ähnlichen Erscheinungen zu Grunde liegen. In jedem Fall aber haben die neuen Asceten, die sich von der Welt zurückzogen, sowohl als die politischen Heuchler die Sache übertrieben, und es steht zu befürchten, daß die Freigeisterei, die unterdeß, während die Gelehrten und Vornehmen frömmelten, in den untern Klassen desto weiter um sich gegriffen, eine Reaktion bewirken werde.

Die Philosophie leidet seit der Restauration an einem Mißwachs, der unerklärlich seyn würde, wenn man nicht bedächte, daß sie nur im Licht der sonnenklarsten Rede- und Preßfreiheit gedeihen kann. Unter dem Druck irgend einer kirchlichen oder politischen Inquisition kann sie nie etwas andres seyn, als Scholastik. So ist denn auch das schöne warme Leben, das noch zu Anfang des Jahrhunderts in der Philosophie rege war, völlig ausgestorben und die moderne Scholastik des Herrn Hegel wandelt allein noch als Gespenst über Gräbern. Diese sich selbst so sehr herabwürdigende Philosophie ist denn auch die Magd der Politik geworden, und uneingedenk der über alles Irdische erhabnen, göttlichen Freiheit, welche der Metaphysik den Namen gegeben, hat sie sich bis zu der Gemeinheit des Trugschlusses erniedrigt, der das Bestehende statt des Beständigen setzt. Doch da die Philosophie tiefer nicht sinken kann, und dieser philosophische Pessimismus in jedem Fall ein unhaltbares Extrem ist, so steht

zu hoffen, daß der natürliche Verlauf der Dinge bald wieder davon abführen wird. Die Philosophie hat allerdings eine so tiefe Demüthigung verdient, denn sie vermaß sich zur Zeit ihrer Triumphe unter Fichte und Schelling viel zu viel; allein sie muß und wird sich von ihrer Niederlage neu erheben. Der glückliche Anfang dazu wird durch den Fleiß gemacht, mit dem man neuerdings die Geschichte der Philosophie betreibt, und in dieser eine neue Basis für die weitern Spekulationen sucht. Dieses nüchterne und in den Grenzen der Schule eingeschränkte Treiben ist denn freilich viel unscheinbarer, als die geniale Schwärmerei für neue Systeme, die vor dreißig Jahren so allgemein herrschte. Das Genie schläft, und bis es wieder erwacht, kann man nichts besseres thun, als es durch Fleiß ersetzen.

Unsere politische Literatur ist von anerkannter Erbärmlichkeit. Nicht nur, daß sie tief unter dem Niveau des Zeitgeists steht, sie ist auch weit schlechter, als sie vor dreißig bis vierzig Jahren war. Wir fragen nicht, haben wir Publicisten und Journale, wie sie heute Frankreich und England haben. Wir fragen nur, haben wir noch Männer, wie einst unser Schlözer war, und Posselt, Archenholz, Huber? Das Geschlecht jener freimüthigen, aber besonnenen, festen aber gemäßigten Männer scheint ausgestorben, und während man vor vierzig Jahren schon das goldne Zeitalter der Aufklärung erreicht zu haben glaubte und weit entfernt war, zu befürchten, daß man von den einmal erkannten sonnenklaren Wahrheiten jemals zurückkommen könne — herrscht jezt in Deutschland der krasseste politische Aberglaube und werden Dinge behauptet, die in den finstersten Zeiten der Hierarchie, des Feudalismus und des antiken Despotismus bei weitem nicht so grell hervortraten. Wie Julianus Apostata, der das Heidenthum wieder herstellen wollte, die heidnischen Gebräuche ins Ungeheure übertrieb, und Hekatomben auf Hekatomben von Löwen, weißen Elephanten und andern seltnen Bestien opfern ließ, so scheinen unsre servilen Schwärmer in ihren Schriften auch alles überbieten zu wollen, was der Servilismus jemals in Praxi geleistet hat. Diese Erscheinung ist aus vielen Gründen erklärlich. Einmal aus dem ruhigen Gleichgewicht gefallen, gerieth der Deutsche zwischen zwei Extreme. Deutschlands Unglück und Erhebung führte eine reine Begeisterung und in deren Gefolge (denn alles Feuer hat Rauch bei sich) eine politische Schwärmerei herbei, die von pfiffigen Miethlingen, wahnsinnigen Phantasten und plumpen Schreiern mißleitet, gefährlich genug wurde, um gewaltsam unterdrückt, und zugleich Karrikatur genug wurde, um auch von der Meinung degoutirt zu werden. Nun fiel man aber auch sogleich ins andre Extrem. Der demagogischen Schwärmerei folgte die servile auf dem Fuße, dem altgermanischen Unsinn der mittelalterliche, der republikanischen Karrikatur die hierarchische. Am deutlichsten bezeichnet Görres diesen Uebergang. Der wackre Görres, einst von Napoleon eine europäische Macht genannt, fiel ein Paar Jahre nachher in den Wahn einer Restauration des Mittelalters und die öffentliche Meinung, deren Diktator er gewesen, warf ihn schonungslos in die Klasse der ihr verhaßten Jesuiten. Die Idee des alten Kaisers, von der Görres ausgegangen, war verpönt; es blieb ihm nun noch die Idee des Papstes und der mittelalterlichen Hierarchie und Aristokratie übrig. Für sie zu kämpfen vereinigte sich mit ihm Friedrich Schlegel, Adam Müller, der alte Stolberg, Haller, Eckstein, Pfeilschifter rc. Mehrere dieser Männer sind so großen Geistes und genossen eines so wohlverdienten alten Ruhmes, daß ihre Schriften unter den Gebildeten und Gelehrten großen Eindruck machten, dennoch aber ihrer Tendenz wegen von der öffentlichen Meinung verworfen wurden. Es zeigte sich, daß die Stimmführer der Literatur selbst unter den Protestanten zu dieser Tendenz hinneigten, sich in die neue Sprache wie in eine Mode fügten und sie gewissermaßen zum Schibolet der Loyalität erhoben, während nur wenige liberale Schreier geistlos und zu ihrem Nachtheil dagegen kämpften, die große Masse des stummen Publikums aber keine Notiz davon nahm, oder einfach eine Sache von sich stieß, die ihr theils unverständlich, theils ihren Sitten und ihrem Vortheil zuwider schien. In der That war die Sprache eines Görres und Schlegel dem schlichten Verstande zu hoch, und die Sprache eines Haller oder Pfeilschifter verächtlich. Die literarische Aristokratie dagegen, die Männer, welche sich ausschließlich die vornehmen Geister nannten, stimmten mehr oder weniger in den Ton der hierarchisch-aristokratischen Reaktion ein. Pries nicht Steffens, wenn er auch von der Hierarchie nichts wissen wollte, wenigstens den Feudalismus? Schrieb er nicht die berühmten Worte: „Dem Adel ist sein Genuß eine Arbeit, darum ist auch dem Bauer seine Arbeit ein Genuß?“ Diente nicht die einflußreiche Hegelsche Philosophie dem krassesten, und predigt nicht auch Goethe bei jeder Gelegenheit den plattesten Servilismus? Ja sogar der selige Voß, der sich für einen Freiheitshelden auszugeben die Medisance hatte, wetteiferte er nicht mit dem Herrn von Haller, um zu beweisen, daß seine Konfession die der weltlichen Macht unterwürfigste und servilste sey? Vor allem aber muß hier an den Heros der Jurisprudenz, Hugo in Göttingen, erinnert werden, der sogar die Sklaverei im eigentlichen Sinne, die der Heloten, Neger und Leibeignen, als recht, vernünftig und weise anpries. Wir könnten diese Beispielsammlung noch bedeutend vermehren, wenn es nöthig wäre. Die servile Ueberspannung des lezten Jahrzehends kommt der demagogischen Ueberspannung

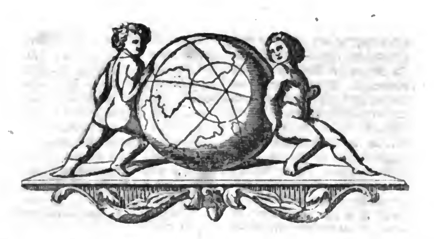
des vorhergehenden ganz gleich. Wie aber die Narrheiten und Frevel der Demagogen (man denke an Sand) der Sache eines verständigten und gemäßigten Liberalismus offenbar geschadet haben, so ist wohl nicht zu läugnen, daß der Wahnsinn der Ultras umgekehrt auch wieder der Sache der bestehenden und legitimen Ordnung schädlich ist. Eine an sich gute Sache wird nur zu leicht durch schlechte Vertheidiger entweiht, und wenn man erst gegen Uebertreibungen kämpft, wird leicht das gesunde Fleisch mit dem kranken ausgeschnitten. Es sind funfzehn lange schöne Friedensjahre verflossen. Was hätte in dieser Zeit nicht alles für die Befriedigung und Versöhnung der Gemüther geschehn können! Aber dann hätte nicht eine Parthei allein triumphiren und in blinder Siegeslust der öffentlichen Meinung Troß bieten müssen. Die Preßfrechheit der Ultras ist der Ruhe und dem Frieden so gefährlich, als irgend die Preßfrechheit der Liberalen.

Auch die belletristische Literatur hat eine große Veränderung erfahren. Man hätte meinen sollen, der Sinn für das Schöne, der sich früher unter den Stürmen des Kriegs in der Glanzzeit Schillers, der Schlegel, Tiecks und Jean Pauls, Ifflands und Kotzebues so lebendig entwickelt hatte, werde in der Ruhe und dem Glück eines ehrenvollen Friedens noch erfreulicher gedeihen. Doch fand gerade das Umgekehrte statt. Kunst und Geschmack sind schmählich in Verfall gerathen und eine wahre Barbarei ist eingetreten. Alles in der Dichtkunst hat sich aufgelöst und ist in feindselige Extreme auseinander gefallen. Die Schüler der ältern großen Dichter affektiren, den Ruhm derselben fortzusetzen, und ziehn sich in die Vornehmigkeit ihrer Schulen zurück, wo sie den Meister anbeten und nachäffen. Sie glauben allein noch den guten Geschmack zu besitzen, aber in erfindungsarmer geistloser Nachahmung bestimmter Formen und künstlicher Ueberfeinerung gehn sie dem Schicksal aller solcher Jüngerschaften entgegen. Auf der andern Seite macht sich ein poetischer Pöbel mit der schamlosesten Frechheit Platz und ersezt auf der Bühne und in den Buchläden die wenigen bessern Werke älterer Dichter durch eine Sündfluth von barbarischen Bühnenstücken und Romanen. So begegnen sich die subtilsten Abgeschmacktheiten der vornehmen Sentimentalität mit den crudesten Hirngeburten der Gemeinheit, hier ein lyrisches Gedicht oder ein Damenroman, dessen Uebersartheit in Unsinn oder ins blaue Nichts hinausnebelt, und dort Schicksalsstücke und historische Romane, die im tiefsten Schlamm des Lasters und der Rohheit wühlen. Das natürliche und Schöne geht in beiden Fällen verloren, alles ist Verzerrung und Karrikatur, die Prüderie in den Damenromanen so gut wie die offne Blutschande in den Schicksalstragödien. Das Einfache, Vernünftige und darum auch immer das Schöne wird hier wie dort vermieden.

In welchem kläglichen Verfall ist unsre Bühne! Eben so merkwürdig, als daß man einst den Hanswurst öffentlich verbrannte, bleibt es für die Geschichte der Kunst in Deutschland, daß der Dichterfürst Goethe von der deutschen Bühne getrieben wurde durch einen — Pudel, durch den Hund des Aubry, den Goethe nicht auf den Brettern dulden wollte, und den der neue Geschmack der Deutschen unumgänglich forderte. Doch möchte es noch bei Pudeln, Bären und Affen geblieben seyn, aber Müllner brachte auch menschliche Bestien auf die Bühne, und nun folgten Schaarenweise jene unsinnigen Schicksalsstücke der deutschen und jene eckelhaften Verbrechermelodramen der französischen Bühnensudler. Man gewöhnte sich an das Kannibalische, das denn auch in die historischen Romane überging. Die Dichter überboten sich im Gräßlichen und Unnatürlichen, und das Publikum lechzte danach. Und das alles mitten im Frieden und unter den Auspicien der Humanität! Doch waren diese Stücke noch die Einzigen, die auf irgend eine Wirkung rechnen konnten, da die gänzlich matten Jambentragödien der zahlreichen Nachkommenschaft Schillers in ihrer lauen Erbärmlichkeit gar keinen Eindruck machten, so wenig wie die so ganz unlustigen Lustspiele neuerer Zeit, deren Langweiligkeit den blutigen Manen Kotzebues eine süße Rache ist, denn wer sehnte sich dabei nicht nach ihm zurück?

Der Grund, warum die Poesie so gar wenig mehr gedeiht, scheint in einer gewissen Unbehaglichkeit der Gemüther zu liegen. Die wahre Ruhe und Heiterkeit fehlt, ohne die man Schönes weder recht hervorbringen, noch recht genießen kann. Wie sonderbar, daß in dieser langen schönen Friedenszeit alle Heiterkeit fliehen mußte. Aber das Faktum ist gewiß. Man ist nicht mehr zutraulich, natürlich, lustig. Steif bewegt sich einer neben dem andern fort, einer dem andern mißtrauend, einer den andern bekrittelnd. Fröhlichkeit ist unanständig, das Natürliche gemein. Eine prude Vornehmthuerei bewacht jeden Ausbruch der natürlichen Empfindung, eine kalte nordamerikanische oder altspanische Gesetztheit stößt die muntre Laune zurück. Wo bleibt da die Behaglichkeit, die Zärtlichkeit, der Scherz? Wir mögen wohl nicht zu weit von der Wahrheit abirren, wenn wir in dieser Erkältung unsrer Sitten die Hauptursache des poetischen Mißwachses erkennen. Der Zustand unsrer Sitten aber hängt wieder von den Zeitumständen im Großen ab, und aufs neue müssen wir den Vorwurf wiederholen, die schönen funfzehn Friedensjahre hätten uns nicht ernst, verdrießlich, prude, sondern lustig machen sollen.

(Der Beschluß folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 2. — 5. Januar 1831.

Rückblick auf die Restaurationsperiode und ihre Literatur.

(Beschluß.)

Die Unbehaglichkeit hat sich in einer Gattung von Poesie Luft gemacht, die unsrer Zeit ganz eigenthümlich ist, nämlich in der Nationalsatyre gegen die eigne Nation. Noch niemals hat es auf Deutschland so viel bittre Sarkasmen geregnet, als in der lezten Friedensepoche. Görres, Jean Paul, Julius von Voß, Friedrich, Börne, der Verfasser von Welt und Zeit, der Verfasser der Hammelburger Reisen, Heine 2c. haben mit mehr oder weniger Talent gewetteifert, das deutsche Wesen überhaupt oder wenigstens unsern gegenwärtigen Zustand zu verspotten. Ein Zug von Schwermuth geht durch diese Satyre, und wenn sie lacht, ist es das bittre Lachen des Unmuths. Auch kommt diese Erscheinung keineswegs auf Rechnung einiger weniger Malcontenten. Nein, sie entspricht einem Gemeingefühl der ganzen Nation, sie geht von dem gutherzigen, weichen Jean Paul und von dem lebenslustigen Heine so gut aus, wie von dem ernsten Börne, und, was die Hauptsache ist; sie findet überall Eingang im Publikum. Man sieht, die Spötter haben nicht ganz Unrecht, und man liebt sie darum. Zwar soll damit nicht gesagt seyn, daß der Hohn nicht oft zu weit gehe und die Miene einer melancholischen Trostlosigkeit (Börne) oder allzufrivolen Wegwerfung (Heine) annehme, gegen die sich das bessere Gefühl empört. Im Allgemeinen indeß ist die Mißstimmung eine nur allzu natürliche und gerechte. Aber warum hat die neue Friedenszeit nicht mehr das Comfortable der Zeit, welche zwischen dem siebenjährigen und dem ersten Koalitionskriege lag?

Vergleichen wir überhaupt die schöne Literatur jener guten alten Zeit mit der unsrigen, so zeigt sich auf den ersten Blick, daß damals die Sentimentalität die Regentin der Literatur war, während es jezt die Ironie ist. Die Gefühlsschwärmerei drang damals selbst in die wissenschaftlichen Bücher und jedermann wollte eine schöne Seele haben. Jezt will man nur noch Geist haben. Deshalb war man damals auch grundehrlich, und jezt ist man falsch, damals warm, und jezt kalt. Ja, Kälte, Falschheit und die Sucht, geistreich zu erscheinen, bilden die Elemente jener Ironie, mit der man jezt Philosophien schreibt wie Romane, während sonst die ehrliche Einfalt mit warmer Begeisterung wetteiferte, nur recht gut zu erscheinen, sey es in weltbürgerlicher Schwärmerei oder auch nur in einem Lafontaineschen Romane und in Menschenhaß und Reue.

Dies mag genug seyn, die Schattenseite unsrer neuern Literatur zu bezeichnen. Sollte vielleicht Frankreich darauf eingewirkt haben, sollte vielleicht der ausländische Geist im

natürlicher Rückwirkung den einheimischen, der eine Zeitlang in stolzer Selbstständigkeit sich entwickelt hatte, wieder gedämpft haben? Zu Anfang der Restauration war freilich alles bei uns ultradeutsch. Die Wissenschaft und Kunst beschäftigten sich vorzugsweise mit deutscher Vorzeit, und Fouqué war damals der Lieblingsdichter. Das hat aber bekanntlich nicht lange gedauert, und wenn man sieht, wie alsbald die Liebhaberei an der ästhetischen Seite des Mittelalters sich in eine Liebhaberei an dem Papstthum und Feudalismus, wie die Nazarener sich in Jesuiten verwandelten, so muß man allerdings geneigt seyn, diese Erscheinung in Deutschland von der jesuitischen Reaktion in Frankreich herzuleiten. Dies ist es aber nicht allein, auch die Veränderung, welche die liberale Literatur Frankreichs erlitt, indem sie mit großer Fassung und Vorsicht, Kälte und Falschheit, und mehr mit historischen als theoretischen Gründen der herrschenden Macht zu opponiren sich genöthigt sah, auch diese Veränderung der Denkart und Sprache in Frankreich scheint auf Deutschland eingewirkt zu haben. Dazu kommt der unermeßliche Einfluß der Uebersetzungen. Nie zuvor sind so viele französische und englische Werke in Deutschland übersezt worden, als seit den Karlsbader Beschlüssen. Was insbesondere den Einfluß der französischen Bühnenstücke und der englischen Romane betrifft, so sind diese zum herrschenden Modegeschmack in Deutschland erhoben worden, und Scribe hat Schiller, Walter Scott hat Goethe fast verdrängt. Wenn dem aber so ist, so fragen wir wieder: warum war es dem deutschen Genius nicht vergönnt, in funfzehn schönen Friedensjahren frei seine Schwingen zu entfalten? warum konnte fremder Einfluß den einheimischen Geist zurückdrängen?

Doch hat die neuere Literatur auch eine glänzende Lichtseite, und wir sind weit entfernt, sie verkennen zu wollen. Keine Zeit ist so starr, daß in ihr nicht ein geistiges Wachsthum Statt fände, und die unsre hat eine sehr rasche Entwicklung genommen. Wenn die jüngsten Jahre auch gar nichts gefördert hätten, so sind sie schon deswegen unendlich schätzbar, weil in ihnen vieles abgestorben und für immer verschwunden ist, was früher unsre Bildung hemmte oder ihr eine falsche Richtung gab. Das engherzige Spießbürgerthum, die weiche, feige, sorgliche Familiensentimentalität haben einem höhern Gemeinsinn weichen müssen. Der Deutsche ist aus der Idylle ins heroische Trauerspiel, aus dem Familienroman in den historischen Roman getreten. Der männlichen Gesinnung genügt der gemüthliche Schlafrock nicht mehr, und Rührungen wie die im Werther, bei Iffland, Kotzebue und Lafontaine sind so lächerlich geworden, als sie es verdienen. Die Leiden und die Thaten der Völker haben die Leiden und die Thaten des Familienpapas, der schmachtenden Tochter und des seufzenden Liebhabers vergessen gemacht. Da sich an jene häusliche Sentimentalität der frühern guten alten Zeit unsre gröbsten Nationallaster, die Trägheit und Verweichlichung, Feigheit und Eigenliebe, politische Ehrlosigkeit und Gleichgültigkeit gegen das Vaterland, chinesische Kleinlichkeit und chinesische Eitelkeit, kurz alle die Erbärmlichkeiten knüpften, die in den Koalitionskriegen uns zur bequemen Beute der muthwilligen Franzmänner machten, bis uns die bittre Noth männlich erstarken ließ, so ist es nun wohl nicht mehr als billig, daß wir uns hüten, in diese Erbärmlichkeiten zurückzufallen, und das ist ein großer, unschätzbarer Gewinn der Erfahrung.

Nicht minder mögen wir uns freuen, daß die läppische Theaterwirthschaft, zu der unser öffentliches Leben in jener guten alten Zeit herabgesunken war, aufgehört hat. In jenem tiefen Frieden, der auf den siebenjährigen Krieg folgte, ward eine schöne Kunstbegeisterung rege und alle guten Köpfe der Nation folgten dieser Richtung. So weit man sich nicht mit seinem Familienglück beschäftigte, nahm man ein öffentliches Interesse nur an den Alterthümern und Kunstsammlungen, an Theatern und der Belletristik. Ein feiner ästhetischer Epicuräismus wurde die bei allen Gebildeten herrschende Lebensansicht. Man bezog alles auf das Schöne und Künstlerische. Schöne Geister glänzten an den Höfen und in den Salons, die Monarchen selbst, wie Friedrich II., Katharina II., die Herzogin Amalie von Weimar, der Herzog von Gotha, Joseph II. &c. buhlten als Mäcene, ja selbst als Dillettanten um die Gemeinschaft mit diesen Geistern, und wenn die Vornehmen anfangs geistreich seyn wollten, so wurden bald nachher die Geistreichen vornehm. Künstler und Dichter und was man immer schöne Geister nennt, sind mehr als andre Menschen den Anfechtungen der Eitelkeit unterworfen. Es war mithin sehr erklärlich, warum diese Geister in Deutschland sowohl als in Frankreich von der einmal erstiegenen Höhe ihrer Herrschaft nicht mehr herabsteigen wollten. Als sie in Frankreich dem Hofe lästig zu werden anfiengen, sezten sie sich in politische Opposition gegen denselben, und trugen nicht wenig zum Ausbruch der Revolution bei. In Deutschland gründeten sie sich unter gleichen Umständen ihre eignen Höfe, und kleine Kunstmonarchien nahmen friedfertig und ohne Störung neben den politischen Monarchien Platz. Nun verlangte der poetische König, so weit sein Scepter reiche, solle Alles mit seinem Auge angesehn, alles nur künstlerisch aufgefaßt und behandelt werden. Es traten Philosophen auf, die als Veziere der kleinen Kunstsultans die Lehre aufstellten, daß die Kunst allein die höchste Blüthe und das Ziel des Lebens sey. Die Brüder Schlegel und Solger giengen hierin am weitesten. Es bildete sich jene Kunstansicht des Lebens, die eine Zeitlang die herrschende war und noch immer alte Anhänger hat. So erfreulich es nun war, im Gegensatz

gegen die frühere altprotestantische Prosa und gegen die tölpischen Nachahmungen des altfranzösischen Geschmacks endlich wieder einmal in Deutschland die einheimische Kunst aufleben und gedeihen zu sehn, so ging man doch offenbar wieder im Kunstenthusiasmus zu weit. Es entstand eine wahre Kunstnarrheit daraus, und man entfremdete sich, um ganz eine künstlerische Natur zu seyn, geflissentlich von aller wirklichen Natur. In die Scheinwelt der Phantasie versenkt, achtete man nicht mehr auf die Welt um sich her, und wenn nur der Held im Schauspiel groß und edel handelte, so konnte man selber in der Wirklichkeit immerhin klein und gemein handeln. Man las einen vaterländischen Roman, aber man achtete nicht auf den gegenwärtigen Zustand des Vaterlandes, und nur einmal trat der Fall ein, daß zu gleicher Zeit vor Leipzig eine Völkerschlacht geschlagen wurde, während man in Leipzig ein Dutzend poetische Almanache druckte. Schon Lessing rühmte sich, keine Zeitungen zu lesen, und Callot-Hoffmann hatte einen solchen Eckel vor Zeitungen, daß er keine sehn konnte. — Diese Phantasterei, diese Flucht vor der Wirklichkeit, die einst große Mode war, ist es jezt glücklicherweise nicht mehr, und dies ist ein reicher Gewinn für das Leben, was auch die Kunst dabei verlieren möchte.

Der Hauptgewinn der in unsrer Literatur vorgegangenen Veränderung besteht aber in dem Untergange des Theorienschwindels und in dem Aufkommen des historischen, nur der Erfahrung folgenden Geistes. Der sogenannte philosophische Geist zu Ende des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, beherrschten alle Fächer der Literatur und wollten alles, ja die Natur und Geschichte selbst, a priori konstruiren. Vom ersten besten obersten Grundsatz ausgehend, zog man die Konsequenz davon und bekümmerte sich weiter nicht, ob die Wirklichkeit und die Erfahrung damit zusammenstimmten. Weil dies ist, sagte man, so muß nun jenes seyn, und so fort, wenn man zulezt auch auf die offenbarste Unmöglichkeit kam. Dieses Verfahren blieb nicht im Gebiete der Probleme stehn. Nicht blos das Zweifelhafte suchte man bestimmt zu erklären, sondern auch das unmittelbar Gewisse wurde durch die Principiensucht und Konsequenzmacherei umzustoßen versucht. Was verlangte man nicht alles von der Natur, und was von der Weltgeschichte, damit diese zähen Stoffe dem philosophischen Formenschneider gerecht würden? Auch auf die politischen Meinungen hatte dieses Verfahren um so mehr Einfluß, als die französische Revolution, welche desfalls in ganz Europa den Ton angab, ebenfalls dem Paroxismus des Theorienfiebers erlag. Zu gleicher Zeit schnitt Robespierre mit der Schärfe der Guillotine und Fichte mit der Schärfe des Arguments durch die Erfahrung hindurch, und noch lange nachdem sich in Frankreich die Erfahrung an der Theorie bitter gerächt hatte, schwärmte man in Deutschland noch in Systemen fort.

Dies hat sich nun in neuerer Zeit bedeutend geändert. In allen Fächern der Literatur ist das theoretisirende Verfahren durch ein empirisches und historisches verdrängt worden. In den vier Fakultäten sind mit einziger Ausnahme der medizinischen in den lezten funfzehn Jahren wenig neue Ideen zu Tage gekommen, desto fleißiger hat man die Geschichte sowohl der Kirche und der religiösen Meinungen (Neander), als der Philosophie (Ritter, Windischmann, Rixner ꝛc.) und der Jurisprudenz (Savigny, Mittermayer, Grimm ꝛc.) untersucht, und diese historischen Studien sind anerkannt die vortrefflichsten neuern Arbeiten in den respektiven Fächern. Selbst in der Belletristik herrscht dieser Geist. Haben nicht die historischen Romane fast allein alles Interesse in Anspruch genommen? Das Fach der eigentlichen Geschichte aber ist unstreitig neben dem der Naturwissenschaften und Gewerbe das, was jezt die meiste Pflege und Anerkennung findet. Wir haben uns zwar noch immer über den Mangel an guten Geschichtschreibern zu beklagen, desto reicher aber sind wir an guten Geschichtsforschern, und diese müssen jenen immer vorhergehn. Mitten im lebhaften Fortschritte dieser historischen Studien lassen sich ihre Resultate noch kaum übersehn. Allein vergleichen wir z. B. nur, was Rühs in seiner frühern Geschichte des Mittelalters, und was Leo in seiner neuesten an vorarbeitenden Specialuntersuchungen anführen konnte, so springt der Reichthum an trefflichen Arbeiten des lezten Jahrzehends in die Augen. Es ist aber über alle Zeiten und Völker zugleich geforscht worden, und überall sind neue Entdeckungen gemacht, neue Ansichten begründet worden, und es ist in die Geschichtswissenschaft ein Leben gekommen, das in Theologie, Philosophie, Politik, Rechtswissenschaft, Pädagogik und Belletristik beinah erloschen ist.

Gleicherweise haben sich die Natur- und Gewerbkunde des größten Aufschwungs zu erfreuen gehabt, und auch hier ist nur das spekulative Element, die reine Mathematik, auf dem alten Standpunkt stehn geblieben, während alles rein Empirische und Praktische überraschend fortgeschritten ist. Alle Zweige der Naturwissenschaft sind fortwährend kultivirt worden, und glückliche Entdecker so wie fleißige Sammler und Ordner haben die Naturerfahrung unermeßlich erweitert. Dasselbe gilt von der Technologie und von der Landwirthschaft. Hier hat man nicht nur die alten Erfahrungen unendlich bereichert und aufgeklärt, sondern es sind sogar eine Menge neue Wissenschaften entstanden, indem man die einzelnen Zweige des menschlichen Wissens in diesen Gebieten schärfer abgesondert hat.

Dabei bemerken wir einen merkwürdigen Zug, welcher die Naturkunde in die Politik hinüberleitet. Man bleibt nirgends dabei stehn, Erfahrungen nur gedächtnißmäßig zu sammeln und als todtes Kapital liegen zu lassen, nein, man wuchert damit für das praktische Leben. So sind die früher kaum dem Namen nach bekannten Wissenschaften der Statistik, Nationalökonomie und Finanzkunde in der jüngsten Zeit zu vollständiger Ausbildung und unberechenbarer Wirksamkeit gelangt.

Begreiflicherweise mußte diese vielseitige Durcharbeitung der Erfahrung auch auf die politischen Meinungen einen entscheidenden Einfluß üben, und wenn allerdings die alte Theoriensucht sich in der oben geschilderten hierarchisch-aristokratischen, vulgo Jesuitenparthei auf eine schwindelnde Höhe trieb, so hinderte dies doch nicht, daß die bei weitem überwiegende Mehrheit der Nation sich jene besonnene Mäßigung aneignete, welche jezt die öffentliche Meinung in Deutschland charakterisirt. Offenbar ist jezt nicht mehr irgend eine republikanische oder absolutistische Theorie, sondern lediglich der praktische Nutzen an der Tagesordnung. Man schwärmt nicht mehr für die unerreichbaren Ideale, aber man nimmt seines Vortheils wahr und überlegt mit einer gewissen bescheidnen Sicherheit die Mittel, welche den unmittelbaren nächsten Vortheil des Einzelnen wie des Volks erhalten oder vermehren sollen. Daher ist der alte politische Partheienkampf auf wenige bürgerliche und ökonomische Fragen reduzirt, deren Lösung im Gebiete der Möglichkeit und ganz nahe liegt.

Politik.

Die vollkommene und ganze Preßfreiheit nach ihrer sittlichen, rechtlichen und politischen Nothwendigkeit, und ihrer Uebereinstimmung mit deutschem Fürstenwort und nach ihrer völligen Zeitgemäßheit dargestellt in ehrerbietiger Petition an die hohe deutsche Bundesversammlung, von Hofrath Prof. Dr. Welcker. Freiburg, Groos, 1830.

Der als Rechtslehrer rühmlichst bekannte Verf. stellt in dieser durchdachten Schrift alle Gründe auf, welche für die endliche Befreiung der deutschen Presse sprechen. Er ist nicht der erste, der so etwas thut, er wird nicht der lezte seyn. Wie Cato lange vergeblich, doch immer unermüdlich rief: Carthaginem esse delendam, so mag wohl jeder deutsche Schriftsteller rastlos rufen: Censuram esse delendam! Jeder — ja, denn Preßfreiheit ist die Lebensluft für den Schriftsteller, ohne die er nicht gesund athmen kann, und nichts ist natürlicher, als daß er nach Luft schnappt, wenn sie ihm fehlt. Daher wäre jeder deutsche Schriftsteller ein ehrloser geistiger Selbstmörder, wenn er nicht die Petition des wackern Welcker freudig unterschriebe. Indem wir es thun, geben wir uns keiner illusorischen Hoffnung hin. Allein unbekümmert um den Erfolg oder Nichterfolg ist es die Pflicht der Petitionnäre, ihr Bedürfniß auszusprechen.

Da übrigens Bittsteller ihre Angelegenheit immer von einer für den Gewährleister vortheilhaften Seite darzustellen pflegen, so können auch wir nicht umhin, hier die Bemerkung anzuknüpfen, daß, wer die Presse befreit, sich dieselben auch zum Freunde macht, und daß es vortheilhaft ist, die Presse zum Freunde zu haben. Gewiß ist wenigstens, daß der die Presse nicht zum Freunde hat, der sie in Fesseln schlägt, und daß die Presse als Feindin immerhin gefährlich bleibt, denn sie ist, wie der Held von Montsalvaz zwar verwundbar, aber nicht sterblich. Wie oft man ihr den Todesstreich versetze; sie lebt immerfort, und wie lange man sie in dem Kerker halte, sie überlebt die Kerkermauern und sprengt zulezt, als eine lebendige Rieseneiche den morschen Thurm auseinander, in dessen Tiefe sie aufwuchs. Immer ist sie es, die über ihre Verfolger, wenn sie sie im Leben nicht besiegte, doch im Tode zu Gerichte sizt. Wie oft hat sie den Damm, der sie engte, durchbrochen und schreckliche Rache genommen! Und nie hat, wer das Spiel gegen sie gewagt, zulezt gewonnen. Darum ist es für das zeitliche Wohl, wie für den ewigen Ruhm räthlicher, sie zur Freundin zu gewinnen und sie zu beherrschen durch Gunst, nicht sie zu reizen durch Gewalt.

In dem Augenblick aber, wo sie wie Simson in den Fesseln drohend sich regt, ist es doppelte Pflicht, ihren verhaltenen Ingrimm zu beschwören, sie zu versöhnen und ihrem rohen Ausbruch durch innere Besänftigung zu begegnen. Wenn rings um das theure Vaterland Gefahren sich thürmen, die aufs neue seine Integrität und alle Interessen, die obern wie die untern, bedrohen, dann ist die öffentliche Meinung in den Bundesstaaten des Bundes natürlichster und bester Bundesgenoß. Darum fessle man sie nicht, man bewaffne sie! — Hat das Vertrauen auf den vaterländischen Geist je die Vertrauenden betrogen? Wir erinnern an 1813. Nichts, wir schwören es aus innerster Ueberzeugung, nichts wird Deutschland in dem bevorstehenden Weltkampfe eine kräftigere und würdigere Stellung zwischen Galliern und Slaven sichern, als ein enger Bund des Bundes mit der öffentlichen Meinung durch Preßfreiheit! —



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 3. — 7. Januar 1831.

Geschichte.

Wir haben im vorigen Jahrgang angefangen, eine Reihe neuer Geschichtswerke durchzugehn, und fahren nun in der chronologischen Folge fort, indem wir nur noch ein Werk über die ältere Geschichte Griechenlands von Plaß, das uns unterdeß zugekommen ist, an das treffliche Werk von Fallmerayer über Griechenlands spätere Geschichte anknüpfen.

19) Geschichte des alten Griechenlands. Erster Band. Vor- und Urgeschichte der Hellenen. Von H. G. Plaß, Conrektor an der Domschule zu Verden. Leipzig, Hartmann, 1831.

Ueber die älteste Bevölkerung Griechenlands ist man noch im Dunkeln. Der Name der Hellenen und Pelasger hat bekanntlich zu unzähligen Untersuchungen Anlaß gegeben, doch sind die Meinungen noch strittig, und aus dem halb mythischen, halb historischen Labyrinth der griechischen Vorzeit ist nicht leicht der rechte Ausweg zu finden. Herr Plaß verwirft von vorn herein die Vorstellung, als ob die Griechen ein ganz besonders Volk gewesen; er beweist vielmehr, daß sie nur der kleine Theil eines größern Gesammtvolks gewesen seyen, welches von Osten, der gemeinsamen Wiege der europäischen Völker, durch Kleinasien eingewandert sey, zu einer Zeit, wo vielleicht Asien mit Europa noch zusammenhieng. Dieses Gesammtvolk hat sich von Kleinasien über Griechenland bis nach Italien ausgebreitet. Der Verfasser theilt es in zwei Hauptstämme, den thrakisch-illyrischen, der sich dem Nordwesten, und den lelegisch-pelasgischen, der sich dem Südosten zugewendet. Die Namen- und Sprachverwandtschaft wird vielfach, namentlich auch aus Homer nachgewiesen, der genau die griechisch-redenden Streiter um Ilion von den barbarisch-redenden unterscheidet. Diese ganze Untersuchung ist lichtvoll und ihr Resultat nicht nur den alten Zeugnissen, sondern auch der Natur der Dinge selbst angemessen. Man kommt überhaupt in neuerer Zeit von der falschen Ansicht zurück, welche sich unter den zahllosen alten Völkernamen nur isolirte selbstständige Völker denkt. Man sieht immer mehr ein, daß die großen Raçen- und Stammunterschiede, welche noch heute Statt finden, auch schon durch die ältere Geschichte gehn und viele Specialvölker unter einem Gesammtvolk vereinigen. Erst kürzlich hat dies Niebuhr in der von uns angezeigten Schrift in Bezug auf die slavische, tartarische und mongolische Raçe, unter welchen alle zahllosen sogenannten skythischen Völker begriffen sind, erschöpfend nachgewiesen.

Der Verfasser begegnet zweitens dem Vorurtheil, daß die Hellenen von den Pelasgern verschieden, ein neues eingewandertes Volk gewesen seyen. Seine Ansicht ist,

daß die alte pelasgische Bevölkerung des Peloponnes und des eigentlichen Hellas dieselbe geblieben sey, und daß jene Hellenen kein neues Volk, sondern nur einige wenige neue Familien bezeichnen, welche durch ihre höhere Bildung und Waffenkunst sich das rohe Volk unterworfen. Er weist nach, daß zuerst Cypern, Rhodus und Kreta durch phönizische Kolonien Kultur empfangen haben, und daß demnach die ältere griechische Götterreihe, die dem Zeus vorangeht, namentlich aber der berühmte Dienst der cyprischen Venus und des Helios altphönizischen Ursprungs sey, während der noch ältere pelasgische Götterdienst sich in dem eigenthümlichen System der Wald- und Flußgötter, Faunen, Nymphen ꝛc. erhalten habe. — Jene ältern phönizischen Götter aber, Saturn und das ganze Titanengeschlecht, wurden gestürzt durch Zeus und die neuen Götter. Dies fällt genau zusammen mit dem Kampf der sich emancipirenden Insel Kreta gegen das phönizische Mutterland. Kreta riß sich, gleich allen mächtigen Kolonien, los und ein auf dieser Insel geborener Held, Zeus, umringt von erzgepanzerten Kureten, vertrieb die Phönizier von der Insel und stiftete einen mächtigen, mit dem Mutterlande rivalisirenden Seestaat, als welcher das kretische Reich namentlich unter Minos bekannt ist. Schon früher hat Böttiger die nämliche Ansicht ausgesprochen, und Plaß sie nur weiter ausgeführt. So sehr sie den mythologischen Ansichten vom Zeus-Jupiter widerstreitet, so ist doch bei der durchgängigen Vermischung der allgemeinsten Religionsideen mit den besondersten Lokalbegebenheiten bei allen alten Völkern, ein Zusammenhang zwischen dem Obersten der Götter und einem kleinen kretensischen Häuptling keineswegs unmöglich, und nach den Doppelbeziehungen des griechischen Zeus, der bald als der eine, bald als der andre in den Mythen erscheint, sehr wahrscheinlich. Der nordische Odin steht in einem ganz ähnlichen Doppelverhältniß.

Herr Plaß sucht nun ferner nachzuweisen, daß eben so, wie früher die Phönizier auf die griechischen Inseln eingewirkt, so später die Kureten auf das griechische Festland. Von Kreta ging der Kultus des Zeus und der neuen Götter aus, indem kuretische Häuptlinge, Abkömmlinge dieser neuen Götter, daher selbst Halbgötter und Heroen, zuerst von Thessalien aus die rohen Pelasger sich unterwarfen und daselbst als Priesteradel die kleinen Herrendynastien gründeten, die in der griechischen Poesie eine so große Rolle spielen. Diesen kuretischen, erzgepanzerten Adel unter den halbnackten wehrlosen Pelasgern bezeichnet nun der Verfasser als die Hellenen, so daß darunter keineswegs ein besondres Volk, sondern nur die Häuptlinge zu verstehn sind. Der aus Kleinasien eingewanderte Pelops macht die einzige Ausnahme unter diesen hellenischen Geschlechtern.

Sehr ausführlich verbreitet sich nun der Verfasser über die fortschreitende Ausbildung der Aristokratie in Hellas und über den daraus sich entwickelnden Rittergeist in den innern Fehden und abentheuerlichen Unternehmungen nach außen. Am interessantesten aber ist wohl, was der Verfasser über den Einfluß der Aristokratie auf die Religion der Hellenen sagt. Die Vergötterung der Ahnen führte durchaus von der orientalischen Symbolik ab und lieh allen Göttern das reinmenschliche Gewand kräftiger aber roher Heroen, schlauer aber lasterhafter Herrscher, wie eben Jupiter, Merkur ꝛc. erscheinen.

Wenn nun diese Grundzüge des alten Hellenismus im Allgemeinen für ächt, treu und natürlich erkannt werden müssen, so ist es doch gewiß äußerst schwierig, im Einzelnen zu unterscheiden, wie vieles in den griechischen Mythen rein historisch, wie vieles vom Orient entlehnte Symbolik und wie vieles spätere Ausschmückung der Dichter ist. Hier nun scheint Herr Plaß sich von der Vorliebe, überall in den Mythen wirkliche Geschichte zu entdecken, etwas zu weit haben führen zu lassen, und ein ansehnlicher Theil der Thaten griechischer Götter und Heroen dürfte seiner genauen Verwandtschaft mit ähnlichen Thaten fremder Götter wegen wohl symbolischen und nicht geschichtlichen Ursprungs seyn.

20) **Dreißig Ansichten Griechenlands** zu den Werken griechischer Autoren. Gegenden und Monumente darstellend, wie sie von denselben beschrieben und jetzt noch in der Natur vorhanden sind. Nach Cokrell, Williams ꝛc. gestochen unter der Leitung des Herrn Professor **Frommel**. Zweites Heft. Karlsruhe im Kunstverlag, und in Kommission bei Kupferberg in Mainz, 1830. gr. 8. — Dieses zweite Heft ist ganz so schön wie das erste, dessen wir in Nr. 82. des vorigen Jahrgangs ehrenvoll erwähnten. Es enthält den Minervatempel auf dem Vorgebirge Sunium, Theben, Livadia, das Parthenon in Athen, Eleusis, den Tempel des olympischen Jupiter, das Thal von Pleistus, den Parnassus, die Akropolis und den Olymp. Die Wahl des Gegenstandes, die malerische Auffassung, die Luft und Beleuchtung sind höchst geschmackvoll und der Stich in der feinsten englischen Manier, das Ganze für jeden Freund Griechenlands ein äußerst werthvolles Geschenk. — Wie die hier dargestellten Städte und Tempel zerstört wurden, wie die in dem vorigen Werk von Plaß geschilderte alte Bevölkerung Griechenlands ausgerottet wurde, das erfahren wir aus folgender höchst merkwürdigen Schrift.

21) Geschichte der Halbinsel Morea, während des Mittelalters. Ein historischer Versuch von Professor J. Th. Fallmerayer. Erster Theil. Stutt-

gart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1830.

Dieses historische Meisterwerk wird sich zwar bei Wenigen Dank erwerben, da es uns einer sehr angenehmen Täuschung entreißt, allein gerade wenn die Wahrheit unerfreulich ist, verdient der, welcher sie sagt, doppelten Dank. Herr Fallmerayer beweist, daß die heutigen Griechen nicht Abkömmlinge der alten Griechen, sondern Slaven sind, und damit sinkt der schönste Traum des Philhellenismus in Nichts zusammen. Aber, fragen wir, was verliert die Menschlichkeit dabei? Sind die unglücklichen Neugriechen weniger des Mitleids, sind ihre jüngsten Heldenthaten weniger der Bewunderung, ist ihre Freiheit weniger der Unterstützung werth, weil sie nicht von antikem Adel sind? Gewiß nicht. Wir sollen in ihnen nur die Menschen sehn, gleichviel ob von althellenischem, ob von slavischem Blut.

Der Verfasser hat schon in seiner Geschichte des Kaiserthums Trapezunt seine genaue Bekanntschaft mit der bisher vom Studium so vernachlässigten, dunkeln und undankbaren byzantinischen Geschichte beurkundet. Indem er mit ungemeiner Gelehrsamkeit und Scharfsichtigkeit die historische Finsterniß aufhellt, die seither über diesem Theil der Weltgeschichte gelastet, erfüllt er eine bedeutsame Lücke, und entspricht zugleich einem Bedürfniß der neuesten Zeit, da die Fortschritte der russischen Waffen am schwarzen Meere und der nahe Verfall des türkischen Reichs die Aufmerksamkeit wieder auf jene Gegenden hingelenkt haben. Er tritt hier in Bezug auf den christlichen Theil der Türkei eben so als historischer Entdecker auf, wie Herr von Hammer in Bezug auf den muhamedanischen Theil, und seine Kritik wie sein Styl sind so glänzend, daß wir ihn den besten deutschen Geschichtschreibern unbedenklich an die Seite setzen. Ueberhaupt müssen wir hier wiederholt die neuern und neuesten historischen Studien der Deutschen rühmen, da binnen kurzer Zeit sehr viele treffliche Werke in diesem Fach erschienen sind, auf welche das Publikum aufmerksam zu machen, wir uns mit wahrer Freude angelegen seyn lassen. Kein Zweig unsrer Literatur trägt so viele und gesunde Früchte.

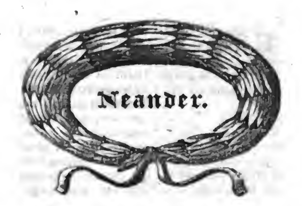
Herr F. zeigt zuerst, wie das alte Griechenland entvölkert, und dann, wie es neu bevölkert worden. Das Gemälde jener Entvölkerung ist schauderhaft. Wir geben nur eine kurze Skizze davon. Schon das Schwert der Römer wüthete so grausam bei der Eroberung Griechenlands, daß ein Zeitgenosse auf einer Reise von Aegina über Megara und Korinth nichts als Ruinen fand. Die eigentliche griechische Bildung zog sich nach Bizanz, Rhodus und Alexandrien. Im alten Peloponnes ging mit der Freiheit auch die Bildung unter, und an die Stelle der alten freien Bürgerschaften trat eine kleine Anzahl reicher Optimaten, umringt von einer großen Schaar Sklaven, wie überall in den römischen Provinzen. Apollonius von Tyana schrieb im ersten Jahrhundert nach Christo: „ich verwilderte, nicht weil ich lange von Hellas abwesend, sondern weil ich lange daselbst anwesend war.“ Doch blieb die Bevölkerung des Peloponnesus, obwohl vermindert und entartet, noch unvermischt die alte, mit Ausnahme einiger Kolonien, welche die Römer daselbst anlegten. Namentlich ließ sich ein großer Theil des siegreichen Heeres nach der Schlacht bei Aktium in Hellas nieder. Unter den ersten Kaisern wurde das Land öfters von der Pest verheert und von raubsüchtigen Beamten ausgesogen. Uebrigens blieb der Peloponnes von den ersten Stürmen der Völkerwanderung sowohl, als von den Christenverfolgungen verschont, weil die Barbaren nicht über den Isthmus von Korinth schritten und das Christenthum im Peloponnes nur äußerst wenig Anhänger fand. Desto schrecklicher aber litt die Halbinsel, als der bigotte Kaiser Arcadius eine große Heidenverfolgung verfügte. „Das Jahr 396 kann man als den Zeitpunkt ansehn, in welchem der öffentliche Gottesdienst auf der peloponnesischen Halbinsel in der Gluth der brennenden Tempel untergieng und Zeus der Olympier von seinem Throne sank, als den Zeitpunkt, in welchem das Schwert der Skythen (im römischen Solde) den Kern der heidnischen Bevölkerung verzehrte und das Kreuz siegreich auf ihren Gräbern sich aufrichtete. Die Namen der Christen, welche als das Opfer ihrer Ueberzeugung gefallen sind, hat man der spätesten Nachwelt überliefert. Die Namen jener unerschrockenen Männer aber, welche als Heiden gleichfalls für ihre Ueberzeugung in den Tod giengen oder in Massen ermordet wurden, sind zugleich mit den Gegenständen ihrer Andacht unter dem Schutte der Tempel begraben.“ Alarich war es, der die alten Götter Griechenlands in ihrer Heimath bekriegte, und glücklicher als die Titanen, sie vernichtete. Wie einst Xerxes so wurde Alarich an den Thermopylen aufgehalten, aber auf gleiche Weise durch Verräther, nämlich durch griechische Mönche heimlich über das Gebirg geführt und nun wälzten sich die Gothen nach Attika hinab. „Alle Städte und Dörfer wurden angezündet, alle erwachsenen Personen männlichen Geschlechts getödtet, Kinder und Weiber als Sklaven weggeführt, die Tempel geschleift, die Bilder zertrümmert. — Zum erstenmale drangen Skythen und Mönche in das geheimnißvolle Dunkel des großen Ceres-Tempels zu Eleusis und schleuderten Feuerbrände in den lezten Zufluchtsort der überwundnen Götter. Mit der Lohe des einstürzenden Tempels mischte sich das Blut des lezten Hierophanten von Griechenland, welcher (nach Eunapius) die Katastrophe vorherverkündigt hatte, und mit allen seinen Unterpriestern von Alarich erschlagen ward. —

Ob und wie tapfer die Griechen von Korinth, Argos, Mantinea, Tegea, Lacedämon und Megalopolis ihre Mauern vertheidigt haben, sagt Zosimus nicht, wohl aber, daß sie alle vertilgt und die benannten Städte niedergerissen wurden." Der elende Rest der Bevölkerung, der diesem Vernichtungssturm entgieng, wurde nun von den Kaisern in Konstantinopel mit Kirchen versehn und unter die grausame Zucht einer damals schon Stattfindenden christlichen Inquisition genommen. „Damals machten viele edle Männer ihrem Daseyn freiwillig ein Ende, oder starben vor Gram, wie der Philosoph Priscus in Epirus." Nur die Bewohner des heutigen Maina erwehrten sich der Pfaffen und zogen sich als gefürchtete Räuber in ihre Schlupfwinkel zurück, wo sie fort und fort dem heidnischen Gottesdienst pflegten.

Nun aber erhob sich erst der furchtbarste Sturm der Völkerwanderung; die Ostgothen, Attila, die slavischen Bulgaren, Anten und Gepiden wälzten sich Jahr aus, Jahr ein über den Hämus und mordeten ganz Griechenland bis zum Isthmus von Korinth systematisch aus. Nur in einigen großen Städten, wie Adrianopel, Philippopel, Justiniana ꝛc. erhielten sich die byzantinischen Besatzungen, das ganze platte Land dagegen ward von slavischen Stämmen bevölkert, die sich daselbst niederließen und Ackerbau trieben, sogar in der Nähe der byzantinischen Festungen. So sagt Procop, daß zu seiner Zeit schon dicht vor Thessalonich Barbaren wohnten. Derselbe Schriftsteller berichtet sodann von einer Pest, welche an den sämmtlichen Küsten des Mittelmeers hundert Millionen Menschen weggerafft haben soll. Ist diese Zahl auch übertrieben, so hat doch der noch griechische Peloponnes gewiß bedeutend von der Pest gelitten. Unterdeß fuhren die Slavinen, slavische Völker aus Rußland, unausgesezt fort, über den Hämus einzuwandern und die Byzantiner so zu bedrängen, daß diese endlich ein andres nordisches Volk, die Avaren gegen die Slavinen zu Hülfe riefen. Bajan, Chan der Avaren, zog aber nur noch mehr slavische Schaaren ins Land, und diese überschwemmten nun auch den Peloponnes, vertilgten den Rest der altgriechischen Bevölkerung daselbst, und gaben dem Lande, indem sie sich darin niederließen, so wie allen Bergen, Flüssen und Ortschaften slavische Namen. „Daß wir heute noch das Jahr bestimmen können, in welchem die Slaven den Peloponnes eingenommen, verdanken wir einem Mirakel des h. Andreas." Aus Dankbarkeit nämlich für das Wunder, durch welches dieser Heilige die Stadt Patras vor 218 Jahren nach der Einnahme des Peloponnes durch die Avaren gerettet, erklärte Kaiser Nicephorus Patras zu einer Metropolis. Nicephorus aber regierte zwischen 802 und 811; folglich muß auch die Einnahme des Peloponnes zwischen 581 und 593 fallen. Da aber ferner Evagrius ausdrücklich angibt, daß in demselben Jahr, in welchem Antiochia von einem Erdbeben zerstört worden, ganz Hellas von den Avaren unterjocht worden sey, so ist über dieses Jahr, 589, kein Zweifel mehr übrig.

Die ganze Mitte des Peloponnes wurde von den Slaven bevölkert. Nur in einigen befestigten Küstenstädten, besonders auf der Ostseite der Halbinsel, wie in Patras, Koron, Modon, Argos, Anapli und in den Felsennestern des heutigen Maina erhielten sich doch die griechischen Einwohner, durch die See in Verbindung mit Konstantinopel. Das übrige Land wurde durchaus slavisch. „Wenn man nahe bei den Ruinen von Mantinea, Aegium, Olenos, Amiklä, Messene und Megalopolis Ortschaften und Bäche findet, welche Goritza, Vostitza, Caminitza, Pirnatscha, Chlumutzi, Slavitza, Veligosti und Arachova heißen, so wird keine tiefe Einsicht nöthig seyn, um zu erkennen, daß man solche Namen in keinem altgriechisch gebliebenen Lande, wohl aber in Serbien, in Bulgarien, in Galizien, in Böhmen, Krain, Pommern und in Rußland finden kann, und daß sie folglich nicht von den Hellenen, sondern von slavisch redenden Menschen ursprünglich geschöpft worden sind. Erscheinen aber dagegen auf den Felsenriffen des peloponnesischen Eilandes zwei neue, um die Mitte des sechsten Jahrhunderts noch nicht vorhandene Städte, Arcadia und Monembasia, so wird Jedermann ausrufen, das sind hellenische Namen und von Hellenen gebaute Orte. Wenn wir nun auf diesem Wege den Peloponnes Kanton für Kanton untersuchen, überall die Gebirgs-, Fluß- und Ortsbenennungen, wie sie zur Zeit des Pausanias und Procopius im dritten und sechsten Jahrhundert gestaltet waren, mit ihrer verwandelten Form im achten und den darauf folgenden vergleichen; so wird auch der Ungelehrte den Umfang der Revolution zu beurtheilen im Stande seyn, welche dieses berühmte Eiland in seinen Grundfesten umgekehrt hat. Den Einwurf machen, daß die heutigen Moraiten unmöglich slavischer Abkunft seyn können, weil sie griechisch reden, hieße eben so viel, als die Behauptung aufstellen, die Insel Rügen, die Länder Pommern, Meklenburg, Sachsen, Mähren, Steier und das östliche Tyrol seyen immer von Germanen bewohnt und niemals von den Slaven überschwemmt worden, weil man in diesen Ländern heut zu Tage allgemein die deutsche Sprache redet. Dessen ungeachtet wird auch dieser Umstand gründlich und überzeugend erläutert werden, damit der Götzendienst, den man noch immer mit einem übertünchten Mausoleum treibt, aufhöre, und unsere Zeit in den Moraiten nicht die Kinder der alten Hellenen, sondern die menschlichen Wesen lieben und unterstützen lerne."

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 4. — 10. Januar 1831.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

21) Geschichte der Halbinsel Morea, während des Mittelalters. Ein historischer Versuch von Professor J. Th. Fallmerayer. Erster Theil. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1830.

(Beschluß.)

Die noch übrigen altgriechischen Küstenstädte, so wie die Inseln, auf welche sich die Griechen frühzeitig vor den Barbaren geflüchtet haben mögen, behaupteten sich zwar gegen die Avaren, geriethen aber in Bürgerkrieg mit Konstantinopel selbst, in Folge des berühmten Bilderstreites. Ihre Flotte wurde vor Konstantinopel geschlagen, und bald darauf vernichtete eine Pest, so furchtbar, wie noch keine gewesen, die ganze griechische Bevölkerung der Cykladen und der Küsten des Peloponneses. Nach Nicephorus und Theophanes sollen nur wenige Menschen übrig geblieben seyn, und Konstantin Porphyrogenitus schreibt, „der ganze Peloponnes wurde nach dieser Seuche slavinisirt und völlig barbarisch.“ „Hatten sich auch noch in den Thälern der taygetischen Gebirge Trümmer von lacedämonischen Griechen erhalten, so sind sie doch ganz sicher durch diese entsetzliche Seuche und die darauf folgende Immigration der Fremdlinge, weggerafft worden, weil wir von dieser Zeit an nicht etwa nur das Eurotasthal bis zum Meere hinab, sondern auch die Halden, die westlichen Abhänge des Taygetus von Kalamata bis Maina hinab, und sogar die innersten Winkel und Thalschluchten dieses famösen Gebirges urkundlich durch die melingiotischen Slaven besezt finden. Und so vollständig war die Vernichtung der Hellenen, und die Kolonisirung dieser unwegsamen Gegend durch Slavenstämme, daß noch vierhundert Jahre nachher der ganze Gebirgszug von den Gränzen Arkadiens bis zum Kap Tänarus in der Chronik von Morea vorzugsweise τα Σκλαβικά genannt wird, nachdem der übrige Peloponnes längst durch die wiederauflebende Kraft der byzantinischen Imperatoren unterjocht, bekehrt und gräcisirt war. — Man muß sich unterdessen nicht vorstellen, als wären die von der Pest verödeten Ostküsten des Peloponnesus augenblicklich, wie auf ein gegebenes Zeichen, durch frisch eingedrungene Horden okkupirt worden. Es dauerten vielmehr die Strömungen der Fremdlinge vom Ister bis zum Kap Tänarus während der ganzen Regierungszeit des Konstantin Copronymus, und erst das Ende derselben ist beiläufig als der Gränzpunkt anzusehen, in welchem der eben bezeichnete große Länderstrich wieder mit Bebauern gänzlich angefüllt war und allmählich mit neuen Städten, Dörfern und Maier-

höfen bedeckt zu werden anfieng. Im Jahre 763 ließen sich nach Angabe des Patriarchen St. Nicephorus noch 280,000 frisch eingewanderte Slaven am Flusse Artanas nieder, und sechs Jahre nachher hatten sie schon die Inseln Tenedos, Imbros und Samothracien geplündert und entvölkert."

Dagegen begann die Kaiserin Irene im Jahr 783 ihren Eroberungszug gegen Süd-Slavinia oder Altgriechenland, doch glückte es erst hundert Jahre später dem Kaiser Basilius den slavischen Peloponnes (Slavinia, Morea) zu unterwerfen, mit Ausnahme der Milinger, welche sich in ihren Felsennestern nun eben so tapfer wehrten, wie ehemals die lezten heidnischen Altgriechen. Die unterworfnen Slaven mußten sich zum byzantinischen Christentbum bekehren und nahmen auch nach und nach durch die lange Unterwerfung die byzantinische, neugriechische Sprache an, um so mehr, als sie keine eigne Schrift hatten, sondern die Buchstaben erst von den Byzantinern erhielten.

Der Verfasser geht nun zu nähern Namenerklärungen über. Er beweist, daß Morea, der neue Name des Peloponnes, slavisch sey und Küstenland bedeute, wie Pommern (Po — moran) und das Land der Morlachen (Moro — Wlachen). Dann zeigt er, daß die meisten slavischen Ortsnamen im Innern von Morea in allen slavischen Ländern häufig wiederkommen; z. B. Planitza (Bach), wie mehrere Bäche in Böhmen und Schlesien heißen; Goritza (Berg), ein äußerst häufiger Name, auch im slavischen Deutschland, z. B. Görz, Göritz, Görlitz; Kamenitza (Stein), bei uns Kemnitz, Kamenz ꝛc. Der Verfasser geht alle einzelnen Theile Moreas und alle Namen aufs sorgfältigste durch. Wir fügen hier nur noch seine Bemerkungen über Maïna bei. Dieser Name ist neu, selbst Procop kennt ihn noch nicht, und doch sagt Konstantin Porphyrogenitus, daß zu Maïna noch die Nachkommen der alten Hellenen lebten. Diesen Irrthum erklärt sich der Verf. folgendermaßen. Er sezt Maïna und Mania (die Wuth) gleich, also daß Maïnoten so viel als die Wüthenden heißen. Diesen Namen aber trugen kurdische Christen, welche vor Chosrew II. bei dessen Christenverfolgung aus Persien flohen, sich im Gebirge Libanon festsezten und von hier aus einen fanatischen Krieg gegen die Mohamedaner führten. Man nannte sie Mardaiten, d. i. Räuber, Wüthende. Als aber im Jahr 686 der erste Frieden zwischen Kaiser Justinian II. und dem Chalifen Abdulmelik geschlossen wurde, verpflichtete sich der Kaiser, die Mardaiten von fernern Kriegen gegen die Muhamedaner abzuhalten, und er verpflanzte 12,000 Männer derselben mit ihren Familien theils nach Kleinasien, theils nach Thrazien. Darauf aber erwähnt Konstantin Porphyrogenitus ausdrücklich „Mardaiten, welche im Peloponnes wohnen," und somit ist es sehr wahrscheinlich, daß diese Mardaiten ihren räuberischen Sitten gemäß, sich in Maïna niedergelassen, sich gräcisirt und den Namen erhalten haben, der nur die griechische Uebersetzung von Mardait ist und dasselbe bedeutet. — Daß übrigens die Küstenörter, die sich anfangs lange gegen die Slaven hielten, und die unmittelbar nach ihrer Slavisirung wieder den Byzantinern unterworfen wurden, ihre alten Namen beibehalten haben, ist sehr natürlich, ohne daß deshalb auf das altgriechische Blut ihrer heutigen Bewohner der mindeste Schluß erlaubt ist. „Als Resultat dieser langen Prüfung ergibt sich, daß am Schlusse des zwölften Jahrhunderts von den althellenischen Ortsnamen des Peloponneses noch ungefähr fünf und zwanzig übrig waren, wovon ein und zwanzig an der Seeküste, vier aber in einiger Entfernung lagen. Hiezu rechne man noch die alten Flußnamen Erasinus, Inachus, Anigra und Erata mit dem Vorgebirge Drepanon, und man hat aus den vielen hundert Namen des Alterthums etwa noch dreißig gerettet, was nach unserem Dafürhalten jeden Zweifel über Größe, Dauer und Umfang der Verwandlung dieser Halbinsel auf immer heben soll. Hierbei ist auch nicht zu vergessen, daß sogar die noch griechischredenden Ueberbleibsel des Peloponneses schon im zehnten Jahrhunderte zu Konstantinopel nicht mehr als Hellenen, sondern als eine Bastardrace angesehen wurde, welche die Spuren ihrer slavischen Abstammung im Antlitze herumtrage."

Zum Schluß schildert der Verfasser die Eroberung des byzantinischen Reichs durch die Franken und die Lehnsherrschaft der Familie Ville-Harduin über Morea, durch deren Tapferkeit endlich auch die slavischen Milinger, die lezten Heiden, und die Maïnoten bezwungen wurden.

22) Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche. Von Dr. August Neander. Erster Band. Zweiter Band, erste und zweite Abtheilung. Hamburg, Perthes, 1826—1830.

Wenn irgend ein neueres Werk in der Geschichte der Literatur Epoche machen wird, so ist es das vorliegende. Steht es auch für den Augenblik, da alle Köpfe von der Politik eingenommen sind, in bescheidnem Hintergrunde, so sichert ihm doch sein innrer Werth und die Wichtigkeit seines Gegenstandes eine lange Dauer und einen mächtigen Einfluß auf die religiösen Entwicklungen der Folgezeit. Es ist ohne Widerrede die beste Kirchengeschichte, die wir bis jezt erhalten haben. Auch konnte erst die neuere Zeit ein solches Werk hervorbringen, indem früher die Polemik zwischen Protestanten und Katholiken, oder Offenbarungs- und Vernunftgläubigen beständig den reinhistorischen Standpunkt verrückte. Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts war es ohne Gefahr noch nicht möglich tolerant zu seyn, nachher vergiftete umgekehrt die Religionsspötterei

die dem Kirchenhistoriker nothwendige ernste und fromme Gesinnung. Dazu kommt, daß erst in neuerer Zeit durch zahlreiche Special-Untersuchungen die dunkleren Parthieen der Kirchengeschichte, die sich auf die abweichenden Sekten, deren Zusammenhang mit heidnischer und späterer weltlicher Philosophie ꝛc. beziehn, besser aufgehellt worden sind, und daß überhaupt erst der historische Geist unsrer Tage eine gerechte und vollständige Würdigung aller Bedingungen des kirchlichen Lebens in den verschiednen Epochen möglich gemacht hat, weil man früher den organischen Zusammenhang aller geschichtlichen Erscheinungen noch niemals recht beachtete, sondern immer einseitig nur eine dieser Erscheinungen für sich und im Gegensatz gegen andre auffaßte. Herr Neander hat aber das große Verdienst sich erworben, mit der ausgedehntesten, in neuerer Zeit so sehr erweiterten Gelehrsamkeit den durch den Gegenstand gebotenen frommen Ernst und den überschauenden und seinen Gegenstand vollkommen beherrschenden Blick des philosophischen Historikers zu vereinen.

Die Grundansicht, der er durch das ganze Werk folgt, ist keine vorgefaßte Meinung, sondern das Resultat der Forschung, sie wird daher im Verlauf der Untersuchung auf jeder Seite bestätigt. Er sezt das Wesen des Christenthums in die **Heiligung des Lebens**. Damit weist er von sich zwei entgegengesezte Extreme, erstens die Ansicht, nach welcher das Wesen des Christenthums in dem Wissen, in der Erkenntniß gewisser Lehren vom Wesen Gottes, der Welt, der Seele, der Unsterblichkeit ꝛc. liegen soll, — zweitens die Ansicht, nach welcher es in gleichgültigen, oder gar unnatürlichen Zeichen und Handlungen, in der Werkthätigkeit, in Ceremonien oder in der Abtödtung und Ascetik liegen soll. Das Christenthum, sagt er, ist keine Philosophie, es gibt dem Wissen keine Aufschlüsse, es beschäftigt nicht einseitig den Geist, es ist vielmehr eine lebendige, den ganzen Menschen durchdringende, sein ganzes Leben heiligende, zum Guten stimmende Kraft. Es ist aber eben deshalb auch keine unnütze oder gar unnatürliche Werkthätigkeit, die dem gewöhnlichen Leben entgegengesezt ist. Es ist vielmehr der Sauerteig des Lebens, das Salz der Erde, es wirkt nur im Leben, wie der Sauerteig im Brod, wie das Salz in der Speise. So war das Christenthum von seinem Stifter gemeint, so bildete es sich bei den ersten Christen aus, und darauf wurde es auch von allen Reformatoren immer wieder zurückgeführt, wenn es nach einem oder dem andern jener beiden Extreme sich verirrt hatte. Es fing indeß schon frühe an, auf diese beiden Abwege zu gerathen. Die Heidenchristen bezogen bald das Christenthum nur auf ein höheres Wissen (Gnosis) und vermischten es mit der platonischen und orientalischen Philosophie. Diesen griechischen Gnostikern gegenüber bezogen im Gegentheil die Judenchristen und später die römischen Kaiser das Christenthum auf äußre Werkheiligkeit, und vermischten es theils mit der altjüdischen Hierarchie, theils mit der indischen Ascetik, theils mit der römischen Politik. So entstanden auf der einen Seite eine Anzahl philosophirender Sekten und auf der andern das Einsiedler- und Mönchsleben, das bevorrechtete Priesterthum und die Kirchenpracht. Dasselbe wiederholt sich später immer wieder aufs neue und in noch schroffern Gegensätzen. So finden wir in der Blüthe des Mittelalters zugleich die Scholastik gegenüber den Bettelmönchen und der vollendeten Hierarchie, und noch später in der Reformation die Mystik gegenüber den Jesuiten und der politischen Landeskirche. Das wahre Christenthum geht immer nur durch diese Gegensätze hindurch, behauptet sich aber auch immer zwischen denselben und führt von deren Uebertreibungen zurück. Alle großen Kirchenlehrer und Reformatoren zeichnen sich dadurch aus, daß sie das lebendige Christenthum gegen die Denker, das heilige Leben gegen die scheinheilige Werkthätigkeit vertheidigen. Und gerade darin, daß das Christenthum nie eigentlich sein eignes Ideal erreicht hat, sondern immer nur kämpfen muß gegen jene Verirrungen, gerade darin sieht der Verf. die Bestimmung des Christenthums. Es soll nämlich in der Menschheit wie der Sauerteig im Brode, wie das Salz in der Speise wirken, und damit es dies könne, muß es sich mit allen menschlichen Verirrungen vermischen. Indem es sich in dieser Vermischung selbst eine Zeitlang verunreinigt, reinigt es eben dadurch die Menschheit. Es hat die Bestimmung, wie Christus selbst zur Erde und sogar zur Hölle hinabzusteigen und bis in die lezte Wurzel alles Uebels einzudringen, um es von der Wurzel aus zu heilen.

Dies ist die schöne Grundansicht des Verfassers, die sich zugleich als die richtigste und wahrste im ganzen Verlauf der Geschichte bestätigt, denn nie ist das Christenthum entartet, ohne daß diese Entartung zur Reinigung dessen führte, wodurch es entartete. Es vermischte sich mit der heidnischen Philosophie, nur um zulezt diese Philosophie zu läutern, mit der cynischen Ascetik, um zulezt die so sehr gesunknen heidnischen Sitten neu zu veredeln, mit der Hierarchie, um die Staaten zu besserer Gestalt umzuschmelzen, mit der Pracht der Künste, um diese schöner zu verjüngen. Der ganze Zustand unserer neuen Sitten und Staatsverfassungen, Wissenschaften und Künste ist aus jener Vermischung und temporären Verunreinigung des Christenthums mit entgegengesezten Denk- und Handlungsweisen hervorgegangen.

Indem der Verfasser aber, stets festhaltend an der Idee des lebendigen Christenthums, die Hineinbildung des Christenthums einerseits in die geistige, philosophi-

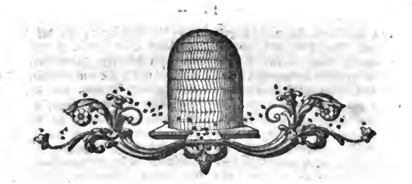
rende, gnostische, andrerseits in die sinnliche, jüdisch-römische Richtung als Abwege bezeichnet, verleitet ihn die strenge Konsequenz zu einiger Unbilligkeit gegen die christliche Philosophie und Aesthetik. Geben wir auch uneingeschränkt zu, daß die tiefsinnige Gnosis und Mystik, welche das Wesen Gottes, die Weltschöpfung, die ewige und zeitliche Natur des Menschen und das Leben nach dem Tode zu erklären unternimmt, und die schöne Kunst, namentlich des katholischen Mittelalters, Nebendinge sind, die das lebendige Christenthum nichts angehn und die es nicht bedarf, so ist darin noch keine Verwerfung, oder auch nur Gleichgültigkeit gegen diese Nebendinge ausgesprochen. Der menschliche Geist will und muß philosophiren, das menschliche Gemüth will und muß sich in das Schöne versenken, und gerade je tiefer der Mensch zugleich vom lebendigen Glauben des Christenthums durchdrungen ist, desto eifriger muß er streben, jenes philosophische und ästhetische Bedürfniß damit in Einklang zu bringen. Wenn er nur seine Philosophie und Kunst dem lebendigen Christenthum nicht entgegengesezt, oder es mit ihnen zu ersetzen wähnt, wenn er sie vielmehr dem Christenthum unterordnet, so kömmt ihnen als dienenden Engeln neben der Gottheit unsre volle Verehrung zu. Die Erfahrung selbst hat darüber schon entschieden. Das christliche Denken und Dichten hat sich neben dem christlichen Handeln ausgebildet, immer mehr an ihm sich läuternd. Der Doppelbegriff der Freiheit und der Liebe, der dem Alterthum fehlte, hat die Philosophie unendlich veredelt, und wie wunderbar hat die Kunst im Christenthum sich verjüngt. Was ist, fragen wir, die ältere Kirchenmusik, wenn sie nicht christlich ist, wenn es keine christliche Musik, keine durchs Christenthum geheiligte Sinnlichkeit geben sollte?

Der Verfasser geht in seiner strengen Konsequenz so weit, daß er sogar das Martyrerthum verwirft. Allerdings ist „christlich leben" besser, als „für Christo sterben;" allerdings mochte die Martyrer zuweilen ein versteckter Hochmuth beseelen; allerdings war es unklug, sich zu opfern, wenn man sich durch eine kleine List hätte retten können; aber welch erhabne Unklugheit, ruhmwürdiger gewiß, als die vom Verfasser allzu sehr gerühmte geistliche Klugheit derer, die sich den Verfolgungen schlau zu entziehn wußten! Es versteht sich von selbst, daß Heiden, wie es die Martyrer waren, immer nur Ausnahmen sind. Waren sie unklug, so waren eben tausend Andre dafür desto klüger. Warum ihnen einen Fehler vorwerfen, welcher der Sache des Christenthums nichts geschadet hat, da ihre großartige Aufopferung im Gegentheil dieser Sache unendlich genuzt hat? Hat ihr Beispiel etwas Gefährliches, so seyen wir doch ja nicht bange, daß es allzuhäufig werde befolgt werden. Aber wir gestehn, wir würden am Christenthum verzweifeln, wenn es die Menschen niemals bis zu dem Grade der Selbstentsagung hätte begeistern können, wenn es niemals Martyrer gehabt hätte.

Doch es kommt weniger darauf an, ob Herr Neander die Thatsachen, die er erzählt, billigt oder mißbilligt, als darauf, ob er sie treu, vollständlich und klar mittheilt. Dies muß in hohem Grade von ihm gerühmt werden. Ref. maßt sich nicht an, so unermeßliche Studien corrigiren zu können. Er kennt nur einige der bedeutendsten Kirchenlehrer im Original, namentlich gnosticirende, allein diese Vergleichungspunkte reichen hin, um den Scharfsinn zu erkennen, mit welchem Herr Neander in seinem verhältnißmäßig sehr gedrängten Werke überall die charakteristischen Hauptpunkte der verschiednen Lehren und die bezeichnendsten Citate aus den Quellen ausgewählt hat. Auch bestätigt sich dies durch jede Vergleichung mit frühern Kirchenhistorikern. Neanders Methode, stets einen reinchristlichen Mittelpunkt fest zu halten und von da aus die abweichenden Richtungen der Kirche einander zu kontrastiren, macht den Ueberblick des Ganzen ungemein leicht, und die treffende Schärfe, mit der er jede einzelne Lehre und Meinung, so wie die äußre Geschichte der Kirche schildert, hat so etwas Klassisches, daß die Kirchengeschichte in dieser Art und in so großem Umfang noch nichts Aehnliches hervorgebracht hat.

Der erste Band umfaßt die drei ersten Jahrhunderte bis auf Konstantin den Großen, schildert also die Kirche in ihrer ersten Erniedrigung und Verfolgung, welches aber auch noch die Zeit ihrer ersten Reinheit und ihres Heroismus war. Der zweite Band reicht von Konstantin bis auf Gregor den Großen, schildert also den Sieg des Christenthums über das Heidenthum und damit zugleich die Begründung der Hierarchie und der heidnischen Reaktion im Christenthum selbst. Denn im Grunde hat der Kampf zwischen Christenthum und Heidenthum nie aufgehört. Aeußerlich besiegt, pflanzte sich das Heidenthum innerlich im Christenthum selbst fort und wurde ihm nur um desto gefährlicher. Auch der erste Gegensatz, der sich im Christenthum bildete, zwischen gnostischer Philosophie und jüdischer Werkheiligkeit, blieb fort und fort in der Kirche und trat in der zweiten Periode in dem Gegensatz des philosophirenden Orients gegen das jüdisch-hierarchische Rom über. Der Kampf dieser Partheien gegen einander, und einer ächt christlichen gemäßigten Parthei gegen diese beiden Ultrapartheien, wird vom Verfasser mit außerordentlicher Lebendigkeit geschildert, und der Gegenstand ist für jeden Christen von so unendlicher Wichtigkeit, der Vortrag des Verfassers aber so verständlich, daß wir dringend wünschen, das klassische Werk möge nicht blos von Geistlichen, sondern auch überall von Laien gelesen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 5. — 12. Januar 1831.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

23) Versuch einer allgemeinen Missionsgeschichte der Kirche Christi. Herausgegeben von M. Ch. G. Blumhardt, Inspektor der evangel. Missionsschule zu Basel. Erster Band. Zweiten Bandes erste Abtheilung. Mit einem Kärtchen. Basel, Neukirch. 1828—29.

Auch dieses Werk enthält einen wesentlichen Theil der Kirchengeschichte, der bisher eine besondre Behandlung noch entbehrt hat. Der Verfasser ging von dem Bedürfniß der Basler Missionsschule aus, und wollte zugleich den Gegnern des Missionswesens beweisen, daß dasselbe nichts neues sey, daß vielmehr von den ältesten Zeiten der Apostel an bis jezt Missionen Statt gefunden haben und das wirksamste Mittel für Ausbreitung des Christenthums gewesen seyen. Die beiden vorliegenden Theile gehn nur bis auf Konstantin den Großen, enthalten daher nur die Geschichte der ältesten Missionen der Apostel und ihrer nächsten Nachfolger. Doch ist darin beinahe die ganze Geschichte des Christenthums selbst enthalten, da es sich in jener ersten Zeit der Verfolgung nur durch Missionen verbreitete. Am meisten Interesse erregen hier schon die Missionen in entferntere Ländern, namentlich Persien und Indien, Gallien und Britannien. Wenn unser Blick von den innern Streitigkeiten und weltlichen Verderbnissen der Kirche oft zurückgestoßen wird, so weilt er dagegen mit Freude bei den Boten des Heils, die, ungleich den Pilgern, nicht zum h. Grabe, sondern von ihm auswandernd, nach allen Weltgegenden hin das Licht tragen, tausend Gefahren bekämpfend, und sie besiegend durch die Macht der Liebe. Während in der Mitte des christlichen Reichs schon Dunkel sich einschleicht, strahlen seine äußersten Grenzen noch im ersten Licht, und während dort schon jüdisch-heidnisches Laster die Herrschaft in der Kirche gewinnt, waltet hier noch die alte christliche Einfalt und Tugend. In den Missionären hat sich von jeher diese Einfalt erhalten, weil sie bei fremden und rohen Völkern fast immer unter den gleichen Bedingungen auftraten, wie die ersten Christen unter den alten Juden und Heiden.

Dennoch hat auch das Missionswesen in späterer Zeit unter der allgemeinen Verderbniß der Kirche leiden müssen. Die Jesuiten entweihten es, indem sie es zu einem Mittel für politische Zwecke herabwürdigten, und erst die aus dem Schooß der Reformation hervorgegangenen Pietisten stellten es in seiner altapostolischen Reinheit wieder her. In dieser Beziehung werden die folgenden Bände des sehr schätzbaren Werks vom größten Interesse seyn.

24) **Greuelscenen aus der Geschichte des römischen Papstthums.** Dargestellt vom Pfarrer Lippold. Leipzig, Kummer, 1830. — Alle Schandthaten, die je von römischen Priestern ausgegangen, sind hier zu einem Bouquet Giftblumen zusammengebunden. Der Verfasser entschuldigt diesen sonderbaren Geschmack damit, daß auch auf der entgegengesezten Seite die römisch-katholische Parthei sich aller nur irgend wirksamen Mittel bediene, um den Protestantismus verhaßt zu machen. Ist dem auch so, so folgt doch nicht, daß man ein schlimmes Beispiel befolgen müsse. Es bleibt immer ungerecht, blos die Schattenseite einer Sache darzustellen. Uebrigens ist dies Gemälde leider nur allzu treu. Ja, alle diese hier geschilderten Greuel sind wirklich geschehn, nur hat der Verfasser im Partheihaß alles Gute übersehn, was auch geschehn ist.

25) **Das Mährchen von der Päpstin Johanna** aufs Neue erörtert von Dr. W. Smets. Kölln, Pappers und Kohnen, 1829. — Der als eifriger Katholik bekannte Verfasser stellt aufs neue alle Beweise zusammen, durch welche die Geschichte der sogenannten Päpstin Johanna schon längst unter die Mährchen versezt worden ist. Im Grunde kommt aber wenig darauf an, ob dergleichen Mährchen einen historischen Grund haben oder keinen, wenn sie nur als Mährchen allgemeine Verbreitung gefunden haben. Daß man die tolle Erfindung einer Päpstin machen und so lange daran glauben konnte, ist nicht weniger merkwürdig, als wenn wirklich eine solche Päpstin gelebt hätte. Das matrimonium S. Petri ist auch ein Mährchen, und als solches tausendmal widerlegt, und doch hat es vollkommen die Wirkung einer Wahrheit gehabt. Wenn Erfindungen so große Erfolge haben, so müssen sie im Sinn der Wirklichkeit erfunden seyn. Thatsachen erzeugen Meinungen, Meinungen gestalten sich zu Mährchen, die wieder wie Thatsachen genommen werden. So war es ja immer.

26) Essai sur les anciennes assemblées nationales de la Savoie, du Piémont et des pays qui y sont ou furent annexés par le Comte Ferdinand dal Pozzo, Ancien Maitre des Requêtes, et premier Président de la cour imperiale de Gênes. Tom. I. Paris 1829.

In keinem europäischen Staat ist die Landesgeschichte so dunkel und so mit Fleiß entstellt und in Nacht gehalten, wie in Savoyen und in Piemont. Zwar fehlt es keineswegs an einheimischen Schriftstellern, sie gehören aber weit weniger dem Land und dem Volk, als den Fürsten und dem Hof an, seinen Ereignissen, Festen, Todesfällen, Beilagern und Taufen, desgleichen den Kabinetskriegen und den kirchlichen Stiftungen, wie das leider auch in Deutschland lange Sitte gewesen ist. Guichenon, ein sehr gelehrter Mann des 17ten Jahrhunderts, hing in Allem was er sagte, von dem Turiner Kabinet ab, theilte diesem sogar seine Manuscripte mit, und schmeichelte dessen absurden Ideen über die Abstammung des Hauses Savoyen vom Haus Sachsen, wodurch die Ansprüche der savoyenschen Fürsten auf den deutschen Kaiserthron frisch erhalten wurden. Der Graf Emmanuel Tesauro zeigt sich in seiner Geschichte der Stadt Turin und in dem Buch über den Ursprung der bürgerlichen Kriege in Piemont zwar als gründlicher Historiker aber auch als schmeichelnder Lobredner der Königsgewalt und des Beamten-Despotismus. Spätere savoyische Geschichtschreiber waren im treuen Dienst dreier Prinzessinnen des Landes. Andere Historiker z. B. Saint-Real und Giannone wurden zur Geschichtschreibung Savoyens und Piemonts angehalten, wie sie der Hof haben wollte, sie wollten aber nicht an das Geschäft. Wieder Andere bearbeiteten sie nach den mitgetheilten Materialien auf ihre Art, z. B. Pater Lama und Pater Roma, Professoren an der Turiner Universität, Gioffredo u. s. w. Ihre Manuscripte kamen aber nie ans Tageslicht. Es ist unglaublich, welche Menge kostbarer Handschriften dieser Art in den Archiven und in den verschlossenen Schränken der Universitäts-Bibliothek zu Turin liegen, und deren Druck sorgfältig verhindert wird.

Als Muratori Materialien zu seiner Geschichte Italiens sammelte, gab er sich alle ersinnliche Mühe, um Handschriften über Piemont und Montferrat zu bekommen. So verlangte er unter andern eine Asti'sche Chronik von Raimond Turc aus dem 12ten Jahrhundert. Aber all sein Bitten war, wie er selbst sagt, vergebens, die piemontesischen Archive gaben Nichts heraus. Glücklicherweise theilte ihm der Marchese Malespina von Tortone die Chroniken des Ogera Alfieri und der zwei Ventura mit. Dies sind mit der alten Chronik von Novalese die einzigen Handschriften, welche er über das ganze Land in sein rerum Italicarum Scriptores eintragen konnte. Nirgends war dies Verstecken so arg als in Turin. Darum wurden da die alten Landesgesetze nach den Bedürfnissen der Regierung verstümmelt. Es sind zwar einige Sammlungen davon erschienen, z. B. die von Borelli, sie wurden aber nach dem Willen zweier piemontesischer Staatsminister gemacht. Es ist sehr wahrscheinlich, daß nach dem Erscheinen dieser Sammlung, die Originale, frühere Abschriften und Abdrücke, sorgfältig versteckt oder gar zerstört wurden. Als die Franzosen über Savoyen und Piemont herrschten, begann auch für die Geschichtschreibung des Landes eine bessere Zeit. Leider aber blieben die Archive nach wie vor verschlossen, denn auch die kaiserliche Regierung wollte von den alten Landesfreiheiten nichts hören. Das wenige,

was ans Tageslicht kam, bewieß, wie unsäglich Viel noch fehlte. Diesem suchte der Graf Galli und der Abbé Grillat durch bedeutende Sammlungen von Materialien abzuhelfen, und allerdings gaben sie das Beste, was wir bis auf den heutigen Tag in dieser Hinsicht besitzen, denn als später das alte Regentenhaus nach Turin zurückkehrte, war an keine Nachsuchung und Bekanntmachung dieser Art mehr zu denken. Denina's Werk über die Geschichte des westlichen Italiens, weit entfernt von seinem trefflichen Buch über die italienischen Revolutionen, muß sehr oberflächlich genannt werden, und in Beziehung auf Savoyen und Piemont enthält es die grösten Irrthümer und Verwechselungen. Gründlicher und gewissenhafter sind des savoyischen Marquis Costa de Beauregard's, zu Turin 1816 erschienene, historische Memoiren über das Haus Savoyen vom 11ten Jahrhundert bis zum Jahr 1796. Aber auch ihm fehlt es nicht an Irrthümern und zahlreichen Lücken, so wie an gewinnenden Bemerkungen über das regierende Haus, in dessen Residenz und mit dessen Censur das Buch erschien. Neuerdings hat Grenus in Genf in seinem Document historique du pays de Vaud und in seinem Fragment sur Genève viel neues Licht auf Savoyens Geschichte geworfen, und alles was er darüber sagt, hat großen Werth, das urkundlich belegt ist. Wenn nun in diesem Feld fortgearbeitet würde, so könnte Savoyens und Piemonts Geschichte nach und nach aus ihrem Dunkel hervorgehen. Dazu wird aber freilich die jetzige sardinische Regierung nicht die Hand reichen, da sie dal Pozzo's Buch gleich nach seinem Erscheinen streng verboten hat.

Auch von Savoyens Geschichte wie von der deutschen und französischen läßt sich Frau von Staëls Aeußerung wiederholen: il importe de repeter à tous les partisans des droits que reposant sur le passé que c'est la liberté qui est ancienne; et le despotisme qui est moderne.

Seit der Restauration des Turiner Hofs haben mehrere seiner Angehörigen und besonders der Graf Botton de Castellamonte größere und kleinere Schriften herausgegeben, worin behauptet wird, die alten Stände seyen höchst verderblich für das ganze Land gewesen, dabei seyen nur die Prälaten, die Lehnsträger und die unmittelbaren Städte, aber keineswegs das Volk repräsentirt worden; diese Ständeversammlungen hätten wie überall nur dazu gedient, das Ansehen des Regenten zu vereiteln, nützliche Reformen zu verhindern, und die Macht der Geistlichkeit und des Adels zu vermehren; erst nach dem Aufhören dieser Stände habe Piemonts Glanz und Glück begonnen und habe drei Jahrhunderte hindurch unausgesetzt fortgedauert; Emanuel Philibert (1561) habe diese hindernden Stände in einen großen Gerichtshof umgeschaffen, und ihnen befohlen, die neuen Gesetze nach Art des französischen Parlaments einzuregistriren, wobei er selbst noch das Recht gehabt, die Mitglieder dieses großen Gerichtshofs ein- und abzusetzen. „Wenn später, besonders seit Victor Amadeus I. ein Widerspruch von dem Parlament, oder auch nur von einigen Gliedern desselben vorgekommen: so sey die Ursache ganz einfach, denn die Präsidenten, die Generaladvokaten und die ausgezeichnetsten Mitglieder des Gerichtshofs seyen vorher immer nach Hof berufen und von der Regierung consultirt worden, wenn sie ein neues Gesetz geben wollen.“ In neueren Schriften, deren Verfasser gute Posten innehaben, wird Aehnliches behauptet; da heißt es: unsere Regenten sind immer die Väter des Vaterlandes gewesen; die Regierungsform war in den ältesten Zeiten ganz unabhängig und absolut, erst später maßten sich die Stände einiges Ansehn an, aber lange nicht so viel als man behauptet hat; nach dem Herzog Emanuel Philibert kamen jedoch auch diese in Verfall; die Landstände trugen dem Regenten blos Bitten vor, nie haben sie etwas gefordert, die Finanzen und das Militär hiengen gar nicht von ihnen ab; sie versammelten sich auch nur auf Befehl des Regenten, mit einem Wort, diese Landstände waren sehr unbedeutend, und ihre Versammlungen brachten dem Land in unruhigen Zeiten großen Nachtheil, darum ließen sie die Regenten nicht wieder zusammenkommen, und wir müssen ihnen dafür Dank wissen.“

In diesem Ton sprechen die Turiner Historiker und Publicisten.

Hören wir nun, was der gründlichste savoyische Geschichtschreiber, der gelehrte und vielkundige Graf Tesauro über die Stände Piemonts und Savoyens sagt, und vergessen wir dabei nicht, daß er dem Hof sehr ergeben war, daß er das Verlangen nach Wiederherstellung der Stände für ein Majestätsverbrechen erklärte, ihnen auch persönlich sehr abgeneigt war. Bei Gelegenheit eines Vormundschafts- und Regierungsstreits in der savoyischen Regentenfamilie sagt er: „Es ist freilich ausgemacht, daß in den ältesten Zeiten, als die savoyischen Souveräne noch weniger mächtig, und ihre Völker freier und unabhängiger waren, als das Land noch Spuren von ehemaliger Republik enthielt, ein mächtiger und den Regenten sehr furchtbarer Gerichtshof in Savoyen und Piemont bestand, nämlich die Vereinigung des Geistlichen-, des Adels- und des Volksstands. Diese Ständeversammlung hatte sich ein großes und unbeschränktes Ansehen angemaßt, sie nannte sich den Vater und Vormund des Prinzen, ja den natürlichen und gebornen Landesfürsten, zum Unterschied desjenigen, der durch Succession auf den Thron kam; sie war der Knoten und der Mittelpunkt aller fürstlichen Hoheit und Gewalt, ja sie ordnete sogar zu Zeiten die Republik an, urtheilte und entschied alle Fragen und Streitigkeiten über fürstliche Vormundschaft oder Succession zwischen mehreren Prätendenten, sie mochten nun einheimisch oder fremd seyn. Außerdem erklärte sich die Ständeversammlung auch

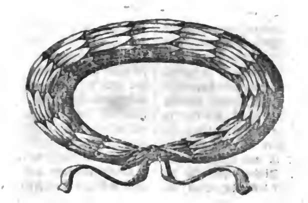
zum Präceptor des erwachsenen Fürsten, und zum Censor all seiner Handlungen; sie entschied über Krieg und Frieden, bewilligte die verlangten Steuern oder schlug sie aus, sezte dem Recht das Recht entgegen, manchmal sogar die Gewalt der Gewalt, denn der Fürst hatte damals keinen andern Schatz und keine andere Mittel, als die, welche ihm die Stände freiwillig und als Geschenk zugestanden, er hatte keine andere Waffen, denn die ihrigen. Hiernach darf man sich nicht verwundern, wenn in andern Königreichen, wo die Stände fast überall dieselben waren, Hand an den König gelegt wurde. Dieses Tribunal hat aber seine Kraft und seine freie Bewegung verloren, seit die savoyischen Fürsten mächtiger geworden sind, es sank immer mehr, bis es endlich ganz verschwand. Als König Ludwig XI. von Frankreich das Ansehen der drei Stände in seinem Königreich herabgedrückt und vermindert hatte, äußerte er sich, daß er nun endlich aus seinem ehemaligen Pagenstand getreten sey. Eben so war es mit dem weisen Herzog Emanuel Philibert von Savoyen, denn er rühmte sich eines Gleichen. Wer aber jezt die drei Stände wiederherstellen wollte, würde für ein Majestätsverbrecher angesehen.“ Tesauro bezieht sich in seinem Werk auf eine Menge genau bezeichnete Urkunden und Pergamente, die er in Archiven, Bibliotheken und Privatsammlungen gesehen. Viele davon sind nun freilich jezt verschwunden, es ist aber schon von großer Wichtigkeit, daß sie einst eristirt haben. Seine Gegner — die Sprecher des Turiner Hofs — wissen aber nicht das geringste Urkundliche gegen Tesauros Behauptung anzuführen, den sie jedoch den gründlichsten und belesensten Geschichtschreiber des Landes nennen, wenn an andern Stellen seine Ansichten mit ihren Zwecken übereinstimmen. Mehrere andere savoyische Historiker Della Chiesa, die Brüder Osasco, Capre, Costa de Beauregard und selbst Joh. Müller in Beziehung auf die savoyische Konstitution, welche das Waadtland vor der Bernischen Okkupation desselben besaß, stimmen ganz mit Tesauro überein, wiewohl ihre Worte nicht so klar und unumwunden sind. Sie wollten es nicht mit den Fürsten verderben. Wenn es auch dem Herzog Emanuel Philibert gelang, die Stände des Landes niederzuhalten und nicht zu versammeln, so war doch ihr Recht im ganzen 16ten und selbst in dem gehorsamen 17ten Jahrhundert noch lebendig im Sinn des Volks, und es wurde manchmal deshalb hinüber und herüber gestritten. Alle Augenblicke geschieht der Stände Erwähnung.

Gehen wir zu der Entstehung dieser merkwürdigen Stände zurück, so verlieren wir uns in das Dunkel des 12ten und 13ten Jahrhunderts, und es ist sehr wahrscheinlich, daß Peter von Savoyen, auch der kleine Karolus Magnus genannt, der lange in England lebte, von da manches aus der kaum gebildeten Repräsentation und Verfassung in sein Land gebracht und mit einheimischem, besonders mit dem uralten Gebrauch der May-Felder vermischt hat. Es ist wahrscheinlich, daß im Anfang der Bürger- und Bauernstand nicht eigends repräsentirt, sondern von der Geistlichkeit vertreten wurde, die er mit zu wählen hatte. Es ist höchst wahrscheinlich, aber nicht erwiesen, daß sich die Stände zu gewissen Zeiten des Jahres auch ohne den Willen der Fürsten versammelten, nicht immer an demselben Ort, sondern bald hier, bald dort. Gleich von ihrem ersten Auftreten an zeigten sie ihren großen Einfluß auf den Landesfürsten, selbst auf seine ganz persönlichen Angelegenheiten. Davon finden wir in der Heirathsgeschichte Humberts III. (1136 — 1188) einen interessanten Beweis, welchen die Grand chronique des princes de Savoie berichtet. Einige Jahrhunderte später wurde die Ständeversammlung in Chambery gehalten. Es war 1329. Der Graf Eduard war ohne männliche Erben abgegangen. Deshalb schickte Jeanne, Prinzessin von Savoyen, verehelichte Herzogin von Bretagne, als einzige Tochter Gesandte an die Stände und ließ sie um die Succession im Lande bitten. Im 15ten Jahrhundert finden wir die große und blutige Strenge, mit der die Stände mehrere ihrer Kanzler straften, mit denen sie unzufrieden waren, und von denen sie sich verrathen glaubten. Dann folgte der Aufstand der Stände gegen Heinrich V. und Amadeus VIII. wegen gekränkter Rechte und wegen Anmaßung der fürstlichen Diener und Hofleute, ein sehr merkwürdiger Aufstand, der mit dem Namen Liga belegt wird. — Hier schließt der erste Theil des Pozzo'schen historischen Versuchs, dem wir eine baldige Fortsetzung wünschen.

Mr.

27) Mastino II. della Scala. Ein Beitrag zur Geschichte der oberitalienischen Staaten im Mittelalter. Von Daniel Leßmann. Berlin, 1829, Vereinsbuchhandlung. — Der Verfasser beschäftigt sich sehr fleißig mit der Geschichte Oberitaliens. Hier gibt er uns die sehr interessante Biographie eines jener kleinen Fürsten, wie sie aus dem Kampf der Gibellinen und Guelfen hervorgiengen, eines jener Stadtkönige, die in den Ringmauern einer Stadt zur höchsten bürgerlichen Würde erhoben, sofort andre kleinere Städte eroberten und zulezt ihr Gebiet zu einem Fürstenthum ausdehnten. Der Name Scala glänzt unter denen der Visconti, Sforza, Medici, Este, Gonzaga ꝛc. und Mastino II. della Scala war einer der berühmtesten seines Geschlechts, der thätigste und intriganteste unter allen, dem es aber dennoch nicht gelingen konnte, Verona die Macht und Größe zu erhalten, zu der es seine Vorfahren erhoben hatten. Er lebte zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 6. — 14. Januar 1831.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

28) Der Römerzug König Heinrichs von Lützelburg. In sechs Büchern dargestellt von Dr. F. W. Barthold. Zwei Theile. Königsberg, Bornträger, 1830, 1831.

Ein meisterhaftes Werk, welches sich würdig an Raumers Geschichte der Hohenstauffen anreiht. Bekanntlich endete der lezte Hohenstauffe, Conradin, sein unglückliches Daseyn in Italien, ein Interregnum trat ein, und als die deutsche Kaiserkrone auf dem Haupte Rudolphs von Habsburg wieder fest saß, schien doch Italien für immer von Deutschland aufgegeben. Kaiser Rudolph hatte in Deutschland selbst genug zu thun, und es war seine Politik, seine Kräfte nicht wie die Hohenstauffen in Italien unnütz zu vergeuden. Erst Heinrich VII., der Lützelburger, ordnete den Begriff des deutschen Kaisers wieder dem des römischen unter und suchte die große Idee der Hohenstauffen neu zu verjüngen, doch nur, um, wie sie, in Italien den Untergang zu finden. Dieser lezte Akt des großen Ghibellinen-Trauerspiels ist hier auf eine würdige Weise dargestellt. Der so geistreiche als gelehrte Verfasser hat mit Herrn von Raumer gewetteifert, nicht nur die Thatsachen in ihrem vollen Reichthum als Resultat gelehrter Forschung darzulegen, sondern auch den Geist der interessanten Zeit, die er beschreibt, in seinen Hauptzügen charakteristisch aufzufassen, und mit der lebendigen Wärme zu schildern, die so große tragische Scenen der Geschichte immer einflößen.

Es versteht sich von selbst, daß in diesem Gemälde Italien den größten Raum einnimmt. Von Deutschland ist nur in Bezug auf den Römerzug die Rede. Die Verhältnisse Italiens, wie sie sich nach dem Sturze der Hohenstauffen unter dem Uebergewicht der guelfischen Parthei, des Papstes und des Hauses Anjou gestaltet, werden ausführlich erörtert. Es ist dies die interessante Zeit des großen Dante. Wir heben als Probe der Darstellung eine der ausgezeichnetsten Stellen des trefflichen Werkes aus: „Mitten unter die vom ersten Buche gezeichneten bürgerlichen Verhältnisse, diese politisch sittliche Beweglichkeit und Reizbarkeit des italienischen Lebens, erscholl der Ruf von einem neuen Könige in Allemannien anfangs wie ein fernes Jagdgetümmel, das im alternden Waidmann, im friedlichen Gewilde zuerst stutzende Aufmerksamkeit erweckt; kaum aber war der Name Arrigos di Lucemborgo, seine ritterliche Thatenlust, sein hoher Geist, die Bestätigung durch den heiligen Vater, beider Absicht, das Kaiserreich wieder herzustellen, über die Berge erklungen, als urplötzlich vom Fuße der Alpen bis nach Campanien hin die

Jagd der Leidenschaften, der Waffenruf der Partheien erwachten, und alle geschichtlichen Erinnerungen wie Riesengeister aus einem Zauberschlafe ins Leben traten. An Maaßhalten in Hoffnung und Furcht war nicht zu denken, den Ghibellinen schien die Erfüllung jedes ausschweifenden Glückstraums, wie es in alten Tagen immer gewesen, nahe, der Triumph über ihre Bedrücker; die Guelfen fürchteten mit gleich ausschweifender Einbildungskraft, die Rückkehr jener heißen Kämpfe, jener frechen Gewaltthaten, wie sie Barbarossa Friedrich II. und Ezelino di Romano über ihre Väter verhängt. Diesen überreizten Zustand Welschlands können wir nicht besser bezeichnen, als indem wir den Aufruf Dantes, des Stellvertreters der gebannten Weisen, der aus Schmerz über die Zerrüttung seines Vaterlandes und in Hoffnung auf Arrigo ein Ghibelline geworden, hier aufnehmen. „„Juble jezt auf, Italien! Bald wirst du von aller Welt beneidet seyn, sogar von den Saracenen! Denn dein Bräutigam die Freude des Jahrhunderts und der Ruhm deines Volks, der fromme Arrigo, der erlauchte Mehrer und Cäsar, schickt sich an, zu deiner Hochzeit zu kommen. Trockne, o du schönste der Jungfrauen, deine Thränen und lege die Geberde deiner Traurigkeit ab! Denn der ist nahe, welcher dich befreien wird aus dem Gefängnisse der Arglistigen, der niederschlagend die Vollbringer der Bosheit, mit der Schärfe des Schwerts sie strafen und übertragen wird seinen Weinberg andern Arbeitern, damit sie Früchte der Gerechtigkeit erndten am Tage der Lese.““

Doch dem ersten Glück des Kaisers folgte nur zu bald eine Reaktion der guelfischen Parthei, und Dante muß den säumigen Kaiser mahnen: „So wie du, Nachfolger Cäsars und Augustus, den Rücken der Appeninnen herabstiegst und den glorwürdigen Banner vom tarpejischen Felsen gefaßt hattest, stockten auf einmal die langen Seufzer und vertrockneten die Fluthen der Thränen und es glänzte für Italien die neue Hoffnung des bessern Jahrhunderts auf, wie wenn die vielgeliebte Sonne sich erhebt. — Jezt dagegen, sey es, daß unsre Furcht oder die Wirkung der Ungeduld, oder das Antlitz der Wahrheit zu uns redet, müssen wir glauben, daß du dort weilst oder rückwärts zu gehen gedenkst. Wir müssen zweifeln an der Gewißheit und ausbrechen in die Worte: „„Bist du der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten?““ — Schäme sich demnach derjenige, welchen die ganze Welt erwartet, sich in einem engen Gärtlein der Erde festhalten zu lassen, und blicke er in die Weite wie Augustus.“

Allein es ist bekannt, wie der lezte siegreiche Aufschwung des Kaisers, seine Krönung in Rom, sein Feldzug gegen Neapel ihn in den Tod führte, welcher der hohenstauffischen Politik auf immer ein Ende machte und dagegen die bourbonische und habsburgische Politik sich entwickeln ließ. Uebrigens geht aus einer sehr genauen und ausführlichen Untersuchung des Verfassers hervor, daß der Kaiser nicht, wie man so lange angenommen, vergiftet worden, sondern eines natürlichen Todes gestorben sey. Mit Recht aber legt der Verfasser dem Tode dieses großen Kaisers die größte Wichtigkeit bei. Nie hätte der Papst und seine Hierarchie, nie hätten die Reichsfürsten und ihre Aristokratie so mächtig werden können, als sie es später geworden sind, wenn den Hohenstauffen und Heinrich VII. ihre Pläne gelungen wären, wenn die folgenden Kaiser dasselbe System fortgesezt hätten, und auch Frankreich wäre nie zu solcher Uebermacht über Deutschland und Europa gelangt. Wir dürfen sagen, daß die Reformation wie die Revolution Europas genau mit dem Mißlingen der hohenstauffischen Politik zusammenhängen und nur die nothwendigen Folgen desselben gewesen sind. Die Reformation, die Revolution haben die Hohenstauffen gerächt und den Geist einer neuen Zeit siegen gemacht, der in den Hohenstauffen erlag, weil ihr Streben zu früh kam. Sie konnten nicht siegen, denn der Geist ihrer Zeit war gegen sie. Das Mittelalter mußte sich erst in der ganzen Fülle seines schönen und bösen Geistes entfalten, und erst naturgemäß abwelken, ehe die neue Zeit ihm folgen konnte. Allein Heinrich VII. ließ in Italien den Samen dieser neuen Zeit zurück, der dort mitten unter den Trophäen des Mittelalters wuchernd aufgieng. Wie der Geist des Mittelalters, so ist auch der Geist der modernen Zeit zuerst von Italien ausgegangen und hat seine Kultur erst nach und nach dem Norden mitgetheilt. Der Verfasser gibt von der Umgestaltung der italienischen Bildung zur Zeit Heinrichs von Lützelburg eine höchst anziehende Skizze: „Es läßt sich in allen Beziehungen des öffentlichen Lebens zur Zeit Dantes der Uebergang zu einem neuen Zustande der Dinge, die Heinrichs von Lützelburg Auftreten in Italien jählings zum Umschwung brachte, nachweisen. — Der Genius der modernen Zeit regte sich mächtig durch ganz Welschland; das Studium des klassischen Alterthums war lange vor Petrarka erwacht; Zeuge dafür sind die Schriften des Dante, die Philosophie des Guido Cavalcanti, die Geschichte des Johannes von Cermenate, des Ferreto von Vicenza, und des Dichters Albertus Musatus. Man kannte den größten Theil der lateinischen Autoren, namentlich der Dichter; die Bücher des Jahrhunderts sind voll Anspielungen auf Virgil, Lucan, Lucrez. Neben und an dem Studium der römischen Meisterwerke hatte das italienische Idiom zu einer hohen Regelrechtigkeit und Fülle, einem so zauberischen Wohlklange sich entwickelt, daß es nicht allein die lateinische Mutter als Organ wissenschaftlicher Mittheilung, der Beredsamkeit und Poesie zu verdrängen begann, sondern in ihr unsterbliche, unerreichbare Werke, Muster der Sprachreinheit, hervorge-

bracht wurden. — Zwar hatten schon einige Vorgänger und Zeitgenossen die ersten Versuche gewagt, in italienischer Sprache zu dichten; die Armuth derselben blieb aber innerhalb der Grenzen des provenzalischen Liedes, der Canzone, Sonette, und verläugnete zu wenig ihre nahe Verwandtschaft mit den andern romanischen Mundarten, die als Langue d' oc, Langue di si und Langue d' oui zusammengehören. Dante benuzte den Reichthum, welchen ihm die schwankenden Grenzen der verschiedenen romanischen Mundarten boten, und indem er mit Festigkeit innerhalb derselben das Gebäude des neuen Idioms aufbaute, ward er zugleich der Vater der italienischen Dichtersprache, wie er der Vater der neuen Poesie geworden ist. Denn nach ihm verhallten die Liebeslieder Sordallos, und mit Petrarcha und Boccaccio begann jene glänzende Reihe großer Dichtergeister, welche den italienischen Parnaß zum Vorbilde aller andern gebildeten europäischen Völker erhoben. Zu bemerken ist hier noch, daß Dante den erhabensten Theil seines Werkes, die Hölle, unmittelbar in der Zeit, die wir geschildert haben und noch schildern werden, schuf, und daß sogar Spuren sich nachweisen ließen, daß König Heinrichs Walten in Italien und die Abfassung einzelner Gesänge zusammen fallen. — Der Ausbildung der Redekünste und Wissenschaften war, wie überall, das Leben der Kunst vorangegangen, welche damals, getragen von dem religiösen Sinne der Zeit, sich zu einer herrlichen Blüthe entfaltete. Die Architektur der Kirche stand auf dem Gipfel der Vollendung, und zeigt den kühnen, frommen Geist des Jahrhunderts in Denkmälern, die später kaum erreicht, nicht überboten sind. Mit ihr hatte die Bildnerei in Stein und Erz sich der Religion geweiht. — Die Geschichte der italienischen Malerei begann damals ihre erste Epoche; der Florentiner Cimabue, dessen Werke Raphael und Michel Angelo schäzten, lebte kurz vor dem Dichter; jenes Schüler Giotto gehörte seinen Tagen. — Die frömmste Dienerin der Kirche, die Musik, ward mit Liebe gepflegt, und verherrlichte, neben dem Gottesdienste mannichfaltig auch die Akte des bürgerlichen Lebens. Der italienische Meßgesang nahm damals jene wunderbare Pracht an, die, vermählt mit der rührenden Einfachheit der ersten christlichen Hymnen, jene gefährliche Zaubergewalt ausübt, welche die Gemüther so oft in den Schoos der römischen Kirche zurückgeführt hat. Viele jener einfachen, tieferschütternden Gesänge, welche die Messen, die Todtenfeier begleiten, und in deren halbverstandenem Latein ein inbrünstiges Gemüth sich Luft machte, lassen sich erweislich auf jene Tage zurückführen. So hat der Kardinal Latino, dessen wir in der Geschichte von Florenz erwähnten, das allmächtig ergreifende, in die Seele donnernde Dies irae, dies illa, gedichtet, und da die Poesie des jüngsten Gerichts nicht ohne musikalische Begleitung gedacht werden kann, und die katholische Kirche mit frommer Treue uralte Melodien festhält, so hörte man gewiß schon damals in Welschlands Marmormünstern ohne Kastraten die Feyer des Requiems, welche den sündhaften Menschen zu vernichten droht. — So ergoß in klagendem Stabat mater Papst Johannes der XXII. den Durchbruch eines frommen Gemüths. — Verbinden wir nun mit dieser religiösen Tiefe und Sinnigkeit, dem leicht erweckten Schönheitsgefühl des Jahrhunderts, die heißpulsirende Lebenskraft, die geistig-sinnliche Begehrlichkeit des Süden, die mit der raschen Lustbefriedigung des heroischen Alterthums jene träumerisch-gespannte Verzücktheit, die Dantes Liebe zur Beatrice lehrt, vermählte; stellen wir ein so reich organisirtes, durchaus persönliches, Individuum in die Mitte des zerrissenen, gewaltthätigen, bürgerlichen Lebens, so haben wir hier die Bedingungen und den Apparat jener ergözlichen und rührenden Novellenwelt, in welche Boccaccio als in eine Wirklichkeit hinein griff, und, ausgerüstet mit dem Zauber der Sprache, die heitern Gestaltungen, die romantischen Verwicklungen, die frivolen üppigen Situationen schuf, welche das Decamerone in nie ermüdender Fülle darbietet. In der Zeit, deren geschichtlichen, sittlichen und ästhetischen Gehalt wir geschildert haben, liegt der unerschöpfliche Schaz jener gefälligen Romantik, aus welchem, als jene Erscheinungen objektiv geworden, ein Chaucer, Bandello und die spätern Erzähler ihre Zuhörer gesellig unterhielten, und wenn in der Ernüchterung des modernen Alters die Phantasie der Romanschreiber sich abquält, einen anziehenden Stoff zu ersinnen, so brach der Italiener vom noch frischen Baume der Vergangenheit die goldnen Früchte, welche er in der gebildeten Sprache, wie silberne Schalen, auftischte. Alles was die Prosa einer verflachten Welt als müßige Träumerei in das Gebiet der Erdichtung weisen möchte, hatte damals sein jugendlich grünes Leben; Dante erglühte für Beatrice und fand die Erbleichte in den Räumen des Paradieses; Francesca und Polo lasen Lancelots Liebesberückung und starben; Federigo briet der schönen Verschmäherin den Lieblingsfalken zum Imbiß; Julia ließ sich lebendig zu Tibalds modernden Gebeinen betten, und Romeo trank des armen Mantuaners Todesarznei."

29) Geschichte der Fortschritte und Unterdrückung der Reformation in Italien im sechszehnten Jahrhundert, nebst einem Abrisse der Geschichte der Reformation in Graubünden. Aus dem Englischen des Thomas M'Crie, herausgegeben von Dr. G. Friederich. Leipzig, Hinrichs, 1829.

Für die Geschichte der frühern italienischen Reformatoren, oder wenigstens ghibellinischen Gegner des

Papstthums ist bisher mehr geleistet worden, als für die Geschichte der spätern, der lezten Versuche, die Reformation in Italien selbst einzuführen. Der Verfasser wirft zuerst einen Rückblick auf die Zeiten Arnolds von Brescia, der Hohenstauffen und Dantes, um zu beweisen, daß die frühreife Bildung Italiens eher, als es in andern Ländern der Fall gewesen, eine antipapistische Richtung genommen hat. Vielleicht wäre auch Italien zuerst reformirt worden, wenn nicht äußere Gewalt und einheimische politische Interessen den oft auflodernden Brand immer wieder getilgt hätten. Gewiß ist wenigstens, daß Arnold von Brescia der erste protestantische Martyrer, Dante der erste protestantische Politiker und Boccaccio der erste protestantische Spötter war. Zu der Zeit, als die Reformation in Deutschland ausbrach, war zwar äußerlich das Papstthum in Italien auf dem Gipfel seiner Macht, doch neigten, wie der Verfasser beweist, viele talentvolle Geistliche, zu den Grundsätzen Luthers, und in Oberitalien bis hinab nach Bologna drang der Geist der Reformation auch ins Volk. In dem Herzogthum Ferrara und in der Republik Venedig wurden die Protestanten sogar eine Zeitlang vom Staat geduldet und geschüzt. Besonders aber machte der Einmarsch des Prinzen Karl von Bourbon mit dem deutschen, größtentheils protestantischen Heere, große Sensation. Diese Deutschen eroberten Rom und trieben in der heiligen Stadt allen ersinnlichen Spott mit dem Papstthum. Ein großer Bengel, Namens Grünwald, verkleidete sich als Papst und seine Kameraden als Cardinäle und so zog er durch die Straßen Roms und ertheilte den Segen. Diese Schändlichkeiten scheinen indeß nicht allen Italienern mißfallen zu haben, denn der Protestantismus griff immer weiter um sich und drang bis nach Neapel und Sicilien. — Der Verfasser weist ferner nach, daß diese italienischen Protestanten sich mehr an Zwingli und Calvin, weniger an Luther gehalten haben, aus demselben Grunde, wie die Hugonotten in Frankreich, theils weil ihnen die Schweiz näher lag, theils weil jene schweizerischen Reformatoren lateinisch geschrieben haben, also den Italienern und Franzosen verständlicher seyn mußten, als der in jeder Hinsicht deutsche Luther. Nur die Venetianer hielten sich an Luther, woraus denn unselige Zänkereien entstanden, denn Luther ging in seiner Wuth gegen die Zwinglianer so weit, daß er seinen venetianischen Anhängern schrieb, die Papisten selbst seyen weniger verdammenswerth, als die Zwinglianer. Dadurch trug er nicht wenig bei, die Protestanten in Italien zu entzweien und zu schwächen. Auch veranlaßte der lebhafte Geist und die vielseitige Bildung der Italiener mancherlei spitzfindige neue Systeme und abweichende Sekten. Namentlich erhob sich eine Parthei gegen die Dreieinigkeitslehre (Antitrinitarier).

Die verhältnißmäßig noch kleine und überdies uneinige protestantische Parthei in Italien konnte sich nicht halten, da sogar ihre zahlreichen und einigen Brüder im nördlichen Deutschland in große Gefahr kamen. Der Kaiser, anfangs der Reformation nicht abgeneigt, fing an, sie zu bekämpfen. Der Papst, anfangs erschreckt und durch die Eroberung Roms entwaffnet, fing an, wieder mächtig zu werden, und das berüchtigte Institut der h. Inquisition begann zuerst den Kirchenstaat von Protestanten zu säubern. Von da aus verbreitete sich der Verfolgungsgeist über ganz Italien. Die kleinen Staaten gaben nach und entzogen den Protestanten ihren Schutz. Diese wurden nun, ohnmächtig, sich selbst zu helfen, ohne Schonung entweder hingerichtet oder bekehrt oder vertrieben. Die venetianischen Patrizier wehrten sich aus Eifersucht gegen den Papst noch am längsten, als es aber auch ihnen am Ende räthlicher schien, sich dem Papst zu fügen, so zeigten sie auch einen desto grausamern Eifer der Verfolgung, und Venedig sah Auto da Fés wie Madrid. Am unmenschlichsten wüthete die Inquisition im Königreich Neapel. Ein katholischer Schriftsteller erzählt davon unter andern: „Die in Kalabrien gefangen genommenen Ketzer belaufen sich auf sechshundert, welche alle zum Tode verurtheilt sind; allein es sind bis jezt nur acht und achtzig hingerichtet worden. — Einigen wurden die Kehlen abgeschnitten, andere mitten durchgesägt und noch andere von dem Gipfel hoher Felsen gestürzt. Alle wurden grausam, aber verdienter Weise, hingerichtet. Es ist sonderbar, was man von ihrer Hartnäckigkeit hört; denn während der Vater den Sohn und der Sohn den Vater hinrichten sah, bezeigten sie nicht allein keinen Schmerz, sondern äußerten fröhlich, daß sie Engel Gottes werden würden; so sehr hatte der Teufel, dem sie sich hingegeben hatten, sie verblendet. — Heute ist ein Dekret erschienen, nach welchem hundert erwachsene Frauen auf die Folter gelegt und sodann gerichtet werden sollen."

Der Verfasser fährt fort: „Der Hauptunterschied zwischen der italienischen und spanischen Inquisition zu jenem Zeitpunkte scheint in ihrer Politik, hinsichtlich ihrer Bestrafungsart, gelegen zu haben. Die leztere suchte durch das feierliche Schauspiel einer Handlung der Gerechtigkeit, bei welcher das Schaffot mit Verbrechern angefüllt war, Schrecken einzuflößen. Mit Ausnahme des Verfahrens gegen die entfernt gelegenen und freundlosen Kalabresen, suchte die erstere alle unnöthige Oeffentlichkeit und alles Aufsehen zu vermeiden. — Die Nachricht von den Auto da Fés zu Sevilla und Valladolid erregten in Europa mit einemmal großes Staunen; die Hinrichtungen in Rom hingegen machten weniger Lermen in der Stadt; weil sie minder Aufsehen erregend waren, und das Gerücht von ihnen erstarb, ehe es das Ausland erreichte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 7. — 17. Januar 1831.

Geschichte.

(Fortsezung.)

29) Geschichte der Fortschritte und Unterdrückung der Reformation in Italien im sechszehnten Jahrhundert, nebst einem Abrisse der Geschichte der Reformation in Graubünden. Aus dem Englischen des Thomas M'Crie, herausgegeben von Dr. G. Friederich, Leipzig, Hinrichs, 1829.

(Beschluß.)

„Paul III. ließ viele Protestanten in die Gefängnisse von Rom werfen; Julius III. ließ solche zur Hinrichtung herausholen, und Paul IV. trat in die blutigen Fußtapfen seines Vorgängers. Unter lezterem verbreitete die Inquisition überall Schrecken und erzeugte jene Uebel, welche sie zu mindern beabsichtigte. Prinzen und Prinzessinnen, Priester, Mönche und Bischöfe, ganze Akademien, das heilige Kollegium und sogar das heilige Tribunal fielen in den Verdacht der Ketzerei. Das Konklave wurde einem Reinigungsprozesse unterworfen. Die Kardinäle Moroan und Pole, nebst Foscarari, Bischof zu Modena, Aloysio Priuli und andere Personen von Rang wurden als Ketzer verfolgt. Der Papst ließ noch auf seinem Todesbette einige Kardinäle zu sich rufen und empfahl ihnen mit seinem lezten Athem die Aufrechthaltung der Inquisition. Ueber die Heftigkeit seiner Verfahrungsart und die Erpressungen und Räubereyen, von welche dieselbe begleitet war, aufgebracht, hatten die Einwohner Roms nicht so bald die Nachricht von seinem Tode vernommen, als sie sich zusammenrotteten, das Inquisitions-Gebäude, nachdem sie alle Gefangenen in Freiheit gesezt hatten, bis auf den Grund niederbrannten; die Bildsäule, welche sich Paul selbst errichtet hatte, niederrissen, die Stücke derselben mit Stricken durch die Straßen schleifen, und darauf in die Tiber warfen. — Pius IV. verwarf mehrere von seinem Vorfahrer befolgte Maßregeln; allein das geschah mehr aus Haß gegen das Haus Caraffa, als aus Mäßigung oder aus Liebe zur Gerechtigkeit. Sein Pontifikat übertraf in der That jenes von Paul IV. an Grausamkeit, da es durch Metzeleien in Kalabrien und zahlreiche Hinrichtungen zu Rom, Venedig und andern Theilen Italiens geschändet ward. Statt des in dem Volksaufstande niedergerissenen Hauses, wies er der Inquisition ein anderes jenseits der Tiber an, welches einem der Kardinäle gehört hatte, und ließ Zellen zur Aufnahme von Gefangenen anbauen. Dieses wurde gewöhnlich das lutherische

Gefängniß genannt, und man sagt, daß solches auf der Stelle des alten Circus des Nero erbaut worden war, wo so viele Christen den wilden Thieren Preis gegeben wurden."

Der Verfasser erzählt dabei ausführlich die Geschichte vieler einzelner ausgezeichneter Martyrer des Protestantismus. Auch macht er auf folgenden Umstand aufmerksam: „Es war die barbarische Politik der römischen Kirche, den, wenn auch noch so wohl verdienten Ruhm, und wo möglich das Andenken selbst, bis auf die Namen derjenigen zu vertilgen, denen sie der Ketzerei halber das Leben genommen hatte. Wenn wir sehen, daß Flaminio dieser occulta censura nicht ganz entgieng, und daß sein Name in Briefen gestrichen wurde, die nach seinem Tode herauskamen, obgleich er der Ketzerei nicht förmlich überführt worden war und mehrere Freunde im heiligen Collegio hatte, dürfen wir uns dann noch wundern, daß der Name Carnesecchi dasselbe Schicksal erlitt? Der Umstand ist merkwürdig und es mag nicht am unrechten Orte seyn, hier noch ein oder zwei Beispiele dieser Art mehr anzuführen rc." Zum Schluß schildert der Verfasser die Einführung der Reformation in Graubündten, und die Niederlassung der aus Italien vertriebnen Protestanten in diesem freien Berglande.

30) Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalls der spanischen Monarchie von J. Sempere, übersezt und mit Anmerkungen begleitet von H. Schäfer. Erster Theil. Darmstadt, Leske, 1829.

Für die äußere politische Geschichte Spaniens ist bisher schon viel, für die Geschichte seiner innern Zustände, seiner Kultur und seines Wohlstands ist dagegen nur wenig geschehn. Sempere sucht diese Lücke einigermaßen auszufüllen und sein Werk ist vortrefflich, obgleich es seinen reichen Stoff nicht ganz gleichmäßig behandelt, sondern hin und wieder zu flüchtig darüber hinwegeilt. Er schrieb es übrigens in Paris, wo er als Flüchtling leben mußte.

Das erste Unglück Spaniens schreibt Sempere den Gothen zu. Er hat Recht, wenn er sagt, daß diese wilden Söhne des Nordens die römische Bevölkerung und deren Kunstfleiß und Wohlstand verringert und das sonst gebildete Land barbarisch gemacht. Allein er hätte auf der andern Seite auch wieder gerecht seyn sollen gegen die romantischen Tugenden, durch welche die Nachkommen dieser Gothen sich so glänzend ausgezeichnet. Wenn den Spaniern des Mittelalters auch nichts Gutes nachzurühmen wäre, als ihre poetische Seite, so muß man ihnen diese wenigstens lassen. Gegen die Mauren ist Sempere gerechter, und lobt ihre Tapferkeit wie ihre Milde, ihre treffliche Verwaltung des Landes und ihre Sorge für Kultur ganz so, wie sie es verdienen. — Der Kampf der Monarchie und der drei Stände in dem christlichen Spanien bis zur Vereinigung ganz Spaniens unter Ferdinand und Isabellen ist sehr interessant dargestellt. Der Verfasser weist nach, daß sich die Wahlmonarchie und die großen Vorrechte des bewaffneten Adels an die arianische Kirche geknüpft hatten, während die Einführung des Katholicismus die Erbmonarchie, die Vorrechte der Geistlichkeit und das Emporkommen eines dritten Standes begünstigte. Wie sehr schon die ersten katholischen Könige nach Absolutismus strebten, geht daraus hervor, daß Alphons I. von Arragonien alle seine Staaten dem h. Grabe zu Jerusalem vermachte. Indeß stießen die Stände das Testament um. Während der Adel durch den ewigen Krieg mit den Arabern noch immer auch in der Erbmonarchie ein großes Ansehn behauptete und die Bürger sich nach und nach hervorthaten, beruhte doch die größte Gewalt bei den Geistlichen und bei dem Könige. Diese beiden hielten sich aber im Schach. Die Geistlichen hatten durch Einführung des kanonischen Rechts und der zahlreichen Mönchsorden ein großes Uebergewicht erlangt; die Könige stellten ihnen nun das weltliche römische Recht entgegen, und befolgten hierin das Beispiel der Hohenstauffen. Aber wenn die Hohenstauffen dadurch unterliegen mußten, daß sie sich der Kirche blos feindselig entgegenstellten, so erhoben sich dagegen die spanischen Könige auf den höchsten Gipfel der Macht dadurch, daß sie das Interesse der Kirche geschickt mit ihrem eignen aussöhnten und verwebten. Dasselbe thaten sie auch in Bezug auf die Aristokratie und auf den dritten Stand. Sie giengen nicht darauf aus, irgend einen der drei Stände zu vernichten, sie suchten sie vielmehr alle drei durch Begünstigungen zu gewinnen.

Dieses bewundernswürdige System vollendete unter Ferdinand und Isabella der bekannte Staatsminister, Kardinal Ximenes, und wir wundern uns, daß Sempere das Verdienst dieses großen Mannes nicht hervorhebt, indem er die Erfolge schildert. Auch betrachtet er die neuen Einrichtungen in der spanischen Monarchie nicht ganz aus dem richtigsten Gesichtspunkt. Er sieht z. B. die Errichtung der h. Hermandad und die Vereinigung der Großmeisterschaften der Militärorden mit der Krone nur als ein Mittel an, die Aristokratie zu demüthigen, während doch vielmehr die h. Hermandad wesentlich ein Mittel war, um die unruhigen Bürgerschaften, den dritten Stand, zu ehren und durch diesen neuen ehrenvollen Beruf ins Interesse der Krone zu ziehn, und während zugleich dadurch, daß der König sich an die Spitze aller seiner Orden stellte und sich für den ersten Edelmann erklärte, der Adel nur neuen Glanz erhielt. Daher auch der Adel,

anstatt zu widerstehn, sich zu den neuen Staatsämtern und Hofämtern drängte und jene eherne Mauer um den Thron bildete, die Karl V. und Philipp II. so mächtig machte. Die Inquisition hatte in Bezug auf den geistlichen Stand denselben Zweck. Indem dieser Stand durch sie eine ungeheure Macht erhielt, wurde er zugleich der Krone eng verpflichtet, und das h. Gericht zog es stets vor, Hand in Hand mit dem König zu gehn, als sich von Rom aus befehlen zu lassen. — So wurden die drei Stände an den Thron gefesselt, die Geistlichkeit durch die Inquisition, der Adel durch die Orden, der dritte Stand durch die h. Hermandad. Auch die Gelehrten verbanden sich an Hof durch Begünstigung der Universitäten und der Literatur. Die Duldung der industriösen Juden endlich mochte auch dem Wohlstand zuträglich seyn, doch legt der Verfasser auf diesen Punkt allzu großes Gewicht. Wichtiger war die Duldung, mit der man die überwundnen Mauren behandelte.

Unter so glücklichen politischen Auspicien im Innern gelangte Spanien zum Besitz Amerikas. Anfangs ward auch hier eine weise Politik befolgt, und der Verfasser hat sich ein wahres Verdienst erworben, indem er die Vorurtheile zerstreut, die man gegen diese Politik zu hegen gewohnt ist. Was Spanien später versah, kommt nicht auf Rechnung der frühern Zeiten der amerikanischen Eroberung. Das gänzliche Freigeben der Kolonisation, die Gesetze zu Gunsten der Indianer ꝛc. waren eben so viele Beweise von der Weisheit der spanischen Kolonialpolitik, die auch der glänzendsten Erfolge sich erfreute, bis später in Spanien alles den Krebsgang ging.

Der Tod der Königin Isabelle gab das Signal zu einer Reaktion des Adels, welcher das Uebergewicht der Monarchie immer mehr zu fühlen begann, allein die große Klugheit Karls V. sicherte den Thron vor allen übeln Folgen solcher Reaktionen. Es ist bekannt, wie unter diesem Karl und seinem Sohn Philipp II. Spanien die erste europäische Macht wurde und zugleich im Innern das Blüthenalter seines Wohlstands und seiner Kultur erlebte. Aber anders empfing Spanien seinen Philipp, anders verlor es ihn. Das Ende seiner langen Regierung glich nicht ihrem Anfange. Man kann die Vergleichung mit zwei Worten machen: Philipp, der in seinen Kriegen Milliarden verschwendet, schrieb im Jahr 1575, „er wisse am Abend nicht, wovon er am Morgen leben werde“ (S. 227).

Wer kennt nicht Philipp II. Sein Name reicht hin, die ungeheuren Glückswechsel Spaniens zu erklären. Sempere geht aber näher in die Erörterung aller der Umstände ein, welche Spanien zu Grunde gerichtet haben. Er macht zuerst darauf aufmerksam, daß Spanien sich von andern Nationen in der Industrie überbieten und dadurch der Vortheile seiner unermeßlichen amerikanischen Produktion berauben ließ. Man kann sich nichts Verkehrteres denken, als das Verfahren der Spanier im Handel. Spanische Tücher waren in Frankreich verboten, französische in Spanien erlaubt. Auch mit vielen andern Artikeln überschwemmte das industriöse Frankreich das faule Spanien, ohne daß Reciprocität Statt gefunden hätte, und Karl V., sonst ein so kluges Haupt, achtete so wenig darauf, daß er nicht einmal dem König von Frankreich, nachdem er ihn bei Pavia gefangen genommen hatte, einen besseren Handelstraktat abnöthigt. Ja er ging in der Unwissenheit in solchen Dingen so weit, daß er 1552 ausdrücklich befahl, spanische Wolle dürfe nur unter der Bedingung ausgeführt werden, daß gegen jeden ausgeführten Ballen roher Wolle ein verhältnißmäßiges Quantum fremdes Tuch eingeführt würde. Die Folge solcher und ähnlicher Maßregeln war, daß die amerikanischen Schätze, anstatt Spanien allein zu bereichern, vielmehr in die Hände fremder Kaufleute übergiengen. Dazu kam, daß die unsinnigen Religionskriege, welche Philipp II. gegen die Holländer, Engländer und Türken führte, dem Kolonialhandel einen furchtbaren Stoß versezten. Schon Karls V. Seemacht war durch das Unglück vor Algier erschöpft, Philipp II. erlitt neue Verluste durch die Türken. Am meisten aber litt er durch die Holländer und Engländer. Wer kennt nicht die Zerstörung der unüberwindlichen Flotte, die Philipp unermeßliche Schätze gekostet. Zugleich übte Franz Dracke schreckliche Rache an den spanischen Kolonien, und die Holländer, früher Unterthanen der Spanier, wurden in sehr kurzer Zeit ihre glücklichen Nebenbuhler zur See und in den Kolonien. Solche ungeheure Verluste mußten auch die reichsten Hülfsquellen erschöpfen.

Wie aber sah es unterdeß im Innern Spaniens selbst aus? Gleich einem giftigen Drachen lagerte sich der Fanatismus auf dem blühenden Lande und schuf es zur Wüste um. Der Adel wie die Bürger verloren unter der Doppelherrschaft der Monarchie und Hierarchie ihre alte Bedeutung. „Seit dem Tode Karls V. wurde den Kortes nur noch geantwortet: es ist nicht rathsam, Neuerungen zu treffen. Die Sache soll untersucht werden. Man wird thun, was dienlich ist.“ Die Stände hatten nichts mehr zu sagen. Zwar suchte der Adel gegen die hereinbrechende Sündfluth der Pfaffen eine lezte Schutzwehr in dem Majoratsgesetz, das die adligen Güter in unveränßerliche Majorate umschuf, um zu verhindern, daß die Geistlichen nicht endlich allen Grund und Boden an sich rissen. Allein, obgleich Karl V. das Gesetz bestätigt, mußte es doch noch mehrmals erneuert werden, und die Geistlichen fanden Mittel, es zu umgehn, indem sie

die Güter der ausgestorbnen Familien erlangen durften und für das Aussterben dadurch Sorge trugen, daß sie die männlichen Familienglieder, die nicht im Kriege umkamen, zum geistlichen Stande bekehrten. Unter den Nachfolgern Philipps nahm die Masse der Geistlichen noch immer mehr überhand, und man berechnete in der Mitte des 18ten Jahrhunderts, als unter den Bourbons die hierarchische Gewalt in Spanien doch schon einigermaßen in Abnahme gerathen war, daß die spanische Geistlichkeit ⅓ des Grund und Bodens inne hatte.

Die Geistlichen arbeiteten nicht, sie mußten vielmehr von den Laien ernährt werden, und je drückender nun den Laien die Last wurde, die sie allein tragen sollten, um so geneigter waren sie, den geistlichen Stand zu ergreifen, dessen Reichthümer ihnen Ueberfluß, dessen Ansehn Macht und Ehre, und dessen Sittenlosigkeit den freien Genuß aller irdischen Güter sicherte. Waren nun aber dem Lande unzählige arbeitsame Hände durch den geistlichen Müßiggang entzogen, so wurden auch die Laien selbst zur Trägheit verlockt durch die immerwährenden ungeheuer überhäuften Festtage und geistlichen Schauspiele. Dazu kam noch das Auswandern nach Amerika, der Krieg, der die kräftigsten Männer im Auslande aufrieb, und der Hochmuth des Adels, der Arbeiten für eine Schande hielt. Der Verfasser bemüht sich übrigens zu beweisen, daß die berühmte Faulheit der Spanier keinesweges ein angebornes Nationallaster sey, indem die Spanier unter der römischen und maurischen Herrschaft und selbst noch später die Kastilianer sehr industriös gewesen seyn.

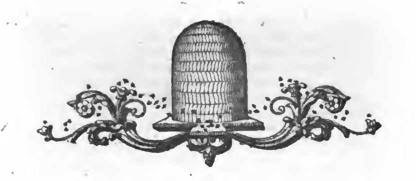
Der fleißigsten Hände jedoch beraubte sich Spanien, indem es die Mauren und Juden vertrieb. Diese zahlreichen, ganz der Industrie ergebnen Menschen wurden erst unerträglich von der Inquisition mißhandelt, zu hunderten geschlachtet und dann völlig vom spanischen Boden vertrieben. Flossen auch durch ihre Beraubung viele Schätze in den Beutel der Kirche, so hatte doch der König wenig Genuß davon, und obgleich dieser jährlich die Gold- und Silberminen Amerikas benutzen konnte, so reichte doch dies alles nicht aus für die langjährigen Kriege in den Niederlanden, in Deutschland, Portugall, in den Kolonien und auf allen Meeren, und für die Summen, die Philipp an die Ligue in Frankreich verschwendete. Der König mußte seine Zuflucht zum Verkauf der Regalien und Steuern nehmen, welches eine neue Quelle des Unheils wurde. Ueberhaupt wurde die innere Verwaltung über den äußeren Kriegen auffallend vernachläßigt.

Scharfsinnig bemerkt übrigens der Verfasser bei Gelegenheit der kurzen Eroberung Portugalls, daß Philipp II. sehr wohl gethan haben würde, Lissabon zu seiner Residenz zu machen. Portugall würde dann eher mit Spanien vereinigt geblieben seyn und der Seehandel hätte durch eine am Meer gelegne Hauptstadt größern Aufschwung erhalten.

Nach Philipp II. ward das Uebel immer ärger. Die reichste Regierung der Welt machte verschiedene Male Bankerott, kipperte und wipperte, schuf Papiergeld, neue lästige Steuern ꝛc. Die Mauern der Festungen fielen in Trümmer, die Arsenale standen leer und unter Karl II. hatte ganz Spanien nur 20,000 Soldaten und 13 Galeeren, und den zwölften Theil des Einkommens, welches Frankreich hatte, obgleich das Einkommen Philipps II. anfangs das aller übrigen Regierungen in der Welt zusammengenommen übertroffen hatte. Zu welchem Stumpfsinn die Regierung herabgesunken war, ersieht man z. B. aus folgendem Beschluß, den sie erließ, als man ihr vorgeschlagen hatte, den Tajo und Manzanares schiffbar zu machen: „Wenn Gott diese beiden Flüsse hätte schiffbar machen wollen, so hätten die Menschen nicht nöthig gehabt, diese Arbeit vorzunehmen, weil durch ein einziges fiat aus seinem Munde das Werk vollendet gewesen wäre. Da Gott dieses nicht ausgesprochen hat, so hat er die Sache nicht für gut gehalten.“

Unter den Bourbons erholte sich Spanien ein wenig, indem die neuen Fürsten das Beispiel Frankreichs nachahmten. Sie stellten Auto da Fés ein, beschränkten die Inquisition, schlossen ein Konkordat mit dem Papste, begünstigten die Literatur, jagten die Jesuiten fort, schlossen mit den Türken Frieden (wodurch die früher so lästige Seeräuberei gemildert wurde) und brachten es dahin, daß man zwischen 1768 — 1788 in Spanien 28,000 Geistliche weniger zählte, als vorher. Allein das waren keine durchgreifende Reformationen. Der aufgeklärte Geist Karls III., dem in dieser Hinsicht Spanien die größten Wohlthaten verdankt, würde ohne Zweifel des Guten noch mehr gewirkt haben, wenn dieser treffliche Monarch nicht zu früh gestorben, und das Reich der Indolenz Karls IV. und der Perfidie Manuel Godoys Preis gegeben worden wäre. Jener Volksmörder Godoy, der jezt noch in Rom friedlich die Früchte seiner Ehrlosigkeit genießt, stürzte Spanien noch einmal in den Abgrund des tiefsten Verderbens. Er war es, der sein Vaterland an Napoleon verkaufte und ihm jenen mörderischen Krieg zuzog, in dessen Folge es Amerika verlor und dem finstern Absolutismus unterworfen wurde, an dem es noch jezt sich verblutet.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 8. — 21. Januar 1831.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

31) Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von Heeren und Ukert. Geschichte von Spanien von F. W. Lembke. Erster Band. Hamburg, Perthes, 1831.

Der Verfasser hat zum Behuf dieser interessanten Arbeit nicht nur die spanische, sondern auch die arabische Sprache erlernt, und citirt in den Noten viele Stellen arabischer Geschichtschreiber in der Ursprache, wovon denn freilich nur die allerwenigsten Leser werden Gebrauch zu machen wissen. Der erste Band beginnt mit einer kurzen Schilderung Spaniens unter den Römern, beschreibt dann sehr ausführlich die Gründung und das Ende des westgothischen Reichs und die Gründung der arabischen Herrschaft in Spanien, und schließt in der Mitte des 9ten Jahrhunderts, in der Zeit, da die Araber in Spanien sich von ihren Stammesgenossen in Asien und Afrika bereits losgerissen hatten und unter sich selbst uneins wurden, während die christlichen Spanier im Norden sich immer trotziger und glücklicher gegen sie erhoben. Die Darstellung ist sehr anziehend, denn der Verfasser ist nicht nur durch gründliche Studien seines Stoffes mächtig gewesen, sondern hat auch mit unverkennbarer Liebe gearbeitet. Als die glänzendsten Parthieen des Werkes verdienen aber die Erörterung der weltlichen und kirchlichen Verfassung des westgothischen Reichs, und die Schilderung der romantischen Araberfeldzüge hervorgehoben zu werden. Schade nur, daß auch die trefflichste Darstellung bei der beständigen Wiederholung von Hofintriguen, Bruderzwisten, Fehden der Großen und Verräthereien sowohl von gothischer als arabischer Seite zuletzt ermüden muß. Vielleicht hätte der Verfasser diesen Dingen mehr Reiz geben können, wenn er zuweilen die alten Chronisten in ihrer naiven Sprache redend eingeführt hätte, in treuer Uebersetzung versteht sich, und nicht blos in der Ursprache. Dies können überhaupt Geschichtschreiber des Mittelalters nicht häufig genug thun. Daß der Verfasser so oft schöner Volkssagen erwähnt, wenn sie in Ermangelung besserer Quellen einiges Licht auf die Geschichte werfen, dafür müssen wir ihm Dank wissen.

32) Geschichte des Cid Ruy Diaz Campeador von Bivar. Nach den Quellen bearbeitet von Dr. V. A. Huber. Bremen, Heyse, 1829. — Man liest nicht gern die prosaische Geschichte von Helden, die uns durch große Dichter in verherrlichter Gestalt gezeigt worden, obgleich nicht selten die Wahrheit der Geschichte erhabenere Züge darbietet, als der Prunk und die Affektation der Poesie. Was den Cid betrifft, so ist er gleich sehr Held in Prosa wie in Versen, nur wissen die nüchternen Chroniken nichts von dem Liebreiz Ximenens, von Cids zarter Galanterie

und von Donna Urakas schmelzender Seele. Der Verfasser scheint alle Quellen, deren man diesseits und vielleicht auch jenseits der Pyrenäen habhaft werden kann, benuzt zu haben, denn er breitet deren eine überflüssige Menge vor uns aus.

33) Don Karlos. Aus den Werken des Abbé St. Real gezogen und übersezt von G. L. Schmidt. Worms, Kunze. — Ein interessanter Kommentar zu Schillers Karlos, nur etwas zu romantisch ausgeschmückt und ohne Angabe der Quellen.

34) Die enthüllten Geheimnisse des Beichtstuhls oder die Betrügereien der Pfaffen und Mönche in Spanien. Vor hundert Jahren beschrieben von Antonio Gawin, ehemaligem Laienpriester in Saragossa. Stuttgart, Brodhag, 1830. — Dieses Werk, das eigentlich nur eine Partheischrift gegen den Katholicismus ist, hat doch zugleich historischen Werth. Antonio Gawin lebte als Priester zu Saragossa und nahm an allen Verirrungen seines Standes Theil, zu einer Zeit, wo bekanntlich (am Ende des 17ten Jahrhunderts) unter den lezten Habsburgern in Spanien der Pfaffendespotismus und die Sittenverderbniß im geistlichen Stande am höchsten gestiegen war. Gawin sah endlich ein, in welchem Lasterpfuhl er sich befand und die Unruhen, welche der spanische Erbfolgekrieg herbeiführte, gaben ihm Gelegenheit zu entfliehen. Er begab sich nach England, wo er sich zum protestantischen Prediger ordiniren ließ und vorliegendes Werk abfaßte. Es machte seiner Zeit ungeheures Aufsehn und wurde in alle lebenden Sprachen übersezt. Die vorliegende Ausgabe ist ein Auszug aus: Le passe-par-tout de l'Eglise Romaine, der Dieterich der römischen Kirche, Cölln, 1728. Alle Polemik gegen die katholische Lehre als solche, alles Dogmatische und Kirchenhistorische, was die drei (später mit Fortsetzungen noch vermehrten) Bände des Originals füllte, ist in diesen Auszügen weggelassen, und nur das beibehalten, was Gawin als Selbsterlebtes schildert. Dies sind die Beichthistörchen, Inquisitionsprozesse, Wundergeschichten, geistliche Anekdoten, Beschreibungen der Kirchenpracht und sonderbaren Ceremonien rc. die zum Theil grob komisch, zum Theil auch sehr rührend sind, und bald an Boccaccio erinnern, bald an Cervantes. Es finden sich darunter eine Menge Stoffe zu Novellen. Mag nun auch der Verfasser in seinem antikatholischen Eifer zu weit gehn (denn alle Proselyten sind fanatisch), ja mögen sogar fremde Zusätze das Buch noch mehr vergiftet haben, so ist doch die historische Grundlage ächt, und eine Bestätigung des Sempere'schen Werkes. Abgesehn von den gewöhnlichen und allgemein bekannten Lastern der Hierarchie, erkennt man darin auch insbesondre die Politik, welche die spanische Geistlichkeit anwandte, um das Majoratsgesetz zu umgehn und die Güter der Laien, die sie bei Lebzeiten der leztern nicht an sich bringen konnten, dadurch zu erlangen, daß sie die Familien — aussterben ließen. Dadurch vorzüglich wurde der stolze altspanische Adel ruinirt. Das geistliche Privatleben und die Privatpolitik der Geistlichkeit gegen den Laienstand und vorzüglich gegen den reichen Adel ist der Hauptgegenstand dieses Werks, das jeder Leser mit Interesse lesen wird, wobei er jedoch wohlthun dürfte, sich Handschuh anzuziehn, weil der Gegenstand, wie es sich von selbst versteht, nicht immer der sauberste ist.

35) Walter Scotts Geschichte von Schottland. Aus dem Engl. von Vogel. Erster Band, erste Abtheilung. Darmstadt, Leske, 1830. — 36) Dasselbe Werk übers. von Dr. Bärmann. Drei Bändchen, Zwickau, Schumann, 1830. Die Mode der Resumés ist auch auf England übergegangen, und nachdem Makintosh einen kurzen Abriß der Geschichte Englands und Thomas Moore einen solchen der Geschichte Irlands abgefaßt, wurde der noch berühmtere Walter Scott aufgefordert, das Kleeblatt durch eine Geschichte Schottlands voll zu machen, was er denn auch mit aller möglichen pretiösen Anspruchslosigkeit nach seiner Weise gethan hat. Nicht ganz so emphatisch, wie Zschokke in des Schweizerlands Geschichte für das Schweizervolk, versteckt er die Nationaleitelkeit besser. Doch bedauern wir, daß er zu viel blos erzählt, zu wenig beschreibt, zu viel blos mit der äußern Geschichte seines Vaterlands, zu wenig mit dessen innern Natur- und Kulturzuständen sich beschäftigt. Allein dies ist auch vielleicht nicht die Aufgabe eines Resumé, und sofern die Verbreitung der vaterländischen Geschichtskenntniß überall ein Bedürfniß ist, so muß man es allen den Männern Dank wissen, die ihr Talent, zumal wenn dies Talent glänzend ist, einem so patriotischen Zwecke widmen. Auch wir Deutsche können uns das gesagt seyn lassen. Wenn unsre ausgezeichnetsten und anerkanntesten Talente sich herabließen, allgemein interessante Gegenstände populär für die Mehrheit des Volks zu bearbeiten, so würden sie ohne Zweifel etwas besseres thun, als wenn sie sich mit aristokratischer Laune den allerspeziellsten Liebhabereien widmen, an denen das Volk keinen Antheil nimmt, noch nehmen kann. Alle Talente sind der Nation verpflichtet, und in der Regel gewinnen sie nicht so viel dadurch, daß sie die Nation nach sich bequemen, als dadurch, daß sie sich nach der Nation bequemen. — Wir bemerken noch, daß sich vor der Zwickauer Ausgabe ein artiger Prospekt des Schlosses Holyrood befindet.

37) Geschichte der Angelsachsen im Ueberblick. Von Dr. G. Gervinus. Frankfurt a. M., Brönner, 1830. Ein Abriß der ältesten englischen Geschichte bis auf Wilhelm den Eroberer. Mancher bisherige Irrthum der Geschichtschreiber ist hier mit kritischem Scharfsinn und Anführung der Quellen berichtet, z. B. im Leben des

berühmten König Alfred. Allein wir vermissen auch hier wie in dem Werke von Scott neben der Geschichtserzählung die Beschreibung der innern Zustände des Landes, der Verfassung, der Sitten rc., wozu doch die frühe Ausbildung der angelsächsischen Kirche so wie die interessante, noch tief in die spätere Geschichte Englands eingreifende angelsächsische Verfassung Gelegenheit darbietet. Der Verfasser scheint ein Schüler Schlossers, dessen Manier er nachahmt.

58) Geschichte Irlands von W. A. Lindau. Zwei Bändchen. Dresden, Hilscher, 1829. — Der Verfasser, der sich schon fleißig um Verbreitung der englischen Literatur in Deutschland bemüht hat, gibt hier ein Resumé der irländischen Geschichte, zusammengetragen aus den wenigen guten Werken, welche über dieses frühere wenig beachtete und erst jezt durch seine Emancipation wieder mehr in den Vordergrund tretende Land vorhanden sind. Es wird wohl niemand die tragische Geschichte Irlands ohne Interesse lesen können. Auch die Irländer gehören zu den Völkern, deren Schicksal bisher ihres Talentes nicht würdig war, und deren die neuere Geschichte leider mehrere kennt. Doch wenn es uns schaudert, die jahrhundertlangen Martern anzusehn, denen ein edles Volk erliegen mußte, weil es gegen die Uebermacht unbarmherziger Fremdlinge seine Freiheit zu vertheidigen wagte, so tröstet uns auch wieder der Gedanke, daß, wie Schiller sagt, Tyrannenmacht eine Gränze findet, und daß die Völker ihre Leiden und ihre Henker überleben. Irland ist halb emancipirt, ist seiner völligen Emancipation nahe. Diese einzige Thatsache des Jahres 1829 macht wieder gut, was Jahrhunderte an ihm frevelten.

59) Analectes belgiques ou recueil de pièces inédites, mémoires, notices, faits et anecdotes, concernant l'histoire des Pays-bas, publié par L. P. Gachard, conservateur adjoint des archives du Royeume à Bruxelles. Ir cahier. Bruxelles, Frank. 1830. — Lauter interessante Aktenstücke, Urkunden, Briefe rc. Das erste Dokument ist ein Erlaß des Bischof Robert von Lüttich, vom Jahr 1241, dann folgen mehrere, Burgund betreffende, Aktenstücke aus dem funfzehnten Jahrhundert, ferner ein Brief Wilhelms von Oranien an Maria, die Regentin der Niederlande. Von diesem Brief ist dem vorliegenden Heft ein Facsimile vorgebunden. Hierauf ein sehr freundlicher Brief der Königin Elisabeth von England, worin sie den Antwerpnern Hülfe gegen die Belgo-Spanier verspricht. Heutzutage würde sie wohl umgekehrt den Antwerpnern Hülfe gegen die Holländer versprechen müssen. Zu den interessantesten Gaben dieses Hefts gehören sonach die Briefe über die convulsionaires zu Namur vom Jahr 1772, und die Briefe des Kardinal von Frankenberg nach der Revolution von 1790 an den Kaiser Leopold. Unter den Mißzellen am Schluß finden sich neben andern Kuriositäten auch zwei gerichtliche Sentenzen. Nach der einen wurde am 22. September 1486 durch den Scharfrichter von Ypern ein Schwein, welches ein Kind gefressen hatte, unter Beobachtung aller Formalitäten öffentlich hingerichtet. Nach der zweiten wurde am 16. Mai 1499 ein Stier, der einen Knaben getödtet, in der Diözese von Beauvais, an den Galgen gehängt.

Erfreulich ist die Bemerkung, daß die vaterländische Alterthumsforschung in jüngster Zeit durch mehrfache patriotische Vereine gedeihliche Pflege gefunden. Die kleine Schrift:

40) Ueber Mittel und Zweck der vaterländischen Alterthumsforschung, der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz dargebracht von K. B. Preusker, (Leipzig, Ranck, 1829) fordert zu noch wärmerer Theilnahme auf und gibt zugleich die besten Mittel an, wie Alterthümer auszuforschen, zu erhalten und bekannt zu machen sind. Der Verfasser wünscht, daß überall möchten Vereine gebildet und Sammlungen angelegt werden, und daß eine Zeitschrift, die ausschließlich den vaterländischen Alterthümern gewidmet werden müßte, wie früher Gräters Iduna und Hermode, jeden neuen Fund und was immer in dieser Beziehung von allgemeinem Interesse wäre, zur schnellen Kenntniß des Publikums bringen möchte. Wenn ihn nun auch sein warmer Eifer für die Sache hinreißt, den Zeitgenossen, die so unzählbar viel anders zu thun haben, für die Alterthümer mehr zu thun zumuthet, als sie leisten mögen und werden, so bleibt es doch immerhin gewiß, daß es Pflicht der Regierungen ist, die vaterländischen Alterthümer als ein heiliges Erbtheil zu pflegen, daß ein großer Theil der Gelehrten wirklich für diese Alterthümer großes Interesse hegt, und und daß es demzufolge räthlich wäre, die einzelnen und zerstreuten Bemühungen der Alterthumsfreunde zu vereinigen und dadurch furchtbarer zu machen. So wäre wohl offenbar anstatt der verschiednen einzelnen Broschüren und Sammlungen in zwanglosen Heften, worin hier und dort die Alterthumsfreunde ihre neuen Erfahrungen mittheilen, eine Alterthümerzeitung für das gesammte Deutschland, worin man alles beisammen fände, sehr zu wünschen.

Unter den einzelnen Sammlungen bemerken wir:

41) Eufelia, von Fr. X. Boos. Heft 1—9. Aachen, Urlichs, 1827—1830. Diese Sammlung enthält sehr interessante Nachrichten über die frühere Geschichte und über die Alterthümer der Eufel, d. h. des Gebirglandes zwischen Rhein und Maas. Diese Nachrichten betreffen größtentheils den Zustand jenes Landes unter den Römern, sodann die Verhältnisse der geistlichen und weltlichen Fürsten, Herrn, Städte und Klöster im Mittelalter, und endlich auch die Umgestaltungen

des Landes seit der Reformation und bis in die Revolution hinein. Je weniger bisher dieses der ostdeutschen Gelehrsamkeit entfremdete französische Grenzland historisch beleuchtet worden, um so interessanter sind die hier gelieferten Notizen. — Eine ganz ähnliche Sammlung ist:

42) Variscia, Mittheilungen aus dem Archive des Voigtländischen Alterthumsforschenden Vereins, von F. Alberti. Zweite Lieferung, Greiz, Hennig, 1830. — Hier werden voigtländische Alterthümer besprochen, und zwar ein deutscher Runenstein, der bei Großhabersdorf, 4 Stunden von Anspach, und mehrere Gräber, Urnen und dabei befindliche Geräthschaften, die in der Umgegend von Ranis und Wernburg ausgegraben worden. Die genaueste Untersuchung hat ausgewiesen, daß diese Gräber slavischen Wenden angehören.

Von allgemeinerem Interesse sind:

43) Historischen und literarischen Abhandlungen der königlichen deutschen Gesellschaft zu Königsberg. Herausgegeben von Prof. Dr. F. W. Schubert. Erste Sammlung. Königsberg, Bornträger, 1830. Vier dieser Abhandlungen beziehn sich auf die preußische Geschichte, worunter die des Herausgebers über die ständischen Verhältnisse Preußens vor 200 Jahren und die des Archivar Faber über die Verhältnisse des deutschen Ordens zum päpstlichen Stuhl unter Markgraf Albrecht die interessantesten sind. Was jene altpreußischen Stände betrifft, so war es zwar nicht schwer, zu beweisen, daß sie dem Lande mehr Unheil gebracht haben, als der spätere monarchische Absolutismus, der Verfasser hätte aber wohl hinzufügen können, daß er damit nicht meine, auf das Bedürfniß neuer Landstände ein gehässiges Licht zu werfen.

Sehr schätzenswerth sind ferner die beiden Abhandlungen des Herrn Prof. Dr. von Bohlen über Handel und Schiffahrt des alten Indiens und über den Zusammenhang der indischen Sprache mit der litthauischen. In der ersten zeigt der Verfasser, daß die Portugiesen, Holländer und Engländer, weit entfernt, den indischen Handel zu beleben, ihn vielmehr zerstört haben: „Treten wir nur einige Jahrhunderte zurück, um den Vasco de Gama auf seiner Fahrt zu begleiten, so verschwindet bereits jede Spur der heutigen Indolenz, und allenthalben tritt uns noch ein freies, thätiges Walten entgegen, wo es jezt erstorben ist. Gama fand sowohl Araber als indische Banyanen aus Cambaya und Guzurata im Reiche Melinda an der afrikanischen Küste und auf Mozambique, die sich aus dem portugiesischen Astrolabium wenig machten, weil sie bessere Instrumente, Quadranten, Kompas und Seekarten zu gebrauchen pflegten, und sich sogleich erboten, ihm als erfahrnen Seemann den indischen Piloten Komaka zu geben, der ihn nach Calikut geleiten möchte. Auf Sumatra, der jezt so sehr verwilderten Insel, fanden sich mächtige Könige, welche Flotten von fünfhundert Segeln ausrüsten, und sechszigtausend Mann ins Feld stellen konnten; in ihrer Hafenstadt Achem auf der nördlichen Spitze landeten die Schiffe aller asiatischen Nationen. Die Bewohner von Malacca waren unermeßlich reich, und werden als sehr civilisirt hervorgehoben; sie handelten größtentheils mit Java und auch diese Insel war in blühendem Zustande, hatte große Stückgießereien und konnte große Kriegsschiffe, mit Kanonen versehen, ausrüsten. Ava trieb ausgebreiteten Handel mit seinen Edelsteinen; nach Siam kamen jährlich an tausend Schiffe der Araber und Inder; Pegu sandte aus mehreren Häfen seine Fahrzeuge nach Bengalen und den umliegenden Inseln und ist jezt dem Meere gänzlich entfremdet; noch 1519 waren in Arrakan Städte und Paläste, wo jezt Wildnisse sich befinden, und auf Coromandel zeigen allenthalben stolze Ruinen und Spuren von breiten Landstraßen die frühere Blüthe. In den Hafen von Calicut auf Malabar waren die Portugiesen 1497 mit vier Schiffen eingelaufen und mit offenen Armen aufgenommen, weil sie als Kaufleute sich ankündigten; Gama selbst schildert die Pracht dieser Stadt mit glänzenden Farben, und in den drei Monaten ihres Aufenthalts vom 19. Mai bis zum 25. Aug., sah man dort allein tausend fünfhundert Schiffe ankommen, die an Größe die portugiesischen weit übertrafen, und mitunter über zweihundert Menschen an Bord hatten. Eben so lebhaft war noch zu Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts das Gewühl in Bengalen; der Handel wurde von Arabern und Indern selbst mit gleichem Erfolge betrieben, und sezte jede Pulsader des Landes in Bewegung; selbst bis zum nördlichen Nepal hin, wo noch ein früherer Missionär, Giuseppe, volkreiche Städte fand mit gepflasterten Straßen, Springbrunnen, mehrstöckigen Häusern und prachtvollen Tempeln, deren Vorhöfe mit Marmor ausgelegt und mit Blumen von Bronze verziert waren. Gleiche Pracht und Wohlhabenheit fand sich in den Stapelplätzen der indischen Waaren, an der Südküste von Arabien, besonders in Aden, vorzugsweise nach dem Vorgange des Periplus das glückliche Arabien genannt; denn hier war es, wo die Schiffe des gesammten Indiens ihre feinen Gewänder, Seide, Spezereien und Edelsteinen ausluden, bevor diese von den Arabern nach Aegypten oder den Häfen Syriens spedirt wurden, woselbst Genueser und Venetianer sie in Empfang nahmen. Gegenwärtig aber ist jene Küste meist verödet; die Umschiffung des Kap und der europäische Welthandel haben Blüthe und Wohlstand jener Gegenden, wie durch einen Zauberschlag vernichtet."

Für die früher schon bemerkte nahe Verwandtschaft der litthauischen und alten Sanskritsprache gibt der Verf. neue Belege, doch leider, ohne die frühern Verhältnisse des merkwürdigen mitten unter den Slaven nach Norden verschlagnen Volks näher aufklären zu können.

(Forts. folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 9. — 24. Januar 1831.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

44) Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland. Von Karl Dietrich Hüllmann. Zweite Ausgabe, größtentheils ein neues Werk. Berlin, Eichhoff und Krafft, 1830.

Die oft und viel behandelte deutsche Rechts- und Verfassungsgeschichte war doch bisher noch nicht auf die Hauptpunkte zurückgeführt und in völlig klare Uebersicht gebracht. Im Einzelnen ist in neuern Zeiten außerordentlich viel für sie geschehn durch Specialgeschichten, Monographien einzelner Rechte, Urkundensammlungen, Alterthumsforschungen ic.; allein ein Ganzes konnte sich daraus noch nicht befriedigend gestalten. Der ehrwürdige alte Heineccius, in einzelnen Punkten sogar scharfsinniger als Eichhorn, entbehrte doch die vielen Vorarbeiten der Spätern und auch Eichhorn konnte in seiner verhältnißmäßig trefflichen Rechtsgeschichte sich theils noch nicht von der alterthümlichen Weitläuftigkeit losreißen und das unermeßliche Detail zur gedrängtesten Uebersicht bringen, theils standen auch ihm noch nicht die neuen Forschungen zu Gebote, durch welche jezt so mancher alte Irrthum widerlegt ist. Dagegen hat nun Hüllmann, ein längst ausgezeichneter Veteran unter unsern Historikern, Alles geleistet, was der heutige höhere Standpunkt der Forschung zu leisten erlaubt und vorschreibt. Sein Werk ist ein Meisterstück von historischer Präcision und Klarheit im Ganzen, während es einzeln überall abweichende Ansichten ausgleicht und vereinfacht, irrthümliche beseitigt, neue geltend macht.

Wir halten es für unsre Pflicht, eine gedrängte Skizze dieses großartigen politischen Gemäldes zu geben.

So weit die deutsche Geschichte zurückgeht, stößt man überall bei allen germanischen Stämmen auf freye Grundbesitzer, die 1) auf ihrem Grund und Boden zugleich Könige und Priester sind, und theils Leibeigne, theils persönlich freie, aber durch Vertrag an den Gutsherrn Gebundne Untersassen unter sich haben, und die 2) nach außen mit den benachbarten Grundbesitzern im Gemeinheitsverbande stehn, so zwar, daß je zehn unter einem aus ihrer Mitte durch sie selbst gewählten Zehenhaupt sich zu Schutz und Trutz und zu wechselseitiger Gewährleistung verbinden, auch insgesammt einstehn für den Frevel, den einer aus ihrer Mitte begeht. Zehn solcher Zehen bildeten eine Hundreda, welche sich wieder im Großen dieselbe Gewähr leistete und mehrere solcher Hunderte standen in Zeit der Noth zusammen und bildeten abwechselnd größere und kleinere Völkerschaften oder Staatenbünde. Alle diese freien Grundbesitzer waren gleich,

nur wenige Familien, die einen sehr großen Grundbesitz hatten und alten Ruhm genossen, zeichneten sich als Edelinge aus, wurden gewöhnlich zu Vorsitzern der Gemeinden und Anführern im Kriege gewählt, standen höher in der Währleistung und erhoben sich allmählich zu Stammfürsten.

Dieses älteste Verhältniß wurde umgestürzt durch die fränkische Monarchie. König Chlodwig trat als Eroberer auf, betrachtete das eroberte Land als seinen persönlichen Grundbesitz und vertheilte es als Lehn an Untersassen, welche dadurch theils persönlich unfrei, theils ausnahmsweise persönlich frei aber wenigstens dinglich unfrei wurden. Durch einen einzigen so großen Grundbesitzer, wie nun der König war, mit so vielen tausend Untersassen, mußte nun natürlich die bisherige gemeinheitliche Gewalt der kleinen freien Gutsbesitzer mächtig erschüttert werden. Man unterschied nunmehr den Hof, wozu alle Untersassen (Lehnsträger, Vasallen) des Königs gehörten, von dem Reiche, welches die übrigen Freien in sich begriff, und der Hof verschlang am Ende das Reich. Während die Vasallen dem Hofrichter unterworfen wurden, der ihnen im Namen des Königs Recht sprach, wurde auch bei den Freien selbst das Gerichtswesen aristokratischer und monarchischer. Hätten sonst alle Freie gemeinsam zu Gericht gesessen, so beschränkte man jezt die Richter auf eine bestimmte Zahl, etwa sieben, wozu die Freien nur noch der Reihe nach gelangten, daher sie Reigenbürger hießen. Diese hörten dann nach Karl dem Großen auch auf zu wechseln, und wurden eine bestehende Behörde, die Schöffen. Ueber ihnen aber stand der Landrichter, der bei den Freien, wie der Hofrichter bei den Vasallen, im Namen des Königs waltete. Da nun aber in jenen Zeiten die Rechtspflege, Verwaltung und das Militärwesen noch nicht getrennt waren, so war der Landrichter immer zugleich Kriegsoberster, und dies konnte er wieder nur seyn, sofern er ein Vasall des Königs war. Also konnte man zu einem Reichsamt so gut wie zu einem Hofamt nur dann gelangen, wenn man des Königs Vasall, also persönlich unfrei wurde, und so verknüpfte sich der Begriff des Herrschens dergestalt mit dem des Dienens, daß alles dienen wollte, um zu herrschen. Die altgermanische republikanische Ehre des freien Grundbesitzes verwandelte sich in die fränkische aristokratische Ehre des Hofdienstes. Daher das Zudrängen zu diesem Hofdienst und die Verwandlung der meisten freien Güter durch freiwillige Uebertragung in königliche Lehen (feuda oblata).

Wie natürlich leisteten die großen Güterbesitzer im alten Deutschland diesseits des Rheins, die zu Stammfürsten erhobnen alten edlen Familien, dem fränkischen Lehnwesen den meisten Widerstand, aber alle diese kleinen Stammfürsten der Alemannen, Bayern, Sachsen, Thüringer, wurden nach und nach unterjocht und Karl der Große ließ keine mächtige Familien mehr aufkommen, vielmehr theilte er sein ganzes großes Reich in lauter kleine Landrichter- oder Grafschaften, die er wiederum durch umherreisende Gewaltboten (Sendgrafen) in Aufsicht halten ließ. Den Namen Graf erklärt der Verfasser übrigens ganz anders, als man bisher gewohnt war. Er leitet ihn nämlich von dem griechischen Grapheus, d. i. Schreiber (französisch: Greffier) ab. Auch stimmt das Alter dieses Namens genau mit dem der deutschen Bureaukratie zusammen. — Nach Karl dem Großen traten an die Stelle der ältern mächtigen Stammfürsten die Herzöge, die indeß nur für den Krieg ernannt waren, und die Markgrafen, die zur Bewahrung der Grenzen mit größerer Macht ausgerüstet waren als die gemeinen Landgrafen.

Während auf der einen Seite der Hof und das Feudalwesen das Reich zu verschlingen drohte, that dasselbe auf der andern Seite die Kirche. Karl der Große bediente sich der Kirche vorzüglich gegen die diesrheinischen Stammfürsten und sezte den überwundnen Sachsen eine große Menge kriegerische Bischöfe zu Hütern, so wie er überhaupt auf jede Weise, um sein monarchisches Ansehn durch das kirchliche über das altdemokratische der deutschen Stämme zu erheben, die Geistlichkeit in sein Interesse zog. Diese machte sich dies zu Nutzen und griff anfangs unter der Monarchie, dann neben ihr, endlich über ihr mit reißender Gewalt um sich. Sie strebte erst alle möglichen Arten des Besitzes unter allen möglichen Titeln an sich zu reißen und that dies anfangs, indem sie sich, dem allgemeinen Zuge des Zeitgeists folgend, zur Vasallin des Hofes machte. Allein kaum war sie im Lehnbesitz, so strebte sie, denselben zum Erbbesitz zu machen, und die **Emancipation der Kirchengüter gab die Losung zu der Emancipation auch der weltlichen Lehngüter.**

Die deutsche Verfassung erlebte eine abermalige Umgestaltung. Der König verlor seine Gewalt über die Kirche wie über seine weltlichen Vasallen, indem beide ihre nur zu Lehn empfangnen, daher wieder verlierbaren Güter und Rechte erblich machten. Hatte nun früher die altgermanische Demokratie der fränkischen Monarchie weichen müssen, so mußte jezt diese wieder der mittelalterlichen Hiero-Aristokratie weichen. Es war übrigens eben so natürlich, als nothwendig, daß die Vasallen sich emancipirten. Das Verhältniß eines Vasallen war drückend und unnatürlich. Man darf nur bedenken, daß dieselben Menschen, die einerseits vom König wichtige Aemter und große Lehngüter erhielten, daher auch vorzugsweise Edelmänner hießen, andrerseits vom König als Leibeigne verschenkt werden konnten. Der Verfasser citirt viele Beispiele solcher verkaufter Edelleute. Wie drückend mußte es ferner für die Lehnsträger seyn, die Güter, welche sie

lange verwaltet, nicht ihren Kindern hinterlassen zu dürfen, sondern vom Lehnsherrn einem Fremden übertragen zu sehn. Dies hatte schon früher zu Ausnahmen geführt. Es gab persönlich freie Vasallen, und erbliche Lehngüter derer, welche diese Vorrechte sich ausbedungen hatten, indem sie in den königlichen Dienst übertraten, oder denen der König ein besonderes Privilegium geschenkt hatte. Als nun aber die Geistlichkeit alle ihre Güter und Rechte sich erblich eigen machte, so folgte auch die große Masse der unfreien Vasallen diesem verführerischen Beispiele. Wenn dies nun die gute Folge hatte, daß die persönliche Unfreiheit der Edlen aufhörte, und daß die Güter von den Erbbesitzern wieder besser gepflegt wurden, als früher von den vorübergehenden Lehnbesitzern, so knüpfte sich doch an dieses neue Verhältniß der große Nachtheil, daß nicht blos die Lehngüter selbst, sondern zugleich auch die Aemter, die darauf hafteten, erblich wurden. Als nun vollends die Erbgüter nicht mehr untheilbar blieben, sondern an viele Söhne vertheilt wurden, wurden auch die Aemter unnütz vervielfältigt, oder, wenn der Erbtheil allzuklein wurde, sank der Amtsname zu einem bloßen leeren Titel herab.

Ein nicht minder großer Nachtheil bestand darin, daß alle natürlichen Grenzen, sowohl die geographischen und ethnographischen, als die politischen, durch die neue Gestaltung erblicher Lehngebiete verrückt wurden. Die Natur selbst hat die Gaue gebildet, in welchen nach dem Zug der Gebirge und Flüsse sich die einzelnen Stämmen niedergelassen und eigenthümlich ausgebildet. Die späteren fränkischen Grafschaften und Bisthümer waren zwar nicht ganz diesen Gauen angepaßt, allein sie waren wenigstens unter einander ziemlich gleich. Als aber die Lehen und Aemter erblich wurden, da suchte jeder weltliche wie geistliche Erblehn- und Erbamtsbesitzer sein erbliches Gebiet zu vergrößern und abzurunden. Dies geschah durch List und Gewalt, Kauf oder Erbe, Schenkung oder Verleihung. Zehn alte Gaue, zehn alte Grafschaften schmolzen zu einem einzigen großen Gebiet zusammen, das hier ein Herzog, dort ein Graf, hier ein Bischof, dort ein Abt nach und nach erweitert hatte, während anderwärts ein einziger alter Gau, eine einzige alte Grafschaft nunmehr unter zehn verschiedne Herrn vertheilt war.

Der größte Nachtheil bestand aber darin, daß die monarchische Einheit des Reichs durch die aristokratische Vielheit der neuen großen Erblehnsträger zerstört wurde. Jeder von diesen riß in seinem Gebiet die Rechte der Krone an sich, und die Kaiser selbst dachten nicht selten mehr darauf, sich ein großes fürstliches Privateigenthum zu erwerben, als die übrigen Großen im Zaum zu halten. Daß sich alle die Glücklichen, denen es gelungen war, einen großen Lehnbesitz zu erwerben, sofort zur fürstlichen Würde erhoben, lag in der Natur der Sache, gleichviel ob es ursprünglich Herzoge oder Grafen, Bischöfe oder Aebte gewesen, und daß sie nunmehr die hohe Aristokratie des Reichs bildeten, die sich die Souverainität anmaßte, war eine nothwendige Folge davon. Sehr wahr sagt der Verfasser, daß sich seitdem nicht mehr, wie in der fränkischen Zeit der König, sondern fortan nur die Gesammtheit der erblichen hohen Reichsbeamten als den Grundbesitzer, höchsten Lehnsherrn und Souverain des Reichs angesehn haben, daher auch der Kaiser nicht nur von ihrer Wahl, sondern auch von ihrer Entscheidung im Reichsrath abhängig wurde.

Allein so wie sich die Aristokratie der großen Vasallen gegen den höchsten Lehnsherrn, den Kaiser, siegreich erhob, so auch nicht minder die der kleinen Vasallen gegen jene großen. Vom Kaiser bis zum letzten Untersassen hinab bildeten sich alle Verhältnisse nach dem aristokratischen Typus. Wie sich im Reich der hohe Adel der unmittelbaren großen Reichsvasallen ausbildete, so in den fürstlichen Territorien eben dieses hohen Adels der niedere Adel der mittelbaren Vasallen. Jeder große Herzog, Graf, Bischof und Abt ahmte den Hof des Kaisers nach, aber seine Hofbeamten bildeten um ihn dieselbe Aristokratie im Kleinen, welche die Reichsbeamten um den Kaiser bildeten. Denn auch diese kleinen Vasallen wurden erblich und dadurch mächtig, dem Lehnsherrn mehr zu trotzen. Je mehr nun aber Hohe und Niedre sich schieden und die Hohen alle Kräfte an sich zu ziehn strebten, desto schlimmer mußte es denen ergehn, die als die Niedrigsten unten zurückblieben. Die ursprünglich freien Bauern, die sich nur in wenigen Resten bei ihrer altgermanischen Gemeindeverfassung erhalten hatten, mußten immer mehr zwischen den großen Massen der Feudalherrschaften aufgerieben werden, und die leibeignen Bauern mußten in dem Maaß größere Lasten übernehmen, als ihre unmittelbaren und mittelbaren, kleinen und großen, priesterlichen und weltlichen Herrn sich vervielfältigten, und überhaupt mit dem Aufkommen der Aristokratie der Luxus stieg.

Unterdeß machte sich das zurückgedrängte demokratische Element auf energische Weise Luft in dem neu aufkommenden Bürgerstande. Sehr schön weist der Verfasser dessen reine Deutschheit nach und widerlegt die Ansicht, die seinen Ursprung und seine Gestaltung von den altrömischen Städten ableiten möchte. Die Bürger waren als ächter tiers-état und als Repräsentant der kommenden Zeit bestimmt, die Aristokratie zu untergraben. Anfangs zwar mußten auch sie, dem Bildungsgange der Zeit gemäß, aus der Monarchie in die Aristokratie sich hineinbilden, zuletzt aber gestaltete sich daraus immer die Demokratie. Zuerst trat der Kaiser die gerichtliche und administrative Gewalt über die Städte an Bischöfe oder Fürsten ab, diese traten sie wieder an die

große Aristokratie der Stadtjunker, der altpatrizischen Geschlechter ab, von diesen aber ertrozten sie alsbald die demokratischen Zünfte, die, wenn sie sich selbst wieder zu aristokratisch zu gestalten anfiengen, immer aufs neue demokratischen Reformen erlagen.

Zuletzt wendet sich der Verfasser zur Entstehung und Ausbildung der Landstände in den neuen geistlichen und weltlichen Fürstenthümern. „Seit der Unterwürfigkeit unter die fränkische Herrschaft ist Deutschland fast durch das ganze Mittelalter nur ein Reich gewesen, ein Inbegriff verschiedner Landschaften mit besondern Volksrechten und abweichenden Landesherkommen, unter einem gemeinsamen Oberhaupte, noch kein eigentlicher Staat. Daher hat sich auch ein Staatsrecht erst in den einzelnen Reichslanden gebildet, seitdem die Fürsten zur landeshoheitlichen Gewalt und Selbstständigkeit gelangten." Dasselbe gilt auch von den Landständen, die sich erst in den einzelnen Reichslanden ausbildeten. Sie fiengen damit an, daß sich der Adel und die Geistlichkeit an Hoftagen versammelte, um dem Fürsten auf dessen Bitte Beisteuern zu bewilligen, wogegen der Fürst ihnen große Privilegien gestatten und sich nicht selten tief vor ihnen demüthigen mußte. Der immer mehr einreißende Geldmangel nöthigte indeß die Fürsten, bald auch die reichen Städte mit zu Rathe zu ziehn und nun wurden aus den Hoftagen Landtage, an denen alle drei Stände Theil nahmen. Diese Landstände giengen nun auch weiter, beaufsichtigten die fürstliche Regierung und mischten sich nicht selten darein. Wenn sie indeß auch in den meisten Fällen den finanziellen Verschleuderungen und der persönlichen Tyrannei der Fürsten vorbeugten, so kam dies doch in der Regel nur ihnen selbst, den drei bevorrechteten Ständen zu Gute, und der vierte Stand, die Bauern, blieben in ihrer gedrückten Lage, aus der sie fast durchgängig erst durch die spätern absoluten Ministerialregierungen befreit zu werden anfiengen, nachdem überall die alten aristokratischen Landstände durch die absolutmonarchische Gewalt verdrängt worden. — Jezt weicht auch diese absolutistische Periode, die das Beispiel Ludwigs XIV. herbeiführte und der geniale Geist Friedrichs II. vollendete, wieder einer neuen, der repräsentativ-konstitutionellen. Nicht nur, daß die scharfe Sonderung der drei ersten Stände aufgehört hat, auch für den vierten Stand, auch für den Bauernstand ist, wie der Verfasser schön bemerkt, das neunzehnte Jahrhundert der bürgerliche Schöpfungstag. Weil alle einzelnen Standesinteressen, die sich im Mittelalter isolirten und wechselseitig bestritten, jezt in das eine große Nationalinteresse zusammenschmelzen, müssen natürlicherweise die Stände, welche damals die unterdrückten waren, in dem Maaße sich verbessern, in welchem die andern ihre unmäßigen Vorrechte verlieren.

45) **Geschichte des Hauses und Landes Fürstenberg.** Aus Urkunden und den besten Quellen von Dr. Ernst Münch. Mit Kupfern, Urkunden und andern Beilagen. Zwei Bände. Aachen und Leipzig, Mayer, 1829, 1830. — Da dem Verfasser das fürstliche Archiv und alle andern Hülfsquellen zu Gebote standen, so ist es ihm gelungen, eine ausführliche Specialgeschichte zu schreiben, die leicht das Beste seyn dürfte, was er je verfaßt hat. Die Geschichte des Hauses Fürstenberg ist aufs mannichfaltigste mit der Geschichte Schwabens verflochten und greift zugleich in die Hauptbegebenheiten der deutschen Geschichte überhaupt ein, sofern die Fürstenberge im Dienst des Reichs und Kaisers daran Theil nahmen. Viele kräftige und talentvolle Männer zählt dies Fürstenhaus des Schwarzwalds, das einen Geschichtschreiber mit Recht verdient. Es wäre zu wünschen, daß bald auch eine ausführliche Specialgeschichte des Hauses Hohenlohe (wozu uns Herr Oechsle Hoffnung macht) und der Truchsesse von Waldburg erschien. Die aus den Archiven geschöpften Notizen über die einzelnsten Vorfälle und Zustände der Vorzeit geben auch dem Universalhistoriker erst den richtigen Maaßstab für die Beurtheilung der Nationen und Zeitalter ab.

46) **Geschichte des Thurgaus** von J. A. Pupikofer. Zweite Hälfte. Zürich, Trachsler, 1830. Schon der erste Theil dieser gehaltreichen Specialgeschichte, in welcher wir eine würdige Nachahmung der musterhaften Geschichte St. Gallens von Herrn von Arx erblicken, ist in diesen Blättern rühmlich erwähnt worden. Der zweite Theil reicht bis auf die neueste Zeit und ist vorzüglich in den Parthieen interessant, welche die helvetische Revolution betreffen.

47) **Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern** historisch dargestellt von vaterländischen Schriftstellern. Mit einer historischen Einleitung von Prof. Hottinger und herausgegeben von Prof. G. Schwab. Zweiter Band. Mit Kupfern. Chur, Dalp, 1830. Auch dieses Werkes ersten Theil haben wir seiner Zeit verdientermaßen empfohlen. Der zweite Theil enthält die Geschichte von 31 Burgen. Abgebildet sind 6, nämlich Koburg, Castel, Thun, Corbieres, Sargans und Wildenburg. Unter den übrigen bemerken wir Chur, Münchenstein, Coppet (Neckers Sitz) ꝛc. Die Geschichte der einzelnen Burgen ist von verschiednen schweizerischen Gelehrten, Escher, Lutz, Henne, Kuenlin, Pupikofer, Mörikofer, Burgener, Hartmann, Strohmeier und Huguenin verfaßt, großentheils schon bekannte Namen. Sie knüpft sich theils an die allgemeine Geschichte der Schweiz an, theils bietet sie wenigstens interessante Volkssagen dar, und was sich vorzüglich für eine poetische Behandlung eignete, hat G. Schwab in mehrern Romanzen, die dem prosaischen Text beigefügt sind, glücklich besungen. (Forts. folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 10. — 28. Januar 1831.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

48) Geschichte der europäischen Staaten von Heeren und Ukert. Geschichte des preußischen Staats von G. A. H. Stenzel. Erster Band. Hamburg, Perthes, 1830.

Die Geschichte Preußens hat in den neuesten Zeiten mehrere ausgezeichnete Bearbeiter gefunden, wie Voigt und Manso, und nichts ist natürlicher, als daß ein großer gebildeter Staat für die Erforschung und Bekanntmachung seiner frühern Geschichte etwas aufwendet. Herr Stenzel hat treffliche Vorarbeiten benutzen können und seine Anordnung und Darstellung ist empfehlenswerth. Der erste Band seiner Geschichte geht von den ältesten Zeiten bis auf den großen Churfürsten; mithin ist keine zu weite Ausdehnung des Werks zu fürchten. Den innern politischen, religiösen und sittlichen Verhältnissen ist die Aufmerksamkeit des Geschichtforschers nicht minder zugewendet, wie den äußern Staatsaktionen, und so erhalten wir ein sehr lehrreiches und nicht ermüdendes Gemälde der preußischen Vorzeit. Erfreulich ist dasselbe nun wohl nicht, denn die Wurzel der ganzen preußischen Geschichte ist ein barbarisches Eroberungsrecht, und ihr Wachsthum sog sie aus einem langen entsetzlichen Völkermord, der nirgends etwas Herzerhebendes darbietet, in dem selbst die Thaten der Helden und Märtyrer mit Fluch beladen sind. Es ist übrigens sehr charakteristisch und prägt sich noch jezt in den Physiognomien beider Staaten ab, daß unter preußischem Scepter die slavische Bevölkerung an Leib und Seele zertreten, zu Sklaven gemacht und germanisirt wurde, während sie unter Oestreich geraume Zeit ihre altslavische Verfassung und bis auf den heutigen Tag ihre Sprache beibehielt. Dies erklärt den düstern Charakter der Preußen und den heitern der Oestreicher. Jahrhunderte mußten vergehn, ehe die Wunden vernarbten, ehe die germanisirten Slaven wirklich Deutsche wurden und nach dem Untergange ihrer alten einheimischen Kultur sich die Kultur ihrer neuen Brüder im Westen aneigneten. Erst die Reformation vollendete die Einführung des deutschen Volksgeists in den alten Slavenmarken. Doch ging auch umgekehrt vom slavischen Volksgeist manches auf Deutschland über. Wenn wir sehn, wie im Osten Deutschlands, gerade in jenen alten slavischen Marken im Norden Preußen, im Süden Oestreich große Staaten bildeten, deren Ueberlast das schwache und geschmälerte deutsche Reich nicht mehr tragen konnte; wenn wir ferner sehn, wie zu gleicher Zeit in diesen Ländern die absolute Fürstengewalt aufkam, — so liegt es doch wohl sehr nahe, diese Erscheinungen aus dem Umstand abzuleiten, daß die Slaven von Natur sowohl als durch

eine lange Unterwerfung zum slavischen Gehorsam geneigter waren, als die Deutschen, die daher im eigentlichen Deutschland westlich von der Elbe beständig sowohl der Bildung großer Staaten als dem Absolutismus entgegenkämpften. Die Zerstörung des salischen Herzogthums in Franken, des hohenstauffischen in Schwaben, des welfischen in Sachsen, so wie die verhältnißmäßig gering gebliebene Macht der bayrischen und thüringischen Fürsten beweist hinlänglich, daß diesseits der Elbe unter den ächten Deutschen den Habsburgern und Hohenzollern nicht gelungen wäre, was ihnen jenseits der Elbe unter den Slaven gelang. Der monarchische Absolutismus konnte sich nie in reinem deutschen Blut erzeugen, er bedurfte dazu des römisch-gallischen Bluts in den Ländern, welche die Deutschen zur Zeit der Völkerwanderung erobert hatten, und des slavischen Bluts in den Ländern, über welche sich später die deutsche Herrschaft ausbreitete. Aber auch ein großartiges Staatsleben konnte sich nur in jenen Grenzländern erzeugen, während die reindeutsche Mitte an der deutschen Erbkrankheit, der Kleinstaaterei, dahinschwand. Die Aufgabe ist nun, von beiden Elementen das Tüchtige zu verschmelzen, das Schlechte auszuscheiden, ein großartiges Staatsleben ohne scythische Willkühr des Herrschers und einen freien Bürgersinn ohne Kleinstaaterei. Diese Aufgabe zu lösen, ist vor allem Preußen geeignet, denn in diesem mächtigen Staate gleicht die ächt deutsche und die nur germanisirte ursprünglich slavische Bevölkerung sich aus. Sicher aber liegt diese Ausgleichung so sehr in den Bedürfnissen der Zeit, daß Preußen in gleichem Maaß an äußerer Ausdehnung und innerer Konstituirung gewinnen muß, mag es nun, wie ehemals, nur auf jene, oder mag es, wie jezt die Umstände zu verlangen scheinen, mehr auf diese bedacht seyen. Möge Preußen nie verkennen, daß es das Princip des Werdens in Deutschland repräsentirt.

49) Geschichte Schlesiens. Ein Handbuch von M. Morgenbesser. Breslau, Max, 1829. — Auf eine merkwürdige Weise hat sich das nur zur Hälfte germanisirte Oderthal mehrmals um Deutschland verdient gemacht, indem es gleichsam einen Vorposten desselben bildet. Zu Anfang des 13ten Jahrhunderts wendete die schlesische Tapferkeit bei Wahlstadt den tartarischen Völkersturm ab, zu Anfang des 17ten Jahrhunderts gab die schlesische Dichterschule der Geistes- und Sprachbildung Deutschlands einen wenigstens mittelbar wohlthätigen Impuls, und zu Anfang des 19ten Jahrhunderts war Schlesien der Feuerheerd der deutschen Reaktion gegen Napoleons Weltherrschaft und in einer zweiten Schlacht an der Wahlstadt schlug die schlesische Tapferkeit den diesmal vom Westen kommenden Völkersturm zurück. So hat sich unter allen slavischen Marken Schlesien wohl am würdigsten in die deutsche Landsmannschaft eingekauft. Die Geschichte des reichen kleinen Landes ist aufs mannichfaltigste mit der polnischen und böhmischen, später östreichischen und preußischen verflochten, und an eine völlige Selbstständigkeit desselben war nie zu denken, weil es offen und eben liegt ohne natürliche Grenzen, außer im Süden. Nur die Stadt Breslau erhielt sich von den ältesten Zeiten bis auf Friedrich II. eine reichsstädtische Unabhängigkeit, ohne jedoch Reichsstadt zu seyn. — Herr Morgenbesser hat sich durch seine klare Darstellung viel Verdienst um die schlesische Geschichte erworben, doch wäre zu wünschen gewesen, er hätte einige besonders interessante Begebenheiten, namentlich die Geschichte der h. Hedwig und ihres tapfern Sohnes, der bei Wahlstadt fiel, etwas mehr ausgemalt, und überhaupt die zum Theil sehr anziehenden schlesischen Chroniken in Bezug auf Volkssagen und spezielle Schilderungen besser benuzt. — Mängel dieser Art stoßen uns noch bei den meisten Spezialgeschichten auf. Eine gewisse historische Pruderie verdammt alles Romantische in der Geschichte des Mittelalters, wo es doch ganz eigentlich zu Hause ist, und läßt geflissentlich die abentheuerlichen Details der alten Heldenthaten und die charakteristischen Volkssagen aus, die doch so sehr dem ganzen Geist und Leben des Mittelalters angehören, daß man es ohne sie nicht verstehn kann.

50) Geschichte des Königreichs Hannover und Herzogthums Braunschweig. Von Dr. Albert Hüne. Mit einer Vorrede von Heeren. Erster Theil. 1824. Zweiter Theil, erste Abtheilung. 1830. Hannover, Hahn.

Der Verfasser hat dieses Werk für das größere Publikum, zunächst für seine niedersächsischen Landsleute bestimmt, und es reiht sich würdig den besseren und besten Spezialgeschichten an, deren nun wohl nur noch wenige Winkel des deutschen Vaterlandes entbehren. Wir werden hier unter die ächten alten Sachsen, einen der kräftigsten deutschen Stämme, versezt, die aber das Schicksal aller reingermanischen Stämme theilen mußten, indem sie gleich den Franken und Alemannen, Thüringern und Bayern unter geistliche und weltliche Herrn mannichfach zerstückelt wurden. Die Niedersachsen haben, wie schon Justus Möser in seiner meisterhaften Geschichte von Osnabrück bewiesen, nächst den alemannischen Schweizern die Spuren ihrer uraltherkömmlichen Verfassung am längsten bewahrt. Was hätte aus Deutschland werden können, wenn im Norden die Sachsen, im Süden die Schwaben ungetrennte große Herzogthümern geblieben wären? Niemals hätte sich die Schweiz, das Elsaß, Lothringen, Burgund, Holland und Schleswig vom Reiche losreißen können, wenn sie sich auf zwei so mächtige deutsche Staaten hätten stützen können, wenn Sachsen und Schwaben

Frankreich gegenüber geworden wären, was Oestreich und Preußen Polen gegenüber geworden sind. Aber beide haben all ihre Kraft an einander selbst zersplittert. Nie war ein Bruderzwist Deutschland so verderblich, als der zwischen Sachsen und Schwaben, Welfen und Waiblingern. Friedrich Barbarossa zertrat mit eisernem Fuß den nordischen Löwen. Da ward, wie die Chroniken sagen, der todte Löwe zerrissen von wilden Thieren (im Wappen der Bischöfe, Fürsten und Herrn, die das Herzogthum theilten). Aber wenige Zeit darauf übten die Welfen blutige Rache, und als der lezte Waidlinger in Neapel gemordet war, da wurde, wie die Chroniken sagen, auch das Herzogthum Schwaben mit Schild und Helm begraben. Seitdem ist der Westen Deutschlands, zerrissen in kleine Staaten, eine leichte Beute der französischen Politik geworden.

Die Darstellung des Verfassers ist sowohl in Bezug auf die Erzählung der Begebenheiten als in Bezug auf die Beschreibung der alten Verfassung, Sitte und Kultur sehr ausführlich und gewährt, wie Heeren in der Vorrede gebührend rühmt, dem vaterländischen Publikum alle die Belehrung, die es erwarten kann. Die erste Abtheilung des zweiten Bandes geht bis zum Jahr 1814, und wenn man, was die Darstellung der lezten Zeitperiode betrifft, den schonungslosen Griffel eines Tacitus zuweilen vermißt, so muß man doch die Entschuldigung des Verfassers, daß er desfalls „auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen“ gelten lassen. Eine ganz unumwunden die Wahrheit sagende Geschichte der hundert kleinen deutschen Autokratien und Aristokratien seit etwa 50 Jahren wird wohl vor anderen funfzig Jahren noch nicht geschrieben werden können.

51) Die geschichtlichen Fresken in den Arkaden des Hofgartens zu München. Von Joseph Freiherrn von Hormayr. München, Franckh, 1830.

Wer hätte 1809 glauben sollen, daß zwanzig Jahre später der Stimmführer der Tyroler ein eben so eifriger Stimmführer der Bayern werden würde? Die Ironie, deren Zug sich in der Weltgeschichte nicht verkennen läßt, hat gewollt, daß von allen Tyrolern der damaligen Zeit Herr von Hormayr der einzige Bayer geblieben ist.

Daß in den Arkaden des Münchner Hofgartens eine Gallerie von Scenen aus der bayerischen Geschichte al fresco gemalt worden, ist jedermann bekannt und man hat mit Recht eine so patriotische Bestimmung der Kunst weit und breit gepriesen. Herr von Hormayr gibt nun hier den Text zu diesen Bildern, und schöpft aus dem reichen Schatz seiner spezialgeschichtlichen Kenntnisse die Details, die zur Erklärung nöthig sind. Jeder, der die Freskobilder selbst gesehn hat oder sehn will, wird mit großem Interesse dieses Buch lesen, das überdies reich an zeitgemäßen Bemerkungen ist, wie sie sich ungezwungen an die geschichtliche Betrachtung anknüpfen. Bei Gelegenheit des sechszehnten Bildes, die Einführung der Verfassung, sagt Herr von Hormayr: „Ehe noch auf dem Wiener Kongresse die neuen Gränzen der deutschen Staaten, ehe noch die Entschädigungen geregelt, viel weniger gänzlich vollzogen waren, (was sie zum Theile noch nicht sind), vertheidigten viele Sprecher der glänzenden Versammlung (und noch mehrere außerhalb derselben) mit kunstreicher Wärme, die Nothwendigkeit verfassungsmäßiger Beschränkung der Willkühr. — Sie wetteiferten im Bestreben, als Männer des Jahrhunderts, die Einführung repräsentirender Stände zu empfehlen — „mit dem Rechte der Mitberathung bei Einführung neuer Gesetze und Steuern, mit dem Rechte der Beschwerdeführung und der Schützung der Verfassung, an welchen Rechten alle Klassen der Staatsbürger Theil nehmen sollten.“ — Die Männer, die auf jenem Kongresse die größten süddeutschen Lande vertraten, mochten wohl ahnen, diese Wärme sey so gar ernsthaft nicht gemeint, indem von der Aufthürmung des Gerüstes gesprochen wurde, ehe noch der Boden abgesteckt war!? Die Erfahrung über die Natur der Verhältnisse zwischen den Mitgliedern des deutschen Bundes, hatte noch nicht das nöthige Licht verbreitet, um zu unterscheiden, in wie ferne die Autonomie der einzelnen souveränen Staaten, in dem Bunde Schutz oder Beschränkung finden möchte? Darum erklärte Bayern auf dem Kongresse, „daß es zwar gesonnen sey, seinen Völkern eine ständische Verfassung zu geben, sich aber in Bestimmung der der Nation einzuräumenden Rechte nicht durch Beschlüsse des Bundes beschränken lassen wolle.“ — Man möchte besorgen, daß ein vormundschaftlicher Einfluß auf die minder mächtigen Staaten sich aus der Aufsicht auf die Verfassungen unvermerkt hervorbilden könnte? — Wie hell damals Bayerns Blick in die Zukunft gewesen, bewies die nächste Folgezeit unwidersprechlich. Thatsache ist, daß der Bundestag noch nie im Falle war, die vollständige Erfüllung des XIII. Artikels der Bundesakte von den Bundesgliedern zu fordern. Mehrmals giengen aber von dort, Beschränkungen bereits anerkannter, konstitutioneller Rechte aus. — Viele der Stimmen, die auf dem Kongresse die unverzügliche Einführung ständischer Verfassungen betrieben, verstummten urplötzlich in der Heimath, und machten vielmehr ganz andere Meinungen geltend. Daher war Bayerns und Würtembergs entschlossene Verwahrung auf dem Wiener Kongresse, gegen die ihnen angemuthete Einschränkung

ihrer Regierungsgewalt glücklich und fruchtbringend für die Sache der Unabhängigkeit und der gesetzlichen Freiheit in Deutschland."

52) Bayerns Gauen nach den drei Völkerstämmen der Alemannen, Franken und Bojaren aus den alten Bisthumssprengeln nachgewiesen, von Karl Heinrich Ritter von Lang. Nürnberg, Riegel und Wießner, 1830. — Der Verfasser hat mit großem Fleiß die alte Eintheilung Bayerns in Gaue ausgemittelt, und es wäre zu wünschen, daß etwas Aehnliches auch für das ganze übrige Deutschland geschähe. Da die altdeutschen Gaue ursprünglich nur nach der Natur selbst eingetheilt und auch größtentheils nach Flüssen, Bergen und andern Naturgegenständen benannt sind, so daß sich, in Gebirgsgegenden wenigstens, ihre alten Gränzen und Namen im Volk bis auf den heutigen Tag erhalten haben, so wäre es wohl nicht ungereimt, ihre Namen auch politisch beizubehalten oder zu verjüngen. Die Namen Regierungsbezirk, Distrikt, Oberamt, Kanton 2c. sind denn doch gar zu wenig lokal, und die ehrwürdigen Namen der alten Gaue würden sich viel besser ausnehmen. Diese Namen giengen unter, als in der Zeit des Feudalismus ein einziger Gau vielleicht fünferlei verschiedne geistliche und weltliche Herrn erhielt. Jezt aber, da die Kleinstaaterei wieder aufgehört hat, dürften auch die alten noch der Gegend treuen Namen wieder aufkommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vermischte Schriften.

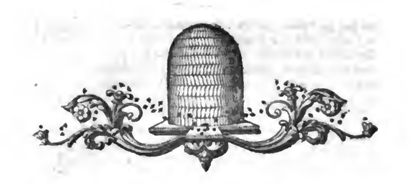
Sämmtliche Werke des Vicomte de Chateaubriand, Pair von Frankreich. Nach der neuesten Original-Ausgabe übersezt. Zwei und funfzig Bändchen. Freiburg im Breisgau, Wagner, 1827—29.

Eine wohlfeile Uebersetzung der Werke Chateaubriands muß mit Dank aufgenommen werden, nicht nur weil Chateaubriand überhaupt ein gelehrter und schöner Geist ist, sondern vorzüglich, weil seine religiösen und politischen Grundansichten mehr als irgend etwas geeignet sind, den Ultraismus zu mäßigen und Aristokraten jeder Art zur Vernunft zu bringen. Chateaubriand war der Heros des Katholicismus und Royalismus zu einer Zeit, als derselbe jeden, der ihm anhing, nicht nur verdächtig, sondern sogar lächerlich machte. Wenn nun aber dieser strenge und erprobte Royalist dennoch mit Feuereifer gegen alle die schlechten Leidenschaften und Maximen kämpft, welche so oft die vermeinten Diener des Throns und Altars geschändet haben, wenn er hierin nicht nur mit den Liberalen übereinstimmt, sondern in seinen Vorwürfen und Anklagen sogar noch scharfsichtiger und unerbittlicher ist, so mag dies wohl von der Parthei beherzigt werden.

Was Chateaubriands Verhältniß zu Frankreich insbesondere betrifft, so stellt er in dessen Revolution einen Grundsaz dar, wie Lafayette, und zwar den Grundsaz des historischen Rechts, während Lafayette den des Naturrechts darstellt. Und in beiden erscheinen diese Rechte ganz rein repräsentirt, und auf Chateaubriand fällt so wenig ein Mackel des Ultraismus, wie auf Lafayette ein Mackel des Jakobinismus. Diese Reinheit war es, die selbst seine politischen Gegner zur Bewunderung hinriß und ihm in einem gefährlichen Augenblick anstatt Vorwürfe oder Anklagen nur Lobsprüche zuzog. Als im vorigen Herbst nach der Absetzung Karls X. die Thronfolge in der Pairskammer berathen wurde, nahm Chateaubriand furchtlos das Wort für den legitimen Nebenbuhler des damals schon zum König bestimmten Herzogs von Orleans, schwor diesem den Eid der Treue nicht und zog sich in das Dunkel einer freiwilligen Verbannung zurück. Was sagten die Liberalen dazu? Keiner verdammte ihn, keiner beunruhigte ihn auch nur durch den leisesten Spott. Der Temps schrieb damals: „Er isolirt sich, wie das Genie. Werfen wir ihm aus der Ferne Kronen zu, die Zeit wird vielleicht allmählich den Abgrund ausfüllen, den er zwischen uns eröffnet. Frankreich und Herr von Chateaubriand werden sich eines Tags wieder finden, denn sie verstehn sich besser als jemals, selbst im Augenblick, wo sie sich trennen. Seine Tugend raubt ihn uns, sein Ruhm wird ihn uns zurückgeben!" Ein schöneres Denkmal ist wohl nie einem großen Manne von seinen Feinden gesezt worden, und man weiß nicht, soll man dabei mehr den großen Mann bewundern, der so geehrt wird, oder die Nation, die so ehren kann.

Insbesondre aber ist in Chateaubriand die Wiedergeburt des religiösen Geistes in Frankreich repräsentirt, denn erst sein „Genius des Christenthums" hat den Atheismus der Voltairischen Schule gestürzt, die Frankreich ein Jahrhundertlang beherrschte, und in dieser Beziehung hat Chateaubriand durch bloße Worte eine größere Heldenthat vollbracht, als mancher Held der Revolution durch Schlachten.

Wie groß er als Schriftsteller, Redner, Dichter ist, wie schön außer seinen religiösen und politischen Schriften auch seine poetischen, seine Reisen 2c. sind, dies dürfen wir als bekannt voraussetzen.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 11. — 31. Januar 1831.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

53) Beiträge zur Geschichte des Bauernkriegs in den schwäbisch-fränkischen Grenzlanden. Aus handschriftlichen, meistens archivalischen Quellen geschöpft und herausgegeben von F. F. Oechsle. Heilbronn, Drechsler, 1830.

Eine höchst schätzenswerthe, lang vermißte Bereicherung der deutschen Geschichte, wodurch eine fühlbare Lücke derselben ausgefüllt wird. Der Verfasser, der mit großem Fleiß die alten Handschriften der hohenlohischen und würtembergischen Archive durchgegangen ist, wurde dadurch in den Stand gesezt, eine Menge neue Thatsachen, ausführliche Details und kritische Berichtigungen in Betreff des niederschwäbisch-fränkischen Bauernkriegs mitzutheilen, dessen Geschichte bisher noch sehr im Dunkel lag. Namentlich hat man bisher außer den bekannten 12 Artikeln wenig oder nichts von den politischen Planen der Bauern erfahren, und während der militärische Theil der Geschichte ziemlich bekannt geworden ist, so ist doch der legislative und diplomatische fast ganz unbekannt geblieben. Das Licht, was nun der Verfasser hierüber verbreitet, zeigt deutlich, daß die Bauern weit umsichtigere Pläne und weit klügere Köpfe an ihrer Spitze hatten, als man gemeiniglich glaubt, und daß, wenn der rohe Haufe seinen bessern Führern gefolgt wäre, die Umwälzung leicht eine ganz andre Wendung hätte nehmen können.

Der Verfasser hebt insbesondre einen Mann hervor, der eine Zeitlang die Seele des Aufruhrs war, die kühnste zugleich und schlaueste Politik befolgte und den Bauern die einsichtsvollsten Rathschläge ertheilte, denen sie freilich zu ihrem großen Schaden nicht lange treu blieben. W e n d e l H i p l e r war dieser Mann, ein ehemaliger Diener der Grafen von Hohenlohe, den dieselben tödtlich beleidigt hatten, und der nun Rache an ihnen suchte. Wegen seines großen Verstandes und seiner Bildung war seine Stimme im Rath der Bauern die herrschende und zugleich leitete er ihre Verbindungen unter einander und ihre Unterhandlungen mit den Fürsten und Herrn. Er hatte den äußerst glücklichen Gedanken, d i e w e l t l i c h e n H e r r e n f ü r d e n V e r l u s t d e r R e c h t e u n d A b g a b e n, v o n d e n e n d i e B a u e r n b e f r e i t w e r d e n s o l l t e n, d u r c h S ä k u l a r i s i r u n g d e r g e i s t l i c h e n G ü t e r z u e n t s c h ä d i g e n. Auch war er es, der den Bauern dringend rieth, rastlos den Aufruhr zu verbreiten und sich mit den Bauern aller umliegenden Länder in Verbindung zu setzen, nicht aber vier Wochen lang alle ihre Kräfte bei Würzburg zusammenzudrängen und durch die vergebliche Belagerung dieser unbezwinglichen Feste den

Fürsten zu ihren Rüstungen Zeit zu lassen. Immer und überall rieth er das Beste, aber theils die Brutalität der bäurischen, theils die Verrätherei der adlichen Hauptleute des Heers hinderte, daß seine Meinung durchdrang. Er starb später im Gefängniß.

Der Verfasser beginnt damit, nachzuweisen, daß der Bauernaufruhr durchaus eine rein politische, nicht religiöse Quelle gehabt habe. Er zeigt, welche unglaublichen Lasten dem Bauern nach und nach aufgebürdet worden, als die Bedürfnisse des Herrenstandes sich gesteigert, und wie schon viele Jahre vor der Reformation zahlreiche Bauernaufstände Statt gefunden hätten, deren Zweck überall nur Erleichterung der Lasten gewesen sey. Sodann beweist er, daß Luther gleich anfangs mit den empörten Bauern nichts hat zu schaffen haben wollen, und daß er seinen ganzen Kredit aufgeboten hat, ihre Sache mißlingen zu machen. Auch hat Luther ohne Zweifel mächtig zu diesem Mißlingen beigetragen, indem er den gemeinen Mann an sich selbst irre machte. Es ist schon oft bemerkt worden, wie grausam und zugleich wie unpolitisch Luther in dieser Hinsicht verfuhr. Mehr als irgend ein andrer wäre er im Stande gewesen, die Bauern zur Billigkeit und Mäßigung zurückzuführen, und wenn er ihre gerechten Forderungen unterstützt hätte, würde er vermittelst des emancipirten Bauernstandes den ganzen deutschen Süden für die Reformation gewonnen haben, der sich ihr nachher entzog. Aber schon an sich ist empörend, was Luther zu schreiben sich nicht scheute. Folgendes sind seine eignen Worte: „der gemeine Mann muß mit Bürden beladen seyn, sonst wird er muthwillig. — Höret nun euer christlich Recht! Ihr sollt dem Uebel nicht widerstehn, sondern so dir Jemand einen Streich gibt auf den rechten Backen, dem biete den andern auch dar. Und so Jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel." Das sagte er zu den Bauern, mit unedler Sophistik Gottes Wort verdrehend. Zu den Söldnern der Herren aber sprach er: „Darum soll hie zuschmeißen, würgen und stechen, heimlich und öffentlich, wer da kann, und gedenken, daß nichts giftigeres, schädlicheres seyn kann, denn ein aufrührerischer Mensch, gleich als wenn man einen tollen Hund todtschlagen muß."

Dann schildert der Verfasser den Aufruhr selbst, nur kurz berührend, was in andern Gegenden vorfiel, sehr ausführlich dagegen, was sich im Neckar- und Mainthal ereignete, wo übrigens unter der militärischen Leitung des berühmten Götz von Berlichingen und unter der diplomatischen des Wendel Hipler der Kern des Bauernheers und der eigentliche Heerd der Revolution war. „Während nämlich alle Rebellen, theils mit, theils ohne den Vorwand des Evangeliums einzig und allein Befreiung von den sie drückenden Feudallasten beabsichtigten, verband der helle, christliche Haufen Odenwalds und Neckarthals, zu welchem die hohenlohischen gehörten, mit diesem (wie ich glaube) ersten und Hauptzwecke den weiteren, die Verfassung des ganzen deutschen Reiches so zu gestalten, daß die Beschwerden, welche auf den Bürgern und Bauern lasteten und Handel und Gewerbe hemmten, abgeholfen und ihrer Wiederentstehung vorgebeugt würde. Die weltlichen Fürsten und Herren sollten Wenig oder Nichts dabei verlieren, das vorgesteckte Ziel sollte durch Säkularisation erreicht werden." Wir müssen es dem Leser überlassen, das interessante Detail selbst nachzulesen, und mache nur auf den Verfassungsentwurf für das deutsche Reich aufmerksam, welchen Wendel Hipler in Heilbronn, wo nach der Eroberung dieser Reichsstadt die Kanzlei der Bauern war, abgefaßt hat. Dieser Entwurf enthält im Wesentlichen:

1. Die Geistlichen sollen von der Gemeinde gewählt, auch von denselben nöthigenfalls wieder abgesetzt werden. Jeder Geistliche soll sein reichliches Auskommen haben, der Ueberfluß aber für die Armen und zum gemeinen Nutzen verwendet werden.

2. Die Fürsten und Herren sollen „anständig dotirt," übrigens aber gehindert werden, den gemeinen Mann ferner zu plagen.

3. Alle Bodenzinse sollen mit dem zwanzigfachen Betrage, also 1 Pfennig mit 20 abgelöst werden.

Den Kaufleuten soll die Straße gesichert, sie dagegen sollen verpflichtet werden, ihre Waaren nur nach einer bestimmten Taxe zu verkaufen.

4. Weil die Doktoren des Rechts um ihres eignen Nutzens willen die Partheien oft zehn Jahre lang herumziehen, weßwegen sie Stiefväter und nicht rechte Erben des Rechts genannt werden können, sollen sie an keinem Gerichte sitzen, Urtheil machen oder aussprechen, sondern sie sollen allein in Rathschlägen gebraucht werden, daher jede Universität drei Rechtslehrer und jede Herrschaft oder Stadt einen oder mehr Doktoren als Rathgeber behalten darf.

5. Kein Geistlicher soll im weltlichen Rath, sey es des Reiches oder blos einer Kommune sitzen, „denn durch der Welt Weisheit und Brauch werden sie verfinstert im Geiste Gottes." Auch soll kein Geistlicher ein weltliches Amt verwalten noch zu Gericht sitzen.

6. Alle bisherigen Rechte sollen abgeschafft werden und das einfache natürliche Recht an ihre Stelle treten. — Das Recht aber soll gehandhabt werden von einem obersten kaiserlichen Kammergericht, welches aus 16 Män-

nern bestehen soll, nämlich 2 Fürsten, 2 Grafen, 2 Ritter, 3 Reichsstädtern, 3 Fürstenstädtern, 4 Bauern. Unter diesem höchsten Gericht sollen vier Hofgerichte, unter jedem von diesen wieder vier Landgerichte, und unter jedem von diesen wieder vier Freigerichte stehn, nach gleichem Verhältnisse aus allen Ständen je durch 16 Personen besezt.

7—9. Die übertriebnen Zölle und Steuern sollen ermäßigt und auf die Summe reduzirt werden, die nur der gemeine Nutzen erfordert.

10. u. 11. Es soll einerlei Münze, Maaß und Gewicht im Reich eingeführt werden.

12. Die großen Handelsgesellschaften sollen aufgehoben werden, weil sie Wenige zum Nachtheile Vieler bevortheilen.

Schließlich sollen alle Lehen der Geistlichen aufgehoben seyn, die der Weltlichen aber bestehn. Doch sollen die großen Lehnsträger, Fürsten und Herrn keine separaten Bündnisse mehr schließen dürfen, sondern alle unter dem Kaiser stehn.

Dieser Verfassungsentwurf ist wesentlich von den bekannten 12 Artikeln der Bauernschaft verschieden, welche leztere blos die nächsten und dringendsten Beschwerden ausdrückten, ohne noch eine durchgreifende Reform des ganzen Reichs zu bezwecken. Man sieht übrigens, daß es dem Urheber dieses Plans sehr darum zu thun war, den Adel zu bestechen, indem er ihn so auffallend vor der Geistlichkeit begünstigte. Wenn er nicht die Absicht gehabt hätte, beide Aristokratien zu schlagen, indem er eine gegen die andre hezte, so würde er, um konsequent zu seyn, wohl eine so gut wie die andre verworfen haben. Und wenn sein Plan durchgegangen wäre, so dürften die Fürsten und Herren nicht lange die Früchte ihres Verraths an der Geistlichkeit genossen haben. Dies sahen auch die Adlichen ein, daher ihr großes Mißtrauen gegen die Versprechungen der Bauern.

Sehr interessant sind ferner die beigelegten Urkunden, Korrespondenzen ꝛc. und die noch folgenden einzelnen Abhandlungen über den Antheil des Götz von Berlichingen am Bauernaufruhr, und über einzelne Scenen des denkwürdigen Krieges.

Was, dürfen wir wohl fragen, würde aus Deutschland geworden seyn, wenn die Bauern gesiegt hätten, ein Fall, der gar nicht im weiten Felde lag. Es würde sich ohne Zweifel eine puritanische Republik gebildet haben, die, vom religiösen Schwindelgeist des Zeitalters ergriffen, alle Krisen einer Theo-Demokratie durchgemacht haben würde. Nicht gescheute Männer, wie Hipler, sondern Wahnsinnige, wie Thomas Münzer und Johann von Leyden, würden das Volk fortgerissen haben. Was aber auf diesen Paroxismus gefolgt seyn würde, das zu untersuchen, ist, wenn auch vielleicht interessant, doch überflüssig.

Es scheint übrigens, daß ein Sieg und eine Herrschaft des vierten Standes unmöglich ist, wenn nicht erst der dritte Stand seine welthistorische Entwicklung durchgemacht hat. Der dritte, der Bürgerstand war zu der Rolle berufen, den politischen Zustand Europas umzugestalten, noch nicht aber der vierte, der Bauernstand. Alles hat seine Zeit, ganz vorzüglich aber in der Weltgeschichte, die fast immer die Ungeduld der Väter überlebt und erst den Kindern und Kindeskindern erfüllt hat, was sie jenen nur versprach. —

Die Jubelfeier der Augsburgischen Konfession im vorigen Jahre hat unter vielen erbaulichen oder polemischen auch mehrere historische Werke veranlaßt. Die Geschichte jenes denkwürdigen Augsburger Reichstags selbst von Fikenscher und von Pfaff haben wir früher schon angezeigt. Eins der schätzbarsten Werke ist ferner:

54) Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen. Ein Beitrag zur genauern Kunde der Reformation und des sechszehnten Jahrhunderts. Aus Urkunden und andern Quellen bearbeitet von Dr. Chr. von Rommel. Drei Bände. Gießen, Heyer, 1830.

Nur der erste Band ist erzählender Text, der zweite enthält kritische Anmerkungen und Citate, der dritte Urkunden. Dem künftigen Geschichtschreiber der Reformation ist darin eine neue reiche Quelle eröffnet, aber auch für sich ist diese ausführliche Biographie eines der interessantesten Männer der Reformation sehr lesenswerth. Philipp von Hessen war eine Feuerseele, wie Luther, während sein Freund, der Churfürst von Sachsen, mild wie Melanchthon war; aber der Churfürst hatte mehr Gewalt über ihn, als Melanchthon über Luther, und so wurde Philipps Feuer der Reformation bisweilen mehr schädlich, als nützlich, weil es oft, wie man zu sagen pflegt, nur von der Pfanne brannte. Indeß lag es nicht an ihm, daß der schmalkaldische Bund so schlechte Geschäfte machte, daß sein glühender Eifer so oft gedämpft oder unnütz gemacht wurde. Er bleibt immer unter den phlegmatischen Frömmlern, Zauderern und Wortkrämern, welche die Sache der Reformation verdarben, eine edle muthige Heldengestalt, die man nur ungern zulezt der Uebermacht

der Feinde und dem Zelotengeschwätz der Freunde erliegen sieht.

Von historischem Interesse ist auch:

55) Die Augsburgische Kofession nach einer in dem Archive der Stadt Nördlingen befindlichen vollständigen Handschrift mit Varianten einer noch ungedruckten Handschrift aus der Bibliothek zu Augsburg und vier andern gedruckten Abschriften. Von Dr. Beischlag. Mit lithographirten Abbildungen. Augsburg, 1830. In Kommission bei Weigl in Leipzig. — Man erhält hier das merkwürdige Aktenstück in seiner ursprünglichen Gestalt.

56) Briefsammlung von Kaisern, Königen, Fürsten, Bischöfen, Gelehrten, Feldherrn rc. Herausgegeben von M. Freiherrn von Freyberg. Erstes Heft. Briefe der Missionäre des Jesuitenordens aus China, Japan rc. aus dem 18ten Jahrhundert. Mainz, Müller, 1830. — Diese, im Jesuitenlatein geschriebenen Briefe schildern die tausend Mühen und Listen, durch welche sich die Jesuiten in China zu erhalten strebten. Der Briefsteller ist P. Ignaz Kögler, ein Deutscher, wie denn die meisten jesuitischen Missionäre in beiden Indien gutmüthige oder bigotte Deutsche waren, die zu den Mühen und dem Eifer solcher Missionen besser als andre Nationen taugten. Komisch lautet es, wenn der gute Pater als Grund der Verfolgung angibt, daß die Jesuiten ihre Häuser auf eine majestätsverbrecherische Weise zu hoch gebaut hätten (weil in China die Häuser nach der Rangordnung der Besitzer ihr bestimmtes Maaß haben). Auch scheinen die Jesuiten sich zu viel Einfluß bei den Weibern und weibischen Männern erworben und unter den Vornehmen Kabalen angezettelt zu haben. Die chinesischen Behörden benahmen sich übrigens äußerst würdig, schützten die Jesuiten vor der Wuth des Volks und nahmen später den Befehl der Vertreibung wieder zurück.

57) Die Polemik des achtzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von Ch. L. Paalzow. Lausanne, 1829. Eine Geschichte der Päpste in dem genannten Jahrhundert, mit zahlreichen Bemerkungen und Anekdoten, die hierarchischen Mißbräuche und besonders die Umtriebe der Jesuiten betreffend.

58) Der entlarvte Jesuit. Die verabscheuungswürdigen Grundsätze und Lehren der Jesuiten, aus ihren eignen Schriften geschöpft, durch L. von Alvensleben. Meißen, Gödsche, 1831. Eine kurzgefaßte und dennoch reiche Sammlung aller der Sophismen, durch welche bekanntlich die Jesuiten die Moralgesetze, ja selbst die ausdrücklichen Vorschriften des geistlichen und weltlichen Rechts zu umgehn lehrten, und zwar in ihren Schriften öffentlich lehrten. Man hat zwar und nicht mit Unrecht, eingewandt, daß Abscheulichkeiten, die nur von einzelnen Gliedern des Ordens ausgiengen, nicht dem ganzen Orden zur Last gelegt werden dürfen; allein es bleibt nichtsdestoweniger wahr, daß solche Abscheulichkeiten sich eben nur in diesem Orden erzeugt haben, sich nur in diesem Orden erzeugen konnten, und die Schuld fällt nicht auf die einzelnen Menschen, sondern auf den Geist des Ordens, der die Menschen so tief verdarb.

59) Ungedruckte Briefe Albrechts von Wallenstein und Gustav Adolfs des Großen, nebst einem Anhange, enthaltend Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Herausgegeben von Dr. Zober. Stralsund, Löffler, 1830.

Eine gehaltreiche Zugabe zu den früher von F. Förster herausgegebenen Wallensteinischen Briefen, und zwar ebenfalls größtentheils aus dem Archiv der Familie Arnim. Einige andre Schreiben des General Horn, des Obristen von Hatzfeld, der Stadt Stralsund rc. sind beigefügt. Alle beziehn sich auf den dreißigjährigen Krieg mit Ausnahme einiger Briefe von Gustav Adolf aus den Jahren 1614—1623. Am Schluß sucht der Verfasser zu beweisen, daß Gustav Adolf nicht auf der Insel Rügen ans Land gestiegen sey, wie bisher alle Geschichtschreiber behauptet, sondern auf Usedom, welches uns indeß, wir gestehn es, ziemlich gleichgültig wäre, wenn der Verfasser nicht für Errichtung eines Denkmals an der Stelle, wo der Held des Protestantismus landete, das Publikum zu Beiträgen aufforderte, da es denn allerdings darauf ankommt, welche Stelle es gewesen ist. Möge der fromme Wunsch erfüllt werden. Gustav Adolf verdient ein Denkmal unter den Helden Deutschlands, zwar eben so wenig als Luther in der bayrischen Walhalla, denn dies wäre eine Ironie, wohl aber in allen Ländern seiner Glaubens- und Waffenbrüder. Es ist freilich Schade, daß unsre ewigen Glaubens- und Bürgerkriege viele unsrer großen Männer zu so unversöhnlichen Feinden gemacht haben, daß sie sich nicht einmal in einem deutschen Pantheon im Bilde neben einander vertragen; aber es ist einmal so. Am schlimmsten kommen dabei die großen Männer weg, die wie Huß, Ziska, Wallenstein, Schärtlin, Paracelsus, Schwenkfeld, Jakob Böhme rc. in der politischen wie in der gelehrten Welt durch die herrschenden Partheien unterdrückt wurden, und denen Ehre zu erzeigen die Partheien zu eigennützig oder indolent sind, denn leider will man nur immer im Andern sich selber ehren.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 12. — 2. Februar 1831.

Heilkunde.

Mittheilungen über die morgenländische Brechruhr von Dr. R. A. Riecke. Erster Band. Stuttgart, Hoffmann, 1831.

Die Cholera rückt uns immer näher und scheint mit der ewigen Ruhe jenen Geist der Unruhe bekämpfen zu wollen, der von Westen aus ihr entgegenkommt. Die Pest zur Rechten, der Aufruhr zur Linken, was bleibt noch in der Mitte als der Krieg? Eine furchtbare Konstellation, über deren drohenden Anblick man leicht das alltägliche literarische Treiben in unserm lieben Vaterlande, „diese süße freundliche Gewöhnung des Daseyns" vergessen könnte.

Blicken wir nach dem Orient, wo der schlotterbeinige Tod seit 13 Jahren wie ein Wahnsinniger von Land zu Land taumelt, bald vorwärts, bald rückwärts, bald weitausspringend, bald im Kreisel sich drehend, und überall, wohin er tritt, mit seiner Hippe die Menschen wie Halme mähend zu Tausenden. Gleich einem Wirbelwind ohne Regel und Vernunft tanzt die Pest nun seit 1817 in Indien, Persien, China, der Türkei und Rußland umher, und ist endlich unsern eignen Grenzen so nahe gekommen, daß wir sie jeden Augenblick mitten unter uns erwarten dürfen. Inzwischen beschwören wir sie mit ärztlichen Kommissionen und — mit Büchern, wie alles.

Leider sind die Buchstaben keine Runen mehr, durch die man Wetter und Krankheiten machen und vertreiben kann. Das vorliegende Buch enthält in seinem ersten Theile die Geschichte der Cholera, der zweite Theil soll von ihrer Heilung handeln; aber bis er erscheint, wird dann die Heilung ausgemittelt seyn? Wir müssen es hoffen, und gewiß ist die Kombination aller bekannten bei dieser Krankheit vorkommenden Symptome und aller bekannten Heilungsversuche derselben der rechte Weg dazu. Darum gebührt dem Herausgeber dieser Schrift der wärmste Dank.

Er faßt die Erscheinung sogleich im Großen und Ganzen auf und gibt uns folgendes Bild: „Die Geburtsstätte der Weltseuchen ist Asien, zugleich die Wiege des menschlichen Geschlechts und seiner Kultur. Dort nahm der schwarze Tod, der in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts Asien und Europa verheerend überzog und allein in China 13 Millionen Menschen hingerafft haben soll, seinen Ursprung; dort die große Influenza des vorigen Jahrhunderts, die von den östlichen Theilen Asiens her über diesen Welttheil und Europa sich verbreitete und selbst über den breiten atlantischen Ocean nach Amerika

übersezte; dort die morgenländische Brechruhr, die mehr und mehr ihr Recht, in die Reihen dieser großen Seuchen aufgenommen zu werden, geltend macht und nun in einem Zeitraume von 13 Jahren über etwa die Hälfte von Asien und einen beträchtlichen Theil Europas ihre Verheerungen ausgedehnt hat. In der ganzen, freilich mangelhaften Geschichte der Seuchen läßt sich kein Beispiel einer so schnellen Aufeinanderfolge von zwei weitverbreiteten Epidemien finden, wie es die neueste Zeit gezeigt hat. Die Influenza von 1782 und die morgenländische Cholera sind in den Zeitraum eines halben Jahrhunderts zusammengedrängt, und es möchte diese auffallende Erscheinung unsrer vielbewegten Zeit nicht mit Unrecht als ein Beleg der von Schnurrer ausgesprochenen Vermuthung, daß zwischen den politischen Schicksalen des Menschengeschlechts und den so häufig damit zusammentreffenden außergewöhnlichen Ereignissen in der physischen Welt ein tieferer Zusammenhang anzunehmen sey, angesehen werden. So große Aehnlichkeit diese beiden Weltseuchen der neuesten Zeiten einestheils zeigen, so unähnlich sind sie sich in andern Beziehungen. Die erste trat in der Form eines Katarrhfiebers, die zweite unter der eines Brechdurchfalls auf, beides Krankheiten, die zu einer epidemischen Verbreitung geneigt sind. Der Katarrh ist mehr eine Krankheit nördlicher Gegenden, die Influenza nahm ihren Ursprung im nordöstlichen Asien. Die Geburtsstätte der morgenländischen Cholera ist das südliche Asien, wie der Brechdurchfall mehr in südlichen Ländern einheimisch ist. Wie das Katarrhfieber in der Regel eine gutartige Krankheit ist, der Brechdurchfall dagegen eine schnelle und kräftige Hülfe der Kunst verlangt, um einem unglücklichen Ausgang vorzubeugen, so haben sich beide Krankheiten auch bei ihrem Auftreten als Weltepidemien ihrem Charakter treu gezeigt. Obgleich die Influenza an den von ihr heimgesuchten Orten sich sehr allgemein verbreitet, wie z. B. in Petersburg an einem Tage 40,000 Menschen davon befallen wurden, so brachte sie doch nur sehr wenigen den Tod. Die morgenländische Brechruhr dagegen tödtete bis jezt gewiß ein Drittel, wo nicht die Hälfte der von ihr Befallenen; aber das Verhältniß der Leztern zu der Volkszahl in den ergriffenen Gegenden war im Allgemeinen bedeutend geringer, als bei der Influenza. Die Verbreitung der Influenza war viel rascher, als die der Cholera."

Sodann verfolgt der Verfasser historisch den Gang der Krankheit von ihrem Ursprung in Noddia am Ganges, im Mai 1817 durch alle ihre labyrinthischen Verzweigungen bis zu ihrer Ausbreitung in Rußland im verflossenen Jahre. Bei dieser Verfolgung der Krankheit achtet er genau auf alle Symptome derselben, und unterscheidet darunter die, welche die Krankheit überall und immer begleitet haben, und die, welche nach Zeit, Ort und Umständen verschieden waren. Folgendes ist ein gedrängtes Bild dieser Symptome: „In vielen Fällen tritt die Krankheit plötzlich mit ihren eigenthümlichen Symptomen auf, in andern aber geht derselben ein kurzer Zeitraum der Vorboten voran, die in einem Gefühl von Vollheit des Magens, Eckel, Mattigkeit, Frösteln, Schwindel, öfter in einer unbeschreiblichen Unruhe bestehn. Die Krankheit selbst bricht meistens in der Nacht oder Morgens aus; der Magen entledigt sich durch Erbrechen seines Inhalts, und die in den Gedärmen enthaltenen Stoffe werden schnell nach unten ausgeleert, worauf ein plötzliches Gefühl von Erschöpfung eintritt. Nach diesen ersten Entleerungen zeigen sich zwar bald wieder Erbrechen und Stuhlausleerungen, aber das Ausgestoßene ist von ganz andrer Beschaffenheit, meistens gleicht es einem trüben Wasser und hat weder im Geruch, noch im Geschmack etwas Auffallendes; öfters ist es grünlich und gelblich und enthält hie und da auch im weitern Verlauf der Krankheit Galle, was meistens ein gutes Zeichen ist. Die Stuhlausleerungen sind dem Erbrochenen ähnlich, man bemerkt in ihnen viele schleimige Flecken; die Quantität derselben ist in den meisten Fällen sehr beträchtlich. Gewöhnlich gehen den Stuhlausleerungen Leibschmerzen voran, die öfters einen hohen Grad erreichen, in andern Fällen aber auch ganz fehlen. Stuhlzwang gesellt sich oft dazu, doch in der Regel ist er nicht bedeutend; mehr Beschwerden dagegen macht ein brennendes Gefühl und Beklemmung in der Magengegend, womit sich ein so furchtbar quälender Durst verbindet, daß selbst Aerzte, welche die Gefahr des kalten Trinkens wohl kannten, sich nicht enthalten konnten, dringend um einen frischen Trunk zu bitten. Die Magengegend fühlt sich auch äußerlich heiß an. Zugleich findet eine sehr lästige Mattigkeit und Erschöpfung statt, die sich öfters bis zu Ohnmachten steigert. Bald nach dem Eintritt der copiösen Ausleerungen stellen sich Krämpfe ein; sie fangen gewöhnlich in den äußersten Gliedmassen an und gehen von diesen nach und nach zu den Muskeln des Rumpfs über. Nur selten steigern sich die Krämpfe bis zu allgemeinen Zuckungen; in manchen Fällen fehlen sie gänzlich, was aber nichts weniger als ein günstiges Zeichen ist. Zuckungen der Muskeln wurden öfters selbst noch nach dem Tode beobachtet. Der Puls ist anfangs klein, schwach und beschleunigt, aber bald nach dem Eintreten der Krämpfe ist er an allen äußern Theilen gar nicht mehr zu fühlen. Die Haut verliert ihre natürliche Wärme, wird marmorkalt, meistens bedeckt sie sich mit einem kalten, klebrigen Schweiß und bekommt eine livide Färbung; die Lippen und Nägel werden ganz blau. In diesem Zustande ist die Haut selbst gegen chemische Einwirkungen wie siedendes Wasser und dgl. unempfindlich, und doch klagt der Kranke über Hitze

in den oberflächlichen Theilen. Die Augen sinken in ihre Höhlen zurück, die Gesichtszüge fallen schnell zusammen und werden bald leichenähnlich. Das Athmen ist anfangs beschleunigt, wird bei der Zunahme der Krankheit beschwerlich und langsam; in einem Falle hatten nur sieben Athemzüge in einer Minute statt. Zuweilen treten eigentliche Brustkrämpfe ein. Der Athem hat wenig Wärme. Das während der Krankheit aus der Ader gelassene Blut zeigt fast kein Serum, keine Speckhaut und gerinnt schnell; beim Ausfließen ist es dick und schwarz, selbst das der Schlagadern. Oft findet während der Krankheit eine außerordentliche Unruhe statt, welche ohne Zweifel theilweise von moralischen Einflüssen herkommt, aber immer eine ungünstige Erscheinung ist. In Indien wurde sie häufiger bei Europäern als bei Eingebornen beobachtet. Die Absonderung des Speichels und des Urins ist in der Regel unterdrückt, nicht so die Gallenabsonderung, obgleich selten Galle ausgeleert wird; (meistens aber findet sich die Gallenblase bei den Leichenöffnungen mit einer dunkeln, schwärzlichen Galle angefüllt). Die Verrichtungen des Gehirns erleiden selten eine bedeutende Störung; öfters jedoch entwickelt sich eine Art von Schlummerschlaf, immer aber sind die Geisteskräfte etwas getrübt und die Sinne geschwächt. Der Zustand dieser Verrichtungen hat, nach Cromwell, große Aehnlichkeit mit dem, der auf die Trunkenheit folgt. Es findet immer eine große Apathie statt, und häufig sind die Kranken völlig gleichgültig über den Ausgang ihres Leidens. Meistens behalten sie bis zum Tode ihre Besinnung und fühlen sich auch öfters vor dem Eintritte desselben etwas erleichtert, indem die erschöpfenden Ausleerungen und die Krämpfe nachlassen und auch die Wärme in einzelnen Theilen wiederkehrt, wobei aber die Gesichtszüge ihren eigenthümlichen geister- oder leichenähnlichen Ausdruck behalten. In andern Fällen dauern jedoch die quälendsten Symptomen bis zum Tode fort. Geht die Krankheit in Genesung über, so deutet sich diese durch Rückkehr der Wärme über die ganze Hautoberfläche, durch ein Heben des Pulses, Aufhören der Krämpfe, des Erbrechens und des Durchfalls, das Erscheinen von Galle in den Ausleerungen, Wiedereintritt der Urin- und Speichelabsonderung und Neigung zum Schlaf an. Wiedererscheinen von Kothabgang ist ein sehr günstiges Zeichen. Uebrigens zeigt der Verlauf mannichfache Abweichungen, und es kamen öfters Fälle vor, wo die Befallenen zu Boden stürzten und in kurzer Zeit ihren Geist aufgaben, ohne daß die der Krankheit eigenthümlichen Symptome sich deutlich zu erkennen gaben, wie dies auch schon bei andern epidemischen Krankheiten beobachtet wurde, z. B. bei der Pest von Sydenham. In solchen Fällen ist der Verlauf äußerst schnell, sie kommen besonders im Anfange der Epidemie vor. Meistens tritt der tödtliche Ausgang 10 — 24 Stunden nach dem Eintritt der ersten Krankheitserscheinungen ein; eben so rasch ist öfters der Uebergang zur Wiedergenesung, jedoch leiden manche Wiedergenesene längere Zeit an Magen- und Unterleibsbeschwerden. In manchen Fällen geht die Cholera in ein nervöses Fieber über, das nicht selten einen tödtlichen Ausgang nimmt, Recidive kommen manchmal bei Wiedergenesenden vor und sind noch gefährlicher, als die ersten Anfälle der Cholera, weil der Körper in Folge von diesen noch sehr geschwächt ist."

Die folgende Schilderung der Leichenbeschaffenheit der an der Cholera Gestorbenen mag man im Buche selbst nachlesen. — Wir machen nur noch auf einige besondre Vorkommenheiten aufmerksam. Die Cholera entstand ursprünglich am sumpfigen und höchst ungesunden Ufer eines Flusses, so wie sie auch vorzüglich in tiefgelegne und feuchte Gegenden sich hinzieht, die trocknen Höhen aber verschont. — Nach James Ranken wurden auch Camele und Ziegen von heftigen Durchfällen befallen, wo die Cholera herrschte. — In den tropischen Ländern nahm die Cholera in der Regel mit der Regenzeit zu und ab. — Die Erscheinung der Cholera scheint mit derjenigen der Erdbeben im Zusammenhang zu stehn, beide wütheten am stärksten in Indien 1820, in Arabien 1822, in Syrien 1823. — Auf der Insel Ceylon und in Astrachan bemerkte man ausdrücklich, daß nur sehr wenige Weiber und gar keine Kinder von der Krankheit befallen wurden, im Orenburgischen dagegen litten besonders die Weiber an der Cholera.

Die Braminen erklärten das Entstehen der Seuche aus dem Zorne der Göttin Ulabebi und einem Streite derselben mit dem Gotte Kali und meinten, der Zorn der Göttin müsse durch eine Wallfahrt zu ihrem Tempel in Kalinghaut, durch reichliche Opfer in demselben, und durch Baden in dem benachbarten heiligen Ganges besänftiget werden. Tausende folgten dieser Aufforderung und fielen während der Wallfahrt als Opfer gerade der nämlichen Krankheit, welcher sie durch dieselbe zu entgehen gehofft hatten.

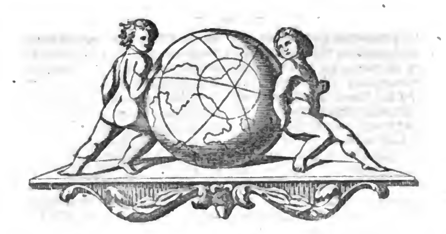
Der russische Grenzzolldirektor in Kiachta wendete sich an den Dzargutschey, den chinesischen Oberbeamten an der Grenze, um Quarantaineanstalten gegen die Cholera zu errichten. Dieser aber bemerkte, „daß polizeiliche Vorsichtsmaßregeln bei ihnen wegen der äußerst starken Bevölkerung unnütz seyn würden, indem er mit der größten Kaltblütigkeit hinzufügte, diese Krankheit verschaffe ihrem Reiche um so mehr Raum, je ungewöhnlich mehr Menschen sie hinwegraffe. Diese Ansicht ergänzte er noch durch die Bemerkung, daß eine solche Seuche ihre

Opfer wohl kenne und die andern unberührt lasse, daß sie Menschen wähle, welche in Unsauberkeit und Unmäßigkeit leben, und daß im Gegentheil bei Reinlichkeit und Mäßigkeit das unverzagte Gemüth sicher vor ihr sey. Bei dieser Gelegenheit bezog er sich auf seinen jezt lebenden Kaiser, indem er behauptete, Pekin verdanke seine Befreiung von der Seuche einzig dem festen Willen Sr. Kaiserl. Majestät, welche geruhte, ihrer Umgebung zu sagen: Glaubt nicht, daß die Krankheit mächtiger sey als ihr; nur Kleinmüthige sterben daran. Und von dem Augenblicke an faßten alle Muth, und der Seuche blieb nichts übrig, als die Residenz zu verlassen. Allein das ist noch nichts, fuhr er fort, ich will Ihnen einen andern Fall erzählen, der sich im Jahr 1070 ereignete. Damals erschien in Pekin eine Krankheit, die ihre Wirkung an den Zöpfen derjenigen äußerte, die ihre Häuser verließen, und in der freien Luft sich aufhielten. In kurzer Zeit verzehrte sie den halben Zopf, und so wie dies geschah, mußte der Mensch sogleich sterben. Als der damals regierende Kaiser Tschang-Lung dies erfuhr, sagte er ausdrücklich, er wolle gar nichts von einer solchen Krankheit wissen. Dieser allerhöchste Wille, mit Festigkeit ausgesprochen, und darauf publicirt, bewirkte, daß die Krankheit alsbald Pekin verließ. — Während Dzargutschei dieses erzählte, faßte er den Grenzzolldirektor scharf ins Auge, und, als er in dessen Gesichtszügen ein Mißtrauen in seine Erzählungen wahrnahm, fügte er lächelnd hinzu: Sie werden doch glauben, daß die Furcht den Geist entkräftet und daß dieser auf den Körper entschieden wirkt. Mögen Sie nun meiner Erzählung Glauben beimessen oder nicht, wir müssen das Gerücht von der Seuche in Kuluchoton durchaus ohne Furcht und Schrecken anhören, und dann wird sie uns bestimmt nicht heimsuchen. Wirklich schritt die Krankheit im Sommer 1827 in diesen Gegenden nicht weiter."

Darüber, ob die Cholera ansteckend sey, oder nicht, herrscht noch immer große Dunkelheit. Im Allgemeinen haben mehr die englischen Aerzte im Süden die Nichtansteckung, dagegen die russischen Aerzte im Norden mehr die Ansteckung behauptet. Für beide Behauptungen gibt es Beweise, deren der Verfasser viele anführt. Auf Ceylon wurde auch nicht ein Arzt oder Aufwärter krank, während in Persien eine Wöchnerin, die keinen Schritt aus dem Hause gesezt hatte, von der Cholera befallen wurde. Der bengalische Gesundheitsrath so wie der von Madras sprechen unverholen in ihren, auf das Zeugniß von hundert Aerzten sich stützenden Berichten ihre Ueberzeugung von der nichtansteckenden Natur der Krankheit aus. Nur ein früherer Bericht des bombayischen Gesundheitsraths läßt die Ansteckung zweifelhaft. Dagegen erzählen die russischen Aerzte mehrere auffallende Fälle von wirklicher Ansteckung, und die aus den russischen Medizinalräthen und vorzüglichsten Aerzten niedergesezte Kommission hat im lezten Herbst erklärt: „daß die Krankheit nicht allein epidemisch, sondern auch ansteckend sey."

Von den Heilungsversuchen, wie sie in verschiednen Ländern auf sehr mannichfaltige Art angestellt worden sind, führt der Verfasser alles an, was darüber irgend bekannt geworden ist, doch hat sich noch kein einziges bisher bekanntes Mittel als völlig zuverläßig bewährt. In dieser Beziehung sind wir begierig, die Ansichten zu vernehmen, die der Verfasser im zweiten Theile seines Werks entwickeln wird.

Uebrigens ist die Cholera keine neue Erscheinung. Sie wurde schon lange in Indien beobachtet. Schon Bontius (de medicina Indorum, Leyden 1642) hat dieselbe beschrieben. Die Krankheit kommt im Sanskrit unter dem Namen Vandie und Ennerum Vandie vor, im Marattischen ist ihr Name Morschi, im Hindostanischen Morghi (Tod), woraus dann die Europäer Mordeschie oder Mort de Chien machten. Bereits im Jahre 1787 findet sich in den Verhandlungen des Gesundheitsrathes von Madras eine vollständige Beschreibung der Krankheit, wie sie 1770 zu Arcot, 1783 im Amborethal und 1771 zu Gandscham unter dem Namen Mordy rim oder Mordeschün geherrscht hat. Im Jahre 1775 herrschte die Krankheit auf der Insel Moriz. Auch in neuerer Zeit wurde sie in Indien häufig unter den englischen Truppen beobachtet, besonders wenn sie in gewissen Distrikten campirten, namentlich in Travancore, wo sie den Namen Mihrkom den führt. Uebrigens beschränkte sich ihr Auftreten in der Regel auf kleinere Epidemien, und nur selten breitete sie ihre Verheerungen über große Landstriche aus. So soll sie nach Deguignes im Jahre 1031 bis nach Syrien sich verbreitet haben; und nach einer arabischen Sage zog vor etwa 500 Jahren eine ähnliche Seuche von Indien bis nach Aegypten, Nubien und Abyssinien. Die neueste Cholera-Epidemie entwickelte sich, nach vorhergegangenen bedeutenden Witterungsanomalien, im Jahre 1817 in Bengalen und hat sich seitdem östlich bis nach China und den philippinischen und moluckischen Inseln, gegen Süden bis zur Insel Bourbon, gegen Westen bis zu den westlichen Küsten des schwarzen und asowschen Meeres und gegen Norden im europäischen Rußland fast bis zum 60sten Grade N. B. verbreitet. (Tichwin.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 13. — 4. Februar 1831.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

Wir wollen nun zu Werken über die neuere und neueste Geschichte übergehn, und eröffnen deren Reihe mit einem vortrefflichen, klassisch zu nennenden Werke.

60) Die monarchische Staats-Verfassung Ludwigs XIV. Ein geschichtlich-politisches Gemälde nach dem Französischen der zweiten Ausgabe des Lemontey. Leipzig, Hinrichs, 1830.

Unstreitig ist Ludwig XIV. das Ideal eines absoluten Herrschers, die Incarnation des Großtürken auf dem allerchristlichsten Throne, und da dieses Ideal seinen Nachkommen noch immer vorleuchtet, so ist es wichtig, ihn genau kennen zu lernen und sein System mit den heutigen politischen Systemen zu vergleichen. Lemontey gibt uns folgendes klare und scharfe Bild, das Kenner dem von Voltaire bei weitem vorziehen werden: „Das Königthum in Frankreich beruhte, nach der Auslegung der Geistlichkeit, auf der heiligen Schrift, nach der Meinung der Rechtsgelehrten, auf dem römischen Rechte, und nach der Ansicht des Adels auf altem Herkommen. Ludwig XIV. verwarf alle diese Grundlagen; seine Monarchie war rein und unumschränkt. Sie beruhte ganz im Königthum, und dieses ganz im König. Der König verwechselte sich mit der Gottheit und machte, wie diese, Anspruch auf blinden Gehorsam. Er wurde die Seele des Staats, und glaubte seine Rechte nur dem Himmel und seinem Degen zu verdanken. Er wurde die Quelle aller Gnade, aller Macht und aller Gerechtigkeit; aller Ruhm wurde nur ihm zugetheilt. Sein Wille wurde zum Gesetz, ohne Mitwirkung irgend einer andern Gewalt im Staate; und jene aristokratische oder demokratische Mischung, die mit dem Namen einer gemäßigten Monarchie nur bezeichnet, nicht genau beschrieben wird, war in seinen Augen ein Schandfleck. Auf diese Art erlangte er gleich den Kalifen das Verfügungsrecht und Eigenthum über alle Güter, und was er davon dem Volke und selbst dem Klerus noch übrig ließ, war nur eine Wohlthat seiner Mäßigung. Wenn er das Blut seiner Unterthanen schonen wollte, so geschah es nicht aus Pflichtgefühl oder Mitleid, sondern aus Interesse des Eigenthümers. Dieser Lehre gab nur sein eigener Wille Gesetzeskraft, und er sorgte dafür, daß die Seele seiner Nachfolger schon in früher Jugend von diesen Grundsätzen recht innig durchdrungen wurde. Genug, der Koran von Frankreich war in den vier Worten enthalten, wie sie der König einst wirklich aussprach: „Der Staat bin ich!“ — Furcht und Bewunderung waren die Stützen

dieses neuen Systems. Erstere wird durch Gewalt, die andere durch stets genährten äußeren Glanz unterhalten. Beide Federkräfte recht wirksam in der Maschine anzubringen, war das angelegentlichste Streben der Politik des Königs. Besonders die Armee, als Hauptelement der Gewalt, mußte neues Leben erhalten. Aber nicht die Feinde allein fühlten die Gewalt einer so gut organisirten Armee. Auch die Königsmacht im Innern schuf sich dadurch ein einfaches, schnell wirkendes und gelehriges Werkzeug, das sie ohne besondere Schonung bei allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung in Anwendung brachte. So wurden Truppen in einzelne Provinzen verlegt, um die immer ausgedehntere Gewalt der Intendanten zu unterstützen. Sie füllten die Citadelle, von deren Wällen sie ihr mörderisches Feuer auf unruhige Städter herabschleudern konnten. In schwierigen Zeiten oder bei Gehorsamsverweigerung einzelner Orte beförderten sie durch Schrecken den Einzug der Abgaben. Man gieng selbst so weit, ihnen das wahrhaft sonderbare Geschäft der Bekehrung und Zurückführung des Gewissens der Dissidenten zur Einheit des Glaubens anzuvertrauen! — Auch die Civil-Gewalt übte diesen Militär-Druck. Der Despotismus der Minister und ihre Unabhängigkeit von immer seltener gewordenen Staatsberathungen unterhielten den Nerv des königlichen Alleinwillens. Ein schnell und gleichförmig sich äußernder Gehorsam bezeugte, daß eine und dieselbe Gewalt überall gegenwärtig sey. — Die Institution der Intendanten, früher durch parlamentarischen Einfluß verdrängt, verbreitete sich nun in Frankreich mit mehr Gewalteinräumung und in größerer Ausdehnung. Diese Stellvertreter einer obrigkeitlichen Gewalt ohne Grenzen beschleunigten die raschen und strengen Fortschritte derselben, weil sie sehr ausgedehnte Vollmachten besaßen, und weder die Einmischung der untergeordneten, noch das unermeßliche Meer von Schreibereien zu fürchten hatten, in welches später die ganze Staatsverwaltungsmaschine gleichsam untergetaucht wurde. — Für diese neue Staatsmaschine wurde auch ein neues, zusammenhaltendes Band erfunden. Der König mißtraute gleich stark der Militär-Gewalt, die man für stark hält, weil sie hart ist, wie der Justiz-Gewalt, die man als milde rühmt, weil sie langsam und schleppend wirkt. Auf Kosten der einen wie der andern stiftete er die Institution der Polizei, die mit der Thätigkeit der erstern gewisse Formen der leztern verband. Ihr eigentlicher Zweck wurde jedoch unter dem Schein allgemeiner Wohlthätigkeit versteckt. Sie schien aus den Fortschritten der Civilisation hervorzugehen, und nur Ruhe in den Städten, dem Reichen nur Vergnügungen und dem Armen nur Unterstützung und Gesundheit sichern zu wollen. Gemüther, die früher durch jene außerordentliche Kommissionen am meisten empört worden waren, gewöhnten sich nun an eine stets fortwährende Kommission. Die Polizei wurde das Auge des Thrones und der zusammenhaltende Kitt der Monarchie. Je weniger sie sichtbaren Raum einnahm, je mehr wurde sie geachtet und gefürchtet. D'Argenson, der ihren Mechanismus zusammensezte, wußte einige Federkräfte darin anzubringen, die sein Vater und Graßvater, als ehemalige Botschafter in Venedig, den tiefblickenden Beherrschern des adriatischen Meeres abgelernt hatten. Durch dieses Vehikel gewann das Spiel der Gewalt außerordentlich an Leichtigkeit in der Bewegung."

Den sonst so mächtigen Adel zähmte der König, indem er ihn in die Eitelkeiten des Hofes verstrickte, zu unsinnigen Verschwendungen verleitete, und dann durch Hof- und Staatsämter von sich abhängig machte. Der Amtstitel wurde wieder, wie es immer hätte bleiben sollen, über den Geburtstitel gestellt, um dadurch den Stolz derer zu beugen, die den Hofdienst verschmähten. Um auch den unabhängigen Korporationsgeist des niedern Adels zu brechen, wurde demselben der Seehandel als eine ehrenvolle Beschäftigung empfohlen. Aber gegen die Eitelkeit der armen Ritter half selbst nicht des unumschränktesten Königs Machtgebot, um zu beweisen, daß die Aristokraten stets um so unverbesserlicher sind, je kleiner sie sind. Sie verschmähten die Bahn, die man ihnen öffnete, und zogen es vor, unter den damals aufkommenden und weltberüchtigten Namen der chevaliers d'Industrie sich als Diebe und Betrüger das Leben zu fristen. Bei weitem die meisten Adlichen aber wurden zum Lohn dafür, daß sie sich ganz zu Leibeignen des Hofes ergaben, auch mit dessen Gnaden überhäuft. Sie besezten alle Stellen und ihnen zu Liebe wurden zahllose neue Stellen erst geschaffen, um sie alle zu versorgen.

Das Parlament gewährte dem Volk keinen Schutz mehr gegen den Despotismus und gegen die Hofaristokratie. Ludwig XIV. hatte es schon als Jüngling von 17 Jahren mit der Reitpeitsche in der Hand auseinandergejagt. Auch die einzelnen Privilegien der Provinzen und Städte schüzten nicht mehr. Denn damals schon erfand man die Kunst, Verschwörungen und Empörungen anzuzetteln, um dann über die, welche sich dazu verleiten lassen, herzufallen und sie aller ihrer alten Rechte zu berauben. Durch solche Künste entzog Ludwig XIV. vielen Gemeinden ihre Privilegien. Wo dies nicht geschah, verlezte man die Privilegien willkührlich oder beseitigte sie durch bestochene Municipalbeamten, deren Stellen käuflich waren.

Indem der Verfasser alle diese Unbilden ins Licht sezt, vergißt er, dabei zu bemerken, daß sie, wie verabscheuungswürdig an sich, wie grausam für den Augenblick, doch in der Folge zu Frankreichs wahrem Heile ausgeschlagen sind. O möchte doch auch Deutschland von Karl V. oder selbst von Ferdinand III. völlig unterjocht

und unter dem eisernen Fuß eines einzigen Tyrannen zermalmt worden seyn! Gewiß ist, daß der ewige Bürgerkrieg der Feudalaristokratie, daß das gänzliche Ersticken des Nationalgeists im Provinzial = und Ständegeist, daß die Zerstückelung und Plünderung des Gesammtvaterlandes, daß die Kleinstaaterei mit ihrer tausendfältigen Frucht von Niederträchtigkeiten in allen Staaten, wo sie nicht mehr bestehn, nur durch einen kraftvollen Despoten vernichtet worden sind, der, indem er die ganze Nation an sich riß, sie sich selbst wiedergab. Frankreich ist Ludwig XIV. seine Einheit, die Vernichtung aller seiner Provinzial = und Standesinteressen in dem einen ungetheilten Staats = und Nationalinteresse schuldig, und um einen solchen Preis bluten die Völker gern ein halbes Jahrhundert unter der Tyrannei.

Zwei Handlungen Ludwigs XIV. hebt der Verfasser als vorzüglich segensreich in ihren Folgen hervor, nämlich seine Sorge für die Industrie und für die Wissenschaften und Künste. Ursprünglich wollte der König damit nichts andres, als seine Einkünfte vermehren und seinen Hof mit dem Glanz der Künste umgeben, um einem irdischen Gott immer ähnlicher zu werden; allein der wahre Gewinn davon kam dem Bürgerstande zu Gute, der durch die Industrie thätig und reich, durch die Gelehrsamkeit und Poesie aufgeklärt und stolz wurde. So bereitete Ludwig XIV. selbst die Emancipation des Tiers = Etat vor.

Die politische Moral, welche der große König nach außen befolgte, glich vollkommen der, die er gegen Frankreich selbst anwandte. Kein Völkerrecht achtend, war er stets nur auf den eignen Gewinn und auf die Schädigung seiner Nachbarn bedacht, und die Stützen dieses barbarischen Systems waren ein wohldisciplinirtes stehendes Heer für den Angriff und eine trugvolle Diplomatie, die, eine Tochter des Jesuitismus, ihre Mutter noch zu übertreffen schien. Allein wenn Ludwig XIV. für seine weltliche Universalmonarchie eben so viel aufs Spiel setzte, wie Philipp II. für die geistliche, so erlagen auch beide denselben Hindernissen, und die kleine Republik Holland, die in beiden Beziehungen beiden großen Monarchen gleich sehr im Wege stand, hatte auch die Bestimmung, beide zu beugen, oder, wie der Verfasser treffend sagt, das Glück Ludwigs XIV. versank in den nämlichen Morästen, die auch Philipp II. verderblich waren.

Indem der König mit der einen Hand durch die Willkühr der Verwaltung, durch Kriege und Beraubungen sein Volk zu verderben schien, und mit der andern durch Belebung der Industrie, der Wissenschaften und Künste es wieder belebte, bediente er sich für jenen Zweck des Minister Louvois und für diesen des Minister Colbert. Jener demoralisirte die Aristokratie, dieser schuf einen mächtigen aufgeklärten Bürgerstand. Beide sind die Pfosten am Eingang der Revolution.

Im Leben des großen Königs selbst sind zwei Perioden zu unterscheiden. Die erste ist die heroische, die des Sieges und des Glanzes, in der er, auch körperlich einer der schönsten, und würdevollsten Männer, sich in dem Gedanken seiner Göttlichkeit bespiegelte. Die zweite ist die frömmelnde, die der Niederlagen, der Finanznoth, der Kränklichkeit, der Frau von Maintenon, der Dragonaden. „Einige wenige Lichtfunken ausgenommen, die der Stoß der Begebenheiten in Zwischenräumen noch aus seiner Seele hervorgelockt hatte, erscheint Ludwig XIV. in seinem 47sten Jahre nur noch als ein Schatten seiner selbst. Der Gesetzgeber ist verstummt, Projekte zu nützlichen Anstalten liegen versenkt im Grabe Colberts: nur ein allesverschlingender Prachtaufwand ist geblieben. In einem Jahrhundert, das so reich an Männern von ausgezeichneten Verdiensten war, wählte man nur noch unfähige Minister und Generale, die nichts verstanden, als sich lächerlich zu machen. Das erstaunte Frankreich sieht in seinem Innern nur Elend und Thränen, in seinen Armeen nur Schande und Niederlagen. Man fragt, wodurch der König gezwungen werde, sich so gegen seinen eignen Ruhm zu verschwören; wo jener feste Wille, der jedes Hinderniß zu überwinden wußte, jener königliche Instinkt, der ihn sonst nie verließ, jene herrliche Beurtheilungskraft, in welcher die wahre Regierungskunst besteht, geblieben sey? Gewiß, es ist ein weiter Abstand von dem Souverän, der den Frieden von Nimwegen diktirte, den Kanal von Languedoc graben und den Tartüffe auf die Bühne bringen ließ; bis zu dem verliebten Frömmling, der das große französische Reich in die Schlafkammer der Wittwe Scarron versetzte! Aus diesem finstern Winkel giengen Plagen ohne Ruhm hervor. Die Widerrufung des Edikts von Nantes, die einer Bartholomäusnacht in so weit gleicht, als ein französisches Verbrechen sich einem italienischen annähern kann, hatte eine lange Reihe von Verbannungen zur Folge. Die gräuelvollen einzelnen Umstände dieser Unternehmung mußten die oberste Regierungsgewalt entweder verhaßt machen, wenn sie Kenntniß davon hatte, oder mit Verachtung stempeln, wenn sie ihr unbekannt hätten bleiben können. Unersetzliche Verluste an Reichthümern und nützlichen Bürgern bezeugten die Verblendung des Verfolgers."

61) Die Stände von Blois oder der Tod des Herrn von Guise in einer Reihe geschichtlichwahrer Handlungen aus dem Jahr 1588. Nach dem Französischen des Vitet von A. H. von Weyrauch. Zwei Theile. Leipzig, Weidmann, 1828.

62) Die Barrikaden, in einer Reihe geschichtlichwahrer Handlungen aus dem Jahr 1588.

Nach demselben von demselben. Zwei Theile. Daselbst. 1829.

Der Gedanke, geschichtliche Begebenheiten in dramatischer Form zu behandeln, ohne die Wahrheit derselben durch poetische Willkühr zu entstellen, ist sehr glücklich und vorzüglich auf die französische Geschichte anwendbar, in welcher sich alle wichtigen Begebenheiten an den Hof knüpften, der insofern schon als eine fertige Bühne mit ihren bestimmten Schauspielern dasteht. In neuerer Zeit sind solche Dramatisirungen noch leichter geworden, da die Journale regelmäßig die Protokolle aller Berathungen und die genauen Schilderungen aller Vorfälle enthalten; daher es auch wenig Mühe kostete, mit glänzendem Erfolge den Prozeß Ludwigs XIV., der Gironde und Robespierres aus dem Moniteur und andern Pariser Revolutionsjournalen schon fertig dramatisch auszuziehn, ohne daß kaum ein Wort hinzugefügt werden durfte. Was die ältere Geschichte betrifft, so ist die Dramatisirung freilich schwieriger, allein man nimmt es dabei auch mit der strengsten historischen Wörtlichkeit nicht so genau, wenn nur die Charaktere richtig gezeichnet, und der Geist einer Handlung richtig aufgefaßt ist.

Die beiden vorliegenden Werke Vitets sind von Frankreich mit gerechter Bewunderung aufgenommen worden. Sie geben Geschichte, reine Geschichte, und doch in einer Form, die das historische Interesse zum poetischen erhebt und den Leser so ganz in die Mitte der Ereignisse versezt, daß er noch jezt daran Theil nehmen zu können glaubt. Dies ist gewiß die rechte Weise, den lebhaften Franzosen ihre Geschichte vorzuführen. Sie, die Glücklichen, machen sich auch die Vergangenheit zur Gegenwart, während wir mit gelehrter Ernsthaftigkeit schon die Gegenwart ad acta legen.

Schon der Name der Barrikaden erinnert an die neuesten Vorfälle in Paris. Mit diesen haben denn allerdings die Vorfälle des Jahrs 1588 einige Aehnlichkeit. Auch damals errichteten die Pariser in ihren Straßen Barrikaden und schlugen die Schweizergarden des Königs aus der Stadt; auch damals stellten sie einen Prinzen vom Geblüt dem König feindlich gegenüber. Nur die Tendenz war eine andere. Denn damals galt es, denselben Jesuitismus einzuführen, den man jezt ausgetrieben hat.

Bekanntlich rächten die französischen Protestanten die Pariser Bluthochzeit und zwangen den König zu einem Vertrage, der ihre Religionsfreiheit schüzte. Darüber empört, bildeten die Katholiken die sogenannte Ligue, eine geheime Verbindung zur Ausrottung der Protestanten, unterstüzt von Rom und von Philipp II. Das Haupt der Ligue aber war der Herzog von Guise, der diese Gelegenheit benutzen wollte, sich auf den französischen Thron zu schwingen. Der König von Frankreich, Heinrich III., der lezte Valois, war kinderlos und sein jüngerer Bruder, der rechtmäßige Thronerbe wurde durch einen plözlichen Tod auf die Seite geschafft. Um auch den folgenden Erben, Heinrich von Navarra, nachherigen Heinrich IV., auszuschließen, suchte sich nun der Herzog von Guise schon bei Lebzeiten Heinrichs III. über diesen schwachen Monarchen alle Gewalt anzumaßen und die katholische, liguistische Parthei zur herrschenden zu machen. Des Königs eigne Mutter, die berühmte Katharina von Medicis, unterstüzte die Ligue, und diese würde gesiegt haben, wenn nicht des Königs Eifersucht gegen die Person des Herzogs rege geworden wäre. In allen Punkten, welche die Religion betrafen, gab er der Ligue nach, aber gegen seinen Vetter behielt er einen unüberwindlichen Haß. Seitdem belauerten sich beide, jeder eines Gewaltstreichs gewärtig. Da die Bevölkerung von Paris seit der Bluthochzeit nur noch rein katholisch, also auch der Ligue ganz ergeben war, so hielt sich der König nicht mehr daselbst sicher und ließ 4000 Schweizer und 2000 französische Soldaten in die Stadt einrücken. Gegen sie bot der Herzog die Pariser Bürger und Studenten auf, welche sogleich alle Gassen mit Barrikaden schlossen und wüthend über die Soldaten herfielen. Auch damals schon war der Greveplaz das Schlachtfeld. Hier wurden die Schweizer von allen Seiten mit Steinen angegriffen und endlich gezwungen, die Waffen zu strecken. — Der König entfloh nach Chartres, bezähmte seinen Grimm, und stellte sich, als ob er sich zu einer Versöhnung überreden ließe. Seine bekannte Unbeständigkeit kam ihm dabei zu Statten. Man glaubte, er sey wirklich so leicht beschwichtigt, als er sich stellte. Listig schrieb er nun eine Ständeversammlung nach Blois aus, einer ihm gänzlich ergebnen Stadt, wo er den Herzog meuchelu ließ. — Dies ist der Inhalt der beiden Werke. Hätte der Kampf nicht durch seine religiösen Beziehungen und durch die Einmischung der Bürger ein höheres politisches Interesse, so würde die Hofintrigue an sich wenig Bedeutung haben. Keiner der beiden Helden taugt viel. Heinrich III. ist ein unköniglicher, heuchlerischer, feiger Mörder, und Guise ein eitler Verschwörer ohne wahre Energie. Man kann kaum begreifen, warum er sich am Tage der Barrikaden nicht zum König machte, da ihm der regierende König das Feld räumte. Die Katholiken hätten ihn anerkannt, Spanien ihn unterstüzt und dieselben Umstände, welche nachher Heinrich IV. nöthigten, katholisch zu werden, und welche dem Katholicismus in Frankreich den entschiednen Sieg verschafften, würden auch die Familie Guise auf dem Thron erhalten haben, wenn der Herzog ihn zu besteigen nicht gezaudert hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 14. — 7. Februar 1831.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

63) Histoire de la Ville et du château de Saint-Germain. Paris 1830.

64) Histoire de l'université depuis son origine jusqu' á nos jours, par Eugéne Dubarle. Paris 1830.

Es ist merkwürdig, wie die Franzosen Schritt vor Schritt in der Bearbeitung ihrer Landesgeschichte thun, was seit geraumen Jahren in Deutschland geschehen ist. Sie sehen ein, daß sie nur dann erst eine gute Landesgeschichte ohne alles philosophische Brimborium haben werden, wenn eine Menge Orts- und Lokalgeschichten mit Gründlichkeit und Ruhe, ohne vorgefaßte Meinung und Farbe vorausgegangen sind. Solches ist von obiger Geschichte der alten Abtei und des Schlosses St. Germain zu rühmen. Es kommen darin anziehende Züge von dem Aufenthalt der französischen Könige im noch vorhandenen Schloß St. Germain vor. Möchten doch viele seinem Beispiel folgen, das an Dulaure's treffliche Geschichte von Paris und an die Umgebungen dieser Stadt von demselben Schriftsteller erinnert.

Ueberhaupt sind viele in Frankreich hinsichtlich der Landesgeschichte in einem erschrecklichen Irrthum befangen, sie meinen, weil die Leute bisher wenig aus ihrer alten Landesgeschichte wußten, so sey in den mittelalterlichen Chroniken kein Leben, keine Bewegung und keine Freiheit zu finden. Wer noch zweifelt, daß die heutige französische Freiheit in den fernen grauen Jahrhunderten schon frische Wurzeln geschossen habe, der studire die alten Urkunden, die städtische und Provinzialrechte und die französischen Sitten nach Clovis Zeit. In Allem wird er die Umgestaltung und Heranreifung des Volks und seines öffentlichen Lebens erkennen und er wird begreifen, daß seine jetzigen Ansprüche auf verständige Freiheit und Gleichheit nicht von Gestern und Vorgestern stammen, sondern einen alten Grund haben. Es wäre sehr zu wünschen, daß die unzähligen literarischen und akademischen Gesellschaften in Frankreich sich jede in ihrem Bereich mit den Provinzialarchiven, deren Bearbeitung und Benutzung beschäftigten, um die alten hier und da zerstreuten Chroniken aus dem Staub und vor der Zerstörung zu retten und auf diesem alleinigen Weg zu einer guten und vollständigen Geschichte Frankreichs zu gelangen, die bis auf den heutigen Tag fehlt.

Bei weitem weniger zu loben ist Dubartes Geschichte der Pariser Universität. Sein Buch ist wenig mehr als eine unordentliche Kompilation, ein Gemisch aus den langen Erzählungen Duboulloys und den schwerfälligen Dissertationen Crevier's, ohne alle Eigenthümlichkeit.

In einem deutschen Literaturblatt finden wohl einige Bemerkungen über die Pariser Universität um so mehr ihre Stelle, da sie Beispiel und Muster für die ältesten deutschen Hochschulen gewesen ist.

Im fünften Jahrhundert gieng römische Civilisation und Sprache in Gallien unter. Karl der Große und einige seiner Nachfolger gaben sich viel Mühe, brachten aber doch die Wissenschaften nicht aus den Klöstern ins Volk. Dies Privilegium des Wissens trug wesentlich zur Herrschaft der Geistlichkeit bei. Es war aber natürlich, daß ihr bald die weltliche Macht entgegen strebte und daß sich der menschliche Geist dadurch unterjocht glaubte. Aus dem doppelten Bedürfniß nach bürgerlicher und intellektueller Freiheit giengen die Universitäten hervor, und die ihnen ertheilten Privilegien werden dadurch erklärlich. Das Uebergewicht der Geistlichkeit konnte nur durch höheres und besseres Wissen gebrochen werden. Nur die scolastische Philosophie vermochte die Theologie vom Thron zu stoßen. Zu diesem Zweck waren die Universitäten trefflich geeignet. Philipp August, der Gründer der Pariser Universität, betrog sich nicht.

Es war sehr klug von den Königen, die Papstgewalt nicht geradezu anzugreifen, sondern nur indirekt, indem sie ihr eine öffentliche Anstalt entgegensezten, die den Drang nach Wissen mit geistlichem Eifer verband und die Macht der Geistlichkeit brach, ohne den Anschein davon zu haben. So entstand die Pariser Universität. Fast eben so machten es die Könige mit der herrschenden Feudalität, deren Gewalt ebenfalls untergraben werden mußte. Nicht mit den Waffen in der Hand wurde sie bekämpft, sondern durch Geseze, nicht untergraben durch Gewalt, sondern durch die öffentliche Meinung. Zu diesem Zweck wurden die Parlamente errichtet. Diese Gemeinschaft in Ursprung und Zweck machte es erklärlich, warum mehrere Jahrhunderte hindurch Parlamente und Universität im Kampf gegen Papstthum und Feudalität immer gemeinschaftliche Sache machten.

Durch diesen Charakter der Wissenschaftlichkeit und der politischen Unabhängigkeit war der Einfluß der Pariser Universität im XIII. und XIV. Jahrhundert immer im Steigen. Damals kam man von allen Seiten, um sich Rath und Lehre bei ihr zu holen. Sie wurde fast für so infaltibel wie Rom gehalten. Von ihr giengen Lehre und Beispiel nach allen Seiten, nach Spanien und besonders nach Deutschland aus, das in Kurzem auch berühmte Universitäten hatte, die wie viele deutsche Institutionen mitten unter Stürmen und Umwälzungen kühner Philosophie und mächtigem Aufstreben der Wissenschaft zum Troz ihren mittelalterlichen Charakter und ihre Freiheiten aus jener Zeit bis auf den heutigen Tag behalten haben. Will man den unruhigen Geist der Schüler aus dem XIV. Jahrhundert, ihre wüsten und oft groben Sitten, ihren Durst nach Wissen und unermüdlichem Fleiß und ihre Begeisterung für eine nicht richtig aufgefaßte Freiheit sehen, so muß man noch heut zu Tag auf unsere deutschen Universitäten kommen. Selbst in dem Studiren finden sich die Formen des Mittelalters wieder. So gleichen z. B. unsere Disputationen den Scolastischen auf ein Haar.

Gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts verlor sich das Gedeihen der Universität. Als Ludwig XI. die Feudalität glücklich bekämpft und bezwungen hatte, fürchtete doch der Tyrann noch jede Unruhe, selbst die Bewegung des Geistes im Reich des Wissens. Daher sein Benehmen gegen die Universität, argwöhnisch, ohne Liebe, aber auch ohne Haß.

Im sechszehnten Jahrhundert wurde sie durch die Wuth der Liga von Neuem in bürgerliche Unruhen und Kämpfe geworfen. Einige kurze Mißgriffe abgerechnet blieb sie im Ganzen ihrem ursprünglichen Grundsaz, der religiösen Unabhängigkeit und dem Königthum getreu. Als die Päpste in Verbindung mit den Guisen die Dynastie und die gallicanische Kirchenfreiheit vernichten wollten, hielt die Universität wieder treu und fest mit dem Parlament zusammen und protestirte laut gegen jene doppelte Anmaßung. Dies war aber auch die lezte freie Aeußerung ihrer Selbstständigkeit und Kraft in den öffentlichen Angelegenheiten Frankreichs. Von nun an sank die Universität immer mehr und krümmte sich wie alles Uebrige unter Richelieu's Despotismus. Hiermit wirkte aber noch etwas Andres zusammen, dem schwer zu widerstehen war.

Das kluge, umsichtige schlaue Papstthum hatte durchschaut, wo dieses Streben nach Unabhängigkeit des 13ten Jahrhunderts, das Bemühen die Landessprache wieder aufzurichten und Universitäten zu gründen, hinführen sollte. Es sezte diesem entgegen, was es nur konnte und wußte. Dominicaner und Franciskaner zogen bald zu Tausenden herum und predigten in der Landessprache, um den Untersuchungen und Zweifeln entgegen zu arbeiten, die von den Universitäten und aus den spätern Kezereien hervorgegangen waren und die nur schlecht unterdrückt waren, und immer noch unter der Asche glimmten. Im 16ten Jahrhundert beobachtete die römische Curie dieselbe Politik. Luthern sezte sie die Jesuiten entgegen, gegen die neue, populäre Lehre, wurde eine junge, geschickte und beharrliche Miliz ausgesondert. Ihr konnte denn auch die Pariser Universität nicht entgehn, denn sie war eine respektvolle Opposition gegen Rom, aber doch immer eine Opposition. Bald begann der Streit zwischen ihr und den Jesuiten. Er war lang und hartnäckig und es zeichnete sich dabei die Beredtsamkeit und das Feuer der Familie Arnauld aus. Sehr traurig waren die Folgen dieses Kampfs, denn um sich an der Universität zu rächen, wurde Port-Royal aufgehoben.

Die Gründung der Sorbonne war der Universität

auch sehr schädlich. Denn durch dieselbe verlor sie ihre religiöse Autorität, ehemals ihre bedeutendste Kraft, und durch die entzogene Erziehung einen Theil ihres Einflusses.

Als unter Ludwig XIV. und XV. die Jesuiten einen so großen Einfluß bei Hofe bekamen, ward die Universität ganz still und gab kein Lebenszeichen mehr von sich, kurz darauf wurde sie selbst aufgehoben, um in unsern Tagen wieder zu erscheinen und abermals die Herrschaft über das indessen hell gewordene Frankreich zu fordern.

Unter der Kaiserregierung war die Universität eine der gehorsamsten und geschmeidigsten Dienerinnen des Despotismus. Sie hatte ganz ihre alte Würde vergessen. Und auch seit der Restauration hat sie ihre precaire und leidende Stellung nicht geändert und ist bis auf den heutigen Tag ohne Einfluß auf das rege politische und intellektuelle Leben Frankreichs. Wird sie je wieder zu einiger Bedeutung gelangen?

65) La Protestante, ou les Cevennes au commencement du 18. siècle precedée d'une introduction historique sur la guerre des Camisardes. 3 Vol. Paris 1830.

Die Gährung, welche vor einigen Monaten in Folge der Pariser Juliustage zu Nantes und in der Umgegend herrschte, hat die Aufmerksamkeit auf ein Völkchen gerichtet, das immer politische Bewegungen, die von der Hauptstadt ausgiengen, sehr stark empfand. „Die Protestantin“ ist ein Roman, und benuzt die Freiheit dieser Dichtungsart, um die ganz südlichen Schattirungen und Leidenschaften der Landeseinwohner in einem Zeitpunkt darzustellen, die der ehemaligen Provinz Languedoc durch die Verwüstungen unvergeßlich bleibt, welche Ludwig XIV. da seinen Söldlingen auftrug. Dort weiß noch Jeder von den Schrecknissen und Grausamkeiten des Religions- und Bürgerkriegs zu erzählen, denn genährt von Religionshaß pflanzt sich die Erinnerung von Geschlecht zu Geschlecht fort. Die Fabel des Romans gründet sich auf die gezwungenen Bekehrungen, die nach dem Edikt von Nantes so häufig wurden und die — besonders unter den protestantischen Frauen aus den höhern Klassen — gegen das Ende des „Großen“ Königs so viel traurige Opfer machten. Sehr gelungen und anziehend sind die Darstellungen und Gemälde aus den Cevennen mit ihren wilden Felsen, ihren freundlichen Thälern, wo Feigenbäume mit Weinreben und mit dunkeln Kastanienwäldern wechseln. Man sieht die cevennischen Gebirgsbewohner mit ihren Sitten, die heute noch sind, wie zu den Zeiten der Camisards. Auch an einigen Zügen aus dem damaligen geselligen Leben fehlt es nicht. Dazu dient das Innere der Familie des Intendanten Basville. Ergreifend sind die Scenen der Grausamkeit und der Verwüstung, deren sich damals beide Partheien schuldig machten.

Am meisten hat mich jedoch die historische Einleitung beschäftigt, mit der das Werk beginnt. Durch sie erhält man eine genaue Vorstellung von dem Zustand des Landes während des Camisards-Krieges. Der Verf. scheint dies Kriegstheater sehr gut zu kennen, er hat auch Urkunden und Ueberlieferungen aus dem Lande selbst benuzt. Ueberdies geht auch aus seiner historischen Darstellung hervor, daß er die gleichzeitige Kabinetsgeschichte Europas sehr genau kennt.

Der Bauernaufstand in den Cevennen begann 1702 und dauerte länger denn zwei Jahr. In dieser Zeit widerstand Cavalier, der Hauptanführer der Insurgenten, den königl. Truppen, die Ludwig XIV. gesendet hatte, und wenn er sich auch bisweilen vor ihnen zurückziehen mußte, so that er es doch mit so viel Muth und Geistesgegenwart, daß man solch' seltener Kraft ein berühmteres Schlachtfeld wünschte. Endlich war Cavalier gezwungen mit dem Marschall Villars zu kapituliren. Es geschah in bester Form, der Insurgentenhauptmann erhielt sehr günstige Bedingungen für sich und für die Protestanten in den Cevennen. Er wurde selbst dem König vorgestellt und verließ dann das Königreich mit seiner Familie und einer Kompagnie seiner ehemaligen Waffengefährten. Die andern Camisard-Chefs, die damals noch das Feld hielten, unterwarfen sich zwar nun auch, das Land kam aber dadurch doch nicht zur vollen Ruhe.

Als der Cevennen-Aufstand in seiner vollen Stärke war, hätte es die bedenklichsten Folgen für die französische Regierung haben können, wenn ihm von Holland und England Unterstützung geworden wäre. Diese Mächte thaten jedoch nichts für die Unterdrückten. Erst, als der Aufstand zu Ende war, fiel es ihnen ein, ihn wieder anzufachen. Dies gelang aber nicht, wie zu späte Unternehmungen nie gelingen. Zwar wurden wieder einige Verschwörungen in den Cevennen gemacht, die meisten alten Camisards-Chefs, die Frankreich verlassen hatten, kehrten heimlich wieder dahin zurück. Die Regierung war aber von allem benachrichtigt. Jene Bandenführer wurden ergriffen und zum Tod verurtheilt. Dieser mißliche Anfang entmuthigte jedoch weder die alliirten Mächte, die damals mit Ludwig XIV. im Krieg waren, noch ihre Agenten. Von 1705 bis 1711, ja bis nach dem Utrechter Frieden hatten partielle Unruhen in den Cevennen und in Languedoc statt. Auch im Vivaresischen wurde ein Aufstand versucht. Cavalier reiste in Holland hin und her, und ging von da nach Piemont, wo ein Einfall ins Dauphine projektirt wurde. Alles aber hatte keinen bedeutenden, ernsthaften Erfolg, wohl aber kamen dadurch eine Menge kühn und freidenkender Einwohner aufs Blutgerüst. Der Cevennenkrieg ist die lezte, aber nicht die unblutigste Episode der langen und jammervollen Religionsstreitigkeiten, die das ganze 16te Jahrhundert hindurch Frankreich mit Blut überschwemmt, und mit Leichen bedeckt haben. Als Ludwig XIV. das Edikt

von Nantes widerrief, war die Reformation in Frankreich als politische Parthei schon schwach geworden; weil ihre Häupter abgefallen waren. Sie hatte auch als religiöser Glaube von ihrer Bedeutung und Wichtigkeit verloren, weil mit der steigenden Civilisation die religiöse Begeisterung nachgelassen hatte.

Es muß bemerkt werden, daß der ganze protestantische Adel durchaus keinen Antheil an dem Cevennen-Aufstand genommen hat, und daß die reformirten Bürger in den Städten auch nichts dafür thaten, als einige Unterstützung an Geld und Lebensmitteln, die sie den Camisards zukommen ließen.

66) La cour et la ville sous Louis XIV., Louis XV. et Louis XVI. ou révélations historiques tirées des manuscrits inédits et publies par F. Barriere. Paris 1829.

Der Verf. hat zu seinem Buch mehrere Handschriften benuzt, die alle den Charakter und die Farben ihrer Zeit tragen. Am bedeutendesten sind die Nachrichten über Ludwig XIV. und seinen Hof, aus einem Manuscript des gelehrten Jean Bouhier. Es wäre unmöglich eine Kritik von einem solchen Buch zu geben, wir begnügen uns daher, einiges auszuheben. — Man warf dem Abbé Bouin vor, es sey doch nicht löblich von einem so großen Prediger, daß er in den Fasten Fleisch esse. Darauf erwiederte er: Man gibt mir zwölfhundert Livres für meine Predigten und das was ich darin sage, böte man mir aber zwölftausend, um alle dem nachzukommen, so thäte ich es nicht. — Die Aebtissin de Chelles, Tochter des Herzogs von Orleans, bat ihn einst schriftlich um etwas, und unterzeichnet ihren Brief: Braut Christi. Der Herzog antwortete ihr darauf nur die Worte: ich bin schon lange mit meinem Eidam gespannt, und kann daher nichts für seine Frau thun. — Der Kardinal Richelieu hatte die sonderbare Idee sich ans Kreuz geschlagen malen zu lassen, und dies Bild wurde wirklich ausgeführt. — Die französische Akademie gieng eine Zeitlang mit dem Gedanken um, auch ausgezeichnete Frauen der damaligen Zeit in ihre Mitte aufzunehmen, z. B. Mlle. Scudéry, Mad. Dacier und Mad. Deshoulières.

Ueber die Zeit Ludwigs XIV. und die Menschen, welche da lebten, macht man sich gewöhnlich ganz irrige Vorstellungen. Man denkt die damaligen Männer und Frauen seyen in jeder Beziehung ein hochbegünstigtes Geschlecht gewesen. Sie sollen im Umgang und in der Unterhaltung durchaus geistreich oder doch wenigstens gebildet gewesen seyn. Man denkt sie sich überdies als schön und wohlgestaltet. Wenn die Hofpoeten von den Prinzen und Prinzessinnen von königlichem Geblüt sprechen, so finden sie nicht Ausdrücke genug für die Schönheit dieser „Götterkinder.“ Dem war aber nicht so. Mit diesem Olymp stand es schlecht. Marie-Therese, Gemahlin Ludwigs XIV. war mager, klein und unansehnlich, und man mußte immer über sie lachen, so war sie bei Tisch, selbst in Versailles immer in Angst, man lasse ihr nicht genug zu essen. Henriette von England hatte zwar viel Geist, war aber ausgewachsen. Die La Vallière hinkte. Dem Dauphin hatte der Herzog von Conté in seiner Jugend beim Spiel die Nase eingeschlagen. Der Herzog von Burgund, dem die Franzosen so zugethan waren, hatte eine hohe Schulter. Seine Gemahlin, deren Muthwillen und Schelmerei den ganzen Hof unterhielt und entzückte, hatte keinen ganzen Zahn im Mund. Der Herzog von Maine hinkte; Mademoiselle von Bourbon, die Enkelin des großen Condé, hatte nur eine Hand; Heinrich von Bourbon, der nach der Regentschaft Minister wurde, war einäugig. Der König selbst roch abscheulich aus dem Mund. Dies bemerkte freilich kein Hofmann, eine aufgebrachte Maitresse warf es ihm aber vor. Da nun der mächtige König seine Familie unmöglich schön und gerade machen konnte, so that er doch alles Mögliche um alle Glieder, Würde und Anstand beobachten zu lassen. Damit gieng es ihm aber auch schlecht. In seinem Palast, unter seinen Augen, im Schoos seiner Familie giengen gar manche Intriguen und Abentheuer vor, die im schlüpfrigsten Roman keine Stelle finden könnten. — Diese Ausschweifungen wurden gegen das Ende von Ludwigs Regierung heimlicher betrieben, weil dem Monarchen sein Beichtvater Angst gemacht hatte. Sie schlugen aber zur hellen Flamme aus, als Philipp von Orleans, der Zögling des verworfenen Dubois, als Regent zur Regierung kam. Nun prunkte man mit dem Laster und rühmte sich unsittlicher Streiche, wenn man sie auch nicht begangen. Bei alledem hatte Philipp viel Geist.

Vom Regenten geht der Verf. zu Ludwig XV. im Jahr 1760 über. Es war damals eine schöne Zeit in Frankreich. In Deutschland erlitt das gepuderte und pomadete Heer die schimpflichsten Niederlagen, aber in Paris kam die komische Oper auf, Madame Pompadour herrschte, Bankerotte waren im besten Gang, neben den Beichtzetteln war der Parc-aux-cerfs im Flor, ein öffentlicher Unfall folgte auf den andern, aber die „Gesellschaftsparaden“ waren im höchsten Schwung. Da diese wenig in Deutschland bekannt sind, so mögen hier zum Schluß einige Bemerkungen darüber stehn. Es waren eine Art von Theaterstücke, die zum Theil von Laujon zum Theil von Collé herrühren, und die von vornehmen Herren, vor einem vornehmen Auditorium gespielt wurden, wenn sie recht schmutzig und gemein waren. Die ersten Damen des Hofs drängten sich dazu, zwar incognito, d. h. in Wagen ohne Wappen am Schlag und mit Lakaien ohne Livree. Während der Vorstellungen trugen sie auch Halbmasken, nicht weil sie sich vor dem Rothwerden, sondern weil sie sich vor dem Nichterröthen fürchteten. Mr.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 15. — 9. Februar 1831.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

67) Memoiren von Maximilian Robespierre. Aus dem Französischen von Louis Lax. Zwei Bände. Mit Belegen und einem Facsimile. Aachen und Leipzig, Mayer, 1830.

Der Titel läßt nichts besseres von dem Werke erwarten, als daß es zu der Sündfluth falscher und oft sehr nachläßig und nur im Sinn einer Parthei zusammengestoppelter Memoiren gehöre, womit die französische Literatur fast so reichlich überschwemmt wird, als die unsre mit historischen Romanen. Daher wurden wir angenehm überrascht, als wir neben jenen unbedeutenden, Robespierre untergeschobenen Memoiren in den beiden vorliegenden Bänden fast alle seine Reden und die Urtheile, welche die berühmtesten Geschichtschreiber über Robespierre gefällt, abgedruckt fanden. Warum hat der Herausgeber dies nicht ausdrücklich auf dem Titel bemerkt, es würde seinem Werk sicher mehr Leser verschafft haben. Denn nur wenige wollen etwas von Robespierres falschen Memoiren wissen, aber jeden muß es interessiren, die geistreichsten Urtheile, die über diesen außerdentlichen Mann gefällt worden, bei einander zu haben und vergleichen zu können.

Es gibt wenig Helden der Geschichte, die so verschieden beurtheilt worden sind, wie Robespierre. Des Pöbels Wahn hat Napoleon bald zu einem Gott, bald zu einem Teufel gemacht, aber die Geschichtschreiber sind einstimmig in der Bewunderung seiner Talente und in der Verwerfung seiner Despotie. Ueber Robespierre ist man nicht einstimmig, weder in Betreff seines Talents noch seiner Gesinnung. Gleich große Geschichtschreiber haben ihm das ehrenvollste und das schimpflichste Zeugniß gegeben. Welches ist nun das richtige? Offenbar sind die meisten Urtheile, die ihn unbedingt verdammen, von der Leidenschaft diktirt gewesen und insofern ungerecht. Wenn Desodoards mit Wahrheit von ihm sagt, er habe im höchsten Grade das Talent besessen, zu hassen, so ist ihm doch dieser Haß übermäßig von seinen Gegnern vergolten worden, und es ist auch nicht zu läugnen, in seinen politischen Handlungen, in seinen Grundsätzen, selbst in seiner Gestalt und Physiognomie ist etwas so Zurückstoßendes, Hassenswürdiges, daß sich selbst in die Bewunderung, die manche seiner Tugend gezollt haben, ein geheimer Eckel gemischt hat. Man erschrickt unwillkührlich vor der Tugend in *dieser Gestalt*. Doch je wahrer und natürlicher dies Gefühl des Abscheus ist, um so ge-

wissenhafter muß man es blos auf die Eigenschaften Robespierres beschränken, die es rechtfertigen, und seine übrigen großen Eigenschaften nicht darum mißkennen. Der beredteste seiner Vertheidiger, Uranelt de Leuze (Pseudonym) sagt mit Recht: „Es verräth große Bescheidenheit von Seiten seiner Gegner, daß sie ihm alles Talent und alle Tugend absprechen, während sie doch vor eben diesem talent- und tugendlosen Manne im Staube krochen.“ Ohne Talent wird man nicht Herr einer Nation, und wie mag man an Robespierres Talent zweifeln, da seine zahlreichen Reden, die er in der Nationalversammlung und im Jakobinerklubb gehalten hat, noch vorliegen, Reden, die größtentheils ihren Gegenstand auf das schärfste und klarste darstellen, stets auf den Augenblick berechnet und daher, wie bekannt, von schlagender Wirkung waren, und in denen sich nicht selten ein Tiefsinn ausspricht, der in mehr als einer Hinsicht prophetisch ist. Wenn Robespierre auch nichts gesagt hätte, als die inhaltschweren Worte: „Wenn wir den Atheismus befördern wollen, so wird der Aberglaube siegen; wenn wir Europa erobern wollen, so wird uns Europa erobern!“ — wenn er weiter nichts, als dies gesagt hätte, so müßte man ihm zugestehn, eine tiefere politische Voraussicht gehabt zu haben, als alle seine Zeitgenossen, denn der Pariser Frieden und die Jesuitenherrschaft unter Karl X. haben bewiesen, wie wenig er geirrt. Wer seine Reden lesen kann, ohne darin Talent zu entdecken, dem dürfte das eigne fehlen. — Was aber seine Tugend betrifft, so ist es von allen unbefangenen Geschichtschreibern stets anerkannt worden, daß sie durchaus unbestechlich war. Der lächerliche Vorwurf, er habe Geld von den Bourbons genommen, bedarf keiner Widerlegung. Den Vorwurf aber, er habe sich selbst die Krone aufs Haupt setzen wollen, hat er selbst am besten widerlegt, indem er seinen Anklägern im Konvent, den er damals noch beherrschte, die Worte zurief: „Sie haben mich einen Tyrannen genannt. Wäre ich es, sie kröchen zu meinen Füßen, ich stopfte sie mit Golde voll, ich sicherte ihnen das Recht, alle Verbrechen zu begehn, und sie würden mir es Dank wissen.“ Er kannte die Menschen, er kannte die Franzosen, er wußte und sagte voraus, wie sie sich benehmen würden, wenn er oder ein Anderer ihr Despot würde. Er zweifelte gar nicht, daß sie seine schmeichelnden Sklaven seyn würden. Aber er sagte: ich will kein Tyrann seyn, obgleich ich es könnte! Glühend für das Ideal seiner rein sittlichen Republik wollte er diese um jeden Preis durchsetzen, und die unsittlichen Menschen, die ihn daran hinderten, ausrotten. Sie auszurotten für den höhern Zweck der Menschheit, schien ihm würdiger, als sie zu beherrschen durch gleiche Schlechtigkeit. Ja in diesem Kampf zu erliegen, schien ihm nicht so schmählich, als mit den Verdorbenen länger als ihr Beherrscher zu leben. Er zweifelte selbst, ob die Tugend stark genug seyn würde, das Laster zu besiegen. Er ahndete seinen Untergang, ohne, um ihn zu verhindern, von seinen strengen Grundsätzen etwas zu opfern. Er sagte mehr als einmal seinen Tod voraus, den er als den Tod eines Martyrers betrachtete, und in diesen seinen Reden lag so viel tiefer Ernst, daß ihm nur der blindeste Partheihaß vorwerfen kann, er habe die Todesbetrachtungen nur geheuchelt, um sich interessanter zu machen. Auch seine letzten Worte vor dem Konvent, „die Räuber siegen,“ und der Edelmuth, womit sein Bruder und seine wenigen wahren Freunde sein Schicksal zu theilen sich erboten, bezeugen, wie sehr er die „verdorbnen“ Menschen verachtete, wie erhaben er sich über sie fühlte, wie sehr er nicht Heuchler, sondern Fanatiker war. — Aber eben seine Tugend selbst war sein Laster, denn um der Tugend willen beging er das Verbrechen, alle Menschen zu schlachten, die sich zu dieser Tugend nicht bekennen wollten. Er wollte den ganzen Menschenwald niederhauen, weil die Bäume noch nicht die Frucht trugen, die er darauf sehn wollte. Diese Verkehrtheit, eine gute Sache durch schlechte Mittel, die Tugend durch Verbrechen retten zu wollen, bezeichnet ihn als das rechtschaffene Ungeheuer, daß man in ihm hassen zugleich und bemitleiden muß.

Nirgends ist er besser geschildert als von Nodier, der ihn an dem Tage seines glänzendsten Triumphes, am 10. Prairial, sah. Dieser Tag war der Feier des höchsten Wesens gewidmet, nachdem es Robespierre gelungen war, den Atheismus auszurotten und den Glauben an Gott durch dieselbe Guillotine herzustellen, die ihn hatte verschwinden machen. „Nie hatte die Sonne so klar an unserm Horizont sich erhoben, lange nachher erst habe ich diese Durchsichtigkeit des Firmaments wieder angetroffen, durch welche der Blick in andere Himmel zu dringen scheint. Das Volk sah ein Wunder darin, und hielt diesen ungewöhnlichen Glanz des Himmels und der Sonne für ein sicheres Pfand der göttlichen Versöhnung mit Frankreich. Die Todesstrafen hatten aufgehört; das Werkzeug des Mords verschwand unter Blumen und Tapeten. Das Gerücht von einer Amnestie verbreitete sich, und hätte Robespierre diese Hoffnung bestätigt, so waren alle Schwierigkeiten vor ihm ausgeglichen. Aber er berauschte sich in der allgemeinen Freude, vertraute zu sehr auf diese schwankende Gunst, die vielleicht Niemand in so hohem Grade genossen hat, als er, und verschob seinen Plan, dessen Ausführung nichts im Wege stand, auf eine andere Zeit. — Aber er hatte den Aufwand zu diesem Versuche gemacht, und der Haufen merkte ohne zu erstaunen, daß es einen Herrn erhalten werde. Ueberall herrschte ein Gefühl für Ordnung, welches alle das Be-

dürfniß der Sicherheit und gewiß auch das einer gemäßigten Gewalt empfinden ließ, die den Staat weise in gesetzlichen Schranken erhielt. Es war kein Platz der Stadt, der nicht mit einer Fahne geschmückt war, kein Nachen auf dem Flusse, auf dem nicht alle Wimpel flatterten. Das kleinste Haus war mit Bändern und Guirlanden verziert, die kleinsten Straßen waren mit Blumen besäet, in dem allgemeinen Rausche erlosch die Stimme des Hasses und des Mordes, wie die lezte Spur eines Gewitters bei der Nähe des friedlichen Morgens. Man näherte sich, ohne sich zu kennen; man umarmte sich, ohne sich zu nennen; ein öffentliches Mahl vereinigte auf den Straßen selbst die Reichen und die Armen, die Aristokraten und die Jakobiner, und das ungeheure Gewühl gieng ohne Verwirrung, ohne Streit und Unglück vorüber. Die Ruhe war jedem nothwendig geworden: die einen wollten gern ungestört das Erworbene genießen, die andern waren der Leiden müde, sehnten sich nach Trost. Das Volk war der Gährungen überdrüssig, die nicht für seinen graden, gewöhnlichen Verstand paßte. Endlich kam der Zug. Zum ersten Male sah man die Glieder des Konventes in einem gleichen Kostüm; diese Eigenthümlichkeit der Monarchie und der aristokratischen Regierung konnte schon manches verrathen. Leonard Bourdon hatte fast einigen Anstand, Armonville selbst benahm sich nicht ganz ohne Würde. Die Konventsmitglieder, welche auf Robespierres Befehl bei der Feier der Gottheit gegenwärtig waren, trugen ein hellblaues Kleid mit der dreifarbigen Schärpe. Ihre Säbel, Hüte, Bänder, Federbüsche, das angenommene Ansehen in ihrem Einhergehen, diese Mischung von wilder Priester- und Patrizierwürde, das Geschrei eines verwunderten Volkes, dem man durch ein Dekret seinen Gott zurückgibt: alles dies muß man gesehen, gehört haben, um es glauben, um es begreifen zu können, daß alles dies sehr schön gewesen sey. Jeder Abgeordnete hatte einen Blumenstrauß in der Hand. Robespierre allein trug ein dunkelblaues Kleid. Er hatte einen Strauß an der Brust, und einen ungeheuren Strauß in der Hand. Es war ihm zu schwer, seinen finstern Zügen den Schein eines Lächelns zu geben, das vielleicht niemals seine Lippen umschwebt hat; aber ich erinnere mich, daß er stolz seinen weißen Kopf empor hielt, und daß sein gewöhnlich trübes Auge einige Zärtlichkeit und Enthusiasmus ausdrückte.“

68) Der Krieg im Osten, ein auf philosophische Geschichts-Auffassung gegründetes unpartheiisches Urtheil. Von D. A. Benda. Im August 1829.

Der Verstand hat seine Schwärmerei, wie das Gemüth. Daher steht unsern überschwenglichen Dichtern auch eine Gattung von überschwenglichen Denkern gegenüber, von Leuten, die indischen Fakirs gleich, unverrückt auf einen Punkt sehn und nichts anders um sich sehn. Eine in Deutschland nur zu gewöhnliche Erscheinung ist der geistige Hochmuth, durch absolutes Wissen alles langsamen Lernens und Erfahrens überhoben zu seyn. Mit Recht hat schon Schelling, die Hegelschen Uebertreibungen bekämpfend, jenes absolute Wissen für schlechthin unmöglich, also auch, wo es ernstlich behauptet wird, für eine Verrücktheit erklärt. Aber jener Hochmuth ist so bequem, die innre, an Seligkeit grenzende Befriedigung, die er gewährt, so wohlfeil, daß man sich ihm nur zu gern hingibt und die Einrede der Vernunft wenig dagegen ausrichtet. Unser Verfasser sagt Seite 673: „Daß mein Geist sowohl Haupt-Fakta der Geschichte kennt, wie von derem innersten Wesen, und eben so vom innersten Wesen des Geistes überhaupt weiß — und zwar bei Vernachläßigung formeller Kenntnisse, zu deren Erwerbung keine Zeit blieb, weil geschäftvolle bürgerliche Thätigkeit, selbst der Erforschung des Wesentlichen äußerst wenige Muße gestattete — also, daß mein Geist, obwohl in formellen Kenntnissen sehr zurück, doch innerstes Wesen der Menschheit zu deutlichster Anschauung in sich erhoben, dieses ist für mich gültig in dieser Schrift unverkennbar bewiesen. Zugleich sind darin die Ursachen entwickelt, wodurch mein Geist zum Wissen Seines Selbst empor gehoben wird, so wie die Ursachen, wodurch jene troz Erziehung (?), Unterricht und scheinbar ununterbrochener Beschäftigung mit Wissenschaften, im Wesentlichen des Geistes Unwissende bleiben.“

In diesem naiven Geständniß, die Geschichte beurtheilen zu wollen, ohne sie studirt zu haben, liegt schon so viel Selbstkritik, daß ich über den Beruf des Verfassers zum Historiker nichts weiter hinzuzufügen brauche.

Wie der Titel des Werks verkündet, beschäftigt es sich zunächst mit dem russisch-türkischen Kriege, der durch den Frieden von Adrianopel beendigt wurde. Der Verfasser beurtheilt diesen Krieg aber nur aus einem einzigen Gesichtspunkt, aus dem der Gerechtigkeit, und er nennt ihn ungerecht, „weil der an sich löbliche Zweck, eine Barbarei auszurotten, nicht durch eine andre Barbarei, d. h. durch Gewalt erreicht werden könne.“ Aus diesem Grunde nimmt er aufs entschiedendste die Parthei der Türken. Man kann ihm entgegnen, daß noch nie eine Barbarei ausgerottet worden ist, als wieder durch eine andre, d. h. durch Gewalt, und daß die Völkerkrankheiten stets homöopathisch, nie allopathisch geheilt worden sind. Selbst das Christenthum, selbst die Reformation derselben, selbst die Freiheit und Aufklärung sind durch eine Gewalt eingeführt worden, die mit der Gewalt, Barbarei gegen Barbarei,

kämpfte. Es würde schlimm mit der Weltgeschichte stehn, wenn man alle ihre Erscheinungen auf der Goldwage der absoluten Gerechtigkeit wägen wollte. Absolut sind sie gar nichts, ihre ganze Bedeutung ist eine relative, proportionale. In der Geschichte machen die Umstände alles, und der wäre nicht klug, der die römische Tugend z. B., welche gerade bei diesem Volk, gerade zu dieser Zeit, gerade unter diesen Umständen Tugend war, verdammen wollte, weil es keine absolute Tugend war. Ganz die nämliche Sache nimmt unter verschiednen Umständen einen andern Werth und Charakter an. Daher muß der Historiker vor allen Dingen die Geschichte in ihrem ganzen weiten Umfange und möglichst im Detail kennen zu lernen suchen. Dann erst wird er ein Urtheil fällen können, und es wird ein billiges seyn. Ich verkenne nicht den Adel der Gesinnung, der in den Klagen des Verfassers über die so vielfach, so allgemein verlezte Gerechtigkeit liegt, allein wer in das Treiben der Menschen nicht mit einer gewissen Resignation blicken kann, der muß das Buch der Weltgeschichte zuschlagen.

Immer sein Ideal absoluter Gerechtigkeit verfolgend, kommt der Verfasser auf Robespierre, und zwar ganz ungezwungen, weil Robespierre in der That den unmöglichen Absolutismus der Gerechtigkeit möglich machen wollte. Nur vergißt der Verfasser, daß hier wieder nur Barbarei das Mittel seyn sollte, die Barbarei auszurotten, denn welch schlimmere Barbarei ist je im Namen der Sittlichkeit geübt worden, als die Robespierres. Der Verfasser vertieft sich so sehr in die Bewunderung jenes Schrecklichsten der Schrecklichen, in dem er übrigens nur seine Ideen und deren Konsequenz, nicht seine Handlungen sieht, daß er ihn zum größten Namen der Weltgeschichte macht. Er sagt von ihm Seite 504: „Ewig nachhallen in Geschichte werden lezte Worte herlichen Robespierres: „Räuber triumphiren, Republik ist verloren!“ Ja! sie war für Frankreich verloren, mit deinem Tode, du edler Märtyrer der Freiheit, aber nicht für Menschheit; was du erstrebt, und was du gewirkt, heilige Früchte davon werden Nachlebende genießen bis zum lezten Tag! — Verzeihe hingeschieden erhabener Geist, daß ich in dieser Schrift noch (S. 163) dich gelästert, dich Epaminondas und Lafayette unterordnend; durch nochmalige, schärfere Erforschung deines Lebens, ist dieser Irtum völlig gehoben: du stehest unter Staatsmännern genau so einzig, wie Spinoza unter Philosophen!! — Evidente Beweisführung dieser, hier nur hingeworfenen Behauptung, erforderte nichts geringeres als verwandten Geist Plutarchs, zusamt reich zugemessenem Lebensalter, weil vieljährige Studien kaum zureichten, zahllose Aktenstücke, welche unmittel- und mittelbar auf dieses Mannes Leben Bezug, so zu ordnen, wie zu würdiger Geschichtsdarstellung nötig. Da Geschichte bis diesen Tag keinen würdigeren Gegenstand nachweist, so wird er zweifelsfrei seinen Plutarch einst finden.“

Diese kleinen Proben werden hinreichen, dem Publikum zu beweisen, daß Gedanken und Sprache in diesem Buche gleich originell sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mythologie.

Alkuna. Nordische und nord-slavische Mythologien. Von Dr. G. Th. Legis. Mit 18 Kupfern, einer kosmologischen Karte und Stammtafel. Leipzig, Hartmann, 1831.

Ein Handbuch der nordischen Mythologie hat bisher noch gefehlt, obgleich schon viel über diesen Gegenstand geschrieben worden ist. Es kam dem Verfasser vorzüglich darauf an, eine reine Geschichte und Beschreibung der Götter und Heroen des Nordens zu geben, ohne sich dabei, wie nur zu viele seiner Vorgänger gethan, in Untersuchungen über den dunkeln asiatischen Ursprung und über die in den Symbolen der Mythe versteckte religiöse Mystik einzulassen. Es ist gewiß, daß diese Untersuchung äußerst schwierig ist und noch zu keinem völlig genügenden Resultate geführt hat. So wichtig sie nun für den philosophischen Historiker ist und bleibt, so gehört sie doch nicht in eine Mythengeschichte und Götterbeschreibung, so wenig wie die Naturphilosophie in die Naturgeschichte, und der Verfasser hat wohl gethan, die Leser nicht mit Problemen und vagen Hypothesen zu behelligen. Für das größere Publikum hat offenbar das alte Heidenthum nur ein poetisches Interesse, weil es die Grundlage vieler älterer und auch neuerer Gedichte bildet; also durfte Herr Legis sich auch nur auf die äußre, plastische und poetische Seite der Mythologie beschränken, und von den sittlich-religiösen Grundbegriffen, so wie von der Kosmogonie des Nordens nur das Allgemeinste und Einfachste mittheilen. Uebrigens sollte es uns leid thun, wenn dieses löbliche und nützliche Werk unsre jungen Dichter zu Nachahmungen der altnordischen Poesie verleitete, indem sie ihnen dieselben erleichtert. Herr Legis wünscht es, wir verwünschen es. Man gebe uns alle die schönen Sagen und Romanzen des Nordlands, die noch nicht herausgegeben, noch nicht übersezt sind, aber man überschwemme uns bei leibe nicht mit modernen Nachäffungen jener alten Poesie, die nie etwas andres seyn können, als Affektation.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 16. — 11. Februar 1831.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

69) Die französische Revolution, oder Geschichte alles dessen, was sich von 1789 bis zum Jahr 1815 in Frankreich zugetragen hat. Alles getreu und wahrhaft erzählt, und als Lesebuch für den deutschen Bürger und Landmann bearbeitet von Ernst Freiherr von Odeleben. Leipzig, Brockhaus, 1830.

„Es traf sich einmal, daß ich in einem Dorfe einige Wochen verweilen mußte. Des Abends kamen nun die Bauern hier in der Schenke zusammen, der Herr Schulmeister las die Zeitungen vor, und da ward, wie ein altes Wort es ausdrückt, gekannegießert ꝛc. Sprach Knoch, der Schmidt: Ja, was nicht alles die Franzosen getrieben haben. Frenzel, der Schenkwirth, und Paul, der Müller, meinten, daß es doch eine sonderbare Geschichte sey mit der französischen Revolution ꝛc. Kurz zu sagen, wie ich es hier unter den ehrlichen Landleuten fand, so ist es überall gewesen, ist zum Theil noch; daher nahm ich mir vor, wenigstens eine wahrhaft treue Geschichte für Euch, Ihr deutschen Männer, zu schreiben. Was ich nun jene Abende hindurch auf dem Dorf mitgetheilt hatte, war meinen Zuhörern willkommen. Ausführlicher gebe ich es Euch — hoffentlich für Kind und Kindeskinder zum Lesen.“ So sagt der Verfasser in der Vorrede.

Wir verkennen seine gute Absicht nicht, allein wir fürchten, er wird nicht zum Zwecke kommen. Was wird nicht alles für den lieben Bauernstand geschrieben, was doch kein Bauer liest? Es ist das allgemeine, das unabwendbare Schicksal aller der gutgemeinten Schriften, worin es heißt: „Komm her, du liebes dummes Gesindel, komm her, du alter deutscher Michel, ehrlicher Schafskopf, setze dich her, ich will dir Weisheit einlöffeln,“ es ist das Schicksal aller solcher Schriften, daß wohl die sogenannten Volksfreunde davon Notiz nehmen, aber nicht das Volk selbst. Nie verbreiten sich solche Schriften in den ländlichen Hütten, sie bleiben in den Pallästen oder in den gelehrten Stuben, und man spricht höchstens von der Wirkung, die sie machen könnten, aber niemals von der Wirkung, die sie wirklich machen. Sie machen dem Verfasser vielleicht Freunde von oben, wenn er in loyalem Interesse schrieb, aber niemals Freunde beim Volk, dem er gänzlich unbekannt bleibt. Sie bedeuten noch viel weniger, als die Gastmähler, die man sich in großen Städten zum Besten der Armen gibt, denn von diesen fällt für die Armen wenigstens etwas ab, von den Büchern aber gar nichts.

Und gesezt, es wäre möglich, dem Volk ein Interesse für solche Schriften einzuflößen, sie unter dem Volk zu verbreiten, was würde die Folge seyn? Ich fürchte, das Volk würde an dem darin herrschenden Tone keinen Geschmack finden. Im Ernst, sind denn die Bauern noch so, wie sie Becker vor funfzig Jahren im Noth- und Hülfsbüchlein geschildert hat? Nein, sie waren sogar niemals so. Die Redensarten aristokratischer Sentimentalität und Herablassung und der Ton studirter Naivetät hat sie immer mißtrauisch gefunden, wenn er je zu ihnen gelangte. In neuern Zeiten ist überdies durch die militärische Schule, die fast jeder junge Bauer durchmachen muß, viele Aufklärung auf dem Lande verbreitet worden, und in jeder Dorfschenke werden die Zeitungen gelesen. Der Verfasser gesteht dies selbst; wenn er nun aber annimmt, daß die Bauern bereits mit dem modernen Zeitungsstyl vertraut sind, warum begeht er den Widerspruch, ihnen die Geschichte in einem ganz andern Style vorzutragen, in jenem Style des Herrn von Mildheim, der sich gnädig zur Einfalt und zu den kindischen Begriffen des deutschen Michel herabläßt? Dieser Ton ist einer Idylle vollkommen angemessen, aber in die Wirklichkeit paßt er nicht, hat er nie gepaßt. Rede zum Bauer ernst und männlich, und er wird dich bald begreifen und dir glauben. Rede zu ihm affektirt und kindisch, und er wird glauben, du wollest ihn nur betrügen, auch wenn du es noch so gut mit ihm im Sinn hast.

Beurtheilen wir das vorliegende Werk, unbekümmert um den Erfolg, nur nach seiner Absicht, so müssen wir dieser Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wenn der Verfasser vorzüglich stark die Gräuel der Anarchie, und dagegen die schreckliche Nothwendigkeit, so wie die wohlthätigen Folgen der Revolution vielleicht zu wenig hervorhebt, so dürfen wir nicht vergessen, daß er sich Leser denkt, welche zu wenig Philosophie besitzen, um nicht das Gute einer Revolution als Entschuldigungsmittel des Schlechten in derselben zu gebrauchen. Allein wenn der Verfasser wirklich von Bauern gelesen zu werden und auf dieselben Eindruck zu machen hoffte, so hätte er vor allen Dingen nicht den enormen Fehler begehn dürfen, die Angelegenheiten des Landvolks vor, während und nach der Revolution so äußerst flüchtig zu behandeln. In diesen Punkten mußte der Verfasser die größte Sympathie beim deutschen Landmann voraussetzen, und darum hätte er ganz vorzüglich dem berühmten 4. August seine Aufmerksamkeit schenken sollen. Darüber geht er ganz oberflächlich hinweg. Er sagt nur: „Indeß hatte eine Sitzung der Nationalversammlung in der Nacht vom 3ten zum 4ten Aug. 1789 die Gestalt Frankreichs im Wesentlichen geändert, denn es wurden vermöge Beschlusses derselben mit allgemeiner Einstimmung aufgehoben: alle Vorrechte des Adels in Rücksicht der Besteurung, alle Lehenrechte, alle Frohndienste, persönliche Dienstbarkeiten, Zehnten, Jagd- und Fischgerechtigkeiten, alle Vorrechte der Provinzen und der Geistlichkeit. — Die Nationalversammlung, sagt ein Augen- und Ohrenzeuge in jener Nacht, glich einem betrunkenen Haufen, und die Klugheit und Mäßigung, mit welcher man alle Zeit wichtige Veränderungen vornehmen muß, wurde ganz aus dem Auge gesezt. — Daß durch diesen Beschluß sehr viele gewonnen, aber auch viele verloren, sieht jeder, nur ein wenig verständige Mensch ein; aber waren dann nicht auch wohlerworbene, durch Gut und Blut erkaufte Rechte dabei? und diese ohne alle Entschädigung wegzugeben, das war jenen Herren nicht erlaubt, deren größere Anzahl nichts verlor, und mir vorkömmt, wie von dem Herrn Krispinus erzählt wird, welcher den reichen Lederhändlern das Leder stahl, um den Armen Schuhe davon zu machen. — Ich würde Euch, meine Leser, nun in einen Irrgarten, statt in einen Kunstgarten einführen, wenn ich alle die Reden und Verhandlungen der Reichsversammlung wollte auf- und herzählen; das thue ich aber nicht, denn auch hier sah man, wie die Schwächen der Menschen oder ihre Leidenschaften wirkten."

Das ist alles. Mehr kann, mehr will der Herr Baron nicht sagen. Aber hier gerade kam es darauf an, seine Leser, die er sich doch immer als Bauern dachte, aufs genaueste über Recht und Unrecht aufzuklären und ins einzelnste Detail sich einzulassen. Er mochte nun als Aristokrat den 4. August verfluchen, oder als Demokrat ihn segnen, oder als Historiker ihn ganz unbefangen beurtheilen, immer mußte er, wenn er zu Bauern sprach, mehr davon sagen.

70) Histoire des sectes religieuses depuis commencement du dernier siècle jusqu' à l'époque actuelle par M. Grégoire, ancien evèque de Blois. Nouv. edit. Paris 1830. VI Vol.

Dies Buch machte bei seinem ersten Erscheinen weniger Aufsehn als jezt bei der zweiten Ausgabe, die in eine Zeit fällt, wo alles religiöse Formenwesen mehr erkannt und durchschaut ist. An der Ordnung wurde nichts geändert. Eigentlich herrscht gar keine darin, sondern es ist nur ein Kapitel an das andere gereiht.

Der erste Band enthält blos die Zeit der französischen Revolution und der religiösen Sekten, die da zum Vorschein kamen, mit ihrem Kultus und ihren Festen. Es sind mit einem Wort die Saturnalien des Deismus. Das große Bundesfest am 14. Julius 1790 auf dem Marsfeld hatte allerdings etwas Imposantes, denn die Revolution hatte damals noch ihre ganze Jungfräulichkeit. Sie verlor sie aber, als Voltaire's Asche mit lächerlicher Ostentation ins Pantheon übergesezt wurde. Hebert's und

Chaumette's Faktion bezweckte mit ihren Kultus- und Vernunftfesten die Vergötterung des Atheismus. So gieng man in Furcht und Niedrigkeit immer weiter, als Robespierre durch die Konvention beschließen ließ: es gäbe ein höchstes Wesen. Hierauf kam die Theophilantropie Larévellières und hernach des Decadi Francais von Neufchateaus.

Die schrecklichste Scene jener Zeit war die Abdankung des constitutionellen Bischofs von Paris, worin Grégoire sehr würdig auftrat. Hier erhebt sich sein Buch zur Höhe historischer Memoiren und wir wollen daher dem Verfasser einen Augenblick zuhören. Diese Abdankung hatte am 17. Brümair des 2ten Jahres (am 7. Nov. 1793) statt. Tags vorher waren Anacharsis Cloots und Pereira Abends um 11 Uhr zu Gobel, damaligem konstitutionellen Bischof von Paris, gekommen, der schon zu Bett lag. Sie fordern ihn auf, sich gleich in die Sitzung der Konvention zu verfügen, um da seine Irrthümer abzuschwören. Hierauf antwortete er: Ich kenne keine Irrthümer in meiner Religion, ich habe also auch keine abzuschwören. — Hier ist nicht der Ort über Ihre Grundsätze zu streiten, Sie müssen dem Willen des Volks nachgeben, da es verlangt, Sie sollen Ihre Stelle niederlegen, die ihm nicht mehr behagt. — Wenn das des Volks Wille ist, so braucht es mich nur abzusetzen, da es mich ernannt hat. Indessen will ich vorher meinen bischöflichen Rath hören. Dieser wurde am folgenden Morgen gehalten. Von siebzehn Geistlichen sprachen vierzehn für die Abdankung. So verfügte man sich denn nach dem Hotel de Ville und Chaumette hält einen Vortrag über die Nothwendigkeit der Abdankung. Gobel verliert den Muth und die Fassung, eine Bande Lumpen fassen und schleppen ihn vor die Konvention. Hier sagt er mit zitternder Stimme: Ich lege mein Amt nieder, weil es das Volk will. Da er aber kein Wort gegen das katholische Dogma oder die Moral äußerte, so wurden seine einfachen Worte sogleich von dem Redner verdreht und verschwärzt. Hierauf stürzen eine Menge katholischer und protestantischer Geistliche auf die Rednerbühne, um da zu erklären, daß sie es für ein Glück halten, den Tag zu sehen, wo endlich die Vernunft leuchtet, und daß sie künftig keinen andern Kultus, als den der Freiheit wollen. Ich war schmerzlich von all diesen Vorgängen ergriffen, und als ich in einem Nebenzimmer, wo ich mit der Abfassung des Berichts über den öffentlichen Unterricht beschäftigt war, wo man laut und wie besessen lachte und mit Händen und Füßen den Apostaten Beifall ausdrückte, die sich von der Rednerbühne wegdrängten, um nur recht schnell ihre Erklärung zu machen. So wie ich in den Saal trat, drängten sich die Deputirten der cime de la Montagne um mich, denn ihnen lag besonders viel an meiner Abdankung, die für sie ein großer Triumph gewesen wäre. Mit wüthender Stimme und schäumend vor Erbitterung befahlen sie mir auf das Spielzeug des Aberglaubens und die Taschenspielerei des Priesterthums zu verzichten. Andere Deputirten wandten sich an den Präsidenten, um für mich ums Wort zu bitten, wiewohl ich gar nicht sprechen wollte. Der Präsident gab mir dasselbe. Hätte ich nun geschwiegen, so wäre mir dies wenn nicht wie stillschweigende Zustimmung, doch wie Muthlosigkeit und Feigheit ausgelegt worden. So eilte ich denn nach der Rednerbühne. Auf den fürchterlichsten Lärm folgt auf einmal Todtenstille in dem weiten Saal. Aber schon nach den ersten frei gesprochenen Worten unterbrach man mich mit neuer Wuth, denn die Rasenden konnten daraus wohl abnehmen, daß ich nicht ihrer Meinung war. „Ich trete in den Saal — sagte ich — und habe nur sehr unbestimmte Kenntniß von dem was früher da vorgegangen. Man spricht mir von Opfern. Ich bin gewohnt sie zu bringen. Soll ein Beweis der Anhänglichkeit an die Sache der Freiheit geliefert werden, so glaube ich, daß ich ihn schon lange gegeben habe. Ist aber von Religion die Rede, so muß ich bemerken, daß sie außer ihrem Wirkungskreis liegt, und daß Sie kein Recht haben, dieselbe anzugreifen. Ist aber davon die Rede, die bischöflichen Einkünfte einzuziehen, so erkläre ich, daß ich sie ohne Bedauern fahren lasse. Ich höre, man spricht von Fanatismus, von Aberglauben .... ich habe sie immer bekämpft, beide sind aber der Religion gerade entgegengesetzt. Ich bin Katholik aus Ueberzeugung und Gefühl, ich bin Priester aus Wahl, und das Volk hat mich zum Bischof ernannt. Meine Sendung aber kömmt von oben, nicht von Ihnen und nicht vom Volk. Ich habe das bischöfliche Amt in einer Zeit übernommen, wo es voll Dornen war, man hat mir keine Ruhe gelassen, bis ich es annahm. Jezt plagt man mich, ich solle es wieder niederlegen. Dies wird aber nicht geschehen. Ich handle nach den Grundsätzen, die mir über alles theuer sind, und die Sie mir nicht entreißen können. Ich habe mich bemüht, in meinen Sprengel so viel Gutes zu thun, als möglich. Ich bleibe Bischof, um damit fortzufahren. Ich stütze mich auf die Freiheit des Kultus." Bis zum Ende dieser Worte waren die drohenden Unterbrechungen immer ärger und heftiger geworden. Man schäumte vor Wuth, und ich halte es für unmöglich, daß Milton, der doch Höllen- und Teufelsscenen so trefflich malte, hier ausreichen würde. Als ich die Tribüne verließ, um mich an meinen Platz zu setzen, rückte man von mir weg, wie von einem Pestkranken. Um mich herum sah ich nur grinzende, zähnfletschende Gesichter, die drohende Blicke auf mich schossen. Ich glaubte mein Todesurtheil werde nun gleich gesprochen werden. Achtzehn Monate lang glaubte ich es. Es wurde

aber nicht gesprochen. — Komischer Natur ist, was der Verfasser über die Einführung des republikanischen Kalenders und die Ausmerzung der alten Namen sagt, die 1793 geschah. Man sollte glauben, Walter Scott erzähle von den Puritanern der englischen Revolution.

Mr.

71) Denkwürdigkeiten des Scharfrichters unter der Schreckensherrschaft. Ein Beitrag zur Geschichte der französischen Revolution von Gregoire. Leipzig, Hartmann, 1830.

Der Verfasser entschuldigt die Dreistigkeit eines Scharfrichters, sich unter die noble Welt der Memoirenschreiber zu drängen, mit dem Geschmack der Pariser. „Wie abscheulich, wie zurückstoßend ein Gemälde auch seyn mag, die jetzige Generation schlägt bei keinem die Augen nieder. Die Männer sind ganz Nerve, die Frauen haben keine Vapeurs mehr." In der That, auch unser deutsches Publikum hat sich schon an die Galeerensklaven, an die dreißig Jahre eines Spielers 2c. gewöhnt, und man würde dem „Henker" bei uns so viel Beifall schenken als in den Boulevards in Paris, wenn der große Theodor Hell uns auch dies Stück übersetzt hätte. Wir haben also so wenig ein Recht, als die Pariser, uns über den schriftstellenden Dichter zu beklagen. Seine Memoiren sind nicht ohne Schneide, satyrische Schneide versteht sich, und besonders reich an Anekdoten aus der Schreckenszeit, die Napoleons Satz beweisen, daß vom Schrecklichen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist. Der Scharfrichter ist Royalist und Klassiker, der diese Memoiren einzig zu dem Zweck geschrieben hat, um zu beweisen, daß Liberalismus und Romantik aus der Schreckenszeit stammen und wieder dahin führen. Vom Gräßlichen seiner wahrhaftig henkermäßigen Gemälde wollen wir nicht reden. Wir geben nur einige Anekdoten: „Wie nennst du dich, Bürger? frug der Präsident des Revolutionsgerichts. — Ich heiße de Saint Sauveur. — Weißt du, daß diese Antwort verteufelt nach dem Scheiterhaufen riecht? — Warum das? — Weil es keine de (von) mehr gibt. — Nun dann, Saint Sauveur. — Es gibt auch keinen Saint (Heiligen) mehr. — Also Sauveur kurz weg. — Reiner Aberglauben. Führt mir den Mann ins Gefängniß. Es gibt keinen Sauveur (Heiland) mehr." — — „An die Stelle des gregorianischen Kalenders trat der republikanische. Die Tage und Monate erhielten neue Namen. Anstatt der Heiligennamen setzte man die Benennungen von Ackerwerkzeugen und Gemüsen, wie Lauch, Zwiebeln und Möhren, so daß die Marktweiber ausriefen: Heute ist heilige Cichorie, Jungfrau und Märtyrerin, wer will welche kaufen? — Der Name König war verboten. Man sagte auch im Schachspiel nicht mehr Schach dem König, sondern Schach dem Tyrannen. — Chaumette gab folgendes Gesetz gegen die Verdächtigen: „Ohne Zweifel ist ein jeder zu verhaften, der keine Atteste seines Republikanismus mit sich führt, aber nicht so wohl die, welche gar keine haben, als diejenigen, welche deren zu viele haben, sind fest zu halten. Jeder, der einen Paß, eine Sicherheitskarte, eine Bürgerthumsbescheinigung, ein Diplom einer populären Gesellschaft und die Quittung über seine Abgaben dreist vorzeigt, ist zu sehr in der Ordnung, es ist ein verkappter Aristokrat, den man nicht entkommen lassen darf. — Mehrere Klosterjungfrauen glaubten sich nicht verpflichtet, ihr Gelübde an Gott zu brechen, weil die Menschen es so verlangten, und lebten deshalb zurückgezogen in einer Provinz von der Arbeit ihrer Hände; weil sie nicht an einer Prozession der Göttin Vernunft Theil nehmen wollten, beschuldigte sie der Klubb ihrer kleinen Stadt des Aberglaubens, und bald darauf schickte man sie in Paris zum Schaffot. An dem Tage war Jacot, ein Henkersknecht, der durch seine Sprünge und Grimassen den Pöbel zu belustigen wußte, wahrscheinlich besonders komisch: denn die jüngste Nonne, an der Seite der Domina, stieß diese an und sagte: „O, wie ist er lächerlich! Seht doch den Narren!" — „Auf dem Schaffotte drehte sich ein Verurtheilter um, als man ihn eben an das Bret binden wollte, und sprach: „Ich Einfältiger habe etwas vergessen." — „Was?" frägt ein Henkersknecht. — „Meinen Paß, Freund, kann ich ohne ihn fort?" — Die Geistlichen im Allier-Departement, 80 an der Zahl, begaben sich zu ihrem Einschiffungsorte, den apostolischen Vicar des Sprengels von Moulins an der Spitze. An dem Thore von Limoges fanden sie eine ungeheure Volksmenge einer ganz neuen Prozession zuschauen. Eine große Anzahl Esel und Böcke zogen in Priesterkleidung einher, und zuletzt gieng ein Mastschwein im Meßgewande. Es trug auf dem Kopfe einen Bischofshut mit der Inschrift: der Papst. Die Geistlichen mußten aus den Wägen steigen und paarweise mit den Thieren einherziehen. So gieng es in die Stadt auf den Markt, wo man sich um das Schaffott in einen Kreis stellte, und einen eidesweigernden Priester hinrichtete. Hierauf zeigte der Henker dem Volke den Kopf und sagte: „Die Elenden, die ihr seht, verdienen ein gleiches Loos; mit wem soll ich anfangen?" — „Mit wem du willst," riefen mehrere Stimmen. Doch nachdem sich das Volk an ihrer Todesangst geweidet hatte, führte man sie ins Gefängniß, wo sie die Nacht über blieben, dann aber weiter geschafft wurden."

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 17. — 14. Februar 1831.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

72) Archiv für Geschichte und Literatur, herausgegeben von F. Ch. Schlosser und G. A. Brecht. Erster Band. Frankfurt a. M., Brönner, 1830.

Eine Sammlung trefflicher Abhandlungen. Die erste enthält eine Vergleichung der Madame de Staël und Madame Roland, der ausgezeichnetsten Frauen in der französischen Revolution, von Schlosser. Wenn wir bei weitem nicht alles, was Schlosser in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts über die französische Revolution gesagt hat, billigen können, am wenigsten aber den Ton des Eckels und der Verachtung, der überall darin vorherrscht, so erwarten wir doch von der neuen Auflage jenes Werks, die Schlosser ankündigt, und deren Vorläufer die vorliegende Abhandlung ist, ungleich mehr, da sich die Quellen und Hülfsmittel für die Geschichte der Revolution unterdeß vermehrt und die allzu hypochondrischen Ansichten des Verfassers hoffentlich geändert haben. Seine Vergleichung der Damen Staël und Roland ist meisterhaft. Wir heben nur einige Züge heraus: „Beide treten aus dem Kreise heraus, den der Deutsche ungern von Weibern überschritten sieht, und dennoch können beide, wenn gleich auf verschiedene Weise, die Weiblichkeit nicht verläugnen, während sie die geistvollsten Männer, nicht etwa durch Gefühle oder durch Schönheit, sondern durch ihren Verstand beherrschen, ihnen die Feder führen, oder Reden ausarbeiten helfen, die hernach ganz Frankreich bewundert. An der Art des Einflusses der beiden Damen, an dem poetischen Schwung der Einen, dem Heroismus der Andern, zeigt sich übrigens, daß in dem Augenblicke, wo die politischen Veränderungen erfolgten, auch die Art des weiblichen Einflusses, den man durch die ganze französische Geschichte verfolgen kann, sich veränderte und dem Ernst der Zeiten einigermaßen angepaßt ward. — Die Wirkung dieses Einflusses des weiblichen Geschlechts auf den Charakter der Nation, auf Staat und Literatur anzugeben, ist, je nachdem man die Sache nimmt, sehr leicht und wieder sehr schwierig, weil deutsche Gelehrte den Charakter französischer Frauen selten richtig aufzufassen vermögen und deshalb leicht einseitig urtheilen. Im Allgemeinen möchte sich wohl alles Gute und alles Böse davon sagen lassen, was sich vom weiblichen Geschlecht überhaupt sagen läßt. Ausgemacht ist, daß der Ernst des Lebens dabei litt, daß eine leichte Manier, die Dinge zu behandeln, die nicht überall paßt, allgemein eingeführt ward, daß Dinge im geselligen Gespräch abgethan und entschieden, Meinungen verbreitet wurden, die

nach einer reifen Ueberlegung und mit einer behutsamen Annahme weniger nachtheilig gewirkt hätten, als dadurch geschah, daß man die Entscheidungen der Sallons als Orakel betrachtete. Dieses hörte nicht unmittelbar nach dem Anfange der Revolution auf, wie man vielleicht glauben könnte, so ernst auch damals die Stimmung und die allgemeine Richtung der Zeit wurde. Die Frau von Staël und die Frau von Genlis rühmen jede in ihrer Sphäre die Pariser Gesellschaft der ersten Revolutionsjahre. Die Erstere sagt in ihren Betrachtungen: „Man kann mit Wahrheit sagen, daß diese Gesellschaft nie glänzender und ernsthafter zu gleicher Zeit gewesen sey, als während der drei oder vier ersten Jahre der Revolution, nämlich vom Jahre 1788 bis 1791.“ Dies heißt freilich mit andern Worten nichts anders, als damals hätten die Frau von Staël und ihre Freunde und Freundinnen die Berathschlagung über Staat und Staatsangelegenheiten in ihre Kreise gezogen gehabt. Seit dieser Zeit bis zum Juni 1793 hatten die Frau Roland und ihre Freunde Einfluß; dieser war aber ein männlicher und ward auf eine männliche, selbst zuweilen etwas barbarische Weise ausgeübt. Doch hatte die Frau Roland an den gewaltsamen Unternehmungen eines Barbaroux und anderer ihrer Freunde keinen Antheil. In der eigentlichen Schreckenszeit hörte der Einfluß der Weiber eine Zeitlang auf, wenn man nicht die Weiber der jakobinischen Brüderschaft, die Strickerinnen ihrer Versammlungen, die, welche den Unglückskarren begleiteten und die Guillotine schreiend umgaben, Weiber nennen will. Schon vor Robespierres Sturz hatte die Frau von Fontenai, geborne Cabarrus, die nachherige Gemahlin Talliens einen sehr bedeutenden Einfluß gewannen und beschleunigte den Sturz der Parthei Robespierres oder die Revolution vom 9ten Thermidor; auch nachher erhielt sie eine Bedeutung, die sie mit andern Damen theilte. Schon unter dem Direktorium hatte die Frau von Staël ihren Einfluß wieder erhalten, und sie hat es Bonaparte nie verzeihen können, daß er von ihr und ihres gleichen nie etwas wissen wollte, und einen eben so tödlichen Haß gegen die Sallons politisirender Damen, als gegen das, was er Ideologie nannte, hegte und aussprach.“

Sodann kontrastirt der Verfasser die beiden Damen auf eine höchst treffende Weise. „Die eine steht immer auf der Bühne, worauf sie geglänzt und sich die Urtheile aller derer angeeignet hat, mit denen sie in Berührung gekommen ist, wir befinden uns in ihrem Salon und hören mit Entzücken die Frau vom Hause das Wort führen, aber es bleibt nur ein schwacher Eindruck dieser obenhin gleitenden Rede zurück, gelernt haben wir wenig, weil alles so unbestimmt, so rednerisch gestaltet ist. Die Roland bleibt wenigstens immer hinter der Bühne, wenn ihr Wink, ihr Geist, ihre Feder sogar die erscheinenden Gestalten leiten und lenken sollen, wenns Noth ist. Sie will stets nur einen Gedanken, der ihre ganze Seele erfüllt, ausdrücken, nur den Gedanken, wie sie Rousseaus Träume in Wirklichkeit gesezt, für eine Idee gelebt habe, und für eine Idee zu sterben bereit sey; wie sie in der That auch ein Opfer ihrer Schwärmerei geworden ist. Gehen wir etwas näher ein, so wird sich unten ergeben, daß die Bildung der Roland ihr selbst, nicht ihren Eltern oder deren Kreise gehörte. Eignes Bedürfniß, eigner Trieb, nicht Eitelkeit und Sucht zu glänzen, oder mit ihrem Geiste Eroberungen zu machen, trieb sie an, Kenntnisse, die man sonst Weibern nicht mitzutheilen pflegt, aufzusuchen. Die Eine suchte und liebte das stille häusliche Leben und war nur froh im Anblick der schönen Natur; für die Andre hatten Talent, Wissenschaft, das Leben selbst keinen Werth, wenn sie nicht in Paris Gesellschaften aus der großen Welt um sich sammeln und ihren Geist in glänzender Rede zeigen konnte. Die Roland war noch im acht und dreißigsten Jahre, als sie in Paris eine Stelle erhielt, wenn nicht reizend, doch schön und einnehmend, ihre Manieren hatten die Annehmlichkeit einer gebildeten Frau, ohne Frechheit der Genialität; sie kannte eben so wenig die Leichtfertigkeit vornehmer Sitten, als die stolze Herablassung oder die wegwerfende Manier der Damen, die das Amt der Beschützerinnen in Paris übernommen hatten. Der Staël fehlte aller weibliche Reiz gänzlich, das ist ganz gewiß, wenn wir sie gleich erst im späteren Alter zu sehen Gelegenheit hatten.“

Diese wenigen Andeutungen mögen hinreichen, auf die äußerst interessante historische Parallele aufmerksam zu machen.

Eine zweite Abhandlung von Schlosser über *Dantes göttliche Comedie* verdient nicht weniger theilnehmende Leser. Bekanntlich hat Schlosser schon früher manches über Dante mitgetheilt, dessen Studium ihm eine besondre Lieblingssache ist; und wie wir überhaupt aus allen Schriften Schlossers das Resultat ziehn müssen, daß er um so gedankenreicher und zugleich schärfer und klarer wird, je mehr er ins Einzelne eines Charakters oder einer Begebenheit eingeht, (während ihm die großen Umrisse historischer Epochen, die Ueberblicke im Ganzen nicht geläufig sind), so ist auch die vorliegende Abhandlung ein con amore gearbeitetes Meisterwerk.

Auch die übrigen Abhandlungen von Schlosser über die Archive, öffentlichen Bekanntmachungen und *Zeitungen unter den römischen Kaisern*, und über die *Universitäten der Griechen* unter Julian und Theodosius, und von Brecht über *Bignons französische Geschichte* und einige andre kleine Rezensionen sind von Interesse. Näheres davon zu berichten, würde uns zu weit führen. Es sey genug, diese schätzenswerthe Sammlung geistvoller Abhandlungen, der wir eine baldige Fort-

setzung wünschen, der eignen Lektüre unsrer Leser zu empfehlen.

73) Ausgewählte Schriften der Baronin von Staël-Holstein. Erster und zweiter Theil. Zehn Jahre in der Verbannung. Uebersezt von K. L. Kannegießer. Zwickau, Schumann, 1830.

Die Dame, der das Plaudern in einem Pariser Salon Alles war, wurde von Napoleon, weil sie zu viel unbesonnen über ihn plauderte, aufs empfindlichste dadurch bestraft, daß er sie von Paris und endlich aus Frankreich überhaupt verbannte. Das ist der Gegenstand der vorliegenden Jeremiade, die, beredt und geistreich, doch zugleich alle Eitelkeit des weiblichen Herzens Preis gibt. Es ist wahr, Napoleon behandelte sie ungalant, barbarisch. Allein darf sie sich beklagen, daß er ihre weiblichen Vorrechte nicht respektirt, da sie dieselben nur mißbrauchte, um ihm mehr zu schaden, als es ein Mann vermocht hätte? Frau von Staël war eine Dame, ganz wie sie seyn muß, um Männer vergessen zu machen, daß man in ihr die Dame zu schonen hat. Die Prätension, Männer in männlichen Eigenschaften zu übertreffen, ist eine Concession, Weiber in ihren weiblichen Eigenschaften nicht mehr zu schonen. Man darf glauben, daß sie Napoleon sehr lästig fiel, sonst würde er es nicht darauf gewagt haben, ihr Geschrei gegen ihn ganz Europa erfüllen zu lassen. Von der Frau von Staël selbst aber war es sehr unkonsequent, daß sie erst immer sagte, Napoleon sey ein Tyrann, und sich nachher wieder so verwundert und überrascht stellte, da er ihr bewies, daß er es wirklich sey. Man hat nie ein Recht, sich über Maßregeln zu beklagen, die man selbst prophezeiht, selbst herbeigeführt hat.

Frau von Staël sucht vorzüglich die Meinung zu verbreiten, als ob Napoleon ihren großen politischen Einfluß gefürchtet habe, und als ob dieser Einfluß in der Reinheit ihrer Ideen von Sittlichkeit und Freiheit und in dem hinreißenden Talent bestanden habe, mit welchem sie diese Ideen in den Pariser Cirkeln geltend gemacht habe. Das aber war es wohl nicht, was Napoleon von ihr zu fürchten hatte. Wir glauben, er fürchtete nur die boshaften Bonmots, durch welche sie seine Größe täglich zu verkleinern beflissen war, weil er ihr aus natürlicher Antipathie und aus soldatischer Unhöflichkeit von Anfang an mit Geringschätzung begegnet war. Er fürchtete das beständige Geklatsch, das kleinliche Necken und Sticheln gegen seine Person, die er gerade damals um so mehr vor dem Lächerlichwerden in Acht zu nehmen hatte, als er im Begriff war, den Thron zu besteigen. Und wer weiß nicht, wie mächtig in Paris ein Witzwort ist! Was that Napoleon? Er strafte die böse Nachbarin, er jagte sie fort: „schreye jezt, so viel du willst, nun weiß man doch, daß du es nur aus Rache thust.“ Es verräth Menschenkenntniß, daß er sie entfernte, denn von einem Frauenzimmer, die sich einst in den Kopf gesezt hatte, er als der größte Mann müsse sie als die größte Frau heirathen und zur Kaiserin machen, konnte er sich jeder Art von Weiberrache versehn.

Das Buch ist reich an damals zeitgemäßen Phrasen. Sie stellt sich mit ihrer freysinnigen und sittlichen Politik in gleiche Kategorie mit den Engländern. Sie sagt: „Die Engländer sind Napoleon besonders darum ein Dorn im Auge, weil sie das Mittel gefunden haben, mit der Rechtlichkeit Glück zu machen, eine Sache, die Napoleon gern als unmöglich darstellen möchte.“ Eine ungeheure Ironie! Besser verräth sich das trutzige und verzagte Ding, wie die Bibel das menschliche Herz nennt, in folgender Stelle: „Ich ward eines Tags zum General Berthier gebeten, wo der erste Konsul sich einfinden sollte, und ich schrieb auf alle Fälle, ehe ich mich zu dem Feste begab, verschiedne stolze und beißende Antworten auf, welche ich ihm nach Maßgabe dessen, was er mir sagen würde, geben könnte. Er richtete aber an mich nur die allgemeinsten Fragen von der Welt. Ein Gleiches begegnete denen unter seinen Gegnern, denen er die Möglichkeit zutraute, ihm zu antworten.“ Welch ohnmächtige Wuth! Ist es wohl Napoleon zu verdenken, daß er sich in seiner delikaten Stellung als Staatschef nicht den Sottisen einer bis in die Fingerspitzen vor Rachbegierde bremmenden verschmähten Liebhaberin aussetzen wollte?

Daß Frau von Staël sich nie dazu hergeben wollte, auch nur eine Zeile zum Lobe des Kaisers zu schreiben, um ihn dadurch zu versöhnen, wundert uns nicht; nur daß sie sich dessen rühmt, wundert uns. Wenn Frauen hassen, hassen sie ewig, und weder Vernunftgründe noch Bestechungen vermögen etwas daran zu ändern. Das ist nicht sowohl Tugend, als Natur. Nein, so ganz war aus der kraftvollen Frau die Weiblichkeit nicht gewichen, daß sie die Erbärmlichkeit so vieler schwachen Männer ihrer Zeit getheilt hätte.

Die Reisebemerkungen der Dame über Deutschland, Polen, Rußland, Schweden und England sind flüchtig, doch zum Theil sehr interessant.

74) Denkwürdigkeiten einer Frau von Stande, über Ludwig XVIII., seinen Hof und seine Regierung. Aus dem Französischen übersezt von Karl Schall. Erster Band. Erste und zweite Abtheilung. Breslau, Max, 1829.

Für die Verfasserin dieser Denkwürdigkeiten wird die Vertraute Ludwigs XVIII., die Gräfin Octavie von Cayla ausgegeben, indeß ist es wahrscheinlicher, daß sie sie nicht selbst verfaßt, sondern daß nur ihr Namen mißbraucht wor-

den ist, das Werk glaubwürdiger zu machen. — Sie erzählt zuerst vom alten Hof unter Ludwig XVI. und äußert sich sehr freimüthig über die Mißbräuche der Hofaristokratie, dann geht sie auf die Emigration über, wo sie aufs neue Gelegenheit nimmt, den Geist jener Aristokratie nicht im besten Licht zu zeigen. Unter Bonaparte kam ihr emigrirter Vater nach Frankreich zurück und die Verfasserin ward in die große Welt eingeführt. Hat sie nun ziemlich ungünstig von den alten Hofmännern geurtheilt, so kommen die neuen Liberalen nicht viel besser weg. So nennt sie Herrn Benjamin Constant den feudalsten aller Liberalen, der lieber seine Schriften ins Feuer werfen würde, als seinen Adelsbrief als Baron von Rebecque. Wie? und B. Constant ist wirklich gestorben, weil er nicht Mitglied der Akademie wurde? Eine zwiefache Verläumdung, wenn es eine ist. Da die Verfasserin mehr darauf ausgeht, zu spotten, als zu bewundern, so ist es begreiflich, daß sie auch die alles beschönigenden Memoiren der Frau von Campan der Unwahrheit zeiht, wie dies auch schon viele Andre gethan haben. Mitten in der Glanzepoche Napoleons trat die Verfasserin mit den geheimen Anhängern der Bourbons, Royer-Collard &c. in Verbindung. Hier läßt sie besonders Herrn von Chateaubriand Gerechtigkeit widerfahren, indem sie sagt, daß er zuerst und allein im Stande gewesen sey, eine neue Zeit der Bourbons an die alte des heiligen Ludwig anzuknüpfen. Sie reiste darauf selbst in Angelegenheiten der royalistischen Comité zu Ludwig XVIII. nach England, wo sie dessen Liebe gewann. Sie drückt sich darüber artig aus. „Wir plauderten einen ganzen Tag lang in der größten Vertraulichkeit mit einander, und ich kann die Herrschaft, die ich über den Geist des Königs erhielt, von diesem Augenblick an datiren. Ich hatte das Glück ihm zu gefallen; er sagte mir es, und diese Versicherung, die gewissermaßen meine Ergebenheit belohnte, bestimmte mich, nichts für seine Sache zu vernachläßigen. Im Grunde des Herzens jeder Frau steckt einiger Royalismus.“ Charakteristisch ist, daß Ludwig XVIII. sich ein sorgfältiges Register aller Franzosen angefertigt hatte, die sich irgend durch ihre Talente seit der Revolution bemerklich gemacht hatten, und daß er dennoch später unter denselben nicht eben die glücklichste Wahl traf.

Napoleons Reich brach zusammen. Die Erzählerin berichtet ausführlich, welchen Antheil sie an der Wiedereinsetzung der Bourbons genommen. Bei dieser Gelegenheit erzählt sie eine hübsche kleine Anekdote von Herrn von Pradt. Dieser wollte seinen Royalismus beurkunden und eine weiße Kokarde aus der Tasche ziehn, griff aber in die unrechte Tasche und zog eine dreifarbige hervor, denn er war auf beide Fälle gefaßt. Ueber die Restauration drückt sich die Dame sehr gut aus. Sie sagt: „Es gab Royalisten, welche sich Napoleon zurückwünschten, denn er hatte doch wenigstens keine Charte gegeben.“ Doch wie viele Hoffnungen wurden damals nicht getäuscht. Frau von Staël klagte: „Es geht mir unglücklich, — Napoleon verabscheute mich, weil er mir Geist zutraute; diese hier stoßen mich zurück, weil ich gemeinen Menschenverstand besitze.“ Wir können hier nicht alle die trefflichen Anekdoten und Charakterschilderungen aus der Zeit der Restauration anführen, empfehlen aber dem Leser, das Buch selbst in die Hand zu nehmen. Es ist in hohem Grade unterhaltend und belehrend.

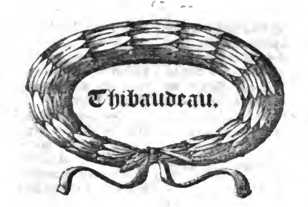
75) Denkwürdigkeiten des Grafen von M., eine getreue Schilderung seines Lebens und seiner Schicksale zu den Zeiten des nordamerikanischen Befreiungskriegs, der französischen Revolution bis zur Restauration. Aus dem Französischen übersetzt von A. Levasseur. Dessau, Fritsche, 1829. — Ueber das französische Original dieser interessanten Denkwürdigkeiten ist in Nr. 46 und 47 des Literaturblatts von 1829 ausführlich berichtet worden, und um uns nicht zu wiederholen, müssen wir auf die damalige Empfehlung des Werks hinweisen.

76) Liebschaften und Galanterien der Könige von Frankreich, oder historische Memoiren über die Konkubinen, Maitressen und Favoritinnen dieser Fürsten, von Anfang der Monarchie bis zur Regierung Karls X. Von Saint-Edme. Zwei Bände. Schneeberg, Schill, 1830. — In keinem Lande haben die Damen und respektive die Maitressen so viel gegolten, wie in Frankreich. Man erinnre sich der oben angeführten Worte von Schlosser über diesen Gegenstand. Die Geschichte dieser Maitressen ist eng mit der des Staats verflochten, und verdient wohl eine specielle Behandlung, wie sie auch schon früher mehreremale, z. B. von Bussy-Rabutin mit Glück versucht worden. In dem vorliegenden Werke findet man die Maitressen aller Könige von Frankreich der Reihe nach aufgeführt, und die berühmtesten, die blutgierige Fredegunde, Agnes Sorel, Gabriele d'Estrees, die Valliere, die Montespan, die Maintenon, die Pompadour und du Barry nehmen den meisten Raum ein. Von Heinrich IV. werden über 60 Maitressen namhaft gemacht; kein König geht ganz leer aus, außer Ludwig XVI.; auch von Napoleon und Ludwig XVIII. werden verschiedne galante Abentheuer erzählt, die aber historisch unbedeutend sind, da nur die frühere Maitressenherrschaft bis zum Tode Ludwigs XV. wirklich welthistorisch geworden ist. Die Sprache des Werkes ist so anständig, als es der Gegenstand, der freilich zuweilen sehr unanständig ist, irgend hat zulassen wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

Nr. 13, Seite 50, Spalte 2, Zeile 1 von unten lies: Ferdinand II. statt III.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 18. — 16. Februar 1831.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

77) Napoleon Bonaparte, dargestellt in einer umfassenden Geschichte seines öffentlichen und Privatlebens, seiner politischen und militärischen Laufbahn, seiner Regierung und seiner Administration, vom Staatsrath Thibaudeau. Sechster Band. Konsulat. Erster Theil. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1830.

Die frühern Theile dieses klassischen Geschichtwerkes sind zu ihrer Zeit von uns angezeigt worden. Der hier vorliegende sechste enthält die Geschichte des 18. Brümaire und des Sieges bei Marengo, der das Konsulat sanktionirte. Der Verfasser hat mit bewundernswürdiger Klarheit und Präcision das Labyrinth der Aengste, Hoffnungen, Täuschungen, Intriguen und Handstreiche entwickelt, durch welche der Held von Aegypten kühn sich den Weg zur höchsten Gewalt bahnte. Kaum kennt die Geschichte einen so auffallenden Kontrast, als den zwischen dem schwachen und ruhmlosen Direktorium und dem kraftvollen und glänzenden Konsulat. Man kann ohne Schmeichelei und Uebertreibung sagen, daß der Konsul Bonaparte in Frankreich aufgieng, wie die klare Morgensonne, welche die trüben und giftigen Nebel verschwinden macht. Damals war seine schönste Zeit. Noch sah man in seiner Erhebung nur den Sieg der Freiheit und des Friedens, die Erfüllung aller Hoffnungen und Ideale französischer Herzen. Noch hatte er jenen Nimbus von Schwärmerei um sich, der ihn zur Personifikation der Revolution und zum Propheten einer neuen Zeit machte. Noch war in seinem Munde Freiheit und Ruhm dasselbe; noch hatte nicht der Ruhm allein die Freiheit verschlungen. Das Wunderbare seiner ganzen Erscheinung, die Zauberei seiner Reden und Thaten hatten noch etwas Liebenswürdiges, Jugendliches, Lichtes, noch nicht jenen finstern, dämonischen Charakter, in dem es später untergieng.

Und so ist auch dieser Theil des großen Werkes von Thibaudeau einer der glänzendsten, und ahmt gleichsam die Vorzüge seines Helden nach. Durchaus lichtvoll, alle Seiten des verwickelten Gegenstandes beleuchtend und doch in keine einseitig sich verfangend, verbindet er mit einer strengen Unpartheilichkeit gegen Einzelheiten diejenige Wärme für das Ganze seiner Darstellung, ohne die es nie einen glücklichen Maler geben kann. Es scheint uns, daß noch kein Geschichtschreiber so gut den Ton getroffen hat, in welchem man von Napoleon und seiner wunderbaren Zeit sprechen muß, ein Ton der zwischen kindischer und serviler Bewunderung und feindseliger Leidenschaft-

lichkeit in der Mitte doch auch nicht kalt, nicht pedantisch gleichgültig, sondern von einem sanften Feuer der Theilnahme durchglüht ist, und die Sympathie und Antipathie nicht ganz verläugnet, die Napoleon in jedem Gemüth erweckt. Wir würden einzelne glänzende Stellen des Werks hier anführen, wenn nicht Thibaudeau den Vorzug besäße, den Geist wie ein feines Licht durch sein ganzes Werk zu verbreiten, anstatt an einzelne Stellen blendende Lichtmassen anzuhäufen.

Wir knüpfen hier einige Bemerkungen über die berühmten

Memoiren des Herrn von Bourrienne

an. Es liegen uns davon vor: 78) Mémoires de M. de Bourrienne, Ministre d'état, sur Napoleon, la directoire, le consulat, l'empire et la restauration. IIme édition. Tom. I — X. Stuttgart, Hoffmann, 1829. — 79) Memoiren des Staatsministers von Bourrienne über Napoleon ꝛc. Zehn Theile. Leipzig, Kummer, 1829. — 80) Der Staatsminister oder geheimen Memoiren über Napoleon ꝛc. ans Licht gebracht von Bourrienne. Zehn Theile. Stuttgart, Franckh, 1829. — Die kleine Gegenschrift des Freiherrn von Stein: 81) Herr von Bourrienne und Sahla (Frankfurt a. M., Brönner) enthält, wie schon aus allen Zeitungen bekannt ist, die Rechtfertigung des Herrn von Stein gegen eine heimtückische Beschuldigung des versuchten Meuchelmords. Von allgemeinerem Interesse ist die Gegenschrift: 82) Bourrienne et ses erreurs, ou observations sur ses mémoires, par MM. le général Belliard, le général Gourgaud, le comte d'Aure, le comte de Survilliers, le baron Meneval, le comte Bonacossi, le prince d'Eckmuhl, le baron Massias, le comte Boulay de la Meurthe, le ministre de Stein, Cambacérès. Recueillies par A. B. Paris, chez Heideloff. 83) Bourrienne und seine freiwilligen und unfreiwilligen Irrthümer, oder Bemerkungen über seine Memoiren, von den Herren General Belliard ꝛc. ꝛc. Zwei Bände. Leipzig, Kummer, 1830. — Unter den zahlreichen Memoiren über Napoleon haben keine so großes Aufsehn erregt, als die von Bourrienne, aber nicht ihrer glänzenden Vorzüge wegen, obgleich sie sehr gut geschrieben sind und sehr viel Pikantes enthalten, sondern wegen ihrer glänzenden Fehler, da sie unter die Wahrheiten Lügen mischen, die, von geistreicher Bosheit erfunden, nicht selten noch pikanter sind.

Fauvelet von Bourrienne war Schulkamerad von Bonaparte zu Brienne, wurde 1797 sein geh. Sekretair, begleitete ihn auf seinen Feldzügen in Italien und Aegypten, wurde 1801 zum Staatsrath ernannt, compromittirte sich, wurde begnadigt und Gesandter, nochmals begnadigt und schrieb eine ganze Reihe von Bänden gegen den Kaiser, nämlich als er nicht mehr Kaiser war. Darüber wundern sich nun die Leute. Wie kann man sich darüber verwundern? Als er sein Buch schrieb, war er ja nicht in Diensten des Kaisers, sondern königlicher Staatsminister.

Herr Ladvokat ist ein reicher Buchhändler zu Paris; um noch reicher zu werden, kaufte er Bourrienne's Manuscript und gab den ersten Band heraus. Da kamen Leute zu ihm und sagten: Man führt Sie hinter's Licht, mein Herr, Bourrienne hat das Buch gar nicht geschrieben, sondern nur seinen Namen hergegeben. Herr Ladvokat aber zuckte die Achseln und erwiederte: Mich hinter's Licht geführt! Es ist von Bourrienne, denn sein Name steht drauf, und was die Hauptsache ist, das Publikum kauft.

Dann erschienen die folgenden Bände. Und dies ist die Geschichte der Pariser Memoiren. Die Contemporaine reist in Aegypten, während ein junger Mann in Paris den Reisebericht schreibt und die Femme de qualité vermählt sich nächstens gesetzlich mit einem hübschen Mädchen.

Herr A. B. aber glaubte, wenn ein Buchhändler sich absichtlich hinters Licht führen lasse, so sey dies kein hinlänglicher Grund, um das kaufende Publikum im Dunkeln zu lassen. In seinem Unmuthe nahm er sich vor das Publikum aufzuklären, und als er an die Arbeit gieng, war sie schon fertig, dafür hatten die im Titel erwähnten berühmten Männer gesorgt.

Daß die französischen Rezensenten, auch Freunde des Kaisers, von Bourrienne's Werk mit Lob sprachen, das ist klar. Herr Ladvokat ist kein armer Mann und die französischen Publicisten haben andre Sachen zu thun als Bücher zu lesen. Daß aber die deutschen Rezensenten nicht von selbst dahinter kamen, Bourrienne's Buch sey nicht von Bourrienne; je nun! das ist auch zu erklären. Es scheint, wenn man in Deutschland ein Buch liest, so liest man eine Seite nach der andern. Ist es aber ein französisches Buch, so hat man Unrecht. Man sollte vielmehr die Anzeigen des Inhalts, der Kapitel, die Indices lesen und vor Allem zusammensuchen, was die Verf. über einen und denselben Mann, über dieselbe Sache berichten, ob sie mit sich einig sind oder ob sie sich Lügen strafen. Wer ein Buch auf diese Weise zu lesen beginnt, erspart sich oft die Lektüre, und wenn er das Buch dennoch lesen und anzeigen will, so thut er es wenigstens vom Standpunkte der Kritik.

Der 1ste Band von Bourrienne erzählt, er sey 1791 nach Stuttgart gereist und habe Bonaparte erst 1795 wiedergesehn. Der 3te Band erzählt, er habe Bonaparte von 1792 bis 1804 nicht verlassen. — Der Friede zwischen Frankreich und der Türkei wurde dem 3ten Bande zufolge zur Zeit des Vertrags von Amiens, nach dem 7ten Bande 1806, in Wirklichkeit aber 1802 geschlossen. — Bour-

rienne's Buch läßt den General Vandamme bei Hamburg umkommen, und Vandamme starb erst kürzlich. Es läßt die Haarburger Brücken vom General Bertrand bauen, der damals nicht in Haarburg war. Es läßt nach dem Tilsitter Frieden Guilleminot mit Mustapha Bairactar zu thun haben, der todt war. So läßt es tausend andre Sachen geschehen, die gar nicht, oder früher, oder später geschehen oder gar nicht geschehen konnten, und lauter Sachen, von denen Bourrienne selbst die genaueste Kenntniß haben mußte.

Was die Kritiker des Herrn Bourrienne am meisten aufbringt: er berichtet, Bonaparte habe die Pestkranken zu Jaffa nicht angerührt. Der Oberarzt des Heers sagt das Gegentheil, General Andreossy ist mit dem Oberarzte einverstanden, und wenn Bourrienne Recht hätte, so hätte der berühmte Maler Gros ein besseres Sujet zu seinem Gemälde wählen können. Aber der Besuch bei den Pestkranken geschah bei dem Rückzuge aus Syrien, wie Jedermann weiß, und Bourrienne's Buch zufolge beim Einzuge in Syrien. Es ist nur zu wahrscheinlich, daß der Staatsminister das Buch nicht einmal gelesen, aber gewiß, daß Herr Lavokat es ihm bezahlt hat.

Die Feindschaft des Buches gegen den Kaiser erstreckt sich bis auf seinen literarischen Geschmack. „Nie kannte ich einen Menschen, der fühlloser war für schöne Dichtung und schöne Prosa. Die schönsten Werke unsrer Literatur waren für ihn nichts anders als arrangirte wohllautende, sinnlose Worte? Dagegen erfahren wir durch die Kritik, daß Bonaparte in seiner Jugend enthusiastisch für Jean Jacques Rousseau eingenommen war; daß er 1789 einen Abriß der Revolutionen Korsikas schrieb, worauf Abt Raynal viel hielt; daß Mirabeau nach Durchlesen dieser Schrift den jungen Bonaparte einladen ließ, nach Paris zu kommen. Napoleon wußte die besten Stellen aus Corneille, Racine und Voltaire auswendig. Es ist unwahr, daß er Chénier haßte; er war für ihn eingenommen, hatte sich über ihn zu beklagen und gab ihm ein Gnadengeld. Er war vertraut mit Fontanes, Arnault, Talma, David, Paesiello, Monti (II. 133). Das Bourrienne'sche Buch wirft dem Kaiser Vorliebe für den „zuweilen so puerilen“ Ossian vor. Die Kritik erwiedert, Homer, Virgil, Lucan seyen die Lieblingsdichter des Kaisers gewesen. Sie hätte wohl hinzufügen können, er sey in jener Hinsicht seiner Zeit vorausgeeilt. Heutigen Tags gibt es viele Franzosen, welche sogar in Racine und zumal in Voltaire manche Verse für „arrangirt“ halten und Ossian bewundern; haben sie Unrecht? und durfte er sich nicht über die französische Literatur beklagen, der, wie Alexander von Macedonien, bei Lebzeiten oder wenigstens in seinem Glanze keinen Dichter fand, der ihn würdig beschrieb? Wie Alexander, hielt er sich an Homer.

Nichts Anziehenderes als die zwei Bände Bourrienne et ses erreurs, trotz der schlechten Redaktion. Man kann das französische Sprüchwort auf sie anwenden: „Gut oder schlecht geschrieben, Geschichte liest sich,“ besonders eine an sich anziehende Geschichte, deren Held von vielen geliebt, von allen bewundert wird, besonders die Geschichte des Herrn Marquis von Bonaparte, wie ihn der Jesuit Loricquet, in seinem Geschichtsbuche für Schulen, genannt hat....

84) Denkwürdigkeiten und Anekdoten aus dem Innern des kaiserlichen Pallastes und einige Begebenheiten während der Kaiserregierung vom Jahre 1805 bis zum 1. Mai 1814. Ein Beitrag zur Geschichte Napoleons von C. F. J. von Bausset, ehem. Präfekten des kais. Pallasts. Zwei Bände. — Fortgesetzte Denkwürdigkeiten rc. von demselben. Zwei Bände. Darmstadt und Leipzig, Leske, 1829.

Eine ähnliche Sammlung von Notizen über Napoleon, wie die von Bourrienne, jedoch der Wahrheit treuer und mehr nur auf das Privatleben des Kaisers beschränkt. Der Verfasser empfiehlt sich überdies durch seine warme Anhänglichkeit an den Kaiser und durch seine Dankbarkeit nach dem politischen Sturz desselben. Herr von Bausset folgte der Kaiserin Marie Louise als treuer Diener nach und vergaß nie die Achtung, die er dem Unglück seines Wohlthäters schuldig war. In seinen Memoiren ist wohl das Anziehendste das, was er über die zweite Vermählung des Kaisers und über die Kaiserin Marie Louise sagt. Von der Hofhaltung in den Thuillerien, von der Etikette des Nachfolgers Karls des Großen gibt er uns ein sehr anschauliches Bild. Spiegelt sich auch darin die ganze Selbstgefälligkeit des Pallastpräfekten, und ist nicht Jedermann geneigt, Dinge wichtig zu nehmen, die ein Hofmann wichtig nimmt, so erhellt doch daraus mancher interessante Charakterzug Napoleons, und überdies liegt in der Accentuirung des Herrn von Bausset mehr Naivetät als Anmaßung. Wir Deutschen dürfen dem Verfasser insbesondre zu Dank verpflichtet seyn für das liebenswürdige Bild, das er uns von seiner kaiserlichen Gebieterin entwirft. Wer die Partheien in Napoleons späterer Periode, die sich auf die Kaiserin Marie Louise beziehen, recht genau kennen lernen und sie gleichsam pittoresk durchwandeln will, wird Herrn von Baussets Werk nicht unbefriedigt aus der Hand legen. In der Forsetzung seiner Memoiren lenkt er die Aufmerksamkeit von Frankreich auf Oestreich, wohin er der Kaiserin folgte, und spricht viel über die Benehmungen und Besprechungen, Feste und

Geschäfte des Wiener Kongresses. Auch hier ist er als Beobachter der Persönlichkeiten und Aeußerlichkeiten sehr unterhaltend. Zum Schluß gibt er eine Uebersicht über die Bauwerke, welche Napoleon während seiner Regierung unternommen, und dies ist ohne Zweifel ein schätzenswerther Beitrag zur neuern Kunstgeschichte, um so mehr, da der Aufsatz sehr ausführlich ist.

85) Cromvell et Napoleon, la révolution d'Angleterre et la révolution française parellélement comparés, suivis de Quelques pensées et reflexions morales et politiques par un ami de la verité. Wolfenbüttel et Leipzig, au comptoire de la librairie. 1829.

Es ist nicht das erste Mal, daß man Napoleon mit Cromwell verglichen hat. Die Vergleichung der englischen und französischen Revolution liegt sehr nahe, und hat, seitdem dieses Buch geschrieben ist, durch die der Vertreibung der Stuarts so ähnliche Vertreibung der Bourbons eine Aehnlichkeit mehr erhalten. Der ungenannte Verfasser dieser Schrift setzt, abgesehn von dem Unterschied des Alters, der Religion und des Zeitalters die Verschiedenheit Cromwells von Napoleon vorzüglich in den Umstand, daß der erstere, um sich zu erhalten, die Revolution fortsetzen, ihre ganze Ueberspannung fortwährend nähren mußte, während Napoleon diese Ueberspannung in Frankreich schon erschöpft fand und mit den ermatteten Partheien leichtes Spiel hatte; und ferner darein, daß Cromwell beständig gegen mächtige Feinde in England selbst zu kämpfen hatte, während Napoleon seine Feinde erst von außen suchen mußte. Der englische Adel war nicht emigrirt, wie der französische, die englischen Jakobiner und Anarchisten waren nicht termidorisirt, wie die französischen, beide vielmehr bildeten noch mächtige Partheien im Lande. Auf diese Weise waren die Umstände Cromwell weit ungünstiger, als Napoleon. — Auch der Charakter beider Männer bietet manche Vergleichungspunkte dar, wobei Napoleon wiederum im Vortheil ist, denn der heuchlerische finstre Frömmler des siebzehnten Jahrhunderts hat fast keine von den lichten, romantischen Seiten des modernen Alexander. Doch möchten wir dem Verfasser nicht beipflichten, wenn er sagt, daß Napoleon niemals so heuchlerisch und perfid gehandelt hätte, wie Cromwell. Napoleons Betragen gegen die Spanier ist keineswegs blos un enchainement de fautes et d'inconsequences, sondern wirklich une perfidie.

Unter den folgenden Aphorismen findet man einige feine, richtige und geistvolle Bemerkungen, z. B.: „Der mittelmäßige Kopf hat ein Gefühl seiner Schwäche, grade so wie der Böse Gewissensbisse fühlt. — Der Ruhm stellt die Menschen auf dieselben Proben, wie das Glück; man kann oft weder zu dem einen noch zu dem andern gelangen, ohne sich vorher zu etwas bequemt zu haben, was eines edlen Charakters unwürdig ist. — Die Tugend gefällt wie die Schönheit überall, sie mag sich zeigen oder verbergen. — Fürsten haben eine Gattung Freunde mehr, als andre Leute, nämlich Freunde, von denen sie wirklich geliebt werden, Freunde, die ihnen nur schmeicheln, und Freunde, von denen sie gehaßt werden. — Der Charakter eines Menschen ist die Frucht seines Temperaments. Seine Lage macht nicht seinen Charakter, sie modificirt ihn und enthüllt ihn. — Nur dann ist Stolz entschuldbar, wenn er sich nicht beugt vor der Gewalt. — Ein Geschäftsmann, ein tiefer Denker taugen selten für die Gesellschaft. Wenn sie auch die Geschäfte verlassen, so verlassen die Geschäfte sie nicht. — Der Schlaf ist unser Palliativ, aber nur der Tod das rechte Heilmittel."

86) Die Geschichte Napoleons nach dessen eignen Angaben. Von Leonhard Gallois. Aus dem Französischen frei übersezt. Frankfurt a. M., Brönner, 1829.

Der Verfasser hatte den nicht unglücklichen Gedanken, eine Geschichte Napoleons soviel als möglich aus dessen eignen Aussagen, wie sie in urkundlichen Aktenstücken und in den vielfachen, zum Theil unter seinen Augen geschriebenen Memoiren vorkommen, musivisch zusammenzusetzen. Nun ist zwar der Standpunkt, aus dem Napoleon von sich selbst sprach, der einer tiefen Politik oder Ironie, keineswegs immer der, welchen der Historiker wählen muß, allein es ist auch wieder wahr, daß viele Geschichtschreiber Napoleons zu wenig seine, zu sehr nur ihre eignen Ansichten gegeben haben. In jedem Falle findet eine nach Gallois Idee abgefaßte Geschichte einen Platz unter den vielen andern, nach anderm Plan geschriebenen Werken. Uebrigens ist die Kürze dieser Geschichte nicht ihr geringster Vorzug. Der Verfasser sagt mit Voltaire: er wolle der Nachwelt nur das erzählen, was der Nachwelt würdig ist. Ist diese Kürze auch etwas militärisch, bulletinartig, kurz napoleonisch, so ist das eben hier ganz am rechten Orte. Mit bescheidnem Stolz rühmt sich der Verfasser, daß er fast kein Wort zu dem hinzugethan, was er aus eignen Aussagen Napoleons zusammengesezt, daß also eigentlich Napoleon selbst diese Geschichte geschrieben hat; indeß würde er sich ein Verdienst erworben haben, wenn er zugleich unter jeder Seite seines Werks die Quelle genannt hätte, aus der er das Mosaikstiftchen genommen.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 19. — 18. Februar 1831.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

87) Mémoires de Constant, prémier Valet de chambre de l'Empereur, sur la vie privée de Napoleon. Paris, l'Advocat, 1830.

Jenen Verehrern Napoleons, die nicht blos den Geist des Helden, sondern — wie ein geschätztes Blatt neulich sich ausdrückte — auch seine „körperlichen Beziehungen" bewundern, hat der Buchhändler Ladvokat in Paris einen nicht geringen Dienst erwiesen. Die Memoiren des Kammerdieners Constant geben uns die vollständigsten und umständlichsten Aufschlüsse darüber, wie der Kaiser aß, trank, sich wusch, ankleidete, schlief, wachte, seine Gemahlin besuchte, oder allein lief; und da diese wichtigen Gegenstände, wie man sich denken kann, in der Mannichfaltigkeit ihrer verschiedenen Kombinationen unerschöpflich sind, so dürfen wir hoffen, daß den wenigen Bänden, die uns bisher zugekommen sind, vier an Zahl, noch eine ganze Reihe anderer von gleich hohem Interesse folgen wird. Das Detail, in welches dieser aufmerksame Diener eingeht, ist bewunderungswürdig, fünf Seiten werden allein dem Barbiere Napoleons gewidmet. Doch dürfen wir unseren Lesern nicht verbergen, daß unter einer Fluth von Anekdoten und Bemerkungen, welche für das hungernde Heer der Uebersetzer eine willkommene Beute seyn werden, sich doch auch mancher charakteristische Zug befindet; und im Allgemeinen können wir nicht läugnen, daß der erste Konsul, so wie der Kaiser uns von keinem seiner Biographen bisher in so tiefem Negligée gezeigt worden ist, als von seinem treuen Kammerdiener Constant.

Lächerlich war uns der Auftritt, zu dem es zwischen dem Eroberer Italiens und dem Sänger Marchesi zu Mailand kam. Während unserer ersten Reise nach Italien, erzählt Constant, sprach der erste Konsul den Wunsch aus, Marchesi zu hören; nach vielen Bemühungen zeigte sich der Sänger endlich, jedoch mit aller Wichtigkeit eines Mannes, der sich in seiner Würde gekränkt glaubt. Die einfache Tracht des Konsuls, seine unbedeutende Gestalt, sein schmales Gesicht, — dies Alles war aber nicht darauf berechnet, einen imponirenden Eindruck auf den Theaterhelden zu machen; und als er aufgefordert wurde, eine Aria zu singen, antwortete er nur durch einen unartigen Scherz: „Herr General, wenn Sie eine gute Aria (das Lied, aber auch: die Luft) verlangen, so werden Sie die beste im Garten finden." Seine augenblickliche Entlassung und Verhaftung waren die natürlichen Folgen dieser Ungezogenheit; als Bonaparte indessen nach der Schlacht von Marengo nach Mailand zurückkehrte, so glaubte er, daß der unglückliche Sänger für seinen schlechten Witz hinreichend be-

strafft sey; er ließ ihn daher aus dem Gefängnisse, in welchem der Arme bisher geschmachtet hatte, holen und bat ihn aufs neue um eine „Aria.“ Marchesi hatte jezt seine Stimme gefunden und sang zum Entzücken; der erste Konsul drückte ihm die Hand und bekomplimentirte ihn — um uns des Ausdruckes unserer Quelle zu bedienen — auf das herzlichste. So war der Friede zwischen den beiden hohen Mächten wieder hergestellt, und Marchesi athmete von Stund an, nichts als das Lob des Konsuls.

Charakteristisch für die republikanische Würde und Festigkeit der neuen „Römer,“ wie vielleicht noch jezt mancher die Franken jener Zeit nennen möchte, ist ein Dialog, bei Gelegenheit der Wiedereinführung der alten kirchlichen Gebräuche: während der erste Konsul sich ankleidete, trat Joseph Bonaparte mit Cambaceres (dem zweiten Konsul) ein. „Gut, sagte der erste Konsul zu dem lezteren, wir werden also wieder in die Messe gehen; was sagt man dazu in Paris?“ — „Nun, Viele, erwiederte Cambaceres, wollen die erste Aufführung sich mit ansehn, und wenn ihnen das Stück nicht gefällt, werden sie es auspfeifen.“ — „Wenn es irgend Jemand in den Sinn kommt zu pfeifen, werden ihm die Grenadiere der Konsulargarde bald die Wege gewiesen haben.“ — „Aber wenn es nun den Grenadieren einfiele, selbst mit zu pfeifen?“ — „Oh, was das betrifft, so bin ich unbesorgt; meine alten Schnurrbärte werden nach der Notre Dame gehen, wie sie in Cairo zu der Moschee giengen, und wenn sie ihren General ernst und aufmerksam sehen, werden sie es gleichfalls seyn und unter einander sagen: es ist die Parole!“ — „Ich fürchte nur, sagte Joseph Bonaparte, daß die Generale nicht so nachgiebig seyn werden. Ich komme eben von Augereau; er speit Feuer und Flamme über deine Capucinaden, wie er es nennt. Er, und so manche andere, werden nicht so leicht in den Schoos unserer heiligen Mutter-Kirche zurückzuführen seyn.“ — „Bah! Augereau ist ein Schwätzer, der nur Lärm schlagen will. Wenn er irgend wo einen kleinen schwachköpfigen Vetter hat, wird er der erste seyn, der ihn zur Schule schickt und mir in den Ohren liegt, daß ich einen Kaplan aus dem Burschen mache. A propos, fuhr der erste Konsul fort, indem er sich zu Cambaceres wandte, wann wird Ihr Bruder abgehen und seinen Sitz zu Rouen einnehmen? Wissen Sie auch, daß es das beste Erzbisthum in Frankreich ist? Binnen einem Jahre ist er Kardinal, das ist eine ausgemachte Sache.“ — Der zweite Konsul verbeugte sich, was konnte er Anderes thun? Gewiß, Napoleon wußte mit seinen Leuten umzugehen.

Wenn es eine Vertheilung von Ehrenwaffen gab, so war immer ein großes Diner in den Tuilerien, an welchem Alle, die eine solche Auszeichnung erhalten hatten, ohne Unterschied des Ranges Theil nahmen, oft waren ihrer bei zweihundert Generale, Obristen, gemeine Soldaten saßen ohne Unterschied neben einander; und Bonaparte gab sich alle Mühe, es seinen Gästen möglichst behaglich zu machen. Bei vielen war indessen die Verlegenheit unüberwindlich; sie saßen zwei Schuhe weit von der Tafel ab und wagten weder Serviette noch Brod anzurühren; dabei wurden sie roth bis über die Ohren und streckten ihren Hals immer nur nach dem Generale aus, als ob sie das Kommando von ihm erwarteten. Oft nahmen die Diener Gerichte hinweg, die gar nicht berührt worden waren. Aber diese Befangenheit hinderte sie nicht, die Auszeichnung, die ihnen erwiesen wurde, mit dem größten Enthusiasmus aufzunehmen. Nichts konnte aber auch einschmeichelnder seyn, als das Benehmen Bonapartes bei einer solchen Gelegenheit. Er trank mit den Soldaten und ließ sich von ihnen die tapfern Thaten erzählen, durch welche sie jene Ehre verdient hatten. Und wenn er dann vom Tische aufstand, so redete er sie an: „Meine tapfern Kameraden, ihr müßt mir jezt aber auch nicht vergessen, eure Kinder recht bald zu taufen!“ wobei er auf die Ehrensäbel wies. Und dem Himmel ist es bekannt, ob sie sich schonten.

Doch daß wir für unseren Kammerdiener nicht zu ernsthaft werden, wollen wir zum Schluß nur noch eine Anekdote abschreiben, in welcher wir Mr. Constant in Lebensgröße und sein Buch wenigstens *in nuce* sehen. „Napoleon behielt beständig denselben Schuhmacher, den er auf der Militärschule zu Brienne gehabt hatte; und als der Mann starb, folgte sein Sohn ihm in seinem Amte. Die Folge hievon war, wie Konstant weise bemerkt, daß Napoleons Schuhe immer sehr schlecht gemacht waren. Im Verlaufe der Zeit waren die Leisten zu schmal geworden, und der Schuhmacher mußte daher geholt werden, um dem Kaiser Maaß zu nehmen. Der arme Mann, der den Kaiser noch nie gesehen hatte, kam, als er diese Botschaft erhielt, vor Angst fast außer sich. Wie sollte er vor Sr. Majestät erscheinen? Wie mußte er gekleidet seyn? Ich sprach ihm Muth ein und belehrte ihn, daß er einen schwarzen Frack und schwarze Hosen, nebst Degen und Hut, anhaben müsse, wenn er dem Kaiser vorgestellt würde. In diesem Anzuge erschien er denn in den Tuilerien und trat in das Zimmer des Kaisers, er machte einen tiefen Bückling und stand in tödtlicher Verlegenheit. — „Ihr seyd nicht der Mann, der mir meine Schuhe zu machen pflegte?“ sagte Napoleon. — „Nein, Ew. Majestät, Kaiser und König, dies war mein Vater.“ — „Warum ist er nicht selbst gekommen?“ — „Wenn Ew. Majestät, Kaiser und König, erlauben, weil er gestorben ist.“ — „Wieviel laßt ihr mich für meine Schuhe bezahlen?“ — „Achtzehn Franken.“ — „Das ist theuer genug.“ — „Ew. Majestät, Kaiser und König, können sie noch theurer haben, wenn es Ihnen

gefällig ist.“ — Der Kaiser lachte herzlich über dieses naive Bekenntniß, aber jezt verlor der Schuhmacher, der den Hut unter dem Arme herantrat, um das Maaß zu nehmen, völlig alle Fassung; der Hut entfiel ihm, der Degen kam ihm zwischen die Beine und er fiel auf den Boden; endlich nahm man ihm den Hut und Degen ab, und so gelang es ihm, sein Geschäft zu Ende zu bringen.“

Hermes.

88) Memoiren und Mittheilungen eines Pagen am kaiserl. französischen Hofe. Von 1802 bis 1815. Erster Theil. Leipzig, Hartmann, 1830. — Man fragte Talleyrand, ob er seine Memoiren bald herausgeben werde. „Ich bin noch nicht entschlossen, sagte er, ich weiß nur, daß mein Koch sich mit den seinigen beschäftigt.“ Das ist das beste Motto zu all der Memoirenkocherei, die seit der Restauration Mode geworden. Wenn man Alle hört, so mag man auch den kleinen Pagen hören, der mit aller möglichen Medisance und Suffisance seine kleinen Antichambregeheimnisse ausplaudert, und besonders viel artige und unartige Anekdötchen zum Besten gibt.

89) Denkwürdigkeiten über den Hof Louis Napoleons und über Holland. Aus dem Französischen. Leipzig und Darmstadt, Leske. Zwei Theile. — Allgemein bekannt ist das edle Betragen des Exkönigs von Holland, der lieber die Krone niederlegte und die Ungnade seines Bruders Napoleon auf sich zog, als daß er die Interessen des ihm anvertrauten Volks verrathen hätte. Die vorliegenden Denkwürdigkeiten gehn näher auf sein großmüthiges Verfahren ein, doch schildern sie auch manche kleine Schwachheit des guten Königs. So wollte derselbe z. B. das kleine Holland eben so organisiren, wie das große Frankreich, und hatte bereits mehrere Generale zu „Marschällen von Holland“ ernannt, als Napoleon ihn nöthigte, diese Lächerlichkeiten zu widerrufen. — Ausführlich schildert der Verfasser auch die kaiserliche Rundreise Napoleons und der Kaiserin Marie Louise in Holland, und gibt dabei folgende artige Anekdote zum Besten. Die Holländer hatten nie aufgehört, unter dem Schutz ihres Königs Louis, englische Waaren einzuschmuggeln, und Marie Louise selbst bedurfte solcher Waaren unumgänglich für ihre Toilette, hatte sich daher an Amsterdamer Juden gewandt und von diesen erhalten, was sie bedurfte, ohne daß Napoleon das Geringste davon merkte. Auf jener Reise nun in Holland verschärfte er die Befehle gegen den Schleichhandel und machte bekannt, er werde jeden, der dabei ertappt würde, am nächsten Schiffsmast aufhängen lassen. Da frug ihn die Kaiserin, die dabei stand, lächelnd: ob er nur den, oder auch die hängen lassen wolle? und gestand ihm, daß sie selbst geschmuggelt habe. „Also auch Sie, meine theure Freundin, erwiederte er, verschwören sich gegen mein System?“ Sie mußte ihm versprechen, es nicht mehr zu thun, und die Sache war abgethan. — Der Verf. schildert Holland ferner zur Zeit, da es völlig mit Frankreich vereinigt war, und dann dessen Befreiung und die Restauration der Oranier. Als ächter Franzose weiß er übrigens in die Eigenthümlichkeiten des fremden Volks nicht eben tief einzudringen. Er wirft es unter anderm als einen bekannten Satz hin, daß das heutige Holländisch das Deutsch sey, was im 15ten Jahrhundert allgemein in Deutschland gesprochen worden. Unsre schwäbischen Dichter werden sich für die Ehre bedanken, daß ihre süßen Töne mit dem breiten Geqnatsch der heutigen Holländer verwechselt werden.

90) Allgemeine Geschichte der Kriege der Franzosen vom Anfang der Revolution bis zum Ende der Regierung Napoleons. Wohlfeile Taschenausgabe mit Schlachtplanen. Aus dem Französischen. Darmstadt, Leske, 1830.

Es liegen uns davon vor: 1) Die Kriege in der Vendée von 1792 — 1796 von Mortonval, 2 Bändchen. 2) Die Feldzüge in Italien von 1796 und 1797 von Saintine, 3 Bändchen. 3) Die Revolutionsfeldzüge im Norden und Osten von Frankreich, von Viennet, 4 Bändchen. 4) Die Feldzüge in Deutschland, 1802—1809, von Saint-Maurice und Mortonval, 4 Bändchen. Der Subscriptionspreis für das Bändchen beträgt nur 27 kr., und das Unternehmen ist sehr zu loben. Unterhaltender gewiß und lehrreicher sind diese Geschichten ewig denkwürdiger Kriege, als die langweiligen Romane Walter Scotts. Auch ist die Bearbeitung weit glänzender, als man es bei wohlfeilen Resumés und Taschenausgaben gewöhnlich erwarten darf. Die Franzosen wissen ihre Kriege so gut zu beschreiben, als zu führen, und wer liest nicht mit Vergnügen die wundervollen Feldzüge, in welche das lang im Innern verschlossene Feuer der französischen Revolution plötzlich wie ein Nordlicht in seinen bunten Farbenfächer ausbrach.

91) Napoleons Ehrentempel. Ein Cyclus der vorzüglichsten über den Kaiser Napoleon und seine Zeit erschienenen Memoiren, Biographien und Anekdoten. I. Denkwürdigkeiten des Herzogs von Rovigo. Zwanzig Bändchen. Stuttgart, Brodhag, 1830.

Auch der Herzog von Rovigo, Savary, gehört zu den dankbaren Anhängern Napoleons, die es mit Recht für eine größere Ehre hielten, ihrem Wohlthäter im Unglück treu zu bleiben, als „den todten Löwen mit Eselsfüßen zu treten.“ Indeß ist diese Dankbarkeit und persönliche Bravour das Einzige, was wir an dem Herzog zu schätzen haben. Im Uebrigen ist er, als Spätling der Re-

volution, der ihre schönen Tage nicht mehr gesehn, als bloßer Satellit der Napoleonischen Gewaltherrschaft, als dessen Handlanger beim Morde des armen Herzogs von Enghien und als Polizeiminister zu tief in die große Blutschuld Napoleons verwickelt, als daß er denselben ehrfurchtgebietenden Eindruck auf uns machen könnte, dem wir uns gern hingeben, wenn wir ältere Helden der Republick betrachten. Der Umstand, daß der Herzog seine Handlungen nicht blos erzählen, sondern auch entschuldigen muß, ist ziemlich peinlich. Vorzüglich machen ihm die Prozesse des Herzogs von Enghien und des Generals Mallet zu schaffen. An der Hinrichtung des erstern will er unschuldig seyn, seine Unvorsichtigkeit bei der Verschwörung des leztern (1812) sucht er möglichst zu bemänteln. Allein es ist und bleibt ein undankbares Handwerk, das von der Polizei. Es färbt ab und die Flecken lassen sich nie wieder ganz verwischen.

Uebrigens kann Niemand zweifeln, daß Savary ein Mann vollkommen nach dem Herzen Napoleons war, ein braver Soldat, aber zugleich ein unbedingt gehorsamer Helfershelfer, der sich zu allem brauchen ließ und der nichts von jenem zarten politischen Ehrgefühl oder moralischen Eckel besaß, welche den patriotischen Bürger, den großmüthigen Soldaten verhindern, jeden Befehl eines Tyrannen auszuführen. Aber so wollte Napoleon seine Leute haben.

92) Dr. K. Fl. **Leidenfrosts französischer Heldensaal**, oder Leben, Thaten und jetzige Schicksale der denkwürdigsten Heroen der Republik und des Kaiserreichs, insonderheit der Waffengefährten und Marschälle Napoleons. Mit einem Titelkupfer. Ilmenau, Voigt. — Ein dicker Band von Biographien nach alphabetischer Ordnung, worin man die wichtigsten Notizen über alle einzelnen Helden der Revolution und der Kaiserzeit findet, also ein recht nützliches und dankbares Unternehmen. Sieht man diese glänzenden Namen alle beisammen, so vermehrt sich der Respekt vor der Nation, aus der so viele Helden in so kurzer Zeit hervorgiengen. Wir wollen hier nur die vornehmsten nennen: Arrighi, Herzog von Padua. Augereau, Herzog von Castiglione. Baraguay d'Hilliers. Barbanègre. Eugene de Beauharnois, Vicekönig von Italien. Bernadotte, König von Schweden. Berthier, Fürst von Neufchatel und Wagram. Bessieres, Herzog von Istrien. Marschall Brune. Cancleaux. Carteau. Coulaincourt, Herzog von Vicenza. Championnet. Claparede. Clarke, Herzog von Feltre. Clauzel. Compans. Custine. Dampierre. Davoust, Herzog von Auerstädt. Desaix. Dumouriez. Duroc, Herzog von Friaul. Eblé. Espinasse. Excelmans. Gouvion Saint Cyr, Marschall. Grouchy. Hoche. Houchard. Hullin. Joubert. Marschall Jourdan. Junot, Herzog von Abrantes. Kellermann, Herzog von Valmy. Kleber. Lamarque. Lannes, Herzog von Montebello. Latour-Maubourg. Lauriston. Lefebvre, Herzog von Danzig. Lobau. Macdonald, Herzog von Tarent. Maison. Marceau. Marmont, Herzog von Ragusa. Massena, Fürst von Eßling. Menon. Marschall Molitor. Moncey, Herzog von Conegliano. Montholon. Moreau. Mortier, Herzog von Treviso. Murat, König von Neapel. Ney, Fürst von der Moskwa. Oudinot, Herzog von Reggio. Pajol. Pichegru. Rapp. Reynier. Savary, Herzog von Rovigo. Scherer. Sebastiani. Serrurier. Soult, Herzog von Dalmatien. Suchet, Herzog von Albufera. Vandamme. Victor, Herzog von Belluno. Westermann. Noch zweimal so viel Namen untergeordneter Generale, die indeß ebenfalls sich sehr ausgezeichnet, sind in der Sammlung enthalten, in der übrigens manche Namen, die erst in den lezten Monaten wieder neuen Glanz erhalten haben, z. B. Lafayette, Gerard, Bourmont, und noch einige wie Carnot und die sämmtlichen Helden der Vendée, gar nicht einmal genannt sind. Welche Menschen, welche Thaten! Wahrlich, die Weltgeschichte kann nur noch viel Besseres, aber nicht viel Größeres mehr sehn!

93) **Beschreibung der Schicksale und Leiden des ehemaligen Korporals Büttner** während seiner 19monatlichen Gefangenschaft in Rußland, in den Jahren 1812 und 1813. Von ihm selbst beschrieben. Nürnberg, Riegel und Wießner. — Der arme Mann, der sehr treuherzig erzählt, wurde bei Moskau verwundet und gefangen. Man machte ihm sogleich den Antrag, bei den Russen Dienste zu nehmen. Als er dies verweigerte, schrie der russische Offizier ihn und seine gefangnen Kameraden an: dann sollt und könnt ihr krepiren! Büttner wurde zu Fuß fortgeschleppt, obgleich er aus fünf offnen Wunden blutete. Umsonst berief sich Büttner auf das Point d'Honneur, das ihm verbot, beim Feinde Dienst zu nehmen; umsonst flehte er, man möchte seine schmerzhaften Wunden verbinden lassen. Man warf ihn in die Wache, ohne Verband. So wurde er noch mehrere Tage hindurch fortgeschleppt, in den Dörfern mit Kolb geworfen und auf jede Weise mißhandelt, bis endlich eine vorüberreisende Generalsfrau sich seiner erbarmte. Aber er war schon zu geschwächt, um sobald hergestellt werden zu können und blieb in der Stadt Perm liegen, wo er dem Tode nahe kam. Auch hier verweigerte der russische Arzt, Dr. Reich, ein geborner Hannoveraner, ihn zu heilen, wenn er nicht gelobe, russische Dienste zu nehmen, und ließ den Todtkranken auf dessen Weigerung hülflos liegen. Dennoch wollte das Glück, daß er gerettet wurde und die Heimath wieder erreichte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 20. — 21. Februar 1831.

Kritische Literatur.

Forum der Journal-Literatur. Eine antikritische Quartalschrift. Ersten Bandes erstes Heft. Berlin, Logier, 1831.

Der Herausgeber, Karl Gutzkow, prüft in der Einleitung zu dieser Zeitschrift die Tendenzen der bedeutendsten jezt in Deutschland bestehenden kritischen Journale und erklärt sodann, sein Forum solle „dem Menzelschen Literaturblatt, dessen Farbe und Gesinnung am nächsten stehen." Die Gründe dieser Uebereinstimmung seiner Tendenz mit der meinigen, entwickelt er in einem langen Artikel und bekämpft bei dieser Gelegenheit alle meine literarischen Widersacher. Ich bin dem mir völlig unbekannten Herausgeber um dieser Diversion willen doppelt zu Dank verpflichtet, da die Sache der Wahrheit an ihm nicht nur einen begeisterten, sondern auch einen sehr talentvollen Streiter gefunden hat. So jung er ist, beurkundet doch seine Schrift eine ausgebreitete Bekanntschaft mit unsrer Literatur, und seine Einsichten bilden mit seiner Jugend einen Kontrast, der ihm nur zur Ehre gereicht. Auch zieht er aus dieser Jugend mit Recht den Vortheil, den jedem Talent sein Horoskop gewährt. Wenn der alterschwache Geist einer dahinsterbenden Zeit mit dem jugendlichen Geist einer erst werdenden Zeit ringt, so ist es ein Vortheil, ein oder ein Paar Jahrzehente später geboren zu seyn. Man wurzelt dann weniger in den Vorurtheilen der alten Zeit. Man ist schon von Natur außerhalb der Illusionen gestellt, in welchen die Zöglinge und Günstlinge der alten Zeit befangen sind. Man braucht sich nicht erst viele Mühe zu geben, sich von üblen Gewohnheiten, kleinen Ansprüchen, angenehmen Täuschungen los zu machen. Man ist schon von selbst darüber hinaus. Man weiß nicht mehr, wie den Männern zu Muthe war, welche Zöpfe trugen, weil man selbst nie einen getragen hat.

Je weniger wir Jüngern aber mit unsrer Subjektivität in die alte Zeit gehören, um so objektiver wird sie uns, um so unbefangner können wir sie im Umfang aller ihrer Erscheinungen als eine vorübergegangne, hinter uns liegende Epoche historisch würdigen. Nichts ist natürlicher. Sie ist wohl noch nicht ganz vorüber, aber nahe am Ende, und aufs deutlichste unterscheidet sich von ihrem Geist der neue Zeitgeist.

Wie in unsrer Literatur der alte und neue Geist kämpfen, und welche mannichfaltige Entartungen eine Umbildung derselben nothwendig und unvermeidlich gemacht haben, das ist unter andern in diesen Blättern schon oft genug dargethan worden. Und wer vermöchte die Mon-

strosität, die chaotische Verwirrung, die innre Zerrissenheit, die Meinungsverschiedenheit und Unentschiedenheit, die Ueberreizung und Abspannung, die vielfache innre Erkrankung und Verwesung in unsrer Literatur zu verkennen, wenn er sie allseitig, wenn er sie unbefangen betrachtet? Die Klage darüber wird nicht erst heute vernommen. Schon lange haben die edelsten Geister, hat der vernünftige Theil des Publikums bitter darüber geklagt.

Des Uebels Ursprung ist in den Zuständen des vorigen Jahrhunderts zu suchen, und eben darum muß auch die durchgreifende Umbildung dieser Zustände in unserm Jahrhundert diesem Uebel ein Ende machen. Die Bedingung alles gesunden Gedeihens in Wissenschaft und Kunst ist ein öffentliches Leben, d. h. das Leben in der Kirche und dem Staate. Wo dies fehlt, da fehlt auch in der Literatur der rechte Takt und das rechte Maaß und sie fällt, der Kontrolle des öffentlichen Geistes entrissen, der zügellosen Willkühr individueller Geister anheim. Die Musen herrschen zwar, aber sie verlieren die Zucht. Offenbar fehlte dem vorigen gelehrten und poetischen Jahrhundert das, was das griechische Alterthum, was das Mittelalter besaß, die innerlich zugleich belebende und zugleich einigende und bindende Mitte, die plastische Kraft des öffentlichen Lebens. Darum zerfuhr in ihm der Geist nach allen Richtungen und desorganisirte sich, zersetzte sich in seine letzten Elemente und äußersten Gegensätze, und wenn auch die weinichte Gährung dieses großen geistigen Verwesungsprozesses anfangs eine Erhitzung und Erhöhung der Lebenskraft schien, so trat doch bald genug die saulichte Gährung ein, in der alle diese hitzigen Hoffnungen zu Wasser wurden. Das Zusammenwirken aller Kräfte hörte auf, jede Kraft wirkte auf eigne Hand; jede ächte und natürliche Kraft aber überspannte sich, glänzte eine Zeitlang in dieser Ueberspannung und fiel dann in das Gegentheil, in die Abspannung. So die Bücher, so die Menschen. Wir sahen eine Menge große, aber egoistische, einseitige, überspannte Talente, und auf diese sind die unmächtigen Geister gefolgt, die von jenem Talent nur noch den Anspruch haben. Die Spätlinge fast aller Schulen sind verkrüppelte Zwerggeister, wie Horus in der Wintersonne geboren, und geben doch ihre immer mehr am Pol ihrer Einseitigkeit erkältende armselige Lapplandsnatur für die sublimste Natur aus.

Die Väter besaßen noch Originalität, die Söhne dagegen sind nur deren schwächliche Kopien. Ohne eigne Kraft ahmen sie nur immer nach und fahren mechanisch fort, bekannte Formen zu wiederholen, aus denen aber Geist und Leben gewichen sind, oder wenn sich noch welches darin findet, so ist es der Schein und Abglanz davon, in die Form selbst übergegangen, und eine um so schlimmere Heuchelei, als sie unwillkührlich ist. So sehn wir Menschen und Bücher gläubig thun und aufgeklärt thun, legitim thun und freisinnig thun, phantastisch thun und wissenschaftlich thun, vornehm thun und populär thun, ernsthaft thun und lustig thun, und sie sind doch wirklich nichts von alledem, sie haben nur des Vaters Rock an. Oder ist etwa der wirklich begeistert, der Jamben schmiedet nach Schillerschen Trauerspielen? und jeder vornehm, der in der Gallaprose Goethes sich breit macht? und jeder eine schöne Seele, der Capriolen zu machen versucht à la Jean Paul? Die Schwäche kann sich nicht verbergen. Wer erkennt sie nicht in dem faden Pietismus und dem zahmen Rationalismus, in denen nichts mehr von der alten Kraft des orthodoxen Fanatismus und des muthwilligen Atheismus ist? Wer erkennt sie nicht in der servilen Salbaderei, worin die alte naive Loyalität, die weniger überzeugen wollte, als selbst überzeugt war, längst verschwunden ist, und in dem liberalen Gewäsch, das den Terrorismus in einen Timorismus verkehrt? Und unsre Dichter? Was ist in ihren conventionellen Phrasen noch übrig von der Sturm und Drangperiode? Ueberall sehn wir die nämliche Erscheinung in der Geisterwelt, krankhafte Ueberreizung, dann Tod und Verwesung.

Doch diese geistige Zersetzung ist, troß der sie begleitenden traurigen und Eckel erregenden Erscheinungen, von einem höhern Standpunkt betrachtet, eine welthistorische Nothwendigkeit gewesen. Sie bezeichnet, wie aller Tod in der Natur, nur den Uebergang aus einem Lebendigen in das Andre.

Sonderbar ist es, daß alle Schöpfungsversuche in jener Zeit mißlangen, daß immer ein System, eine Methode, eine Manier die andre verdrängte, daß eine Einseitigkeit immer die andre verneinte und zu vernichten trachtete, und daß man dennoch beständig das goldne Zeitalter pries und eine vollendete Bildung erreicht zu haben sich schmeichelte. Die Eitelkeit spielte den Herrn diesen Streich. Jeder hielt doch im Grunde das Zeitalter nur deshalb für vollkommen, weil es das seinige war. Das Unwesen im Ganzen zu übersehn und zu bekämpfen, mochte erst am nahen Ende seiner Epoche gelingen, weil man immer erst die Totalanschauung einer Zeit erhält, wenn dieselbe sich vollendet und in sich abläuft.

Dieser Zeitpunkt ist aber nun gekommen. Ob ich oder ein andrer grade der erste war, der die Generalkritik jener Epoche unternommen, ist sehr gleichgültig. Nicht ich bin der Kritiker, es ist der Zeitgeist selbst, dessen Organ ich nur bin. Jede neue Zeit blickt auf die alte zurück und beurtheilt sie von ihrem neuen Standpunkt

aus. Daß der jetzige aber der Standpunkt des öffentlichen Lebens ist, versteht sich von selbst.

Die Kinder und Nepoten jener hinwelkenden Zeit begreifen die neue freilich nicht. Sie sind viel zu sehr in ihre Einseitigkeit und in ihren Egoismus verrannt, um mit Universalität des Geistes und Demuth des Herzens die Größe des allgemeinen Lebens zu erfassen. Sie, die Repräsentanten der Desorganisation, der Zersetzung, sind eben wesentlich dadurch charakterisirt, daß sie den Zusammenhang mit dem allgemeinen Leben verloren, sich isolirt haben, und keiner den andern mehr, am wenigsten aber das Ganze selbst begreifen. In diesem Sinne sind sie die wahren Barbaren der neuern Zeit, obgleich sie sich für etwas weit besseres halten, und ihre Barbarei ist, als das Gegentheil der vollendeten Humanität, wahres Zurücksinken in die Thierheit. Was andres unterscheidet das Thier vom Menschen, als seine Einseitigkeit, seine Unfähigkeit, aus dem engbegrenzten und nur auf einen Punkt gerichteten Instinkt herauszugehn? Die Schnecke begreift den Lauf der Sonne nicht, der Maulwurf nicht ihr Licht. Nun, gibt es unter unsern Schriftstellern nicht genug solche Schnecken und Maulwürfe, die das Nächste nur, das sie berührt, nicht die unendliche Ferne und Weite der großen Natur verstehn? Und darf man es ihnen zum Vorwurf machen? Herr Gutzkow klagt darüber, daß alle meine Widersacher ohne Ausnahme in meinen Schriften die Totalanschauung, den centralen Gesichtspunkt verkennen; müssen sie es denn aber nicht? Schriftsteller, deren geistige Existenz nur an dem dünnen Faden eines einzigen, meist nur geborgten Gedankens hängt, können auch nicht einmal ahnen, welche Welt von Gedanken in andrer Leute Köpfen sich bewegt. Der Eingeborne in den Bergwerken von Wiliczka hat das Universum voll Sterne nie gesehn, und man sollte ihm zumuthen, was man einem Newton und Herschel zumuthet? Nein, die Unwissenheit ist zu beklagenswerth, als daß sie nicht verzeihlich seyn sollte. Noch Niemand hat die Sterne geläugnet, der sie gesehn, und im Angesicht ihrer Größe vergibt man dem Blinden und bedauert ihn.

Wenn Herr Gutzkow meine Widersacher ferner anklagt, daß sie meinem Eingreifen in die Literatur nur die persönlichsten Zwecke der Schriftstellereitelkeit und des Berühmtwerdenwollens unterschieben, so kann ich mich auch darüber weder wundern noch erzürnen, denn in der That, es gibt sehr viele Schriftsteller unter uns, die auch nicht die entfernteste Ahnung davon haben, wie man für eine Sache begeistert seyn könnte, wie man einen höhern oder allgemeinern Zweck haben könnte, als den des literarischen Parvenu. Solche Leute haben keinen andern Maaßstab als sich selbst; wenn sie uns mit demselben messen, so ist das sehr natürlich. Indeß liegt immer zugleich ein Widerspruch in der Behauptung, es sey mir um den Ruhm zu thun, da ich mir das, was die Herrn Ruhm nennen, auf viel wohlfeilere Weise verschaffen könnte, wenn ich mich nur herabließe, mit ihnen Parthei zu machen.

Stets mit dem Ganzen der Literatur beschäftigt, die Schriftsteller alle in Masse nehmend und viele tausend geistige Physiognomien meinem Gedächtniß einprägend, habe ich weder Zeit noch Neigung, den Einzelnen zu hassen oder seinen Haß zu erwidern, einen Haß, den erregt und verdient zu haben ich übrigens gern bekenne, weil ich auch dem elendesten oder bösartigsten Wurm das Recht nicht abstreite, den zu hassen und sich gegen den zu wehren, der ihn als ein schädliches Thier erkannt hat und ihn vertilgt. Dieselbe Wahrheit, die ihm verderblich wird, bringt der übrigen Welt desto mehr Gutes. Die Sonne trocknet hier den Sumpf aus, daß das Gewürm darin verschmachtet, und ruft dort eine reiche Frühlingswelt hervor. Es ist die einzige Strafe des Gewürms für die Schuld seiner Natur, daß es von dem Segen nichts weiß, den die Sonne, ihre Verderberin, andern Geschöpfen bringt. So hat mich der Himmel schon genugsam an meinen Widersachern dadurch gerächt, daß sie das segnende Licht einer Wahrheit nicht kennen, deren Feuer sie nur brennt.

Höchst geistvoll spricht Herr Gutzkow von den lauwarmen Halblingen, die gern möchten und nicht können, wohl könnten aber nicht mögen, die in Lob und Tadel, Wahrheit und Lüge, taubenhalsig schillen, deren Geist der neuen Zeit, deren Leib aber noch der alten angehört, die aus Ueberzeugung und Naturell dem Zeitgeist zwar gerne folgten, aber aus Interesse und Konvenienz zurückbleiben. Solche Mischlinge wird es immer geben, wenn zwei Zeiten in hartem Kontrast zusammenstoßen. Es ist nicht jedermanns Sache, Charakter zu haben, und gerade der Geist weiß am leichtesten auch ohne Charakter auszukommen. Jede Reformation hat ihre Erasmusse.

Die blühende Phantasie, der treffende Witz des Herrn Gutzkow würden ihm einen ehrenvollen Rang unter unsern humoristischen Schriftstellern verbürgen, wenn nicht seine haarscharfe Logik und noch mehr die ihm von der Natur als eine ihrer seltensten Gaben verliehene kerngesunde Vernunft, die sich selbst durch den Verstand nicht von dem sichern magnetischen Zuge abbringen läßt, ihm einen noch höhern Beruf anwiesen. Unsre Zeit bedarf vor allem und ruft hervor universelle Köpfe, um die chaotische Verwirrung der Systeme, Methoden und Manieren zu lösen, um den Bücherwald zu lichten, um die

Nation zum Bewußtseyn aller ihrer geistigen Kräfte zu bringen, indem sie dieselben sammeln, ordnen, läutern, den Krankheitsstoff und den Ballast ausscheiden. Lange genug verlor man sich vom Mittelpunkt an die entferntesten und entgegengesetztesten Punkte des Umkreises; es ist endlich Zeit, wieder die Mitte zu suchen und in ihr den Ueberblick über den Umkreis. Lange genug wurde die Geisteskraft mißbraucht für schlechte Zwecke, für Unvernunft und Tändelei, lange genug wurde Verkehrtes und Richtiges für das Rechte genommen; es ist endlich Zeit, das wuchernde und in seiner Ueberfülle faulende Unkraut auszujäten.

Indem ich alle guten Köpfe zu dieser zeitgemäßen Herkulesarbeit auffordre, sie auffordre, meine vorbereitenden Bemühungen hierin weit zu übertreffen, überlasse ich ihnen auch gern allen Ruhm davon und glaube zu beweisen, daß es mir nicht um den Triumph, sondern lediglich um den Sieg zu thun ist.

Eine antikritische Zeitschrift, in diesem Sinne durchgeführt, überall die in unsrer kritischen Journalistik hervortretenden verkehrten Ansichten rügend und strafend, und zugleich einen Ueberblick über diese Journalistik gewährend, ist gewiß ein glückliches Unternehmen, wenn der Herausgeber nur nicht dabei ermattet, sich durch nichts aus der Fassung bringen läßt. Herr Gutzkow scheint mir die aus innrer Kraft und aus einem erhabnen Zweck entspringende Unbefangenheit zu besitzen, mit der nach Ariosts Gedicht Roger mitten durch das große Ungeziefer schritt. Die Zeit muß lehren, ob er auch Ausdauer besitzen wird. Es gilt hier nicht, einen einzigen Gedanken auszusprechen, der plötzlich alles erleuchten und umgestalten könnte, sondern man muß ganz im Detail reformiren und sich die Mühe nicht verdrießen lassen, in alle Disciplinen einzudringen, den Feind in allen Posten aufzustöbern und den Proteus der Unnatur und Unvernunft in allen seinen tausendfachen Verwandlungen zu bändigen. Nur am nemäischen Löwen war es genug, das Herz zu treffen, im Stalle des Augias mußte Herkules alle Winkel säubern. Es gibt einen Herkules Musagetes, und eben nur in diesem Sinn. Man begreift diesen Beinamen erst, wenn man sieht, wie der Parnaß sich in einen Stall des Augias verwandeln kann. Eine schlechte Arbeit an sich, ihn auszuräumen, doch geadelt durch den Zweck und durch die Kraft, eine Herkulesarbeit, deren nicht Herkules, deren nur Augias sich zu schämen hat. Zum Glücke fehlt es auch an dem Flusse Alpheus nicht. Der Strom der Zeit braust mächtig heran, all den alten Unrath wegzuschwemmen.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

94) Histoire de la campagne de 1813, par M. de Norvins. Paris, chez Gagniard, 1830. 2 Bändchen.

Soll man Geschichte mit Ausrufungszeichen schreiben? Von der Beantwortung dieser Frage hängt das Urtheil über das neue Werk des Herrn v. Norvins und einen bedeutenden Theil der neueren französischen Geschichtsliteratur ab. Ueberall Ausrufungszeichen, überall Gedankenpunkte, und doch soll der Geschichtschreiber Richter und nicht Advokat seyn. Uebrigens besitzt Norvins ausgezeichnete strategische Kenntnisse und wäre man 1813 dem Plane gefolgt, den er 1830 vorschreibt, so wäre vielleicht ein anderes Denouement eingetreten als das wirkliche, welches er immerhin als wahrheitsliebender Mann getreu erzählt. Mit andern Worten: ein anderes Resultat wäre eingetreten, wenn Napoleon nach seiner Rückkehr aus Rußland die Vertheidigung seines Interesses in die Hände Eugens gelegt hätte. Diese Ansicht macht den Hauptgedanken des Werkes aus, welches zu den besten Theilen der Histoire militaire des Français par campagnes gehört.

95) Beiträge zu der Biographie des Generals Freiherrn von Thielmann und zur Geschichte der jüngst vergangnen Zeit. Zusammengestellt und mit Aktenstücken belegt von Albr. Graf von Holtzendorff. Leipzig, Nauck, 1830.

Eine Beantwortung der Schrift des Herrn von Hüttel, der es übernommen hat, den verstorbenen General Thielmann von allen Vorwürfen zu reinigen, die ihm seine sächsischen Landsleute gemacht haben. Der Verfasser dieser Antwort beweist, daß bei aller gerechten Anerkennung und Hochschätzung der Verdienste Thielmanns doch der Vorwurf auf ihm haften bleibt, er habe mit der Politik auf eine etwas leichtsinnige Weise gewechselt, er sey mit einem Wort der sächsische Alcibiades gewesen. Uebrigens sollten wir, statt der Menschen vielmehr nur die Zeit anklagen, welche deutsche Ehrenmänner in die bedenkliche Alternative setzte, zwischen Diensttreue und Patriotismus wählen zu müssen. Das ist der Fluch der Kleinstaaterei, treulos seyn zu müssen aus Patriotismus, oder ein Vaterlandsverräther aus Ehrgefühl.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 21. — 25. Februar 1831.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

96) Frankreich in den Jahren 1829—30. Von Lady Morgan. Uebersezt von E. Richard. Drei Theile. Aachen und Leipzig, Mayer, 1830.

Man hat oft die Lady Morgan mit der Madame de Staël verglichen. Ohne Zweifel muß man an beiden gleich brillante Talente rühmen, und vielleicht liegen auch ihre Schwächen nicht weit von einander, denn in der Bescheidenheit der Lady verbirgt sich wohl nicht weniger Prätension als in dem stets offnen Stolz der Frau Baronin. Allein wir geben der Lady darum den Vorzug, weil sie gedankenreicher ist. In den meisten Fällen scheint Frau von Staël wahr, tief, groß zu denken, aber sie spricht nur schön. Lady Morgan denkt wirklich, und scheint oft mehr zu denken, als sie spricht. Diese männliche Eigenschaft eines gründlichen Denkens erhält noch einen höhern Werth durch eine ebenfalls männliche Leidenschaftslosigkeit, die wir bei der Lady bemerken, von der aber die immer brennende Frau von Staël ganz und gar nichts besaß.

Das Werk der Lady über Frankreich kommt gerade noch zur rechten Zeit, denn die Lage der Dinge, welche sie darin geschildert habt, endete mit dem 26. Juli und wird nie wiederkommen. Daß eine geistreiche Feder das lezte Jahr der Restaurationsepoche so genau, so pittoresk beschrieben hat, ist bei diesem raschen Wechsel der Epochen höchst schätzenswerth, und vergleicht man mit diesem Werk der Lady, das, was sie 1816 im Anfang der Restauration über Frankreich geschrieben, so hat man die ganze Restauration wie in einem Rahmen. Ein glücklicher Instinkt führte die Verfasserin gerade im rechten Augenblick zweimal über den Kanal.

Daß die Lady im Jahr 1829 bereits eine Aenderung der Dinge in Frankreich voraussah, ist wohl nicht sehr zu verwundern, doch gönnen wir ihr den kleinen Triumph, eine Prophetin gewesen zu seyn. Manche ihrer einzelnen Bemerkungen sind in dieser prophetischen Beziehung allerdings schlagend. Wir wollen einige herausheben. Die Lady gibt in der Form einzelner Tableaux anziehende Schilderungen von dem Leben und Treiben der Pariser, von den politischen, literarischen und religiösen Partheien, von den verschiednen Kotterien und deren Ton, von Luxus und Moden, von alten und neuen Sitten ꝛc. Zunächst fällt es ihr auf, daß das Leben in Frankreich seit 1816 viel bequemer, fashionabler, mit einem Wort englischer geworden ist. Im Postwesen, in den Wirthshäusern, in den Kaufläden und in den Salons fand sie

überall eine starke Annäherung an die englische Behaglichkeit, und bei weitem nicht mehr die Nachlässigkeit, Windigkeit, Unreinlichkeit wie sonst. Diese Beobachtungen sind uns interessanter gewesen, als die, welche sie über die Veränderung des französischen Geschmacks in der Poesie gemacht hat. Aus allem dem Gerede über die neue französische Romantik, das eine Zeitlang in allen Blättern wiedergetönt hat, und auch aus dem, was hier die Lady macht, geht hervor, daß der neue Geschmack noch bei weitem nicht durchgegährt hat und aufgeklärt ist. Die Lady verkennt nicht die Uebertreibungen beider Geschmackspartheien und spottet recht artig über Romantiker und Klassiker. Es macht ihrem eignen Geschmack Ehre, daß sie von den Regeln der Schulen nichts wissen will, sondern sich an das Natürliche hält und in diesem Sinn vor allen neuern französischen Dichtern Beranger preist, den sie in seinem Gefängniß besuchte. — Was die Lady über die neue französische Philosophie sagt, ist zum Glück wenig, denn sie hatte nicht viel darüber zu sagen. Ueberhaupt muß man in Paris selbst leben, um an all diesen literarischen Streitigkeiten regen Antheil zu nehmen; denn die Persönlichkeiten sind dabei interessanter, als die Sache selbst. Wenn wir nicht ganz irren, so ist Paris der Ort, Ideen zur Schau zu legen, aber nicht sie zu erfinden. Die Lady führt einige Beispiele von guten Köpfen an, die in Paris ihre originelle Erfindungskraft durch Ruhm, Besuche und Kotteriengeschwätz eingebüßt haben. Und kann man sich denken, daß Voltaire Voltaire, Rousseau Rousseau geworden seyn würden, wenn sie schon als Jünglinge in den Pariser Salons zugezogen, bewundert, manierirt und verflacht worden wären?

Die politischen Beobachtungen der Lady verdienen die meiste Auszeichnung. Sie beginnt sie mit den Worten: „Ein kraftloserer, unausführbarer Plan, als der, vermöge der Charte despotisch herrschen zu wollen, konnte nicht entworfen werden; jeder Tag stellt die Albernheit des Versuchs mehr heraus.“ Und doch wurde zu der Zeit, als die Lady dies schrieb, jener Plan noch von den meisten Franzosen für eine sehr kluge Berechnung genommen, und selbst die besten Publicisten äußerten Furcht vor der Konsequenz dieser Albernheit, so gut wie auch jezt wieder das Princip der Nichteinmischung nicht als eine Albernheit angesehn wird, obgleich es ohne Zweifel unsre geistreiche Lady mit ihrer nadelspitzen weiblichen Einsicht dafür halten wird. — Gewiß richtig ist auch die Bemerkung, daß Frankreich sich mit den Bourbons versöhnt haben würde, wenn Karl X. sich als König und nicht vielmehr als erster Edelmann betragen hätte: „Könnten die Bourbons sich bestimmen, freimüthig mit der Nation sich dadurch zu einen, daß sie solche Gesetze gäben, welche die Emigranten für immer entwaffnen müßten, so möchte ihre eigene Herrschaft vielleicht so willkührlich bleiben, als sie nur wünschen. Denn wie eifersüchtig und leicht gereizt die große Masse der Franzosen auch bei allem sich zeigt, was politische Ungleichheit herbei führen könnte, war sie doch lange an Napoleons Präfekturregierung gewohnt, und möchte sehr gezaudert haben auf Einzelheiten der bürgerlichen Freiheit zu bestehn, wenn deren Wichtigkeit nicht Allen einleuchtend geworden wäre, durch die falsche Richtung, welche das Gouvernement genommen hat. — Es ist ein Unglück für das Königthum in Frankreich, daß es diesen Standpunkt der öffentlichen Meinung übersehen hat, und daß es, mißleitet durch den lange vorherrschenden Sophismus, eine mächtige Aristokratie sey nothwendige Stütze der Krone, vom Augenblicke der Wiedereinführung an, mehr oder weniger gemeinsame Sache mit dem Adel gemacht hat.“

Mit Bewunderung spricht die Lady von den Fortschritten des Civismus und der Civilisation, des Bürgersinns, des Wohlstands und der Bildung unter dem Volk in Frankreich. Sie stellt die Franzosen in dieser Beziehung weit höher als ihre eignen Landsleute. Sie thut dies mehrere Male. „Troß allem, was Napoleon, und was die Charte gethan hat, das demokratische Prinzip auszurotten, ist der Einfluß des Volkes viel fühlbarer bei der Kummunal- und Departemental-Behörde, als bei unsern großen Jurys, Wahlausschüssen und Kirchspielkommissionen, die in ihrer Praxis fast übereinstimmend, ausschließlich aristokratisch und bestechlich sind; auch der gegenwärtige Zustand der Gerichtshöfe in Frankreich gewährt einen noch viel entscheidendern Beweis vom Vorherrschen konstitutioneller Gesinnung, und folglich von einem viel höhern Standpunkte politischer Rechtlichkeit, als unter dem englischen Volke gefunden wird.“

Daher konnte sie auch die folgenden prophetischen Worte hinzufügen, welche die Revolution vom Juli glänzend gerechtfertigt hat. „Die Jakobiner empfiengen ihre Unsittlichkeit von der Verderbtheit, welche sie zerstörten, und wenn auch jezt alle französischen Behörden vernichtet würden, wäre es dennoch dem Lande unmöglich in jene moralische und politische Anarchie zurückzuversinken, welche Europa bei dem Sturz des Königthums am Ende des vorigen Jahrhunderts untröstlich machte. In seinem jetzigen Kulturzustande will das Volk begründen, nicht zerstören, will befestigen und kräftigen, nicht über den Haufen werfen.“

Auch über Napoleon und seine Bedeutung für Frankreich spricht die Lady ein treffendes Wort: „Nie war Napoleon Bonaparte bisher billig gewürdigt, weder im guten noch im nachtheiligen Lichte. Nie wurde seine überwiegende Kraft, die Anstelligkeit seines Genius, sein

Einwirken auf die Zeit, in welcher er handelte, so freimüthig besprochen, so strenge geprüft, als jezt. Nie ward die Thatsache so allgemein anerkannt, daß er im Zeitabschnitt seines Wirkens eine unabwendliche Nothwendigkeit war. Selbst die Fehler seiner Gesetzgebung, die Kleinlichkeit seines Ehrgeitzes im Wiederhervorrufen alter Formen (Zeichen von Mißbräuchen, welche niederzuwerfen der Nation das Blut von Millionen gekostet hatte) waren nicht ohne ihre guten Erfolge. Seine Wiederherstellung einer bezahlten Hierarchie ohne Einfluß, seine Wiedererschaffung eines erblichen Adels ohne gesetzgebende Gewalt (leere Scheinzeichen der bevorrechteten Kaste des alten Regime, Pagen und Schranzen in Vorzimmern — aber nicht länger Tyrannen über alle Andern) blieben nicht ohne ihren Nutzen. Er brachte die Jesuiten zurück zu ihrem lezten Erscheinen auf dem Schauplatze ihrer früheren Triumphe, um das Andenken an Ränke und Abscheulichkeiten zu erneuen, welche zu frühzeitig vergessen worden, und durch ein endliches, entscheidendes Beispiel eine Warnung vor den Gefahren hinzustellen, welche eine geistliche Körperschaft unvermeidlich über Fürst und Volk verhängt, wenn sie der populären Aufsicht entzogen ist. Er bahnte den Weg für die vorübergehende Opposition der Ultra-Aristokratie, welche Gleichheit vor dem Gesetze und Befreiung von Feudalismus und Erstgeburtsrecht, einem Volke theurer als je machen wird, welches bisher die Segnungen, deren es theilhaftig geworden, vielleicht mehr empfand als erkannte. Die also aufgeregte Gegenwirkung wird gerade Dauer genug haben, um dem Zwecke des Volkes dienlich zu seyn."

Auch den Pariser Kunstschätzen hat Lady Morgan ihre Aufmerksamkeit gewidmet, und sie fällt darüber sehr geistreiche Urtheile. Ueber das berühmte Bild von Gerard, die Salbung Karls X. darstellend, das bekanntlich am 29. Juli vom Pariser Volk in den Tuilerien zerstört wurde, sagt sie: „Was nur die Kunst aus einem Schauspiel, wie die Krönung ist, mit solchen Mitteln und Urbildern als dem Künstler zu Gebote standen, machen konnte, ist hervorgebracht. Aber welche waren seine Musterbilder? Vergebens ist eine bewundernswürdige Zeichenkunst verschwendet um Gestalten Kraft und Ebenmaaß zu ertheilen, die keine besitzen, vergebens machte er alberne Gesichter die selber seine Kunst nicht weise aussehend machen konnte, ernsthaft blickend; vergebens suchte er den Polonaisen des Hofes einen geistvollen Ausdruck zu leihen, den die Natur ihnen versagt hat. Das Gepräge der Zeit und der Grundsätze drückt, die Kunst im Auslöschen und Würdevollmachen eines der größten Maler seiner Zeit überwiegend, seinen Stempel auf und beweiset die Unzulänglichkeit des höchsten Genius, um das zu veredeln, was an sich selber unedel ist. Unter allen den Personen, Prinzen und Herzogen, Kardinälen und Bischöfen, welche dieses umfassende und höchst glänzende Gemälde ausfüllen, fiel uns nur eine als besonders wohlangebracht auf, die des Kardinal Herzogs Clermont-Tonnere, denn sein Rücken ist dem Beschauer zugewendet, nur sein Gewand und seine Tonsur sind sichtbar, als die wahrhaftesten Theile an der Person dieses Ultra-Priesters und Prälaten."

Unter den Seltenheiten, welche die Lady gesehn, befindet sich auch der Schlüssel der Bastille. In der Reise Lafayettes durch Nordamerika von Levasseur ist aber zu lesen, daß dieser Schlüssel von Lafayette an Washington zum Geschenk übersandt worden sey. Welches ist nun der ächte, oder existiren die modernen Reliquien auch so vielfach, wie die alten?

In einer Nachschrift spricht sich die Verfasserin noch über die Tage des Juli triumphirend aus und läßt einen sehr liebenswürdigen Brief abdrucken, welchen Lafayette bald nach der Pariser Revolution an sie nach Irland geschrieben hat. Auch verfehlt sie nicht, auf die politische Wahlverwandtschaft zwischen der französischen und englischen Nation aufmerksam zu machen und spricht die prophetischen Worte aus, von denen sich ein Theil schon erfüllt hat: „Der Ausruf der Ermuthigung und des Triumphes, der bei dem Siege des französischen Volkes durch unser ganzes Inselreich widertönte, ist ein Wahrzeichen und eine Vorherverkündigung für nahe bevorstehende Verbesserungen im Innern unsres Reichs. Der alte zerbröckelnde Ausbau von Mißbräuchen erbebt bei diesem Ausruf bis in sein Innerstes, und gleich Jerichos Mauern wird es beim siebenten Trompetenstoße zusammenstürzen vor dem wiederholten Aussprechen einer so hochherzigen, so erleuchteten und so freisinnigen Meinung."

97) Histoire de la revolution et de l'Empire par M. F. Fayol. IX Vol. Paris 1830.

98) Moeurs politiques au XIX. siècle par Al. Dumesnil. II Vol. Paris, 1830.

Die Unternehmung obiger Revolutions- und Kaisergeschichte ist, wenn auch einseitig und nicht auf umschauende Leute, sondern nur auf Franzosen allgemeinen Schlags berechnet, doch nützlich und anziehend. Sie begann unter der vorigen Königsregierung als eine Art Oppositionswerk, also auch mit dessen Uebertreibungen. Es ist weniger ein sorgsam überdachtes und ausgefeiltes

Werk, als ein keck und warm hingeworfenes Buch, dem neue Materialien noch mehr Werth geben, eine genaue lebendige Erzählung, der es auch nicht an Geschmack und Leben fehlt.

Eine ganz andere geistige Richtung haben die Moeurs politiques von Al. Dumesnil, deren ersten Theil wir seiner Zeit in diesen Blättern besprochen haben. Ihm sind die großen Pariser Julius-Ereignisse Nichts, er hat kein Vertrauen zu der neuen Ordnung der Dinge, so wenig als in die Kraft des Königs, den schäumenden und braußenden Strom der Revolution aufzuhalten und zu bändigen. Es ist gewiß nicht tröstend, dies geistreiche, auf vielseitige Erfahrung gegründete Buch zu lesen. Es ist so zu sagen die Leichenrede der modernen bürgerlichen Gesellschaft. Die Zeichnung von der Niedrigkeit und Verworfenheit der Menschen ist leider sehr wahr und treu, die Freiheit und Unabhängigkeit der Völker scheint dem Verfasser ein schöner, nie zum Leben kommender Traum. Einige Bemerkungen aus dem Kapitel: triste examen, werden genügen, um die Ideen und die Denkungsart Dumesnils kennen zu lernen. Man kann sagen, — heißt es da — daß für alle Revolutionen nur eine Form besteht, in die sie alle gegossen werden, und in der sie sich abkühlen und alles verlieren, was sie im Anfang Großes, Edles und Erhebendes hatten. Wir können uns noch keine Regierung vorstellen, ohne gestickte Kleider, ohne Orden Kreuze, Bänder und Sterne, ohne Titel und Privilegien, ohne Kutschen, Pferde und gute Dinerś. Eben so wenig glauben wir, es könne ein Volk geben, dem es am Nöthigsten fehle. Das Volk soll sich gewiß groß und glücklich dabei fühlen, wenn es die leere Ostentation seiner Herren und Meister, wenn es die Feste und die Verschwendung der Reichen, den tollen Ueberfluß ihrer Feste, ihre Pracht und Herrlichkeit sieht. Zehn Millionen in einem Kasten, zwanzig Millionen in dem andern, reiche prächtige Hotels, glänzende Equipagen, Livreen, Gold, Silber, Bronze, Diamanten und Sammt in allen Ecken, während das arme Volk, auf dessen Kosten das Stück gespielt wird, vor Hunger auf dem Stroh stirbt. Das ist bis auf den heutigen Tag das Meisterstück unserer Aufklärung!.. Man hat um eine Kleinigkeit viel Lärm gemacht, und viel Blut ist darum vergossen worden, um dem alten Regime seine Schminke und seine Reifröcke zu nehmen, und dafür eine Menge Lehrlinge in der populären Größe in die Höhe zu bringen. Die aus unserer Revolution hervorgegangenen Vortheile erstrecken sich nur auf sehr wenige. Das gute Volk, das sein Blut vergoß, wird nur von einer Täuschung, von einer Entbehrung zur andern geführt. Unsere schönsten Träume und Hoffnungen sind in Nichts vergangen, und wir begreifen jezt, daß Entbehrung und Elend die einzige Wirklichkeit im Leben ist. Das lebende Geschlecht ist nur reich an Unglück und an Wunden, aber nicht an Glück. Dies Geschlecht errichtete mit seinem Blut eine Republik, es erlitt in der Vendée großartige Unfälle, es baute ein weltherrschendes Kaiserreich auf, es beging die Bluttage vom Julius. Was hat es nun mit alle dem gewonnen? Nichts, als traurige Erinnerungen und den ängstlichen Blick in eine ungewisse Zukunft. Wie niederschlagend ists für das Volk nur Ruinen um sich, und irrende Gespenster unter den verstümmelten Trophäen zu sehen.

In dem Kapitel über den Mißbrauch der Civilisation heißt es: „Immer hängen wir uns mit Begeisterung an eine neue Lüge, täglich lassen wir uns mit dem großen Wort: Institution an der Nase herum führen, wir rühmen und preisen unsere Reformen und unsere Fortschritte. Im Grunde ist aber nichts geändert, als daß die Reichthümer einen andern Weg nehmen, und daß die Regierung jezt nicht mehr gerade, wie ehemals, geht, sondern Seitenwege macht, oder in schiefer Stellung vorwärts schreitet."

Es ist nicht zu läugnen, wenn man diese Ideen auf einen gewissen Zeitpunkt, besonders auf einen Augenblik der Krisis anwendet, wie heute; haben sie sehr viel Wahrheit und Kraft. Man muß sie aber ja nicht in ihrer Allgemeinheit und Strenge anwenden, denn so würde das gesellige Leben eine Chimäre. Die mehrsten Moralisten machen sich eine Pflicht daraus, uns immer das Elend unserer Existenz, unsere Schwächen und Irrthümer vorzuhalten; ohne es zu wollen, verwandeln sie das böse Princip, das in allem Menschlichen liegt, in ein allgemeines und unbeugsames Gesetz, das über die Menschheit herrscht. Was entsteht aber daraus? Die Tugend wird ganz unnütz, weil sie nichts hilft, denn sie scheint nichts weiter als eine seltene Erscheinung zum Trost der Weisen; gefällt er sich in seinem Schmerz, so kann er nichts weiter thun, als in die Einsamkeit gehen und über Ninive weinen, das untergehen muß, und doch nicht untergeht. Dumesnil gesteht selbst, daß er so denke, denn im lezten Kapitel seines Buchs bittet er die Felsen — seine alten Freunde und die Wiege seiner Kindheit — um ein Asyl, wo er über sein trauriges Vorgefühl weinen und seine Tage beschließen könne. Nun fragt sichs nur, ist der Mensch geboren, um in Wäldern und zwischen einsamen Felsen zu leben? Wir glauben es nicht. — So viel ist aber gewiß, der Verfasser hat ein großes stylistisches Talent. Man kann ihn tadeln, daß er so gedacht, nicht aber, daß er so geschrieben hat.

Mr.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 22. — 28. Februar 1831.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

99) L'Hôtel-Dieu de Paris en Juillet en Août 1830. Histoire de ce qui s'est passé dans cet hôpital, pondant et après les trois grandes journées, suivie de détails sur le nombre, la gravité des blessures et les circonstances qui les ont rendues fatales, par Prosper Menière, docteur en Med. ancien chirurgien interne des hopitaux et hospices civils de Paris. Paris 1830. I. Vol.

Historische Medicin! eine neue Wissenschaft. Da Ref. der Meinung ist, daß man in Deutschland nicht genug über die großen Pariser Juliustage lesen und nicht genug darüber nachdenken kann, so nimmt er obiges Werk vor, wiewohl davon schon flüchtig im Morgenblatt gesprochen worden ist. Es gehört wesentlich zur Geschichte unserer Zeit und ist ein interessantes und wichtiges Document für sie. Der Verfasser hat schon früher einige ausgezeichnete philosophische Schriften geliefert.

Wer weiß es nicht, daß das Hôtel-Dieu, dieses großartige „Gotteshaus," mitten in Paris, und in seinem engsten und belebtesten Theil liegt? Schon oft ist diese Lage getadelt worden, doch sind jezt die Widersacher durch den Augenschein zum Schweigen gebracht. Denn hätte dies große Krankenhaus mit seinen reichen Hülfsmitteln in den Juliustagen nicht mitten in der aufgeregten Hauptstadt gestanden, so wäre eine Menge braver Bürger bei Mangel augenblicklicher Hülfe umgekommen. So viel steht nun durch Erfahrung fest: in Paris, wo das Schicksal nicht nur Frankreichs, sondern der Welt bisweilen, in blutigem Kampf entschieden wird, muß ein großes Krankenhaus mitten in der Stadt stehen. Alle Gegengründe müssen diesem weichen.

Als am 26. und 27. der Volksunwille einen so festen und ernsten Charakter angenommen hatte, daß eine blutige Krisis vorauszusehen war, da eilten Aerzte und Chirurgen auf ihre Posten, der berühmte Puytren an ihrer Spitze. Keiner fehlte, alle hielten sich darauf gefaßt, mehrere Tage und Nächte da bleiben zu müssen. Sie hatten sich auch nicht geirrt, denn bald kamen zahlreiche Tragbaren mit verwundeten Soldaten und Bürgern an. Hier hörte alle Feindschaft auf, kein Haß, keine Trennung mehr.

Zwischen beiden Partheien war aber nach Dr. Menières Bemerkung ein großer Unterschied, und es schien

bei ihnen die Sache noch nachzuwirken, für die sie gefochten hatten. So wurden die Soldaten heftig von den Nachrichten ergriffen, die alle Augenblick eintrafen. Ihr Unwillen über die Rolle, die man sie gegen ihre Mitbürger spielen ließ, und die ihrem eigenen liberalen Sinn so zuwider war; über die Vernichtung ihrer künftigen militärischen Laufbahn, oder über die untergehende Hoffnung künftiger Beförderung; die Furcht wegen ihres Kampfs gegen die Bürger nun zurückgesetzt zu werden, und endlich der Gedanke an die Veranlassung und den Ursprung ihrer Wunden, deren sie sich nicht rühmen konnten. Unter dem nachtheiligen Einfluß solcher Gefühle nahmen unbedeutende Wunden einen beunruhigenden Charakter an, und mehr denn ein Viertheil dieser unglücklichen Soldaten starben im Hospital.

Die verwundeten Bürger hingegen hob moralische Energie. Die alten Kaiser-Soldaten, die seit geraumer Zeit ein Gewerb ergriffen, ließen unter den schmerzlichsten Operationen Siegesrufe hören, oder suchten Etwas darin, unter Schnitt und Säge ganz gleichgültig zu scheinen. Einer, dem eben der rechte Arm abgenommen worden war, betrachtete den Verband an der Stelle, wo vor Kurzem noch sein kräftiger und thätiger Arm war und sagte: „Wenn ich betteln muß, so schreibe ich da drauf: au Louvre 1830, vielleicht hat man dann Mitleid mit mir.“ Dem Braven ersparte der Himmel die Demüthigung des Betteigehens, denn am folgenden Morgen war er schon nicht mehr.

Die Nachricht und die steigende Gewißheit von dem Sieg des Bürgerthums wirkte wie ein wunderthätiger Balsam auf die verwundeten Pariser und sie hat wesentlich zu ihrer schnellen Heilung mitgewirkt. Ja, vielen macht es Vergnügen, an ihrem Körper künftig den unvertilgbaren Beweis zu tragen, daß sie zum Triumph der guten Sache mitwirkten. Solche Gefühle machen das Leiden leicht und gut schläft sichs, wenn einmal der Sieg vollständig ist.

Wir heben einige Bemerkungen aus über den Zeitpunkt dieser Ereignisse und über den klimatischen Einfluß. Ich glaube der Kardinal Retz hat zuerst gesagt, und nach ihm viele Andere, ein tüchtiger Regenguß und die Stunde des Abendessens seyen die besten Truppen gegen Volksaufstände. Hier aber in Paris war kein Aufstand, sondern eine Revolution. So viel aber ist gewiß, daß die Julіushitze das ihrige gethan hat, denn durch sie geriethen die Gemüther schneller als sonst in Exaltation, das Blut in gewaltige Wallung, es konnte Unbegreifliches, fast Uebermenschliches geleistet werden, was vielleicht im Jänner nicht der Fall gewesen wäre. Man lebte so zu sagen von Muth, und man nährte sich mit Beharrlichkeit. Das Brod schmeckte wie Kalk, Fleisch und andere Nahrungsmittel erzeugten nicht Speichel genug zur Mastikation, das Wasser war ganz rauh, und doch vermied man so viel wie möglich Wein darunter zu gießen, um Trunkenheit zu vermeiden. Erbitterung, Begeisterung fürs Vaterland, und Zorn trieben das Blut genug in den Kopf und brachten es fast zum Kochen. Die Feinde oder heimlichen Widersacher der Juliusrevolution haben aber den Einfluß der Hitze auf dieselbe übertrieben. Die Pariser sollen nur brav gewesen seyn, weils heiß war. Ich möchte wissen, ob die schweizer Miethtruppen und die königlichen Truppen nichts von der Hitze gespürt hätten, oder ob sie eine andere Wirkung davon spürten? Dabei fällt mir ein, wie Goethe in seinem Egmont die Volksbewegungen lächerlich macht. Wenn der Herr Staatsminister am 27. 28. und 29. in den Pariser Straßen gewesen wäre, so hätte er von alledem, was er sagt, nur das Gegentheil gesehen, ja einige Wochen später hätten ihn die Brüsseler selbst eines andern belehrt.

Manche behaupteten auch, die Hitze habe einen sehr nachtheiligen Einfluß auf die Verwundeten gehabt, und ihre Heilung sey dadurch viel schwieriger geworden. Dr. Menière zeigt, daß auch dies ein Irrthum ist. Die Hitze wirkt nicht allein nicht nachtheilig auf die Wunden, sondern selbst vortheilhaft. Dies zeigt sich augenscheinlich in den ganz verschiedenen Resultaten des ägyptischen und des russischen Feldzugs. Die Kälte bringt die Wunden zur Entzündung. Im Sommer starben weniger Verwundete als im Winter. Obiges Vorurtheil hatten jetzt auch mehrere Kranke im Hôtel-Dieu, sie kühlten sich durch kaltes Getränk, Entkleidung, Luftzug u. s. w. ab, und wurden schnell Opfer ihrer Unvorsichtigkeit.

Mr.

100) Nouveautés de la litterature française. I — XIII livraison. Stuttgart, Hoffmann, 1830.

Eine gute Sammlung der vorzüglichsten Gelegenheitsschriften, welche die neue französische Revolution erzeugt hat. Man findet darin das Gedicht l'insurrection von Barthélemy und Méry, das erste ausführliche Gemälde der großen Woche, une semaine von Baron von L.. L..., das Journal de Saint-Cloud à Cherbourg von Theodor Anne, und sodann das oben erwähnte berühmte Werk von Lady Morgan, la france en 1829 et 1830. Es muß uns gewiß wünschenswerth seyn, eine vollständige Sammlung der Schriften über das neue Frankreich möglichst wohlfeil zu erhalten und darum wünschen wir diesem Unternehmen guten Fortgang. Auch die eben erwähnte Schrift, l'Hôtel-Dieu, sollte unverzüglich darin aufgenommen werden.

101) Die neue Zeit. Von einem alten Konstitutionellen. Erste bis dritte Lieferung. Stuttgart, Franckh, 1830 und 1831.

Daß der alte Konstitutionelle, Herr Seybold, früherer Redakteur der Neckarzeitung ist, hat die Ankündigung ausgesagt und das Buch selbst beweist es auf jeder Seite, denn man wird darin denselben freimüthigen und schneidenden Geist, der des Verfassers Feder auszeichnet, — so weit nämlich in die reine Geschichtserzählung Urtheile und Raisonnements eingestreut sind, und so weit die deutsche Preßfreiheit die Feder zu spitzen erlaubt. Die neue Zeit enthält die Schilderung der neuen Revolutionen in Frankreich, Belgien, Deutschland, Polen, Rückblicke auf die frühere sie vorbereitende Zeit und was immer für die Tagesgeschichte Interesse hat, Auszüge aus Lady Morgans Schrift über Frankreich, den Prozeß der Exminister ꝛc. Der Herausgeber hat dazu theils die Zeitungsnachrichten kombinirt, theils die, bereits einzelne Geschichtstableaus ausmalenden Brochüren ganz oder theilweise übersezt, wobei es ihm weniger um zusammenhängende und pragmatische Geschichte und um strenge kritische Wahrheit, als um den Effekt vorzüglich glänzender Partbieen und um die Herausstellung der Tendenz zu thun war.

102) Frankreich und die lezten Bourbonen. Uebersicht der Vorfälle in Frankreich von 1814 bis 1830. Von Theodor Mügge. Berlin, Vereins-Buchhandlung, 1831.

Diese anziehende historische Skizze hat vorzüglich darum Werth, weil sie die lezte Revolution in Frankreich nicht gleich allen anderen Bearbeitungen in ihren Wirkungen, sondern zugleich auch in ihren Ursachen schildert, und einen Rückblick auf die lange und fatale Restaurationszeit wirft. Ohne sich auf unnützes Raisonnement einzulassen, gibt der Verfasser die Thatsachen, und erzählt sie partheilos, was bei einer in Berlin gedruckten Schrift immer besonders bemerkt werden muß. Nur in einem Punkt hat der Verfasser die Wahrheit nicht erkannt oder aus Rücksichten umgangen, nämlich in Betreff der Person Karls X. Auch er stellt den König noch, wie es eine Zeitlang konventionell war, als den Dupe der Minister dar und schiebt diesem leztern alle Schuld zu. Dem ist nicht so, Karl X. hat weit mehr die Minister dupirt, als sie ihn.

103) Briefe aus Paris, geschrieben während der großen Volkswoche im Juli 1830. Von einem deutschen Augenzeugen an seinen Freund in Deutschland. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1831. — Der Verfasser war wie Herr Schnitzler, dessen interessante Erzählung wir schon früher in diesen Blättern angezeigt, bei der Pariser Revolution mit Begeisterung, wenn auch nicht thätig, doch zugegen, und gibt uns von dem, was er gesehn, eine eben so begeisterte Schilderung, die man gewiß mit Vergnügen lesen wird, wenn man auch schon viel andres über denselben Gegenstand gelesen hat.

104) Die Ereignisse zu Paris am 26—29. Juli 1830 von Augenzeugen. Aus dem Französischen. Nebst mehreren Nachträgen von patriotischen Zügen und bis zur Thronbesteigung Ludwig Philipps I., mit der neuen konstitutionellen Charte und einem Plan von Paris. Karlsruhe, Müllersche Hofbuchhandlung. — 105) Ereignisse zu Paris am 26—29. Juli 1830 von mehreren Augenzeugen. Aus dem Französischen. Darmstadt, Leske, 1830. Beides das nämliche Werk, flüchtiger und weniger systematisch als die Schrift von Schnitzler, jedoch sehr reich an anziehenden Anekdoten, welche Schnitzler nicht aufgenommen hat, und die zur Erklärung der unzähligen Steindrucke dienen können, welche, Scenen der großen Woche darstellend, auch über Deutschland verbreitet worden sind.

106) Hochverrathsprozeß der Minister Karls X. Mit histor. Einleitung herausgegeben von Theodor v. Haupt. Erstes Bändchen. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1831. — Es ist löblich, daß diese interessante Episode der neuen französischen Geschichte besonders herausgehoben wird. Der Verfasser hat die bereits durch alle Zeitungen bekannten Aktenstücke und Protokolle, die Instruktion des Prozesses und die Debatten in historischer Folge zusammengestellt.

107) Ausführliche Darstellung der Ursachen und Begebenheiten der belgischen Revolution. Von einem Brüsseler Augenzeugen. Stuttgart, Hoffmann, 1830. — 108) Die Unruhen in Brüssel, Löwen, Lüttich ꝛc. von mehreren Augenzeugen. Aachen und Leipzig, Mayer, 1830. — Beide kleine Schriften kombiniren nur, was Zeitungen verkündigt haben, doch reicht die erstere bis über die Schlacht in Brüssel am Ende des September hinaus, während die zweite nur die Begebenheiten bis Mitte dieses Monats schildert. Auch ist die erstere unpartheiisch und läßt den Belgiern Gerechtigkeit widerfahren, während die in Aachen erschienene Schrift, ohne Zweifel in der löblichen Absicht, den auch in dieser Stadt eingeschlichnen Geist der Unruhe zu dämpfen, über die Revolution etwas polizeimäßig referirt.

109) Session de 1829 du Grand conseil du Canton de Vaud, par Charles Monnard, Lausanne 1829. — Der Verfasser ist der bekannte Professor Monnard, der vor zwei Jahren von der waadtländischen Regierung, wie

die Zeitungen damals berichteten, unwürdig mißhandelt wurde. Mit Recht sagt er hier, daß es keine ächte, wahre und vollständige Nationalrepräsentation gibt, wenn ihre Verhandlungen nicht öffentlich sind, und zu Jedermanns Kenntniß kommen. Die Hauptgegenstände der Session des Großraths von 1829 waren die Debatten über die Publicität der Verhandlungen über die Duldung der Religionssekten, zumal der Methodisten, genannt Momiers, über das Petitionsrecht, über Veränderungen in der Konstitution, besonders hinsichtlich der Wahlen, über die Verwaltung des Staatsraths, über den militärischen Tumult auf dem Montbenon bei Lausanne, über die Mittheilung der Großen-Raths-Sitzungen durch Journale, über die Untersuchung gegen die Professoren Monnard und Vinet.. Wir theilen hier Einiges mit. So sagte A. Nicole in der Sitzung vom 12. Mai unter andern über die religiöse Toleranz: „Wir sehen ihre glücklichen Wirkungen in den Niederlanden, in Deutschland und in Frankreich, denn in all diesen Ländern werden alle Sekten und Religionen neben einander geduldet. Die Toleranz beginnt selbst in ganz katholischen Staaten. Auf Roms Kapitol steht eine protestantische Kapelle im preußischen Gesandtschaftshaus und ist jezt formell von der päpstlichen Regierung anerkannt. So sind auch in Florenz und in Genua protestantische Kirchen. Welch herrliches Beispiel gibt uns nicht England! Voriges Jahr nahm dort die Regierung alle Gesetze gegen die protestantischen Dissidenten und dies Jahr die Gesetze gegen die Katholiken zurück, und wir wollten bei uns die Dissidenten nicht dulden, die, wie wir, die Bibel und das helvetische Glaubensbekenntniß zur Grundlage ihres Kirchenthums haben? Vielleicht meint man, solche Toleranz sey nur in großen Staaten anwendbar, vertrage sich aber nicht mit unserer Kleinheit. Auch dies ist ein Irrthum. Neben uns liegt ein Land, das noch viel kleiner ist, als das unsrige. Ich meine Genf. Hier nahm die Regierung den Grundsatz voller Toleranz und Glaubensfreiheit an, und dies that mir für unser Land leid. Wie ganz anders ist dies noch im Waadlande, in dem schönen, reichen und glücklichen Land, hier werden Gendarmen ausgeschickt, um Versammlungen auseinander zu sprengen, wo man die Bibel liest, während in Genf die Versammlungen der Dissidenten durch Soldaten gegen die Angriffe des Volks geschützt werden. So erfuhr der dortige Staatsrath einmal, daß die Methodisten in einem Haus Zusammenkunft hielten, und daß sich das Volk in Haufen davor versammelte, um sie beim Herausgehen zu mißhandeln und zu beschimpfen. Da die Gendarmerie in dem kleinen Kanton nicht zahlreich ist, so ließ der Staatsrath sogleich eine Kompagnie von der Garnison aufmarschiren, und rund um das Haus stellen. Als die Zusammenkunft zu Ende war, und die Methodisten nach Haus gehen wollten, fanden sie sich in ihrer Hoffnung getäuscht. Sie hatten auf Märtyrerthum und Verfolgung gerechnet, so wohl wurde es ihnen jedoch nicht. Denn die Soldaten bildeten sogleich von der Thür an eine doppelte Reihe, zwischen der die Methodisten ganz sicher ins Freie gelangen konnten. Dies Benehmen der Regierung machte einen so großen Eindruck auf das Volk, daß es seit diesem Augenblicke die Methodisten gehen ließ. Seitdem haben sie auch mehr ab- als zugenommen, und der Oberhirt derselben beklagt sich über Mangel an Verfolgung.

110) Ueber das Bedürfniß der Intelligenz unsrer Zeit und die Möglichkeit, mit einer liberalen Majorität einen Staat zu regieren. Zur Erwiderung auf des Herrn Friedrich Buchholz Aufsatz „über den fünften Akt der französischen Umwälzung." Leipzig, Bahrdt, 1830. — Herr Buchholz hat sich im lezten Oktoberheft seiner Monatschrift für Deutschland auf jene subalterne Weise über die Zeitereignisse ausgesprochen, die wir leider an so manchem deutschen Publicisten gewohnt sind. Wir geben nur drei Sätze aus seinem Aufsatz, die vom Verfasser der vorliegenden Schrift gebührend widerlegt worden sind, die wir aber als „Unsinn an sich" nackt hierher setzen wollen.

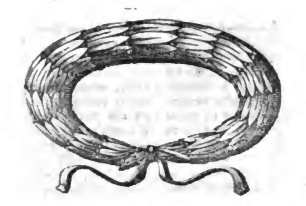
1) Eine Trennung der (legislativen und ausübenden) Gewalten soll, nach Herrn Buchholz, darum nichts taugen, weil dadurch ein Kampf zwischen diesen Gewalten entstehn muß.

2) Kammern taugen deßwegen nichts, weil Männer hineingewählt werden, welche sich nicht durch ununterbrochne Beschäftigung mit der Staatswissenschaft darauf vorbereitet haben, welche nicht studirte Staatszünftler sind.

3) Die absolute Monarchie ist darum die beste Regierungsform, weil die Gesinnung des Monarchen schwerlich eine andre seyn kann, als die, Freund und Vater seines Volks zu seyn.

Wenn wir nicht irren, war es Herr von Rehberg, der schon früher die Logik des Herrn Buchholz gebührend bekomplimentirt hat. Auch wir machen ihm hier unser Kompliment und gratuliren ihm zu den Fortschritten, die er seitdem gemacht hat. Doch, alle Kunst geht in Deutschland nach Brod, und wenn es keine Kunst mehr ist, dümmer zu seyn, als man sich stellt, so kommt doch die Kunst, sich dümmer zu stellen, als man ist, desto mehr in Aufnahme, und wer es in dieser Kunst — uns dünkt sie zu schwer, — zu einiger Fertigkeit bringt, dem ist wohlgethan.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 23. — 2. März 1831.

Geschichte.

(Fortsezung.)

111) Geschichte der spanischen Monarchie von 1810 bis 1823. Von Obersten von Schepeler. Erster und zweiter Theil. Aachen und Leipzig, Mayer, 1829, 1830.

Da der Verfasser selbst in der Vorrede zum zweiten Theil eingesteht, daß er häufig in den Fehler des rhetorischen Bombastes gefallen sey, so wollen wir dies nicht so streng rügen, um so weniger, als das Werk, die Mängel des Styls aufs reichlichste durch den interessanten Inhalt ersezt. Der Verfasser redet als Augenzeuge, er war selbst in Spanien und kämpfte in der spanischen (nicht englischen) Armee gegen die Franzosen. Die dem Deutschen in fremden Ländern fast noch mehr als im eignen treue Beobachtungsgabe hat ihn in den Stand gesezt, uns ein außerordentlich mannichfaltiges und vielumfassendes Gemälde des spanischen Freiheitskriegs zu entwerfen. Zwar mangelt es diesem Gemälde an der übersichtlichen Deutlichkeit, allein wie ist es möglich, diese Deutlichkeit zu erzielen, wenn man einen so verwickelten, in allen Theilen der pyrenäischen Halbinsel zugleich geführten Volkskrieg im Detail und nicht blos in wenig Hauptzügen schildern will? Grade der große Krieg, der sich kürzer fassen läßt, war damals dem kleinen Kriege der Guerillas und der vereinzelten Belagerungen untergeordnet, und man versteht diesen Nationalkampf gar nicht, wenn man nicht in die Details des kleinen Kriegs eingeht.

Zuerst redet der Verfasser von den politischen Schattirungen der damaligen Spanier und von den Kortes. Er ist ein eifriger Vertheidiger der leztern, und führt eine überflüßige Menge von Thatsachen an, aus denen hervorgeht, daß die Kortes aufs uneigennützigste nur das Wohl des Landes wollten, und daß das eigentliche Volk und seine ausgezeichnetsten, bürgerlichen Helden ihnen mit Enthusiasmus ergeben waren, daß aber die Geistlichkeit und der Adel ihre patriotischen Absichten stets zu vereiteln trachteten. Die Bischöfe und die Grands und Adlichen waren es, die sich Napoleon unterwarfen, und die eifrigsten Josephinos wurden, während sie es wieder waren, die in der revolutionären Regentschaft, im Schooß der Kortes selbst und an der Spitze der Provinzialjunten und des stehenden Heeres die servile Parthei bildeten, die alle Pläne der liberalen Mehrheit durchkreuzte. Wie hinderlich die Servilen waren, erhellt am besten daraus, daß Wellington es, so lange der Sieg noch zweifelhaft war, nicht mit ihnen, sondern mit den liberalen Kortes hielt, Wellington, der dem Liberalismus gewiß nicht den geringsten und dem Servilismus jeden Vorschub geleißet

hätte, wenn die verrätherischen Intriguen der leztern nicht die Energie der Spanier im Kriege gelähmt hätten. Später, als der Sieg entschieden war, wendete Wellington den Liberalen, die ihn so treu unterstüzt, freilich den Rücken zu. Diese, zur Zeit des Kampfs so nützlichen und so edel handelnden Kortes wurden später in die europäische Acht erklärt: „Franzosen spotteten über die Kortes von Cadix! Engländer behaupteten, „fremd sey ihnen die Nation.“ Die erstern schämten sich ihrer eignen fürchterlichen Revolution ohne scheinbaren Nutzen der Freiheit; die leztern sprechen aus Stolz, vergessend, daß sie, im Wirbel Europens sinkender Staaten, nur ihrem blühenden Zustande, gebaut auf Revolutionen, seit Johann ohne Land, bis zu den unglücklichen Stuarts, die feste Stellung verdankten. — Neu geformt aus einer Revolution, wie England aus den seinigen, steht jezt Frankreich da; selbst Spaniens Regierer borgen, nach dem Umsturz der Konstitutionen, den Kortes Gesetze und Licht ab, um durch das Chaos alter Ruinen zu schreiten. Eine neue Bildung entsteht durch die Feinde der Reformen selbst, und neben dem fürchterlichen Kriege werden die Kadixer Kortes der Nation nach Jahrhunderten, selbst in Amerika, noch ein schimmernder Wendepunkt seyn, mögen Liberale oder Serolle herrschen!“

Sodann geht der Verfasser zur Darstellung des Krieges über und malt seine erhabnen und schrecklichen Scenen in ununterbrochner Folge, ein herzerhebendes und wieder herzzerreißendes Gemälde. Mit Recht legt er beständig den Accent auf die himmelschreiende Ungerechtigkeit dieses Krieges, und auf die ruchlose Barbarei der von Napoleon gegen das unschuldige Volk gedungenen Henker. Auch der Beste wird schlecht, wenn er, sey es aus Zwang, sey es aus einer Verirrung des Ehrgefühls sich hergibt, für eine schlechte Sache zu streiten. Darum trübt sich der Ruhm aller französischer Feldherrn in Spanien, und nur Monceo und Macdonald machen eine Ausnahme. Die übrigen Feldherrn alle machten sich der unerhörtesten Grausamkeit gegen Wehrlose und der schamlosesten Räubereien schuldig. Soult, den jezt Frankreich wieder so hoch ehrt, war einer der herzlosesten Henker und Plünderer. Selbst der feinsittige, allgemein als so liebenswürdig geschilderte Sebastiani beging Thaten, die jedes menschliche Gefühl empören. „Vicente Moreno, Hauptmann des Regiments Velez Malaga, fiel in Sebastianis Hände, der alle Mittel versuchte, ihn zur Anerkennung des Königs Joseph zu bewegen, doch umsonst. Das starre Pflichtgefühl dennoch zu benutzen, ließ Sebastiani die Frau und Kinder des Gefangnen am Fuß des Hochgerichts auf ihn warten. Geh, theures Weib, sagte sanft der hinaufsteigende Held, geh, mein Ruhm ist, fürs Vaterland zu sterben; erinnre deine Kinder an solch Beispiel, daß auch sie lernen, mit Ehre dem Vaterland zu dienen. Und nach solch edlem Spruch ließ Sebastiani den Tod an Moreno vollstrecken.“ Doch bei weitem am verruchtesten trieb es Massena, der z. B. in Portugal die Einwohner aufs freundlichste einlud, in ihren Wohnungen zu bleiben, und sie nachher troz der feyerlich gegebnen Zusage desto sicherer plünderte. Wellington wich nicht aus seinem Lager und überließ das offne Land den Räubereien der Franzosen unter Massena, ohne sie nur durch ein Streifkorps zu beunruhigen. Bekanntlich erreichte er seine Absicht, denn Massena hungerte sich, indem er alles um sich her zerstörte, in seinem Lager selbst aus und mußte sich endlich, weniger vor dem Feind, als vor selbsterzeugter Hungersnoth und Pest zurückziehen. Der Verfasser gibt folgendes Bild vom Zustand Portugals zu jener Zeit: „Der Berghöhlen schauerliches Dunkel leiht Sicherheit den Geflüchteten. Ein wilder Feindestrupp stürzt heran: im Eingang auf den Knieen fleht ein Greis für sein Leben und fällt von Bajonetten durchbohrt. Männer, in Lumpen gehüllt, mit zerzaustem Haar den Wilden ähnlich, suchen jammernde Weiber und Kinder ins Innere zu flüchten: doch umsonst; mit Hohngelächter stürmt die Hölle nach, den Felsen färbt das Blut, und das schwächere Geschlecht ist sichere Beute. — Es naht, mit seinen Pfarrkindern geflohen, ein Priester, um der Religion lezten Trost den Sterbenden zu reichen; er folgt den Gemordeten in jene Welt. Der Frevel übt sich nun an Weibern, und Ueberdruß führt oft zum Todesstoß den Arm, der das Opfer der Lust brünstig umschlang. — Was heulen jene Kinder: erwürgt sie! Nein, ruft ein Teufel, die Brut laßt in der Wildniß verhungern!

Dort lagert eine Familie im finstern Felsenloch mit Pesthauch angefüllt, den Thieren gleich, und ist erkrankt. Kaum kann der Vater noch die nahe weidende Kuh oder Ziege melken, das Weib und ihren Säugling zu laben. Ein Feind raubt die einzige Rettung, tödtet den Mann, oder läßt ihm den Trost, mit Gattin und Kindern Hungers zu sterben. Doch kömmt vielleicht ein andrer noch des Weges, scheut nicht das Pestgemach, sättigt die Gier am sterbenden Weibe, und will sie fruchtlos widerstreben, so eilt ein schneller Tod dem langsam zehrenden zuvor.

So kam es, daß die Portugiesen, alt oder jung, mit Wuth jeden Feind als Banditen anfielen. Hatten aber die Führer der Franzosen keinen Theil an solchen Thaten? War das Lager nicht voll von Gefangenen, und verfuhr man anders mit Portugiesen, als Ibrahim Pascha mit Griechen? In Haushaltungen der Soldaten und Offiziere dienten Mädchen und Weiber aller Klassen, jeglichen Alters, als Sklaven: und als Sklaven wurden sie für geraubtes Gold verkauft, um wilde Lüste zu befriedigen. Wer kann nun solchen Menschenhandel mit den Worten entschuldigen: „die Weiber fanden sich nach und nach

recht gut in ihre Lage und manche stiegen vom Soldaten bis zum Chef?“ — Verdient das Laster nicht zweifache Hülle, wenn es sein Opfer bis zu eigener Verworfenheit entwürdigt? —

Wer wagt es zu sagen, daß der Portugiesen Grausamkeit zuerst das Zeichen zum Wüthen gab, da Massenas ersten Schritt über die Grenze der Mord befleckte, die Brandfackel beleuchtete? — Von hier bis zum Lager vor den Linien bezeichneten Ströme von Blut den Weg des Frevels, und wer Wüsten schafft und Menschen wie Thiere jagt, hat der ein Recht sich zu beklagen, daß sie reißend werden? Entschuldigt euer Spiel mit dem Morde, wie ihr kranke Männer und Greise bis zum Eckel geschändete Frauen zum frevelnden Spott im Kreise erhängtet, und wie ihr die Köpfe der Geschlachteten als Trophäen des Siegs über alle Menschlichkeit auf Pfähle stecktet, um dem Himmel noch Hohn zu sprechen! Die Verworfenheit schaffte in euern Lägern der Sultane Wohnsitz, mit türkischen Siegeszeichen geschmückt! — Sagt an, welche Kraft sich solchen Buben, die ihr mit Recht den Auswurf der großen Städte, Septembriseurs nennt, entgegen setzte? — Sahen nicht selbst die Hauptquartiere Santarem, Pernas, Torresnovas, Thomar Leyria ꝛc. solche Scenen? Wurden nicht, unter den Augen der Marschälle und Generale, die mit Versprechungen getäuschten Einwohner grausam mißhandelt, und zum Abschied ihre Häuser angezündet? Das Kloster Alcobaza, in Portugals Geschichte berühmt, barg die Ueberreste vieler Könige. Fremde Krieger, ehemalige Größe verachtend, öffneten die Gräber, gaben die Asche dem Winde, und höhnten, aus Knochen Spottgebilde aufthürmend, vergangener Macht. So sinkt auch das Höchste in den Staub, Neues hebt sich empor, und nur die Vergänglichkeit ist des Menschen Erbtheil hienieden! — Auf besonderen Befehl Massenas loderte das Kloster mit seinen Kostbarkeiten und architektonischen Zierrathen in Flammen auf, und an andern Orten konnte man oft nur aus herumgestreuten Büchern und Pergamenten schließen, daß die Ruinen ehemals Klöster waren. Omar! Omar! also auch im 19ten Jahrhundert hattest du Nachahmer, und leider wohl nicht die letzten!“

Nicht viel besser war es auf allen andern Punkten wo Franzosen hinkamen. So wüthete Augereau in Katalonien: „Durch Grausamkeit wollte Augereau den Katalan bezähmen; nie leer wurden die Galgen. Man hängte, ohne Unterschied, selbst der Vergehen, wo ausübender Patriotismus sich regte; und es bedurfte oft keines Befehles, die wilde Schaar in gräßliche That zu treiben. Hierin errang der Neapolitaner eine blutige Krone; denn je weiter vom Muth, je tiefer in Verworfenheit sinkt auch der Mensch. Ihren Kunstsinn schändeten diese Italiener, durch Bildung mannichfacher Figuren mit Knochen der Ermordeten; aus Schädeln tranken sie Wein; auf Gerippen, zu künstlichen Sitzen geformt, suchten Ruhe die Mörder! Und fanden sie wohl auch, bis dem Gewissen, wenn unversöhnlicher Katalonen Rache nun traf, begangenes Böse vorschwebte. Schuldige wie Unschuldige litten im Gewühl erfindender Barbarei; es entstand im Armeekorps ein höchst gespannter Zustand, der oft entgegengesetzt wirkte. Der Gedanke, „Blut gegen Blut, Tod gegen Tod und kein Ende als dieser,“ erregte in fühlenden Menschen die Sehnsucht nach ruhigen Scenen des Vaterlandes. Schon unwillig, als Sklave dienen zu müssen, wurde besonders der Deutsche vom Heimweh ergriffen, der sich so leicht doch an fremden Boden gewöhnt.“

Suchet, der am längsten in Katalonien und Valencia hauste, fügte zum grausamsten Mord noch das konsequenteste Plünderungssystem, daher ihn auch Nappleon als den am meisten energischen seiner Generale am meisten belobte.

Daß übrigens überall die Franzosen und nicht die Spanier mit der Grausamkeit den Anfang gemacht, beweist der Verfasser durch eine große Menge von Thatsachen. Die Franzosen wollten nämlich die alte barbarische Kriegsregel, Milizen und bewaffnete Bürger anders zu behandeln als das stehende Militär, auch in Spanien geltend machen, und während sie nur dem letztern die Kriegsehre erwiesen, verfuhren sie gegen die erstern wie gegen Räuber. Diese Kriegsregel ist barbarisch an sich und die Franzosen selbst hatten in ihrer Revolution längst das Verdammungsurtheil über sie ausgesprochen. In Spanien war sie nicht nur barbarisch, sondern auch unpolitisch, weil hier ein wahrer und ächter Volkskrieg geführt wurde, und weil solche Maßregeln, weit entfernt, das Volk einzuschüchtern, es vielmehr zur Verzweiflung bringen mußten. Die Spanier begannen die Grausamkeit nie, sie erwiederten dieselbe nur als Repressalien und verwahrten sich dabei aufs feyerlichste. Dies bestätigt der Verfasser durch viele Thatsachen. Unter andern erließ Mina folgendes Manifest: „Das gräßliche Betragen des Feindes hat den höchsten Punkt erreicht; weder die Gefühle der Menschheit, die Kriegsgesetze civilisirter Nationen, noch die Großmuth der Navarrer Freiwilligen konnten das blutige Schreckenssystem mildern. Navarra ist das Land des Jammers und der Trauer! — Beständig füllt die Thräne das Auge über den Verlust der besten Freunde; Väter sehen ihre Söhne hängen, weil das Vaterland sie vertheidigen; Kinder sehen ihre Väter im Kerker verschmachten; und einen

Helden erzeugt zu haben, wird mit dem Galgen bestraft. — Die Freiwilligen, brav und entschlossen im Kampf, zeigten Großmuth gegen überwundene Feinde. Die Tafel des Chefs war die des gefangenen Offiziers, und der Soldat erhielt tägliche Ration: selbst französische Offiziere bezeugen den Muth meiner Krieger in Waffen und ihre Freundschaft im Friedensgewande. Vieler gehängten und erschossenen Offiziere Schicksal beweinend, habe ich unaufhörlich französischen Generalen kräftige Vorstellung gegen die Gräuel gemacht; habe nichts versäumt, den scheußlichen Krieg in seine Schranken zurückzuführen; allein ernste Ursachen, das öffentliche Wohl erzwingen gegenwärtiges Decret. Zum Ueberfluß meiner Ueberzeugung, als lezte Erklärung französischer Unwürdigkeit und des Treubruchs schlechter Spanier, habe ich gesehen, wie 12 Einwohner in Estella, 16 in Pamplona, 4 Offiziere und 38 Freiwillige in zwei Tagen erschossen wurden. — Unaufhörlichen Mord gegen Geistliche, Soldaten und Bauern habe ich bis jezt nicht geahndet; allein das Maaß ist voll, und hier mein Beschluß: 1. In Navarra ist Krieg auf Tod und ohne Gnade, ohne Unterschied des Grades, auch den französischen Kaiser nicht ausgenommen, erklärt. 2. Französischer Offizier und Soldat, mit oder ohne Waffen gefangen, wird in seiner Uniform gehängt. 3. 4. 5. Offizier, Soldat oder Bauer, der einem Gefangenen zur Flucht hilft, wird gehängt; wer gegen dieses Dekret spricht, erschossen, und sein Eigenthum für die Division konfiscirt; das Haus aber, wo man einen Franzosen verbirgt, wird verbrannt.“

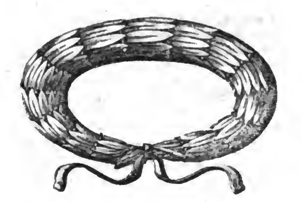
Noch ein Zug. Der Guerillachef Chaleco machte eine Abtheilung Franzosen zu Gefangenen. General Brenolt schrieb ihm: „Offiziere von ausgezeichnetem Verdienst und Soldaten von größter Tapferkeit sind in Ihre Hände gefallen, Herr Kommandant, und ich bitte, sie mit aller Achtung und Ehre zu behandeln, so wie ich es mit spanischen Gefangenen that. Haben Sie die Güte, ihnen gegen Quittung 4000 R. zu zahlen rc.“ — Chaleco antwortete: „Die Erfahrung hat meine Menschlichkeit bewiesen, auch daß ich mit Verachtung auf französische Grausamkeit sehe. Noch sind die Flecken des unschuldigen Blutes, durch Männer nun in meiner Gewalt vergossen, von der Erde nicht verwischt. Könnte ich herausfinden, wer den ermüdeten Spanier bei Calatrava mordete rc. Ihre Gefangenen werden bezeugen, wie zufrieden sie mit der Behandlung sind rc.“

Die französischen Soldaten konnten um so ungehinderter rauben und morden, als ihnen ihre Generale darin mit dem besten Beispiel vorangingen, Generale, die ohne gemeinsamen Oberbefehl ganz auf eigne Hand Krieg führten, sich wenig um einander bekümmerten und am wenigsten um den armen König Joseph, dessen die Geschichte blos erwähnt, wenn er sich genöthigt sah, mit seinem lächerlichen Hofe zu flüchten, was mehrere Mal geschah.

Was die Engländer betrifft, so ist der Verfasser auf sie, als Freunde, noch schlimmer zu sprechen als auf die Franzosen als Feinde. Er findet in dem Verfahren des englischen Kabinets und Wellingtons den krassesten Egoismus, der, Spanien selbst aufopfernd, nur das englische Interesse verfolgt. Gewiß wenigstens ist, daß die ausdauernde Tapferkeit der Spanier von England mit Undank belohnt, daß die treuen Kortes im Stich gelassen, die heldenmüthigen Generale der Freiheit um ihren Ruhm gebracht wurden, um diesen allein dem brittischen Feldherrn zuzuwenden. Gewiß ist, daß die Engländer in Spanien alle Fabriken zerstörten, die mit den ihrigen auch nur eine kleine Konkurrenz bewirkten, und nur zu gewiß sind die schauderhaften Gräuel, die Wellington seinen Soldaten gegen Spanier selbst in Badajoz und San-Sebastian erlaubte. In beiden von den Engländern mit Sturm genommenen Städten wurden die unschuldigen, die befreundeten Einwohner schonungslos ermordet und die brittischen Soldaten begiengen alle die Schandthaten, welche Suchets Banditen in Tarragona begangen. In San-Sebastian empfiengen die Einwohner, ob ihrer Befreiung jauchzend, die Engländer auf den Straßen und Balkonen mit wehenden Tüchern und tausendstimmigen Willkommen, als plötzlich eben diese Engländer mitten unter sie schossen, Jung und Alt mordeten, schändeten, die Stadt plünderten und endlich in Brand steckten. Die jammernden Spanier machten dem liebevollen Bundesgenossen unterthänige Vorstellungen, aber Wellington schämte sich nicht, der Geschichte zum Hohn, ganz kalt zu antworten: er habe noch nie gehört noch gesehn, daß eine mit Sturm genommene Stadt nicht geplündert worden wäre!

Vorzüglich tadelt der Verfasser die Ungerechtigkeit Wellingtons, sofern er sich allein den Sieg über die Franzosen zuschrieb, und vom ausdauernden Guerillakrieg der Spanier selbst nur mit Verachtung sprach. Ohne diesen kleinen aber ununterbrochnen und mörderischen Krieg würde Wellington allein die französischen Armeen nicht vernichtet haben. Nach officiellen Listen schickte Napoleon 673,581 Mann nach Spanien, wovon nur 253,534 zurückgekehrt sind. Nun frage man, ob die fehlenden 420,047 Mann hätten durchs Schwert der Engländer allein hingemäht werden können? Troz ihres großen Nutzens behandelte man die Guerillas nur geringschätzig und Mina erhielt erst ein Offizierspatent, als er schon seine glänzendsten Thaten vollbracht hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 24. — 4. März 1831.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

111) Geschichte der spanischen Monarchie von 1810 bis 1823. Von Obersten von Schepeler. Erster und zweiter Theil. Aachen und Leipzig, Mayer, 1829, 1830.

(Beschluß.)

Von diesen Thaten Minas, Empecinados und zahllosen andern kleinen Chefs gibt der Verfasser eine sehr ausführliche, oft sehr romantische Schilderung, wobei er ausdrücklich bemerkt, daß Mina und Empecinado immer viele Deutsche um sich gehabt, die von den Franzosen zu ihnen desertirt seyen, und daß Deutsche die wunderbarsten Abentheuer dieser Gebirgshelden mitbestanden hätten. Unzählbar sind die Züge vom Heldenmuth und edler Aufopferung des spanischen Volks. Nur einige wollen wir hier erwähnen. Als Valencia von Suchet bombardirt wurde, fiel eine Bombe in ein Haus und tödtete oder verwundete sieben Weiber und Kinder, die um ein Feuer saßen. Die meisten waren Flüchtlinge, deren Angehörige schrien: warum kapitulirt man nicht? Rasch entgegnete der Herr des Hauses: seht, auch meine Frau ist von der Bombe verwundet, doch hätte ich euch nicht Spanier geglaubt, mein Haus wäre nie ihre Zuflucht geworden. — Ein reicher Spanier hatte in der Schlacht seinen Sohn verloren und hielt seine schon vor Hunger halb todte Tochter in den Armen. Ein französischer Dragoner tritt heran: Nimm Spanier, ruft er mitleidig, und reicht ihm ein ganzes Brod. Aber der Spanier schüttelt wild den Kopf, ballt die Faust krampfhaft wie zum Dolchstoß und schlägt die Gabe aus. — Eine der anziehendsten Anekdoten ist folgende: Don Damaso de la Torre, Corregidor von Madrid, brachte eines Tages seine zwei Knaben in Uniform Josephinischer Bürgermilizen an den Hof. Der König fragte scherzhaft den Jüngsten: „Aber was willst du mit dem Säbelchen machen," worauf der Kleine die rasche Antwort gab: „Franzosen umbringen."

Leider ist das Bild der Restauration unter Ferdinand VII. noch barbarischer als das des blutigen Freiheitskampfes selbst. Nie hat edlere Helden schwärzerer Undank getroffen. Servile, die fast immer nur den Kampf aufgehalten hatten, und selbst Josephinos, die das Vaterland offenbar verrathen hatten, theilten sich in Ferdinands Gunst, während die Kortes und die heldenmüthigsten Guerillaführer gemordet, eingekerkert und verbannt wurden. Keine Belohnung der Treue, als Henkerbeil, Galgen und Kerkermauern! „Hier boten ein neuer König, abtrünnige, reiche Spanier, Belohnung dem Abfall; dort umlagerte Mangel und Tod die Treue, und dennoch

hielten sie wacker aus, zogen das Edle, Gefährliche dem Bequemen vor; und sie verdienten keine Belohnung? Doch die Welt gehört dem sinnlichen Genuß, die Zukunft und ein Jenseits erkennen nur Verdienst!“

112) Geschichte des Nationalkriegs auf der pyrenäischen Halbinsel unter Napoleon von F. A. Rüder. Mit einer Charte. Leipzig, Hinrichs, 1829.

Was dem vorigen Werke an deutlicher Uebersichtlichkeit abgieng, ersezt dieses. Es geht nicht so ins Detail, allein es gibt einen augenfälligeren Umriß des ganzen Kriegs, obgleich auch hier die Aufmerksamkeit auf viele Punkte vertheilt wird, wie es der Gegenstand mit sich bringt. Die Charte, auf der alle Festungen und befestigte Städte, von denen es damals in Spanien wimmelte, verzeichnet sind, erleichtert die Orientirung. Was übrigens Herr von Schepeler in der Wärme der Begeisterung zu viel gethan, das thut Herr Rüder vielleicht zu wenig. Da der Prozeß der Spanier noch nicht zu Ende ist, so darf ihr Geschichtschreiber wohl noch die Kälte des Richters mit der Wärme des Advokaten vertauschen.

113) Denkwürdigkeiten aus dem Feldzuge in Spanien in den Jahren 1810 und 1811 mit dem herzogl. weimarschen Kontingent, von C. Geißler, Militärwundarzt. Mit einem illum. Kupfer, Leipzig, Kohler, 1830. — Eine nicht uninteressante Reisebeschreibung, die indeß nicht ganz unsre Erwartung befriedigt, da der Verfasser nicht weiter als bis nach Gerona in Katalonien kam, wenige Meilen von der französischen Grenze. Indeß erzählt er aus dem Munde andrer, die weiter gekommen sind als er, manches Merkwürdige. Uebrigens ist er Feind der Spanier und entrüstet sich noch heute darüber, daß sie, gemeines Bauernvolk, sich unterstanden, regelmäßiges Militär zu insultiren. Wunderliche Gedankenverwirrung in deutschen Köpfen! Da gehn sie in aller Unschuld und Ehrlichkeit hin, ein fremdes Volk, das ihnen nichts gethan hat, zu morden und auszuplündern, und wundern sich noch höchlich, wenn jenes Volk die Sache übel nimmt.

114) Der Freiheitskampf in Südamerika. Nach den Memoiren des Generals Miller und andern zuverläßigen Quellen, historisch dargestellt von Dr. C. N. Röding, Herausgeber der Zeitschrift Columbus. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1830.

„Es ist dies der erste Versuch in das Chaos der südamerikanischen Zeitgeschichte Licht und Ordnung zu bringen und er hat daher gewiß auf Nachsicht Anspruch.“ Gewiß, und auch auf Dank, weil das Bedürfniß einer historischen Uebersicht über jenen ewig denkwürdigen Kampf immer fühlbarer geworden ist. Der vorliegende Versuch gewährt eine solche wohlgeordnete und deutliche Uebersicht, und es muß sogar gebilligt werden, daß er sich begnügt, die wesentlichsten und unbestrittensten Thatsachen zu geben, ohne sich in ein allzu weitläuftiges Detail einzulassen. Allerdings werden diese großen Unabhängigkeitskämpfe einst den Stoff zu dicken Bänden liefern, aber dann muß erst weit mehr und zuverläßiges Material gesammelt seyn. Vorerst ist die vorliegende Uebersicht äußerst schätzenswerth, wie dies schon aus folgender gedrängter Skizze erhellen wird, welche die Geschichte der eigentlichen Befreiung Südamerikas enthält, mit Ausschluß der später in den befreiten Republiken selbst wieder ausgebrochnen Händel.

Als die Franzosen im Frühjahr 1808 Spanien besezten, befanden sich die spanischen Kolonien ganz ruhig, und außer einigen durch die französische Revolution aufgeregten freisinnigen Köpfen dachte dort Niemand an eine Befreiung, weil die ganze Bevölkerung in jeder Rücksicht durch die Spanier — nur diese regierten — in blinder Unterwürfigkeit gefesselt war. Alles hieng vom Rathe von Indien in Madrid ab, und die einzelnen Governadore, die selten lange im Amte blieben, standen mit einander in gar keiner unmittelbaren Verbindung. Alle geistlichen und weltlichen Aemter waren mit Spaniern besezt, welche für diesen Zweck aus Spanien hingeschickt wurden. Zuerst faßten die Bewohner der General-Capitania Caracas, durch ihren Verkehr mit Westindien am meisten fremdem Einflusse ausgesezt, im Juli 1808 den Entschluß, eine Junta zu errichten, welche das Land für den von Napoleon gefangen gehaltenen König Fernando VII. regieren sollte. Diesen loyalen Entschluß suchte man auch im August 1808 in Meriko durchzusetzen. In Caracas kam die Junta am 19. April 1809 wirklich zu Stande. Die Kortes in Kadir erklärten aber diesen Schritt für Aufruhr, schickten Truppen ab, und so entstand der Mordkrieg; Bolivar, von Engländern und Deutschen unterstüzt, blieb endlich Sieger, vereinigte Neu-Granada und Quito mit seinem Vaterlande Caracas, und am 14. Nov. 1823 mußten sich die lezten spanischen Truppen im Fort bei Puerto Cabello den Republikanern ergeben. Die Republik besteht nicht, wie die nordamerikanische Union, aus Staaten, sondern ist eine Central-Republik, welche von dem Hauptorte Bogota aus durch Gouverneure regiert wird. Daher die wiederausgebrochenen Spaltungen, um so natürlicher, da die Nation ganz verarmt ist, so daß sich hier das alte Sprichwort: „Bei leeren Krippen beißen sich die Pferde!“ erfüllt. — Das Land ist zu groß, die bevölkerten Gegenden sind zu abgetrennt, um von

einem Punkte aus regiert zu werden. Bolivar, ein politischer Ikaros, suchte diesen Sonnenwagen zu lenken, Großbritannien stützte ihn, sonst hätte er längst das Schicksal des Dädaliden gehabt. Und ist es zu verwundern, daß sich nicht Alle von Einem befehlen lassen wollen?

In Neu-Spanien, der westlichsten Besitzung Spaniens und der gewinnreichsten, welche je ein Volk auf Erden besessen hat, brach die Revolution zuerst im September 1810 aus; ein für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes entglühter Geistlicher, Hidalgo, erregte einen Aufruhr, welcher unter den Ureinwohnern, die keinesweges zu verachten sind, großen Zulauf fand. Der wilde Haufen konnte dem Andrange des regelmäßigen Militärs nicht widerstehen, und der Aufstand endigte mit Hidalgos Hinrichtung am 27. Juli 1811. Statt nun durch milde Mittel das Volk zu beruhigen, wurden von den Altspaniern Grausamkeiten aller Art verübt. Die Nordamerikaner sandten den Guerillas der Patrioten Waffen und Schießbedarf, doch ohne bedeutenden Erfolg. Erst als sich 1820 durch Militärgewalt der König in Spanien gezwungen sah, eine Konstitution anzunehmen und diese auch in Meriko publicirt ward, sie geheimen Befehlen zufolge aber nicht eingeführt werden sollte, auch die Bitte der Spanier um einen spanischen Prinzen, den sie als konstitutionellen König anerkennen wollten, trotzig abgewiesen ward: da stellte sich Augostino Iturbide am 23. Februar 1821 an die Spitze der Nation und proklamirte die Unabhängigkeit. Die spanischen Behörden mußten weichen. Iturbide, der sich zum Kaiser machte, ward gestürzt. Am 23. November 1825 mußte sich die lezte Festung, welche die Spanier inne hatten, das Fort San Juan de Ulua vor Vera-Cruz, ergeben. Am 24. Oktober 1824 ward bereits eine Konstitution eingeführt, wodurch Neu-Spanien, nach dem Muster der nordamerikanischen Union, in 20 merikanische Bundesstaaten verwandelt ward. Ist zu erwarten, daß diese in so kurzer Zeit von 6 — 7 Jahren völlig über ihre Verfassung einig zu werden im Stande sind, da von allen Seiten die Altspanier, die Geistlichen, die europäischen Monarchisten, die Britten, die Nordamerikaner u. s. w. operiren, um die Republik nach ihren besonderen selbstsüchtigen Absichten zu modeln oder wohl gar an sich zu reißen?

In Buenos-Ayres standen nur wenige spanische Truppen, und bereits am 25. Mai 1810 begann eine Junta ihre Sitzungen. Diese hatte gleich anfangs nicht blos mit den Spaniern, die theils von Peru aus vordrangen, theils, unterstüzt von den Portugiesen in Brasilien, sich zu Montevideo behaupteten, sondern auch mit innern Zwistigkeiten zu kämpfen; aber die Regierung, durch Handelsverbindungen mit Europa aufgeklärt, bewies, so oft auch das Personal wechselte, eine merkwürdige Energie und Selbstaufopferung. Das Land behauptete unter stetem Wechsel der obrigkeitlichen Personen, welches in einer Republik nicht so viel zu bedeuten hat, wie in einer Monarchie, seine Freiheit. Um das Innere wenigstens von einer Seite zu beschützen, ward ein talentvoller junger Krieger, San Martin aus Buenos-Ayres, im Anfang 1817 mit einem kleinen Kriegsheere über die Hoch-Anden geschickt, Chile befreien zu helfen.

In Chile bewirkten drei Brüder, Carrera, junge Offiziere, welche Lust hatten, in Amerika Buonapartes Rolle und die seiner Brüder zu spielen, schon am 18. Juli 1810 eine Revolution gegen Spanien. Da sie sich nicht beliebt zu machen wußten, so wurden sie durch die unter Gainza gelandeten spanischen Truppen nach der Schlacht bei Talca am 19. Mai 1814 leicht verjagt. Der oben erwähnte San Martin aber, welcher die Carreras von sich entfernt hielt und verfolgte, war so glücklich, im Treffen bei Chacabuco am 12. Februar 1817 und in der Schlacht bei Mappo am 5. April 1818 sie gänzlich zu überwinden und aus Chile zu vertreiben. Seitdem besteht die Republik Chile unabhängig und ungestört, besonders seitdem die alten Besitzer des Landes, die Spanier, welche sich auf dem südlichen Bestandtheile von Chile, auf der Insel Chile, behaupteten, unter Quintanilla, im Januar 1826 durch den damaligen Direktor Don Ramon Freire vertrieben wurden.

Buenos-Ayres strebte 1810 unaufhörlich die einzelnen bewohnten Punkte der weiten Flachgegend zwischen den Anden und dem Parana, dem Hauptzufluß des Rio de la Plata, in eine Union, nach der Weise der vereinigten Staaten von Nordamerika, zu verbinden. Doch die durch große Ströme getrennten, von wilden Indianerstämmen bedrohten Städtchen und Dörfer hatten dafür keinen Sinn, — es fehlt dort jede Ahnung von Bildung und im Volke herrscht große Trägheit. War von Unabhängigkeit die Rede, so wollte jedes, wie die Glieder in der Fabel des Menenius Agrippa, für sich bestehen, und war abgeneigt, einem Ganzen die nothwendigen Opfer zu bringen. Es wütheten, wie in Deutschland zur Zeit des Faustrechts, innere Fehden, eine Provinz befehdete die andere. Dazu kam der Umstand, daß schon im Jahr 1810 in der reichsten, bedeutendsten Provinz des Innern, welche den obern Theil des Parana beherrscht, in Paraguay, ein kräftiger Mann, Gasparo de Francia, aufstand, welcher dieses 6824 Quadratmeilen große Land mit einer halben Million Menschen knechtisch zu zügeln

und von aller Verbindung mit Buenos-Ayres abzuhalten strebte, wodurch der Verkehr im Innern und mit dem westlichen Brasilien bis fast 20 Jahre unterbrochen ward. Erst im Anfange des Jahres 1829 hat er den Handel freygegeben, nur nicht nach Buenos-Ayres, gegen welchen Freistaat er den größten Widerwillen hegt. Dennoch bewirkte Buenos-Ayres die Befreiung von Chile, widersetzte sich kräftig der gewaltsamen Vereinigung der Provinz Montevideo, die größtentheils spanischen Ursprungs ist, mit Brasilien, welches durch Portugiesen kolonisirt ist, und bestand seit April 1825 einen rühmlichen Kampf mit dem Kaiserthum, dem einzigen monarchischen Staate in Amerika, welcher durch den Frieden zu Rio de Janeiro am 27. August 1828 mit der Befreiung von Montevideo endigte. Dieser Friede ist eine Frucht, woran sich die Energie der Union der Provinzen des Rio de la Plata erkennen läßt.

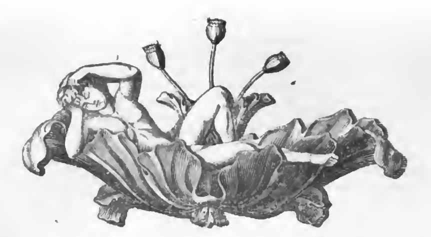
Nach der Ueberwindung der spanischen Truppen in Chile faßte San Martin, durch den am Ende des Novembers 1818 aus England nach Chile entwichenen Lord Cochrane angereizt, einen Plan, der für Südamerikas Befreiungs-Geschichte stets denkwürdig bleiben wird. Peru war der Mittelpunkt der spanischen Macht in Süd-Amerika, von Peru aus war Chile durch Landungen und Buenos-Ayres mittelst vordringender Truppen bedroht. Peru mußte revolutionirt und die dort stehende spanische Armee bezwungen werden, dann war Südamerika befreit. Doch Lord Cochrane that mehr; er vollendete den ersten Hauptschritt zum Ziele. Er zerstörte die Verbindung der in Peru stehenden spanischen Streitkräfte mit Europa, indem er die Küstenorte blokirte und die spanische Flagge durch glückliche Streifzüge aus dem stillen Meere verbannte. Den zweiten Zweck, die Ueberwindung der spanischen Macht in Peru, sollte eine unter San Martin in Valparaiso versammelte Befreiungsarmee, welche aus Chilenos und Argentinern (Truppen der Plata-Staaten) bestand und am 21. August 1820 aus Chile nach Peru absegelte, ausführen. Perus Haupthafen Callao, ward durch Lord Cochranes Geschwader blokirt. Am 28. Juli 1821 zog San Martin triumphirend in die Hauptstadt der Lima ein, und erklärte Peru für unabhängig. Doch die Spanier, unter den für den Krieg gebildeten Feldherrn La Serna, Valdez, Canterac u. s. w., zogen sich in die inneren Gebirgsgegenden zurück und empfiengen alle Hülfsmittel zur hartnäckigen Fortsetzung des Krieges aus dem reichen Oberperu. Freilich erklärten sich viele Peruaner für die Revolution, aber San Martin konnte sich nicht behaupten.

Mittlerweile hatte der Befreiungskampf in Columbia eine so glückliche Wendung genommen, daß Bolivar daran denken konnte, in San Martins Plan einzugehen, um die gänzliche Befreiung Südamerikas zu bewirken, wodurch zugleich die Südgrenze der neuen Republik gesichert ward.

Bolivar rückte mit seiner aus Columbiern, Britten und Deutschen bestehenden Armee von Norden in Peru ein, zog die Trümmer der Befreiungsarmee und die Peruaner unter La Mar an sich, und nach vielen Hin- und Hermärschen und unter Umständen, wo der Ausgang höchst ungewiß war, gewann der General Sucre, von dem tapfern Engländer Miller unterstüzt, am 7. December 1824 die Schlacht bei Ayacucho, welche die Befreiung von Südamerika entschied. Vermöge der auf dem Schlachtfelde abgeschlossenen Konvention räumten die königlichen spanischen Truppen ganz Südamerika. Blos Callao vertheithigte sich noch unter dem General Rodil bis zum 22. Januar 1826, als dem Tage, wo die lezten Spanier aus Südamerika weichen mußten. Mittlerweile hatten Bolivar und Sucre mit ihren Truppen nicht nur ganz Peru, nun eine Republik, sondern auch die Gebirgsgegenden jenseits des Desaguadero für ihre Freiheit erobert. Jene Gebirgsgegend, Oberperu, zur spanischen Zeit dem Vice-Königreich Buenos-Ayres angehörig, hatte sich 1813 der Republik der Platastaaten angeschlossen, war aber bald wieder von den spanischen Truppen (unter Goyeneche und Pezuela) unterworfen. Jezt im Januar 1825 bildete Bolivar aus dieser Gebirgsgegend eine neue Republik, welche sich nach seinem Namen Bolivia nannte.

Dies ist der Grundriß der Geschichte, der nun in dem vorliegenden Werke weiter ausgeführt ist. Die Revolutionen aller einzelnen Provinzen werden darin nach einander genauer und sehr anziehend geschildert. Die nachfolgenden Partheikämpfe der Republikaner unter sich, nach vollendeter Entfernung der Spanier, so wie die tolle und mißlungne Expedition des General Barradas nach Mexiko, gehören in den zweiten Akt des großen Dramas, auf den sich der Verfasser hier noch nicht einlassen konnte, weil er noch nicht vollendet ist. Doch mit Recht erklärt er die noch gegenwärtig in Südamerika wüthenden Bürgerkriege als natürliche Folgen einer so plötzlichen und großen Erschütterung, wie es die des Unabhängigkeitskampfes war, und mit eben so viel Recht, wie es uns scheint, prophezeiht er, daß die gährenden Elemente ihre Beruhigung finden und Südamerika in die glänzende Lage versetzen werden, zu der es von Natur berufen ist. Eine interessante Biographie des Generals Miller, der unter Bolivar kämpfte, ist dem Werke beigegeben.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 25. — 7. März 1831.

Heilkunde.

Die Cholera morbus, ihre Verbreitung, ihre Zufälle, die versuchten Heilmethoden, ihre Eigenthümlichkeiten und die im Großen dagegen anzuwendenden Mittel. Mit der Charte ihres Verbreitungsbezirks. Von Friedrich Schnurrer, D. M. Leibmedikus Sr. Durchlaucht des H. Herzogs von Nassau. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1831.

Wieder ein neues und gutes Werk über die Cholera, das uns alle Reize dieser anmuthigen Orientalin und ihre Biographie in prägnanter Uebersicht schildert. Der Verfasser vergleicht die Cholera zunächst mit andern großen Erscheinungen verwandter Art, mit dem gelben Fieber und der eigentlichen Pest. „Eine Hauptverschiedenheit des gelben Fiebers von der Pest besteht darin, daß erstere Krankheit einen nur wenige Meilen breiten Küstensaum zu ihrem Verbreitungsbezirke hat, wer sich zu entfernen vermag, demnach nur einige Meilen zu reisen braucht, um sich ganz sicher zu fühlen; die Pest dagegen, wenn sie auch jezt, wie es scheint, auf engere Grenzen sich zurückgezogen hat, sich doch immer noch auf einer Fläche verbreitet, die Nordwärts von dem Wendekreise des Krebses und westlich vom kaspischen Meere und von dem persischen Meerbusen 70° Länge und an einigen Stellen 31½ Breite beträgt, und auf welchem die Krankheit in Thälern und höher gelegenen Gegenden vorkommt.

Durchaus verschieden verhält es sich mit der Cholera. Hier reicht, einzelne Orte kaum ausgenommen, die Sterblichkeit bei Weitem nicht an die der Pest oder des gelben Fiebers. Selbst diejenigen, welche die Zahl der Todten für Hindostan, bei einer Bevölkerung von 40 Millionen zu 2½ Millionen annehmen, gehen dabei von der Voraussetzung aus, daß alle und jede Orte befallen worden seyen, was sich in der That gar nicht so verhielt; aber bei den Truppen, die, weil Erwachsene und das männliche Geschlecht vorzüglich befallen wurden, die relativ stärkste Sterblichkeit erleiden mußten, und bei welchen die Zahl auch am genauesten angegeben werden kann, differirte dieselbe schon in den ersten Jahren vom 5ten bis zum 100sten, und von 1818 bis 1821 betrug sie nirgends mehr als den 100sten Mann.

Auch will nirgends, wo die Krankheit bereits vorübergezogen ist, Jemand an ihre Ansteckung glauben.

Aber hier ist es erstens der ungeheure Verbreitungsbezirk. — Welche Entfernung von den Gewürzinseln bis Nischerey-Nowgorod und von der Insel Moriz an der Südspitze Afrikas bis zu den Steppen der Kirgisen! Zweitens das urplötzliche Erscheinen und der fürchterlich

rasche Verlauf der Krankheit und endlich das Mysteriöse der ganzen Erscheinung, ohne zu wissen, wann und auf welche Punkte es ausbrechen werde, glaubt man, wohin man tritt, die Krankheit wie den Geist Hamlets unter seinen Füßen zu spüren; und weil die Krankheit in ihrer Verbreitung so wenig Aehnlichkeit mit den andern ansteckenden Krankheiten, wie Pocken, Pest u. s. w. hat, so kann auch nicht von Schutzmitteln die Rede seyn."

Im ersten Abschnitt gibt der Verfasser sodann eine Geschichte des Ausbruchs und der Verbreitung der Cholera, und hiebei gewährt die dem Werke beigegebne Charte eine treffliche Uebersicht. Die Cholera brach aus am 19. August 1817 zu Zilla Jessore hundert englische Meilen nördlich von Calcutta. Alsbald verbreitete sie sich über das ganze Gebiet des Ganges, den Fluß aufsteigend, dann im Winter und in den Jahren 1818 und 1819 drang sie in beiden indischen Halbinseln bis zu deren südlichsten Spitze vor, setzte diesen Weg 1820 auf die Inseln fort und wandte sich von Manilla wieder nordöstlich nach China, 1821. Von da machte sie einen ungeheuern Sprung, erschien am persischen Meerbusen und stieg am Euphrat und Tigris wieder eben so hinauf, wie früher am Ganges, und verheerte bis 1823 die asiatische Türkei und Persien. In demselben Jahre 1823 da sie am weitesten nach Westen, nämlich bis an die Küste des Mittelmeers vordrang, drang sie zugleich auch am weitesten nach Osten bis Amboina vor. Seitdem aber nahm sie ihre Richtung nordwärts, erschien 1826 wieder in China und in der jetzigen Zeit noch nördlicher in Rußland. 1820 drang sie am weitesten nach Süden, (Insel Bourbon). 1823 zu gleicher Zeit am weitesten nach Osten und Westen (Amboina und Antakia am mittelländischen Meere), 1830 am weitesten nach Norden (bis in die Nähe von Petersburg). Wäre hier nach Raum und Zeit ein symmetrisches Verhältniß anzunehmen, so würde die Cholera vielleicht 1833 oder 1837, von ihrem nördlichen Pol wie frühere von ihrem südlichen zu ihrem Aequator zurückkehrend, sich um so viel weiter östlich und westlich ausbreiten, als ihre nördliche Aufsteigung größer war wie die frühere südliche. Auch könnte man annehmen, die Cholera müßte sich, blos der Symmetrie zu liebe, von der senkrechten Mittellinie aus, die zwischen Moskau und der Insel Bourbon liegt, eben so weit westlich verbreiten, wie östlich und dann müßte sie sich über ganz Europa ausdehnen, denn ein Blick auf die Charte zeigt, daß die Cholera bisher ein Kreuz dargestellt hat, dessen nördliches Ende unsern von Petersburg, dessen östliches in Amboina und dessen südliches in der Insel Bourbon ihre äußerste Ausdehnung erhalten zu haben scheinen, während das westliche Ende noch ganz verkürzt erscheint und bis Kadir fortlaufen müßte, um dem östlichen bei Amboina endenden Arm die Wage zu halten. Wollte man aber so fortrechnen, so bliebe am Ende kein Punkt auf der Erde von der Krankheit verschont. Möglicherweise hat sie, nachdem sie den Kreis um Süden, Osten und Westen gezogen, im Norden ihr Ziel erreicht.

Der zweite Abschnitt handelt von den Zufällen oder dem Verlauf der Krankheit. Diese Schilderung stimmt mit der überein, die wir vor Kurzem in diesen Blättern aus einem andern Werke über die Cholera anführten, wir übergehn sie also hier. Im dritten Abschnitt werden die bisher versuchten Heilmethoden besprochen, woraus sich leider ergibt, daß die rechte und untrügliche noch nicht gefunden ist, daß die bekannt gewordenen sich sämmtlich widersprechen und keine ein genügendes Resultat geliefert hat. Sehr interessant dagegen ist die Ansicht des Verfassers, daß aller Wahrscheinlichkeit nach äußre Mittel den innern vorzuziehn seyn dürften. „Da man annehmen muß, daß bei dem allgemeinen Collapsus innerlich gegebene Mittel kaum wirken werden, weil es ganz an der Receptivität, ihre Eindrücke zu empfinden, fehlt, und am Ende höchstens nur von einer chemischen und mechanischen Wirkung die Rede seyn kann: so läßt sich fragen, ob es dann nicht auf solche Weise wirkende äußerliche Mittel gebe, vermöge welcher durch starke Impression auf die festen Theile der Kreislauf und das Spiel der Secretionen wieder hergestellt werden könnten?"

Der vierte Abschnitt handelt von den Eigenthümlichkeiten der Cholera in ihrer Verbreitung, wobei der Verfasser ausdrücklich diese Krankheit für nicht ansteckend erklärt, wie dies aus unzähligen Beispielen sich beweisen läßt, während die für die Ansteckung angeführten seltnen Beispiele auf falschen Voraussetzungen zu beruhen scheinen. Im lezten Abschnitt spricht der Verfasser von den im Großen gegen die Cholera zu ergreifenden Mitteln, und nachdem er gezeigt hat, wie die Krankheit immer vorzugsweise diejenigen Völker und Stände heimgesucht habe, die aus Naturell oder Armuth zu Schmutz und angestrengter und dürftiger Lebensweise hinneigen, sagt er die parador klingenden, aber gewiß sehr beherzigenswerthen schönen Worte: „Wo Friede und der höchste, mit persönlicher Sicherheit verträgliche Grad der Freiheit mit seinen Segnungen des Fleißes und des Wohlstandes gilt, wird wahrscheinlich dieses Uebel milder vorüber schreiten, nicht Quarantaine, sondern die Herrschaft des Gesetzes und das Huhn im Topfe wird es respektiren."

Zum Schluß macht der Verfasser eine Bemerkung, die gewiß von großer Wichtigkeit ist. Er warnt nämlich die höchsten Behörden, ja nicht von oben herab irgend eine Behandlungsweise der Cholera vorzuschreiben, und verlangt, daß, so lange das rechte Mittel noch nicht gefunden sey, jeder Arzt das Recht habe, es auf seine Weise zu suchen, denn auch „im Reich der Wissenschaft

werden wirklich Fortschritte nur dann gemacht, wenn freie Diskussion und Gleichheit der Rechte gelten."

Geschichte.

(Fortsetzung.)

115) Der Birmanenkrieg von dem Major J. J. Snodgroß, Militär-Sekretär bei dem kommandirenden General der brittischen Armee und politischen Agenten in Ava. Aus dem Englischen bearbeitet und mit Anmerkungen versehn von Gustav Nagel, vormals Lieutenant in königl. großbrit. Diensten. Mit zwei Kupfern und mehrern Original-Dokumenten des Königs der Birmanen 2c. Hannover, Hahn, 1830.

Ein äußerst interessantes Werk, worin wir über den lezten Birmanenkrieg (1824 — 1826) vollen Aufschluß erhalten. Der Verfasser machte den denkwürdigen Feldzug des englischen Generals Archibald Campbell mit und schildert alle Umstände des Kriegs bis zu dem Frieden sehr genau. Wir geben eine Skizze davon.

Indien theilt sich bekanntlich in zwei große Halbinseln. Die westliche war bisher vorzugsweise ein Gegenstand der englischen Politik. Sie ist von den englischen Niederlassungen in Goa, Bombay, Madras und Calcutta umzingelt und bereits fast ganz erobert, seitdem die Maratten, der am meisten kriegerische Stamm des Binnenlandes, überwunden sind. Die östliche Halbinsel dagegen ist erst in den neuesten Zeiten in den Bereich der englischen Politik getreten. Auch hier beherrscht das Binnenland ein kräftiger Kriegerstamm, die Birmanen, die in frühern Zeiten ihre schwächern Nachbarn unterwarfen und mit sich verschmolzen, namentlich die Peguaner. Das Reich von Birma war bis 1824 das mächtigste in ganz Ostindien und den englischen Besitzungen um so gefährlicher, als es seine Grenzen bis nahe an den Ganges, unfern von Calcutta erstreckte. Auch zeigten die Birmanen, da sie noch niemals mit Europäern Krieg geführt und bisher alle ihre asiatischen Nachbarn besiegt hatten, sehr viel Troz und Uebermuth. Der birmanische Statthalter von Arakan, der zunächst Calcutta gegenüberliegenden birmanischen Provinz erlaubte sich räuberische Einfälle in das englische Gebiet, und machte den Namen der Birmanen so gefürchtet, daß die friedlichen Einwohner der englischen Hauptstadt bereits zitterten und sich nicht mehr für sicher hielten. Auf die freundnachbarlichen Vorstellungen der ostindischen Regierung antwortete der Kaiser von Birma nur mit einem verächtlichen und beleidigenden Stillschweigen. Unter diesen Umständen wurde der Krieg erklärt, den die Engländer um so lieber unternommen haben mögen, als sie sich bei ihrer europäischen Kriegskunst einen leichten Sieg und neue wichtige Eroberungen versprechen durften. Man stellte indeß an der nächsten Grenze von Arakan nur ein Beobachtungskorps auf und machte den Hauptangriff auf Birma von einer ganz andern Seite, zur See. Da nämlich das Binnenland von Birma mit der Hauptstadt Ava von Bengalen, dem großen Flußgebiet des Ganges, durch schwer zu passirende Gebirge getrennt ist, so zogen es die Engländer vor, von der Südspitze des birmanischen Reichs aus, da wo in der Nähe der Stadt Rangun der große Fluß Irawaddy ins Meer mundet, diesen Fluß zugleich mit einer Flotille und einem Heer aufwärts zu gehn und so auf dem bequemsten Wege ins Herz des Reichs und bis zur Hauptstadt Ava, die an diesem Flusse liegt, vorzudringen. Dieser eingangsgedachte Plan wurde durch den tapfern General Campbell aufs geschickteste ausgeführt. Er segelte am 17. April 1824 mit etwa 6000 Mann ab und landete bei Rangun, fand aber diese Stadt völlig leer. Die Birmanen hatten alle Einwohner fortgeschleppt, und das Land umher verwüstet, um den Engländern die Subsistenzmittel zu entziehn. Rangun war auf der Landseite mit weiten pfadlosen Wäldern umkränzt, unter deren Schutz eine zahlreiche birmanische Armee unter Wungie Sykia operirte. Dieser schloß einen weiten Kordon um Rangun und legte sehr weitläuftige und kunstreiche Schanzen an. Allein, da die Birmanen auf die Wirkungen des schweren Geschützes nicht gefaßt waren, auch selbst nur eine leichte und schlecht bestellte Artillerie hatten, so gelang es den Engländern bald, ihre Schanzen zu durchbrechen und eine große Niederlage unter ihnen anzurichten. Einem neuen birmanischen Feldherrn Wungie Soomba, gieng es nicht besser, er blieb im Gefechte. Auch der dritte Feldherr, der königliche Prinz Sarrawuddy wurde geschlagen. Nun erhielt ein alter geprüfter Feldherr, Maha Bandula, den Oberbefehl, zog große Verstärkungen an sich und entwickelte in der That bedeutende strategische und taktische Talente. Allein die birmanische Kriegskunst war der englischen dennoch nicht gewachsen und nach einem verzweifelten Kampf sah sich der greise Feldherr zur Flucht genöthigt. Er sammelte indeß von neuem bedeutende Streitkräfte in der Stadt Donubin. Auf diese Weise gieng das Jahr 1824 zu Ende. Campbell, dessen Truppen durch Schlachten und Krankheiten sehr gelitten hatten, erhielt neue Verstärkungen und brach zu Anfang des Jahrs 1825 endlich von Rangun auf, um Bandula von Donubin zu vertreiben und am Fluß Irawaddy weiter vorzudringen. Bandula vertheidigte die Stadt mit großem

Heldenmuth, aber eine Bombe raubte ihm das Leben, und nun flohen die Birmanen aus der Stadt und überließen sie dem Sieger. Von hieraus marschirte Campbell den Fluß immer weiter aufwärts und kam bis nach Prome, einer großen Stadt, die von den Birmanen nicht vertheidigt, sondern verlassen und in Brand gesteckt wurde. Ueberall kamen die Engländer durch paradiesische Gegenden, deren Fruchtbarkeit und herrliches Klima sie nicht genug rühmen können, aber leider waren alle diese Gegenden durch die Birmanen systematisch verheert und die Einwohner vom Kriegsschauplatz fortgetrieben. Da die Regenzeit eintrat, so mußte Campbell in dem halbverbrannten Prome, wie den vorigen Sommer in Rangun, die bessere Jahreszeit abwarten. Es gelang ihm, viele der vertriebnen Einwohner zurückzubringen und sich bei ihnen beliebt zu machen, was um so leichter war, als das Volk unter dem ärgsten einheimischen Despotismus seufzte, gegen den die englische Großmuth und Milde glänzend abstach. Bei dieser Gelegenheit werden die guten Eigenschaften der Birmanen gerühmt. Der Verfasser sagt von ihnen, alle ihre Tugenden sind ihnen angeboren, ihre Fehler nur aufgeimpft durch den Despotismus. Dabei sind sie sehr gebildet. Jeder Birmane kann lesen und schreiben und sie haben zahlreiche Bibliotheken von Werken aus allen Fächern der Wissenschaft. — Die Zeit der Ruhe wurde von Seiten der Birmanen zu neuen Rüstungen und zu Unterhandlungen benuzt. Sie sendeten den Kee Wungie, einen ihrer geistreichsten Staatsmänner ab, mit Campbell sich zu besprechen. Sein Benehmen war sehr würdevoll und edel, doch war es nicht möglich, eine friedliche Ausgleichung zu treffen, da der Kaiser von Birma, vom Kriegsschauplatz fern und die Macht der Engländer falsch beurtheilend, durchaus nicht nachgeben wollte. Ein neues starkes Heer unter Maha Memiow, wobei sich auch drei vornehme Amazonen befanden, die für unverwundbar gehalten und abergläubisch verehrt wurden, brach gegen Campbell auf, um sich von neuem schlagen zu lassen. Der Feldherr selbst, so wie eine der schönen Amazonen, blieb auf dem Platz. Die Engländer rückten nun immer weiter den Fluß hinauf bis vor die Stadt Mellune. Hier suchte eine neue Gesandtschaft des Kaisers sie aufzuhalten, da der Kaiser aber nur Zeit gewinnen und keineswegs sich schon für bezwungen erklären wollte, so sezte Campbell den Krieg fort. Das neue Heer, das unter dem Prinzen Memiaba Mellune vertheidigen sollte, wurde geschlagen, wie alle frühern und Campbell rückte nun unmittelbar gegen die Hauptstadt Ava selbst vor. Die birmanische Tapferkeit war indeß noch nicht erschüttert. Noch einmal wagte das ehrgeizige Volk eine lezte entscheidende Anstrengung. Nid-Wun-Briehu (Fürst der Finsterniß) einer der gefürchtetsten birmanischen Krieger, stellte sich an die Spitze eines fanatischen Heeres, allein auch er wurde geschlagen, und auf Befehl des erzürnten Kaisers hingerichtet. Jezt erst, am 24. Februar 1826, wurde der Friede geschlossen, in welchem Arakan und die ganze Westküste des birmanischen Reichs bis an die Gebirge, durch die sie von dem Flußgebiet des Irawaddy getrennt ist, an die Engländer abgetreten wurden. Mit Recht bemerkt der Verfasser, daß der Kaiser von Birma der Sache eine ganz andre Wendung hätte geben können, wenn er seine Hauptstadt Preis gegeben und sich in die weitläuftigen Ostprovinzen seines Reichs zurückgezogen hätte. Die Engländer wieder dann, wenn sie auch Ava eingenommen hätten, unverrichteter Sache wieder haben zurückkehren müssen, da es ihnen unmöglich gewesen wäre, so große Länder zu behaupten.

Der Uebersetzer hat aus einem anderen trefflichen Werke, Symes Gesandtschaftsreise nach Ava, mehrere Schilderungen der birmanischen Sitten, zur Erläuterung des Textes in den Noten aufgenommen, die hier ganz an ihrer Stelle sind. Wir ersehn aus beiden Werken, daß die Birmanen eine liebenswürdige, verhältnißmäßig sehr gebildete, heldenmüthige und außer in politischer, in jeder andern Hinsicht Achtung einflößende Nation sind. Ihre Gutmüthigkeit, ihr Verstand, ihr lebhafter Geist, ihr Ehrgefühl weisen ihnen einen höhern Rang an, als ihn die meisten andern südasiatischen Völker behaupten. Ihre Gelehrsamkeit ist sehr ausgebildet und noch gegenwärtig in Flor, die Bibliotheken im trefflichsten Zustande. Ueberdies ist ihr Land eins der schönsten, fruchtbarsten und gesundesten der Erde und hat in dieser Hinsicht bedeutende Vorzüge vor Bengalen. Auch ist es sehr reich an edlen Metallen und Steinen. Die Pagoden und Palläste strotzen von Gold, eben so die Kleider, Geräthe und Möbeln der Vornehmen. Eine gewisse Kaste sezt sich sogar Edelsteine ins Fleisch, die in demselben verwachsen. Auf diese Weise machten die englischen Soldaten auf den Schlachtfeldern reiche Beute. Ueberhaupt ist die Prachtliebe eine vorherrschende Eigenschaft der Birmanen. Musik und Poesie sollen sehr bei ihnen im Schwunge seyn. Im Punkt der Weiber theilen sie die strengen Sitten andrer Indianer nicht. Sie verschließen die Weiber nicht in Harems, doch behandeln sie sie auch keineswegs mit der Achtung, wie Europäer. Wenn nicht die strengdespotische Regierung dieses Volk niederdrückte, so würde es seine guten Eigenschaften weit mehr entwickeln können. Ob ihnen das dereinst die englische Herrschaft gewähren wird, steht dahin. Die europäische Civilisation hat noch niemals viel Gutes bei den Völkern gewirkt, die durch sie ihre alte Unabhängigkeit und Eigenthümlichkeit verloren.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 26. — 9. März 1831.

Erdkunde.

Mémoire sur les chaines de montagnes et sur les volcans de l'Asie Intérieure, et sur une nouvelle éruption volcanique dans la chaine des Andes. Par M. Alexandre de Humboldt. Paris, 1831.

Die Vorlesungen, welche Hr. v. Humboldt nach seiner Rückkehr aus dem östlichen Rußland vor der petersburger, berliner und pariser Akademie gehalten, und dessen neueste Abhandlungen in deutschen und französischen Zeitschriften eröffnen für die Kenntniß des asiatischen Festlandes eine neue Aera. Ueber den Erdtheil, der wegen seiner Größe, wegen seiner mannichfaltigen Natur und als geschichtliche Wiege des Menschengeschlechts ein dreifaches Interesse darbot, besaßen wir noch vor kurzer Zeit nicht viel mehr als Ueberlieferungen, die, wie jede Tradition, immer unlauterer wurden. Dann verbreitete sich die Kenntniß der orientalischen Sprachen; man begann die Quellen jener Ueberlieferung wieder aufzusuchen, aber den Gelehrten fehlte die klare Ansicht von asiatischem Boden, die sich nur durch Reisen erwerben läßt, wie den meisten Reisenden die Bekanntschaft mit den gelehrten Werken der Orientalisten fehlte. Hr. v. Humboldt endlich vereinigte mit tiefer Forschung die vielseitigste Beobachtung, und wie seine früheren Werke für Amerika, so erscheinen seine neuesten Schriften den künftigen Reisenden als vollendete Muster für die Beschreibung des asiatischen Kontinents.

Es ist also Zeit, uns von den verwirrenden Traditionen unsrer gewöhnlichen Schulbücher zu befreien. Je mehr wir davon vergessen, desto mehr und leichter werden wir lernen; schon das Losreißen von Irrthümern ist ein Fortschritt. Wollten wir mühselig jede Bergrichtung ändern, den Flußlauf herumdrehn, hier ausstreichen, dort hinzufügen, es nähme wahrlich kein Ende. Am besten ist, wir reißen die Berge ein, wir verstopfen die früheren Quellen und machen aus Asien eine tabula rasa, um Alles von Neuem aufzubauen. Das frühere Gebäude ist zu baufällig, um ausgebessert zu werden.

Unsere Kartenzeichner hatten sich durch keine Rüge irre machen lassen und überall, wo nach beiden Seiten ein Fluß läuft, ungesehene hohe Berge hingezeichnet; die Gebirge nehmen sich auf dem Papiere zu gut aus, als daß sie die Flächen zwischen dem Ural und Altai nicht damit ausgefüllt hätten; sie machten aus dem kleinen Altai einen großen und umgekehrt; sie machten uns mit einem Alabidin tsano bekannt, den sie nicht kannten; die Kompendien schrieben die Karten ab, die Karten die Kompendien. Aus den umständlichen Widerlegungen in den Werken gelehrter Forscher, eines Ritter, Klaproth,

Abel-Rémusat, drangen zu selten einzelne Wahrheiten bis in die Schulbücher vor. Jezt, da die Forschungen von Augenzeugen bestätigt und unendlich erweitert werden, ist es Zeit, die neuen Lehren aller Welt zugänglich zu machen und die falschen zu vergessen. Wie die Regierungen Reisende bezahlen, damit sie in der Ferne die Wissenschaft bereichern, sollte man von nun an auch Gelehrte dafür bezahlen, daß sie zu Hause bleiben und die guten Reiseberichte zum Verbessern unsrer Schulbücher benutzen.

Es liegt dem Zwecke dieser Blätter zu fern, uns in dieser Hinsicht auf Beispiele einzulassen, und die neue Schrift des Herrn v. Humboldt ist zu anziehend, als daß nicht jeder Gebildete die Beweise darin aufsuchen möchte. Wir verweilen hier nur bei einem einzigen Punkte, wo eine zuweilen angegriffene, aber stets aufrecht gehaltene Behauptung durch neue, unwiderlegbare Beispiele widerlegt wird, bei dem Phänomene feuerspeiender Berge in weiter Entfernung von der See. Ueber diesen Punkt zu weiteren Untersuchungen anzureihen, ist überdieß der Hauptzweck vorliegender Abhandlung.

Die Verhältnisse der thätigen Vulkane zu der Nähe des Meers sind noch so wenig bekannt, daß die Nachricht über einen Vulkan im Binnenlande von hohem Interesse für die Wissenschaft wird. Der Pä-schan ist ungefähr 200 geogr. Meilen von den asiatischen Meeren entfernt. Als Hr. v. Humboldt von Meriko zurückkam, verwunderten sich berühmte Geologen, ihn von dem vulkanischen Ausbruche auf der Jorullo-Ebene und von dem noch thätigen Vulkane Popocatepetl reden zu hören, und doch ist lezterer nicht 20 Meilen von dem Meere entfernt, der andre noch weniger. Der Dschebel Koldagi, ein rauchender Kegelberg in Kordofan, von dem Herr Rüppel in Dongola hörte, ist nur den dritten Theil so weit von dem rothen Meere entfernt, als der Pä-schan von dem indischen. Endlich bewies vor nicht langer Zeit ein Ausbruch des Piks Tolima, wie ungegründet die Ansicht ist, der von der See entferntere Theil der Andeskette habe keinen thätigen Vulkan mehr. Außer dem Pä-schan nennt Herr v. Humboldt noch mehrere andere feuerspeiende Berge im innern Asien und zeigt, wie das ganze Binnenland, weit mehr als 1000 Quadratmeilen, ringsum etwa 200 Meilen von der Küste entfernt, Vulkanboden ist.

Bei der wichtigen neuen Schrift des berühmten Reisenden, woraus wir diese Thatsache mittheilen, befindet sich eine Karte mit sorgfältiger Angabe der Vulkane Mittelasiens und ihrer Höhe, und zum Schluß Bemerkungen des Hrn. J. Klaproth, aus chinesischen und japanischen Büchern übersezt. Die Abhandlung wird in den Nouvelles Annales des Voyages abgedruckt.

D.

Geschichte.

(Fortsezung.)

116) The life of Mayor General S. Thomas Munro, Bart. and K. C. B., late Governor of Madras, with extracts from his correspondence and private papers, by the rev. G. B. Gleig in two volumes. Lond. 1830.

117) Narrative of a journey overland from England by the continent of Europe, Egypt, and the red Sea to India in the years 1825—28. by Colonel Elwood, in two volumes. London. Collburn and Bentley, 1830.

118) Military reminiscences; extracted from a journal of nearly 40 years active service in the East Indies, by Colonel James Welsh of the Madras establishment. London. 1830.

Thomas Munro, der den größern Theil seines Lebens im Dienste der ostindischen Kompagnie zugebracht hat, ist unter allen seinen Kollegen in neuerer Zeit der berühmteste geworden. Canning sagte von ihm in einer Rede, veranlaßt durch eine Dankaddresse zu Gunsten der gegen die Mahratten kämpfenden Armee: „Europa never produced a more accomplished statesman, nor India, so fertile in heroes, a more skilful soldier.“ Durch Thätigkeit, Rechtlichkeit und Klugheit stieg er empor, und Niemand war mit den Sitten, Charakter und den Instituten der Eingebornen bekannter, als er. Aus dieser seiner genauen Kenntniß der Umstände ging denn auch sein System hervor, dessen Wohlthätigkeit Fremde und Eingeborne gleich dankbar anerkannten. Es wäre wohl zu wünschen, daß man seine Verfahrungsweise nicht verließe, sondern die Gemüther der verschiedenen Völker immer mehr zu nähern suchte. Außer über Munro selbst gibt das Werk noch interessante Aufschlüsse über die Geschichte von Indien, die Natur des Klimas, Lage, Beschaffenheit, Lebensweise der Einwohner, über die wichtigsten Erzeugnisse des Bodens und den Zustand des Handels und der Gewerbe. — Das zweite der angeführten Werke schließt sich nur insofern an das frühere an, als es den Schauplatz der vieljährigen Wirksamkeit des Munro zu seinem Gegenstande hat. Der Verf. beschreibt aber die Reise dorthin so ausführlich, daß er erst gegen Ende des ersten Bandes in Indien ankommt. Es besteht dies Werk aus Briefen, die, wenn auch nicht viel Neues, doch das Mitgetheilte mit Klarheit und Anschaulichkeit vortragen. Zugleich sind die beigefügten Ku-

pfer eben so elegant, wie instructiv, und dienen dem Buche zur großen Zierde. Der Verfasser reist über Paris durch das südliche Frankreich, Genf, Turin u. s. w., wobei er überall Gelegenheit findet, seine Bemerkungen und Beobachtungen über meist bekannte Gegenstände mitzutheilen, dann über Marengo, Genua, Lucca, Pisa, Florenz, Rom, Neapel nach Sicilien und wir brauchen nur Namen zu nennen, um den Lesern zu geben, was das Buch enthält. Interessant erscheinen zwei deutsche Missionäre, von denen der eine, Kugler, nach Abyssinien, der zweite, Kruse, nach Cairo bestimmt war, deren Erscheinung auf den Verfasser einen vortheilhaften Eindruck gemacht zu haben scheint, während ihre religiösen Vorträge an Bord über den unergründlichen Tiefen des Meeres etwas Erhebendes und Imposantes haben mußten. Er kommt in Alexandrien an, verbreitet sich über die dasige Lebensart der Franken und Irländer, über ihre Sitten u. s. w., befährt den Nil, und schildert seine Umgebungen, bis er Cairo erreicht. Die gepriesenen Denkmäler des Alterthums hier, wie zu Theben schildert er, den Tempel zu Carnac, Wüste, Beduinen; schöne Nächte in der Wüste, Cossair, und das rothe Meer, Wassermangel, und die daraus entstehenden Uebelstände und Beschwerden, Heuschrecken; Hadeida, einen interessanten Besuch in einem arabischen Harem, das von den türkischen sich bedeutend unterscheidet. Sitten und Kleidung der Frauen, große Vorliebe für englische Artikel, Kriegstanz der Araber, Musik derselben und viele andere Gegenstände werden hier besprochen. Endlich kommen die ersten Briefe von Bombay. Merkwürdig ist hier gewiß das eigenthümliche Gemisch der europäischen und indischen Lebensweise. Er verbreitet sich nun über die auffallendsten Erscheinungen der Natur, und geht dann im 2ten Bande auf die Lebensweise, Wissenschaft, Religion und die übrigen wichtigen Dinge der Hindus über, erwähnt einer alten Judenkolonie an der malabarischen Küste, spricht über Musik der Indier, die, so abscheulich sie ist, doch die Indier zu der Behauptung verleiten soll, sie ständen zwar in allem den Europäern nach, nicht aber in der Musik. Was er über Sanscrit und Vedas u. s. w. sagt, ist uns bekannt genug, aber nicht, daß ein Mahrattenlexikon unternommen ist. Seine Rückreise veranlaßt ihn, manche historische Bemerkungen über Vasco de Gama, Heinrich dem Nautiker und die großen Seeunternehmungen ihrer Zeit u. s. w. einzuschalten, wie über Napoleon, da der Verf. nicht unterläßt, auf Helena sein Grab zu betrachten. — Der Titel der lezten der angeführten Werke zeigt schon hinlänglich den Inhalt desselben an. Die Mahrattenkriege u. s. w. sind zwar während unserer Tage gekämpft worden, aber ihr Schauplatz und das Interesse für sie lag uns großentheils zu fern, als daß wir, es sey denn wegen besonderer Rücksichten, bedeutende Notiz davon genommen hätten. Den ganzen Verlauf derselben, wie die neueste Geschichte des Landes liegt in diesem Buche vor uns. Es konnte aber auch nicht fehlen, daß der Verf. auf Sitten und Gebräuche der Eingebornen, wie auf ihren Glauben eingieng, so wie die Natur des Landes nothwendig beleuchtet werden mußte. Die Denkmäler der altindischen Kunst, die wunderbaren Gebäude, deren Formen so sehr von den architektonischen Leistungen Europas abweichen, hat der Verf. uns in sehr eleganten Kupfern gegeben, und unsere Anschauung von dem Zauber jener Länder durch die imposanten Umgebungen der indischen Tempel gefördert. Daneben sehen wir die Forts, die befestigten Plätze mit ihren Grundrissen, wichtige Städte u. s. w., dies Alles bildet ein sehr schönes Ensemble, wie die Darstellung im Werke durch den treuherzigen Ton eines Kriegsmannes sehr gewinnt.

119) **Portugal seit der Usurpation Don Miguels.** Nach den zuverläßigsten englischen und französischen Quellen bearbeitet von Dr. G. L. **Schmidt.** Ilmenau, Voigt, 1829. — Die Portugiesen, wie sehr man auch gewohnt ist, sie den Spaniern nachzustellen, zeigten doch in ihrem Kampf gegen Napoleon dieselbe Tapferkeit und Aufopferung. Doch war der Undank gegen sie noch schwärzer. Das schaudervolle Gemälde dieses Undanks ist in dem vorliegenden Werk mit grellen, und leider nur zu treuen Farben entworfen. Wir glauben zurückversezt zu seyn in graue Jahrhunderte, und doch ist dies Gemälde der Schandfleck unsres eignen Jahrhunderts. Die Schilderung all dieser blutigen und eckeln Verbrechen schließend, sagt der Verfasser: „Mit Wehmuth scheiden wir von dem unglücklichen Portugal! Die Lage des Königreichs ist furchtbar; persönliche Sicherheit, Eigenthum, Handel, Einkünfte, Alles ist dahin; alles Zutrauen ist erstorben; Palläste wie Hütten sind verlassen; in den lebhaftesten Städten, in den lachendsten Dörfern ist jezt alles öde und still; der Winzer, der Schnitter fröhliches Jauchzen ist verstummt, und so ist dieses schöne paradiesische Land durch die Hand eines blutdürstigen, wahnsinnigen Tyrannen in eine Einöde, in eine Wildniß verwandelt worden, gleichsam als wäre ein Pesthauch darüber gefahren; das Blut, das bisher heimlich und öffentlich vergossen worden, hätte hingereicht den Blutdurst eines Tigers zu stillen; nicht so bei diesem Ungeheuer; noch täglich müssen Schlachtopfer fallen, weil diese Unglücklichen für gesetzlich gehalten, was ganz Europa anerkannt, England ermuthigt, und Miguel selbst beschworen hatte. Auf eine solche freche und verwegne Weise spricht der Tyrann dem civilisirten Europa Hohn. Im Angesicht der Welt wirft er den Souveränen den Handschuh vor die Füße, nachdem er sie sammt ihren Ministern in effigie verbrannt, weil sie ihre Gesandten zurückgezogen aus seinem befleckten Königreiche. Durch das Abschlachten aller Derer, die seinem Despotismus wider-

streben, hofft er Europa zur Anerkennung seines Thrones zu zwingen, geschähe dies auch blos, um weiteres Blutvergießen zu verhindern. Hoch hebt er die blutige Hand vor Europa empor, um zu zeigen, wie weit ein Tyrann gehen, wie er spielen kann mit allen Gefühlen unserer Natur, und mit Füßen treten darf alle menschlichen und göttlichen Gesetze."

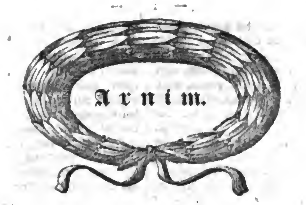
(Die Fortsetzung folgt.)

Kunstgeschichte.

Engraved illustrations of antient arms and armour from the collection of Elewelyn Meyrick Esq. at Goodrichcourt, Herefordschire, after the drawings and with the descriptions of Dr. Meyrick by Jos. Skelton. 2 Vol. London, 1830.

Dieses Werk gehört zu jenen größern Buchhändler-Unternehmungen, an die sich die deutschen schon aus dem Grunde nicht wagen können, weil sie, wenn auch hinreichendes Interesse, keineswegs Kauflust voraussetzen können. Es liegt in der Natur eines solchen Unternehmens, daß dabei nur auf die Reichen dieser Erde, die neben vielen Liebhabereien auch die hegen, eine bedeutende und prachtvolle Büchersammlung zu besitzen, gerechnet seyn kann. Die Rüstkammer zu Goodrichcourt ist keineswegs in Bezug auf die Fülle und Ausdehnung der glänzenden Sammlungen mit denen zu vergleichen, die z. B. unser Vaterland in großer Menge aufzuweisen hat, doch zeichnet sie sich durch eine große Mannichfaltigkeit der Gegenstände aus, so daß sie hierin schwerlich von einer andern übertroffen wird. Sie ist aus allen Theilen der Erde zusammengebracht, und enthält Waffen und Rüstungen von den rohesten Anfängen bis größten Ausbildung, fast von allen Völkern der Erde. Der Verf. früher beschäftigt, die horse armoury im Tower zu ordnen, und von dem Könige beauftragt, zu Windsor die quand-chamboes zu arrangiren, hofft, daß dies Beispiel die Regierungen in Frankreich und Deutschland antreiben möge, ähnliche Unternehmungen zu veranlassen. In der Einleitung gibt er uns eine Menge interessanter Notizen über seinen Gegenstand, über die verschiedenen Metalle, deren man sich zu Waffen bediente, über die Art, wie — und die Oerter, wo sie im Mittelalter meist verarbeitet wurden, und die berühmtesten Meister, die in Italien, Deutschland und Frankreich die besten und verziertesten Waffen geliefert. Charakteristisch, wie Alles, ist im Mittelalter auch die eigenthümliche Benutzung der bildenden und zeichnenden Künste zur Ausschmückung der Waffen. Sie waren ja die Hauptmeubles, und natürlich mußte sehr viel Fleiß auf ihre Verzierung angewandt, und viel Kosten daran verschwendet werden. Nichts Größeres konnte ja der Vater seinem Sohn hinterlassen, als das Schwerdt, an das sich das Andenken an so manchen Sieg, und die Mahnung zu ähnlicher Tapferkeit knüpfte. Wer weiß nicht, wie theuer den Nachkommen die Waffen berühmter Vorfahren waren? Aus der Sagengeschichte klingen noch die Namen berühmter Waffenschmiede zu uns. Während Dante im Größten den Geist des Mittelalters seinem großen Werke einprägte, so zeigte sich derselbe in den kleinsten Nüancen in den Schnörkeln und Arabesken an den Waffen, ja in der sinnigen Art, wie man in die Form der Schwerdter u. s. w. einen tiefern Sinn ausdrückte. Der Griff derselben war ein Thierkopf oder irgend etwas Aehnliches, das Ganze bildete oft ein Kreuz, und der Ritter, der für dasselbe focht, kämpfte mit ihm, und unter dem Talisman dieser Form. Ueberall derselbe Geist, der sich in Baukunst, Dichtkunst wie in den untergeordneten Gebieten der niedern Künste und Gewerbe aussprach. Am interessantesten sind unter den Schutzwaffen uns die Tartschen Karls V. und Franz I. gewesen. Erstere möge hier als schönstes Denkmal der damaligen Kunstblüthe näher beschrieben werden. Der Künstler hat uns seinen Namen erhalten. Er heißt Hieronymus Spacini aus Mailand um 1547. Sie besteht aus 4 concentrische Kreise, in deren jedwedem 12 Felder mit den verschiedensten Darstellungen sich zeigen. Alle sind mit gleicher Sauberkeit und Feinheit ausgeführt, wahrscheinlich nach Gemälden bewährter Meister, wie das damals Sitte war. Die einzelnen Kreise und Felder sind durch phantastische Figuren und arabeskenartige Verzierungen gesondert, die sich wieder in einanderschlingen, und so ein wahrhaft romantisches Ganze bilden. Man sieht die 12 Zeichen des Thierkreises, in dem nächsten Kreise mythologische Darstellungen meist nach Ovid, Mercur mit Argos, Phaeton, Europa, den Drachen, der die Gefährten des Cadmus verschlingt, Perseus, Jason, Apollo mit Marsyas u. s. w. Dann eine Reihe von biblischen Darstellungen von Erschaffung der Welt durch die wichtigsten Katastrophen bis zur Noachischen Fluth. — Am anziehendsten aber sind die aus dem Leben Karls V. selbst. Karl V. an den Säulen der Herkules von den Repräsentanten seiner Unterthanen umgeben, die Gefangennehmung Franz I., Rückzug des Solyman, Sturz Bourbons von der Mauer Roms u. s. w. Wer erinnert sich hiebei nicht an den homerischen Schild des Achill? — Sicher gehört das Werk zu den interessantesten und prachtvollsten dieser Art, das eben so lehrreich in den historischen Mittheilungen, als ausgezeichnet in seinen schönen Zeichnungen ist.

S.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 27. — 11. März 1831.

Achim von Arnim

von J. Görres.

Am zwanzigsten Jänner dieses Jahres ist Achim von Arnim auf seinem Gute Wiepersdorf in der Mark gestorben. Wie Einer, der in der Schlachtlinie aufgestellt, vom feindlichen Geschoß getroffen, lautlos niederstürzt, so ist er, von einem Nervenschlag berührt, hingesunken; kaum kann man sich bereden, daß ein so starkes, reiches Leben, mit Kraft und Nachhalt hinreichend ausgestattet, um bis zur äußersten Gränze des menschlichen Daseyns auszureichen, nachdem es nicht viele Jahre über die Hälfte dieser Frist hinausgegangen, so plötzlich erloschen und verweht, und nun die Reste, die es unten zurückgelassen, kalt und bewegungslos unter der Erde ruhen. Mir insbesondere, dem er vor Vielen lieb gewesen, will die leidige Ueberzeugung, daß dem Allen doch wirklich so sey, am schwersten eingehen, wenn ich mich erinnere, wie ich ihn gefunden, als ich von 1807 zu 8 in Heidelberg seine Bekanntschaft zuerst gemacht. Damal stand er in der grünenden Kraft der Jugend, nur die erste Frische abgestreift, durch eine Krankheit, die er in England auf seinen Reisen überstanden, sonst aber jugendmüthig und lebendig, wacker in jeder Gesinnung, rasch und leicht und behend in Allem was er unternahm. Ich hatte sein edel und treu verläßig Wesen leicht lieb gewonnen, auch er hatte mir wohlgewollt, und so waren wir in Freundschaft eng verbunden, und er ist mir seither in Glück und Unglück ein treubewährter Freund geblieben. Als die, die jeder eigenen und fremden Bethörung leicht zugänglich, nur mit der bittern unbestechlichen Wahrheit sich nicht vertragen mögen, mich vor zwölf Jahren von Haus und Heimath weggesprengt; als von so Vielen, die in den früheren Zeiten mit mir in näherem und entfernterem Verkehr gestanden, so Manche klüglich aufs Schweigen sich verlegt, oder achselzuckend in die Ferne sich gestellt, Einige wohl auch mitschmähend in den Chorus eingefallen, den sie damals mir zur Ehre und zum Danke aufgeführt, da war er unter denen, die unerschütterlich in der alten Gesinnung fortbeharrt, einer der ersten, der theilnehmend mir und den Meinigen genaht, und leicht durchschauend das ganze Gewebe, überall ohne Scheu seine Meinung ausgesprochen. Und so hat er bis zur lezten Stunde in derselben festen Treue sich gehalten, und noch vor wenig Monaten, als die hiesigen Genossen des edeln Vereins, der in immer Neuhinzutretenden sich stets verjüngend seit so vielen Jahren mit seinem Hasse mich geehrt, mich neuerdings auf eine gehässige und lügenhafte Weise in den Blättern für literarische Unterhaltung angegriffen, da hat er unaufgefordert dort meine Vertheidigung übernommen. Da er meine gänzliche Gleichgültigkeit gegen das Urtheil

des schreibenden und lesenden Pöbels, der freilich so zahlreich sich gemehrt, daß er das Volk meist überall von den öffentlichen Orten weggedrängt, gar wohl gekannt, so durfte er nicht einmal auf meinen Dank für seinen Eifer sich Rechnung machen, und so ist, was er gethan, uneigennützig aus edelm Herzen und versehrtem Rechtsgefühl hervorgegangen. Und darum und deßwegen, weil das Uebermaaß des Schmerzes denen, die ihm noch näher gestanden, leicht den Mund verschließen möchte, habe ich mir vorgenommen, an seinem Grabe ein Wort schmerzlicher Erinnerung ihm nachzurufen, damit ihm die lezte Ehre werde im Kreise solcher Hörer, in denen die Ehre noch ihre Einkehr nimmt, und also, während das Wort in die flüchtige Zeitwelle eingeschrieben, leicht verweht, in ihren Herzen ein bleibend Mal ich ihm erbaue.

Die Zeit, in der wir damals in Heidelberg uns zuerst begegnet, war, um auf den Anfang zurückzugehen, jene, die zunächst auf die Jenaer Schlacht gefolgt; der Ehrentempel deutscher Nation war weit aufgethan, das damals blühende Geschlecht hielt seinen feierlichen Einzug durch die offenen Pforten, und es war ein ungemein erquicklicher Anblick dem Zuge, der auch ein Leichenzug gewesen, zuzusehen, wo Deutschland sein altes Kaiserthum nicht zur Krönung, sondern zu Grabe geleitete. Voran schritten die Herolde des Eroberers im Geleite seiner Bewunderer, dann die mächtigen Vasallen, bis zur Unkenntlichkeit im fremden Staate aufgepuzt; dann die diplomatische Parthie im Gefolge einer schwerbeladenen Wagenburg, weiter die Heere unter fremden Fahnen dem Pfade ihrer Ehre folgend, sofort Chöre von Poeten und Rhetoren, die sangen und sagten die Rede von dem Weltüberwinder, zulezt die Massen des Volkes, einige tanzend und jubilirend, die meisten niedergeschlagen, schweigend und verzagt und wie betäubt. Und es war ein Reißen und ein Raffen unter denen oben, wie es bei hohen Sterbfällen unter der Dienerschaft großer Häuser wohl mitunter so die Sitte oder Unsitte mit sich bringt; die alte Pracht des Hauses, wo sie sich nicht theilbar zeigte, wurde von den gierigen Fünften zerrissen, und die Fetzen zum Juden hingetragen, um für den Erlöß Fluch und Schande einzutauschen; in der Mitte wars ein Drängen und ein Treiben, um auch Theil zu nehmen an den Brocken und den Ehren, die ausgeworfen wurden, dazu ein Biegen und ein Schmiegen, um der Gabe sich würdig zu beweisen, und ein behagliches sich Eingewöhnen in die Unterwürfigkeit mit höhnischem Seitenblick auf Alles, in dem noch irgend einiger Widerstand sich kund geben wollte; unten endlich Stumpfheit und Gleichgültigkeit, kaum mehr eine dunkle Erinnerung in den Massen, daß es je so etwas, wie ein Vaterland gegeben, dabei Noth und Verderben überall. Nur verhältnißmäßig Wenige, durch die Menge zerstreut, schienen die Schmach zu fühlen, und wo man sie entdeckte, wurden sie als überspannte Phantasten verschrien und angefeindet. Die Journale und Zeitungen, flach, trivial und geistlos über die Möglichkeit hinaus, wetteiferten der Mehrzahl nach in der Niedertracht; und wenn dasselbe Gezücht, das damals laut geworden, jezt dem nichtswürdigsten Liberalism huldigend, den Aufruhr über alle Lande hin verbreitet, und, läßt man sie in ihrem Thun gewähren, Deutschland noch einmal der hinter ihm lauernden Plünderung und Unterjochung verrathen wird, so war es damals dem Despotism der Fremden hingegeben, und hegte und pflegte ihn in alle Weise. Die Gelehrten hatten die Hände voll zu thun, die täglichen Veränderungen in Statistik, Geographie, Gesetzgebung, Politik in ihren Kompendien einzutragen, und freuten sich der gangbaren Meßartikel; Andere die dort keine Beschäftigung gefunden, hezten sich ab um romantische und klassische Poesie, und ähnliche unschuldige Gegenstände.

Wir, die wir uns an den Ufern des Neckars zusammengefunden, und unseres Zeichens jenen überspannten Phantasten angehörten, hatten nicht Lust, in das fröhliche Tirili jener patriotischen Sangvögel einzufallen, und sahen, daß auch manche Andere gleicher Stimmung waren. In Zeiten einer allgemein herrschenden Seuche vermag der Einzelne nur wenig gegen das Verderben, das überall sich in Massen setzend jeden gesonderten Widerstand leicht überwältigt; die Himmelswinde, die den ansteckenden Dunst über die Länder hergeweht, müssen ihn auch wieder wegblasen, und dann läßt gegen die Nachzügler sich schon Einiges versuchen. Aber wie wenig auch immer auszurichten, und wie ungleich der Kampf seyn möge, es ziemt sich nicht ihm aus dem Wege zu gehen, und nur was jeder gewollt, wird ihm ja angerechnet, denn was er erlangt, hat vom Zutritt oder Abtritt anderer Mächte abgehangen. Das bedachten wir, und trugen am Fuße des Zettenbühels ein wenig Reißig und Holz zusammen, um ein kleines Feuer dort zu zünden, an dem wir uns in der kalten, neblichten Zeit einigermaßen erwärmen könnten, und an dem der übelriechende Heerrauch, der die Sonne trübte, sich lichten und zerstreuen möchte. Das Wesen alter Zeit, wie es in den Dichtungen der Vergangenheit fortlebte, schien mit Recht Arnim am tauglichsten, um die erstarrte Gegenwart wieder einigermaßen zu erwärmen und zu beleben, und die Volkspoesie, wie sie keinem der früheren Jahrhunderte noch ihren Dienst versagt, schien auch hier willfährig sich zu bieten, um das Volk wieder zu sich selbst zu bringen. Früher hatte Clemens Brentano sich mit ihm geeint, und sein schönes, edles Wesen lieb gewonnen, und Arnim hatte sich zu ihm gehalten, und wie verschieden, ja in Manchem entgegengesezt, die beiden Naturen seyn mochten, ein Gemeinsames hatte sie verbunden, und ihre Verbin-

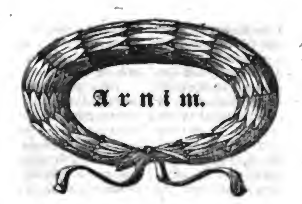
bung, in der Folge bei ganz auseinandergehenden Lebenswegen in der Entfernung sich bisweilen wohl lockerer lösend, aber in der Nähe sich immer wieder schärfer anziehend, hat bis zum Tode ausgehalten. Beide hatten die Herausgabe des Wunderhornes unternommen, wie sie in der Nachschrift sagen, den lezten Bienenstock just zur rechten Zeit auffassend, als er eben wegschwärmen wollte. Arnims ganzes Wesen hat in dieser Nachschrift sich ausgesprochen; das warme, fröhliche Gemüth durch Flur und Wälder gehend, und überall im Vorübereilen sich Blüthenzweige von den Büschen reißend, um sich damit das Haupt zu kränzen; jeden Singvogel dabei in seinem Tone lockend und das Echo mit seinem Jubel neckend; seine lebendige Theilnahme an Allem, was vom Leben ist und wieder ins Leben geht; sein Zorn gegen jede lügenhafte Fratze in der Zeit, im Auffahren doch immer wieder sich begütigend durch die angeborne Milde; das Alles ist dort schon so entschieden, wie im lezten Briefe ausgesprochen, den er wenige Wochen vor seinem Tode mir geschrieben; auch die Weise seines Geistes sich mitzutheilen wie in einer Art von Sterneblinken, mit abwechselnden Anwandlungen des Aufleuchtens und Verglimmens, ist ihm bis zum Ende eigen geblieben. „O mein Gott, wo sind die alten Bäume, unter denen wir noch gestern richteten, die uralten Zeichen fester Gränzen, was ist damit geschehen, was geschieht? Fast vergessen sind sie schon unter dem Volke, schmerzlich stoßen wir uns an ihren Wurzeln. Ist der Scheitel hoher Berge nur einmal ganz abgeholzt, so treibt der Regen die Erde hinunter, es wächst da kein Holz wieder; daß Deutschland nicht so weit verwirthschaftet werde, sey unser Bemühen.“ Das sind Worte, die er dort gebraucht, und dann wieder die Andern ebenfalls: „Was erscheint, was wird, was geschieht? — Nichts? — Immer nur die Sucht der Bösen, die Welt sich, und alles der Nichtswürdigkeit in der Welt gleich zu machen, alles aufzulösen, was enger, als ein umzauntes Feld an den Boden des Vaterlandes bindet; der Gedanke, es ist derselbe Boden, auf dem wir in Lust gesprungen. Wer so denkt, wird fest und herrlich sich und seinen Nachkommen bauen, wem aber die Baukunst fehlt, dem fehlt ein Vaterland.“ In der schnellen Rede ist all sein Bestreben und seine ganze Absicht ausgesprochen.

Ich hatte in gleichem Sinn meine Schrift über die Volksbücher geschrieben, und half ihm dann mit Brentano an der Einsiedlerzeitung, deren Herausgabe er, um vielfach getheilte und zerstreute Kräfte zu einem Zwecke zu vereinigen, unternommen. In der Erwartung eines solchen Zusammenwirkens hatte er sich nicht getäuscht; viel wackere Leute schloßen sich an, und das Blatt war ohne Zweifel weit das Beste von Allen, die damals erschienen, aber das damalige Publikum wollte nichts von Diesem hören; es hatte seine Schleimsuppen und Rattenpastetchen einmal lieb gewonnen, und fürchtete mit der neuen Diät sich den Magen zu verderben, und Sodbrennen zu erregen. Scherzhaft hatte Arnim in der Ankündigung gesagt, das Blatt werde jedem zugesendet, der es nicht ausdrücklich in postfreien Briefen abbestellt; den Scherz aber hatten die verehrten Leser übelgenommen, und sich sogleich zur Abwehr in Positur gesezt. J. H. Voß war nicht lange vorher von der Regierung nach Heidelberg berufen worden, um ihr im gelehrten Wesen mit Rath und That an die Hand zu gehen; er aber hatte gemeint, es sey um den Hexameter einzuführen, und seine enge Schulpedanterie am Rheine auszubreiten. Aber das Wesen wollte dort, wo die Brust schon in tieferen Zügen athmet, gar nicht gedeihen; das hatte seine leicht reizbare Eitelkeit verlezt, und seine Hausschmarotzer hatten den Zorn des sich über die Gebühr Ereifernden vollends angeblasen. Als Arnim die Zeitung mit dem freien Dichtergarten eröffnete, in dem er ohne irgend eine Beziehung auf ihn oder irgend eine andere Persönlichkeit, blos nach seiner Weise die Befreiung der freigebornen Kunst von der Hörigkeit, in der die erstarrte Regel sie zurückzuhalten sich bemühte, angekündet, da beredeten sie ihn, oder er beredete auch sich selbst, er sey der kranke König, dem sie mit den wilden Rossen das eiserne Gitterthor vor dem Garten weggefahren, und bildete sich ein, es sey darauf abgesehen, seine im Taxus geschnittenen Zwerge, Pfauen und Truthähne zu zerstören, und die holländischen Tulpenbeete und Erbsenfelder zu zertreten. Clemens Brentano und ich hatten gemeinsam in einer Anwandlung muthwilliger Laune den Uhrmacher Bogs geschrieben, eben uns gegenseitig als sonst jemand anders ironirend; der Uhrmacher war nach seiner Einbildung wieder er selber, sogar vorn im Bilde glaubte er sich zu erkennen. In den Schriftproben von Peter Hammer hatte ich, mit keinem Gedanken an ihn denkend, meinem Zorn über die damalige politische Niederträchtigkeit der Zeit Luft gemacht, und der Sarcasm gab sich nur wenig Mühe zu verbergen, was er im Auge habe; er aber deutete auch hier wieder Alles aufs Künstlichste auf sich und sein Treiben; sogar der Marcus Junius Brutus im zizzernen Nachtwamms des tollgewordenen Epilogus war kein Anderer als er selber, und wer konnte der Schulmeister seyn, der mit der Brille ausgegangen um Schweine zu kaufen, und nun Ferklein nach Hause brachte, weil die Brille zu stark vergrößerte, wer konnte es anders seyn als eben J. H. Voß? Er hatte neben seinem klassischen Pipse auch noch die Jesuitensucht, damals noch ein seltenes Uebel, das aber seither eine europäische Influenza geworden, und beide Uebel hatten bei ihm den Charakter atrabiliärer Reizung. In der Kürze war die fixe Idee, die in ihrer Komplikation als Krankheitsstoff beiden Uebeln unterlag, wie vor Luther in der neuen Zeit nichts als Finsterniß, Aber-

witz und Pfaffentrug gewesen, so in der älteren vor dem Homer nichts als Dünkel, Barbarei, Aberglauben. Wir Alle hatten nicht die mindeste Lust, in diese Narrheit einzugehen, und die weite, runde Erde uns also mit Brettern verschlagen zu lassen; unsere Wege zogen sich ohne Hege frei über die Berge und durch die Auen überall hin, wo die Sonne leuchtete. In meinen Vorlesungen, die die Mythengeschichte vorbereiteten, führte ich die Zuhörer peripatetisch auf diesen Straßen; auch Creuzer hatte der Tirannei abgesagt, und legte den Grund zu seiner Symbolik. Es stellte sich bald heraus, daß unter den Verbundenen zwei Katholische seyen, und der dritte und vierte hatten beim zweiten in katholischer Taufe Gevatter gestanden. Was war sicherer, Emissäre hatten sich eingenistet, Römlinge gegen Vater Homer und Vater Luther und Vater Voß ausgesendet. Es forderte damals Sagacität herauszuriechen, was jezt das ganze protestantische Deutschland leicht mit Händen greift; man wollte das Licht nicht unter dem Scheffel halten, und so gieng das Halloh los, dessen sich zwar seither einige Wenige der zunächst Betheiligten auf der Seite gegenüber gelind geschämt, das aber den Meisten noch immer als eine Probe des alten deutschen kräftigen verbrausten Schlachtgesanges gilt. Als wir längst von Heidelberg schon weggewesen, hat das erboste Geschrei in Klingklingelalmanachen und allen Weesmaßen uns nachgetönt, ja in der Antisymbolik ist so viele Jahre später das Gift noch aus dem Grabe aufgeschäumt, ganz ungleich dem heilenden Oele, das in Eichstädt noch jezt im Sarge der Schwester des Apostels der Deutschen quillt.

Arnim hatte die Sache ganz in seiner freien, unbefangenen, edel wohlwollenden Weise genommen, und gieng noch lange ab und zu im Hause des Alten, als wir es schon lange gemieden, er schien zu denken, wir Andern hätten es ihm angethan. Und in der That, wenn Voß frei von seinen Paroxysmen, im Schlafrocke an seinem Tische saß, die Dose zwischen dem Daumen und Zeigefinger drehend, und von seiner Korrespondenz mit Jacobi und andern Zeitgenossen, von der großen Hundemassacre, die der Herzog seinetwegen in Eutin angerichtet, oder auch über Kunst und gelehrte Gegenstände redete, dann erschien er, wie ihn Gott gemacht, ein ernster, verständiger, wohlunterrichteter, nicht eben geistreicher aber gutmüthiger Mann, ein anständiger Philister im bessern Sinne des Wortes; man konnte ihm gut zuhören, und ich hätte eben so leicht wie der Freund mich mit ihm auf Lebenszeit vertragen, hätte er sich nur mit mir vertragen wollen. Aber wenn der Anfall kam, dann zog mit dem bösen Feinde auch die Tücke ein, und es war dann nicht schön mit ihm zu leben. Erst als Arnim sich davon überzeugen mußte, brach auch er mit ihm. Wir, bei der großen Ueberlegenheit, die auf unserer Seite war, behandelten übrigens die Sache mehr als eine Ergötzlichkeit, und gewannen so dem Erboßten zwiefach allen Vortheil ab. Es konnte uns nicht sehr verführen, an einem schon alternden, sonst verdienten Manne, zu Rittern uns zu schlagen; das Gesindel rund umher war höchstens der Peitsche werth, und so geschah nur das Nöthigste. Voß hatte im Zorne seines Herzens ins Land der Zwerge einen Kriegszug vorgenommen, und mit den Soneten die bekannte Feldschlacht geschlagen, weil die kleinen, von ihrem bösen Stern verführt, dem ohnehin schon Unwilligen zwischen die Füße gelaufen; ich schrieb das Bülletin dieses Zuges, Arnim die Geschichte des Herren Sonet und des Fräuleins Sonete, des Herren Ottav und des Fräuleins Terzine, so wie des gesammten Haushalts der Verehlichten in drei und neunzig Soneten; man hatte nie eine solche Fruchtbarkeit gesehen, seit jener Zeit als dort in Westphalen, die übergesegnete Frau mit 360 Kindern niedergekommen, die alle vor den Augen des erstaunten Vaters in einer Wanne zusammenkrappelten. Ich selber fügte des Dichters Krönung bei und damit schloß von unserer Seite der Einsiedler und der Streit, nachdem Arnim in einer Zuschrift an das geehrte Publikum sich über Zweck und Absicht erklärt, und dem geistreichen Wort ein Porträt des Patronen beigefügt, an den es gerichtet war, und das noch zu dieser Stunde das beste Konterfai ist, das je vom Vetter Michel gemacht worden, eben wie in der Zuschrift gegenüber sich der ganze Arnim, wie er geleibt und gelebt, abspiegelt. So heiter und fröhlich scherzhaft mit tiefem, sinnigen Ernst ohne allen Leichtsinn, kam er jedesmal an Tagen, wo sein Blatt erschien, um es, wie er sagte, meiner Frau zu Füßen zu legen. Er hatte jedesmal viel Unglück mit den Druckfehlern, die sich vor seinen Augen in dem reichen Aufwuchs seiner Gedanken unterdrückten; bei jedem vorigen Blatte schon hatte ich meine Bemerkungen gemacht, und er war beim Folgenden immer ganz vorzüglich aufmerksam gewesen; aber immer wieder kamen mir gleich die Böcklein entgegengesprungen, er merkte auf meine Mienen, und wenn der Mundwinkel ironisch sich verzog, dann wußte er schon was fehle, und sah verbrießlich vor sich hin, und versprach neuerdings mit den Augen gute Besserung. So habe ich ihn hundertmal an seinem Pulte gesehen, als er an den lezten Bänden des Wunderhornes arbeitete, und von seinem Rechte Gebrauch machte, alte zersungene Lieder, die Allen aber keinem Einzelnen mehr einzeln angehören, wieder herzustellen; wie schwebend in innerer Lust und Freudigkeit handhabte er überall das Wort, wie Einer der mit Fertigkeit den Ball hinaufzuschlagen, und den Sinkenden wieder aufzufangen weiß, und so gelang es auch hier ohne Mühe seiner großen Behendigkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 28. — 14. März 1831.

Achim von Arnim

von J. Görres.

(Fortsetzung.)

Es mag seyn, daß er es damit manchmal leichter als räthlich und nöthig war, genommen, aber das ist gewiß, daß gerade die Lieder, die Goethe als die volksmäßigsten gerühmt, diejenigen gewesen, an denen er und Brentano das Meiste gethan. Voß aber hat beide einer böswilligen Verfälschung angeklagt, und daß er nicht auf Galgenstrafe gegen sie angetragen, wie die englischen Pedanten gegen Macpherson gethan, davon ist wohl der einzige Grund gewesen, daß die englische Pedanterie bei weniger Sitzfleisch etwas massiver und breitfäustiger ausgefallen, während die Deutsche in ihrem Stillleben hinter der Lampe mehr erbleicht und ergraut. All diese Narrheiten, wie sie damals grünten, hat jezt die Erde bedeckt, und Gras ist darüber hergewachsen; aber es waren gute Zeiten, in denen eine vereinzelte Narrheit noch ein gewisses Aufsehen machte. Jezt ist die Brut so angewachsen, daß wenn die gesunde Vernunft auf Reisen geht, sie wegen des Zudrangs nirgends Unterkommen findet, und wenn die Niederkunft mit etwas, das vom Geiste ist, sie drängt, im Stalle unter dem unvernünftigen Vieh gebären muß.

Wir hatten nun gelernt, was wir wohl zuvor wissen gekonnt, daß es unfruchtbare Mühe ist, Blumen zu pflanzen, ehe der Frühling kömmt; daß der starre Winter in den Gemüthern auch eine Art von Recht besitze, und daß man dem, der nichts seyn will, seine Liebhaberei und seine Lüsten nicht verleiden muß. Ich hatte am ersten der Sache satt bekommen, und war nach zweijährigem Aufenthalt in die Heimath zurückgegangen, es schien mir, Alles wohl erwogen, immer noch leidlicher unter dem Zepter der schwarzen Mächte, die mir, wenn ich nichts von ihnen begehrte, auch weiter nichts in den Weg legten, zu leben, als unter schwarz und weiß geschäckten Lakaien, die ihre Absichten auf die Munifizenz dessen, der ihnen Alles genommen, verfolgten, und dazu nur solche brauchen konnten, die in ihre Livreen paßten. Arnim blieb noch länger in Heidelberg, und gieng dann auch heim, um dort sein Haus zu bestellen. Er führte als Gattin in dasselbe die Schwester des Freundes ein, eine Frau, so verschieden von den Meisten ihres Geschlechtes, wie er irgend es von den Meisten seyn mochte, die im gelehrten Deutschland aufgeschrieben stehen. Sie liebte und ehrte ihn, wie er es verdiente, und gebar ihm nach und nach vier Siegmunde, Schreimunde, Treumunde und wie sie Alle heißen, deren Geburt er mir fröhlich von Jahr zu Jahr anzeigte; und denen sie eine muttertreue Pflegerin gewesen, dann kamen die Munda's Alle mit gleicher

Freude wie bei Felix Plater ins Hausbuch eingetragen. Sie gediehen freudig auf dem Lande in der Freiheit der Kinder der Natur; jezt hat er sie mit ihrer Mutter und ihrem Schmerze allein zurückgelassen. Was sonst sein Hauswesen betrifft, so gehört nichts davon für die Welt, und ich würde nichts darüber sagen, wenn mir auch, in größerer Nähe, Bedeutendes aus eigener Ansicht bekannt geworden. Was ich weiß, ist, daß er mir stets heiter und guter Dinge geschrieben, und so auch, wie oft er mir wieder persönlich nahe gekommen, diese Heiterkeit auf seiner Stirne sich nie vermissen lassen. Der französische Krieg hatte sein Vermögen zerrüttet, seine Güter mit Schulden beladen, Prozesse hatten sich an Erbschaften geknüpft; er hatte eine schwere Aufgabe übernommen, das Alles zu ordnen und wieder herzustellen, aber er verzagte nicht. Oft hat er sich ärgerlich und unmuthig über Rechtsgang oder vielmehr Rechtsschlich, über Papierwirthschaft und all die übrige böse Noth der Zeit gegen mich geäußert, nie niedergeschlagen und zaghaft. Er hatte früher in Göttingen sich mit physikalischen Untersuchungen und Experimenten in seiner geistreichen Weise beschäftigt, und war dabei über die galvanische Kette mit Ritter in einen Streit gerathen, der etwas weiter fortgesezt, ihn leicht zur Entdeckung der magnetischen Verhältnisse in dieser Kette hätte hinführen können. Ich bedauerte später öfter gegen ihn, daß er diese Beschäftigung aufgegeben; denn es schien mir immer, daß ausschließliche Beschäftigung mit Poesie nachtheilig und entkräftend auf den ganzen Menschen wirkte; er bezeigte aber nie Lust, den abgelaufenen Faden wieder aufzunehmen. Seine Lebensfügung hatte ihm jedoch auf diesen seinen Gütern das paßlichste Bindemittel für jene poetische Verflüchtigung bereitet: die Natur, die mit ihrer immer wiederkehrenden Kreisbewegung alles zu Exzentrische gelind einbeugt und zurückführt; der Ackerbau, dies mit dem einfachsten Apparate immer wiederholte, nie versagende Experiment; die Viehzucht noch jezt wie in ältester Zeit das Leben in einfachster Weise durch befreundete Lebenslinien begränzend; die Waldwirthschaft immer übend, im Athem haltend und dabei erquickend, das Alles, wie er es in der Einleitung zu den Kronenwächtern selbst ausgesprochen, beschäftigte ihn, befestigte seine poetische Natur, und er durchdrang es wieder mit dieser seiner Poesie, daß er nicht in ihm verdauerte. Mit dem größten Eifer gab er sich diesen Dingen hin; als er beim vorlezten Oktoberfeste sich hier in München befand, da führte dieser Eifer und diese Theilnahme ihn Allem entgegen, was irgend sie in Anspruch nehmen konnte: zu den Menschen und Allem was sie hervorgebracht, oder veranlaßt, geleitet oder gezogen hatten; zu den preißwürdigen Rossen und Schaafen und Rindern, zu Pflügen und Säemaschinen, und zu jedem, was irgend fern oder nahe mit der Landwirthschaft in Verbindung stand, und keiner von allen den Tausenden, die zugegen gewesen, hat dem König Ludwig damals ein herzlicheres Lebehoch zugerufen, weil er so Vieles in diesen Dingen besser als früher gefunden.

Seine Poesie, also getragen von dieser Prosa, hat im Verlaufe der lezten zwanzig Jahre nun in die verschiednen Werke sich ergossen, die er hervorgebracht. Der Wintergarten erschien zuerst, eine Sammlung von Novellen, gewissermaßen die Fortsetzung von Trösteinsamkeit. Wie Boccacio damals die lang in die Ewigkeit sich dehnende Pestzeit durch seine leichtfertigen Erzählungen gekürzt, so er den langen Winter jener Jahre, der die physische wie die geistige Natur gleich sehr zugeschneit, durch diese neue Novellen ernsteren Inhalts, die er aus alten Büchern und neuer Erfindung zusammengetragen, jede in eigener Tonweise ausgesungen und ausgeredet, Alle mit einem losgeschlungenen Band zusammenknüpfend, wie die Zeit die Menschenalter aneinanderfügt, denen sie angehören. Dann Halle und Jerusalem, Studentenspiel und Pilgerabentheuer. Die altitalienische Novelle und das Drama, das Andreas Gryphyus daraus gemacht, sie sind noch einmal durch seinen Geist hindurchgegangen, und haben in reichlicher Zuthat sich verjüngt. Das Studentenleben im ersten Aufzug, mit sicherer Hand gezeichnet; die Judenwirthschaft und Celinde's loses Treiben eben so scharf skizzirt im zweiten; Schifferstechen, Ordenswesen, Teufelsbund und Zauberei im dritten, dann in buntem Gedränge die Pilger auf dem Meere, und die Taufesfeyer auf dem wilden Elemente; das todte Sündenkind, Kümmeltürk und Waisenhäuser und die Jungfrau mit dem Storche; die Belagerung von Akra, die Versuchungen in der Wüste, die Aussicht nach Jerusalem, das Harem des Bassa, das Nonnenkloster, die drei Alten, die Nacht in der Herberge, der Ritterschlag am heiligen Grabe; alles rauscht und eilt und jagt vorüber wie ein Geisterheer, und der schauende Sinn blickt verwundert in die Bläue über sich, und das leuchtend farbige Getümmel, das sie erfüllt. Dagegen ist Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores mit großer Ruhe und Besonnenheit ausgeführt; ein jezt öfter als man glaubt vorkommendes Verhältniß, ist einfach und klar aufgefaßt, in seinem Fortschritte und seinen Verwicklungen mit Einsicht durchgeführt, die Akte der Handlung in Wahrheit und Natürlichkeit geschickt verflochten, die Handelnden in korrekter Zeichnung scharf umschrieben, das Ganze in der Komposition tadellos, und in Licht und Färbung warm. Dann wieder vier Novellen, darunter Isabellen von Aegypten, Kaiser Karl des Fünften erste Jugendliebe, in der sich das schweifende Leben der Wandelstörche, der Zigeuner, mit viel anderer Seltsamkeit an die Jugend des Kaisers knüpft, und mit dem Ernste und der Förmlichkeit

seines späteren Lebens in dem sonderbarsten Kontraste steht. Darauf dramatische Arbeiten in einer Sammlung, mit vieler Gewandtheit und großem Talente ausgeführt, denen später die Gleichen sich angeschlossen, darin und sehr zum Vortheil des Kunstwerks, eigenthümlich von den früheren Vorgängern abweichend, daß wenn dem Heimkehrenden überall zwei Frauen zu Theile werden, er hier keine erhält. Später sofort die Kronenwächter in Bertholds erstem und zweitem Leben nur angefangen, und nun wie es scheint, unvollendet zurückgeblieben. Gerade in die Reformationszeit, an die Wende zweier Weltalter gestellt, trägt das Werk doppeltes Antlitz wie die Titelverzierung; die gläserne Pfalz mit den sieben Thürmen von sieben Strudeln bewacht, mit den Eisenmännern am Thore, der Stahlbrücke mit dem Brünnlein das durch die Mühle den Schleifstein treibt, an dem der Alte jede Stunde ein Heldenschwert am Stein wetzt, und wo ein Löwe des lezten erlesenen Hohenstauffen, und der goldnen Krone in krystallner Schale hütet; die Fürstin und der webende Gatte; der Baumeister; der Sänger Grünewald; das Hausmährchen den gemalten Fensterscheiben nacherzählt: das Alles gehört der alten Zeit an. Kaiser Max aber und sein Schreiber Treitsauerwein mit ihren Neuerungen und reformirenden Plänen. Kurfürst Friedrich mit der Laute vor dem Bilde der Schwarzburgerin, Herzog Ulrich mit seinem Wesen, der Luther und Anderes hingegen reicht in die neue Zeit hinüber, während das in eine Fabrik umgeschaffene Schloß der Hohenstauffen in Waiblingen, die Burg Hohenstock, Frenndsberg und der schwäbische Bund am Uebergange stehen, und der Doktor Faust durch die Transfusion des Blutes in Bertholds Doppelleben das Doppelleben der Zeit symbolisirt. Zulezt endlich Landhausleben in fünf Erzählungen nach den Wochentagen geordnet, geistreich und lebendig mancherlei behandelnd, von den Frazzen neuerer Gesellschaft bis zur Herstellung Ragusas durch Marino Caboga, als das Erdbeben den ganzen Adel begraben. Endlich mancherlei Anderes noch, das durch Almanache und Journale zerstreut, mir nur dem kleinsten Theile nach zu Gesicht gekommen.

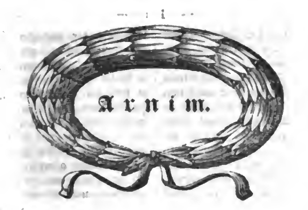
Und hat er nun für alle die schönen Sachen einen schönen Dank bei seiner Zeit und seinem Volke sich gewonnen? Mir ist wenig davon kund geworden; nicht leicht haben sie einen Andern kaltsinniger aufgenommen, Einige Wenige haben ihn geschäzt und anerkannt, die Andern haben ihn Alle auf sich beruhen lassen. Es ist eine Art von Hörigkeit aller schönen Kunst wie der Schönheit überhaupt, daß sie aufs Gefallen angewiesen; eben weil sie täuschend im Sinnenscheine waltet, ist ihr die Selbstständigkeit versagt, und sie muß, da sie sich nicht in sich selbst verlieben kann, äußere Liebe suchen; darin völlig ungleich der Wahrheit, die vollkommen sich selbst genügend, sich mit anderer Wahrheit wohl befreundet, aber keiner äußern Gewähr bedürftig, selber freie Ueberzeugung nicht sucht, sondern sie gebietet, und durch die versagte Anerkenntniß in ihrem Rechte nicht das Mindeste verliert. Arnims Werke haben jene liebevolle Anerkenntniß durchgängig unter seinen Zeitgenossen nicht gefunden; daß es ihrem Urheber nahe gegangen, läßt sich begreifen, daß er es sich aber nicht über die Gebühr zu Herzen genommen, zeigt die ruhige Heiterkeit, die durch die frühsten wie durch die lezten geht. Einmal in meinem ganzen Leben, habe ich, der ich auf all dergleichen wenig gebe, ihm darüber geschrieben, und zu meiner großen Freude, ließ er in der Erwiederung die ganze Sache fallen, ohne sich darüber auszulassen. Schuld und Unschuld theilen sich, obwohl sehr ungleich, in dem Handel. Die Unschuld ist an das geknüpft, wofür, weil es Anlage ist, beide nicht können. Unser großes Publikum ist von je schwerfällig und leichtsinnig zugleich gewesen; einige Reputationen hat es sich einreden lassen, und sie zum Sonntagsstaate auf Seite gestellt, im übrigen gehts seinem Geschmacke nach, der mehr auf die Masse, als auf ausgesuchte Vorzüglichkeit geht. Wie in den alten Wäldern, wo die gemähnten Elephanten, die riesenhaften Mastodonten, die Nashörner umgegangen, und mit Hauern und Hörnern die saftreichen Bäume zu Sparren und Latten spileßend, dann mit starkem Kinnbacken die Gespließten kauend, sie zum schwer zu füllenden Wanst hinuntersenden, so haußte das dickhäutige Ungethüm in unserem literarischen Gestrüppe, wenig sich um Blumen und Blüthen kümmernd, dafür unersättlich auf den Fraß gestellt, und aus dem Verschlungenen sparsame Gedanken destillirend, die aber alle wieder auf neuen Fraß gerichtet sind. Halb kühn halb zaghaft steht dort am Wege das Kind Poesie, dem harmlosen Fleischklumpen, wie er zur Weide geht, den Blumenstrauß halb darreichend, halb im Zurückziehen ihn verbergend; das Thier, wie es vorüberstapft, schnuppert daran herum, zupft da und dort eine Blume heraus, aber ihm liegt im Ganzen wenig daran, denn sein wartet besser Futter auf dem Anger, fette Butterblumen und Disteln politischen Streites und lügenhafter gegenseitiger Verläumdung. Das sind anstößige, ehrenrührige Bilder, ich merke es zu spät, nachdem ich sie schon aufgezeichnet, aber ich kann nichts ändern, höchstens unterscheiden mit den Worten, die der Verstorbene bei ähnlicher Gelegenheit geredet: dies betracte wohl die Eitelkeit des Einzelnen, wie des wohlhabenden lesenden Publikums, das ich in meiner Anrede und meinem Bilde vor Augen hatte, und nicht mein Volk, das ich ehre und vor dem ich mich demüthig als der geringste Diener niederwerfe, mit dem ich nimmer zu scherzen wage: er meint nämlich das Volk, das ein

paar Jahre gewacht, und dann mit Barbarossa schlafen gegangen.

Dieser Wohlbeleibtheit gegenüber, für die das hinterlassene, stellvertretende Publikum wenig kann, stand nun Arnims leichte Beweglichkeit, die gleichfalls ohne sein Zuthun ihm angeboren gewesen, in allzuscharfem Kontraste gegenüber. Man kann seine Poesie nicht kürzer bezeichnen, als wenn man sie dem Vogelgeschlechte angehörig erklärt. Wie die alte zauberhafte Iynx, so sizt sie wohlgemuth oben auf hohem Zweig im Baumeswipfel, unaufhörlich wiegend und wendend mit Zierlichkeit den Kopf; schlagend ohne Aufhören mit dem Flügelpaar; wie im Pendelschlag pulsirend mit dem Gabelschweife; bald sich niederduckend, dann wieder aufschnellend; nun zur Rechten, dann wieder zur Linken schwingend; immerfort in allen Gliedern vom muntern Leben durchzuckt. Selbst seine Prosa kann daher, von diesem innerlichen Zuck und Bliz unaufhörlich bewegt, nur mit Mühe, Anstand und Schritt behaupten, und macht sich oft die Lust, wo sie sich ungesehen glaubt, in einem halb versteckten Rhythmus aufzuhüpfen, und daherzutanzen. Werden ihr aber die Banden von den Füßen und Flügeln abgenommen, und kann sie nun dem innern Singen und Jauchzen ohne Zwang sich hingeben: dann steigt die Losgekettete im freudigen Jubel zur Höhe auf, wie das geflügelte Jodeln aus der Kehle des Berghirten gerade auf sich über ihn in die Lüfte schwingt, und nun hoch über seinem Haupte sich wie der Adler im Kreise dreht, nun wallend und schlagend sich auf der Bläue wiegt; dann im schnellen Sturze durch die ganze Tonfolge niederstürzt; eine Zeitlang in der Tiefe sich wie auf gespanntem Seile im Takte auf und niederschwingt, und dann wieder steilrecht schnell sich zur vorigen Höhe schnellt, und sich hoch oben wirbelnd in der Schwebe hält, ohne durch all das Tönen und Schießen und Wirbeln und Tanzen die innere Lust auszuathmen und auszugießen. Wie die Zugschwalbe, die heute noch in diesem Welttheil schwirrt, und ehe am andern Tage der Abend graut, schon die afrikanische Wüste unter sich erblickt, so ist sie daher wenig von Raum und Zeit gebunden und gehemmt; aus der Vogelperspektive Land und Meere überblickend, ragen nur die höchsten Gipfel in ihre Region hinauf, und indem sie sich leicht von Einem zum Andern schwingt, verbindet sie in dem regen Instinkte, der innerlich in ihr wie ein verborgener Magnetismus nach den verhüllten Polen der Geisterwelt deutet und neigt, leicht das Entfernteste in Welt und Geschichte und webt aus diesen geheimnißvollen Beziehungen ihr goldnes Netz, das sie spielend um sich breitet.

Wohl hat diese Weise ihr Unbequemes; sie kann theilweise, wo sie das Nesteln und das Knüpfen allzu willkührlich treibt, widerwärtig werden, denn die Wirklichkeit hat auch ihr gutes gültiges Recht, das rächend gegenwirkt, wenn man ihm allzu muthwillig und übermüthig mitspielt: bis zu einer zweiten Höhe folgt sie wohl der hebenden Gewalt, dann fällt sie unwillig und unmuthig in sich selbst zurück. Ich habe mich darüber nicht verblenden lassen, und ihm nicht verhehlt, wo der halsbrechende Luftritt auf seinem Flügelrosse, mich, der keinen Schwindel kennt, allzu verwegen bedünkt; er aber vertrauend seinem Genius, hat sich nie entschliessen können, dem raschen Thiere die Flügel zu beschneiden, und es hat ihn dafür treu durch alle Fährlichkeiten hindurchgetragen, und immer auf einem grünen Flecke ihn wieder abgesezt. Eine seltsame Heerde von Wolkenschaafen hat er freilich, wenn er also durch alle Lüfte Reitschule gehalten, um sich her gesammelt; Dunstschemen und Meteore der höheren Region; Luftgeister, Erlkönige, loses, nebeliges, halbdurchsichtiges Volk, oft mit Gesicht und Hände oben zeigend, und gleich den schwebenden Engeln auf den alten Bildern den übrigen Leib in fliegende Schleyer eingewindelt. Das hat schon in *Ariels Offenbarungen*, seinem ersten oder zweiten grösseren Werke, das er noch in Göttingen geschrieben, begonnen, und sich bis zu seinem lezten *Landhausleben* fortgesezt; nachdem er im Ersten munter in den rothen Wellen des Nordscheins der Eddalehre herumgeschwommen, gibt er am Ende das laute Vogelpicknick in Versen und in Prosa zum Besten; im Andern werden die Philologen in *Hemkengriper* und Zahnebrecker, die Pädagogen, die Komedianten und viel anderes Volk, in der Luftperspektive verfaßt, in die kühlen Drapperien eingeschlagen, und müssen nun wie die Schädel von Pape Döne den Fandango tanzen. Man muß ihm zugesehen haben, wie das Alles in ihm geworden, um es begreiflich zu finden, und sich mit dem Wesen vertraut zu machen. Wenn das Abendlicht des sinkenden Jahres im Sonnenschein des Herbstes nachglänzend auf der Landschaft lag, dann war er, wie er freudig durch die Fluren schritt, der große Spinner, der all den fliegenden Sommer, der seine Fäden über Wald und Anger und alle Raine ausgebreitet, aufgesponnen. Dann drehte er raschen Schrittes einhergehend, schnalzend den Wirbel, durch den er den Anfang des Seidenfadens hindurch gezogen, und wie der Wirbel schwirrte und er summend und Zaubersprüche singend, weiter vorwärts eilte, spann sich der Faden, mehr und mehr der feineren Fäden zusammenfassend, immer dicker und stärker aus und es folgte dem Spinnenden, wie im Netze zusammengefangen, und an den Faden durch Zauberbande angeknüpft, alles was das Revier in seiner Umhegung in sich beschloß.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 29. — 16. März 1831.

Achim von Arnim

von J. Görres.

(Fortsetzung.)

Blumen und Blüthen und Schmetterlinge und Libellen und Goldkäfer und summende Bienenschwärme zuerst; dann Vögel und was sonst in den Lüften sich regt und bewegt; dann Lämmer und Rehböcklein und Gemsen und Steinböcke und Hirschkälber; was von Kindern und Frauen und Männern vorübergieng, mußte gleichfalls dem spinnenden Zauber Folge leisten; die schwersten historischen Charaktere Nelson, Sidney u. s. w. konnten nicht widerstehen; zwischendurch sahen dann auch laichende Frösche, Stachelschweine, Salamander, Eideren, Igel und Maulwürfe in ihrer Nähe sich gestört und aufgesponnen, Alles trabte lustig den Fußstapfen des Ziehenden nach, bis dieser unvermögend den reichen Fang länger hinter sich zu schleppen, den Faden abriß, ihn behend ein paarmal im Kreise umbeugend schwang und dann die Enden zusammenknüpfend, Alles auf immerdar im also geschlossenen Zauberkreise bannte. Da sieht nun ein verehrungswürdiges Publikum, das keinen Spaß versteht, mit Verwunderung in der Reuße, wie im Tuche des Apostels, alle die reinen und unreinen Thiere durcheinanderzappeln, und zwischendurch die Wurzelmännchen, Bärenhäuter, Irrlichter und Kobolde schreiten; aber man muß billig wieder über die Verwunderung des Wundernden sich wundern. Was ist denn die ganze jetzige Literatur, als eine Wasserhose, die saugend und wirbelnd zwischen den Wolken und dem bewegten Meere einherschreitet, und aus dem Meeresgrunde Sirenen und Kracken und die Gebeine alter in der Sündfluth ersoffener Riesen hinaufzieht, und sie oben auf die Wolkenbleiche legt? Wem vergleicht sich das ganze jetzige Wesen und Treiben treffender, als der Mainacht oben auf der Brockenhöhe: Schaaren, die die Statistiker zählen mögen, drängen sich um die Teufelskanzel, und hören Frevel aller Art, Blasphemien und Schändlichkeiten in der Zerknirschung ihres Herzens mit der größten Andacht an; darneben ist lustiger Tanz, die Drehorgeln der ganzen Christenheit musiziren durcheinander; alle Metzen aus aller Welt umreiten auf den prächtig aufgeschirrten Zeltern die Frau Mutter, die große Metze, die mit allen Künsten sich geputzt und geschminkt; daneben, wo sie das Wetter brauen, ist großes Treibjagen, das Hüfthorn schallt, über alle Dunstfelder hinüber wird der Wolkenhirsch verfolgt, der immer im Kreise laufend, alle Jäger hinter sich narrend, sie stets wieder zur selben Stelle führt; seitab wird Akademie

gehalten; da sitzen die Geschwader der Sudelköche mit schmutzigen Schürzen angethan, und rühren die Goldtinktur ein, die alle Wahrheit in gleissende Lüge umbeizt. Wunder hat der heilsame Theriak und die Pillenkrautsalbe an der gesalbten Zeit gewirkt; in Schweiß liegt Alles gebadet, ohne daß jemand von der Stelle sich gerührt; obs Bübchen oder Mädchen, weiß keines mehr, noch wo oben oder unten, oder rechts und links sich findet. Was muß man nicht Alles dieser Zeit zu gute halten und verzeihen, um ihr gegenüber nicht selber in allzu herbem Tadel zu versauern; wie scharf muß man zusehen, um mitten in dem Saus und Braus und dem Dampf und Staube, den ihr leichtsinniges Treiben erregt, ihr Recht zu erkennen, und unter dem Schlamm und Schutt und Moder, den sie angehäuft, die Keime des Bessern, die eine höhere Hand in sie gesäet, und mit liebender Sorge pflegt, nicht zu übersehen. Mit welcher Fuge hat sie denn mit diesem so scharf geeechtet, darum, daß er um ihre Wüste her seine seltsame Luftspieglung hervorgezaubert, freilich mit allerlei Meer und Landwundern ausstaffirt, und in allerlei Bildern ihr Konterfay ihr vorgehalten, aber von allem Verzerrten, Dämonischen gereint, aus ihrem Qualm und Schwefeldunste in eine höhere Region hinübergespielt, und in ihr sich in heiterer Lust beseelend. Darum, und wenn ich zugesehen, wem und welchen Dingen die Masse nachgelaufen, habe ich nimmer glauben wollen, daß seine Schwäche es verschuldet, daß sie von ihm sich abgewendet; viel besser aber hat es mir eingeleuchtet, daß sie eben, was weit überwiegend gut an ihm gewesen, nicht gemocht, und lieber ihren Kälbern nachgezogen, an die sie ein Zug innerer Gleichartigkeit gebunden. Sie haben ihn nicht geachtet, so lange sie ihn gehabt, nun sie ihn verloren, werden sie jedem Fetzen nachlaufen, den er zurückgelassen, wenn ihnen in ihrer leeren Gedankenlosigkeit ja so viele Erinnerung zurückgeblieben, daß sie in Jahresfrist noch wissen, daß Einer des Namens gedichtet und geliebt.

Ueber diese Kälber, deren Altäre von Dan bis Bethseba aufgerichtet stehen, hatte ich, weniger in Bezug auf Literatur, als auf Staat und Kirche mündlich und schriftlich mit ihm mannichfaltige Erörterung. Was zuvörderst die Politik betrifft, so ist nicht leicht Einer seiner Zeitgenossen seinem Vaterlande, und insbesondere seiner nähern Heimath Preußen wärmer zugethan gewesen, als Arnim, und er wurde mir deßwegen nur um so lieber, je mehr sich von der ersten und je weniger sich von der andern Seite in unsern Ansichten Einstimmigkeit zeigen wollte. Er setzte, wenn auch nicht immer in seinen Urtheilen, doch in allen seinen Neigungen in ansteigender Ordnung Preußen zuerst und dann Deutschland, ich ließ in absteigender das Einzelne nur bedingungsweise vor dem Ganzen gelten, wie ich immer gethan; seine Weise war die ihm natürlichere, wie die meine mir; aber da so Vieles innen unnatürlich stand und gieng, so mußte er stets vor den Riß treten, und es wurde ihm öfter herzlich sauer, der bösen über seinen Patriotism herstechenden Wässer sich zu erwehren, und den Acker gegen den Wildschaden von Seiten der eigenen Insassen zu schirmen. Er selber sagt irgendwo, Hoffnung sey sein größtes Talent gewesen, das er in alle Weise angebaut; das hat er denn auch in diesem Gebiete immer mit Eifer getrieben, und sich nie irre machen lassen, wenn ich, der ich in dieser Tugend in Bezug auf Menschenwerk und Treiben immer nur mäßige Ausgaben zu machen mich angewöhnt, noch Jahr und Tag einmal wieder der Ausführung nachgefragt, und nur wenig sich vorweisen lassen wollte. Schon in Heidelberg sah er immer betrübt und verdrüßlich vor sich nieder, wenn dergleichen Verifikationen nahe traten; damals gebot inzwischen das Unglück Schonung; jetzt ist auch nicht die Zeit von dergleichen öffentlich zu reden; nun da alles sich verwirrt, alles sich löst, ein Element gegen das andere sich erhebt, kaum drei Menschen in demselben Dialekte sich verstehen, und doch Alle unbekümmert um das Verständniß unaufhörlich mit einander hadern und zanken, muß man, was auch nur noch den Schein eines Zusammenhaltes und einer innern Einheit hat, mit Scheu achten, und es ist Gewissenssache zu meiden, was die Konfusion noch vergrößern kann. Die mittlere Periode, nachdem erst durch ehrenhafte Ermannung das Unheil wieder abgewendet worden, und nun der böse alte Adam wieder zu mancherlei Hochmuth und Verkehrtheit geführt, war die rechte Zeit zu dergleichen gegenseitigen Erörterungen, und ich muß ihm sagen, daß sein treuer Eifer manchmal hart im Gedränge sich immer mit Klugheit und Verstand erwehrt, und nichts Ungerechtes aufkommen lassen. Oft war es das Gefühl innerer Entrüstung über die schändliche, geheime Ehrlosigkeit der Zeit, bei aller äußerlichen Großsprecherei, das sich meinerseits kund gegeben; öfter jedoch eine geheime Freude, die an den Ausbrüchen dieses seines Eifers sich vergnügte, also zwar, daß wenn es eine Zeitlang stille geworden, ich zu den Meinigen zu sagen pflegte, ich muß wieder einmal den Gegenstrich am Schlafenden appliziren, um ihn zu wecken, was denn auch jedesmal schnelles Auffahren erwirkte. Da ich, keiner Art von fanatisch thörichter Befangenheit hingegeben, überall achtete, was achtbar war, und er schon wußte, was im Hintergrunde lag, so konnte der Streit uns nicht entzweien, und ein Scherz endete jeden, der weiter fortgesponnen, zur Irrung hätte führen mögen. Ich hatte, um ein für allemal das Gebiet des Streites

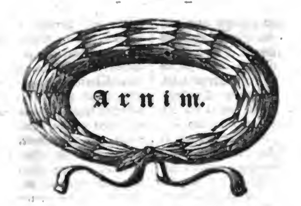
abzugränzen, ihm einmal im Scherze auf einem Konterfay Vetter Michels in ganzer Natur und Armatur, mit Kreide die Gränzen seines Weichbildes abgerissen, über die hinaus seine preußisch-patriotischen Gefühle sich nicht verirren durften. Die Linie nahm über der linken Schläfe ihren Anfang, lief dann zur Nasenwurzel, rechts an ihr hinüber, gegen den linken Mundwinkel zurück, dann am Halse herab über die linke Brustwarze bis zur Herzgrube hin, weiter quer über zur rechten Lende und an der Seite hinauf durch den rechten Arm zum Ohre hin, und wieder von da gegen die Nasenwurzel zurück. Das rechte Ohr und Auge mithin, alles Mundwerk mit dem Gebiß, Zunge, Kehlkopf und Geschlinge, das Zwergfell mit dem Gebläse, der rüstige rechte Arm, die Wirbelsäule und der halbe tragbare Rücken mit der Hüfte, das Alles war auf sein reichlich gemessen Theil gefallen; Anderes war Andern zugefallen, das Beste und Schlechteste jedoch unter Alle gleich getheilt, und wie sehr er sich wehrte und bald dies bald jenes in Anspruch nahm, es blieb dabei, und ich ließ die Barrieren nicht weiter rücken. Da also Zugestandenes und Verwehrtes sich festgestellt, ließ über die Aergernisse der Zeit sich schon eher ein Abkommen treffen. Gieng ja der Puterhahn, der Geselle des gallischen Gockelhahns, mit geschwollener Krauße und schleifendem Flügel radschlagend zwischen uns in den öffentlichen Blättern hindurch, unwissend, daß er allen Menschen seine Blöße zeige, dann konnten wir schon beide des Prahlers lachen, obgleich Einer mit größerem Aerger. Jene schwachherzige Verzagtheit, an deren Unentschlossenheit spottend jede Gelegenheit vorüberschlüpft, die jedes mannhafte Wort mit einem Scharrwenzel maskirt, und das Alles für überlegte Klugheit geltend machen möchte, wir erkannten es als eine Preßhaftigkeit der menschlichen Natur, und deckten es ihrentwegen mit dem Mantel der Liebe zu, und so viele Beispiele von Muth, Kraft, Entschlossenheit im Augenblicke der Gefahr konnten den bösen Schaden schon verhüllen. Jenes gewaltsame Eingreifen, das den Einen immer zu nehmen versucht, was sie nicht entbehren wollen, und den Andern, aber jedesmal auf Kosten des Dritten, gibt, was sie nicht brauchen können, überall das eigene, überlegene Wissen voraussetzend, wir erkannten es als die böse Seuche der eigenmächtigen Zeit, die in ihrer Zügellosigkeit jeden Begriff von einer durch Freiheit in Billigkeit gebundenen Herrschaft verloren. Das todte, starre, in Mechanism und Buchstabenkram gefangene Wesen; die Unzuverläßigkeit in allen Verhältnissen durch treulose Vorbehalte herbeigeführt; das wechselseitige Anlügen, bei dem zulezt aller Sinn für Wahrheit erlahmt; das feige Accomodiren, das sich für Pfiffigkeit gibt, und höhnisch auf alle Entschiedenheit niedersieht: es ließ sich nicht verkennen, es waren Plagen, womit der Himmel die geschlagen, die sich von ihm abgewendet, freilich am meisten jene, die sich am eigenliebigsten auf ihre eigene Faust gesezt. Aber eben hier theilten sich immerfort die Wege; er meinte, das werde sich Alles von selber geben, wie so Vieles sich schon gegeben, was ich zwar auch nicht in Abrede stellte, jedoch nachdem zuvor große Gerichte eingetreten, und dann mehr durch Fügungen, als der jetzigen Menschen weisen Rathschluß, auf den ich gänzlich alles Vertrauen verloren. Er wollte in Allem dem, meinen Vorhersagungen nie Glauben beimessen, was ich gern geschehen ließ, da ich lieber gesehen hätte, daß die Seinigen eingetroffen; vor drei Monaten schrieb er mir indessen, er habe das Frühere neuerdings wiedergelesen, und ich hätte doch im Meisten Recht gehabt; ein Makulaturbogen, der mir gerade damals in die Hände gefallen, schien mir diese seine Rede zu bestätigen. Das hinderte ihn aber nicht, für die Zukunft wieder neue grünende Hoffnungen sich einzulegen; ich konnte nicht ahnen, als er mir sie freudig ausgesprochen, daß es das lezte Mal gewesen, daß er nach ihnen ausgegangen; drei Wochen später traf ihn der Tod, und meine Antwort fand ihn schon im Grabe.

Die Erörterungen über die öffentlichen Verhältnisse im Staate mußten zu Andern über Religion und Kirche führen, obgleich minder häufig sich die Veranlassung dazu gefunden. Er hatte nach der Protestanten Weise seinen Glauben sich selbst geordnet. Durch und durch poetisch, wie er war, konnte es nicht fehlen, seine Poesie mußte auch seine Religion durchdringen, und ihr Form und Farbe geben. Sie stand höher als Jean Pauls Physikotheologie, da sie Positives anerkennend, das Historische nicht ausschloß und den Gott in der Geschichte wie im Weltall ehrte. Wie er aber von seinem poetischen Standpunkte aus die Geschichte mit allerlei seltsamen Beziehungen, mit wundersamen aus dem Nächsten gegen das Fernste gerichteten Sympathien, und einem sonderbar verschlungenen Geäder, in dem geheimes Leben strömte, durchzogen, so hat er es auch mit jenem Positiven gehalten, das wie es bei Manchen einem Bezoar gleich starr im Innern liegt, bei ihm mit den Lebensgeisteen durch die Nerven strömte, und darum mit ihnen die Wildniß durchfahren mußte zum Jungbrunnen hin und den beiden redenden Bäumen. Das hatte den Uebelstand, daß die Gurtbogen der Kirche sich allzu buchstäblich im hohen Aether wölbten; der Altar sich durch die Krümmungen der Erde deckte, und den Engeln das Absingen der Horen zugemuthet wurde, da die vox humana nicht ausreichte, die weitgeschwungenen Hallen auszufüllen. Ich verhehlte ihm nicht, mich wolle bedünken, es sey dem Menschen

nicht geordnet, daß er auf Wolken sich wiegend, von oben herab diese Dinge treibe; das Hinaufschauen scheine mir wesentlich, wenn auch Gott überall zu finden; auch wolle Manches, was schnell auf dem Schlittschuh im leichtgeschwungenen Bogen sich umlaufe, seines tiefen Inhalts wegen langsam prüfend umschritten seyn; aber er schien seiner Sache gewiß, und ich hatte nicht zu rechten noch zu richten über seine Ueberzeugung, wie er auch über die Meine nicht gerechtet noch gerichtet hat. Was mich aber an ihm freute, und ihn mir doppelt achtbar und lieb gemacht, war, daß kein Hauch jenes scheußlichen jezt grassirenden Fanatismus ihn je berührt, der ohne Glauben, ohne Religion, oft ohne Gott aus der Verwesung des Protestantismus und der Hoffnung des Katholicismus in wechselseitiger Uebertragung ausgegangen, in beiden Kreisen sich gleichzeitig im nichtswürdigsten Liberalismus und dem frevelsten Absolutismus eingefleischt, und allmählig bis zum tiefsten Herzblute Alles infizirend, das gesammte öffentliche Leben untergraben, Staat und Kirche unheilbar zerrüttet, und die Völker verwüstet und verdorben. Dieser Fanatismus, in der *Doctrin* hat er den seit so vielen Jahrhunderten gesperrten und versiegelten Schlund der Hölle wieder aufgerissen, daß der gähnende Rachen Frevel und Gotteslästerung allem Heiligen entgegenwürgt, und mit Nacht und schwarzem Qualm sein Licht verhüllt. Im ethischen Gebiete hat er Recht und Unrecht, Tugend und Laster, Ehre und Schande so durcheinandergewirrt, daß massenweise wie im Einzelnen das Entgegengesezteste sich berührt und verwächst, für die Strafe zu gut, für den Segen zu schlecht. Die Kirche hat er unter den Fuß des Staates gelegt, den Staat aber dafür unter jene Rotte erbärmlicher Sophisten, die nur in ihrem besten Theile an jene attischen Volksverführer gränzen, in Masse aber aus dem leersten, nichtigsten Pödel sich zusammensetzen, wie er aus der tiefsten Entartung moderner Bildung ausgeschäumt. Im *Leben* endlich hat er jene dämonische Gemeinschaft im Band der Lüge hervorgerufen, die in zahlreichen Verzweigungen alle Verhältnisse durchzieht, und überall das Bessere, auch seinerseits unverwüstlich in seiner innern Triebkraft, wo es sich durchdrängt, überwuchert, und zu ersticken sich bemüht. Ueber Alles hochmüthig hinfahrend, gegen kein menschliches Gefühl noch irgend in sittlicher Scheu eine Rücksicht hegend; wüthend gegen Jedes, was auf geschichtlichem Boden und stiller Gewohnheit ruht, überall was irgend über diesem Grunde in innerer Festigkeit gesichert sich erhebt, wo die mechanische Gewalt nicht hinreichen will, das Gebundene mit Pulvers Gewalt aufsprengend, hat er neuerdings, indem der Wahnsinn von oben dem Wahnsinn von unten die Hände gereicht, unter dem zerrissenen Europa einen Feuerheerd ausgewühlt, gegen dessen unbändige Gewalt, wenn nicht ein Auge in der Höhe wachte, sicher weder Menschenwitz, noch weniger die alte sogenannte Kraft der Trägheit, das noch Stehende vor dem völligen Sturz zu sichern im Stande wäre. All dies wüthende, wie vom Satanas besessene Treiben, es war ihm so verhaßt, wie es allen Vernünftigen längst ein Abscheu und ein Gräuel geworden, und er hat sich, wo es die Gelegenheit ergeben, vernehmlich genung in seinen Schriften darüber ausgesprochen. Inzwischen mußte, was von dieser Seite in Deutschland sich begab, bisweilen zwischen uns zur Sprache kommen: jene weitverbreitete Verschwörung gegen das Christenthum; die gehässige Anfeindung alles kirchlichen und vorzugsweise des katholisch-kirchlichen, als Zielscheibe aller Bosheit; die Untreue und Falschheit, die allem Rechte und aller Billigkeit hohnsprechend, in den öffentlichen Verhältnissen abwechselnd die Gewalt mit List verhüllte, und die List wieder mit plumper Gewalt zu rechtfertigen sich nicht scheute; die planmäßige Zerstörung aller religiösen Freiheiten unter dem Zujauchzen der Liberalen durch die zum Schutze berufene Macht vollbracht; die Verdächtigung, ja der Haß gegen alles noch so unläugbar Gute, wenn es nur von religiöser Quelle ausgegangen, und die geflissentliche Hegung alles dessen, was diese Quelle zerstören und vergiften konnte; das Alles, wie es der Wahnsinn der lezten Zeit ins Werk gerichtet, und nun, nachdem es seine bittern Früchte schon getragen, und die brennenden Balken in den angezündeten Häusern den Eignern überall um die Köpfe niederstürzen, noch immer mit einer verstockten Verblendung fortgeführt, die beinahe noch dämonischer als das Treiben selber ist; das mußte ungerufen Gegenstand des Zwiegespräches werden. Auch hier kam sein Patriotism bisweilen in die Enge; aber ich verfuhr schonender, weil wo über das Zugestandene hinaus, sich weniger erwiedern ließ, die Kränkung im selben Verhältnisse größer seyn mußte, und weil er selber, weit gefehlt ein Mitschuldiger dieser Raserei zu seyn, vielmehr gewissermaßen selbst ihr Opfer gewesen, da die fanatisirte Zeit ihn hauptsächlich darum nicht gemocht, weil sie frühe schon eines Hinneigens zum Katholizism ihn verdächtig gehalten.

Das ist eine flüchtige Zeichnung von Arnims Art und Wesen nach dem Bilde, wie es mir neuerdings in der Erinnerung aufgestiegen, als die Nachricht von seinem Tode mich betrübt und erschreckt, und nun hier in diesen Blättern ihm zum Male ausgestellt.

(Der Beschluß folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 30. — 18. März 1831.

Achim von Arnim

von J. Görres.

(Beschluß.)

Der langen Rede kurzer Inbegriff faßt in den wenigen Worten sich zusammen: ein hoher reichbegabter Geist, ein warmes, blühendes, poetisches Gemüth, eine edle treue Natur ohne Wanken und ohne Falsch; und das Alles den Seinen nun wie ein Rauch dahingeschwungen. Dieser blühende Dichtergarten, er liegt verwüstet; seine Blüthen hat der Reif getroffen, daß sie trauernd die Häupter senken; das falbe Laub muß zur Erde niederriesen; alle Kehlen des Gesanges sind auf immerdar geschlossen, Todesschweigen brütet unter den erstarrten Wässern. Das ist der alte Jammer der Vergänglichkeit; sie geht mit dem Jubel des Lebens durch alle Zeit hindurch, und selbst wo der tiefste Ernst die Gesellin ferne hält, behauptet nichtsdestoweniger doch sie ihr streng unbeugsam Recht. Sie lärmen und toben und gebärden sich wie himmelstürmende Titanen; der Fenriswolf heult in den Chören, denn die Götterdämmerung wird, wie sie sagen, als Spektakelstück aufgeführt und auch der Tod soll mitspielen in seiner Rolle; der aber schreitet ohne Larve und Kothurn und unverkleidet, kalt und achtlos auf Takt und Kontrapunkt und Stimmung durch die Poltermette, und nimmt sich, was nach seinem Rechte ihm verfallen; der Beste hat keinen Freibrief, wohl aber der Schlechteste seine Frist. Es ist immer so gewesen und wird immerdar so seyn, das ist der leidige Trost, mit dem die Orientalen ihr Leid niederreden; wir haben einen besseren; es ist durch höheren Rathschluß also vorgeordnet, und wie die irdische Liebe unten entgegenstehend und nachsehend an den Pforten des Eingangs- und des Ausgangs harrt, so noch mehr oben das wachende Auge der höheren, jeden entlassend und zu sich entbietend, wenn seine Zeit gekommen. Keiner, den sie ausgesendet, mag dieser Sendung sich entziehen oder ihr entzogen werden; keiner der von hinnen geht, ist ungerufen, und ehe seine Sendung abgelaufen, davongegangen.

Anmerkung der Redaktion. Wir wünschen, daß die Worte der Liebe, die hier einem unsrer liebenswürdigsten Geister nachgeklungen, ein Echo finden, und daß dieses die Geisterstimme des Hingeschiednen selbst seyn möge, in einer Sammlung seiner sämmtlichen Werke. Wohl gehört Arnim nicht zu den Götzen des literarischen Marktes, doch hat er unter den Freunden der Poesie zahlreiche Verehrer und würde deren noch mehr haben, wenn er nur bekannter wäre, wenn die unruhigen Kriegsjahre, in denen seine Werke meist erschienen sind, der Verbreitung derselben nicht hinderlich gewesen wären, und wenn es jezt nicht so schwer hielte, diese zerstreuten und nirgends mehr genannten Werke ein-

zeln sich zu sammeln. Jeder Dichter gewinnt, wenn man ihn im Ganzen kennen lernt, wie die Blumen durch den Garten, die Gärten durch den Frühling. Man will den Orpheus sehn, nicht die disjecta membra. Auch ist das Publikum vielleicht ein Euridice, die ihm sicherer folgt, wenn er nicht mehr darnach umblicken kann. Der reichbegabte und höchst eigenthümliche Dichter gehört der Nation, gehört der Nachwelt an; uns aber, als seinen Zeitgenossen, liegt die Verpflichtung ob, seine Werke in würdiger Gestalt und in ihrer Integrität der Nachwelt zu überliefern. Dies waren wir Hamann, Hippel, Novalis schuldig; wir sind es auch Arnim. Wenn, wie wir hoffen, diese Blätter seinen Angehörigen zu Gesicht kommen, bitten wir sie, unsern, den Wunsch aller Freunde deutscher Dichtkunst, zu beherzigen.

G e s c h i c h t e.

(Fortsetzung.)

120) Die serbische Revolution. Aus serbischen Papieren und Mittheilungen von Leopold Ranke. Mit einer Charte von Serbien. Hamburg, Perthes, 1829.

Dieses aus ächten Quellen geschöpfte Werk gibt uns vollen Aufschluß über eins der interessantesten Völker, das uns bisher fast ganz außer dem Gesichtskreis lag und uns erst in neuester Zeit aufmerksam auf sich machte, durch die fliegenden Blüthenblätter, die sein reicher poetischer Lenz zu uns herüber wehte. Das Volk ist noch mehr als poetisch, und es trägt weit weniger Vergangenheit und Gegenwart, als Zukunft in sich. Seit der Revolution unter Czerny Georg ist dies Volk wieder in die Reihe europäischer Völker eingetreten und durch den lezten Frieden von Adrianopel unter Milosch in seiner Emancipation befestigt worden. In dem Maaß aber, wie das türkische Reich mehr zusammenfällt, muß auch Servien immer mächtiger werden, denn Servien steht nicht allein, es ist nur der Kern eines weit größern Landes, welches dasselbe Volk bewohnt, und früher oder später muß dieses zerstückelte Volk sich wieder ganz vereinigen. Die Bosnier, Herzegowiner, Montenegriner, Slavonier, Kroaten, Dalmatier sind sämmtlich serbischen Stammes und haben (ein seltnes, ja ein einziges Beispiel in der Geschichte) ihre Sprache und Nationalsitte treu bewahrt, obgleich die Serben griechisch, die Bosnier muhamedanisch und die Dalmatier katholisch sind, und troz der hier türkischen, dort östreichischen Landeshoheit.

Am treuesten den alten Sitten blieben die Servier im eigentlichen Servien, und ihr griechischer Kultus scheint dazu beigetragen zu haben, weil dieser Kultus sich mehr als irgend ein anderer mit jeder Nationalität verträgt. Der Verfasser gibt von jenen alten noch jezt in Servien üblichen Sitten ein äußerst gefälliges Gemälde, woraus wir nur einiges herausheben: „Die Häuser liegen einzeln, entfernt von einander; jedes ist eine besondere Gemeinschaft. Um das eigentliche Haus her, einen von Lehmwänden eingefaßten, mit getrocknetem Lindenbast und Heu bedeckten Raum, in dessen Mitte der Heerd und das Feuer ist, hat man Kammern angelegt, Klijet oder Wajat, oft von gehobelten Brettern inwendig verziert, aber ohne Heerd. In jenem findet sich selten ein abgesondertes Zimmer, da schlafen Vater und Mutter; die Kammern sind für die jüngern Ehepaare. Alle bilden eine einzige Haushaltung; sie arbeiten und essen mit einander und sammeln sich in den Winterabenden um das Feuer. Auch wenn der Vater stirbt, bleiben die Brüder, indem sie den Geschicktesten aus ihrer Mitte zum Hausherrn, Starjeschina wählen, so lange bei einander, bis eine allzugroße Vermehrung Absonderung gebietet. Oft bildet ein Haus eine ganze Gasse. — Es bedarf nur wenig fremder Hülfe. Die Männer bauen sich selbst Haus und Kammer, verfertigen sich in hergebrachter Weise Pflug und Wagen, schnitzen das Joch ihres Zugviehes, legen Reife um die Fässer, und bereiten sich ihre Schuhe von rohem Leder. Für die übrige Kleidung sorgen die Frauen, welche Wolle und Flachs spinnen, Leinwand und Tuch weben und mit Krapp zu färben verstehen. Für das Dorf ist vornehmlich ein Schmid nöthig, der die Werkzeuge fertiget. Die Mühlen gehören einigen Häusern gemeinschaftlich und jedes hat seinen Tag. — Jedoch nicht diese Abgeschlossenheit, die sich selbst genug ist, allein, noch auch etwa, daß gewisse Auflagen nur auf den Haushaltungen lasten, verknüpft die Familie. Die Hauptsache ist ein, diesem Stamme ganz eigenes Gefühl des geschwisterlichen Zusammenhanges. Der Bruder ist stolz auf den Besitz einer Schwester; die Schwester schwört bei dem Namen ihres Bruders. Den Verstorbenen beklagt nicht die Gattin, Mutter und Schwestern beklagen ihn und pflegen sein Grab. In einigen Orten hat sich der sonderbare Gebrauch erhalten, wenn von zwei Brüdern, deren Geburtstag in denselben Monat fällt, der eine stirbt, den Ueberlebenden an den Todten zu fesseln, so lange, bis er einen fremden Jüngling rufen läßt; diesen nimmt er an Bruders statt an und wird von ihm gelöset. Allenthalben feiert Niemand seinen Namenstag, seinen Geburtstag; jedes Haus hat seinen Schutzheiligen und dessen Tag begeht es mit Fest und Schmaus. — Aus dieser patriarchalischen Enge tritt man durch einige sehr besonders gestaltete Verbindungen in weitere Kreise. Eine, die Verbrüderung, ist dem servischen Stamme vor andern eigen. Kirchliche Einsegnung ist zwar hiebei in dem eigentlichen Servien nicht gebräuchlich; aber in der That verbindet man sich im Namen des St. Johannes zu wechselseitiger

Treue und Hülfe für das ganze Leben. Man meint am sichersten den zu wählen, den man etwa geträumt hat, in irgend einer Noth und Hülfe gebeten zu haben. Die Verbundenen nennen sich Brüder in Gott, Wahlbrüder, Pobratimie. In Altorschowa und Negotin pflegt man am zweiten Montag nach Ostern des Morgens den Rasen auf den Gräbern zu erneuen; hierauf kommen Nachmittags die jungen Leute zusammen und flechten grüne Kränze. Je zwei Jünglinge miteinander und Mädchen mit einander, verbinden sich dann, indem sie sich durch diese Kränze küssen und sie zuletzt tauschen. Jedoch ihre Verbindung, denn noch sind sie jung, gilt nur bis auf das nächste Jahr; alsdann kommen sie wieder, und wenn sie einander kennen gelernt haben, so erneuern sie oder wechseln dieselbe. Dies ist ein Bund der Einzelnen, frei zwischen Mensch und Mensch allein, dem geschwisterlichen nachgebildet. — Die Heirath dagegen gehört nicht weniger der Familie als dem Einzelnen an. Die Hausväter beider Theile machen sie miteinander aus, und nicht ohne Geschenk: durch eine Art Kauf wird ein so nützliches Mitglied der Haushaltung, wie ein erwachsenes Mädchen ist, von einer an die andere verabfolgt. Der Bruder überantwortet die Braut dem feierlichen Zuge, der sie nach dem fremden Hause abzuholen gekommen ist; hier wird sie von Schwester oder Schwägerin empfangen. Ein Kind schmücken, mit dem Spinnrocken die Wände berühren, welche sie so oft bei diesem Werkzeug flüchtig sehen sollen, Brod und Wein und Wasser unter dem Arm und in den Händen, an den Tisch treten, den sie so oft zu besorgen haben wird, das sind die symbolischen Ceremonien, mit denen sie in die neue Gemeinschaft hinüber geht. Der Mund, der wenig und nur Gutes reden soll, ist ihr durch ein Stück Zucker gefesselt. Noch ist sie fremd, noch ein Jahr lang heißt sie Braut. Durch einen von der Sitte gebotenen Ausdruck fortwährender Verschämtheit ist sie selbst von ihrem Gatten getrennt. Indessen ist es doch ein Bund, der von Jahr zu Jahr enger und bedeutender wird. Er verknüpft die verschiedenen Familien durch Verschwägerung."

„Eine neue Einheit und Gemeinschaft bildet das Zusammenwohnen in dem Dorfe, und zwar eine doppelte. Die eine, die bürgerliche, nicht allein dadurch, daß das Dorf seine Aeltesten, Kmeten, seinen Dorfknes, Serskiknes, selbst wählt, sondern auch durch die gemeinsame Verpflichtung zu der Paresa, und vor allem zu dem Blutgeld. Es ist merkwürdig, daß man, so bald dasselbe einmal erlegt war, den Verschulder, den Mörder, ruhig wiederkommen ließ und keinen Anspruch auf eine Erstattung an ihn machte. Die zweite, geistliche, beruht auf der gemeinschaftlichen Verehrung des nämlichen Heiligen. An dessen Festtag versammelt man sich auf einem geräumigen Platze; die Geistlichen erscheinen und weihen Wasser und Oel; unter ihrer Anführung, mit Kreuzen und Bildern, zieht man durch die Felder und an einigen Orten von Haus zu Haus."

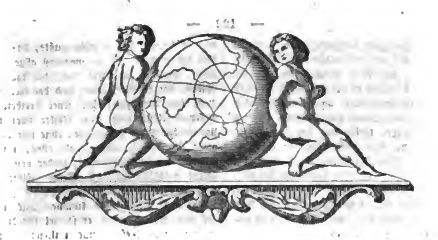
„Diese doppelte Gemeinschaft erweitert sich ferner. Mehrere Dörfer unter einem Oberknes — Baschknes, Oborknes — vereinigt, bilden eine Kneschina, und in dieser Gemeinschaft hängen sie mit der Regierung zusammen. Nicht so streng geschlossen, aber wirksamer ist die geistliche Verbindung, in der mehrere Gemeinden mit dem Kloster stehen, das ihnen zunächst liegt. Es hat sich eingeführt, daß man die Beichte — welche ohne Zweifel von allen kirchlichen Handlungen am meisten den Geistlichen in Ansehen zu erhalten und ihnen Einwirkung auf den Laien zu verschaffen vermag — ausschließend bei den Mönchen ablegt. An gewissen Tagen versammelt man sich hiezu in den versteckten Schlupfwinkeln des Waldgebirges, wo die Klöster einsam liegen. Auf Beichte und Kommunion des Morgens — oft ist man schon den Abend zuvor gekommen und hat die Nacht beim Feuer zugebracht — folgt Nachmittags Berathung der Aeltesten, Spiel und Tanz der Jugend, Markt und Verkehr. Haben die Knesen die Pflicht, dafür zu sorgen, daß das Kloster im baulichen Stande erhalten werde, so üben sie auch das Recht aus, den Vorsteher, sey er Archimandrit oder Igumen, aus den Mönchen zu wählen. — Höher reichte diese Verbindung, dieser Staat der Bauern und Christen, allerdings vor den Unruhen nicht; hier stieß er an das fremde Element, die Türken oder den Bischof, welchen man lieber auswich; innerhalb jenes untergeordneten Kreises aber, war eine gewisse Freiheit der Bewegung und des Privatlebens geblieben."

Auch von der Poesie der Serben spricht der Verfasser ausführlich. Wer kennt diese zarten, herrlichen Helden- und Liebeslieder nicht, die uns vorzüglich durch die treffliche Sammlung und Uebersetzung von Talvj (*Volkslieder der Serben, metrisch übersetzt und historisch eingeleitet von Talvj.* Halle, Rengger, 1826) und durch die Nachträge dazu in den Gedichten von *Wilhelm Gerhard* zugänglich gemacht worden sind? Es verdient bemerkt zu werden, daß die in diesen Liedern niedergelegten historischen Erinnerungen nicht weit reichen, daß der Servier hauptsächlich nur seine nächste Gegenwart besingt, daß auch die Lieder bisher nie aufgezeichnet worden sind, sondern nur im Munde des Volks leben, und daß der Name keines ihrer Dichter besonders bekannt ist, weil fast jeder dichtet.

Bis zum Ausbruch der Revolution lebten die Servier auf ihren Dörfern, jedes Dorf unter einem selbstgewählten Knes, und wieder mehrere Dörfer unter einem Oberknes, der sie bei dem Pascha von Belgrad vertrat. Die Türken wohnten in den Städten und kamen eben so selten aufs Land, als die Servier in die Stadt. Es gab Servier, die 60 Jahre alt wurden, ohne je einen Türken

gesehn zu haben. Wo aber ein Servier einem Türken begegnete, mußte er seine Waffen verbergen, ihm seine Dienste anbieten und sich als Sklaven behandeln lassen. Auch legten die Türken den Serviern bedeutende Schatzungen auf, ihre Tyrannei wurde zuweilen sehr drückend, je nachdem die Paschas und die Janitscharen- und Spahisaristokratien ihre Anmaßungen willkührlich steigerten oder mäßigten. Wollte ein Servier sich dies Joch nicht gefallen lassen, so ward er ein Haiduck, d. h. ein Räuber, und aus diesen Haiducken giengen nachher die Helden der Nation hervor. Zu Anfang des Jahrhunderts herrschte zu Belgrad Hadschi Mustapha Pascha, den die Servier seiner großen Wohlthaten wegen zärtlich nur ihre Mutter nannten. Derselbe vertrieb die Janitscharen aus Servien, da deren aristokratischer Uebermuth ihm selbst wie dem Volk gleich unerträglich wurde. Die Janitscharen aber fanden bei dem Emporkömmling Paswan Oglu in Widdin Hülfe, der sie mit einem Räuberheer unterstützte und ihnen beim Sultan selbst die Rückkehr nach Belgrad auswirkte. Kaum zurückgekehrt erschlugen sie den guten Pascha und sezten aus ihrer Mitte vier Dahis zu Vorstehern des Paschaliks. Diese erlaubten sich jede Grausamkeit und giengen endlich so weit, alle serbischen Knesen und Angesehene im Volk zu ermorden. Doch als die ersten Opfer gefallen, griffen die Uebrigen zu den Waffen und schlugen die Türken mit großer Tapferkeit zurück. Der Sultan selbst, ungehalten über die Ermordung seines Paschas, autorisirte die Serben, gegen die Dahis zu fechten, und diese wurden umgebracht, Bekir, ein neuer Pascha, dafür eingesezt. Damit hörte aber der Kampf noch nicht auf. Die Anhänger der Dahis verstärkten sich durch die bosnischen Räuberheere, und die bedrängten Servier forderten zum Schutz ihres Landes das Recht vom Sultan, ihre Festungen, die bisher immer von treulosen Türken besezt waren, selbst besetzen zu dürfen. Diese gefährliche Neuerung ward ihnen abgeschlagen, und ihnen befohlen, die Waffen niederzulegen. Ihrer wachsenden Macht zu begegnen, vereinigten sich alle Partheien der Türken gegen sie, und sie mußten sich jezt wehren, Volk gegen Volk, jeder Servier gegen jeden Türken. In dieser Noth, da der Feind zugleich von außen und von den Festungen des Landes selbst aus das Volk angriff, trat Georg, Kara oder Zrni, der Schwarze, zubenannt, an die Spitze der Insurrektion. Es war ein gemeiner Bauer, aber von riesenhaften Kräften und höchst kühnem Charakter. Schon 1787 in einer kleinen Empörung kompromittirt, floh er mit seiner Familie ins Oestreichische, da aber sein alter Vater die Heimath nicht verlassen wollte, schoß er ihn nieder mit den Worten: sollen dich die Türken langsam zu Tode martern? Er diente später unter einem östreichischen Freikorps, da er sich hier aber ungerecht behandelt glaubte, gieng er zurück und nährte sich als Haiduk vom Räuberhandwerk. Unter Hadschi Mustapha erhielt er Amnestie und kehrte in sein Dorf zurück. Jezt stand er an der Spitze des Volks. Seine wilde Charakterstärke verläugnete sich auch hier nicht. Er ließ wegen eines Subordinationsfehlers seinen einzigen Bruder hängen und verbot der Mutter, über ihn zu weinen.

Seiner und der Serben Tapferkeit gelang es, die Türken überall aus dem Lande zu jagen und selbst die Feste Belgrad zu erobern. Aber hier begingen sie eine große und unpolitische Grausamkeit. Ihre Zusage brechend mordeten sie alle Türken von Belgrad und entflammten so die gerechte Rache ihrer alten Herrn. Churschid Pascha fiel mit 30,000 Mann ins Land. Doch die Servier fanden an den Russen, die damals, 1811, mit der Türkei Krieg führten, natürliche Bundesgenossen. Die Pforte bot Kara Georg das Fürstenthum an, unter gleichen Bedingungen wie die Hospodare der Moldau und Wallachei, wenn er die russische Sache verlasse. Doch Kara Georg achtete sein gegebnes Wort höher, als diese glänzende Aussicht. Die Russen waren dafür nicht hinlänglich dankbar, denn da sie den Frieden von Bucharest schlossen, verwandten sie sich für ihre treuen Bundesgenossen nicht so nachdrücklich, daß die Pforte nicht schreckliche Rache an den Serviern geübt hätte. Churschid Pascha nahm sogleich eine andere Sprache an, gebot die Entwaffnung des Landes und griff es mit überlegner Gewalt an. Heldenmüthig fiel Kara Georgs tapferster Gefährte, der Heiduk Weiko, in Vertheidigung der Grenze. Kara Georg selbst und alle seine Woiwoden (Militärbeamte, die er an die Stelle der Knesen gesezt) gaben den Kampf auf, und flohen nach Oestreich, wo sie sogleich in Festungen gesperrt wurden. Nur Milosch Obrenowitsch war der einzige Woiwode, der es wagte zurückzubleiben und ehe er die Waffen niederlegte, mit den Türken eine Kapitulation schloß, kraft welcher dem Lande Amnestie und ihm selbst die Würde eines Oberknes zugesichert wurde unter der Bedingung, daß er durch seinen Einfluß sogleich das ganze Land beruhige. Milosch erfüllte diese Bedingung, allein kaum waren die Türken Herrn des Landes, als sie die Kapitulation brachen, und nicht nur die Servier mit Tributfoderungen und Plünderungen erdrückten, sondern sie auch haufenweise enthaupteten und spießten. Milosch selbst sollte ermordet werden. Da rief er das Land von neuem zu den Waffen, 1815, und legte sie nicht eher wieder nieder, bis er durch seine Siege einen neuen Vertrag erzwang, kraft dessen das Volk seine Waffen behielt und die an die Türken zu entrichtende Steuer selbst umlegen durfte. Milosch, der in seiner Jugend die Ochsen seines Bruders auf die dalmatischen Märkte getrieben, war jezt des Landes Fürst und behauptete seine Oberherrschaft durch Verbannung seiner Nebenbuhler. Die Türken wagten es nicht mehr, ihn in Ausübung seiner Macht zu beunruhigen und es ist bekannt, wie sehr diese Macht durch den Frieden von Adrianopel 1829 befestigt und erweitert worden ist. (Forts. folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 31. — 21. März 1831.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

121) Histoire de Russie et de Pierre le Grand par M. le General Comte de Segur, auteur de l'histoire de Napoléon et la grande armée pendant l'année 1812. Brunsvick. Vieweg, 1829.

122) Geschichte Rußlands und Peters des Großen vom General Grafen von Segur, übersezt von J. P. Krieger. Zweibrücken, Ritter, 1829.

Philipp von Segur, dessen „Geschichte Napoleons und der großen Armee im Jahr 1812" der dagegen erhobenen Vorwürfe ungeachtet ein unsterbliches Denkmal bleiben wird, hat in dem vorliegenden Werk Peter dem Großen ebenfalls ein würdiges Denkmal gesezt. Die vorangeschickte Geschichte Rußlands vor Peter ist gleichsam nur das Piedestal desselben, denn vorher war Rußland ein roher Felsblock, in den Er erst mit roher Art menschliche Züge, seine eignen, hieb. Vielleicht vermag nur französische Leichtigkeit, ein erträgliches Bild von der russischen Geschichte bis auf Peter den Großen zu geben, deutsche und selbst russische Gründlichkeit (Karamsin) werden uns nothwendig mit dem ausführlichen Detail halbasiatischer Barbareien langweilen, deren Konglomerat eben jenen Fels bildet, auf dem Peters des Großen Bildsäule sich erhebt. Ein unerfreuliches Gemengsel von Despotismus, politischer Thierheit, Würgereien und Verräthereien schreckt den Blick von jener nordischen Vorzeit zurück. Die älteste russische Chronik vom Mönch Nestor beginnt damit, daß die Russen, unfähig, sich selbst zu regieren, die Waräger freiwillig um einen Knes bitten, der Herr über sie sey. Selbst das milde Licht des Christenthum vermag die düstre Nacht des Despotismus nicht zu erhellen. Dann folgt die Mongolenherrschaft, unter der die Russen über zwei Jahrhunderte schmachteten, und während welcher die edlere slavische Physiognomie des Volks durch die kalmuckische Plattnase entweiht wurde. Endlich gewährt auch die Befreiung von diesen Unholden den Russen keine bessern Vortheile, als daß eine vorübergehende fremde Tyrannei sich wieder in eine einheimische verwandelt und verewigt, bis erst Peter der Große durch physische Dressur den Saamen künftiger Aufklärung ausstreut.

Der geistreiche Verfasser ist eben so anziehend, indem er die alten Gräuel, und indem er die großen Hoffnungen des Volks ausmalt. Allein es begegnet ihm, was auch den besten französischen Denkern, weil sie immer bes-

ser reden als denken, zu Zeiten begegnet. Indem er sich nämlich jede Thatsache auf die geistvollste Weise zu erklären sucht, vergißt er, daß diese Erklärungen einander selbst widersprechen. So erklärt er die Sklaverei der Russen aus einer denselben angebornen unausrottbaren Naturanlage, und diese Naturanlage wieder theils aus der Eigenthümlichkeit der Raçe, theils aus den klimatischen Verhältnissen des Landes. Und doch spricht er später so schöne Worte von der schon begonnenen und künftigen Civilisation der Russen, spricht sogar von ihrer Freiheit, welches denn mit der Hypothese einer angebornen Sklavennatur nicht vereinbar ist. Ueberhaupt aber soll man mit solchen Hypothesen vorsichtig seyn. Sklaverei ist immer Krankheit, nie Naturzustand, und kein Volk in der Welt ist von Natur zur Sklaverei prädestinirt. Die Inkonsequenz des Grafen Segur tritt noch auf einer andern Seite ins hellste Licht. Er sagt, auch die große Ausdehnung Rußlands und die damit verbundne Zerstreuung der Menschen sey eine Ursache jener Sklaverei, weil sie den Menschen das Gefühl der eignen Schwäche gäbe. Und doch hat man, und wie mich dünkt, mit mehr Recht, ganz die nämlichen Lokalumstände in Nordamerika, so wie im alten Germanien als Ursachen der größern Freiheit erklärt. Wie oft ist nicht gesagt worden, die Nordamerikaner würden nicht lange Republikaner bleiben können, wenn sie nicht auf so großen Länderstrecken zerstreut lebten, und, was die alten Germanen betrifft, so war ihre Zerstreuung gewiß ihrer Freiheit zuträglich, denn ihre Unterjochung begann erst, da sie sich an Höfen, Klöstern und Städten koncentrirten.

Es vereinigten sich allerdings eine Menge Umstände, um die skythische Barbarei in Rußland bis tief in die christliche Zeit zu verlängern; allein was Schuld gehemmter Ausbildung war, soll nicht auf Rechnung der Natur kommen. Daher müssen wir es loben, daß sich Herr von Segur später selbst verbessert und den Russen die Vollendung ihrer Civilisation prophezeit. Mit Recht erkennt er als deren Begründer Peter den Großen, bei dessen glänzender Geschichte er am längsten verweilt. Zwei Dinge sind es, die er an ihm am meisten hervorhebt, daß er erstens sein Volk aus tiefer Nacht der Barbarei der höchsten Stufe der Völkerbildung entgegengeführt, und daß er zweitens eben dadurch der Völkerwanderung ein Ziel gesteckt hat, die dem gebildeten Süden immer von neuem drohen würde, wenn die zahlreichen Stämme des Nordens Barbaren geblieben wären und nicht die Kultur in ihrer eignen Heimath gefunden hätten: „Warum, wenn uns die Gewaltthätigkeiten Peters des Großen mit Abscheu erfüllen, warum über seinen Despotismus erstaunen? Wer konnte zu jener Zeit ihn belehren, daß ächter Freiheitssinn und ächte Sittlichkeit dasselbe ist? Allein was schadet es, daß er nicht wußte, das Sittengesetz fordere die Freiheit, als die möglichst allgemeine Wohlfahrt? Alles, was er für diese Wohlfahrt that, d. h. für den Ruhm, für die Aufklärung und das Gedeihen seines Reiches, kam denn nicht alles jener Freiheit zu gut, deren weder er selbst, noch seine Völker schon würdig waren? Und so hat Peter der Große, ohne nur an sie zu denken, mehr für dieselbe gethan, als alles, was die kühnsten Träume der Freiheitsfreunde bisher von seiner Thätigkeit hätten wünschen mögen! — Seine Völker verdanken ihm ihren größten und schwersten Schritt zu ihrer künftigen Selbstständigkeit. Was kümmert uns also sein Abscheu vor dem Worte, wenn er so viel für die Sache gethan? Hier mußte Despotismus walten; — wozu hätte er ihn besser anwenden können?"

123) Geschichte des russisch-türkischen Kriegs von Fedor Iwanitschew, k. russ. Obersten. Erster Theil, Feldzug von 1828, nebst Darstellung der diplomatischen Verhandlungen rc. Ilmenau, Voigt, 1829. Und 124) Hans Karl Friedrich Anton Graf von Diebitsch-Sabalkansky, k. russ. Feldmarschall, nach Familiennachrichten von Belmont. Dresden, Arnold, 1830. Ohne ins Einzelne dieser Geschichtswerke einzugehn, bemerken wir blos, daß der Leser darin eine Menge Details, im ersten über den russischen Krieg, im leztern über die Person des Obergenerals finden wird. Namentlich das erstere ist eine sehr fleißige Kombination alles dessen, was man sonst mit unsäglicher Mühe aus den Armeeberichten, Unterhandlungen rc. in den Zeitungen zusammenlesen mußte.

125) Polens Schicksale seit 1763 bis zu dem Augenblick, wo es sich für unabhängig erklärte. Paris, Didot, 1831.

Ein gründliches, gut geschriebenes und ganz a tempo kommendes Buch, wovon wir nur eine flüchtige Skizze geben. Die Russen und Polen, Zweige desselben slavischen Stammvolks, erlitten von außen einen sehr verschiedenartigen Einfluß. Die Russen nahmen von Konstantinopel die griechische Religion und die absolute Autokratie an, die Polen von Rom den Katholicismus und von Deutschland die Feudalaristokratie. Daher wurde Rußland durch Einheit mächtig, Polen durch Vielherrschaft geschwächt. Die innre Trennung und der Bürgerkrieg nahm aber erst durch die Jesuiten überhand und diese schwarzen Scheusale haben nicht blos Spanien und Böhmen, auch Polen auf dem Gewissen. Ihre Unduldsamkeit zwang die Dissidenten, bei Rußland Schutz zu suchen und von diesem Zeitpunkt an beginnt die russische Usurpation. Poniatowsky,

der letzte König von Polen, war das Spielzeug der Kaiserin Katharina II., russische Soldaten bewachten den Reichstag, schleppten die patriotischen Landboten ohne weitres nach Sibirien und steckten die Güter der Geflüchteten in Brand. Da erhob sich gegen unleidliche Tyranei der edle Pulawsky und stiftete zu Barr die Konföderation zu Polens Befreiung. Unsterbliche Heldenthaten vollbrachte die kleine Schaar der Patrioten, doch die Rache der Russen war gräßlich. Einer ihrer Anführer, Drewitz, ließ die gefangnen Polen lebendig schinden und ganzen Haufen die Hände abhacken. Pulawsky that Wunder der Tapferkeit, doch erlag er der Uebermacht. Oestreich und Preußen machten sich die üble Lage der Polen zu Nutz. Joseph II. bemächtigte sich eigenmächtig der Herrschaft Zips, Friedrich II. plünderte sie aus und gab ihnen dafür — falsches Geld. Endlich, 1773 verbanden sich beide mit Katharina zur ersten Theilung Polens, und der Reichstag mußte, geschreckt von fremden Bajonetten darein willigen. Nach Friedrichs Tode hofften die Polen sich mit preußischer Hülfe der Russen erwehren zu können. Friedrich Wilhelm II. machte ihnen Versprechungen und verlockte sie, 1791 durch eine Reform ihrer Verfassung den russischen Einfluß abzuweisen. Die Folge war ein Rachekrieg der Russen, in welchem die Polen von den Preußen im Stich gelassen, ja selbst überfallen wurden. Kosziusko erneuerte Palawskys Heldenruhm und die Polen opferten sich zum zweiten Mal für ihre Freiheit, mit eben so wenig Glück. Barbarische Uebermacht zermalmte sie. Suwaroff erstürmte Praga, 12,000 Polen, Greise, Weiber und Kinder wurden gemetzelt, die Russen warfen sich die Kinder auf Picken und Bajonetten zu. Polen ward nochmals getheilt. Die Patrioten, die dem Schwert entgangen, legten ein Säckchen mit heimischer Erde auf ihre Brust und giengen Schaarenweise nach Frankreich, um in fremden Ländern für die Freiheit und Polens Zukunft zu fechten. Napoleon erregte Hoffnungen, die er nur halb erfüllte, zu Polens und zu seinem eignen Unglück, denn wenn er 1812 Polen hergestellt hätte, statt nach Moskau zu pilgern, würde er von dieser Basis aus im nächsten Feldzug wahrscheinlich gesiegt haben. Den Polen blieb nichts übrig, als wenigstens dem Schatten des Glücks treu zu bleiben, das ihnen einen Augenblick zu lächeln schien. Kaiser Alexander befolgte sodann gegen Polen eine eben so großmüthige als kluge Politik, indem er sie durch Wohlthaten versöhnte. Aber an die Stelle des Vertrauens trat nur zu bald der alte Argwohn, und es geschahen alle die Mißgriffe, die zu der furchtbaren jüngsten Katastrophe geführt haben.

126) Die große Woche der Polen oder Darstellung der merkwürdigen Begebenheiten in Warschau vom 29. November bis zum 5. Dezember 1830. Aus dem Polnischen übersetzt. Leipzig, Brockhaus, 1831. — 127) Bemerkungen über den Zustand Polens unter russischer Herrschaft im Jahre 1830. — Nach eignen im Lande selbst gemachten Beobachtungen zusammengestellt von C. G. Freimund. Leipzig, Brockhaus, 1831. — Die erste dieser Schriften ist von einem Polen verfaßt und athmet durchaus die Begeisterung seiner Nation. Voran stellt er sämmtliche Artikel der polnischen Konstitution, die von der Regierung verletzt worden seyen; dann schildert er die Insurrektion selbst und endlich überläßt er sich schimmernden Hoffnungen. So gibt er uns in jeder Hinsicht ein treues Bild seines edlen, aufbrausenden Volks, an dem auch die kälteste Kritik nichts aussetzen kann, als daß seine tragische Schönheit in die Gemeinheit der Zeit nicht paßt. — Die zweite Schrift ist etwas ärmern Inhalts, doch dient sie, die Wahrheit der erstern vollkommen zu beglaubigen.

128) Scènes populaires en Irlande, par M. Shiel, recueillies et traduites de l'anglais par Mesd. L. Sw. B. et A. d. M. A Paris, chez Sédillot, 1830.

Shiel hat nach O'Connel am meisten zur Emancipation beigetragen. Mit O'Connel gab er der katholischen Association, die öfters gestürzt ward, aber die Natur eines Anteus hatte, die Kraft und die Richtung, welche noch künftig von großem Einfluß auf die politischen Verhältnisse zu bleiben scheinen. Nun erzählt er in einer Reihe überaus unterhaltender Flugschrift-Artikel die Geschichte jener Association und ihrer Gründe; führt uns vom Jahre 1612, und weil er nur das Merkwürdigste erzählt, sehr eilig bis zu den neuesten belebten Wahl-Scenen in Clare; entwirft in vierzig Seiten ein nur flüchtig skizzirtes Porträt O'Connels; schildert mit glänzenden Farben dessen Rückkehr nach Irland und Wiedererwählung; malt endlich, nicht in einem besonderen Kapitel, sondern in jedem Worte, sich selbst, den Freund und zugleich den Nebenbuhler O'Connels. Man kann es den beiden Damen, von denen erstere durch ihre geistreichen Artikel im ehemaligen Globe und in der Revue Encyclopédique auch in Deutschland bekannt ist, nicht genug danken, daß sie die amüsanten Aufsätze Shiels gesammelt und durch eine wohlfeile Uebersetzung uns Kontinentalen zugänglich gemacht haben.

„Wenn es dir einfällt, lieber Leser" sagt Shiel „die prächtige Hauptstadt Dublin zu besuchen und wenn du, in einer lustigen Gesellschaft die Zeit vergessend, erst um fünf oder sechs Uhr Morgens nach Hause kömmst, im

Winter; angenommen, dein Weg führe dich über Merrion Square auf der Südseite, dann wirst du nicht ermangeln zu bemerken, daß eines der herrlichen Gebäude von einer Person bewohnt wird, deren Lebensart offenbar von der ihrer prunkenden Nachbarsleute verschieden ist. Der halbgeöffnete Fensterladen des Kabinets, und das Licht inwendig, sagen dir, daß die Zeit des Mannes, der da wohnt, zu kostbar ist, als daß er sich nicht früher aufmache, wie die Sonne: Bist du nun sehr neugierig und steigst auf die Vorstufen des Hauses; versuchst du, die Dunkelheit benutzend, ins Innere hineinzugucken, da siehst du einen großen Mann von ehrenwerther Beleibtheit vor einem Pulte stehn, einsam, in seine Arbeit versunken. Vor ihm an der Wand hängt ein Crucifix. Dieser Umstand, dann das ruhige Wesen des Individuums und eine gewisse monastische Ründung in Hals und Schulter mögen dich vorerst auf den Gedanken bringen, es sey ein frommer Dignitarius der römischen Kirche, der an nichts Andres dächte, als an sein Morgengebet. Diese Vermuthung ist aber eben so schnell aufgegeben als gefaßt; kaum hat dein Auge die übrigen Mobilien des Zimmers überblickt, die Franzbände, die blauen Oktavbände in der Bibliothek, auf Tisch und Boden, die Haufen Manuscripte, in länglicher Form und mit rother Schnur geheftet, so wird es offenbar, daß der darüber nachdenkende Mann mehr mit dem Gesetz als mit den Propheten beschäftigt ist. Es erleidet keinen Zweifel, das ist ein Rechtsgelehrter; es kann nicht fehlen, der hat sich bei den tapfern Stubengelehrten angeworben, deren Arbeit nach der Lampe riecht, die vom Morgen bis zum Abend ackern, um durch Fleiß Verstand zu ersetzen, und die vom Lager auffahren, ehe der Vogel des Morgens die Gespenster verscheucht hat. Zu dieser Folgerung gelangt, verfolgst du deinen Weg nach Hause und segnest im Gehen deinen Schutzengel, daß du kein Jurist bist und beklagst von Herzensgrund das schmerzerleidende Sitzfleisch, das in seinem undankbaren Geschäfte vergraben ist."

„Wenn du aber just an demselben Tage durch den Vierhof (Dubliner Gerichtshof) dämmerst, ei wie erstaunst du, den Gegenstand deines Mitleids aus einem philiströsen Bücherwurme in eine der geschäftigsten, großthuendsten und lustigsten Personen der lebendigen Scene wunderbar verwandelt zu sehn. Du kannst darauf rechnen, hier findest du ihn strahlend von Gesundheit und Lebenskraft, in freier, ungenirter Bewegung, und an seine Brust drückt er mit väterlicher Zärtlichkeit einen großen, so angefüllten Sack, daß sein handfester Arm ihn kaum aufrecht halten kann. Um ihn ein lebendes Bollwerk von Klienten und Gerichtsleuten; mit ausgestrecktem Halse, mit offnem Ohr und Mund, wollen sie im Fluge ein Wort, ein Urtheil, einen überströmenden Witz erhaschen, oder wenn er ernst gestimmt ist, eine Prophezeiung daß die Stunde von Irlands Erlösung herannaht. Da siehst du ein, daß ein großer Volks-Advokat vor dir steht u. s. w.... Du denkst nun, nach der langen Anstrengung werde er sich Abends ausruhn, allein du findest ihn in den Meetings wieder, wo „dieser Geist den Sturm lenkt und durch den Strudel jagt," so regsam wie den ganzen Tag über, und nicht eher fertig, als bis er in Allem Recht bekommen hat. Dann triffst du ihn bei einer großen Mahlzeit, wo er ein halb Dutzend Reden zu Ehren Irlands hält, und nach kurzem Schlafe, es kann nicht fehlen, an seinem Pulte wie den vorigen Tag. Wer die vervielfachte Person mit bedeutendem Leibe und Verstand sich regen und herumtreiben und reden gehört hat, der kann gewiß seyn. daß er es ist, daß es kein andrer seyn kann, er „Kerrys Stolz, Munsters Ruhm, der besungene unermüdliche Daniel O'Connel...."

„O'Connel," erzählt er weiter, „ist vor etwa 48 Jahren geboren und stammt in mathematisch-moralisch-graden Linie, sagt man, von den alten Königen Iveraghs ab. Sein Oheim hat 4 bis 5000 Pfund jährliche Einkünfte von Grund und Boden, ist über 90 Jahr alt und Daniel O'Connel erbt. Lezterer war dazu bestimmt, Geistlicher zu werden und studirte in Saint-Omer, denn die Protestanten litten damals keinen katholischen Unterricht in Irland. Er merkte aber, „daß er zu viel Fleisch und Blut hatte, um Mönch zu werden," und machte sich zum Advokaten, da die Katholiken es seit Kurzem werden durften. So wurde er 1798 Advokat. In dieser Stellung erhob er sich bald so hoch, als es einem Katholiken möglich war. Beweglichkeit ist in Irland eine Nationaltugend: mobilitate vigens, sagt Shiel, ist er mit Leib und Seele in beständigem Aufruhr. Seht, wie er über die Straße rennt und ihr seyd gewiß, dieser Mann hat geschworen, sein Vaterland zu rächen. Eine Dubliner Jury, wenn man sie geschickt auswählt, braucht ihn blos anzusehn, und sie würde ihn gewiß, Alles in Allem gerechnet, des Hochverraths schuldig erklären, so sehr liegt in seinem Aeußern, in jeder seiner Bewegungen der Nationalwille: „Unabhängigkeit Irlands, oder die Welt in Flammen." Geht er nach dem Gerichtshof, so trägt er den Regenschirm auf der Schulter, als wärs eine Lanze. Er schlendert einen rebellischen Fuß vor den anderen hin, als ob er die Ketten zerträte und der protestantischen Oberhoheit den lezten Stoß gäbe, und mit dem Zucken seiner demokratischen Achseln will er die siebenhundertjährige Unterdrückung abwerfen..."

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 32. — 25. März 1831.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

129) Oeuvres historiques de Frèderic le Grand. Nouvelle édition avec des notes et renseignemens, I—IV. Leipzig, Brockhaus. Paris, Rey et Gravier. 1830.

Eine sehr schöne Ausgabe der historischen Werke Friedrichs des Großen, und ein Beweis, daß sie auch in unserm von so viel neuen Interessen bewegten Leben noch immer Leser finden. Warum sollten wir auch den großen Mann vergessen, der unser lezter großer Mann war, denn Napoleon war nicht der unsre. So lange wir keinen größern Staatsmann und Feldherrn aufweisen, als Friedrich der Einzige war, so lange müssen wir immer wieder bei jedem Wendepunkt der deutschen Geschichte fragen: wie wäre es, wenn jezt der alte Friz noch lebte? Hat man gefragt: wie würde er sich 1792, wie 1806, wie 1815 benommen haben, so mag man wohl auch fragen, was würde er 1831 thun? Und gewiß, er würde eine Antwort zu geben wissen, die das ganze aufgeklärte Deutschland befriedigen dürfte. Wer in einer kleinen Zeit so Großes wirkte, von dem wage man ja nicht achselzuckend zu sagen, er würde in einer großen Zeit doch nur Kleines gethan haben! Noch weniger darf man glauben, er werde die Politik, die er vor 50—80 Jahren befolgte, heute noch befolgen. Groß und klug für seine Zeit würde er es auch für die unsre gewesen seyn, und er würde vielleicht manches Unrecht, das er damals begieng, heute dreimal wieder gut machen.

130) Zur Geschichte Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. Könige von Preußen. Herausgegeben von Dr. Friedrich Cramer. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1829.

Ein schäzbarer Beitrag zur genauen Kenntniß Friedrichs des Einzigen und seiner Zeit. Der erste Aufsaz über die Jugend und Erziehung Friedrichs ist besonders interessant. Er enthält die Instruktionen seiner Hofmeister und die über seine Erziehung geführte Korrespondenz. Bedenkt man, zu welchen Grundsäzen der große Friedrich später sich bekannte, so fallen folgende Stellen in der Ordre seines Vaters vorzüglich auf: „Insonderheit muß Mein Sohn eine rechte Liebe und Furcht vor Gott, als das Fundament und die einzige Grundsäule unserer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt recht beigebracht, hingegen aber alle schädliche und zum argen Verderben abziehende Irrungen und Sekten, als Atheist-Arrian-Socinianische, und wie sie sonst Namen haben mögen, als ein Gift,

welches so zarte Gemüther leicht bethören, beflecken und einnehmen kann, aufs äußerste gemieden, und in seiner Gegenwart nicht davon gesprochen werden; wie denn ingleichen Ihm auch vor die katholische Religion, als welche mit gutem Fug unter denenselben gerechnet werden kann, so viel, als immer möglich, einen Abscheu zu machen. — Ferner ist darob zu halten, daß mein Sohn nebst allen seinen Bedienten, Morgens und Abends das Gebet auf den Knieen verrichte; — nach geendigtem Gebete ein Kapitel aus der Bibel lese, und das nicht obenhin, sondern, daß allemal nach der Verlesung der fürnehmste Inhalt kürzlich wiederholet und dafern einige schöne Sprüche, welche sich auf meines Sohnes Zustand schicken, darin zu finden, selbige extrahiret werden, damit Er dieselben wiederholen und auswendig lernen könne, wie denn solches auch mit den nützlichsten Liedern und kurzen Gebeten gehalten werden kann."

Auch ein Brief, den Friedrich als Knabe an seinen erzürnten Vater schrieb und die Antwort darauf haben sehr viel Ergötzliches. Beide sind im Herbst 1728 geschrieben.

Mein lieber Papa!

Ich habe mich lange nicht unternehmen mögen, zu meinem lieben Papa zu kommen, theils weil es mir abgerathen, vornämlich aber, weil ich mich noch einen schlechtern Empfang, als den ordinairen sollte vermuthen seyn, und aus Furcht, meinen lieben Papa mehr mit mein gegenwärtiges Bitten zu verdrüßen, habe es lieber schriftlich thun wollen. Ich bitte also meinen lieben Papa, mir gnädig zu seyn, und kann hiebei versichern, daß nach langem Nachdenken, mein Gewissen mir nicht das Mindeste gezeihet hat, worin ich mich etwas zu reprochiren haben sollte; hätte ich aber wider mein Wissen und Willen gethan, daß meinen lieben Papa verdrossen habe, so bitte ich hiermit unterthänigst um Vergebung, und hoffe, daß mein lieber Papa den grausamen Haß, den ich aus allem seinen Thun genug habe wahrnehmen können, werde fahren lassen; ich konnte mich sonsten gar nicht darin schicken, da ich sonsten immer gedacht habe, einen gnädigen Vater zu haben und ich nun das Contraire sehen sollte. Ich fasse denn das beste Vertrauen, und hoffe, daß mein lieber Papa, dieses Alles nachdenken, und mir wieder gnädig seyn wird; indessen versichre ich Ihn, daß ich doch mein Tage nicht mit Willen fehlen werde und ungeachtet seiner Ungnade mit unterthänigstem und kindlichstem Respekt bin

meines lieben Papa

gehorsamster und getreuster
Diener und Sohn.
Friedrich.

* * *

Antwort.

Sein eigensinniger, böser Kopf, der nit seinen Vater liebet, dann wann man nun alles thut, absonderlich seinen Vater liebet, so thut man, was er haben will, nit wenn er dabei steht, sondern wenn er nicht alles sieht. Zum andern weiß er wohl, daß ich keinen efeminirten Kerl leiden kann, der keine menschliche Inclinationen hat, der sich schämt, nit Reiten noch schießen kann und dabei malpropre an seinem Leibe, seine Haare wie ein Narr sich frisieret und nit verschneidet und ich alles dieses tausend mal repremandiret, aber alles umsonst und keine Besserung in nits ist. Zum andern hoffährtig, recht bauernstolz ist, mit keinem Menschen spricht, als mit welche, und nit popular und affabel, und mit dem Gesichte Grimmassen macht, als wenn er ein Narr wäre, und in nits meinen Willen thut, als mit der Force angehalten; nits aus Liebe und er alles dazu nits Lust hat, als seinem eigenen Kopf folgen, sonsten alles nits nütze ist.

Dieses ist die Antwort

Friedrich Wilhelm.

In den folgenden Aufsätzen wird das edelmüthige Benehmen Friedrich Wilhelms I. gegen den Philosophen Wolf, das Verhältniß Friedrichs II. zu seinem Bruder August Wilhelm und in einem Anhang von Miszellen noch mancher andre charakteristische Zug beider Könige geschildert, und in einem Aufsatz über das Kirchenwesen zu jener Zeit wird es nach Verdienst gerühmt, daß Friedrich der Große, obwohl persönlich ein Freigeist, sich doch nie störend in Sachen der Kirche eingemischt habe.

131) Preußens Helden. I. Scharnhorst. Mit einem Kupfer und zwei Planen. Weimar, Hoffmann, 1830. — Eine gute Biographie des edeln Scharnhorst, in dem nicht nur das preußische Heer einen trefflichen Soldaten, sondern auch das Vaterland einen trefflichen Bürger, Deutschland einen seiner wenigen warmen Freunde verloren hat.

> Scharnhorst heißt der edle Mann
> Deutscher Freiheit Waffenschmidt,
> Der, nie wankend ab und an,
> Ging den festen Heldenschritt.
> Der im Stillen hat geschaffen,
> Roß' und Männer, Krieg und Waffen.

132) Karl August, Großherzog von Sachsen. Was er geistig war und was er geworden. Von W. Schröter. Leipzig, Hinrichs, 1829. — Gewiß hat der verewigte, um den deutschen Parnaß als Mäcen hochverdiente Großherzog einen Panegyrikus erhalten müssen; auch verlangt man von einem Panegyrikus in der Regel mehr Gemüth als Geist, mehr Schmuck als nackte Wahrheit, mehr Feierlichkeit als Nüchternheit, — allein wenn man Stellen liest wie folgende, muß man doch billig fragen, ob die Grabredenfreiheit nicht überschritten ist:

„Nimmt man nun an, beide, Goethe und Karl August, mußten auf den Wegen, auf welchen sie, frei von allem gemeinen und sinnlichen Interesse ihre Natur- und Kunststudien betrieben, unfehlbar zu dem Bewußtseyn kommen: unter allen Geschöpfen der Natur und Kunst sey der Mensch das vollkommenste und derselbe sey dies vorzüglich in der Einheit seines gesammten Wesens, in der Unterordnung des Körperlichen unter das Geistige und abermals wieder des niederen Geistigen unter das Höhere, des Denkens, Begehrens, Wollens, Handelns unter die Idee des sittlich Schönen, des Wahren, Rechten und Guten, so war ihnen auch in diesem Bewußtseyn der Christus nach der Idee, der ideale Christus im Gemüthe geboren, dem nichts weiter fehlte, als die Realität.“

Nun frage ich nur, ob man ein Goethe zu seyn braucht, um einzusehn, daß der Mensch edler sey als Thier, Pflanze und Stein, daß im Menschen wieder der Geist edler sey als der Körper, und daß im Geist selbst wieder das Höhere edler sey als das Niedere. Es fehlte nur noch, daß der Lobredner in Bewunderung darüber ausbräche, daß Goethe gewußt hat, ein mal eins ist eins und zwei mal zwei ist vier.

133) Gemälde aus dem Leben Karl Friedrichs, des ersten Großherzogs von Baden. Von Freiherrn von Drais, Geheimenrath ꝛc. Mannheim, Schwan und Götz, 1829.

Diese Schrift verbreitet sich sehr ausführlich über die großen und allgemein bekannten Verdienste des Markgrafen, nachherigen Großherzogs Karl Friedrich um das Land Baden, in dessen Andenken er ewig fortleben wird. Da die Regierung dieses Fürsten in die Revolutionszeiten fiel, so ist ihre Geschichte noch besonders interessant, und vorzüglich erregt die genaue Schilderung des Rastadter Gesandtenmordes Aufmerksamkeit. Bisher sind alle Geschichtschreiber der Revolution über diesen dunkeln Fleck weggeeilt, nur Jomini, wenn wir nicht irren, spricht sich etwas mehr darüber aus. Freiherr von Drais war um so mehr befugt, hierüber Aufschluß zu geben, als er zu jener Zeit in Rastadt ein Amt verwaltete, das die genaue Kenntnißnahme jenes Mords ihm zur Pflicht machte. Er sagt: „Gewiß ist, daß während der Kongreßzeit an der Umwälzung des deutschen Reichs zu einer Republik stark in den Grenzlanden gearbeitet wurde. Schon im Anfang von 1798 erließ der kaiserliche Botschafter eine merkwürdige Anzeige hievon an die französischen Gesandten und ersuchte sie um eine deutlich sprechende Maßregel, woraus jedermann erkennen möge, mit welchem Unwillen die Republik es fühle, daß in einem, der Wiederkehr der Eintracht geweihten Zeitpunkte, unter den Augen des, zu diesem Ende versammelten Kongresses, selbst der Name ihrer öffentlichen Beamten zur Verleitung gemißbraucht werden. — Die Antwort enthielt das Bekenntniß, daß die befragten Faktionen ebenfalls zur dortigen Nachricht gekommen seyen; daß jenes Gouvernement bereits starke Maßregeln gegen die Anstifter von solchem Mißbrauch der französischen Grundsätze genommen; es jedoch nicht schon für ein Vergehen halte, jene Konstitution zu loben. Bei solchem Notenwechsel verblieb es. Als aber im Lauf desselben Jahres noch, in Italien und der Schweiz, die Revolutionen mit offenen Waffen unterstützt; ja als im Anfang von 1799 *die Konstitution der deutschen Republik* schon im Druck (unter andern in unserem Oberland) verbreitet, und sogar *ihr Siegel* schon gestochen wurde: so erwachte beim neuentflammten Kriegesfeuer die natürliche Vermuthung, es würden bei dem französischen Gesandtschafts-Personal — welches den verdächtigen Anzettlern beider Nationen immerhin den freien Zugang zu sich gestattet hatte — die schriftlichen Beweise eines begünstigten Attentats auf die deutsche Staatumänderung, wo nicht ihrer Hauptleitung zu finden seyn. In diesem Falle trat der anerkannte Satz des Völkerrechts ein, daß, wenn ein Gesandter die Grenzen seiner Mission bis zu feindlichen Handlungen gegen die ihn empfangende Staatsgewalt überschreitet — seine Privilegien aufhören, und er als Feind des Staats, hier als Hochverräther behandelt werden könne.

Für nicht minder gewiß war anzunehmen, daß an die östreichischen Vorposten *soviel* höherer Befehl ergangen war, auf die Papiere der republikanischen Couriere und Gesandten zu fahnden. Den 25. April wurde ein solcher Courier wirklich auf seinem Weg von Rastadt an den Rhein, von k. k. Husaren gefangen, ihm alles Papier sogleich abgenommen und in einen Sack gethan, welcher versiegelt, also nicht wie gemeine Leute behandelt worden. Auf die gesandtschaftliche, von Kurmainz unterstützte Beschwerde und Rückforderung, antwortete der Obrist des Standquartiers: er habe die Arretirung des Couriers und seiner Briefschaften, als einen Vorposten Vorfall anzeigen müssen. Vorher schon hatte der Graf von Metternich, in seiner lezten Note an die französische Gesandtschaft erklärt, „daß nach bereits wieder ausgebrochenem Krieg, keine Sicherheit der Korrespondenz mehr Statt haben könne, und die Sicherheit des gewesenen Kongreßortes selbst nicht weniger bedroht sey.“ Diese Note war vom 7. April, drei Wochen vor der verzögerten Abreise der französischen Minister, die jezt von ihrem schwankenden Direktorium (das doch Ehrenbreitenstein hatte wegnehmen und Mannheim besetzen lassen) befehligt waren, so lang als möglich die Fortsetzung der Friedenstraktaten zu versuchen. Erst als ihnen von dem gegenwärtigen Militär angeboten ward, eilten sie zur Abreiße dermaßen, daß sie an dem dazu fixirten 28. April — nachdem sie von den ungarischen Husaren, die

die Stadtthore besezt hatten, lange noch am Abend aufgehalten waren — gleichwohl in der Nacht noch abreisten. Als in der nächsten Stunde, nicht weit vor dem Stadtthore, die Gräuelthat vollzogen ward, und auf deren Gerücht ein hinausgeschickter badischer Major, mit berittener Eskortirung, die Wägen sammt den Frauen und dem Gefolg der Gesandten, in die Stadt zurück brachte: so war die erste Einschreitung eines herbeigekommenen Husarenlieutenants diese, zu rufen: er müsse höhern Befehlen nachleben, und dürfe nichts aus den Wägen herauslangen lassen, bis diese des andern Tages visitirt seyn würden. Zu solchem Akt wurde der badische Oberbeamte von dem kommandirenden k. Husarenrittmeister requirirt, um alle vorgefundenen Papiere in die Verwahrung des Rittmeisters nehmen zu lassen.

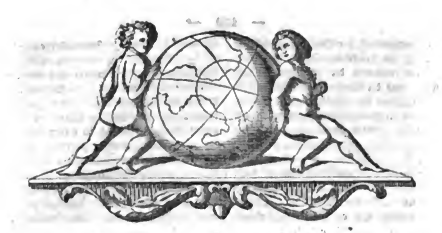
Alle Umstände bescheinigen hiernach, daß die bezweckte und vollzogene Wegnahme der gesandtschaftlichen Schriften auf einer höhern Weisung beruhte; hingegen fehlte es an aller Beglaubigung, so wie an der innern Glaubwürdigkeit, daß der Raub der großen Geldsummen, welche die Gesandtschaft bei sich führte, und von welchen nichts mehr in den hereingebrachten Wägen zu finden war, oder gar die erfolgten Verstümmelungen und Mordthaten an den Ministern Bonnier und Roberjot, in einem höhern Plan gelegen wären. Der Husarenobrist zu Gernsbach, der die Vorposten nach Rastadt beordert hatte, schrieb kläglich und mit allen Spuren der Aufrichtigkeit, „daß dieses nicht befohlen, sondern blos die Handlung einiger raubsüchtigen Gemeinen gewesen sey.“ Auch wäre solch ein unerhörter Befehl nicht nur moralisch-undenkbar, sondern auch von allem politischen Motiv entblößt gewesen; denn die Wegschaffung jener Individuen war nicht wichtig, nur die Beischaffung ihrer Papiere war es. Danebst würde, wenn man ein Mehreres gegen die gesandtschaftlichen Personen, z. B. nur ihre Arretirung, bezweckt hätte, genauere Ordnung vorgeschrieben worden seyn, statt daß bei dem Hinausreiten eines bloßen Wachtmeisters mit seinen Gemeinen auf die Landstraße, ein von den Offizieren der Schwadron wahrscheinlich nachgesehenes, gemeines Beutemachen sich auf die roheste Art bezeichnet hat. So viel ist wiederum gewiß, daß am andern Morgen ungarische Husaren ganz frei von ihrem Kriegsfang gesprochen und Hände voller Goldstücke haben sehen lassen. Das nachgefolgte wechselseitige Schweigen endlich erläutert sich einestheils durch die Widerlichkeit des beiderseitigen Andenkens — für die Franzosen nämlich, wenn sie der Schuld verrätherischer Handlungen ihrer Geschäftsträger sich bewußt waren, und für Oestreich, weil es immer Leute seines Militärs gewesen sind, die den grellen Exzeß verübt haben. Anderntheils und vielleicht vorzüglich, konnte eine höhere Politik jenes wüste Detail, das ohne welthistorische Folgen geblieben war, wohl nach einer stillen Abrede fallen lassen, um — nachdem der Krieg wieder mit Furie losgebrochen war, dazwischen aber dennoch bald auf ein Ende des Völkerelends Bedacht genommen wurde — diesen dringenden Gegenständen alle Maßregeln einzuräumen und dagegen alles zu entfernen, was der gehofften Annäherung der Gemüther, mit neu-erregter Erbitterung hätte in den Weg treten können. Bemerken wir auch im Jahr 1799 den Zerfall der französischen Direktorial-Regierung und das Auftreten des, aus Aegypten zurückgekehrten Obergenerals Bonaparte, der sich (etwa ein halbes Jahr nach dem Gesandtenmord) zum ersten Konsul emporschwang und sogleich Friedensunterhandlungen anbot. Da fühlte man kein Interesse, dem gestürzten Direktorium eine Genugthuung für die Beleidigung seines Gesandten zu verschaffen, und gönnte der einmal eingeschlafenen eckelhaften Sache allerseits gern ihren ewigen Schlaf.“

(Der Beschluß folgt.)

Spiele.

Hundert und zwanzig Schachräthsel, verfaßt und allen Schachspielfreunden gewidmet von K. F. Schmidt. Breslau, Philipp.

Zwar sind viele der hier angegebnen Räthsel, namentlich die ersten, von jedem irgend geübten Schachspieler leicht zu lösen, indeß hat der Verfasser auch viele recht interessante Stellungen angegeben, aus deren labyrinthischen Verwicklungen einen glücklichen Ausweg zu finden, allerdings schwierig ist, oder die wenigstens außerordentlich verschiedne Chancen zulassen. Im Ganzen vermissen wir bei diesem, wie bei den meisten Schachlehrbüchern ein System. Ein solches läßt sich allerdings ausfündig machen, und der berühmte Rösselsprung kann einigermaßen dazu Anleitung geben. Man muß nämlich die Lehren an die einzelnen Schachfiguren knüpfen, und es wird dann nicht schwer halten, alle die Normalfälle bestimmt zu bezeichnen, in welchem jede Schachfigur einzeln oder in Verbindung mit einer oder mehrern Andern im Stande ist, matt zu machen, oder irgend einen andern glücklichen Coup auszuführen, z. B. Raub der Königin ꝛc. Das ganze Spiel beruht doch immer auf einem oder auf einer Kombination mehrerer solcher Angriffspläne, und in der Kenntniß, wie man jede einzelne Figur stets am zweckmäßigsten gebraucht, besteht die ganze Kunst.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 33. — 28. März 1831.

Geschichte.

(Beschluß.)

134) Geschichte unsrer Zeit seit dem Tode Friedrichs des Zweiten. Von Karl Adolf Menzel. Drei Theile. Dritte verbesserte Auflage. Berlin, Duncker und Humblot, 1829.

Wenn der Verfasser in der Vorrede sagt: „Die Hauptkrise der europäischen Menschheit scheint überstanden zu seyn und ruhige Bildung wird den Platz, von welchem sie mehrmals verdrängt worden ist, endlich behaupten,“ — so widerspricht doch diese schöne Hoffnung dem, was er in dem Werke selbst sagt und was wir gegenwärtig erleben. Die Krise ist noch keineswegs überstanden, und der Verfasser ist einsichtsvoll genug, im dritten Bande, wo er von der Geschichte nach 1815 spricht, überall die unheilvollen Keime künftiger, jezt zum Theil schon eingetretener Wehen zu erkennen. Hier heißt es S. 398 ff. von der h. Allianz: „So schien denn endlich für die Christenheit der Zeitpunkt gekommen, die Idee eines heiligen Reiches in vollkommenerer Gestalt, als es das Mittelalter vermocht hatte, zu verwirklichen und in der Kraft des lebendig machenden Wortes den wahren Haltpunkt und Träger der Völkergesammtheit zu erkennen, welcher von dem Jahrhundert der Begriffsweisheit im Gleichgewichte der Massen gesucht worden war. Doch erlangte die Freundschaft und die großherzige Ansicht der drei Monarchen nicht ihren vollen Einfluß auf die gegenseitige Förderung und das fröhliche Gedeihen des Gesammtlebens der Völker. Zwar wurde ein ganzes Jahrzehend hindurch Friede unter den christlichen Mächten erhalten, und das Streben des Revolutionsgeistes, neue Unruhen zu erregen, durch das entschiedene Einschreiten des heiligen Bundes erdrückt. Da dieser sich aber begnügte, politisch zu wirken, und den Gebrauch moralischer Kräfte und denselben entsprechender Formen verschmähte, so behielten die Begriffe, welche das ältere Geschlecht über die Grundlagen und höchsten Zwecke der Staaten, wie über die gegenseitigen Verhältnisse der Völker ausgebildet hatte, eine weit größere Gewalt über das Zeitalter, als die höhere Ansicht erlangen konnte, zu welcher die Fürsten in der Urkunde ihres Bundes sich bekannt hatten. Die Staatskunst der Kabinette zeigte sich frei von dem kleinlichen Trachten nach Ländererwerb, das dem achtzehnten Jahrhundert als Gipfel der Staatsweisheit erschienen war. Man sah Heere der großen Mächte die Hauptstädte und Festungen benachbarter Staaten inne haben, ohne die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit derselben zu gefährden, und die aus der alten Politik entnommenen Besorgnisse zerflossen in Nichts, zur Beschämung derer, welche sie herbeigerufen hatten. Niemals vorher gab es in

Europa so großes Einverständniß der Mächte, niemals so einträchtige Verwendung der Kräfte der Einzelnen für gemeinsame Zwecke. Aber während die politische Aufgabe vollständig gelöst ward, und die Vertreter des Bundes in ruhiger Mäßigung die Zügel der Weltherrschaft hielten, welche der gierigen Hand Napoleons entfallen waren, fehlte die Freude, die so große Erfolge gewähren, der Dank, den so edle Gesinnungen und so reine Absichten verdienen zu müssen schienen. Derjenige, welcher unter allen Sterblichen der Selbstsucht die größte Gewährung gegeben, hatte begeisterte Anhänglichkeit, sogar unter den Besiegten und Unterdrückten, gewonnen; gegen die mildgesinnten Freunde und Befreier der Menschheit gab es bald keine Erkenntlichkeit mehr, und die gerettete Welt horchte mit Wohlgefallen auf die Lästerungen, womit die unmächtige Wuth ihrer bezwungenen Unterdrücker sich Luft machte. Der Grund dieser Erscheinung lag darin, daß jener eine Idee, wenn auch eine verkehrte, in einer äußern, die Menge blendenden oder betäubenden Form dargestellt hatte; der christliche, auf gegenseitiges Wohlwollen gestellte Fürstenbund hingegen, ward als solcher in keiner Glanzform geschaut, und nur in seiner diplomatisch-politischen Thätigkeit erkannt. In allen andern, das Wohl und Wehe der Nationen betreffenden Beziehung, enthielt er sich nicht nur jedes Versuches, seine Grundidee geltend zu machen (selbst das Unwesen der afrikanischen Seeräuberstaaten durfte ungestört fortdauern), sondern er ließ auch den Grundsätzen und Lehren des ältern Staatsgeistes solchen Spielraum, daß sie stark genug blieben, jener Idee feindselig entgegen zu wirken, und die fruchtbare Ausbildung derselben zu hindern.

Das aufgeklärte Jahrhundert hatte in der staatswirthschaftlichen Lehre und Uebung, die mit dem Namen „Merkantil- oder Sperrsystem“ bezeichnet wird, der Welt eine furchtbare Geißel geflochten, den gegenseitigen Verkehr der Nationen durch Handelssperren und Waarenverbote unterdrückt, und die natürlichen Wege des Erwerbs und Wohlstandes verschlossen, um künstliche in die Luft zu erbauen. Dennoch hatte sich der trügerische Schein, daß dieses Mittel den ganzen Reichthum enthalte, dergestalt in den Vorstellungen der Menschen befestigt und mit den bestehenden Einrichtungen verschmolzen, daß die meisten der großen Staaten, namentlich Frankreich, Oestreich und Rußland, bei dem Bestreben beharrten, durch Sperrung ihrer Grenzen für Eingangswaaren ihren Geldreichthum im Lande zu fesseln.“

Der Verfasser geht sodann auf Frankreich, Spanien, Portugal, Italien über und zeigt, wie insbesondere hier das versöhnende christliche Princip verkannt worden sey. Dies wird hinreichen, die politische Grundansicht und Gesinnung des Herrn Konsistorialrath Menzel in Breslau darzuthun. Daß sie eine würdige, eine gerechte sey, wird Niemand in Abrede stellen; aber es muß gefragt werden, ob der Historiker sich erlauben durfte, ein potenziertes Mittelalter als Ideal unsrer Zeit aufzustellen? Bei jeder Gelegenheit bereit, das alte Mittelalter gegen seine modernen Verunglimpfer zu vertheidigen, können wir, die heutige Lage der Welt im Auge, an die Herstellung eines neuen Mittelalters doch in keiner Beziehung glauben. Es ist ein schöner, ein edler Irrthum, den viele unsrer achtbarsten Zeitgenossen theilen, aber immer nur ein Irrthum. Gerade weil das Mittelalter zu seiner Zeit in seiner Art gut war, ist es dies jezt nicht mehr, und ist der dem Mittelalter widersagende Geist der neuen Zeit wieder jezt und in seiner Art gut. Was von jener Idee der christlichen Monarchie und des wahrhaft heiligen Reichs nicht blos einer vergänglichen, vom Weltgeist schon abgestreiften Form angehörte, was ewig in ihr war und für alle Zeit heilbringend, das muß, wenn es auch jezt uns dienen soll, in die Form der neuen Zeit übersezt werden. Und dann haben die Nordamerikaner allerdings ein Recht, uns zuzurufen: ihr sprecht von wechselseitigem Wohlwollen, vom Gottesfrieden und vom frohen Gedeihen aller edlen Blüthen des Friedens; aber waren dies wirklich je die Früchte eurer Bünde, in denen über ein Kleines von je der Hader wieder die Oberhand gewann? Und gewähret unser, nicht auf christlicher Basis ruhender Völkerbund nicht dennoch all diesen Segen der Eintracht, des Friedens, des blühenden Gedeihens? In der eignen Aufopferung zum Wohl aller, und in dem Verderben aller zum eignen Vortheil liegt allerdings der große Gegensatz der Politik, allein ehe es dahin kommt, daß alle ihre Pflicht thun, um das erste zu erreichen, muß es genügen, daß alle ihre Rechte wahren, um das zweite zu vermeiden. Ehe die organische, alles von innen heraus einende Kraft das Ganze zusammenhält, müssen es äußre mechanische Kräfte des Gleichgewichts thun. Thatsache ist nun, daß jene höhere Kraft nicht vorhanden ist, während es diese niedern sind, daß also eben geschieht was geschieht, und daß sich Niemand darüber verwundern, Niemand beklagen darf. Dies aber anerkannt, so scheint es räthlicher, anstatt das Nichterreichen unerreichbarer Ideale zu bedauern, einfach zur rechten Verständniß und zum rechten Gebrauch der vorhandnen Kräfte mitzuwirken. Dies ist aber nicht der Fall, wenn ein geachteter Historiker, wie Herr Konsistorialrath Menzel, in unsern Tagen noch (Theil III. S. 447) in Abrede stellt, ob Oeffentlichkeit dem deutschen Nationalcharakter angemessen sey. Bekanntlich ist die Heimlichkeit in Deutschland um gute tausend Jahre jünger als die Oeffentlichkeit; aber auch abgesehn von den Tagen ruhmwürdiger Vorzeit, in denen Deutschland in innrer wie äußrer Freiheit und Kraft blühte, können Reichstage wie der westphälische und der Rastadter kein Maaßstab für die Kapacität der heutigen Deutschen zur Oeffentlichkeit

seyn. Nicht jenes Ideal geheimer christlicher Diplomatie und Bureaukratie, sondern die reelle Wirklichkeit eines zeitgemäßen Repräsentativsystems mit vollkommner Oeffentlichkeit, ist der schützende Damm gegen die Gräuel einer verzweifelten oder zügellosen Freiheitslust, gegen Anarchie, Terrorismus und militärischen Despotismus. Das steht dem neunzehnten Jahrhundert so deutlich auf der Stirn geschrieben, daß man es glauben müßte, selbst wenn sechzig frühere Jahrhunderte etwas dagegen einzuwenden hätten. Wenn der Verfasser (III. 448) ausdrücklich schreibt „der Nationalgeist in seiner natürlichen Stimmung“ fand wenig Gefallen an dem deutschen Verfassungswesen, so ist das über die Gebühr unpragmatisch geschrieben, denn wer wüßte nicht, daß der Nationalgeist der Deutschen sehr für das Verfassungswesen gestimmt war, und daß sie es nur in seiner Halbheit und Affektation zu degoutiren richtigen Verstand genug hatten. Wenn in gewissen vornehmen Kotterien und in vornehm thuenden gelehrten Cirkeln nicht viel Bedürfniß nach konstitutionellen Garantien herrscht, so ist das leicht begreiflich, anders aber denkt die Nation, und es ist nicht wohlgethan, über ihre Bedürfnisse und Wünsche zu spotten, das Repräsentativsystem als eine Geschmacklosigkeit zu belächeln oder gar als eine nur dem französischen Modegeist gemachte Koncession zu verdächtigen, und obendrein in den hellen lichten Tag hineinzulügen, daß das deutsche Volk gar keine Verfassungen, geschweige denn eine Verfassung wünsche. Ganz abgesehn von der vorliegenden wohlgesinnten Schrift bemerken wir dergleichen Aeußerungen sehr oft in andern, und einige Männer wenigstens, deren Namen sich in der vaterländischen Geschichte erhalten dürfte, sollten bedenken, daß die Muse der Geschichte es noch keinem Deutschen verziehn hat, wenn er seine eigne Erbärmlichkeit der Nation unterschieben wollte.

135) Chronik des neunzehnten Jahrhunderts. Neue Folge. Zweiter Band, das Jahr 1827 enthaltend. Von Dr. Karl Venturini. Leipzig, Hinrichs, 1829.

Unstreitig die reichhaltigste Geschichtsquelle für die neueste Zeitgeschichte. Auf 7—800 Seiten groß Octav hat der Verfasser hier wieder in einem neuen Jahrgange die Geschichte des Jahrs 1827 aus den besten Journalen und andern Hülfsmitteln zusammengetragen, und wir müssen der fleißigen Biene Dank wissen, die aus allen Gärten und auch wohl Steppen auf diese Weise den historischen Honig sammelt. Da Venturini nach einem ganz andern und weitläufigern Plane blos Data sammelt, und mehr den Zweck der Geschichtforschung, als den der Geschichtschreibung verfolgt, so findet zwischen seiner Chronik und meinem Taschenbuch der neuesten Geschichte keine Konkurrenz statt; er muß weit mehr Detail aufnehmen als ich, und daher kann auch seine Arbeit immer erst zwei Jahr später erscheinen, als die meinige, so daß wieder ich nichts von seinem Fleiß profitiren kann.

136) Blicke auf Deutschlands Lage seit dem Wiener Kongreß und auf die neuesten Volksbewegungen. Schleiz, Reichel, 1830.

Dies ist, obgleich nur flüchtig entworfen, bei weitem die beste Schrift, die seit funfzehn Jahren über Deutschlands innre Angelegenheiten geschrieben worden ist, denn sie erzählt eine Menge Thatsachen, die, so bekannt sie auch an Ort und Stelle sind und so nahe sie uns angehn, doch bisher zu erzählen, aufzuschreiben und zu lesen höchst verpönt war. Der anonyme Verfasser dieser Blicke hat sich nicht in unnützes Raisonnement eingelassen, er begnügt sich, die Zustände und Vorfälle seit 1815 in den kleinen deutschen Staaten zu schildern, in welchen neuerdings Volksunruhen ausgebrochen sind, und er gibt von diesen Zuständen und Vorfällen, die er durch seine Stellung besser als mancher Andere zu kennen scheint, genaue und aktenmäßige Kunde, besonders über Hessen, Braunschweig und Hannover. Man kann ein Verfahren, wie das des Herzog Karl von Braunschweig, und wie das des verstorbnen Churfürsten von Hessen wohl nicht ohne tiefes Bedauern lesen, so wie es auch empören muß, in Hannover neben manchem andern Uebelstande noch immer die Tortur in ihrer Blüthe zu finden. Abgesehn aber von diesen Lokalübeln findet der Verfasser den Hauptgrund der vielfachen Mißstimmung in Deutschland in Folgendem. Er sagt: „Wenn sich hin und wieder in Deutschland in neuester Zeit Unruhen gezeigt haben, so ist doch der rechtliche Sinn der deutschen Völker zu oft erprobt, als daß man eine weitere Verbreitung dieser Unruhen zu befürchten sich berechtigt halten könnte. Möchten doch die deutschen Fürsten zu dem Glauben sich nicht hingeneigt fühlen, daß ihre Völker auf einen völligen Umsturz der bestehenden Ordnung der Dinge sinnen. Nein, nimmermehr werden sie einen so treulosen Plan hegen und noch weniger ernstlich zur Ausführung schreiten. Die deutschen Völker wünschen, genau genommen, nichts weiter, als daß die auf dem Wiener Kongreß und in der deutschen Bundesakte ihnen feierlich zuerkannten Gerechtsame und geleisteten Versprechungen gewährt und erfüllt werden mögen. Der 13te Artikel der Bundesakte verheißt die Einführung ständischer Verfassungen in allen deutschen Bundesstaaten und der 54ste Art. u. s. f. der Schlußakte

von 1820 wiederholten diese Verheißung ausdrücklich, so daß über den wahren Sinn derselben kaum ein Zweifel mehr obwalten kann. Der 19te Art. der Bundesakte verheißt freien Handelsverkehr innerhalb der äußern Gränzen des deutschen Bundes oder Deutschlands, so weit die Bundesstaaten dazu gerechnet werden. Durch Erfüllung der Bestimmung des 13ten Art. sehen die Völker ihre Rechte gesichert, ohne daß die Prärogative der Fürsten im Geringsten beeinträchtigt werden; und durch die Vollziehung des 19ten Art. werden fast alle Hindernisse weggeräumt, die der freien Entwicklung der im deutschen Volke schlummernden Kräfte und zum Theil auch seiner Wohlfahrt noch entgegen stehen; da durch freien Handelsverkehr innerhalb der Gränzen eines Landes der Nationalwohlstand bedingt ist."

Noch liegen uns mehrere interessante Brochuren, die neuesten Vorfälle und Zustände in Deutschland betreffend, vor Augen. Die beste Beschreibung der Ereignisse in Leipzig und Braunschweig erhalten wir in folgenden kleinen Schriften: 137) Die Leipziger Unruhen, ihre Ursachen, Schrecknisse und Folgen. Von C. H. F. Hartmann. Gera, Hofbuchdruckerei, 1830. — 138) Der Aufstand der Braunschweiger vom 6. und 7. September, seine Veranlassung und seine nächsten Folgen. Braunschweig, Vieweg, 1830. Wir bescheiden uns, auf diese vorurtheilsfreien Darstellungen aufmerksam zu machen, ohne ins Nähere einzugehn. An die leztgenannte Brochure schließen sich noch folgende an, die ebenfalls zu den historischen Akten gehören: 139) Betrachtungen über den Aufstand der Braunschweiger aus dem Standpunkt des Naturrechts, des positiven Staatsrechts und der Politik. Braunschweig, Vieweg, 1830. — 140) Die Rechtssache des Freiherrn von Sierstorpff, ein Beitrag zur Geschichte der braunschweigischen Landes- und deutschen Bundesjustiz, von Dr. G. Bruns. Braunschweig, Vieweg, 1830. Beides sind gründliche Rechtfertigungsschriften. Eine Rechtfertigungsschrift andrer Art ist folgende: 141) Aktenmäßige Würdigung einer Schmähschrift, welche unter dem Titel: Anklage des Ministeriums Münster vor der öffentlichen Meinung im Königreich Hannover verbreitet worden ist. Hannover, Hahn, 1831. Bekanntlich hat diese Würdigung die Abdikation des vor der öffentlichen Meinung angeklagten Ministerii nicht verhindert. Schließlich erwähnen wir noch einer, nicht Anklage- sondern Klageschrift, eine Landplage betreffend, die unter den ägyptischen vergessen worden zu seyn scheint: 142) Die Zollverhältnisse Kurhessens, den kurhessischen Landständen gewidmet. Leipzig, Hahn, 1830. Ein klägliches Loblied der Mauth.

Wir werden bald Gelegenheit haben, noch mehrere Schriften über die Tagesgeschichte nachzuholen. Im Allgemeinen scheint es indeß, daß über die gegenwärtige Lage Deutschlands nur wenig geschrieben wird, und unsre politische Literatur steht in keinem Verhältniß zu der hohen Wichtigkeit der Zeitumstände. Da dennoch viel gedacht und gesprochen wird, ist diese literarische Schweigsamkeit gewiß ein Uebel. Darf man nicht schreiben, oder will man nicht schreiben? Eins ist so schlimm als das andre. Zu keiner Zeit, dünkt uns, ist eine größere Freiheit der deutschen Presse und eine offenere Herzensergießung der Patrioten gefahrloser und nöthiger gewesen, als eben jezt. Dem großen Ernst der Zeit muß jezt um so viel mehr der Ernst, der ja immer der deutschen Gesinnung zu Grunde gelegen hat, begegnen. Was in einer solchen Zeit deutsche Männer meinen, wünschen und wollen, kann nicht Gefahr bringen, nur Gefahr abwehren. Die Passivität der Meinung ist da am gefährlichsten, wo von außen die Aktivität immer lebhafter wird, und die Dunkelheit der Meinung, auf deren schwarzem Hintergrunde sich nur die französischen, englischen, russischen Meinungen abspiegeln, macht unserm Nationalverstande wenig Ehre, noch kann sie uns irgend eine Gewähr für die nächste Zukunft leisten. Haben denn die Deutschen kein Nationalinteresse, auf dessen Bewahrung in so stürmischer Zeit alle ihre Meinungen sich koncentriren müssen zu einer einzigen Nationalmeinung; und haben wir diese, sollen wir sie dann nicht aussprechen? Sie läßt sich mit zwei Worten aussprechen, aber eben diese können nicht oft genug von allen Gränzen Deutschlands wiederhallen. Das eine dieser inhaltschweren Worte ist Integrität, Zusammenhalten nach außen, Abwehr fremder Eroberungssucht. In dieser Hinsicht muß jedes ächte deutsche Herz den bekannten Artikeln der preußischen Staatszeitung freudig zustimmen. Das zweite Wort aber ist Reform, Verbesserung im Innern, Gewährung liberaler Institutionen, Befriedigung der Merkantilinteressen. Leider, leider aber denkt man über diese beiden großen Worte nicht übereinstimmend und man hört das Wort Integrität fast nur im Osten Deutschlands, das Wort Reform fast nur im Westen, und dort sind viele Leute ganz gleichgültig gegen eine Reform, wenn nur die Integrität gesichert wird, und hier würden andre die Integrität Preis geben, wenn sie sich nur der Reform vergewissern könnten. Wie nun auch die Loose fallen mögen, immer ist eine solche Spaltung der Gesinnungen eine offne Breche für Unheil jeder Art, wovor uns der Himmel und unser besserer Verstand bewahren wolle.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 34. — 1. April 1831.

Psychologie und Mystik.

Nicht mit Unrecht hat man die Mystik die Nachtseite des Lebens genannt. Die Nacht hat ihre Gespenster, aber auch ihre Sterne. Wenn es lichter Morgen ist und die lärmenden Geschäfte uns in Anspruch nehmen, denken wir nicht mehr daran, weder an die Gespenster noch an die Sterne. In der gegenwärtigen politischen Aufregung können mystische Schriften nur wenig Aufmerksamkeit erregen, ja es bedurfte dieser Aufregung nicht erst, auch vorher schon herrschte in der Literatur ein so lauter Lärmen, daß die Werke der stillen und geheimnißvollen Nacht darüber fast vergessen wurden.

Ueber Gespenster zu klagen, geht an; am besten, man lacht darüber. Aber warum klagt man auch die stillen Sterne an, daß sie über den Wolken und über der Sonne fortleuchten, auch wenn wir sie nicht sehen? Ehren wir die Geschäfte des Tages, doch was haben uns die Augen des Himmels gethan, die unsichtbar über uns wachen, daß wir sie schelten sollten? Wohl kommt jedem die Stunde der Nacht, da er sehnsuchtsvoll aufblickt zu den Sternen, und hineinblickt in den noch tiefern Sternenhimmel der eignen Seele.

Etwas Gespenstisches, bösartig und lächerlich zugleich, ist in dem mystischen Treiben aller Zeiten gewesen und besonders auch in der neuesten. Der boshafteste unter allen politischen Teufeln hat von jeher des frommen Eremiten Gewand angezogen. Dann hat wieder, eben aus Verzweiflung an der äußern Welt, in der so sichtbar der Teufel hauste, manch frommer Geist ascetisch sich zurückgezogen in die innre Beschauung, und die Hypochondrie der Einsamkeit hat krankhafte Einbildungen in ihm erzeugt, die wieder der Welt zum Gespött werden mußten. Endlich hat die liebe Eitelkeit in dem, freilich nicht ächten, sondern nur zur Schau gestellten Mysticismus ein bequemes Mittel gefunden, wichtig und vornehm zu thun. Manche, die es gern mit Verstand und Witz versucht hätten, wenn sie welchen gehabt, stellten sich, als ob sie diesen Verstand und Witz verachteten und gaben vor, in des Gemüthes Tiefen ganz andre Offenbarungen gefunden zu haben. Durch solche Mißbräuche ist allerdings die Klage über mystische Umtriebe gerechtfertigt.

Allein gerade das Edelste ist am meisten der Entweihung ausgesezt, und nur die Brutalität eines bösen Willens oder die liebe Dummheit mag das Edle selbst mit seiner Entweihung verwechseln. Spottet nur der nächtlichen Gespenster, doch ehrt die heilige Nacht. Wenn die Sonne sinkt, treten die ewigen Sterne hervor; wenn das alltägliche vollbracht ist, erwacht in uns das Bewußtseyn eines andern, eines ewigen Lebens. Von der Ober-

fläche blickt der Geist in die Tiefe, von den offenbaren Wirkungen in die geheimnißvollen Ursachen und Folgen, von der Gegenwart in den Anfang und das Ende. Ja, es gibt eine unendliche Tiefe der Dinge, es gibt einen Gott, eine Ewigkeit und der Mensch ist selbst so tiefen Ursprungs und für mehr bestimmt als für die Alltäglichkeit. Darum sind die Bestrebungen des menschlichen Geistes, die an die Idee jener höhern und ewigen Ordnung geknüpft sind, in der unser kleines Daseyn sich verliert, mit nichten blos Phantastereien und Modeerscheinungen, die gleich Ossians Wolkenbildern am Berge vorüberjagen. Nein, inmitten dieser wilden Wolkenjagd steht der Fels des Glaubens unverrückt und ewig fest, und wenn die Nebel sich wieder senken, wird des Berges klares Haupt die Sonne grüßen.

Seit Schwedenberg in der sogenannten Aufklärungsperiode des philosophischen Jahrhunderts hörte man wenig mehr von Mystik. Die Eckarthausen, Jung Stilling, Lavater blieben untergeordnet. Erst in der neuern Zeit ist der mystische Tiefsinn wieder erwacht, wie überhaupt sich der Gemüther wieder eine religiöse Richtung bemeistert hat. Man mag sich darüber zu täuschen suchen, wie man will, einige neuere mystische Schriften haben selbst die Klügsten in unsrer Zeit überrascht, und wodurch? Goethe sagt sehr richtig in Wilhelm Meisters Lehrbrief: „der Ernst überrascht uns.“ Das ist in drei Worten das Bekenntniß eines ganzen Zeitalters. Ja, es ist der Ernst, der alle überrascht, denen die Religion nur ein Spiel der Gewohnheit oder des Witzes geworden war. Man hatte sich in die allerbequemste Verfassung gesetzt, gleichsam vom Parterre aus die Thaten der alten Glaubenshelden, den Liebreiz der Legenden und die poetische Tiefe einiger Visionärs ästhetisch zu genießen, allein es fiel niemanden ein, zu glauben, daß derlei Poesie wieder zur Wirklichkeit werden und leibhaftig in unser Alltagsleben hineintreten könnte. Man stellte die Heiligen, Propheten und Seher mit den alten Rittern in eine Linie, und glaubte, ein neuer Prophet könnte sich zu den alten nur so verhalten, wie Don Quichote zu den alten Rittern. In gewissem Sinne hatte man auch Recht, denn es ist keineswegs zu läugnen, daß die Kirche ihre Don Quichotes gehabt, wie die Chevalerie. Allein die Religion ist mit nichten etwas so Vorübergehendes, wie der Feudalgeist. In ihre Tiefe reicht die Leiter aller Jahrhunderte nicht hinab. Sie läßt sich nicht erschöpfen, nicht ausleben. Es ist immer nur eine optische Täuschung, wenn sie den Menschen in eine mythische Ferne zurückschwindet. Ihr Geist bleibt immer gegenwärtig, denn er ist immer in uns.

Wir wollen nun von dem sehr verschiedenartig mystischen und antimystischen Treiben, wie es sich in den jüngsten Erscheinungen der Literatur abgespiegelt hat, Rechenschaft geben. Zuvor aber scheint es uns wichtig, auf eine Schrift aufmerksam zu machen, die, obwohl streng wissenschaftlich, uns dennoch ins Heiligthum einführt, eine Schrift, in welcher eben so alle Vorkommnisse der menschlichen Seele bezeichnet, klassificirt und erklärt sind, wie in einer Naturgeschichte die äußern Kreaturen der Elementarwelt, die uns daher auch auf dem Wege der wissenschaftlichen Erfahrung zu jenen dunkeln Regionen der Seele geleitet, wo das Reich der Mystik beginnt.

1) Die Geschichte der Seele. Von Dr. G. H. Schubert, Professor in München. Erster Band. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1830.

Der Verfasser, der schon in seiner Nachtseite der Naturwissenschaft, Allgemeine Geschichte des Lebens, Symbolik des Traums ꝛc. die tiefsinnigsten Anschauungen des innern Seelenlebens niedergelegt hat, baut in dieser Schrift, was in den andern als Material zerstreut lag, in ein ganzes psychologisches System zusammen. Die Idee, die er dem Ganzen zu Grunde legt ist die einer uns angebornen Verwandtschaft unseres Wesens mit dem höchsten Wesen. „Mitten in dem Reiche des Seyns steht eine Sonne, welche Alles trägt und hält, Alles belebt und bewegt, und es ist ein Auge, selber von Sonnennatur, für jene Sonne gemacht. Die Sonne ist Gott, das Auge ist die Seele.

Nicht der Schrecken, nicht die Furcht, wenn sie auf dem Fittiche des Ungewitters, oder im Donner der stürzenden und flammenden Berge vorüber gezogen, haben es dem Menschen gesagt, daß ein Gott sey; er hat dies nicht erst in der Sternenschrift der Werke gelesen. — Innig tief, wie das Sehnen, das aus dem neugebornen Kinde nach der noch ungekannten Mutter schreit; laut wie das Rufen der jungen Raben nach dem noch nie genossenen Futter; mächtig und still wie der Drang, womit das eben aus dem Dunkel geborene Auge oder die aus der Samenhülle gebrochene Pflanze das noch niemals empfundene Licht suchen, wird in meinem Wesen ein Sehnen vernommen nach der lebendigen Quelle alles Seyns, aus welcher ich bin.

Dieses Ausgehen der Seele, zuerst in den buntfarbigen Schein der leiblichen Gestaltung, welche das Leben nur sinnbildlich erfasset, dann in das Wesen des Menschen; wie endlich in diesem die Seele zu sich selber und

zu Gott komme, dies zu beschreiben, ist die Aufgabe und der Endzweck der Psychologie."

Demnach sieht auch Schubert in der Natur und im Leibe des Menschen nur die vorbildliche Abspiegelung, das Symbol der Seele, und er führt die Parallele zwischen beiden mit naturphilosophischer Konsequenz durch. So gleicht der Galvanismus in der unorganischen Natur dem Athmungsprozeß in der organischen und beide wieder den Trieben der Seele. Auf gleiche Weise entsprechen sich Elektricität, Muskelbewegung und der Wille der Seele. So werden die Gefühle dem Ernährungsprozeß verglichen, die Uebereinstimmung des planetarischen und animalischen Magnetismus liegt schon im Worte ꝛc. So oft die groben Empiriker, die an allem zweifeln, was sich nicht mit Händen greifen läßt, gegen solche naturphilosophische Parallelen sich aufgelehnt haben, so gewiß ist es doch, daß die Erfahrung selbst, in dem Maaß, wie sie weiter fortschreitet, von selbst auf solche Vergleichungen gestoßen wird. Die allgemeine Harmonie der Dinge ist so wenig eine bloße Chimäre, daß sie vielmehr diejenige Thatsache ist, die allen andern Thatsachen in der Welt schlechterdings vorhergeht. Die Kontrapunktisten der Natur können sich in ihren Handbüchern irren, aber der Kontrapunkt bleibt darum unangetastet.

Auf dem langen Wege durch diese Parallele der Elementarwelt, des Organismus und der Seele breitet der Verfasser den unermeßlichen Schatz seines Wissens, seines unterscheidenden Scharfsinns, seines kombinirenden Tiefsinns aus, und, wohlzumerken, es sind überall Thatsachen, Beispiele, die er anführt; es ist nicht ein trocknes System abstrakter aus einander sich entwickelnder Sätze, sondern ein reicher Blumen- und Fruchtgarten der lebendigen Natur, durch den er den Leser tiefbelehrend und doch angenehm unterhaltend führt, daher auch, wenn sein Buch das Schicksal haben sollte, nur von den Männern vom Fach, nicht auch von den Freunden alles Erhabnen und Schönen gelesen zu werden, es dieses Schicksal wahrlich nicht verdienen würde.

Wichtiger indeß als die Gemeinschaft der Seele mit dem Körper ist die mit dem Geiste, und so wird das Werk immer interessanter, je höher es aus dem Gebiet der Natur durch das der Seele in das des Geistes hinaufsteigt. „Aus dem Innern des Planeten wirkt die Macht einer wechselseitigen Anziehung, welche den irdischen Körpern den Zug der Schwere und den innern Zusammenhalt der Theile gibt: welche das Eisen zum schweren und dehnbaren Metall gestaltet. Aber aus einem andern, höheren Mittelpunkt der Welten wirkt eine andre Kraft hervor, welche den Planetenbahnen die gemeinsame Lage um den Aequator der Sonne, welche unserer Erde, wie den andern verwandten Welten die Neigung der Axe auf der Ebene der Bahn und die jährliche Bewegung gibt. Wir kennen diese bewegende und gestaltende Kraft der höhern Ordnung, welche wie der Lichtstrahl durch den festen und dichten Krystall, ungehemmt durch die planetarische Leiblichkeit hindurchwirket, in der einen ihrer Erscheinungen als Magetismus.

So kömmt das Walten des Geistes aus der Mitte einer ewigen Geisterwelt hervor, und wie die magnetische Kraft oder das Licht durch das Wesen in planetarisch dichte Massen, so gehet die herrschende Macht des Geistes durch Seele und Leib.

Es ist die Schwere und der innigere Zusammenhalt der Theile, was dem Eisen gemeinsam mit anderen schweren und dehnbaren Metallen zukömmt. Aber neben diesen allgemeinen Zügen der irdischen Leiblichkeit hat zu dem Wesen jenes bedeutungsvollen Metalles der Zug einer höheren Ordnung den Zugang gefunden, welcher der schwebenden Nadel die beständige Richtung und periodische Bewegung der Pole gibt. Nicht das Silber, nicht das näher verwandte Kupfer oder das geschmeidige Zinn, sondern vor andern das Eisen wird von dem Strom jener höhern Kraft ergriffen und bewegt.

So ist es vor anderen Wesen unserer Sichtbarkeit die Seele des Menschen, welche das Walten des Geistes nicht blos spurlos durchdringt, wie das Licht das Glas, sondern welche es selberkräftig, in den Strom seines Bewegens aufnimmt, mit seiner eigenen, höhern Natur überkleidet. Die Seele des Menschen, vor allem andern Leben unserer Sinnenwelt, erscheinet zugleich nach zwei verschiedenen Richtungen des Seyns bewegt. Denn wie das polarische Eisen eine eigene Schwere, gleich anderen metallischen Körpern, abwärts nach dem Boden führt, so theilet die Seele des Menschen mit der Seele des Thieres den Zug nach der Leiblichkeit. Aber jene allein folget dem Zuge, din nach den Angelpunkten einer höhern Weltordnung, jene allein jedoch wird auch in diesem Bewegen — gleich der Magnetnadel, wenn dieselbe durch gewaltige Meteore in zuckendes Bewegen geräth — durch fremdartige und feindselige Kräfte von geistiger Art gehemmt und gestört."

Auf eine höchst geistreiche Weise unterscheidet nun der Verfasser die Kräfte des Leibes, der Seele und des Geistes und deren Wechselwirkung im Leben, je nachdem die eine oder andre vorherrscht, worauf die Unterschiede der Ragen, Temperamente, Bildungsstufen ꝛc. beruhen. Wir müssen uns hier begnügen, nur wenige charakteristische Hauptmom[illegible] seiner Lehre auszuzeichnen. Eins der

erfreulichsten ist sein Widerspruch gegen die bekannte Annahme, daß das Böse in der Materie, im Leiblichen, im Fleische liege. „So müßte denn der Stein böser und hassenswerther seyn, als die Pflanze, und das schwere, am meisten nach der Tiefe hinabstrebende und darum materiellste Gold vor allen am meisten. Die Pflanze wäre hassenswerther, als das Thier, denn in jener herrschet das Vernunftlose mehr vor als in diesem; das Thier wäre aus demselben Grunde böser als der Mensch, in welchem unter allen Lebendigen der Sichtbarkeit die vernünftige und denkende Seele, die geistige Natur aus Gott am kräftigsten waltet, am meisten vorherrscht. Es wäre dann unter allen Dingen unserer Sichtbarkeit etwa das Gold jenes, welches selber mit dem Ursprung alles Bösen am nächsten verwandt, am meisten nach diesem hinabstrebt und gezogen wird, der Mensch könnte dies am allerwenigsten seyn.

Diesem spielenden, zu sehr an der Oberfläche liegenden Einwurf, welcher jedoch, etwas tiefer gefaßt, nicht ganz ohne Wahrheit ist, begegnen allerdings die Schriften der denkenden Alten selber, und es ist, wie wir schon oben gesehen, in ihnen ein Ahnden von der Bedeutung des freien Willens, von einem tiefen (in der Seele selbe) gelegenen und eingebornen natürlichen Verderben, so wie von der Nothwendigkeit eines Heilmittels nicht menschlicher, sondern göttlicher Kunst und Art. Es wird auch nach einer späteren Lehre die gröber körperliche Substanz wie durch einen Abfall des ursprünglich gut erschaffenen Seyns und Wesens entstanden betrachtet. Dennoch ist das Verkennen und Hassen des eigenen Fleisches und der Leiblichkeit überhaupt, weder in den Lehren der Offenbarung, noch in der Vernunft, noch in der Betrachtung und Aussage der uns umgebenden Natur begründet.

Es ist, namentlich durch die Lehre des Christenthums, auf die Bedeutung und den Werth des Leibes und der gesammten Leiblichkeit ein verklärender Glanz gefallen, seitdem Der, welcher des Wesens Anfang war, die Natur des Leibes, die Gestalt des sündlichen Fleisches an sich genommen. Ein hehrer Vergleich, welchen die Offenbarung selber anstellet, lässet uns in dem Verhältniß unseres inneren Menschen ein Abbild erblicken von dem Verhältniß des Herrn zu seiner Gemeinde. Unsre Glieder selber sollen Christi Glieder, unser ganzer Leib ein Tempel seyn des Geistes aus Gott. Dieser unser vergängliche Leib soll einst verklärt uns wieder werden (§. 41). Darum ist die Anhänglichkeit der Seele an ihren Leib eine so tief gegründete und natürliche, und es lässet dieses natürliche Gefühl dem Menschen nicht zu, sein eignes Fleisch zu hassen, sondern er nähret es und pfleg t sein, und es ist, nach dem Spruch eines Weisen, der ein Unbarmherziger, welcher sein eigenes Fleisch betrübet; es ist uns geboten, uns nicht von dem eigenen Fleische zu entziehen, sondern sein zu warten, doch also, daß es nicht geil werde. — Das aber, was den Menschen vorzugsweise vor jenem des Thieres zu einem Werkzeug der Sünde und Ungerechtigkeit machet, liegt nicht in der Leiblichkeit an sich und überhaupt, sondern es hat einen tiefern Grund.“

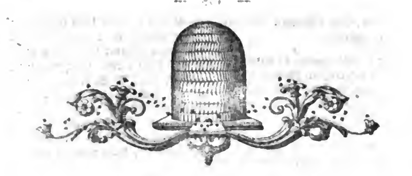
Wir bemerken beiläufig, daß dies sehr schön mit der Ansicht zusammenstimmt, welche Neander seiner Kirchengeschichte zu Grunde gelegt hat.

In dem Zuge des Geistes zum Fleisch sieht der Verfasser nur das Streben, dasselbe zu überkleiden, zu veredeln, das Höhere ins Niedere zu inkarniren, so wie es auch das unbewußte Streben des Niedern ist, in jenes höhere Element einzugehn. „So strebt denn der gröbere, elementare Stoff des thierischen Leibes, welcher aus der Nahrung entstehet, beständig nach oben, um sich mit der Natur des höheren Elementes der Luft zu überkleiden; um mit diesem Ein Leib zu werden, und es strebet das höhere Element nach unten, um sich in die Natur des festeren Stoffes zu versenken.“

Das harmonische Zusammenspiel der höhern und niedern, das Leben bedingenden Kräfte erscheint aber zuweilen zerrissen in Disharmonie und dann treten diese einzelnen Kräfte in ihrer ganzen Energie, zwar einseitig, aber eben deshalb nicht mehr durch andre beschränkt hervor. Daher die wundervollen Erscheinungen des Magnetismus, in welchem die Seele, indem sie sich fast ganz in den Geist zurückzieht und über diesen tiefere Aufschlüsse erhält, zugleich den Leib den nun ungehemmt waltenden Naturkräften zurückläßt und eben dadurch auch diese näher zur Erscheinung bringt. „Wenn die Seele den Leib noch selber kräftig bewegt und beherrscht, dann vermögen die bewegenden Kräfte der äußern Natur kaum merklich auf diesen zu wirken; wenn jedoch die Seele den Zügel fallen läßt, womit sie sonst diese Rosse ihres leiblichen Wesens gelenkt, vielleicht weil sie, wie dies bei der Seherin von Prevorst erschienen, ihre ganze bewegende Kraft, in die Tiefe einer andern, geistigen Region zurückgezogen, dann wirken an ihrer Statt die gestaltenden und bewegenden Kräfte der äußern Natur auf den verlassenen, noch lebendempfänglichen Leib ein: die Kräfte, welche den Stein gebildet oder der Pflanze und dem Thiere ihr Wachsthum gegeben.“

Der Verfasser führt uns bis an die Pforte jener geistigen Welt, hier aber verläßt er uns, indem er nicht aus dem Kreise der Seele heraustritt.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 35. — 4. April 1831.

Psychologie und Mystik.

(Fortsetzung.)

Wie wir die Anlagen zum Mysticismus, gleichsam den fruchtbaren Boden desselben, aus dem er in immer neuen Erscheinungen hervorwächst, die Seele nämlich, durch das treffliche Werk von Schubert kennen lernen, so will uns Heinroth in dem folgenden Werke eine Geschichte alles bisher unter dem Namen der Mystik bekannt gewordenen geben.

2) Geschichte und Kritik des Mysticismus aller bekannter Völker und Zeiten. Ein Beitrag zur Seelenkunde von Dr. J. Ch. A. Heinroth, Professor in Leipzig. Leipzig, Hartmann, 1830.

Schon dieser Titel zeigt, daß der Verfasser sich den Mysticismus schlechterdings und überall nur als eine Krankheit denkt, die man heilen, d. h. ausrotten müßte. Er sagt von ihm: „Wir wissen, daß seine Wurzel und sein Wesen das selbstische Verlangen nach dem verborgnen Höchsten ist. Das Verlangen nach Gott ist jeder Menschenbrust eingeboren, also ist nicht das Verlangen an sich, wohl aber das selbstische Verlangen nach dem Höchsten tadelnswerth. — Der Mysticismus muß so verschieden seyn, als die Gelüste verschieden sind, die zu ihm hintreiben. Es wird also eine Art des Mysticismus geben, dessen Ziel die Lust, eine zweite, dessen Ziel das Wissen und eine dritte, dessen Ziel die Herrschaft ist. Genau genommen schließt keine dieser Arten die andere aus, sie können sämmtlich mit einander verbunden seyn, und wo sie es sind, könnte man eine vierte Art, welche die übrigen in sich begreift, gleichsam als einen absoluten Mysticismus anerkennen. Es kommt hier auf das Naturell der Individuen an, von welchem sogleich weiter die Rede seyn wird, nachdem wir die angedeuteten Arten etwas genauer bestimmt haben. Man kann nämlich, erstens, den Mysticismus, dessen Ziel die Lust ist, und der folglich seinen Sitz im Gemüthe aufgeschlagen hat, füglich den gemüthlichen nennen: denn das Gemüth, das Herz, das Begehrungsvermögen — als welches alles dasselbe ist — hat ja eben seinen Strebepunkt in der Lust. Zum Zweiten wird jener Mysticismus, der nach dem Wissen strebt, weil die Kraft seines Wirkens der, aller Spekulation zum Grunde liegende Verstand ist, mit Recht der spekulative genannt werden können. Endlich und zum Dritten kann die Art des Mysticismus, die sich, mittels des verborgenen Gottes, der Herrschaft über die Dinge

bemächtigen will, der praktische oder bestimmter der theurgische Mysticismus genannt werden."

Schlechtweg alles eine Krankheit nennen, woran doch notorisch, wie die Geschichte der edelsten Mystiker beweist, die innigsten und reinsten Gefühle, die tiefsten Gedanken und die erhabensten Handlungen sich knüpfen, das ist doch allzu medizinisch gedacht! Der Verfasser ging mit einem Vorurtheil an sein Werk. Er sagt es selbst, er habe diese Arbeit nur unternommen, um zu beweisen, daß er den Mysticismus verschmähe. Daher ist die Arbeit auch sehr flüchtig. Zwar nennt Heinroth viele Namen, aber er dringt nicht tief in die Ideen der von ihm angeführten Mystiker ein, ja er begnügt sich, Mystiker von der ersten Größe (z. B. Jakob Böhme und Schwedenborg) nur mit wenig Worten abzufertigen, die noch dazu — entlehnt sind, aus Rixner. Das ist unhistorisch, unwissenschaftlich, und der Einwurf, jene armseligen Kopfhänger seyen keines tieferen Studiums würdig, wäre noch etwas schlimmeres.

Wir wollen zuerst den Gefühlsmysticismus vertheidigen. Shakespeare sagt:

Die See hat Grund, die Lieb und Sehnsucht nimmer.

Wenn wir andern Menschen nun auch außerordentlich ökonomisch mit unsrer Liebe hausen und, wie sichs gehört, Weib und Kind, nebenbei den Vetter Michel und unser System und Steckenpferd lieben, weiter aber nichts, so sollen wir doch um Christi Liebe willen einige wenige Individuen gelten lassen, welche diese größte Liebe auch an das größte Herz addressiren. Wahrlich, es ist Barbarei, in aller Seelenruhe bei der Pfeife Taback oder auf dem Katheder, den wenigen Leuten in der Welt, die noch lieben, hämisch ihre Liebe vorzuwerfen, und die medizinisch zu verachten, die in ihrer Unschuld Gott liebenswürdiger gefunden haben, als sonst etwas. Es wäre irreligiös, zu behaupten, daß solche Liebe eine betrogne sey, was sich aber auch von Täuschung der Phantasie dabei einschleichen möchte, so fällt doch alsdann eine solche Liebe unter die Kategorie des Poetischen, und wer ihre Heiligkeit nicht zu begreifen vermag, der wird doch nicht so mit Blindheit geschlagen seyn, ihre Schönheit zu verkennen. Lassen wir das gut seyn. Kein Rationalismus in der Welt, und wenn er noch so trocken wäre, wird je die See austrocknen, die, wie Shakespeare sagt, nicht Grund hat, und keiner, wenn er auch noch so bleich und fade wäre, wird je das glühende Farbenspiel poetischer Liebe in Grau-Grau abtödten.

Doch ich vergesse die Hauptsache. Der Verfasser sagt, die Liebe der Mystiker zu Gott sey selbstisch, egoistisch. Wunderlich bleibt es dabei immer, daß gerade diese Liebe ihre Habsucht, wenn welche dabei ist, am wenigsten zu befriedigen vermag, denn ihre Flitterwochen liegen immer jenseits des Grabes. Aber muß man nicht bei der Liebe unterscheiden: die Begierde zu haben und den Trieb zu geben? Und ist es nicht gerade der leztere, der bei der mystischen Liebe vorherrscht? Ein Drang der liebenden Seele, sich hinzugeben, ein ausstrahlendes Goldlicht, das alles vergolden möchte, eine Ueberfülle des Besitzes, die sich mittheilt, keineswegs ein Mangel, der begehrt?

Nichts in der Welt kann unschuldiger und in seiner Unschuld schöner und erhabner seyn, als die in Gott sich versenkende Liebe. Verdächtiger dagegen ist der Mysticismus, dessen Ziel das Wissen ist, weil dadurch Irrlehren verbreitet werden können, welche schädlich auf die Menschen einwirken. Was aber ist es denn, was man an jenem Verstandesmysticismus tadelt? Die bloße Sehnsucht nach Wissen, oder die Prahlerei mit einem vorgeblichen Wissen um die höchsten Dinge? Ist es jene Sehnsucht, so seh ich nicht ein, warum dieselbe tadelnswerth seyn sollte. Sagte nicht selbst Lessing, er würde den Irrthum der Wahrheit vorziehn, nur um die Wahrheit suchen zu dürfen? Und ist Lessing nicht ein Gewährsmann für die Rationalisten? Wahrlich, es ist der Mühe werth, sich nach Wahrheit, sich nach Wissen zu sehnen, und wenn die Sehnsucht des Mystikers nur um eine Spanne weiter dringt, als die des profanen Philosophen, so ist dies schon ein Gewinn für die Wissenschaft, deren Wesen von jeher mehr im Fragen als im Antworten bestanden hat. Also ist es wohl nur das Vorgeben eines absoluten geoffenbarten Wissens, was wir an jenen Mystikern zu tadeln haben. Hier ist es nun unbestreitbar gewiß, daß viele Mystiker Dinge behauptet haben, die unsinnig an sich sind und Dinge, die sich unter einander widersprechen. Allein darum ist nicht schlechthin alles mystische Wissen zu verdammen; vielmehr gibt es mystische Ideen, die auch bei den verschiedenartigsten Mystikern zu allen Zeiten immer wiederkehren, von denen man mit Recht behaupten darf, daß sie weit tiefer aus dem Wesen der Dinge geschöpft sind, als alle unsre Profanphilosopheme, daher auch jede Philosophie, welche den breiten Weg der Oberflächlichkeit verläßt, unwillkührlich zu den Mystikern hinführt. Welche kranke Hirngeburten auch aus einzelnen mystischen Köpfen hervorgegangen sind, Tolleres und Aermlicheres ist uns doch von ihnen nicht bekannt, als was hundert Profanphilosophen, die sich für ausgezeichnet vernünftig gehalten, zu Tage gefördert haben. Dagegen sind die größten Mystiker stets tiefer in die Natur der Dinge eingegangen, als die größten Philosophen, und wenn die neusten Philosophen, seit Schelling

und Hegel, sich tieferer Aufschlüsse mit Recht rühmen; so haben sie dieselben eben nur durch die Mystiker erhalten, deren Ideen sie adoptirt haben. Nicht nur die Lehre von der vorherbestimmten Harmonie der Dinge und vom Kontrapunkt der Welt, die Lehre von der tiefsten Einheit dieser Mannichfaltigkeit im göttlichen Eins und die Spekulationen über das Nichts, sondern auch die noch weit wichtigeren und schwierigeren Lehren vom Ursprung des Bösen und von der Freiheit, sind von den Mystikern am tiefsten gefaßt worden, und die Philosophie hat erst angefangen, hierin von der Mystik zu lernen und kann noch lange bei ihr in die Schule gehn. Mag man nun annehmen, daß das im Menschen, der kleinen Welt, liegende Abbild der großen Welt sich dem unbefangnen und kindlichen Blick des Mystikers deutlicher offenbart habe, als dem trüben Blick des Gelehrten, oder daß die größere Andacht und heiligere Begeisterung des Mystikers ihn in nähere Gemeinschaft mit dem Geist von oben gebracht habe, als bloßer Fleiß und Ehrgeiz es beim Mann der Schule vermögen, gewiß ist wenigstens die Thatsache, daß die größten unserer Philosophen zuletzt immer nur dahin gekommen sind, wo die Mystiker schon waren.

Was den praktischen Mysticismus betrifft, so ist dieser noch mehr als der verständige der Ausartung fähig, und wirklich sowohl in der weltentsagenden Ascetik, als in der täuschenden Magie aufs äußerste ausgeartet. Die Natur abzutödten, oder sich geheimer Naturkräfte unter dem Namen dämonischer zu gemeinen Zwecken zu bedienen ist gleich unwürdig. Im ersten Fall will der Geist ohne die Natur, im zweiten Fall die Natur statt des Geistes herrschen; jenes führt zur Unnatur und dieses zur Sünde wider den heil. Geist. Allein nichtsdestoweniger soll und kann der ächte Mysticismus auch praktisch seyn, denn in inniger Harmonie leben Körper, Seele und Geist zusammen und der Geist, als das herrschende Princip, soll von innen her bis in die äußre Natur dringen und sie veredeln. — Daher ist auch die Unterscheidung in einen gemüthlichen, spekulativen und praktischen Mysticismus nur oberflächlich, der ächte Mysticismus ist immer alles dieses zugleich und darin besteht eben das Wesen des Mystischen, daß es die Einheit von Gefühl, Gedanke und That ist, das Licht in den Farben und der Einklang im Dreiklang.

Indem Herr Heinroth die physische Krankheit mit der geistigen Sünde identificirt, ist er selbst mehr als mystisch, denn geben wir ihm auch einen gemeinsamen Ursprung des sinnlichen und moralischen Uebels im Allgemeinen zu, so bleibt doch im Besondern gewiß ein Unglück etwas andres als ein Verbrechen, und wir können es z. B. nur ein Unglück nennen, daß Herr Heinroth alle außerordentlichen Erscheinungen der Seele für Krankheiten hält, während wir es ihm allerdings zum Verbrechen machen dürfen, daß er alle diese Krankheiten auch für Verbrechen hält. Es wäre besser, unsre Criminalisten würden Aerzte, als daß unsre Aerzte Criminalisten werden.

3) Deuteroskopie, oder merkwürdige psychische und physiologische Erscheinungen und Probleme aus dem Gebiete der Pneumatologie. Für Religionsphilosophen, Psychologen und denkende Aerzte. Von G. C. Horst. Zwei Bändchen. Frankfurt a. M., Wilmans, 1830.

Herr Geh. Rath Horst hat durch seine Zauberbibliothek und Dämonomagie um die Geschichte der Magie und des Geisterwesens schon mannichfaches Verdienst sich erworben, wenn auch seine zwischen Anerkennung und Zweifel unsicher schwankenden Raisonnements weder dem Gläubigen noch Ungläubigen zusagen. Im vorliegenden Werke bespricht er hauptsächlich das merkwürdige Phänomen des andern Gesichts, second sight, das vorzüglich in Schottland zu Hause ist und auf das neuerdings auch Walter Scott wieder aufmerksam gemacht hat. Die mit diesem Gesicht begabten sehn nämlich die Bilder künftiger Ereignisse im Voraus, und in Hochschottland ist die Gabe in manchen Familien sogar erblich. Die Bilder sind meistens Sinnbilder, Symbole, die auf merkwürdige Weise mit den schon von Artemidor aufgestellten Trauersymbolen übereinstimmen. (Man vergleiche darüber das treffliche Werk von Schubert, Symbolik des Traums.) Wir übergehn, was der Verfasser über das häufige Vorkommen des Vision- und Geisterwesens in Schottland von Ossians Zeiten an sagt. Die Thatsache ist hundertfach beglaubigt und steht fest. Weniger bekannt und vom höchsten Interesse ist, was der Verfasser über verwandte Erscheinungen sagt, die sich im ganzen Norden finden, so daß es scheint, auch der animalische Magnetismus erhalte gegen den Pol hin eine stärkere Wirksamkeit, und der menschliche Nerv werde in der Nähe des Pols in demselben Verhältniß reizbarer wie die Magnetnadel. Im ganzen Norden ist die Dämonenlehre, das Elfen- und Feenwesen, die Geisterseherei mit dem religiösen und Volksglauben weit inniger verflochten, als im Süden. Ossians Geister aber, die irischen Elfen, das schottische second sight und Schwedenborgs wunderbare Geisterwelt erscheinen nur als die westlichen Ausstrahlungen dieses geistigen Nordlichts, während ähnliche sich weit

nach Osten verbreiten. So hat man in den Schamanen, den Zauberern des nördlichen Asiens, in neuerer Zeit somnambule Konvulsionärs entdeckt, bei denen es Gewohnheit ist, was bei den Jansenisten und Kamisarden im Süden nur eine Ausnahme war. Beiläufig bemerken wir, daß auch in Ledebours Reisen nach dem Altaigebirge mehrere, hier noch nicht mit verzeichnete Beispiele von der somnambulen Ekstase der Schamanen zu finden sind, welche der Verfasser in einem dritten Bändchen, falls ein solches folgt, aufnehmen sollte. Uebrigens erinnert die Wuth, die sich dieser Konvulsionärs bemächtigt, wieder an eine andre verwandte Erscheinung des alten Nordens, nämlich die Bersenkerwuth, über die es auch noch an nähern Untersuchungen fehlt. Welche Reizbarkeit der Nerven im Norden gefunden wird, davon gibt den auffallendsten Beweis eine Beobachtung, die Höchström in Lappland gemacht hat. Manche Lappländer müssen unwillkührlich alle Bewegungen, die sie sehn, nachmachen. Wenn Jemand den Mund aufthut, oder zusammenzieht, oder mit den Fingern auf etwas hinweist, oder tanzt, oder andere Gestikulationen vornimmt, so ahmen sie alles dies auf das vollkommenste nach, und wenn dieses geschehen ist, so fragen sie, ob sie sich ungebärdig aufgeführt hätten; indem sie, wie sie sagen, selbst nicht wissen, was sie gethan haben. Eben diese Lappen sind in so hohem Grade reizbar, daß sie durch den kleinsten unerwarteten Schall, durch die unbedeutendste, nicht vorhergesehene Erscheinung, z. B. durch einen unversehens abspringenden Feuerfunken und dergleichen in Ohnmachten, oder wenigstens in Zuckungen versezt werden. Oft fallen sie in den Kirchen, wenn der Prediger entweder zu heftig gestikulirt, oder zu laut redet, haufenweise in Ohnmachten, Andere hingegen springen wie rasend auf, stürzen zur Kirche hinaus, rennen alles, was ihnen begegnet, darnieder, schlagen mit ihren Fäusten auf ihre Nachbarn los u. s. w.

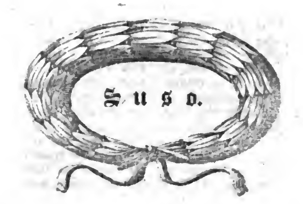
Die große Menge einzelner, höchst merkwürdiger Beispiele von Visionen, Voraussichten, Ahnungen 2c., welche dieses Buch enthält, machen es nicht nur belehrend, sondern auch ungemein unterhaltend und wir empfehlen es unsern Lesern angelegentlich.

4) Abhandlung über den Heiligenschein oder Versuch einer auf Beobachtungen und Versuche gegründeten physikalischen Erklärung desselben, von Dr. C. Garthe. Rinteln, Ostewald, 1830.

Wir schließen diese rein physikalische Schrift hier an, weil sie höchst interessante Untersuchungen über ein Phänomen enthält, das in der Geschichte der Mystik keine unbedeutende Rolle spielt und mit dem in den Schriften über die Seherin von Prevorst vielbesprochenen Nervenäther sehr nahe zusammenhängt. Ohne den Heiligenschein in allen Fällen, wo ihn die Tradition erwähnt, natürlich erklären zu wollen, nimmt der Verfasser wenigstens an, daß der Gebrauch desselben im Kultus und der Kunst schon früher bei den Römern und später bei den Christen ursprünglich von dem schönen Naturphänomen entlehnt sey, das Jeder an sich selbst beobachten kann, wenn er kurz nach dem Aufgang oder vor dem Untergang der Sonne vor einer thauigen Wiese steht. Alsdann nämlich erblickt er seinen Schatten auf der Wiese in einen Lichtglanz eingehüllt, der am Kopf und besonders wenn derselbe entblößt ist, stärker erscheint. Der Umstand, daß Jeder nur seinen eignen Schatten in diesem Glanze sieht, daß der Glanz am Kopf und an den unbedeckten Theilen viel stärker ist, als an den mit Kleidern bedeckten Gliedern, daß der nackte Körper noch weit stärker glänzt und der Mensch weit mehr als das Thier, worüber der Verfasser sehr genaue Versuche angestellt hat, — dies beweist, daß der Lichtschein nur von der nervösen Atmosphäre herrühren kann, die den menschlichen Körper beständig umgibt. „Vorausgesezt also, daß das Licht in jenem Dunstkreise von Feuchtigkeit, welche den Menschen, und in einem andern Grade auch die Thiere, umgibt, und bei todten Körpern durch die chemische Beschaffenheit derselben, von seinem geradlinigten Fortgange abgelenkt, d. h. gebeugt (nicht gebrochen) werde, so ist man genöthigt anzunehmen, daß diese Lichtstrahlen bei ihrem Fortgange so auf die einzelnen Pflanzen-Elemente und die daran hestenden Thautropfen auffallen, daß die Reflektirung derselben durch das Auge des Beobachters eintritt, und zwar wird durch die Wirkung dieser zurückgeworfenen Strahlen in dem Grade stärker seyn, als die Strahlen mehr oder weniger an der Oberfläche des Körpers vorübergehn; denn es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß jener Dunstkreis an der Oberfläche des Körpers, wo er zunächst entsteht, dichter sey, als in einiger Entfernung davon."

Die Sache ist wichtiger, als sie auf den ersten Blick scheint. Sie kann auf weitere Entdeckungen in Betreff jener geheimnißvollen Atmosphäre des Menschen führen, deren Meteorologie noch viel weniger aufgeklärt ist, als die der Erdatmosphäre.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur = Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 36. — 6. April 1831.

Psychologie und Mystik.

(Fortsetzung.)

5) Heinrich Suso's, genannt Amandus, Leben und Schriften. Nach den ältesten Handschriften und Drucken mit unverändertem Texte in jetziger Schriftsprache herausgegeben von Melchior Diepenbrock. Mit einer Einleitung von J. Görres. Regensburg, Pustet, 1829.

Schon Herder hat auf Suso, den Zeit= und Geistesgenossen Taulers, aufmerksam gemacht und eines seiner lieblichsten Gedichte ihm gewidmet.

Ihm erschien
Die Schönheit alles Schönen in Gestalt
Der ewigen Weisheit.

Görres hat in der Einleitung eine eben so gelehrte als geistreiche Abhandlung über die Mystik überhaupt und Suso insbesondre geliefert, und darin Geschichte und Wesen der Mystik gleich richtig, klar und tief aufgefaßt. „Hatte die Liebe jene wohlgesinnten Gemüther in die Welt hinaus getrieben, so mußte diese niederschlagende Erfahrung über die Fruchtlosigkeit alles Eiferns und Warnens, bei der Macht des Bösen allumher, sie wieder zurücktreiben in ihre Einsamkeit, um dort, vom Getöse des Marktes fern, mit Gott allein, wenigstens das eigene Heil zu wirken. In einen je größeren Umkreis aber jene Liebe sich ergossen, je größere Massen sie umfaßt, eine um so größere Intensität mußte sie nun, in sich selbst zurückgekehrt, und in einem Brennpunkte eng gesammelt, erlangen, und in dieser Innigkeit ausschließlich auf Einen Gegenstand gerichtet, mußte sie zwischen ihm und den ihm zustrebenden Gemüthern den vertraulichsten Verkehr vermitteln, und in seinem Gefolge alle die wunderbaren Erscheinungen hervorrufen, die aus dem lebendigsten Spiele der geistigen Kräfte in jener Wahlverwandtschaft, die zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpfe besteht, irgend hervorgehen mögen. In diesem Wechselverkehre geheimnißvoller, dem äußern Leben verborgener Kräfte, hat in der Stille der Abgeschiedenheit und unter dem Schleier des Geheimnisses die christliche Mystik sich gestaltet; kein Wunder, daß die Welt, die keinen Theil an ihr hatte, und nur anerkennt, was unter ihren Augen und von ihr betastet und begriffen, nach materiellen Gesetzen und Fügungen abläuft, ihr mit stets zunehmender Entschiedenheit ihre Anerkenntniß weigerte.“

Aber nur in der von oben niedersteigenden Richtung sind alle Mystiker einig, offenbart sich allen dasselbe; in der von unten aufsteigenden Richtung aber macht die besondre Eigenthümlichkeit des Individuums sich geltend und so lagert sich um die esoterische Mystik der Heiligen

rund herum die exoterische vielfacher alter und neuer mystischer Sektirer mit abweichenden Lehren und Anschauungen. „Wir sollten der Strömung, die uns durch so viele Jahrhunderte durchgeführt, nun noch weiter bis zu unsern Tagen hinunter folgen, und an den Geistern, die später erschienen, darlegen, wie jene Strömung seit den Zeiten der Reformation in zwei verschiedene Arme sich getheilt, deren Einer in der Richtung des alten Bettes innerhalb dem kirchlichen Gebiete fortgeflossen, und bis zur jüngsten Zeit herab merkwürdige und große Erscheinungen hervorgerufen, während der Andere seitab mehr dem Profanen und der Wissenschaft in Jakob Böhm und Andern sich zugewendet und zuletzt im Somnambulism ins Gebiet der Heilkunde eingetreten. Aber es kann nicht der Zweck dieser Blätter seyn, eine vollständige Geschichte des Mysticism aufzustellen; sie wollten nur aus den verschiedenen Zeitaltern eine Reihe von unverwerflichen Zeugen aufrufen, auf daß sie Zeugniß geben für die Wahrheit und Wirklichkeit seiner Doktrin, die eben, weil sie eine historische Erscheinung ist, sich durch gültige Zeugenschaft bewähren muß. Indem wir aber bei den aufgerufenen Zeugen Nachfrage gehalten nach dem, was in jenem mystischen Zuständen sich in ihnen ereignet hat, haben Alle ohne Ausnahme auf ein ihnen Gemeinschaftliches ausgesagt: auf einen Strahl des höhern Lichtes, der erleuchtend in sie eingetreten, und einen Strahl höherer Liebe, der ihr Innerstes berührt, und es zu Gott hinauf gezogen, und wie dies Gotteslicht und diese Gottesliebe von Einem ausgehend und wieder in Einheit aufgegangen, zu einer in sich geeinten, affektvollen Anschauung hingeführt. Dies ist das Eine, und zwar das übernatürliche Moment des Mysticism, und dies Moment ist mehr wie irgend eine andere Thatsache, die die Geschichte aufbehalten, über allen Zweifel hinaus gesichert und gewährt; es ist wie das Christenthum durch Wunder bekräftigt, durch die allergültigsten Zeugen erhärtet und die Zulässigkeit dieser Zeugen ist durch die Kirche garantirt, und hat also dieselbe historische Sicherheit, wie diese Lehre selber; seine Glaubwürdigkeit steht und fällt mit der Ihrigen, und beide werden miteinander anerkannt und angefochten. Diesem Ersten aber fügt nun auch ein zweites, subjektives Moment sich bei, an die Persönlichkeit derjenigen geknüpft, die diese höhere Ausstrahlung aufgenommen, da wie wir gesehen, je nachdem diese persönliche Eigenthümlichkeit wechselt, jener einfallende Strahl des höhern Lichtes in jeder andern Intelligenz eine andere Färbung angenommen, der Strahl der höhern Liebe aber in jedem andern Willensvermögen eine specifisch verschiedene Anziehung bewirkt. Ohne Zweifel wird der Einfluß dieses Momentes auf den untern Stufen jener mystischen Erhebung am entschiedensten hervortreten, weil dort das Subjektive nothwendig am meisten vorschlagen muß; im Verhältniß aber wie im Fortschritte das Höhere, Göttliche dies seiner Natur nach sich sondernde mehr und mehr bemeistert und in sich verschlingt, wird es sich mehr und mehr genöthigt sehen, in größerer Allgemeinheit aufzugehen, aber bis zur höchsten Höhe hinauf, die irgend ersteigbar ist, wird es nicht gänzlich ablassen, seinen Einfluß auszuüben, und ein leichter Anflug jener Eigenthümlichkeit wird sich auch auf dieser Höhe leicht durchfühlen. Durch alle Stadien im Fortgange des innern Lebens sehen wir daher die beiden Momente zusammenwirken; denn das eben ist das Geheimniß dieses wunderbaren Aktes, daß die höheren Ausstrahlungen in ihm der irdischen Person sich inkarniren, also daß des Menschen Geist und Seele ihrer lieblichen Hülle Mutterstelle vertreten, der göttliche Geist aber vatergleich wirkt, und nun das werdende Leben Fleisch und Blut von unten, seine Begeistigung von oben erlangt. Daher die Hülle mannichfaltiger Gestaltungen, die der Mysticism in so vielen Individuen angenommen; daher die reiche Flora, die dieser blühende Garten in seiner Umgränzung hegt; daher das Drängen der Akkorde, die aus dieser zarten Aeolsharfe quellen, und in unendlich wechselnden Tonfällen den Sinn bewegen. Wie daher nach außen jedes Auge in der Begeisterung uns mit seinem eigenen seelischen Ausdruck anblickt, so zeigt auch hier jede Seele bis zur höchsten Verklärung, deren die menschliche Natur irgend fähig ist, ihren eigenen gesonderten Ausdruck, und darin ihren eigenen Namen, bei dem sie sich erkennt, und es darf uns nicht befremden, wenn sie auf den untern Stufen, wo nur erst bleiche Strahlen an der noch in sich Befangenen vorüberstreifen, selbst mitunter ihre Schwächen, Vorurtheile, Irrthümer in den Verkehr einträgt, den sie mit ihnen angeknüpft, und wenn zum Theil die Plastik, in der diese Einstrahlungen innerlich verarbeitet werden, bedingt erscheint durch die Intensität das der Persönlichkeit einwohnenden Bildungstriebes. Dieser Bildungstrieb ist aber bekanntlich ein Tausendkünstler; sein Eingreifen kann besonders in den untern Stadien leicht irrend und verwirrend werden, und außer den Täuschungen, die in ihm die geistig angeregte Natur sich selbst bereitet, können auch dämonische Mächte der Unbehüteten sich leicht bemeistern, und Illusionen hervorrufen, gegen die alle besonnenen Mystiker von je gewarnt."

Dies ist denn auch der Punkt, wo das Recht des Rationalismus, oder vielmehr der gesunden Vernunft, eintritt, die Widersprüche der profanen Mystik aufzudecken und die nicht selten den krassesten Aberglauben befördernden Illusionen in ihr Nichts aufzulösen.

Suso gehört, jener Unterscheidung zufolge, den ächten esoterischen Mystikern, den wahren Heiligen der Kirche an, und zwar ist er, ähnlich dem heil. Franciscus von Assisi, zugleich ein Minnesänger, wie denn in jener Zeit

die höchste Blüthe der Minne immer die Rose war, in welcher auf den höchsten Spitzen der gothischen Dome das Kreuz sich entfaltet. In Konstanz und im vierzehnten Jahrhundert geboren, gehörte Suso dem Geist wie der Sprache nach den schwäbischen Minnesängern an. „Wohl waren in diesem Jahrhundert die Wässer früherer noch höherer Begeisterung schon im Ablaufen, die Zeit der höchsten Fluth im Ansteigen aller Kräfte hatte schon sich zu senken angefangen, der Mai jenes geistigen Frühlings war schon vorübergegangen, aber immer noch war Wald und Flur vom alten Minnesang durchklungen, und alles Volk gab sich mit Singen und Sagen ab. Von so vielen Tönen angerufen, konnte der Wiederhall, den der Reichbegabte in der Brust beschloß, nicht lautlos bleiben, und er hat in seinen Schriften in jener schönen klangvollen Sprache sich ausgehallt, die nichts ist, als reines lauteres, sich in ihr verströmendes Gemüth, und durch die überall das alte Minnelied hindurch pulsirt. Aber dieser schwäbische Minnesänger hat nicht irdischer Liebe seine Töne und seine Laiche zugesungen: einer Höheren hat er sich zugewendet; dieser Minner hat nicht wie ein Weltminner auf zergängliche Minne sein Herz gelassen, jene ewige Weisheit, die blühende unvermischte Liebe ohne Verdruß und Bitterkeit verheißt, hat sein junges, wildes Herz an sich gezogen; ihr hat er sein minnesuchend Gemüth geweiht, und in ihr Alles gefunden, was da schön, lieblich und begierlich war. Und nicht etwa hat er blos in blos lyrischen Ergüssen diese seine Minne ausgeathmet; episch hat er vielmehr sein Leben in ihr gefaßt, und dies Leben nur zu einem großen Epos der Gottesliebe ausgedichtet, und so tritt, was er gebildet, uns als das Blühendste und Lieblichste, was die Mystik hervorgebracht, entgegen."

Von seiner Lehre im Detail zu sprechen, würde zu weit führen und überflüssig seyn, da wir voraussetzen dürfen, daß alle, in deren Geist und Herz ein Anklang für solche Dinge lebt, das Buch selbst einsehn werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Statistik.

1) Société française de statistique universelle. Bulletin, Juillet et Août 1830. Paris, chez T. Dehay, rue Vivienne, No. 2. und Preisfrage derselben Gesellschaft.

2) Journal de l'académie de l'industrie agricole, manufacturoire et commerciale, fondée par M. César Moreau, le 26. déc. 1830. Paris, Place Vendôme, No. 24. Janvier 1831.

Die Pariser Gesellschaft für allgemeine Statistik ist der zahlreichste gelehrte Verein in Frankreich. Sie wurde im November 1829 durch den ehemaligen französischen Viceconsul zu London, Hrn. César Moreau, gestiftet. Nach dem Beispiel der englischen Vereine, mied sie jene Prüderie, jenen Kastengeist, wodurch andre gelehrte Gesellschaften die Anzahl ihrer Mitglieder und somit die Möglichkeit ihres schnellen, wirksamen Fortschrittes hemmen; sie nimmt willig jeden Gebildeten auf, und bestrebt sich, die bisher in Frankreich allzu ausschließlich officielle Statistik unter die Prüfung eines jeden Bürgers zu bringen.

Die beiden ersten Bulletins enthalten eine Menge Tabellen über die Wahl- und Steuerangelegenheiten. Ich verweile nur bei dem Aufsatze über die Geschichte der Statistik. Der anonyme Verf., Hr. Montvéran, dessen Histoire critique et raisonnée de l'Angleterre in Deutschland bekannt ist, geht bis auf die Bibel und Herodot zurück, um von den ältesten Zählungen zu sprechen, und kömmt dann auf die fünf- und zehnjährigen Zählungen der Römer. Die Priester der Juno Lucina und Venus Libitina hielten Geburts-, der Magistrat Heiraths- und Sterberegister. Cicero verlangt, daß ein Senator die Grundlagen der Staatsmacht kenne. Augustus hält eben so viel auf die sogenannte Censur, als auf sein Pontifikat. Derselbe schreibt eine wahre Statistik, mit eigener Hand, und läßt sie an allen öffentlichen Gebäuden anschreiben. Unter Valentinian III. erscheint die notitia imperii; da kommen die Barbaren; Kultur und Statistik haben ein Ende. — Kommen aber bald wieder zurück. Cassiodor gibt statistische Notizen über Gothen, Marculph und Warnefried über Longobarden und Franken. Karl der Große sagt zu seinen Gesandten: beschäftigt euch mit Statistik; allein sie wollen nicht. Jene Wissenschaft verfiel wiederum. 1616 steht sie in Frankreich wieder auf; Hr. Montvéran hätte füglicher mit Italien beginnen sollen. Bald darauf sagt Ludwig XIV.: ihr sollt Statistik treiben, und man treibt. Nun kömmt Hr. Montvéran auf Italien und bemerkt beiläufig ausdrücklich, dort sey die Statistik schon früher da gewesen; allein unter den Medici's blühte die Phantasie mehr als die handgreifliche Staatenkunde. Man hielt sie für gefährlich. Da führten im freieren Norden, in England, die Bedürfnisse und Streitigkeiten des Augenblicks über Finanz- und Kriegswesen, die Verfassung endlich, die Presse eine Menge statistischer Schriften herbei. Schon ward das Bedürfniß rege, die vereinzelten Schätze zu sammeln, zu ordnen, wissenschaftlich zu verarbeiten.

„In chronologischer Ordnung, aber blos in dieser Hinsicht" sagt Hr. Montvéran „nimmt das arbeitsame, gelehrte Deutschland den vierten Rang ein. Der Erudition, Forschung, der hellsehenden Kritik der Universitätslehrer jenes Landes verdankt die Statistik am meisten. Sie gründeten, benannten die Wissenschaft; wir bitten sie, den Ausdruck der allgemeinen Dankbarkeit zu genehmigen." Das Universitätsstudium Deutschlands, bemerkt der Verf. wei-

ter, führte zur Reformation, diese zur Kritik. Er verweilt mit Vorliebe bei der freisinnigen Erziehung jener Zeit, rühmt, was Friedrich Wilhelm und Friedrich der Große für die Statistik thaten, erklärt endlich etwas spät, daß sie schon im 17ten Jahrhundert in Deutschland betrieben wurde. Schreibt er auch Conting anstatt Conring, spricht er gleich von Achenwald, Luder u. dergl., so hat doch wohl sein Drucker daran Schuld; trotz der Schriftfehler macht Hr. Montvéran unsern Statistikern, bis auf „Hasselt" herunter, einen sehr guten Namen. Er kennt deren so viele, daß er am Ende ungeduldig wird und bringt ihnen in Masse „eine Ovation."

Das Journal de l'académie de l'industrie will Jeden, der französisch versteht, mit allen neuen Theorien, Entdeckungen, Verfeinerungen im Bereiche des Ackerbaus, der Manufakturen und des Handels bekannt machen.

3) Essai sur la statistique comparée de l'Europe à la fin du moyen âge et à l'époque actuelle, par M. Balbi. Paris, 1830.

4) Essai historique, géographique et statistique sur le royaume des Pays-Bas, par MM. Balbi et Delaroquette. Paris, 1831, chez J. Rénouard.

Der Venetianer Marino Sanudo hatte 1453 einen statischen Ueberblick der Kriegsmächte vom Jahre 1450 und der Staatseinkünfte von 1453 entworfen; er benutzte dabei die venetianischen Archive, deren statistische Angaben bis zum 13ten Jahrhundert hinauf reichen. Hr. Balbi verbessert und erweitert die Resultate Senudo's und vergleicht sie mit den jetzigen Verhältnissen, dem statu quo.

Wir stellen Einiges zusammen. Der Kaiser und alle Fürsten Deutschlands, die freien Städte mitbegriffen, bezogen 2 Millionen Dukaten jährliche Einkünfte im Jahre 1453; jetzt betragen die Einkünfte Oestreichs nach Balbi 350 Millionen Franken. Deutschland waffnete im erstgenannten Jahre 60.000 Mann, Oestreich jetzt 271,401, ohne die Landwehr. Der König von Spanien bezog 3 Mill. Dukaten i. J. 1410, jetzt 108 Mill. Franken; waffnete 1453 nur 30.000, jetzt 50.000 Mann. Der König von England bezog 300,000 Dukaten i. J. 1453, jetzt bezieht England 1.527,730.000 Franken nach Balbi's Tabelle; England waffnete 1453: 30.000 Mann, jetzt 102.283. Der König von Frankreich bezog 1453: 1 Mill. Dukaten, jetzt beträgt die Einnahme Frankreichs eine Milliarde und drüber; man waffnete dort 1453: 30.000, jetzt 231,560 Mann, ohne die Nationalgarde. — Es wäre der Mühe werth, zu untersuchen, ob der Reichthum und der Gelderdienst seit 1453 in demselben Maaße zunahmen und ob der Geldwerth seitdem mit derselben Schnelligkeit sank, als das Exerziren und das Bezahlen angewachsen ist... aber hierauf läßt sich Hr. Balbi nicht ein, sondern beschenkt uns mit einem statistischen Abriß über die venetianische Republik im 15ten Jahrhundert und verspricht einen Essai sur la superficie, la population, les revenues et les forces de terre et de mer des principaux états du monde in Bezug auf das 15te Jahrhundert, in welcher Schrift die Angaben Sanudo's noch weiter entwickelt und beleuchtet werden sollen. — Die statistische Tabelle über die Niederlanden von Hrn. Balbi und Delaroquette schließt sich an des ersteren Tabellen über Frankreich, England, Rußland an; viele andre folgen nach und Hr. Balbi macht daraus einen Atlas, an dessen Spitze die Balance polique du Globe stehen wird.

5) Collection des constitutions, chartes et lois fondamentales des peuples de l'Europe et des deux Amériques, etc. Supplément, par P. A. Dufau. Paris 1830. Pichon et Didier. 220 S. 4½ Franken.

Eine Pariser Zeitschrift behauptet, dieses Buch komme zu früh. Sechs Jahre lang habe uns Hr. Dufau warten lassen, ehe er die Ergänzung des im Verein mit den HH. Duvergier und Guadet verfertigten Werkes geliefert habe; das wäre zu lang gewesen, nun wolle es Hr. Dufau wieder einbringen und sey zu schnell bei der Hand. Allein da Herr Dufau bald eine unendliche Nachlese bekommen wird, mußte er vor Allem die Früherndte in Sicherheit bringen, als da sind die mexikanische Verfassung von 1824, die brasilische von demselben Jahre, die peru'sche von 1825, die kolumbische von 1821 und 1830, die virginische von 1830, die von Guatimala, Chili, kurz von der ganzen Neuen Welt. Nicht zu vergessen der preußischen Provinzialstände, der ottomanischen Neuerungen, der Verfassung Griechenlands.

Das Buch gibt Aufklärung über den Begriff des Wortes Verfassung, Konstitution. Was bedeutet das Wort? Erklärt es, wie ihr wollt, sagen die Meisten, und gebt uns eine Konstitution. Da sehen wir denn eine solche, wie in Nordamerika, wo die Sklaverei gesetzmäßig fortbesteht; eine zweite, wo der Kastengeist Nahrung erhält, wo ein Glaube mehr gilt als eine Wissenschaft und der Adel der Vorfahren mehr als eigener Herzensadel. Da sehen wir andre, wo der Gedanke erdrückt wird. Was ist also Konstitution? ein Wort. Bestehet auf Konstitutionen, ihr Völker, erkundigt euch aber auch, was in den Konstitutionen steht. Lernt die Vokabeln nicht blos auswendig, studirt ihren Sinn.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 37. — 8. April 1831.

Psychologie und Mystik.

(Fortsetzung.)

6) Göttliche Offenbarungen, bekannt gemacht durch Immanuel von Schwedenborg, aus der lat. Urschrift verdeutscht von Dr. J. F. Immanuel Tafel. Erster bis fünfter Band. 1. Die Lehre des neuen Jerusalems vom Herrn, 2. die Lehre des neuen Jerusalems von der h. Schrift, 3. die Lebenslehre für das neue Jerusalem, 4. Lehre des neuen Jerusalems vom Glauben, 5. vom jüngsten Gericht und dem zerstörten Babylonien, 6. Enthüllte Offenbarungen Johannis. 1823 bis 1830. Tübingen, beim Herausgeber. Erster bis dritter Theil, Leipzig in Kommission bei Kummer. Vierter und fünfter Theil, Tübingen in Kommission der Buchhandlung Zu-Guttenberg.
7) Einige schlichte Antworten auf die Frage: warum nimmst du das Zeugniß Schwedenborgs an? Aus dem Englischen von Tafel. Tübingen, beim Herausgeber und in Kommission bei Osiander, 1826. 8) Katechismus oder Unterricht in den Lehren der Neuen Kirche für Kinder. Aus dem Englischen von demselben. Tübingen, beim Herausgeber und in Kommission der Buchhandlung Zu-Guttenberg, 1830.
9) Neue Kirche. 1. Die neue Kirche des Herrn und ihre himmlische Lehre. Nach Kunden aus dem Himmel. 2. Der Himmel mit seinen Wundererscheinungen und die Hölle. Vernommnes und Geschautes. 3. Der Verkehr zwischen Seele und Leib. 4. Die Christenreligion in ihrer Echtheit, erster Theil. Von Emmanuel von Schwedenborg. Uebersetzer: Ludwig Hofacker. Tübingen, Zu-Guttenberg, 1830, 1831.

Als vor acht Jahren Dr. Tafel eine neue Uebersetzung der Schwedenborgischen Schriften ankündigte, fielen die herrschenden Partheien von allen Seiten über ihn her. Die orthodoxen Protestanten erließen ihre „Warnung vor Schwedenborgischer Lehr,“ die Rationalisten „beiläufig ein Wörtchen im Sophronizon.“ endlich auch die Katholiken die von Görres sehr geistreich verfaßte Abweisung. Sogar von Staatswegen scheint die Verbreitung jener Schriften mißbilligt worden zu seyn. Der Lärm ist unterdeß wieder verstummt, und nachdem die eine Ueber-

setzung schon ins Stocken gerathen schien, erscheinen jetzt sogar zwei derselben ohne weiteres Hinderniß. Zur Ehre des Zeitalters, zur Ehre der menschlichen Vernunft, zur Ehre der Religion selbst. Wahrlich, wir müßten noch in sehr finstern Zeiten leben, wir müßten noch eine sehr schwache Vernunft besitzen, und unser Glaube müßte noch wenig fest stehn, wenn wir uns vor dem Druck einer Schrift fürchten sollten. Ist Schwedenborg ein Irrlehrer, so muß ihm wenigstens das Recht werden, wie jeder andre Ketzer erst gehört zu werden, ehe man ihn verdammt. Die Kirchengeschichte macht den jungen Theologen eine Menge abweichende Lehrmeinungen bekannt, die Philosophen und nach ihnen fast alle weltlichen Schriftsteller seit Voltaire predigen ungescheut Dinge, zu denen die Kirche keineswegs ihren Segen spricht. Welches Grauen wandelt denn die Leute grade vor Schwedenborg an, als ob er allein der gefährliche wäre?

Schwedenborg war nach allen unwidersprechlichen Zeugnissen ein Mann von unsträflichem Wandel und der moralische Theil seiner Lehre ist ächt christlich, so lauter und rein, daß die studirteste Polemik auch nicht den kleinsten Flecken darin aufspüren kann. Ueberdies ist dieser moralische Theil der Haupttheil, die Krone des Systems. Das Resultat seiner Lehre ist: denkt nicht, fühlt nicht blos in der Liebe, sondern handelt in der Liebe! Daher ist das Stichwort dieser Lehre, wie es ein Uebersetzer mit dem zwar ungewöhnlichen, aber treffenden Ausdruck wiedergegeben hat, die Liebthätigkeit. — Was kann nun wohl christlicher seyn?

Da nun aber alle christliche Konfessionen, ja eigentlich alle Religionen, auch die heidnischen, das Thun höher stellen, als das bloße Denken und Fühlen, die Tugend höher als den Glauben, so liegt allerdings das Unterscheidende der Schwedenborgischen Lehre weniger in der Moral als in dem Glauben. Er läßt den Willen in der ihm durch das Gewissen angewiesenen Richtung zur Tugend, aber er gibt der Phantasie eine andre Richtung, indem er ihr ganz neue Vorstellungen von der Welt, vom Himmel und Hölle mittheilt. Dabei ist das Charakteristische, daß er diese Vorstellungen für eigne Anschauungen ausgibt. Weit entfernt, sich auf alte Traditionen oder auf neue Resultate des spekulirenden Verstandes zu berufen, beruft er sich auf seinen persönlichen Umgang mit Geistern und Engeln, ja mit Gott selbst, auf seine eignen viele Jahre lang wiederholten Reisen durch das Universum, durch die Geisterwelt, durch Himmel und Hölle.

Insofern unterscheidet sich seine Lehre allerdings von denen andrer Mystiker, und macht weit größere Ansprüche. Er ist daher auch ein protestantischer Muhamed genannt worden, sofern er nicht nur eine neue Lehre, sondern auch eine neue Kirche verkündet, und sich nicht nur auf allgemeine Vernunftgründe, wie Luther, sondern auf himmlische Eingebung, auf unmittelbare Offenbarung von oben berufen hat. Allein grade dieser Umstand hat ihm in unserm Zeitalter geschadet, und mußte ihm schaden. Wir sind nicht nur nicht auf Propheten gefaßt, sondern wir haben sogar ein Vorurtheil gegen sie. Weit geistlosere Mystiker haben weit mehr Anhänger als Schwedenborg gefunden, weil sie in den Schranken der gemeinen Erfahrung und der alten Offenbarung blieben, nicht durch eine neue Offenbarung in eine die heutigen Menschen genirende Wunderwelt führten.

Als Propheten und Religionsstifter erkennen Schwedenborg nur einige hundert Menschen an; allein den Andern, die nicht an ihn glauben, muß wenigstens seine abweichende Lehre, als eine der merkwürdigsten Erscheinungen von hohem Interesse seyn. Die wunderbare Welt, in die er uns führt, ist nicht nur reich an Geistern, sondern auch an Geist, und die irren gröblich, die, einen leichten Blick hineinwerfend, gleich an den Wunderlichkeiten seiner Symbolik sich stoßen, und über den Hof- und Haushalt im Himmel spotten. In diesen Bildern liegt ein tieferer Sinn, und das anscheinend Geschmacklose darin fällt weg, sobald ein richtiges Verständniß jenen Sinn eröffnet hat. Wenn man den Schlüssel hat, und sein Lehrgebäude damit berührt, dann verwandelt es sich plötzlich wie in jenem Mährchen aus einem altmodischen und wenig ansprechenden Gebäude in einen glänzenden Pallast.

Der Seher selbst ist so interessant, wie seine Visionen. Was man sich Wunderbares aus seinem Leben erzählt, noch mehr aber was er selbst in seinen Schriften sagt, beweist, daß er in einem seltnen Grade und in eigenthümlicher Weise somnambul war, so zwar, daß er aus diesem Zustande fast nicht mehr herauskam, und daß er Verstand, Phantasie, Witz und was immer Fähigkeiten des gewöhnlichen Seelenzustands sind, mit in jenen ungewöhnlichen hinübernahm, daher die höchst originelle Manier des schulgerechten, dialektischen Vortrags von Dingen, die weit über alle Schulen hinausliegen. Wenn man einst über die abnormen Fälle des Somnambulismus so gut unterrichtet seyn wird, wie man es jetzt schon über die Normalfälle ist, so wird die ausgezeichnete Eigenthümlichkeit Schwedenborgs erst in ihrer ganzen Wichtigkeit für die Geschichte der Seele hervortreten. Zugleich müssen wir ihn als einen Brennpunkt des im ganzen Norden verbreiteten animalischen Magnetismus betrachten, von dem uns Horsts Deuteroskopie so viele Beispiele gegeben. Wie dort in der Nähe des Pols die alte heilige Nacht noch herrscht, und die Erde im Nordlicht sich selber leuchtet, so ist dort auch des Menschen Seele jenes magnetische Licht gegeben, das ihr auf Augenblicke die Kraft höherer Geister leiht, wie die Erde auf Augenblicke in jenem feurigen Nordschein mit Sonnenkraft betheiligt wird.

Damit steht denn auch die ganze Lehre Schwedenborgs in einem naturnothwendigen Zusammenhange. Wie nämlich am Pol in der Sonnenferne, des Planeten eigenthümliche Kraft überwiegt und sich selbst Sonne wird, so überwiegt auch in Schwedenborgs Lehre das Menschliche, und es wird ihm darin eine Selbstständigkeit zuerkannt, gegen welche der ältere christliche Religionsbegriff so viel einzuwenden hat, wie die Sonne gegen die Selbstständigkeit des Planeten. Allein indem Schwedenborg dem Menschen eine uneingeschränkte Freiheit zuschreibt, was der Kirche ketzerisch erscheint, schreibt er auch dieser Freiheit den weisesten Gebrauch vor.

Zuerst fällt es in seiner Lehre auf, daß er das Menschliche zur Norm alles Seyns, des ganzen Weltalls macht. Den Satz: „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde," wendet er um und sagt, Gott trägt des Menschen Bild. Die alte bekannte Lehre vom Mikrokosmus, die Lehre, daß der Mensch die kleine Welt sey, wendet er um und sagt, die Welt ist *der große Mensch*, und wie äußerlich, so innerlich ordnet er nun das Firmament, sammt den Sternen und was darauf lebt und webt, und dann wieder die Geisterwelt, den äußren und innren Himmel, nach den Gliedern, Organen und Seelenvermögen des Menschen; die innerste Seele dieses großen Menschen aber ist Gott. Nun bleibt es zwar immer gewagt, Höheres mit Niederm zu vergleichen und die absolute Richtigkeit des Vergleichs steht dahin; allein relativ ist die Vergleichung des Ganzen mit dem edelsten Theile (gleichsam des Baumes mit der Blüthe) darum die richtigste, weil sich eben nur einzelne Theile zum Vergleich darbieten. Der Mensch hat in der That nichts Edleres, um ein Höheres auszudrücken, als sich selbst in höherer Potenz gedacht. Ueberdies gewinnt der Begriff der Welteinheit und Harmonie durch das Bild des menschlichen Organismus, und der Begriff Gottes als eines persönlichen, allbelebenden Princips durch das Bild der Seele.

Die schönste Folgerung dieser Lehre ist die Idee der *Innerlichkeit* Gottes. Darauf hat in der That noch kein Philosoph so scharf den Accent gelegt, wie Schwedenborg, da die Oberflächlichkeit immer gar zu gerne bei sich selbst verweilt hat. Die Augen der Menschen sind so sehr immer nach einer Seite gekehrt, nach der sie rastlos fortstreben, daß sie nur selten merken, die Welt sey nach allen Seiten rund und unermeßlich und das Ziel liege nicht irgendwo außen, sondern in der tiefen Mitte, die — hinter ihnen liegt, weil sie, nach außen strebend ihr immer den Rücken kehren.

Einen großen Anstoß dagegen muß Schwedenborgs Lehre von der *menschlichen Freiheit* finden. Er setzt derselben keinerlei Schranken, sondern nimmt an, daß jeder Geist in dieser wie in jener Welt unbehindert seinem Hange nachlebe. Der Trieb, dem er sich aus freier Willkühr ergeben, befruchtet seine Imagination, die vermöge der durch die ganze Welt durchgehenden *Korrespondenz* zwischen Aeußerm und Innerm, alle die Formen zur äußern Erscheinung bringt, welche jenes innern Triebes Unterhaltung, Nahrung und zugleich Symbol sind. Daher lebt der gute Geist beständig in Gesellschaft der Personen und Gegenstände, die seinem edlen Trieb entsprechen und dessen physiognomischer und symbolischer Ausdruck sind, und so auch wieder der Geist, der sich in bösem Gelüsten vom Guten abwendet. Er folgt den Bildern, welche seine Wollust, seinen Ehrgeiz rc. befriedigen, und befindet sich wohl dabei. Weder Gott, noch die guten Geister halten ihn davon ab, denn sie vermögen es nicht. Kommt ein böser Geist zufällig in die Gesellschaft von guten, so ist ihm nicht wohl, er mag nicht unter ihnen bleiben. Das dem guten Geist inwohnende Licht der Wahrheit fällt auf den Bösen und zeigt ihm auf einen Augenblick die Lügenhaftigkeit seines Wesens, und aus der Gestalt der Wollust wird Moder, aus dem üppigen Wohlgeruch Gestank, aus der königlichen Geberde stumpfe Thierheit; aber eben das wollen jene durch sich selbst Bezauberten nicht wissen und ziehen sich daher stets aus der Gemeinschaft mit guten Geistern zurück.

Welche schöne psychologische Wahrheit diese Lehre auch enthält, sofern man sie blos auf die geselligen Verhältnisse in unserm gegenwärtigen Leben bezieht, so sehr streitet sie doch, wenn man sie auf das künftige Leben anwendet, mit der Grundlehre des Christenthums, mit der Lehre von der Gnade. Die Willkühr, uns hier auf Erden für das Gute oder Böse zu entscheiden, die Willkühr, der thierischen Begierde zu fröhnen, kann auf keine Weise verwechselt werden mit der wahren und ewigen Freiheit der Geister, die eben nur da existirt, wo das Thierische, Gemeine, Böse nicht mehr hinanreicht, und die eben daher auch nur hervorgehn kann aus einer Befreiung. Daß wir selbst aber zu dieser Befreiung nicht ausreichen, lehrt uns ein untrügliches Gefühl unserer menschlichen Unzulänglichkeit, und daher glaubt das Christenthum, daß das höchste Wesen selbst und allein diese Befreiung gewähren könne, in seiner Erscheinung als Messias, als Welterlöser, vor dem dann auch eine so ungebundne Willkühr der Geister nicht bestehn kann, wie sie bei Schwedenborg vorkommt. Gesetzt auch, wir sind in einem künftigen Leben zu einer weit höhern Selbstständigkeit berufen, als so viele Kirchenlehrer zugeben, die den Menschen wieder in der Demuth zu thierischer Stumpfheit herabsinken lassen, so kann doch unsre irdische Willkühr dafür kein Maßstab seyn.

Die ganze Sache ist und bleibt Glaubenssache. Erklären, beweisen läßt sich da nichts. Die Lehre von der Freiheit und vom Ursprung des Bösen sind die Klippen aller Systeme von jeher gewesen. Gewiß aber ist, daß man die Freiheit nie zu frei denken kann, und daß sie

eben so weit entfernt seyn muß von dem christlichen Servilismus, der allen Willen tödtet, wie von dem christlichen Liberalismus, der eine uns selbst vernichtende Willkühr statuirt.

Wendet man übrigens jene Geisterschilderungen auf unsre gegenwärtige Welt an, aus der sie entlehnt sind, so sind sie in hohem Grade treffend und geistreich. Die Thoren, die sich ihren Einbildungen von Glück und Größe überlassen, die sich entsetzlich genirt fühlen, wenn ein Weiser unter sie tritt und sie merken läßt, wie nichtig all ihr Wesen ist, die ihn daher fliehen und, wenn sie wieder allein sind, lustig die alten Rollen fortspielen, wie bankerotte Schauspieler die Krösusrollen — sehn wir sie nicht täglich auf der Weltbühne? Zwar der wahre Himmel dürfte ganz anders beschaffen seyn, als der Himmel auf Erden, aber von diesem leztern ist es ganz gewiß, daß die unsaub.rn Geister ein Aergerniß daran nehmen. Gewiß, wo sich ein Abglanz dieses irdischen Himmels zeigt, da wissen sich die Elenden, die ihm abgesagt, nicht zu lassen, und weit entfernt, sich hinein zu sehnen, sehnen sie sich heraus. Der Lasterhafte kann den Blick der Tugend, der Spötter den Blick des heiligen Ernstes, der Dumme den Blick des Weisen, der Feige den Blick des Helden, der Lügner den Blick der Wahrheit nicht aushalten. Wenn einmal ein reiner Mensch unter die unreinen kommt, sind sie nicht so beklommen, wie die Hunde, unter die der Löwe tritt? Die einen schleichen sich mit eingezognem Schweife sachte fort, die andern hängen die Köpfe und einige, in der Frechheit schon gereift, fletschen die Zähne. So ist es in dieser Welt. Daß es in jener Welt nicht auch so sey, wollen wir hoffen.

Die Idee der Korrespondenzen oder Entsprechungen bei Schwedenborg ist eine seiner fruchtbarsten Ideen und gibt seinem ganzen Lehrgebäude eine treffliche Symmetrie. Die Physiognomik der ganzen Sinnenwelt, die symbolische Verhüllung eines Geistigen in jedem Materiellen, ist ein eben so richtiger als uralter Gedanke der Philosophie. Indem nun Schwedenborg die Hierarchie der Naturreiche auf die Hierarchie der Geister überträgt, beide verbunden in der menschlichen Grundgestalt, die beider Typus ist, erhalten wir ein neues Wundergebäude, durch die Dämonenlehre eigenthümlich unterschieden von ähnlichen Systemen der modernen Naturphilosophie, dagegen verwandt der ältesten christlichen Gnosis, die wie durch Zauberei plözlich in den Norden versezt erscheint und dort ihren prachtvollen, phantastischen Tempel baut, auf dem Magnetberg, den Altar gen Norden gesezt, wo die Erdensonne aufgeht im Nordschein, die aber mit eisernem Band an den Pol geschmiedet, niemals am Himmel weiterrückt.

Die Gnosis hat sich aber darin vereinfacht, daß der Demiurg der Mensch selbst geworden ist, der kleine Gott der Erde; und die Idee, alles das Willkührliche, Zufällige, Humoristische, was in der Welt vorkommt, und was die Gottesfurcht der Gnostiker nicht wagte, dem höchsten Gotte selbst zuzuschreiben, sondern nur einem Dämon, dem Demiurg, das wird hier viel natürlicher dem Menschen selbst kraft seiner phantastischen Willkühr zugeschrieben.

Wenn die Antworten, welche Schwedenborg sich selbst auf seine tiefsinnigen Fragen gibt, nicht Jeden befriedigen, so beschämt er doch, indem er sich solche Fragen stellt, die meisten Theologen und Philosophen, die sich in der Regel die Antwort auf die nothwendigsten Fragen — ersparen, indem sie die Fragen gar nicht aufwerfen. So ist z. B. Schwedenborg der Einzige, der sich um das Verhältniß Christi zu den unzähligen Himmelskörpern außerhalb unsres kleinen Planeten bekümmert hat. Unsre gelehrte Theologie, die über das Gepräge des Zinsgroschen und über den ungenähten Rock Christi ganze Abhandlungen schreibt, hat sich noch nicht gemüßigt gesehn, das durch die neuern astronomischen Forschungen wohl außer Zweifel gestellte Daseyn unzähliger bewohnter Himmelskörper in Einklang zu bringen mit der Bibel, der bekanntlich die ganze Fixsternwelt nur eine Dekoration der Erde war. Sobald aber mehrere, von Menschen oder menschenähnlichen Wesen bewohnte Himmelskörper angenommen werden, muß sich auch die Theologie fragen, wie Schwedenborg seine Geister frug: hat jeder Stern seinen eignen Christus, oder gilt unser irdischer Christus für alle? Die Geister behaupteten das leztere, es gebe nur einen Christus und dieser sey nur einmal in die Natur hinabgestiegen, aber er habe grade unsern Planeten gewählt, weil dieser der verderbteste sey. Wie sehr übrigens das Erlösungswerk bei Schwedenborg eingeschränkt bleibt, da es der Freiheit des Willens keinen Eintrag thun kann, haben wir oben gesehn.

Wie interessant wäre nicht ein ausführlicher Grundriß seines ganzen Systems, wie viele einzelne Lehren, erhaben, tief poetisch, geistreich, originell, ließen sich nicht aus den vorliegenden Schriften ausziehen, um unsern Lesern eine noch lebendigere Vorstellung von dem Geiste Schwedenborgs zu geben. Doch wohin würde uns das führen, die wir von tausend nähern und nächsten Pflichten aus jener wunderbaren Geisterwelt gewaltsam wieder herausgerissen werden? Wir begnügen uns, in wenig Worten nur angedeutet zu haben, daß Schwedenborg einer nähern Bekanntschaft sehr werth ist, daß es eine Albernheit ist, ihn, den hochgebildeten, feinen Denker, den tiefsinnigen und höchst originellen, oft überraschend zarten Dichter, Kenner und Zeichner der Menschen, — was er auch dann noch bleibt, wenn man ihn als Propheten nicht anerkennt, — schlechtweg, wie es bisher so oft geschehn ist, unter die schwülen und geistlosen Schwärmer zu werfen und ihn zu verketzern, ohne ihn nur zu kennen.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 38. — 11. April 1831.

Zeitgeschichte.

1) Briefe aus Paris und Frankreich im Jahr 1830 von Friedrich von Raumer. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1831.

Oft haben wir bedauert, daß in Deutschland die Männer, die vermöge ihrer Stellung oder ihres großen literarischen Rufes am meisten dazu aufgefordert waren, doch es verschmähten, sich über die Zeitumstände auszusprechen und durch ihr Votum schwere Gewichte in die Waagschale der schwankenden öffentlichen Meinung zu legen. Fast alle alten Autoritäten unsrer Literatur trifft der Vorwurf, sich in der jüngsten Zeit gar nicht mehr um den Zustand der Dinge in Deutschland bekümmert zu haben. Mit Goethe haben sie sich fast alle in eine vornehme Schweigsamkeit zurückgezogen oder öffentlich nur über Dinge geredet, die weit ab vom vaterländischen Interesse lagen. Wenn Herr von Raumer in seinen Briefen über die junge deutsche Generation seufzt, die in elenden literarischen Klatschereien, Fehden gegen Saphir &c. sich abnutze, während die französische Jugend ganz im Gedanken ans Vaterland aufgehe, so hätte er sich auch wohl stärker (er thut es nur schwach) über die alte Generation äußern dürfen, die der Jugend in Allotriis ein nur zu verderbliches Beispiel gegeben hat und gibt. Indeß macht Herr von Raumer selbst eine um desto ehrenvollere Ausnahme, und wenn in manchen Kotterien sein patriotisches Buch als eine ungewöhnliche Konfidence mißbilligt wird, so mag er sich dafür mit der Zustimmung aller Vernünftigen in seinem großen Vaterlande trösten.

Wissenschaftliche Zwecke führten ihn im vorigen Frühjahr nach Paris; aber statt der todten Geschichte, die in den Archiven begraben liegt, fand er eine lebendige, und die Tage des Juli gesehn zu haben, hat ihn sattsam für die Seufzer entschädigt, die er unwillkührlich ausgestoßen, da ihm in den Archiven Papiermassen gezeigt wurden, von denen nur den tausendsten Theil durchzulesen er sein Leben zu kurz achtete. Die Briefe, die er vom März bis in den Juli, vor der Revolution, in die Heimath geschrieben, stimmen, dem Gegenstande nach, sehr genau mit dem jüngsten Werk der Lady Morgan überein; doch sah der Verfasser vieles mit andern Augen an, als Mann, als Deutscher, als Preuße, als Historiker. Er ist von der Pariser Gesellschaft keineswegs so eingenommen, wie die Lady. Er sagt darüber ungefähr dasselbe, was wir bei der Beurtheilung jenes Werkes der Lady kürzlich gesagt: das Kotteriewesen ist der Gründlichkeit wissenschaftlicher Bildung eben so wenig günstig, als der Charakterbildung. Da er übrigens Kotterien von allen Farben besucht und fast alle berühmte Männer gesehn und gesprochen hat, so gibt sein unbestochnes Urtheil uns ein treueres Bild

der Pariser Nobiesse, als der oft zu trunkne Pinsel der Lady. Schade nur, daß er so häufig nur die Anfangsbuchstaben der Namen sezt, und daß man Guizot, Barante, Thiers, Mignet rc. errathen muß. Solche Diskretionen sind der Geschichtschreibung von jeher nachtheilig gewesen.

Vieles und Interessantes sagt Hr. v. Raumer über Theater und Kunst in Paris, was wir hier nur mit der Bemerkung begleiten wollen, daß der in diesen Gegenständen bewanderte Verfasser (Vergl. seine Herbstreise nach Venedig) auch hier mit ganz unbestochnen Augen gesehn. Eben so breitet er sich über die Gelehrsamkeit der Pariser aus, charakterisirt die nahmhaftesten Gelehrten und ihre Leistungen und gibt namentlich eine lehrreiche Uebersicht über den dermaligen Zustand der Philosophie in Frankreich, die indeß dort noch kaum Physiognomie hat, während sie bei uns fast keine mehr hat. Das alles überlassen wir dem geneigten Leser, aus dem Buche selbst zu lernen.

Das Wichtigste sind uns die Bemerkungen des Verfassers über das Ministerium Polignac, über die lezte Revolution, deren Zeuge er gewesen, und über die französische und europäische Politik und die gegenwärtigen Zeitereignisse überhaupt. Wir zeichnen einige der geistreichsten Stellen aus. „Immerdar suchen die Franzosen die Freiheit und Trefflichkeit der geselligen Verhältnisse in der höchsten Spitze der Verfassung, während selbst die äußerste Linke eine freisinnige Verwaltung für unmöglich hält. Sie möchte für den Fall künftigen Herrschens viele napoleonisch-tyrannische Einrichtungen eben so gern erben, als dies ihre Gegner von der äußersten Rechten gethan haben. Beide Theile stellen oft willkührlich Zwecke an die Spitze, und scheuen nicht immer willkührliche Mittel, dieselben zu erreichen. Zulezt sind aber die Ultraroyalisten konsequenter, welchen alle Beschränkung hinsichtlich der Verfassung eben so ein Gräuel ist, als hinsichtlich der Verwaltung, die eben so gern absetzbare Wähler und Deputirten, als absetzbare Maires und Präfekten haben möchten. Das ist wenigstens eine Ansicht aus einem Stück, während die ihrer Gegner in unvereinbare Theile zerfällt. Wer einen Journalisten antastet, begeht nach ihrem Sinne ein crimen laesae majestatis, und alle schreien darüber mit Stentorstimmen; aber Beamte dutzendweise ohne Grund wegjagen, cest une attribution necessaire du pouvoir exécutif. Und das wäre kein, aus leeren Abstraktionen hervorgehender Aberglaube? Kein Einziger denkt daran, daß zu einer freien Verfassung eine freye Verwaltung gehört, ja daß aus ihrer lezten, in ihrer unendlich vielfachen Anwendung, noch mehr Wohl und Weh hervorgeht, als aus der ersten. Die Unabhängigkeit der Kommunen ist doch wohl so wichtig, als die der Tageblätter."

Sehr wahr, allein wenn der Verfasser in dieser Beziehung die preußische Verwaltung der französischen mit Recht vorzieht, so hätte er auch wohl der französischen Verfassung die Ehre geben können, sie der preußischen vorzuziehen.

Kraftvoll und wahr spricht der Verfasser über die Revolution: „Ich weiß kein Beispiel, daß jemand so sans rime et sans raison ein solches Reich verloren habe. Bei Napoleon begreift man, wie er sich auf den allerdings auch thörichten Satz festfuhr: Alles oder Nichts; aber zu sagen: diese Minister oder keine, ist so thöricht, daß die Sprache dafür keinen hinlänglich starken Ausdruck besizt. Und die Hofschranzen, welche das neue System noch Dienstags laut priesen, glänzenden Angesichts den Sieg verkündeten und dem Fürsten Polignac demüthig aufwarteten, sind Mittwochs wie Spreu auseinandergefahren, laut diejenigen anklagend, deren willige Knechte sie noch vor wenig Stunden waren. Von keinem kennt man eine edle That, oder auch nur ein kräftiges Wort, und die Zurückgesezten, welche ein solches gegen den König ausgesprochen hatten, sind mit Strenge, oder höchstens mit selbstgefälligem Lächeln abgewiesen worden. Der König lebte des thörichten Aberglaubens: er habe eine höhere Vokation von Gott für alles was ihn gut dünke. — Das Geheimniß der bevorstehenden Gewaltstreiche ist nur zu gut bewahrt worden; vielleicht hätten sich die Widersprüche der fremden Gesandten so gesteigert, daß man schüchtern geworden wäre. Unterrichtete behaupten: im Ministerialrathe habe man berathen, ob nicht Einzelnen z. B. R. ein Wink zu geben sey, aber beschlossen, Alle müßten gleichmäßig mystificirt werden. Und diesen Beschluß, erzählt man, hielten die Herren sehr gewissenhaft, um desto einträglicher in den Fonds à la baisse zu spielen! Jezt spielt man mit ihren Köpfen à la baisse; obgleich jeder, den solche Schande und solch Unrecht nicht zurückschreckt, kaum einen Kopf hat, der des Abschlagens werth ist."

Ueber die Deputirtenkammer macht der Verfasser charakteristische Bemerkungen. Er besuchte sie am 10. Aug.: „Die ganze rechte Seite war völlig leer, endlich erschien ein Mann (dessen Namen ich nicht erfahren konnte) auf der äußersten Rechten und sagte einige, mir unverständliche Worte. Er ward aber, mit Recht oder Unrecht, sogleich dergestalt angeblasen oder verhöhnt, daß er sich wieder sezte, und schwieg. Lafitte, ein Mann klugen Angesichts, führte Namens des noch kranken Perrier den Vorsiz rc. — Unter Allen die da sprachen, war natürlich Keiner der so gemantscht und gekohlt hätte, wie so oft in unsern Behörden, oder auch in hochehrwürdigen Senaten; aber es war diesmal auch keiner darunter, der irgend auf den Namen eines Redners Anspruch machen könnte. Am auffallendsten erschien mir der völlige Mangel an Würde in einer Versammlung, die über das Schicksal Frankreichs, ja bald Europas abzuurteln hat. Das Aeußere entscheidet freilich nicht; aber die römischen Senatoren, bärtig und

in ihre weißen, purpurbesezten Togen eingehüllt, müssen sich doch ganz anders ausgenommen haben, als diese Fracks, Ueberröcke, Jagdröcke, Redingoten, Gilets, Pumphosen u. s. w. von allen Farben und Zuschnitten. Bei den meisten Dingen gab kaum ein Zehntheil der Versammlung Acht; man sah, es war eine vor allem Reden abgemachte Sache, wie jeder stimmen wollte. Man kam und gieng, und sprach und schrie, und scharrte mit den Füßen dergestalt, daß die Huissieres immer rufen mußten, à vos places Messieurs, silence Messieurs.“ Dies half indeß so wenig als die große Glocke des Präsidenten, mit der er in einer Stunde wohl fünfzig Mal klingelte. Wenn man bei uns mit Engelsgeduld jeden — — — — anhören muß, so lange er noch Athem hat bå zu sagen; so fehlt den Franzosen Ruhe und Geduld, welche (anderer Dinge nicht zu gedenken) ungemein viel Zeit ersparen würde. Aber sie können nicht an sich halten, und jeder muß warten, bis die kleinen Windstöße und großen Stürme vorüber sind; welche hier ganz denen gleichen, die man alle Tage in den Theatern hört.“

Ad vocem Kohl und Mantscherei. Wenn in Deutschland nicht blos die kleinsten Staaten und in den großen nicht blos die Provinzen Kammern hätten, und wenn demnach auch die Wahlgesetze volksthümlicher und der Sinn für das Parlamentarische lebhafter, der Nutzen desselben in die Augen springender wäre, so würde man nicht mehr lange über Kohl und Mantscherei, Salbaderei und Mummelbrei klagen hören. Die guten Redner würden wie 1813 die geharnischten Männer aus der Erde wachsen.

Wir müssen es Herrn von Raumer Dank wissen, daß er troz aller unsrer politischen Mängel doch bei jeder Gelegenheit den Franzosen gegenüber als Ritter der Deutschheit aufgetreten ist. Allein wir können uns nicht verhehlen, daß er gegen den hoffärtigen und ungezogenen Spott der Franzosen nicht blos unsre Nationalität und was Gutes an ihr ist, in Schutz nimmt, sondern auch Zustände, Institutionen und Maximen, die nimmer zu loben sind. Ohne uns ins Einzelne einzulassen, fassen wir nur das Princip des Verfassers ins Auge. Es ist dasselbe, was wir seit 1815 als das Princip der deutschen Doktrinäre überall haben geltend machen sehn, und wir gestehn, es hat uns mit einer Art von Wehmuth erfüllt, zu erfahren, mit welcher Behaglichkeit der zur andern Natur gewordenen Gewohnheit auch ein so gebildeter Geist wie Herr v. Raumer, in diesen weichen frommen Grundsatz sich gebettet hat.

Wie ist es doch gekommen, daß die leidige Sentimentalität, nachdem sie aus dem Familienleben und aus der Literatur verbannt ist, sich in die Politik geflüchtet hat, wie ein entsprungner Affe auf den Richterstuhl? Man gibt der Gemüthlichkeit in der Politik das Uebergewicht über den Verstand, ja man sezt den Verstand dabei so auffallend hinten an, daß man, indem man diese Politik christlich nennt, nicht einmal die aller Logik hohnsprechende contradictio in adjecto zu bemerken scheint. Liebe, du heiliges, so oft mißbrauchtes Wort, auch du mußt hier der politischen Leimsiederei dienen, um das leimen zu helfen, was nicht aus ganzem Holze mehr geschnitten werden kann, weil der Stamm schon zu Spähnen gemacht worden. Liebe, christliche Liebe, heißt das Princip dieser modernen Schule deutscher Doktrinäre, und sie verlangen, man solle alles aus Liebe thun, während in Frankreich auch die wohlwollendsten Doktrinäre doch immer von dieser Liebe abstrahiren und an deren Stelle das Gesetz, ein kaltes Abwägen wechselseitiger Rechte setzen. Das Wunderlichste ist, daß Liebe zur zwingenden Gewalt erhoben wird, während sie selbst nicht erzwungen werden kann, und wenn sie nicht da ist, muß ja wohl das lieblose Gesetz an ihre Stelle treten. All das Predigen von der politischen Liebe hat noch nichts bewiesen, als daß sie eben nicht da ist. Wer kann bei unsern diplomatischen Essen und militärischen Executionen, bei Mauth und Censur, Polizei und Prozessen ohne Affektation die Liebe mit ins Spiel bringen?

Wohl ehemals gab es eine Zeit, da Staat und Sitte, Wissenschaft und Kunst in dem tieflebendigen Keime christlicher Gesinnung wurzelten, und die Kirche all dies große Leben beherrschte und vereinte. Aber diese Zeit ist dahin, die Kirche liegt in Trümmern und ich frage, wie gottlos wir denn geworden sind, daß wir eben da christliche Politik predigen, wo in den ehrwürdigen Ruinen jener Kirche der ärgste Muthwillen getrieben wird und über geistliche Angelegenheiten die ungebundenste weltliche Willkühr schaltet? In Zeitungsphrasen, Addressen, Eröffnungsreden, Dedikationen und in gedruckten Theorien lebt die Liebe nicht, nicht in den flüchtigen Wolkenbildern der Schrift, dort wälzt sich nur noch der Rauch des längst erloschenen Feuers hin. Nicht Liebe und Religion, nur Furcht, Argwohn, List und Gewalt beherrschen das Staatenleben, und der Friede selbst ist nicht das sanfte Ruhen in der wechselseitigen Liebe, sondern nur die Ruhe des Waffenstillstands, während die Gegner, die Hand am Schwert sich beobachten, oder die Ruhe eines Kirchhofs.

Da wir notorisch nicht mehr in der goldnen Zeit leben, wo die Liebe mit dem Liliensceptre die Ungeheuer menschlicher Leidenschaften bändigte, sondern in einer eisernen Zeit, in der alle diese Leidenschaften gegen einander die Zähne fletschen, so ist das Affektiren der Liebe unnütz oder gar auf doppelte Weise gefährlich; einmal, weil es, für Heuchelei gehalten, nur die Leidenschaften

auf der Gegenseite noch mehr vergiftet, und dann, weil es, wenn man es ehrlich nimmt, die Augen, die stets wach seyn sollen, einschläfert in Jean Paulschen Dämmerungen, die zwar immer, wie das Sprichwort sagt, der Liebe, aber auch den Dieben günstig sind.

Einst gebar die Liebe das Recht. Die Zeiten haben sich geändert. Das Recht, das kalte, eiserne wird in harten Wehen erst wieder die Liebe gebären müssen. Ist der Einzelne dem Zeitalter vorangeeilt, sey ihm Ehre dafür. Doch soll er die eigne Liebe nicht zur Brille machen für seine Zeit. Diese ist, wohin man blickt, auf entsetzliche Weise lieblos und ganz des bindenden Zuges organischer Lebenskräfte beraubt, den rohen und ersten Elementarkräften der unorganisirten oder desorganisirten Natur anheimgefallen, und dieser Kräfte strenges und gewaltiges Gesetz muß uns der Liebe sanften Zug ersetzen, wenn nicht vollends eine ganz chaotische Gesetz- und Kraftlosigkeit eintreten soll.

Die Wahrheit ist, daß man dem französischen Grundsatz kalter liebloser Abwägung der Rechte, so sehr man ihm in der Theorie widersprechen mag, praktisch beständig huldigt. Wozu also die Heuchelei? Hört man die deutsche Doktrinäre sprechen, so sollte man meinen, das berühmte europäische Gleichgewicht sey ein Ding von ehemals, das jezt längst in die Rumpelkammer veralteter Mißbräuche geworfen sey. Und doch sind wir jezt alles, was wir sind, eben nur durch dieses immer fortbestehende Gleichgewicht, dessen mechanischen Gesetzen Europa nie aufgehört hat, unterthan zu seyn. Für die technischen Ausdrücke dieser Mechanik hat die Theorie der christlichen Politik zwar ganz andre, sehr schön lautende Wörter gesezt, aber die Sache bleibt die nämliche. Die Konstitutionen und Autokratien haben Frieden geschlossen, wie der Protestantismus und Katholicismus, zwar im Namen der christlichen Liebe, aber in der That nur aus wechselseitiger Erschöpfung und in der Ueberzeugung, daß jeder zu stark sey, als daß einer den andern völlig besiegen könne. Auch die Großmuth war immer nur eine berechnete, und der Schwächere wurde stets nur um eines dritten Stärkeren willen geschont. Wo das Interesse galt, hat man nie viel gefragt nach jenen Geboten uneigennütziger Liebe, und wo irgend ein Gegner ohne Nachtheil unterdrückt werden konnte, ist es immer geschehn, so naturnothwendig, wie der See ausbricht, wenn er keinen Damm mehr hat, und das Haus einstürzt, wenn die Stützen faulen.

Diese Naturgesetze der Politik genau kennen zu lernen, ist eine weit wichtigere Aufgabe, als das Versinken in fromme Wünsche und die Erinnerungen an ehemals. Wenn irgend noch eine Spur von Liebe in der modernen Politik gefunden wird, so ist es doch gewiß keine christliche, sondern höchstens der alte heidnische Amor, der neckisch und schalkhaft hier die Hassenden zu politischen Liebesbetheurungen und Ehekontrakten zwingt, dort den Liebenden ihr Idol gewaltsam entreißt, hier dem hinfälligen Greise noch die Gluth des Jünglings lächerlich nachahmen, und dort Knaben nach der verbotnen Frucht springen läßt. So hat der politische Amor unter Napoleon, in Spanien und Polen, unter Karl X. und unter den deutschen Demagogen sein muthwilliges Wesen ausgelassen. Aber die christliche Liebe, sie hat nichts von all dem tollen Spuck gewußt, weinend saß sie auf den Ruinen der alten Kirche, bis die Rationalisten ein Taubenschießen gegen sie angestellt und sie, wie Asträa, auflog, von wannen sie gekommen, ruhend am Herzen Gottes, wo sie nicht einmal die Berliner pietistischen Steckbriefe erreichen können.

2) Was haben die deutschen Bundesstaaten gegenwärtig zu thun? Stuttgart, Steinkopf, 1831.

Es ist erfreulich, auch aus Süddeutschland begeisterte Stimmen für die Integrität des deutschen Bundes zu vernehmen, da dieselben bisher meist nur im Nordosten gehört wurden. Der Verfasser sagt: „In einer Zeit der Revolutionen, einem großen, klugen, gewandten Volk gegenüber, das Verlornes wiedergewinnen möchte, sind halbe Maßregeln verderblich.“ Er schlägt nun vor: 1) einen Kongreß aller deutschen Fürsten in Nürnberg, 2) Bekräftigung und Vervollständigung des Bundes, 3) Berathung über die Mittel zur Befestigung der Ruhe im Innern, 4) Aufstellung eines außerordentlichen Sicherheitsausschusses, eines Bundestribunals und eines Bundesfeldherrn. Allein, so trefflich diese Maßregeln wären, müssen wir hinzusetzen, daß es doch nur eben halbe Maßregeln seyn würden, eben solche, vor welchen der Verf. warnt. Ohne Reformen im Innern, Erfüllung nicht blos des 19ten, sondern auch des 14ten und 18ten Artikels der Bundesakte, ohne wahre und unabhängige Landstände, ohne Preßfreiheit, ohne Ersparung im Staatshaushalt, ohne Verbesserungen beim Gerichtswesen, und Aufhebung der noch übrigen Feudallasten wird das aufgeklärte Deutschland im 19ten Jahrhundert sich nie konfortable, glücklich und stolz fühlen, und so lange dies nicht der Fall ist, wird es auch dem gefährlichen Nachbar immer schwache Seiten darbieten. Uebertreffen wir nur die Franzosen an innerer Freiheit, innerer Ehre und innerem Wohlstand und kein Deutscher wird ferner etwas von Franzosen hoffen oder fürchten. — Werthvolle Beilagen der kleinen Schrift sind: die deutsche Bundesakte von 1815, die Wiener Schlußakte von 1820 und die Bundes-Matrikel, Dokumente, die wohl jeder Deutsche studiren mag.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 39. — 13. April 1831.

Psychologie und Mystik.

(Fortsezung.)

10) Blätter für höhere Wahrheit. Von J. F. von Meyer. Erste und zweite Sammlung. Frankfurt, Brönner, 1818, 1820. Dritte bis achte Sammlung. Frankfurt, Herrmann, 1822—1827. Neue Folge. Erste und zweite Sammlung. Berlin, Oehmigke, 1830, 1831.

11) Wahrnehmungen einer Seherin. Herausgegeben von J. F. v. Meyer. Zwei Theile, Hamburg, Perthes, 1828.

Herr von Meyer hat die Mystik eben so tief in ihr innerstes und einfaches Geheimniß, gleichsam in ihren Lichtpunkt, wie in ihre mannichfachen farbigen Ausstrahlungen verfolgt, und ist, ohne mit einem eignen neuen System aufzutreten, der geistreichste und gelehrteste Ausleger der Andern, ein Kritiker der Mystik im edelsten Sinne. Nie das Eine, Höchste aus dem Auge verlierend, besizt er doch nicht nur Gerechtigkeit, sondern auch theilnehmenden Sinn für den reichen Blumenflor von Poesie, den die unergründliche mystische Tiefe, wie reife Lotosblüthen spielend zur Oberfläche steigen läßt. Was er namentlich im lezten, dies Jahr erschienenen Bande unter der Ueberschrift Typik über die Symbolik in Natur und Geschichte, über die poetische Abspiegelung alles Geistigen im Sinnlichen sagt, gehört ganz jener geistreichen Richtung der Mystik an, die, nicht unähnlich der griechischen Plastik, wenn auch in ganz anderm Sinn, die Natur vergeistigt, veredelt, weit davon entfernt, sie im rigoristischen Sinne abzutödten. In diesem Sinn müssen wir den wißbegierigen Leser auch auf die frühern Bände der Blätter für höhere Wahrheit zurückweisen, worin sich treffliche Abhandlungen über die älteste, mit der Mystik in Symbolik, Kabbala und Astrologie gepaarte Naturweisheit finden. Kein neueres Werk ist geeigneter, dem Unkundigen die Wichtigkeit dieser alten Wissenschaften zu beweisen und dem, der sie ungefähr kennt, neue tiefsinnige Auflösungen darin enthaltner Räthsel zu geben. Wenn Schubert ihrer nur gelegentlich bei neuern Forschungen erwähnt, geht Herr von Meyer speziell und namentlich darauf ein, zusammenfassend und tiefer erwägend, was Schubert insbesondre für Symbolik, Pfaff für Astrologie, Horst für die Dämonenlehren bisher an Studien geliefert.

Vielleicht war es indeß nicht ganz passend, mit diesen historischen und kritischen Abhandlungen andre zu verbinden, die als Gebete, fromme Herzensergießungen und Hymnen nicht mehr Lehren, sondern nur Gefühle, Stimmungen aussprechen. Es ist schön und rührend, daß der

Verfasser darin seinen Geist gleichsam gefangen gibt, und es liegt eine große Wahrheit darin, daß die Worte desto ärmer werden, je schöner und heiliger der Gegenstand ist, den sie aussprechen möchten, denn das Höchste ist unaussprechlich. Aber eben deshalb haben wir nie viel auf die redenden Andachten gegeben und die stummen vorgezogen.

Auch mit der Geisterlehre des Verfassers können wir nicht übereinstimmen. Er hat bekanntlich schon vor mehreren Jahren ein eignes Werk unter dem Titel „Hades" herausgegeben, worin er das Zwischenreich der Geister, die weder im Himmel, noch in der Hölle sind, vertheidigt, und er kommt in den Blättern für höhere Wahrheit öfter auf diesen Gegenstand zurück. Im lezten Bande vertheidigt er die Seherin von Prevorst, und nimmt gerade die von uns gerügte Geistlosigkeit der Weinsberger Geister als Beweise für ihre Wahrheit an, weil sie gewiß, wenn sie erfunden wären, geistreicher hätten erfunden werden müssen. Dieser Einwurf kann uns indeß nicht überzeugen, denn an unzählige Vorurtheile, abgeschmackte fixe Vorstellungen und schlechte Erfindungen unsrer Dichter gewöhnt, da wir sie Jahr aus, Jahr ein kritisiren, wissen wir nur zu wohl, wie viel geschmackloser die menschliche Phantasie ist als die wirkliche Natur.

In den Wahrnehmungen einer Seherin gibt der Verfasser nicht eigne Lehren und Gefühle, sondern die Beobachtungen einer Somnambulen, welche dieselbe an sich selbst gemacht hat. Das Buch ist vom hohen Interesse, zunächst wegen des merkwürdigen Umstandes, daß hier die magnetische Kraft mit einem im somnambulen Zustand und beim weiblichen Geschlecht überhaupt seltenen philosophischen Forschungsgeist gepaart erscheint, ungefähr wie bei Schwedenborg und Böhme. Frühere Seherinnen, wie die Bourignon und Guyon lebten und äußerten sich mehr in Gefühlen, oder wie Jane Leade und die Poniatovia in Bildern; hier aber äußert sich ein spekulativer Verstand in tiefgehenden Untersuchungen namentlich über Psychologie, das Verhältniß zwischen Körper, Seele und Geist und deren doppelten Beziehungen zur Natur und Geisterwelt. Die Wahrnehmungen der Seherin stimmen sehr oft mit dem Geistreichsten zusammen, was die ältere Mystik und die neuere Naturphilosophie, jene mehr über göttliche, diese mehr über natürliche Dinge angelegt, und es ist desfalls auch hier wieder der Beweis geliefert, daß dem Menschen in dieser Beziehung typische Anschauungen zu Grunde liegen, die zu den verschiedensten Zeiten bei den verschiedensten Geistern immer wiederkehren. Insbesondre aber zeichnen sich bei unsrer Seherin die Wahrnehmungen über das weibliche Geschlecht und über den Magnetismus aus. Hier schöpft sie ganz aus sich selbst, und fern muß jeder Verdacht bleiben, wie man ihn wohl gegen sie erhoben hat, daß sie eben nur die Gedanken ihres Magnetiseur wiedergegeben habe. Gewiß ist, nur ein Weib kann über die Fähigkeiten und Zustände ihres Geschlechts solche Auskunft geben, und noch keine hat so tief in ihr eignes Wesen geblickt. Sich selbst gefühlt und in Thaten ausgesprochen mögen hundert andre Weiber haben, aber sich selbst erkannt hat noch keine mit so philosophischem Geist, wie er sonst nur dem männlichen Geschlecht eigen zu seyn pflegt.

Daß sie die ihr im somnambulen Zustand gewordne Wahrnehmungsgabe nachher mit in den gewöhnlichen Zustand hinübernahm, ist keine auffallende Erscheinung mehr, da die Geschichte des Magnetismus schon ähnliche Beispiele anführt. Der Herausgeber gibt uns folgendes freundliche Bild von ihr: „Nie wollte sie sich in kirchliche oder wissenschaftliche Verhältnisse störend oder lehrend einmischen, je nach ihrer Persönlichkeit nie erscheinen, sondern sie begnügte sich, für sich und den kleinen Kreis ihrer Freunde aus den ihr gewordenen Ueberzeugungen alles Gute und Wahre zu bestätigen und aufzuklären, was Jedermann in diesen Eigenschaften anerkennen konnte. Der Flug ihrer Imagination war auch weit weniger von wunderbarer Art, als der von andern Somnambulen; sie nahm wahr, was wesentlicher, was nützlicher, was wissenschaftlicher ist, als Bilder, an deren Richtigkeit und Herkunft sich zweifeln läßt, und ihre Aussagen erhielten dadurch im Ganzen etwas Gründliches und Bescheidenes, das Zustimmung erheischt, und dem man sie gerne bewilligt. Es ist mehrentheils einfach und klar, ein stilles, tiefes Sinnen, zur Enträthselung der Dinge geeignet, nur auffallend durch neue Bemerkungen, durch treffende Gleichnisse; abspringend nicht zum Nachtheil des Verständnisses, sondern durch Mannichfaltigkeit unterhaltend, und gleichsam in einem geselligen Tone belehrend. — Und diese Entwickelung ihrer natürlichen Anlagen ging bei unserer Seherin, als sie nicht mehr in magnetischen Schlaf sank, dergestalt in das wache Leben über, daß sie, obwohl geheilt, weniger die leibliche Gesundheit als die geistige davon trug, und ein aufgeschlossenes Auge für dieselben physischen und metaphysischen Wahrheiten behielt, welche sie im Schlafwachen zu erkennen angefangen hatte.

Was ihr System betrifft, so behauptet sie das Daseyn dreier Theile des Menschen: Leib, Seele und Geist, und belehrt uns über die verschiedenen Funktionen und Wechselwirkungen, hauptsächlich der beiden leztern. Sodann sieht sie die Geschichte der Menschheit, auf die sie durchgängig ihren Blick richtet, in innigem Zusammenhang mit der Erlösungswahrheit. Sie bestimmt dabei die Eigenheiten und Vorzüge der verschiedenen Zeitalter, betrachtet aber die Menschheit überhaupt, nach Zeit und Ort, nur als Ein Ganzes, den ganzen Menschen als Einen Leib, welchem durch die väterliche Leitung Gottes zur Herstellung und Vollendung geholfen wird. Ferner ist ihr die Natur ein Buch Gottes, ein Bilderwort seiner Of-

fenbarungen und Eigenschaften. Endlich erklärt sie den Magnetismus nach ihrer Bekanntschaft mit ihm, für etwas viel Allgemeineres und Höheres, als wohl noch heute unter ihm verstanden zu werden pflegt, welches leztere nur eine Aeußerung von ihm, nur eine Art von Entwickelung seiner Kräfte, vielleicht nur eine körperliche ist; sie versteht darunter die Entbindung der ganzen ursprünglichen Lichtnatur des Menschen, in ihren verschiedenen Theilen, Vermögen und Beziehungen, welche sich denn auf mancherlei Art und in mannichfachen Graden äussern kann." —

Noch einmal müssen wir hier der Seherin von Prevorst gedenken, in Ansehung der Kontroversschriften, die sie veranlaßt hat. Die Debatten wurden in unserm Blatt eröffnet, worauf wir zurückweisen. Sodann erschienen im 12) Sophronizon des Geh. Kirchenrath Paulus (Zwölfter Jahrgang, zweites Heft. Heidelberg bei Winter 1830) zwei lange, den ganzen Band füllende Artikel über die Seherin, worin dieselbe durch die bekannten rationalistischen Grundsätze des Herausgebers unbarmherzig Spitzruthen laufen mußte. Zum Glück war sie todt, doch was thut das? Ihr Geist, oder vielmehr ihre Geister waren ja allein gemeint. In der Verneinung dieser Geisterwelt stimmte unser Blatt und der Sophronizon zusammen, wie sehr auch unsre Ansichten am positiven Pol von einander abweichen. Paulus rückte mit der ganzen nicht verächtlichen Armada seines Scharfsinns gegen die Geister los und brachte ihnen heillose Wunden und Verstümmelungen bei. — Wieder in der Negation mit uns und Paulus zusammentreffend, auf der positiven Seite aber abweichend, erschien sodann:

13) Das verschleierte Bild zu Sais oder die Wunder des Magnetismus. Eine Beleuchtung der Kernerschen Seherin von Prevorst. Von einem Freunde der Wahrheit. Leipzig, Weidmann, 1830. — Dieser Freund der Wahrheit gibt sich in der ausführlichen Einleitung, als einen begeisterten Anhänger Schleiermachers zu erkennen. Im Folgenden, gegen das Kernersche Werk sich wendend, gibt er Erklärungen der Weinsperger Geisterwelt, die alle mögliche Wahrscheinlichkeit für sich haben und volle Beherzigung verdienen. Er nimmt nämlich an, jene Geister existirten nur in der fixen Ideenwelt der Seherin, und diese findet ihre natürlichste Erklärung in dem bei den niedern Ständen von Altwürtemberg noch vorherrschenden alten Volksglauben an die Wunderkraft der Amulette, gewisser Bibelstellen und Verse aus dem würtembergischen Gesangbuch ꝛc. Der erste Blick in die Geisterwelt der Seherin zeigt, daß dieselbe einen auffallend lokalen, alt-protestantisch-würtembergischen Zuschnitt hat. Auch Paulus hat die Landsmannschaft jener Geister nicht verkannt: „Bei ihrer wiederholten Voraussetzung, daß in dem Zwischenreich so fleißig Schule gehalten und gelernt werde, freut es mich recht sehr, in der Seherin eine ächte würtembergische Landsmännin zu erkennen. Würtemberg hat das wichtige Verdienst, seit der Reformation einen sehr lernfleißigen Schulunterricht von der niedersten bis zur höchsten Stufe eingeführt und mit Verbesserungen unablässig erhalten zu haben. Daran erkenne ich dann die Würtembergerin, daß sie sich auch die künftige Welt nicht anders als wie ein Schulhalten mit unzähligen Schülern und Schülerinnen vorstellen konnte. Und fast vergesse ich ihr hierüber das Allzukomische, daß ihre angewohnte Kirchlichkeit auch die Mittelgeister so nach dem Stundenschlag zu der Feier der veränderlichen Feste hinüber eilen läßt. Nur kann ich nicht vergessen, zu bemerken, daß — man viel lehren und lernen kann, ohne vielrichtiges zu denken."

Diese Uebertragung durchaus zufälliger und lokaler Umstände unsrer Welt auf die Geisterwelt beweist, daß hier nur von subjectiven Jugendvorurtheilen und fixen Vorstellungen, nicht aber von einer objektiven äußern Wirklichkeit der von der Seherin geschauten Welt die Rede seyn kann; und jeder Unbefangne muß dem Verfasser beipflichten, daß in die Breche des gestörten Somnambulismus die Phantasiegeburten und Jugenderinnerungen der Seherin eingebrochen sind. Ob aber diese Einwirkung der Phantasie auf die magnetische Sehkraft mit dem Namen des Wahnsinns, eines somnambulen Wahnsinns, belegt werden dürfe, wie der Verfasser meint, darüber mögen Aerzte urtheilen. Wenn man im weitesten Sinn jede Verwirrung, abnorme Thätigkeit oder Funktionenverwechselung der Seelenkräfte zum Wahnsinn rechnet, so erscheint dieser Name auch hier vollkommen gerechtfertigt; indeß ist es von der Seherin von Prevorst bekannt, daß sie, abgesehn von den Geistervisionen, nie Anlaß gegeben hat, ein Irreseyn bei ihr vorauszusetzen.

14) Singularis dementiae species in femina daemoniaca Wirtembergica illustratur. Solemnia inauguralia in facultate med. sem. hib. MDCCCXXX habita promulgat D. D. G. Kieser. Jenae, ex off. Branii. — Diese kurzweilige Dissertation darf bei der Aktensammlung des modernen Geisterprozesses nicht fehlen, obgleich sie nur wenigen verständlich ist und seyn soll. Die Applikation auf eine Art von Geisterseherei oder vielmehr Geisterriecherei, über die schon Börne und Jean Paul so geistreich gespottet, ist höchst ergötzlich. Billig hätte der Verfasser dabei Jean Pauls magnetisches Gastmahl und seine Traumgeberei auch mit erwähnen sollen, da er doch einmal die Gespensterfurcht auf das politische oder vielmehr polizeiliche Gebiet und die Dämonomanie in die Demagogomanie hinüberleitet. —

15) **Ueber die Geisterwelt und ein großes Geheimniß.** Zwei Vorlesungen von Professor **Krug** in Leipzig. Leipzig, Kollmann, 1830. — Das Beste an dieser derb spottenden Schrift ist die Nachweisung der vielfachen Widersprüche in der Dämonenlehre und der phantastischen Willkühr, mit der man die Geister bald nach den Elementen- und Naturreichen, bald nach den geistigen und sittlichen Fähigkeiten des Menschen klassificirt hat, zum Beweise, wie sehr hier blos immer die Einbildung gewaltet hat.

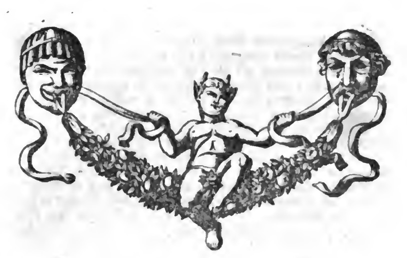
16) **Kritik des modernen Geisterglaubens.** Auch über die Frage: **Warum spucken die Geister jezt vorzugsweise in der gelehrten Welt?** Von B. H. **Blasche.** Gotha, Gläser, 1830. — Der Verfasser macht den Gelehrten den Vorwurf, sie seyen jezt abergläubiger und dümmer als das gemeine Volk. Darin hat er nun weit mehr recht, als er selber glaubt, denn er nimmt es nur in einem Sinn, man kann es aber in zwanzigfachem Sinn nehmen. Die Abirrung der Gelehrten von der gesunden Vernunft und Natur, von Recht und Wahrheit ist eine bekannte alte Sache und unsre Philosophie, Theologie, Philologie, Pädagogik, Politik, Jurisprudenz und Aesthetik geben dafür so viele Beweise, daß die Mystik dabei mit ihren Paar Geistersehern kaum in Betracht kommt. Der Haupteinwurf, den Herr Blasche diesen Geistersehern macht, besteht darin, daß die Visionen immer nur Bilder aus unsrer Sinnenwelt enthalten, daher ist auch er der Meinung, wie alle anderen Gegner des Geistersehens, daß die Geister und ihre Welt nur in der Phantasie des Sehers existiren.

17) Mysterien des innern Lebens, erläutert aus der Geschichte der Seherin von Prevorst, mit Berücksichtigung der bisher erschienenen Kritiken. Von C. A. Eschenmayer. Tübingen, Zu-Guttenberg, 1830.

In dieser Schrift hat Eschenmayer die Vertheidigung des Kernerschen Werks übernommen. Leider aber scheint ein boshafter Zauberer die Streitenden, statt sie näher an einander zu bringen, noch weiter aus einander gerückt zu haben und von beiden Seiten fallen die Streiche in die leere Luft. Eschenmayer ist durch keinen Einwurf überzeugt worden, aber er selbst nimmt auch nicht die Miene an, seine Gegner überzeugen zu wollen, sondern sagt nur noch einmal mit verstärktem Accent, was er glaubt, und fertigt diejenigen mit Verachtung ab, die nicht glauben, ohne sich mit der nöthigen Aufmerksamkeit näher auf die Gründe einzulassen, warum sie nicht glauben. Somit hat denn der Streit ein Ende und jeder bleibt, der er gewesen ist, beiläufig gesagt, das Resultat aller Polemik. Des Menschen Herz ist ein trutzig und verzagt Ding. Sofern es trutzig ist, möchte es wie Faust der Hölle auch dann noch trotzen, wenn es ihren Rachen offen gähnen sieht. Sofern es aber verzagt ist, möchte es auch mitten im Elysium noch vor dem Schatten einer Blume sich fürchten. Wie das Gefühl über jede Vorstellung, der Trieb über die Phantasie, so reicht auch des Menschen Stolz und seine Angst über alle Erden und Zwischenreiche, Himmel und Höllen hinaus. Aus diesem Grunde ist nicht zu besorgen, daß jemals die Furcht und ganz die Lust und Munterkeit des Lebens verleiden, noch daß der Uebermuth und die Weltlust uns ganz dem Ernst und der Demuth einer religiösen Gesinnung entfremden sollte. Es wäre wohl eins so arg, als das andre, wenn wir die Gegenwart über der Zukunft oder diese über jener vergäßen, und wenn wir überall Geister sähen oder überall den Geist nicht sähen. Lassen wir den Geist in Gott seyn, in der Natur und in uns selbst, nur lassen wir die Geister nicht außer Gott, Natur und uns haltlos zwischendurch fahren, daß wir am Ende vor lauter Sternschnuppen die Sterne nicht mehr sehn.

Wir sehn, daß überall in der Natur das Gesunde und Ganze sich fortpflanzt, nicht aber das Krankhafte und Halbe, die Bastardraçen. Selbst da, wo sie, wie in den Fledermäusen, Phoken rc. fixirt erscheinen, nehmen sie nur eine schmale Gränzlinie ein. Nach dieser Analogie können wir nicht an ein breites unendliches Zwischenreich der Geister glauben. Auch aus ästhetischen Gründen können wir nicht an eine Verewigung der Gemeinheit und Häßlichkeit glauben. Ein Zug tiefer Harmonie in der Weltordnung, jener Zug göttlicher Liebe und Gnade, löst die Dissonanzen auf, die unser freigebner wilder Trieb in jene schöne Ordnung reißt. Ein Zug nach dem Ideal stellt das göttliche Urbild in der zur Thierheit und Karrikatur herabgewürdigten Physiognomie des Menschen wieder her. Damit soll dem Princip der Buße kein Eintrag geschehn, allein dies soll auch nicht bis zur gänzlichen Verkennung des zweiten, eben so nothwendigen und höhern Princips der Gnade ausgedehnt werden, einer Gnade, mit der das jahrtausendlange Fortschleppen von Gemeinheiten und Eitelkeiten, das keine Buße, sondern nur eine **Verewigung der Sünde** ist, schlechterdings nicht vereinbart werden kann. Dies ist der wichtige Punkt, in dem wir weder Schwedenborg, noch der Seherin von Prevorst beipflichten können. Indem der menschlichen Freiheit eine zu große Ausdehnung gegeben wird, wird auch das Unglück, was aus dem Mißbrauch dieser Freiheit entspringt, ohne Noth verewigt.

(Der Beschluß folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 40. — 15. April 1831.

Romane.

Oft genug hat man gesagt: die Deutschen schreiben so viel, weil sie so wenig thun. Das gilt unter andern auch von den Romanen. Wir schreiben deren so viele, weil wir keine mehr spielen. Wir schreiben Liebesabentheuer, bestehn aber keine mehr. Wir schreiben historische Romane, wir machen aber keine Geschichte mehr.

Amors Reich ist wie das heilige Römische in Trümmer gefallen und existirt nur noch in der Erinnerung auf dem Papiere. Die Welt ist viel zu vernünftig geworden, als daß sie noch lieben könnte. Inklinationen gehören zu dem romantischen und abergläubischen Wust, den die Aufklärung längst ausgetrieben hat, und man ergözt sich daran nur poetisch in Theatern und Romanen. Eine Liebe ohne Heirathsaussicht führt zu nichts und ist unanständig. Eine Heirath aus Liebe ist eben blos romanhaft und darum im wirklichen Leben eine Tollheit. Man ist ein Narr, wenn man eine andre, als eine Geld- und Konvenienzheirath, d. h. eine sogenannte Vernunftheirath schließt, und es gibt nur noch sehr wenig solche Narren in Deutschland. Die Polen, die in jeder Hinsicht noch nicht so weit in der Kultur fortgeschritten sind, als wir, leben noch im Mittelalter der Liebe und jung seyn oder romanisiren sind bei ihnen gleichbedeutende Wörter. Die liebenswürdigen Polinnen würden nicht gelebt zu haben glauben, wenn sie nicht in ihrem Leben wenigstens einen Roman gespielt hätten. Unsre Landsmänninnen spielen nicht, sie schreiben nur Romane, und, was das interessanteste ist, sie schreiben gegen das Romanspielen. Nicht zufrieden mit den Vernunftheirathen in der Wirklichkeit, wollen sie sie auch noch in den Romanen haben und schreiben daher fast nur Vernunftromane. Die Inklination wird darin von der Vernunft bestritten und ausgerottet. Dieser herrliche Sieg ist der Inhalt der meisten Damenromane. Die junge Heldin liebt, aber sie sieht ein, daß ihre Liebe entweder gegen das Geld- oder Titelinteresse der Familie streitet, wenn sie reich oder adlich, er arm oder bürgerlich ist, oder umgekehrt, daß also diese Liebe unvernünftig ist, und sofort entsagt sie und schließt eine Vernunftheirath ohne Liebe oder heirathet gar nicht. Ja es gibt Schriftstellerinnen unter uns, die aus reinem und absoluten Haß gegen die Liebe, dieselbe in jeder Form bekämpfen und selbst der Vernunftheirath nicht recht trauen, selbst in dieser noch das heimliche Einschleichen Amors argwohnen, daher gar keine Heirath mehr zugeben wollen und nicht anstehn, den ehelosen Stand aus freier Wahl anzupreisen, als die höchste Bestimmung, wozu das Weib durch Natur und Vernunft

berufen sey, möchte auch das Menschengeschlecht immerhin darüber aussterben. Ich habe niemals Gelegenheit gehabt, den grünen Basiliskenblick zu beobachten, mit dem deutsche Schriftstellerinnen von dieser strikten Observanz ins Herz junger Mädchen stechen, die sie in ihren Romanen am Altar der Vernunft schlachten, aber er muß sehr garstig seyn, dieser Blick. Die berühmte Neuberin verbrannte doch nur den Hanswurst und sie verbrannte ihn, immerhin ein ehrenvoller Tod. Aber unsre berühmten Pruden, die Vestalinnen des Parnasses, oder noch etwas schlimmeres, die weiblichen Hämlinge, ersäufen den Amor, sie ersäufen ihn in ihren Romanen, ein höchst erbärmlicher Tod. Nie haben sich Bachantinnen wüthender auf den Orpheus gestürzt, als unsre berühmten schriftstellenden Pruden auf den armen kleinen Liebesgott, der rettungslos verloren ist, denn will er wie sonst schalkhaft den Bogen spannen, sich an den schönen Feindinnen zu rächen und blickt er um, so erschreckt der Anblick der Häßlichkeit den Sohn der Venus dergestalt, daß er Pfeil und Bogen fallen läßt.

Mit den historischen Romanen steht es im Grunde nicht viel besser. Als eine Fata Morgana zeigen sie uns im Dunstbild die Pracht und Romantik der Vorwelt, aber wir selber fahren auf dem Ozean unsrer Alltäglichkeit unter den bunten Nebeln hindurch. In den Romanen wimmelts von Volkshelden, romantischen Volkssitten etc., aber wir selbst sind ganz moderne Philister, ja es ist eine bekannte Thatsache, daß die meisten historischen Romane bloße Buchhändlerspekulationen und Fabrikwaare sind, und daß gerade die gemeinsten Seelen mit den Schildereien der edelsten Wucher treiben. Diese neue Malerschule ist — ich weiß nicht, soll ich sagen zum Glück doch nicht, oder zum Unglück nicht einmal — eine deutsche, sondern nur eine englische, ins Deutsche übersezt. Sie hat viele Aehnlichkeit mit der ehemaligen niederländischen, unterscheidet sich aber von dieser dadurch, daß sie (wie in der Dresdner Bildergallerie) die italienische Schule nicht aus- sondern einschließt, und das ist eben ihr Fehler. Dieser abscheuliche Mischmasch könnte uns um den Geschmack bringen, wenn wir ihn noch hätten. Die holde Romanze, ritterlich behelmt, sizt unter den Bauern von Tenier, die ihre Pfeifenstummel an ihren schwarzen Augen anzünden. Pallas Athene muß zum zweiten Mal die Hofdame Ludwigs XIV. werden und den Lorbeerkranz auf seiner Allongeperücke zurechtsetzen. Damit das Gemeine romantisch werde, muß alles Romantische gemein werden. Es darf am Wunderbaren nicht fehlen, und doch muß alles natürlich seyn. Wehe der romantischen Objektivität, wenn Ochs und Esel das Auge des Kenners weniger fesselten, als das Kindlein in der Krippe und die heilige Mutter. Wenn der farnesische Herkules Honhorsts Zähne bricht und die weinende Magdalene Potters Kuh melkt, so hat man Ideal und Natur in der schönsten romantischen Komposition beisammen. Noch mehr aber, die historische Romantik muß alle Effekte des alten frommen Wahns hervorbringen, ohne dem modernen Unglauben den mindesten Eintrag zu thun. Alle Zauber der Vorzeit müssen auf den Leser wirken, der dennoch auf seinem Isolirschemmel unangefochten über alle die Possen lacht. In dem romantischen Bilde darf kein frommes Augenaufschlagen, keine Falte im Gesicht und Gewande des Eremiten fehlen und kein Haar in seinem grauen Bart, und doch höhnt Dichter und Leser den Obscuranten aus. Es darf keine Schuppe des Harnisches und kein Hufeisen am bäumenden Schlachtroß fehlen und doch lacht Dichter und Leser den alten Aristokraten aus. Walter Scott ist hierin naiver, als seine meisten deutschen Nachahmer. Er scheint oft Unsinn für Sinn zu halten, während jene nicht selten Sinn für Unsinn halten, und etwas Wahres mit dem Bewußtseyn der Lüge schreiben.

In einem Punkte stimmen die Entsagungs- und Familienromane mit den historischen genau überein, nämlich in der Affektation des Interessantseyns. Alle Damen in den Entsagungsromanen thun sublim, und versteigen sich bis in die höchste Unnatur und in die schwindelndste Afterphilosophie, um sich auf eine neue Weise interessant zu machen, wenn es mit der alten hausbacknen Tugend nicht mehr gehn will. Die Weiblichkeit, an der beinah alle schönen und erhabnen Seiten schon abgenuzt sind, wird auf den Kopf gestellt, damit sie ein neues Ansehn gewinne. Die Männer in den historischen Romanen machen sich die Sache etwas bequemer. Sie thun blos geheim. Anstatt uns zu sagen: Der Bauer N. N. ein schlauer Vogel, diente den Insurgenten als Spion und führte den und den geschickten Handstreich aus etc. oder der Ritter N. N. wurde von dem und dem Hofe in das und das Land gesandt, um den und den Auftrag zu besorgen etc. fangen sie mit einer romantischen Naturschilderung an; dann tritt ein geheimnißvolles Wesen auf, dessen Kleidung bis auf die Knöpfe beschrieben wird, dessen Namen und Stand und Zweck wir aber nicht erfahren. Das Wesen spricht Dinge, die wir nicht verstehn, die aber auf einen fernen, sehr interessanten Aufschluß hindeuten, und thut Dinge, die wir noch weniger verstehn, und so geht es, wenn Gott will, durch zwei, drei dicke Bände durch, bis wir auf den lezten Seiten erfahren, daß ganz gemeine Menschen eine ganz gemeine Intrigue vor uns gespielt haben, und daß der einzige Reiz an der ganzen Sache eben blos in dem Geheimthun bestand.

Indeß kann uns alles dieses nicht abhalten, dem

Roman doch unter allen Gattungen der modernen Poesie den Vorzug zu geben, theils weil unter den 300 — 400 Romanen, die jährlich in Deutschland erscheinen, immer einige ganz gute und viele mittelgute vorkommen, und auf jeden Fall mehr, als gute Schauspiele oder lyrische Sammlungen, theils weil der Roman immer ein fruchtbarer Boden bleibt, auf dem alles Mögliche, was den Menschen zu allen Zeiten und was ihn besonders jezt interessiren kann, zwangloser angebaut wird, als in irgend einer andern poetischen Form.

Wer sich, wenn er einen Roman in die Hand nimmt, nicht in die Stimmung einer jungen Pfarrerstochter, die zum ersten Mal einen Roman liest, versetzen kann, der sollte ihn nur gleich wieder aus der Hand legen. Man muß auch das Schlechte zu genießen verstehn, und was Andern Genuß gewährt, sollte das wir nicht auch Genuß gewähren können? Ich habe diese Kunst, zu genießen, vor schlechten Schauspielen sattsam geübt und es darin zu solcher Meisterschaft gebracht, daß ich mich nicht einmal mehr im Parterre neben Pfarrers Kind vom Lande zu setzen brauche, um auch ohne diesen sympathetischen Rapport mich an der elendesten Komödie so warm zu freuen, als säh ich sie zum ersten Mal und wäre erst 17 Jahr alt. Diese Kunst macht mir auch die Lektüre der Romane sehr leicht und angenehm. Darum, ihr Dichter und Dichterinnen, die meine Kritik vielleicht mit scharfem Stachel sticht, wißt es, ihr habt mich dennoch sehr gerührt. O daß ihr gesehn hättet, wie ängstlich ich um das endliche Schicksal eurer Heldin, meiner Momentangeliebten, bekümmert war, und wie sehr ich den obligaten Bösewicht gehaßt habe! Aber, wenn man auch wie eine Romannärrin Romane lesen muß, so darf man sie doch leider nicht so beurtheilen. Wenn alles schön wäre, was manchen Leuten gefällt, so brauchten wir freilich keine Kritik; diese wird aber erst dann überflüssig seyn, wenn alles gefallen wird, was schön ist, und nichts mehr gefallen wird, was es nicht ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Psychologie und Mystik.

(Beschluß.)

Allgemeine Anklagen gegen das mystische Treiben enthalten folgende kleine Gelegenheitsschriften:

18) Ueber die mystischen Tendenzen unsrer Zeit. Zwei Vorlesungen von Dr. W. E. Weber. Darmstadt, Leske, 1829. — Die rhetorische Kostbarkeit der Rede verräth den Philologen. Nun ist aber wohl unter allen möglichen Beschäftigungen keine antimystischer, als die Philologie, der selbst das Wort Gottes immer nur ein Wort bleiben wird. Daher bedarf die Feindschaft des Redenden gegen die Mystik keiner weitern Erklärung. Was er gegen sie sagt, besteht wesentlich in der Behauptung, daß die geistige Faulheit, die Schulkrankheit der Zeit, die nicht mehr mühsam lernen will, sondern der die Erkenntniß wie eine gebratne Taube ins Maul fliegen soll, dem mystischen Gefühlsglauben und absoluten Wissen am meisten Vorschub leiste. Sofern hier immer nur von einer einseitigen Entartung die Rede seyn kann, hat der Verfasser auch gewiß Recht, und das sey ferne von uns, daß wir jenen geistlosen, vornehmen oder wenigstens vornehm thuenden Zirkeln, deren Frömmelei Tieck in den Verlobten so trefflich verspottet, das Wort reden sollten. So eine adliche Berliner Frömmelei ist von der Fülle eines mystischen Lebens noch viel weiter entfernt als von dem Rationalismus; jedes Ding hat eine Oberfläche, es kommt aber nicht auf sie, sondern auf das Innere an.

19) Ueber die Frömmelei und deren Folgen im neunzehnten Jahrhundert von C. L. v. K—n. Altenburg; Literatur-Comptoir, 1830. — Der Verfasser schreibt sehr kräftig und bekämpft vorzüglich und mit Recht die Richtung des neuen Mysticismus, die das gemeine, leicht verführbare Volk zum alten Aberglauben zurückführen möchte. Deßwegen verlangt er, wieder mit Recht, strenge Aufsicht über das Schulwesen. Wenn er aber die Regierungen überhaupt zu Zwangsmaßregeln gegen die Mystiker auffordert, so geht er zu weit und greift nicht nur mit jenem nicht genug zu verdammenden Administrationsdespotismus, der schlimmer ist als der schlimmste Aberglaube, in die individuelle Freiheit des Menschen ein, sondern räth auch zu etwas, das seinen Zweck gänzlich verfehlen muß, denn Verfolgung stärkt den Sektengeist, Toleranz schwächt ihn, wie erst kürzlich die Momiers in Genf, wo sie verfolgt wurden, und in Lausanne, wo sie geschont wurden, bewiesen haben.

20) Ueber die Quellen des Mysticismus, mit besondrer Berücksichtigung unsrer Zeit. Bremen, Heyse, 1830. — Hier wird der Mysticismus, wenn auch einseitig, doch richtig in seiner Negation und in seinen Kontrasten gegen entgegengesezte Zeitrichtungen aufgefaßt. Er erscheint nämlich, wie der Verfasser sagt, unter äußerlich drückenden Verhältnissen (der Mensch flüchtet zum Himmel, wenn ihm die Erde nichts mehr bietet), in Zeiten geistiger und sittlicher Erschlaffung (der Mensch kehrt von der äußersten Verirrung zum

Anfang zurück, und wenn die Blüthe und Frucht fault, verjüngt sich der Keim), oder neben kalter Scholastik (neben der Sandwüste liegen immer blumenreiche Oasen oder Uferländer). Nur eine Quelle von nicht negativer Natur wird angeführt, der überspannte Idealismus. So sehr nun auch der Verfasser die Extremitäten des Mysticismus verwirft, so ist er doch gerecht gegen die in ihm liegende ursprüngliche, und nach außen stets regenerirend wirkende religiöse Kraft in demselben.

21) Gedanken über Tod und Unsterblichkeit aus den Papieren eines Denkers, nebst einem Anhang theologisch-satyrischer Xenien. Nürnberg, Stein, 1830.

In diesem geistreichen und originellen Buche wird der Beweis zu führen versucht, daß der Mensch nicht unsterblich sey, und, was das sonderbarste ist, während sonst in der Regel nur Atheisten auf solche Beweise ausgiengen, thut es diesmal ein Mystiker. Sein erster Beweisgrund ist: „Es gibt keinen halben, keinen zwiespältigen und zweideutigen Tod; in der Natur ist Alles wahr, ganz, ungetheilt, vollständig; die Natur ist nicht zwiespältig; sie lügt nicht; der Tod ist daher die ganze, die vollständige Auflösung deines ganzen und vollständigen Seyns; es gibt nur Einen Tod, der ganzer Tod ist, nicht Etwas am Menschen abnagt, Etwas übrig läßt. Ganzheit, Allheit ist durchgängige Form und Charakter der Natur, stirbst du, so stirbst du ganz, Alles ist todt."

Dieser Satz enthält eine große Wahrheit, allein nur im physischen Sinne. Gegen das Gefühl, die Ahnung, das dunkle Vorherbewußtseyn einer künftigen Fortdauer der Seele kann so wenig dieser Satz, als irgend ein andrer etwas ausrichten. Auch der zweite Grund, hergenommen aus der Demuth, hält nicht Stich: „Gott allein ist unsterblich, und der besondern Dinge und Wesen allgemeine Natur und Wesenheit, die in Gott gegründet, enthalten und begriffen ist; denn Gott enthält nach der Lehre frommer gottbeseelter Weisen alle Dinge und Wesen auf einfache, allgemeine, unendliche Weise in seinem eignen Wesen, oder er selbst ist vielmehr alle Wesen und Dinge, wie sie in ihrem Wesen und ihrer Wahrheit sind. So gewiß und wahrhaftig das unendliche Wesen, der unbeschränkte Geist unendlich und ewig ist, so gewiß und wahr ist es, daß das, was seinem Inhalt oder Wesen nach bestimmt und beschränkt ist, auch seinem Daseyn nach bestimmt und beschränkt ist, daß folglich auch eine bestimmte Person nur eine bestimmte Zeit ist. — Wahrer Glaube ist also nur dann kein Unsterblichkeitsglaube, wenn er ein Glaube ist, an die Unendlichkeit des Geistes und die unvergängliche Jugend der Menschheit, an die unerschöpfliche Liebe und Schöpfungskraft des Geistes, ewig aus dem Schooße seiner Fülle sich in neuen Individuen zu entfalten, und neue Wesen zur Verherrlichung, dem Genusse und der Anschauung seiner selbst zuzulassen, wenn er der Glaube ist, daß das Wahre, das Wesen, der Geist ein von der Existenz der Individuen überhaupt unabhängiges Daseyn, die Menschheit eine von der Existenz dieser bestimmten, gegenwärtigen Individuen unabhängige Existenz habe, wenn er folglich der Glaube ist, daß diese gegenwärtigen, bestimmten Individuen nicht unsterblich und unvergänglich, d. h. in Wahrheit nicht die lezten Individuen sind, mit denen das Wesen der Menschheit erschöpft und aus ist.

Du kannst nur einmal seyn,
Ergib dich willig drein.
Einmal ist alles Wahre nur,
Einmal der Geist, Einmal Natur.
Das Leben ist nur darum Leben,
Weil es ein zweites nicht kann geben."

Auch dies ist nur in Bezug auf Gott, auf die ewige Einheit der Dinge wahr, diese schließt aber die Mannichfaltigkeit nicht, und worin anders kann die Mannichfaltigkeit bestehn, als in Persönlichkeiten. Dem Ganzen stehn nicht blos Theile gegenüber, sondern wieder Abbilder des Ganzen. Die Welt ist kein tauber Baum, der blos Blätter trägt, sondern blüthenreich, und in jeder Blüthe wird das Ganze neugeboren. Der menschliche Geist ist aus Gott, also ewig und dem Tod unerreichbar. Was stirbt, ist nur von leiblicher, vergänglicher Natur, und sollte auch der Geist in uns sterben können, so müßte er eben nicht mehr seyn, als die Sublimation des Körpers, als ein feines Sinnenaggregat, und dann säßen wir im krassesten Materialismus fest. Die geistige Gabe in uns, Gott und das All zu erkennen und zu lieben, die Kapacität für das Höchste ist selbst höchsten Ursprungs und kann so wenig je wieder untergehn, wie das Höchste selbst.

Indeß gestehn wir dem unbekannten Verfasser, daß uns noch kein Buch vorgekommen ist, in welchem so geistreiche, so würdige und so fromme Gründe gegen die Unsterblichkeit geltend gemacht worden. Die mystische Vernichtungsseligkeit hat etwas eigenthümlich Erhabnes, von sehr poetischer Wirkung, wie dies auch bei dem atheistischen Troz gegen den Tod zum Beispiel bei Byron der Fall ist, nur daß hier ganz andere Motive obwalten.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 41. — 18. April 1831.

Romane.

(Fortsetzung.)

Die auszeichnende Vorliebe, die wir von jeher für die Entsagungsromane hegten, führt uns zuerst zu diesen. Wenn unsre mörderische Kritik auch nur eins dieser zarten vaterlosen Mutterkinder, (olim Mondkälber) in der Geburt erstickte, wir würden es uns nicht zu vergeben wissen. Wie sehr thut man uns Unrecht, uns für so gefährlich zu halten. Wir schießen wohl, aber wir halten aus Galanterie die Flinte immer zu hoch, und der Schuß hat noch keiner der schreibenden Amazonen auch nur die oberste Feder am Hut, geschweige denn die Schreibfeder gesengt. Die Antwort auf jeden kritischen Schuß ist eine ganze Salve von neuen Entsagungsromanen, die mir nach jeder Messe an den Kopf fliegen, aber zum Glück so weich, so breiweich, es ist nicht auszusprechen, wie weich. Was mich allein von ihnen schmerzt, ist, daß ich nicht im Stande bin, alle diese weichen Bücher aufzulesen, um sie durchzulesen. Wie glücklich wäre der Mensch, der sein ganzes Leben lang nichts andres thäte, als deutsche Damenromane lesen; aber der Unglückliche kann nie alt genug dazu werden; alle kann er sie nicht lesen, denn es ist des Guten, des Schönen, des Süßen gar zu viel in unsrer Literatur. Kein sterbliches Maul ist groß genug, den Amazonenstrom zu verschlingen.

Also nur eine Auswahl des Neusten und contenti estote! Wer sich die Mühe nehmen will, auf das zurückzublicken, was wir im vorigen Jahrgange über die damals erschienenen Entsagungsromane, namentlich über die Eheleśen der Therese Huber gesagt, wird die Bemerkung machen, daß sich der Gegenstand immer gleich bleibt, daß die nämliche Entsagung, nur unter einem andern Titel, in immer neuen Romanen immer wiederkehrt, und wenn wir uns darüber nicht noch weit kürzer fassen, als wir nach so häufigen Wiederholungen wohl dürfen, so geschieht es lediglich, wie gesagt, aus Vorliebe für diese Entsagungsgeschichten, die wir nun einmal grimmig lieben, und bei denen wir uns gern einer verliebten Geschwätzigkeit überlassen.

1) Gesammelte Briefe. Von Julie. Vier Bände. Dritte verbesserte Auflage. Leipzig, Wienbrack, 1830. — Billig nennen wir diesen stolzen Roman zuerst, da sich in ihm der weibliche Geist auf dieselbe Höhe schwingt, wie in den Ehelosen der Frau Therese Huber, wie in der Tante der Madame Schopenhauer, wie in den Blicken ins Wesen der weiblichen Erziehung der Madame Niederer, — eine Höhe, auf welcher der Thron der weiblichen Herrschaft aufgeschlagen ist, eine Höhe, an welche Männer niemals hinanreichen. Sehr begreiflich, denn diese Höhe existirt nur in der Einbildung weiblicher Eitelkeit, und man muß schlechterdings selbst ein Frauenzimmer

seyn, um sich so etwas einbilden zu können. Die liebenswürdige Julie hat ein meisterhaftes Phantasiestück dieser Eitelkeit geliefert. Sie stellt uns in ihrer Heldin, Laura, ein weibliches Ideal auf, so absolut weiblich, daß wir fast auf den Verdacht gerathen könnten, ihre Phantasie habe sich ein wenig an dem Hegelschen Absolutismus versehn. Diese Laura nämlich soll den Beweis führen, daß ein Frauenzimmer an und für sich und durch sich selbst weit höher stehe, als alle Männer und zugleich als alle die Frauenzimmer, die als Gattinnen und Mütter sich schon mit der niedern Menschenraçe, den Männern, gemein gemacht haben. Allein wenn die liebenswürdige Julie hierin gleich erhaben denkt, wie Frau Therese Huber, so ist doch ihre weibliche Gottheit nicht so grausam und männerfeindlich, sondern läßt sich gnädig und huldvoll zu dem armen Männergeschlecht herab. Jene stößt uns zurück, wie wir es verdienen. Diese beglückt uns, wie wir es nicht verdienen. Es ist der Mühe werth, die Edle ganz kennen zu lernen. Laura liebt einen hoffnungsvollen jungen Mann, Steinau, und wird von ihm geliebt, aber sie bemerkt, daß ihre Freundin Lucie ihn ebenfalls liebt, und um diese glücklich zu machen, entsagt sie selbst dem Geliebten und bedient sich ihres geistigen Uebergewichts über Steinau, um auch diesen zu zwingen, sich flugs von ihr zu Lucien zu wenden. Der junge Mann (Mann? pfui doch! eine mit Herel ausgestopfte Lederpuppe) fügt sich in alles, und aus purer Bewunderung Laurens heirathet er Lucien. Nun geht die Herrlichkeit erst an. Lucie wird Hausfrau und Mutter und erfährt und erlebt hundert Dinge, die Laura als Jungfrau nicht erlebt. Dennoch spielt Laura fortwährend die Hofmeisterin und schreibt in langen Briefen der jungen Mutter jede Kleinigkeit vor, wie sie sich benehmen soll. Alle diese Lehren sind gut, aber ist es wohl menschenmöglich, daß eine junge Mutter sich in diesen Dingen von einer alten Jungfer hofmeistern läßt? und wird die Delikatesse Lauras, den Geliebten abzutreten, nicht wieder völlig aufgehoben durch die Indelikatesse, sich in alle Angelegenheiten dieser neuen Ehe einzumischen? Freilich, da Lucie schon gemein genug war, Lauras Opfer anzunehmen, so konnte sie sich auch wohl noch diese Ehestandsbulletins gefallen lassen. Und ihr Gatte? Er küßt die Hände rechts und links, und empfängt den Pantoffel rechts und links. Der Verfasser der Stella würde seine Freude daran haben, wenn er alles das mit ansähe. Doch Steinau ist kein Ferdinand. Er wird zwar von zwei Weibern beherrscht, aber er liebt doch nur die eine und die andre betet er an. Sollte jemand zweifeln, ob es in der Natur möglich sey, daß ein Mann, der sich ein junges und schönes Frauenzimmer einmal als künftige Gattin gedacht hat, sie nachher immer nur platonisch ansehn werde, so muß er den Platoniker selbst reden hören: „Daß ich sie geliebt habe, scheint mir ein Traum — und die Wünsche sind verschwunden bis auf die kleinste Spur (Narr! wenn du dich noch erinnern kannst, je gewünscht zu haben, so ist diese Erinnerung schon eine Widerlegung deiner Versicherung). Lucie ist für mich das einzige Weib, ich liebe sie mit ganzer voller Seele; aber jenes vollendete Wesen (Laura) steht vor mir in einer höheren Beziehung; wie sich das Göttliche zum Menschlichen verhält rc." Da haben wirs. Das ist der langen vierhändigen Rede kurzer Sinn. Das Weib ist dem männlichen Geschlecht, was Gott der Menschheit ist. Eine recht weibliche Philosophie! ungemein wahr im Munde eines Frauenzimmers, aber doch ein wenig albern im Munde eines Mannes, selbst wenn er so ein Schaaf ist, wie Steinau. Erfahrung und Natur lehren, daß ein Mann, der je für die körperlichen Reize eines schönen Mädchens etwas empfunden hat, nie blos den Geist in ihr sehn wird, so lange nur noch ihr Fuß reizend ist, und der ist es noch bei Damen, die zweimal älter sind als Laura damals war. Daß doch die guten Schriftstellerinnen, die sich immer damit entschuldigen, sie wollten keine Poesie, nur die pure Natur, nichts Außerordentliches, nur die häusliche und Familienwelt, daß sie dennoch immer noch zehnmal unnatürlicher als unpoetisch sind! — Der Schluß des Romans hat uns indeß überrascht und versöhnt. Wir erwarteten nichts gewisseres, als daß Laura nach dem Beispiel ihrer meisten ältern Romanschwestern, als alte Jungfer sterben würde. Aber das thut sie nicht. Vielmehr stirbt Lucie und beschwört natürlicherweise Lauren auf dem Todtbette, künftig ihre Stelle bei Steinau zu vertreten, und so reicht sie denn wirklich dem Strohmann noch zu guter lezt ihre Hand.

Noch erlauben wir uns eine Anmerkung zur Vorrede. Die Verfasserin sagt, es sey ihr Wunsch gewesen, „der Jugend zu nützen, der einfachen wahren Weiblichkeit ihr Inneres verständlicher für ihre Bestrebungen auszusprechen." Dies halten wir für einen ganz thörichten Wunsch. Die einfache, wahre Weiblichkeit ist ein Allerheiligstes, dessen Vorhang man nie aufreißen soll, und zum Glück auch nie aufreißen kann, denn sie ist so wesentlich innerlich, daß sie nie in die Oberflächlichkeit eines Damenromans heraustritt. Wie schädlich es aber ist, die unbefangne weibliche Jugend zu einer gänzlichen Mißkennung ihres natürlichen Standpunkts und Berufs, zu einer lächerlichen Rivalität mit den Männern in den höchsten geistigen Gebieten hinaufzukünsteln und abzurichten, das leuchtet wohl jedem vernünftigen Manne und noch mehr jeder vernünftigen Frau ein. Denn die leztere kennt am besten das Gebiet, in welchem allein sie zu herrschen vermag, und die ganz und nichts als Weib ist, vor der werden alle Dillettantinnen im Fach der Männer zu Spott. Goldwerth ist der Frauen natürlicher Verstand, aber die studirte Altklugheit ist nicht mehr

werth, als die natürliche Dummheit, deren Deckmantel sie seyn soll. Beide verhalten sich zu einander, wie die Rosenwange einer muntern Hausfrau zu der geschminkten Wange einer histerischen Schriftstellerin. Ein junges Mädchen kann zu seiner Ausbildung viel, sehr viel thun; was ihr aber gewiß verderblich ist oder wenigstens ganz und gar nichts nüzt, das ist die Lektüre jener nichtswürdigen weiblichen Erziehungs- und Erbauungsbücher, womit alte Pruden und geistliche Salbader Jahr aus Jahr ein ihre Toilette zu versorgen bemüht sind. Doch geben sie diesen Büchern zugleich einen Talisman mit, der ihre Wirkung schwächt, nämlich — ihre Langweiligkeit.

2) Die Leiden und Freuden einer Badereise, von der Verfasserin der Bilder des Lebens und Pauline Selbach. Zürich, Orell, Füßli und Komp., 1830. — Ein Entsagungsroman in bester Form. Von dieser Art sind bei weitem die meisten. Eine arme Pflegetochter bei einer reichen und stolzen Freiin, Gräfin oder Fürstin, dann der gefühlvolle Sohn des Hauses, der sich in die liebe Armuth verliebt. Zärtliches Geseufz und Geflüster. Dann fährt die strenge Mama mit einem Donnerwetter dazwischen. Der Sohn macht Männchen, aber die Mama zieht den jungen Haasen bei den Löffeln und lehrt ihn Mores. Die Pflegetochter ihrerseits ist viel zu edel, als daß sie nicht — entsagen sollte. Sie heirathet also einen Andern, oder gar nicht, in einigen Fällen wird sie auch wohl plözlich reich und vornehm; es entdeckt sich, daß sie ein verlornes Kind von adlichen Eltern und Verwandten des Hauses ist, und sie bekommt den Herzliebsten noch. Solche Romane haben unsre Damen zu Duzenden geschrieben und mehrere Duzend habe ich selbst schon, wie ich urkundlich belegen kann, rezensirt. Auch der vorliegende, der übrigens recht hübsch ausgemalte, ländliche Schilderungen enthält, ist einer davon. Die strenge adelstolze Mutter bestimmt der armen Pflegetochter einen Mann, und siehe da, es entdeckt sich, daß derselbe ihr eigner verlorner Vater und zugleich der Bruder der strengen Mutter ist, und nun bekommt das Mädchen natürlich den Sohn.

3) Therese oder Resignation aus Pflichtgefühl. Leipzig, Nauck, 1830. — Ganz die nämliche Begebenheit. Das arme Fräulein entsagt dem Sohn des reichen Hauses und heirathet einen Andern. Ja sie entsagt zum zweitenmal, da ihr Mann stirbt, und ein Dritter um sie wirbt. Sie glaubt es ihren Kindern schuldig zu seyn, nicht mehr zu heirathen.

4) Römhild-Stift. Eine Erzählung aus dem wirklichen Leben. Von der Verfasserin der Erna, Felicitas ꝛc. Zwei Theile. Weimar, Hoffmann. — Hier wird das arme Fräulein eine Stiftsdame, und hat schon der Welt entsagt, als sie sich in einen jungen Grafen verliebt, der sie betrügt und nun entsagt sie zum zweitenmal für immer. Ein ehrlicher Forstmeister, der sie schon lange liebt und den sie auch sehr schäzt, bittet um ihre Hand. Aber es wäre prosaisch, den wackern Mann glücklich zu machen; sich mit dem Bild des Lovelace in Klostermauern zu vergraben, ist viel romantischer. Das Treiben der alten Fräulein im Stift ist recht artig geschildert, nur sieht man nicht recht ein, warum es der Heldin besser unter den Kazen dieses Stifts als unter den Hunden des Forstmeisters gefällt. Doch Theil II. Seite 212 heißt es: „Die Vorzüge, die ein lediges Frauenzimmer vor dem verheiratheten voraus hat, fallen unwiderlegbar in die Augen. Denn wir haben nicht die Grillen und üblen Launen zu tragen, mit denen die sogenannten Herren der Schöpfung oft den Kreis ihres Hauses und den Sinn der Frauen verdüstern — wir dürfen uns nicht der Eifersucht wegen quälen, da es ja, leider! eine bekannte Sache ist, daß die Männer im Punkt der Treue nur so selten tacktfest bleiben, als man etwan einen weißen Sperling unter den grauen findet. Wir endlich haben nicht die Gefahr des Wochenbettes zu befürchten, die so manche Frau in der Blüthe ihrer Jahre auf eine schreckliche Weise hinwegrafft, und zulezt ist es doch schön, wenn der unsträflich bewahrte Jungfrauenkranz unsere Bahre ziert, und auf unserem Sarge prangt.“

5) Der Fürstensohn. Eine Geschichte unsrer Tage von Wilhelmine Lorenz. Zwei Theile. Leipzig, Wienbrack, 1830. — Wieder ein armes Hoffräulein, ein liebesüchtiger Erbprinz und dessen strenge Mama. Das arme Fräulein wird fortgejagt, einer zweiten geht es nicht besser. Der Prinz muß eine Prinzessin heirathen die er nicht liebt. Da ihn aber der Drang nach Liebe nicht ruhn und rasten läßt, so ist er endlich so glücklich, ein junges Mädchen zu finden, die seine, des gereiften Mannes, des Vaters mehrerer Kinder, platonische Freundin wird. Um dieses zärteste aller Verhältnisse zu bezeichnen, ist Liebe, selbst in ihrem edelsten Sinne, zu gemein, denn die Verfasserin sagt wörtlich Theil II. S. 24: „Nicht Liebe war es eigentlich, was Eines für das Andere empfand; das aus der innigsten Freundschaft, aus dem höchsten Vertrauen, der reinsten Achtung gewobene Band, das sie beide umschlang, war zu zart, zu ästhetisch für dieses Gefühl, selbst von seiner edelsten Seite genommen.“ Die Aetherische stirbt inzwischen an der Hektik, von der der Prinz nichts gemerkt hat. „Wo doch ihr Liebhaber eure Nasen habt?“ sagt Carlos in Clavigo. Der Prinz jagt nun, troz dem, daß er immer älter wird, seinem Liebes- und Freundschaftsideale fortwährend nach, macht Reisen und will endlich nach Nordamerika sich zurückziehn, aber auch diesem lezten Wunsch entsagt er, um seine Regentenpflicht nicht zu versäumen. Mit

ein Paar Federstrichen ließe sich dieses Bild eines in jeder Hinsicht zum Pantoffel prädestinirten Fürsten in eine gute Satire verwandeln.

6) Die Jüdin. Von J. von Hall. Zwei Theile. Meißen, Gödsche, 1830. — Variation des nämlichen Themas. Wieder ein Prinz, wieder eine fürstliche Mama, wieder eine entsagende Geliebte. Der Prinz — wir sind über die originelle Kühnheit des Dichters erschrocken — tritt als Judenjunge auf in Gesellschaft einer herumziehenden Judenfamilie, in das schöne Schickselchen Mirjam zum Sterben verliebt. Da entdeckt es sich, daß er ein Christenkind, daß er das Kind einer Herzogin ist, die ihn sofort in ihre mütterlichen Arme aufnimmt. Und nun steht der Held zwischen Schicksal und Schickselchen und soll wählen. „Was aber, mein geliebter Sohn — begann fast schüchtern die Herzogin — was soll nun aus der unglücklichen Jungfrau werden, von der Deine Geburt, Dein Stand, Dein neuer Glaube Dich unerläßlich scheidet?“ — „Und warum geschieden, meine verehrte Mutter? — antwortete der Jüngling mit glühender Lebendigkeit — Mirjam ward zur Seele meines Daseyns, zu der bessern Hälfte meines Geistes und Herzens 2c. 2c.“ — „O Justinus, entgegnete die Herzogin mit Schmerz, auf diese Sprache der Leidenschaft war ich von Dir nicht vorbereitet! Sage selbst, soll eine Jüdin die Mutter meiner Enkel werden?“ So wird dieses geistreiche Gespräch fortgeführt, und siehe da: „Die fürstliche Frau fühlte sich überwunden, und das Opfer ihrer eigenen Ansichten schien ihr nur ein geringes zu seyn, das sie diesem treuen, liebenden, tugendhaften Jüngling brachte. Sie ertheilte ihm das Versprechen, daß, wenn Mirjam sich entschließen wolle, seinen Glauben anzunehmen, es ihm frei stehen soll, sie zu seiner Gemahlin zu erheben.“ So steht es wirklich im Buche, Theil II. Seite 40—43. Indeß erschrecken Sie nicht, Prinzeß Elisabeth, die Sie schon mit verliebten Blicken nach dem schönen Judenprinzen hinüberschielen. Das Schickselchen hat Ambition und — entsagt. Freiwillig bleibt sie ihrem Glauben treu und folgt, als Knabe verkleidet, ihrem Vater in die Fremde, und der schöne Judenprinz wird, Prinzeß Elisabeth, der Ihrige.

Einer unsrer boshaftesten Schriftsteller hat die Sentimentalität des modernen Judenthums mit einem überzuckerten Schaafkäse verglichen. — Ueberhaupt, es jüdelt in neuerer Zeit etwas in unsrer Literatur, und der Geruch hat sich in Gebiete verbreitet, wo man es wohl früher nie erwartet hätte. Kosmopolitisch zwar und liberal waren die Kinder Israel schon lange, aber daß sie auch noch ästhetisch, sentimental, romantisch und salva venia ritterlich werden würden, wer hätte das gedacht? Aber es ist so. Judenritter, Judenprinzen thun Hofefahrt zum Schloß der Königin Romantia, und tönen süßen Minnesang

O Minn', o Mai! O Maiminn', Minnemai!

und singen und sagen die neue Mähr vom großen Banquier, der König geworden im alten Jerusalem und Rittern und Sängern aufgethan die Tafelrunde, und sie ausgesendet, zu freien um Romantia, die holde Ischa.

7) Die Frau von vierzig Jahren. Eine Erzählung aus dem wirklichen Leben. Von der Verfasserin der Erna, Felicitas 2c. Weimar, Hoffmann, 1829. — Diesmal ist die Heldin eine unglücklich verheirathet gewesene, daher noch immer liebesüchtige Wittwe von 40 Jahren. Sie findet einen jungen Lieutenant, der sie ganz unmenschlich liebt, aber — sie entsagt ihm, weil sie älter ist, als er. Wenn es nun wirklich wahr ist, was die Verfasserin erzählt, daß der Lieutenant aus Verzweiflung gestorben ist, so hatte die Frau von 40 Jahren doch Unrecht, einem bloßen Vorurtheil zu liebe sich und den Geliebten unglücklich zu machen, und sind denn etwa nicht 40 Jahre noch immer ein sehr liebenswürdiges Alter, ja gibt es nicht Damen, die eigentlich nie aufhören, liebenswürdig zu seyn?

8) Die Schlittenfahrt. Erzählung von Dan. Leßmann. Berlin, Vereinsbuchhandlung, 1831. — Abermals ein junger Lieutenant, der seiner Geliebten entsagen muß. Er ist arm, sie ist arm; sie entschließt sich also, um ihre Eltern zu retten, einen Andern zu heirathen und der arme Lieutenant muß mit Schellengeläute davon fahren. Uebrigens ist der Aufenthalt des Lieutenants in einer kleinen Landstadt recht anziehend geschildert.

9) Das Wiedersehn im Meerbusen von Christiania. Eine romantische Erzählung von Max Roderich. Leipzig, Kollmann, 1830. — Nochmals ein junger Offizier, der einem Fräulein entsagen muß, weil ihr Vater den seinigen haßt. Die Liebenden versprechen sich ein Wiedersehn im Meerbusen von Christiania, aber durch einen Uriasbrief wird der junge Offizier nach Surinam geschickt, wo er zwanzig Jahre bleiben muß und unterdeß heirathet. Auch seine Geliebte hat unterdeß heirathen müssen; aber das Schicksal will ihren Schwur erfüllen, denn, wenn auch nicht sie selbst, doch sein Sohn und ihre Tochter finden sich im Meerbusen von Christiania, und ihnen wird das Glück der Liebe zu Theil, das ihre Eltern entbehren mußten. Gewiß eine poetische Idee, ganz im romantischen Charakter der alten Novelle, freundlich zugleich und wunderbar.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 42. — 22. April 1831.

Romane.

(Fortsetzung.)

Wenn in den Entsagungsromanen die Entsagung fast immer unnütz und unvernünftig, ja zuweilen gottlos ist, und meistens aus herzloser Pruderie, aus abgeschmackten aristokratischen Vorurtheilen und aus der Hoffahrt des Herzens entspringt, so gibt es dagegen wieder andre Romane, in denen nur zu wenig entsagt wird. Dort soll eine falsche Tugend die Stelle der wahren ersetzen und hier tritt der Tugend eine ganz unverholene Gemeinheit entgegen.

10) Mährchen und Erzählungen von Sophie Gräfin von M***, geborne Prinzeß von S. K. Zwei Bändchen. Mainz, Kupferberg, 1830. — Am auffallendsten war uns in dieser Sammlung die zweite Erzählung, welche die Geschichte einer Dame aus der sogenannten großen Welt enthält. Diese Dame, glücklich verheirathet, Mutter und in durchaus ehrenvollen Verhältnissen verliebt sich in einen — Schmuck, im Besitz ihres Onkels, von dem sie ihn nicht erhalten kann. Da sie ihn aber durchaus haben muß, um auf dem Ball damit zu glänzen, so deutet sie einem jungen Manne an, sie wolle ihn um jeden Preis haben. Der junge Mann läßt sich das nicht zweimal sagen, reist dem Onkel nach, ermordet ihn und bringt der Dame den Schmuck. Sie, zum Lohne dafür — gibt sich ihm Preis. Was aber das Bewundernswürdigste von allem ist, die Dame schreibt das alles ihrem — Manne. Und wie schreibt sie ihm! Das muß man selber lesen. „Ich saß verdrossen, gleich einem bösen Kinde, vor meinem Schreibtisch, und zertrat mit Mißmuth die weggeworfne Feder, da trat er ins Zimmer, der Unglückselige! Seine Augen glänzten, ein hohes Roth glühte auf seinen Wangen, der Ausdruck seines schönen Gesichts wäre werth gewesen, einer bessern Regung anzugehören. — O Carl, nie blitzte so ein Feuer in deinen sanften Blicken! O Engel, den ich elend gemacht, wo war dein holdes Bild in diesem Augenblick, daß es nicht schützend vor meine Seele trat, zwischen mich und den Versucher? Doch alle guten Geister waren entflohen, als er — nahete. — Ich sah in seine Augen, welche Gluth der Leidenschaft! wie ansteckend ist solch ein Blick! — Der Nachmittag verstrich am Putztisch. Wohlgefällig traf mein Blick auf mein geschmücktes Ich im Spiegel. Ich konnte nicht ohne Herzklopfen an meinen Eintritt in den Ballsaal denken, nicht ohne kleine triumphirende Schadenfreude an den Schrecken der durch mich verdunkelten Damen." — Nun wahrhaftig, der Herr Gemahl wird eine Freude gehabt haben, als er diesen Brief las. Das Ende vom Lied ist, daß die Edle, da das Verbrechen entdeckt wird,

sich vergiftet, und sentimentalen Abschied nimmt. Eines weitern Kommentars bedarf wohl diese saubre Erzählung nicht, in der weibliche Zartheit einen Triumph feyert, wie er wahrlich in unsrer Damenliteratur bisher noch nicht vorgekommen ist.

11) Lebenswindungen. Wahrhafte Schicksalsscenen nichtberühmter Personen. Weimar, Hoffmann, 1830. Auch hier bodenlose Gemeinheit, die sich indeß, ächt hetärenmäßig, wenigstens für nichts besseres ausgibt. Die erste Erzählung schildert die Geschichte eines leichtsinnigen Hoffräuleins, die eine unbesonnene Heirath schließt, sich scheiden läßt, dann von ihren Gunstbezeugungen lebt, der Polizei in die Hände fällt, und in ein Arbeitshaus gesteckt, aus demselben aber — durch einen Lord befreit wird, der sie heirathet. Die zweite Erzählung schildert die Rache einer alten Jungfer, die, weil der Vater ihr einmal den Korb gegeben, den Sohn um sein Lebensglück bringt.

12) Die Handschuhe. Zwei Novellen von Friedrich Laun. Zwei Theile. Leipzig, Nauck, 1829. — Ein schalkhafter Hausfreund erregt die Eifersucht eines Ehemanns, indem er den Handschuh eines jungen Herrn am Sopha der Frau fallen läßt. Sie ist unschuldig, aber der Ehemann trägt auf Scheidung an, und jener junge Herr macht aus jenem Scherz Ernst und heirathet die Geschiedene. Der Ehemann heirathet seinerseits auch eine andre, und beide befinden sich wohl dabei. Da entdeckt der Hausfreund erst, was er gethan. — Man sieht, diese Intrigue ist ganz in dem Geschmack Kotzebues, der einem witzig seyn sollenden Gedanken alle Gesetze der Ehre und Sittlichkeit unbedenklich aufzuopfern pflegt. Die zweite Erzählung enthält die wunderlichen Fata eines Damenhandschuhs.

13) Eitelkeit und Flattersinn, Liebe und Treue in Bildern aus der großen Welt. Leipzig, Brockhaus, 1830. — Ist es nicht charakteristisch für beide Nationen, daß die Franzosen die Hof- und Salonswelt die schöne Welt nennen, während wir Deutschen sie die große nennen? Die Franzosen bringen ihren Geschmack mit in die Gesellschaft, sie wollen sich darin, als an etwas Schönem, ergötzen. Wir dagegen bringen unsre Subordination, unsre Devotion und Titelnarrheit hin, und wollen nur an der Titulargröße hinauf oder von derselben hinabsehn. Die niedlichste Prinzessin ist dem Deutschen nicht mehr eine Schöne, sondern eine Große, und sie selbst viel leicht bewundert im Spiegel weniger ihren göttlichen Blick als ihr hochfürstlich aufgeworfenes Näschen. Uebrigens ist nichts natürlicher, als die optische Täuschung, vermöge welcher unsre schreibenden Damen in jener meistens so kleinen Welt die große Welt sehn. Einige dieser Schriftstellerinnen leben und weben wirklich in dieser Welt, und sie ist ihr Alles; einige andre haben darin gelebt, und rufen sich beständig die Tage der Jugend zurück; noch andre, die meisten, möchten gern darin leben, und versetzen sich beständig hinein. Daher spielt unter den Damenromanen kaum der dreißigste in der bürgerlichen, und gewiß neun und zwanzig spielen in der sogenannten großen Welt. Alle ihre Heldinnen sind Prinzessinnen, Gräfinnen, Baronessen, Fräuleins, besonders aber Hoffräuleins, die Helden Prinzen, Grafen, Barone und Herrn von. Der Schauplatz ist der Hof, oder das adliche Stammschloß, das Landgut. Das Leben besteht aus Bällen, und den Vorbereitungen dazu. Soll aber in dieses Schlaraffenleben einiger tragische Ernst kommen, so geschieht es vermittelst der Meßallianz, dieses Hauptmotivs aller Damenromane, welches zugleich die Mutter der Entsagung ist, oder vermittelst des Ehebruchs. Heilen aber diese Schäden wieder zu, so ist nichts mehr im Stande, die vollendete Seligkeit der großen Welt, dieses Himmels auf Erden, zu stören, und die Evangelistinnen dieses Himmelreichs geben sich in der besten Laune der Wonne hin, alle Herrlichkeiten darin zu beschreiben, Ballkleider, Damenhüte, Schmuck, Uniformen, Handschuh, Ordenssterne, Komplimente, Erfrischungen, Tanz, Liebeserklärungen, Hofgeklatsch, Damenkritik, Etikette, Frivolität und Pruderie, Fadheit und Hofgelehrsamkeit ꝛc. ꝛc. Ein solches Genregemälde ist auch der vorliegende Roman, ein wahrer Honigwaben voll Hofball- und Liebessüßigkeit, daher allen bürgerlichen deutschen Mädchen zur Anfeurung ihrer Phantasie dringend zu empfehlen. Vielleicht schmeckt ihnen der Honig schon vom Hörensagen, wenn sich auch keine prinzlichen und gräflichen Drohnen einfinden sollten, sie als Königinnen in den Bienenstock einzuführen.

14) Erzählungen in H. Claurens Manier. Von J. Clauren d. jüng. Quedlinburg, Basse, 1829. — Die Familie Clauren gleicht einer Affenfamilie. Die jungen Aeffchen foppen den alten Affen, als ob sie etwas besseres wären. Solche Nichtswürdigkeiten, wie sie der edle Clauren dem deutschen Publikum zum Besten gegeben, sollten auch nicht unter dem Vorwand der Persifflage nachgeäfft werden. Die Verachtung, die dem Nichtswürdigen gebührt, ist zu ernster Art, als daß sie sich der heitern Form der Persifflage bedienen dürfte. Die vorliegenden Erzählungen geben auch wieder Scenen aus der großen Welt, doch steht wenigstens vor einer ein Wegweiser, mit der deutlichen Inschrift: Weg zur Gemeinheit! (eine Skizze aus dem Leben zwei gemeiner Seelen). So ehrlich sollten von Rechtswegen alle Romanschreiber seyn und gleich von vorn herein sagen: wir sind selbst gemein, und lieben daher nur das Gemeine, und stellen daher auch nur das Gemeine dar, in der gewissen Hoffnung, daß es viele, unzählich viele Leser und Leserinnen gibt, die eben so gemein sind wie wir, die daher auch das Gemeine lieben, und unsre Darstellungen des Gemei-

nen mit Wohlbehagen aufnehmen, unsre Romane gern verlegen, drucken, kaufen, lesen und — rezensiren werden. Was den lezten Punkt betrifft, so fehlt es wirklich nicht an Rezensenten in Deutschland, auch nicht an Rezensentinnen (denn in neuerer Zeit rezensiren die Damen eben so gut die Romane, wie sie sie schreiben, und zuweilen sogar denselben Roman), welche von den elendesten und verächtlichsten Romangeburten öffentliche Anzeigen machen, daß man Werke vom ersten Range, Schöpfungen des glänzendsten Genies darunter vermuthen sollte. Da wird der Styl, die blühende Sprache, da werden die poetischen Beschreibungen, Natur- und Sittenschilderungen, da werden die feinen und erhabnen Sentimens der Verfasserin gepriesen, sie wird eine Dame von Erfahrung und vor allen Dingen von Welt genannt, und endlich erhält ihre Sittlichkeit einen fernhinstrahlenden, scheuerthorbreiten Nimbus. Vor diesen allgemeinen Phrasen kommt man aber nicht zur einfachen Geschichtserzählung und zur Prüfung der Charaktere, Motive und Handlungen, die denn in der Regel so frazzenhaft unnatürlich oder fade und alltäglich sind, wie wir sie bezeichnet haben.

Wenn die schon verdorbne Welt sich an den Spiegelbildern ihrer geschminkten Eitelkeit ergözt, kann man nichts dagegen haben; aber daß durch die allgemeine Verbreitung so vieler hundert Romane, die an Unnatur und moralischer wie poetischer Schlechtigkeit wetteifern, auch die noch unverdorbne, namentlich weibliche Jugend verdorben, wenigstens mit gemeinen Gesinnungen, eitlen Wünschen und falschen Grundsäzen angesteckt werden soll, ist und bleibt ein Vorwurf für den öffentlichen Geist in Deutschland. Diese Romane übersteigen an Zahl die bessern Dichterwerke älterer und neuerer Dichter um das zwanzigfache und haben bei weitem mehr Leser, zumal in Landstädten und bei dem weniger gebildeten Theil des Publikums, so daß sie in der That deutsche Volksbücher genannt werden dürfen. Was aber soll man zu einem Volk sagen, bei dem solche Lektüre vorherrscht? —

Wir gehn zu einigen kriminalistischen Romanen über, und wir bekennen, daß der Anblick des Verbrechens, wenn es nur ehrlich als solches erscheint und der poetischen Gerechtigkeit anheimfällt, uns eine wahre Erholung ist von der affektirten Romantugend und von der Gemeinheit, die sich selbst beschönigt. Kruse hat sich vorzüglich Kriminalfälle zu Gegenständen seiner romantischen Darstellungen gewählt, und diese sind ihm auch immer besser gelungen, als andre Sujets.

15) Der Verschollene. Novelle von L. Kruse. Leipzig, Kollmann, 1830. — Eine seiner ältesten und besten Novellen, die nur den Fehler hat, zu lang ausgesponnen zu seyn. Charles, ein verheiratheter junger Mann macht eine Geschäftsreise nach Spanien, verliebt sich dort in die Tochter eines edlen Hauses, und verführt sie. Sein bester Jugendfreund, Eugen, wird von der Familie, die lange von Charles keine Nachricht mehr erhalten, diesem nachgeschickt, und findet ihn in Verzweiflung, da seine Geliebte, Rosalba, sich Mutter fühlt, und er, als ein schon Verheiratheter, ihre Ehre nicht retten, sie und sich selbst vor der Rache ihrer stolzen Familie nicht schützen kann. Eugen räth zu schleuniger Flucht mit der Geliebten, aber sie werden entdeckt und gefangen. Da entschließt sich Eugen, großmüthig sich selbst für den Verführer des Mädchens auszugeben, und da er von Stande und unverheirathet ist, so erhält er Rosalbas Hand. So weit ist die Novelle sehr interessant, auch die seltsame Situation der beiden Freunde und Rosalbas nach der Hochzeit, da Eugen, streng auf Ehre haltend, Charles für immer von seiner jungen Gattin entfernt, ist pikant; aber anstatt hier aufzuhören, sezt der Verfasser die Geschichte fast endlos fort. Eugen selbst trennt sich wieder von seiner Frau, um einer andern nachzugehn, und Charles findet ihn in Brüssel beinah in der nämlichen Lage, wie Eugen früher ihn in Spanien. Endlich gibt sich Eugen für todt aus und Charles, dessen Gattin gestorben, kommt noch in den Besitz Rosalbas.

16) Die Klosterruine in Norwegen. Das Judasbild. Zwei Erzählungen von L. Kruse. Leipzig, Kollmann, 1830. — Die erste ist reich an Verwicklungen. Ein Bräutigam wird von einem seiner Nebenbuhler ermordet, und die Umstände sind von der Art, daß nicht der wahre Mörder entdeckt wird, sondern daß man die Braut selbst für schuldig hält. Ein andrer, völlig unschuldiger Nebenbuhler, der das Mädchen längst geliebt, theilt diesen Verdacht, will sich aber dennoch für sie opfern und nimmt die Schuld auf sich, bis zum Glück der wirkliche Urheber des Verbrechens erkannt wird. Die zweite Erzählung hat ein psychologisches Interesse. Ein Seemann, im Verbrechen abgehärtet, beichtet einem Prediger, kann aber der alten Raublust nicht widerstehn, ermordet den Pfarrer und beraubt seine Kirche. Der junge Sohn des Pfarrers hat den Kopf dieses Seemanns gezeichnet, wird später Maler und malt diesen Kopf als Judaskopf auf ein Altarblatt. Zufällig kommt nach zwanzig Jahren der Seemann in die Kirche, worin dies Bild hängt, erblickt sich selbst und wird dadurch so im Gewissen gerührt, daß er sich von innerer Gewalt gezwungen fühlt, sich wie Judas selbst zu erhängen.

17) Die Italiener. Novelle von Georg Döring. Stutigart, Hoffmann, 1830. — Diese Erzählung hat mit der vorigen viele Aehnlichkeit und erregt dieselbe Theilnahme. Ein italienischer Sänger hat ein junges Mädchen in Italien verführt und für todt unterwegs auf der Flucht hülflos liegen lassen. Dann begibt er sich nach Deutschland und erlangt unter einem fremden Namen

großen Ruf. Die Verlassene unterdeß wird gerettet, und bekommt eine Tochter, die von ihrem Vater das Talent des Gesanges erbt und ebenfalls eine ausgezeichnete Sängerin wird. Mutter und Tochter kommen nach derselben Stadt, wo der Vater eben seine Triumphe feiert. Er erkennt die Tochter nicht, wird aber von der Mutter erkannt. Man führt den Don Juan auf, den der Vater spielt, die Tochter spielt die Elvira, aber in der lezten Scene, da Elvira, kurz vor der Erscheinung des Geistes, zu Don Juans Gastmal kommt, tritt plözlich statt der Tochter die Mutter selbst vor den Sänger hin, der, ihre bleichen Züge erkennend, vor Schreck auf der Stelle des Todes ist.

18) Lenore, ein Roman nach der Bürgerschen Ballade, von Viktor. Leipzig, Kollmann, 1830. — Eine Romanze in einen Roman breit zu schlagen und aus 1000 Wörtern 50,000 zu machen, scheint um so undankbarer, als Bürger in der That in seiner Lenore schon überflüssig wortreich gewesen ist. Diese Lenore überhaupt — so berühmt sie ist — so schauerlich einem dabei zu Muthe wird — ich weiß nicht, warum ich sie doch nie habe leiden können. Umsonst habe ich nach einem Sinn in dieser abscheulichen Spuckgeschichte gesucht, und doch nie etwas andres darin gefunden, als den Tod in seiner ekelerregendsten Gestalt, dessen Erscheinung, dessen Hohn mit dem armen Mädchen gar kein poetisches Motiv hat. Es gibt eine ähnliche englische Sage, die unendlich schöner ist. Darin erscheint der Geliebte seinem Mädchen nicht wie in der Bürgerschen Ballade in seiner natürlichen Gestalt, um sie zu verlocken und sich nachher in scheußlichen Moder zu verwandeln, sondern er erscheint ihr sogleich in Schrecken erregender Häßlichkeit, und frägt sie, ob sie ihm dennoch treu bleiben wolle? Sie gelobt es. Da wird er immer dämonischer und frägt sie, ob sie ihm auch in die Hölle folgen wolle? Und sie folgt ihm, in welche Mißgestalt er sich auch verwandeln, in welche Qualen er sie auch führen mag, denn

> Ueber die Berge,
> Ueber die Wellen,
> Unter den Gräbern,
> Unter den Quellen,
> Ueber Fluthen und Seen
> In der Abgründe Steg,
> Ueber Felsen über Höhen
> Find't Liebe den Weg.

Von dieser großen Idee der Treue ist bei Bürger nicht die Rede.

19) Freischützfunken. Drei Erzählungen von Moriz Reichenbach. Leipzig, Kollmann, 1830. — Hier werden einzelne Scenen des Freischützen auf gleiche Weise breit geschlagen. Die drei Erzählungen führen die Ueberschriften: Jungfernkranz — Veilchenblaue Seide — Morgen Er oder Du! und der Inhalt ist den bekannten Situationen und Effekten im Freischützen verwandt. Wenn man in dieser neuen Manier, lyrische und romantische Goldkörnchen zu zahllosen Romangoldblättchen auszuhämmern fortfährt, so steht unsrer Belletristik eine neue Sündfluth bevor. Aus des Knaben Wunderhorn allein lassen sich an die dreihundert Romane herausschlagen, aus Goethes Gedichten und Dramen mehrere Duzzend, ja selbst Jean Pauls Romanen können durch Verdünnung des Geistes verdreißigfacht werden. Warum sollten die deutschen Romanschreiber nicht in Masse an den guten Dichtern thun, was Lafontaine, Fouqué, Walter Scott, Cooper ꝛc. an ihren eignen ersten und besten Romanen gethan haben. Nur Wasser auf den Saz gegossen, so gibt es immer noch ein Ding, das nach Thee schmeckt. Nur die homöopathische Verdünnungsmethode auf die schöne Literatur angewandt. Der Decillionstheil einer poetischen Idee muß hinreichen, sechszig Bouteillen Romanwasser noch geschmackvoll zu machen.

20) Erzählungen von L. von Alvensleben. Halberstadt, Brüggemann, 1830. — Die erste führt uns in eine Gesellschaft, worin Jeder seine frühern Abentheuer erzählt, und, wie wunderbar! Jeder hat es mit einem geheimnißvollen, und zwar mit dem nämlichen Manne zu thun gehabt, der in den mannichfaltigsten Gestalten in Spanien, Griechenland, Italien und Deutschland sein Wesen getrieben. Und derselbe Mann, Wunder über Wunder! kommt nun gar in die Gesellschaft selbst. Herr v. Alvensleben scheint vergessen zu haben, daß wenn auch das Wunderbare unwahrscheinlich ist, doch deshalb nicht auch das blos Unwahrscheinliche schon wunderbar wird. Die zweite Erzählung schildert die Treue eines Bedienten, der mit eigner Gefahr ein Kind rettet. Die übrigen Erzählungen enthalten Betrügereien und Kriminalfälle, die Geschichte eines jungen Mannes, der seinem Bruder sehr ähnlich sieht und sich bei der Braut desselben für ihn ausgibt, und eines jungen Mädchens, die sich durch einen Betrüger katholisch machen läßt. Ein andrer Betrogner nimmt an dem Proselytenmacher eine etwas unritterliche Rache, indem er sich mit demselben herumbalgt und ihm ein Auge ausschlägt. Den Schluß macht eine italienische und eine altschottische Mordgeschichte.

(Die Fortsezung folgt.)

Berichtigung.

Nr. 38. Seite 152, Spalte 2. Zeile 15 von unten lies: 13ten statt 14ten.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 43. — 25. April 1831.

Die Leipziger Büchermesse zu Ostern 1831.

Wir hegten die angenehme Hoffnung, in Folge der Zeitereignisse würde die hohe Fluth der deutschen Literatur bedeutend ablaufen. Indeß zählt der heurige Ostermeßkatalog nur etwas über 200 Artikel weniger, als der vorjährige und man sollte kaum glauben, daß der Bücherverkehr einen Stoß erlitten hätte; wenn man nicht von allen Seiten her die Klage der Buchhändler über den Krebsgang ihrer jüngsten Versendungen hören müßte, und demnach ist nicht zu zweifeln, daß der Fluth wirklich bald die Ebbe folgen wird. Der Himmel gebe seinen Segen dazu, denn die Vielschreiberei gehört zu unsern Landplagen. Es ist gewiß, daß, seitdem so unsäglich viel geschrieben wird, die gründliche und feine Bildung in Deutschland abgenommen hat. Der literarische Pöbel hat durch seine Einmischung und Usurpation die literarische Aristokratie aufgelöst oder korrumpirt, und doch sind wir weit entfernt von einer eigentlichen literarischen Demokratie, wie in England und Frankreich. Noch hat sich der Volksgeist bei uns nicht begriffen, noch findet keine literarische Repräsentation aller Nuancen dieses Geistes je durch die ausgezeichnetsten publicistischen Talente bei uns Statt, wie in England und Frankreich. Unsre Literatur befindet sich noch in voller Anarchie, zwischen gelehrten Hochtories und belletristischem Pöbel. Noch gestattet unsre gänzlich demoralisirte öffentliche Meinung, daß nichtswürdige Namen als Koryphäen der Literatur und Lieblingsschriftsteller der Nation glänzen dürfen, und will ja der Volksgeist im Gefühl seiner Verächtlichkeit aus seiner tiefen Erniedrigung bis zu seinem natürlichen Niveau emporsteigen, so sorgt die heilige Censur dafür, daß er immer unter demselben verbleiben muß. Unter diesen Umständen wäre es besser, wenn wenig oder gar nichts geschrieben würde, während die Vielschreiberei das Uebel ungemein vergrößert, denn je mehr das Lazareth sich mit Menschen überfüllt, desto bösartiger werden die Lazarethkrankheiten.

An sich läßt sich die Vielschreiberei nicht gerade verwerfen, sie kann nothwendig und unvermeidlich werden. Zwar werden die größten Genien in den verschiednen Gebieten der Literatur immer und zu allen Zeiten eine natürliche Aristokratie bilden, an deren angebornen Adel kein demokratischer Uebermuth hinanreicht; aber da man die Bücher nicht blos als Kunstwerke ausgezeichneter Geister, sondern auch als Werkzeuge allseitiger Mittheilung betrachten muß, so muß auch ein freies und aufgewecktes Volk, das sich über seine äußern und innern, öffentlichen und Privatangelegenheiten viel mitzutheilen hat, eine ausgedehnte politische, historische, gewerbliche, namentlich aber journalistische Literatur haben, wie dies in England, Frankreich und Nordamerika wirklich der Fall ist. Da

ist Vielschreiberei eine Nothwendigkeit und ein Segen. Wo aber, wie bei uns, so viel und noch mehr geschrieben wird, ohne daß irgend das menschliche Genie dabei betheiligt ist, ohne daß die höhere Wissenschaft und Kunst dadurch gefördert wird, und ohne daß auch das Volk einen reellen Nutzen davon hat, da ist die Vielschreiberei überflüssig und schädlich. Unsre zahllosen abgeschmackten Predigten und Erbauungsbücher, worin jeder religiöse Funken ersäuft, unsre Romane, Taschenbücher, belletristischen Klatschblätter ꝛc. dienen sie irgend der höhern Ausbildung des menschlichen Geistes, oder sind sie dem gemeinen Leben auf irgend eine Weise nützlich? Keins von beiden. Sie sind ganz unnütz. Nun läßt sich aber nationalökonomisch beweisen, daß jedes unnütze Buch ein reiner Verlust für das Nationalkapital ist, weil es Geisteskräfte, Zeit und Geld, die weit nützlicher angewendet werden könnten, verschwendet.

Die Engländer, Franzosen und Nordamerikaner legen ungeheure geistige und materielle Kapitalien in ihren zahllosen Journalen und Flugschriften an, und diese täglich neu entstehende Literatur verschwindet wieder täglich, aber die dadurch bewirkte tägliche Mittheilung hat dem Volk hundertfältig gewuchert, während unsre gelehrte, erbauliche und unterhaltende Literatur, in Bibliotheken, Museen und Lesekabinetten für die Nachwelt sorgfältig aufgespeichert, doch nicht einmal der Mitwelt genuzt hat. Man sagt, das deutsche Individuum im Kleinen sey unpraktisch, das deutsche Volk im Großen ist es noch viel mehr.

Wir können uns nicht verhehlen, daß der Hauptgrund des Uebels im Mangel an Preßfreiheit liegt. Hätten wir diese, so würde nach einer kurzen Sturm- und Drangperiode, in der jeder seine Weisheit oder Dummheit zu Tage fördern würde, nach dem ganz einfachen Gesetz der Schwere, wie in England und Frankreich, dem Gegenstande nach das wirklich Wichtige, Nützliche und Interessante, und der Form nach das wirkliche Talent den Ausschlag geben, und es würde talentlosen Zunftgelehrten, Weibern und feuchtohrigen Buben, die der Schule entlaufen, nicht mehr möglich seyn, die Nation mit ganz unwichtigen, unnützen und uninteressanten Büchern zu überschwemmen, wie dies jezt der Fall ist. Unsre Buchhändler würden mit General-, Special- und Lokaljournalen, mit praktischen Schriften aller Art genug zu thun bekommen, wenn auch die gelehrte, die Erbauungs- und Unterhaltungsliteratur nur an Geist zu, an Masse aber abnähme, und die jungen angehenden Buchhandlungen würden sich nicht mehr, um nur überhaupt ihren Verlag mit irgend etwas anzufangen, an die elenden Bücherfabrikanten wenden, die ihnen ältere und größere Verlagshandlungen übrig lassen, noch würden sie so gewissenlos, wie es jezt geschieht, Leute zum Büchermachen abrichten, die keinerlei Beruf dazu haben. Die Preßfreiheit würde nicht blos unmittelbar Schriften entstehn lassen, die beim Preßzwang nicht geschrieben werden können, sondern auch und noch weit mehr mittelbar auf den Geist des Publikums und der Autoren wirken und dadurch die ganze Literatur aus dem Sumpf ziehn, in den sie gegenwärtig versunken ist. Mit der Preßfreiheit ist eine gewisse literarische Nationalehre unzertrennlich verbunden, vor der zwar die bitterste Polemik der Partheien, nie aber eine Niederträchtigkeit bestehn kann, die der Nation im Ganzen Schande macht. England und Frankreich haben boshafte, gefährliche, einer schlechten Sache verkaufte Schriftsteller, aber sie machen theils der Nation noch immer durch ihre ausgezeichneten Talente auf gewisse Weise Ehre, theils kämpfen sie auch für die schlechte Sache in einer Sprache und mit Ehrenrücksichten, welche der Stolz und die Kultur der Nation unumgänglich verlangt; diese Schriftsteller, so bös artig sie seyn mögen, sind doch nicht niederträchtig, wie wir in Deutschland sehr viele Schriftsteller nennen müssen, die nicht einmal bösartig sind. Niederträchtig, banausisch, böotisch, philiströs, krähwinklich, bedientenmäßig, feig, gemein, ehrlos, äffisch und hündisch sind die französischen und englischen Schriftsteller nicht, wohl aber viele, nur zu viele deutsche. Unsrer gegenwärtigen Nationalliteratur gebricht es zwar gar nicht an zünftigem und persönlichem Hochmuth, aber erstaunlich gebricht es ihr an Ehre und wahrer männlichen Würde. Wir haben eine Literatur mehr von Greisen, Weibern, Kindern und Juden, als von Männern.

Der neue Meßkatalog enthält denn wieder 3801, sage dreitausend achthundert und einen Verlagsartikel, alles nagelneue Arbeit der lezten sechs Monate. (Der vorjährige Osterkatalog enthielt deren 4028, also ist das Papier nur um fünf vom hundert gefallen.) Scheiden wir davon wieder die ausländischen Kommissionsartikel (368), die erst für die Zukunft versprochnen Werke (360), die Landcharten (114), Musikbücher (33) und Spiele (6) aus, so bleiben 2651 Werke in deutscher und in alten Sprachen, 128 Romane, 32 Schauspiele und 109 Werke in neuern fremden Sprachen, die aber im deutschen Verlag erschienen sind, zusammen 2920 (in der vorjährigen Ostermesse 3162). Schade, daß die Verlagshandlungen der Mehrzahl nach, noch immer nicht die Bogenzahl angeben, sonst hätten wir uns gern die Mühe genommen, darnach die ungefähre Papiermasse von nur je einem Exemplar dieser neuen Meßartikel zu überschlagen. Indeß scheint es, daß diesmal weniger Papier verbraucht worden ist, weil uns eine auffallende Menge kleiner Flugschriften aufgestoßen sind. Diese und die Journale haben zugenommen, dagegen zeigt sich eine Abnahme an größern Werken, bei denen der Name der Verfasser oder der Titel auf etwas Bedeutendes schließen läßt. Wir haben beim aufmerksamen

Durchlesen des Katalogs die Bleifeder, mit der wir uns interessante Artikel anzustreichen pflegen, weniger oft als sonst in Bewegung setzen können.

Die Zeitereignisse haben eine ziemliche Menge größerer, namentlich aber kleinerer Gelegenheitsschriften hervorgerufen. Darunter glänzen vorzüglich das aus dem Englischen übersezte Werk der Lady Morgan über Frankreich und Raumers Briefe aus Paris. Auch sonst ist vieles über Frankreich, Polen, Belgien, Braunschweig, Sachsen, Hessen, und die Schweiz im Druck erschienen, zur Beleuchtung der daselbst vorgefallenen Unruhen, und über Hannover, Bayern, Holstein, zur Beleuchtung dort erhobner Klagen. Unter den politischen Schriften vom allgemeinsten Interesse zeichnet sich besonders Welkers Schrift über die Preßfreiheit aus, ferner die von Eschenmayer über die Abschaffung der Todesstrafe. Auch sind wieder einige neue Naturrechte und Staatswissenschaftssysteme von weniger bekannten Verfassern erschienen, so wie Uebersezungen von Says Nationalökonomie, B. Constants Verantwortlichkeit der Minister, Dupins Unabsezbarkeit des Regenten ꝛc.

Die Geschichtsliteratur bietet wieder einige schöne Erscheinungen dar. Außer den Anfängen oder Fortsetzungen großer historischer Sammelwerke, wie die Geschichte der Europäischen Staaten von Heeren und Ukert, die in J. G. Cotta'schem Verlag erscheinende Bibliothek ausführlicher Völker- und Staatengeschichten, die Politische Bibliothek der wichtigsten neuen Geschichtswerke des Auslandes, die Kabinetsbibliothek der Geschichte ꝛc. sind erschienen, der achte Band von Hammers osmannischer Geschichte, der siebente von Wilkens Geschichte der Kreuzzüge, Hüllmann über den Ursprung der Kirchenverfassung im Mittelalter, Rühle von Lilienstern zur Geschichte der Pelasger, Leos niederländische Geschichten, Buchholz Geschichte Ferdinands I., als neu, ferner in der siebenten Auflage Rottecks allgemeine Geschichte und Uebersetzungen von Bignons französischer, Lingards und Mackintosh englischer, Bottas italienischer Geschichte, von Michauds Geschichte der Kreuzzüge. Unter den Schriften über die neuste Zeit bemerken wir noch Mailaths Geschichte des ungarischen Reichstags, und Schirachs Geschichte des Jahrs 1829.

Die theologische und philosophische Literatur hat einige Seltenheiten dargeboten, z. B. eine neue Auflage der Werke des Jakob Böhme. (Unglücklicherweise ist die vor einigen Jahren von mir angekündigte Ausgabe durch verschiedne Umstände verzögert worden. Nun ist mir ein Andrer zuvorgekommen, und wenn sein Unternehmen glücklichen Fortgang hat, werde ich mich wahrscheinlich darauf beschränken, etwas Kommentirendes über Böhme mitzutheilen, was der Herausgeber gänzlich unterlassen hat.) Auch mit den Schwedenborgischen Uebersetzungen wird fortgefahren. Hr. v. Meyer hat eine zehnte Sammlung seiner Blätter für höhere Wahrheit und das kabbalistische Buch Jezira herausgegeben, ein H. Landau hat über den Genius und Vortrag des Talmud geschrieben, Bulbers über den Zoroaster. Schleiermachers Schrift über die Religion hat abermals eine neue Auflage erlebt und die Stunden der Andacht werden zum funfzehnten Mal und zwar in Einem Bande angekündigt. Vier Kirchenzeitungen existiren allein unter diesem Titel, ungerechnet der großen Menge andrer theologischen Zeitschriften, unter denen sich in neuerer Zeit die „theologischen Studien und Kritiken" hervorthun. Sehr viele Predigten, wir glauben mehr als sonst, sind uns diesmal aufgefallen, namentlich auch mehrere über die Zeitereignisse, die wie linderndes Oel den Sturm beschwören sollen, aber nur als ein Paar Fettaugen im Meßkatalog herumschwimmen. Unter den philosophischen Werken künden sich an eine neue Auflage von Hegels Logik, Franz von Baaders philosophische Schriften, Carus Psychologie, der zweite Theil von Fichtes Leben und Briefwechsel ꝛc.; unter der Erziehungsliteratur eine neue Ausgabe von Campes sämmtlichen Kinderschriften, Glanzows Geschichte der Pädagogik, ein Werk über die Jacotot'sche Lehrmethode ꝛc.

Unter den naturwissenschaftlichen Schriften bemerken wir eine Uebersetzung von Cuviers Thierreich, und mehrere schöne Reisewerke: Crawfurd Reise nach Siam und Cochin-China, Lelewel (des berühmten polnischen Deputirten) Entdeckungen der Karthager und Phönizier auf dem atlantischen Ozean, Mac-Gregors kanarische Inseln, Meinickes Geschichte des westindischen Archipels, Hebers Leben und Nachrichten über Indien, Ermans magnetische Beobachtungen im russischen Asien, Prokesch Erinnerungen aus Egypten und Kleinasien, Burgers Reise nach Oberitalien, mit besonderer Rücksicht auf Landbau und bäuerliche Verhältnisse (ein bisher sehr wenig beachteter Gegenstand), der deutsche Sergeant unter den Garden, Horns Reise durch Deutschland, Ungarn ꝛc. mit Rücksicht auf medizinische und Armenanstalten.

Die Kunstliteratur bietet die vierte und lezte Lieferung des großen Boissereeschen Werks über den Kölner Dom, Rumohrs italienische Forschungen, A. Wendts Hauptperioden der schönen Kunst und ein Werk über Spontinis Wirken in Deutschland dar; die Belletristik: den 8ten Band von Börnes sämmtlichen Werken, die Gedichte von Chamisso, Heines Frühlingslieder, und Nachtrag zu den Reisebildern, ein sassisches Niebelungenlied, sämmtliche Werke der Madame Schopenhauer, gesammelte Novellen von W. Alexis und neue von L. Schefer, sämmtliche Werke von Van der Velde ꝛc. Unter den 128 Romanen finden sich natürlicherweise wieder die meisten bekannten Namen von schreibenden Damen und Herrn, zu deren Unsterblichkeit wir nichts beizutragen hoffen, wenn wir sie auch alle wieder nennen wollten. Neu aufgelegt

sind Bürgers Gedichte und Asmus omnia secum portans. O. L. B. Wolff, der sich schon um deutsche Volkspoesie verdient gemacht, gibt nun auch altfranzösische Volkslieder heraus; auch wird Rabelais übersezt, eine seltne und schäzenswerthe Erscheinung. Von Tiecks Uebersezung des Don Quichote ist die dritte Auflage, und von Schlegels und Tiecks neuer Shakespearübersezung der 5te Band angekündigt.

Reiseliteratur.

Memoirs of the late captain Hugh Crow, of Liverpool, comprising a narrative of his life, together with descriptive sketches of the Western Coast of Africa etc. 8vo. p. 316. London, 1830. Longman and Co.

Haben die Engländer oder auch die Franzosen mehr Liebe als wir für Kunst, Wissenschaft und reisen sie deßhalb mehr als die Deutschen? Nein. Wenn der Engländer das Sandmeer Afrikas durchwandert, so mißt er zwar, welche absolute Höhe über dem Meeresniveau jede Düne erreicht, ergründet aber zugleich die Tiefe des Goldsandes. Läßt er sich von Strömungen und Rennthieren durch Treibeis, über Eisberge nach dem Nordpole ziehn, so vergißt er nicht zu untersuchen, ob man etwa mitten durch Amerika hindurchfahren, die Freistaaten um einen Theil ihres Handels bringen und einen in London ausgesezten hohen Preis gewinnen könne. Reiste ein Franzose zur Zeit der Kaiserherrschaft nach Persien, trozte er den Spionen und Damascenern der türkischen Paschas; reiste derselbe später durch das Kurdenland nach dem kaspischen Meere, so geschah dies nicht blos, um seine anziehenden und gelehrten Reiseberichte herauszugeben, sondern das erste Mal hezte er Persien gegen die Engländer und später trieb er Kaschmir-Schafe von Asien aus bis nach Paris in das Haus des Herrn Ternaux.

Moral: unser Grundsaz, man solle die Wissenschaft wegen ihrer selbst betreiben, ist besser in der Theorie als in der Praxis. Denn, wenn ein deutscher Mineraloge reist, bringt er Juwelen, Gold heim? Er verliert beim Graben seinen lezten Heller und deßwegen machen es ihm so wenige nach. Es ist so weit gekommen, daß die Regierungen unsern Reisenden Geld zu Lohn geben müssen, um die schöne Welt zu sehn; die Engländer reisen auf eigene Kosten und die Regierung zieht Vortheil davon. Will die Wissenschaft schnell fortschreiten, so muß sie sich zuweilen mit dem Interesse verbinden. Die Weltgeschichte dient zum Beweis, und was namentlich die Erdkunde betrifft, so hat das Interesse der Eroberer, eines Alexander oder Cäsar, der religiösen Eroberer, wie bei den mahomedanischen Halbmond- und christlichen Kreuzzügen, endlich das Handels- und politische Interesse noch weit mehr zum Fortschritte jener Wissenschaft beigetragen, als unsre gelehrtesten deutschen Forschungen und als die berliner geographische Gesellschaft, deren erster Grundsaz ist, keine Korrespondenten im Auslande anzunehmen.

Wer gegen meine Behauptung schreiben will, dem will ich ein Mittel dazu in die Hände geben. Ein andrer Reisender würde zum wenigsten verschämt sagen: ich habe moderne Alterthümer in Afrika verkauft, um antike nach Frankreich zu bringen? Crow hingegen, nicht so verschlossen wie unsre Kontinentalen, hat sich auf dem offnen Meere größere Aufrichtigkeit erworben und sagt laut, läßt drucken, anzeigen und verkaufen: Ich Hugh Crow, Schiffer von Liverpool, habe Jahrelang Sklavenhandel getrieben, und bin ein wissenschaftlicher Mann, wer kauft bei Longman und Komp. zu London Skizzen der westlichen Küste von Afrika?

Der Sklavenhandel hat mir Geld eingetragen, thut desgleichen, holt ebenfalls Guineen aus Guinea, und liegt euch die Wissenschaft am Herzen, desto besser, ihr gebt dann nach der Rückkehr einen Bericht heraus. Das englische Gesez hat den Sklavenhandel abgeschafft; das ist unvortheilhaft für den Einzelnen und für ganz England. Durch jenen Handel übten wir uns in der Schifffahrt und bereicherten unsre Ansiedlungen in Ostindien. Wenn ihr human seyd, warum fangt ihr nicht zu Hause an? warum nicht in Irland? Als man den afrikanischen Sklavenhandel abschaffte, traten viele junge Leute in amerikanische Dienste und halfen die Engländer fortjagen. Und ist euer Ziel erreicht? Jener Handel ist in die Hände andrer Völker übergegangen. Ueberdieß dauert in Afrika die Sklaverei fort und die Sklaven sind in Westindien glücklicher als zu Hause in Afrika, glücklicher als mancher Weiße in Europa, den man durch Unterricht an Kultur gewöhnt, um ihn dann einem druckvollen, kulturlosen Leben zu überlassen.

Ja, wenn der Kapitän Hugh Crow Humorist wäre. Allein es ist sein barer Ernst; er lacht nicht, wie der Humorist, den eigenen Gram aus, sondern den Gram des Lesers, der sich über die Art ärgert, wie der Verfasser zu Reichthum und Materialien kam. Sollen wir nun den Kapitän Crow achten wie einen andern, wissenschaftlichen Reisenden? Gewiß nicht, allein es geht in der Wissenschaft wie in der Politik. Die ehrlichen Politiker, die ein Ziel erstreben, müssen sich oft mit Taugenichtsen umgeben, und wer Westafrika kennen will, lese das Buch des Kapitäns Crow.

Vor dem Titelblatt hat er sich zeichnen lassen. Ein Fernglas in der Hand. Er sucht Menschen, die seine Ansicht theilen. Nicht vergeblich. Portugal sezt den Sklavenhandel fort, und England hat tausend Kriegsschiffe!



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 44. — 29. April 1831.

Romane.

(Fortsetzung.)

Eine nicht unfreundliche Erscheinung sind die wieder-aufgelegten ältern und neuern Familienromane, in denen auf idyllische Weise einfache Lebensverhältnisse und einfache Menschen geschildert werden. Zwar ist auch hier die Frage erlaubt: wozu solche Schilderungen der alltäglichen Wirklichkeit, wenn sie nicht zugleich einen höhern poetischen Werth ansprechen dürfen? Zwar kann Shakespeares Schatten auch hier fragen: was kann den Hof- und Kommercienräthen, oder Husarenmajors denn Großes begegnen, was kann Großes denn durch sie geschehn? Allein ich denke, wir müssen froh seyn, wenn diese Leute nur im Kleinen Gutes und nichts Böses thun, denn daß sie existiren und sich in Romanen abspiegeln, können wir ihnen einmal nicht verwehren. Und wenn das lektürebedürftige Publikum sich einmal nicht zur Poesie erheben kann, und Schilderungen der gemeinen Lebensprosa bedarf, so ist es immer sehr gut, daß wenigstens ein Theil dieser Schilderungen Herz und Phantasie der Leser rein erhalten, ihnen nur Bilder des Glücks, der Unschuld, der Tugend, wenn auch nur im Kleinen, vorführen, oder Bilder des Jammers und der Schande nur auf eine so delikate Weise, daß dadurch ein moralischer Zweck nicht nur bezielt, sondern wirklich erreicht wird. Ist dies der Fall, dann können wir dem Inhalt solcher Romane wohl ein wenig Prosa und Alltäglichkeit und dem Ton wohl ein wenig Sentimentalität zu gute halten.

21) Gesammelte Schriften von A. G. Eberhard. Zwanzig Bändchen. Halle, Renger, 1830. — Die Sitte, daß bejahrte Schriftsteller am Schluß ihres Lebens ihre Werke sammeln und dem Publikum noch einmal im Zusammenhange vorlegen, ist recht löblich. Jeder Autor hat ein Recht, sich ganz zu geben, wie er ist, und das Urtheil der Mit- und Nachwelt gewinnt dadurch. Damit indeß die Welt nicht zu sehr ohne Noth mit Papier überschwemmt werde, sollten die alten Herrn sich enthalten, alles und jedes, unbedeutende Korrespondenzen &c. mit aufzunehmen. Wie sehr der selige Matthisson durch Bekanntmachung solcher endloser Korrespondenzen sich lächerlich und unnütz gemacht hat, das haben wir leider schon oft genug zu rügen Gelegenheit gehabt. Eberhard ist so unbescheiden nicht gewesen. Er fügt der Sammlung seine schon früher gedruckten Romane, Erzählungen und Gedichte nur eine kurze Biographie bei; ja er sagt uns in derselben vielleicht nur zu wenig über seine gute alte Zeit, indem er sich mehr in neuere literarische Streitigkeiten einläßt, und wohl zu viel und zu spät über Müllner spricht. Auch viele andere ältere Schriftsteller pflegen mehr von ihren literarischen Gevatterschaften und

Fehden zu erzählen, als von der außerliterarischen Welt, und anstatt uns durch ihre Zeit interessant zu seyn, verlangen sie, ihre Zeit solle uns nur um ihrentwillen interessant seyn. Aber die gelehrte Hofetikette bei Goethe, Jakobi, Bonstetten, Matthisson, der warme Freundschaftskultus bei Johannes Müller, Gleim ꝛc. gehören unter die abgeschmackten Moden, worin die Nachwelt wie von den Perücken, nur noch Notiz nimmt, um darüber zu lachen. Wenn uns diese Herrn also, statt sich die Genüsse ihrer Eitelkeit und wechselseitigen Heuchelei zu rekapituliren, bescheidne und ehrliche Geständnisse thäten und ihre Zeit so schilderten, wie sie wirklich war, nicht wie sie gern wollen, daß sie uns erscheinen soll, so würden wir viel dabei gewinnen, und die alten Herrn selbst würden sich eine Achtung erwerben, die sie durch ihre kindische Eitelkeit sich verscherzen.

Eberhard gehörte immer zu den Bescheidnen, auch damals, als er noch mehr in der Mode war. Seine literarische Stellung nimmt er ein zwischen Lafontaine, dem er in der moralischen und sentimentalen Erzählung an die Seite trat, und Tiedge, dem er in lyrischen Versuchen am nächsten kam. Seine Erzählungen und Romane, worunter Ferdinand Warner, der arme Flötenspieler, der vorzüglichste ist, haben sich beim Publikum größerer Theilnahme zu erfreuen gehabt, als seine Gedichte. Da er edeln Charakter genug besaß, sich nicht in den frivolen Romanton einzulassen, dem Lafontaine in seiner spätern Periode, Kotzebue, Schilling, J. von Voß ꝛc. sich ergaben, und da auf der andern Seite die Romantik nicht sein Geschmack war, die in Fouqué und später in den historischen Romanen um sich griff, so war es natürlich, daß er dem großen Zuge der Mode nicht folgte, hinter dem überhaupt jeder Romandichter früher oder später einmal zurückbleiben muß, und hinter dem auch Walter Scott zurückbleiben wird, denn auch seine Mode wird, vielleicht bald, eine alte seyn. Humanität, reine Moral, Sinn für das idyllische, bescheidne Glück, ein mehr klassischer als romantischer Geschmack, und eine durchgängige Heiterkeit, welche die Gemüthnebel, wenn sie sich in sentimentale Thränen auflösen wollen, glücklich wieder in klare Himmelsbläue auflöst, bilden die geistigen Elemente der vorliegenden Dichtungen.

22) Starke's Gemälde aus dem häuslichen Leben und Erzählungen. Dritte Auflage. Fünf Bände. Braunschweig, Vieweg. — Diese zu ihrer Zeit und noch jezt sehr beliebten Darstellungen sind in der That Muster in ihrer Art, moderne Idyllen im strengsten Sinn des Worts. Nichts ist darin aufgetragen, alles ist gewöhnliche, alltägliche Wirklichkeit, aber der Verfasser hat mit feinem Sinn darin zusammengetragen, was zum Herzen spricht, was wenigstens wie ein Stillleben in der Malerei dem Auge selbst in seiner Unbedeutenheit gefällt. Zwar bestehn jezt viele von den Bedingungen nicht mehr, welche jene Darstellungen so natürlich und wahr erscheinen ließen, denn die politischen und bürgerlichen Verhältnisse haben sich geändert und mancher Familienjammer, manches Familienglück der guten alten engen Zeit ist jezt, da die Lebenskreise wie die Begriffe sich erweitert haben, nicht mehr an der Tagesordnung, allein gerade dieser altmodische Zug gibt den Darstellungen einen neuen Reiz, den Gemälde aus unsrer neuesten Modernität nicht einmal theilen. Wie viel gäb ich nicht zuweilen darum, wenn die Liebhaber in Stücken von Iffland, Jünger, Kotzebue ꝛc. Zöpfe trügen, wie zu der Zeit ihrer Dichter. Manches jezt unnatürlich erscheinende Drama würde dadurch plötzlich Natürlichkeit und einen poetischen Reiz gewinnen. — Starke's Gemälde haben wie die von Iffland einen historischen Werth, weil sie treue Darstellungen ihrer Zeit und namentlich einer Richtung in derselben sind. In Ifflands Stücken spricht sich die altdeutsche Ehrlichkeit und Biederherzigkeit aus, die zwar nicht ohne Zopf und in devoten Formen doch einen tüchtigen Rechtssinn geltend macht. In Starke's Gemälden herrscht dieser Sinn ebenfalls, doch noch milder, weicher, und er ist der wahre Repräsentant jener gemüthlichen Deutschen, die in der langen Friedenszeit nach dem siebenjährigen Kriege im Schooß der Familie, im Betrieb eines kleinen Aemtchens oder Gewerbes, im Genuß einiges Wohlstands und einiger Aufklärung den Himmel auf Erden fanden und denen in ihrem engen idyllischen Kreise alles Große in Natur und Geschichte, Kirche und Staat, Wissenschaft und Kunst wie in romantischer Ferne verschwand oder gar nicht für sie existirte, und denen anfangs auch selbst die französische Revolution nur in der freundlichen Gestalt einer Dorothea erschien, die Goethe andächtig mit einem modernen deutschen Herrmann zusammenthat, ohne Ahnung, daß je eine neue Herrmannschlacht geschlagen und die idyllischen Hütten in Brand gesteckt werden würden.

23) Erzählungen von Therese Huber. Gesammelt und herausgegeben von V. A. H. In sechs Theilen. Erster und zweiter Theil. Leipzig, Brockhaus, 1830. — Ich habe mir sagen lassen, Herr V. A. H., der Sohn der Frau Therese Huber, habe die vermeintlich von mir in meiner Kritik der „Ehelosen" angegriffne Ehre seiner seligen Mutter in Schutz genommen und den Manen derselben meine eigne kritische Ehre zum Opfer gebracht. Dem frommen Sohne sey das alles verziehn. Er leistet einer Privatpflicht, ich einer öffentlichen Genüge. Er ist der Mutter Liebe, ich bin der Schriftstellerin blos Gerechtigkeit schuldig. Ich habe übrigens nie in Abrede gestellt, daß Frau Therese Huber viele ihrer deutschen Nebenbuhlerinnen übertroffen hat. Ihre Charakter- und Sittenschilderungen aus der wirklichen Welt sprechen in der Regel durch ihre große Wahrheit an, während so viele

andere deutsche Schriftstellerinnen nur unmögliche Tugendideale aufstellen, ein abgeschmacktes Hofdamenleben schildern oder gar den Ritt in das alte romantische Land wagen und dabei regelmäßig vom Pegasus abgesattelt werden. Jene Vorzüge der Frau Therese Huber haben indeß nicht gehindert, daß sie, ich weiß nicht in welcher Anwandlung von Geringschätzung unsres armen Männergeschlechts in den Ehelosen den freiwilligen Altenjungfernstand für die höchste Bestimmung ihres Geschlechts erklärte, und Faselein niederschrieb, wie wir sie gerügt haben, wie sie Jedermann in jenem närrischen Roman selber nachlesen kann. Ein Beweis, daß auch beim geistreichsten Weibe, wenn sie sich unter die Männer wagt, immer irgend eine kleine Schwachheit ihr Geschlecht verräth. — Die vorliegenden Erzählungen sind reich an Zügen, die, ohne poetisch zu seyn, doch den Scharfblick der Menschenkennerin verrathen. Die aus ihrer frühern Periode sind auffallend weichlicher und sentimentaler, ich möchte sagen, süßer, während in den spätern mehr Strenge und Säure hervortritt, wie dies wohl bei einem vielbewegten Leben sehr natürlich ist.

24) **Fata Morgana**, Novelle von **Friedrich de la Motte-Fouqué**. Stuttgart, Hoffmann, 1830. — Fouqué, den wir in der Regel immer im Goldharnisch und auf dem Lichtbraunen kourbettiren sehn, empfängt uns diesmal im häuslichen Schlafrock. Die Novelle ist recht freundlich. Ein junger deutscher Enthusiast reist nach Italien, von unwiderstehlicher Sehnsucht getrieben, die Fata Morgana zu sehn und dieses schöne Naturphänomen zugleich wissenschaftlich zu untersuchen. Daheim läßt er seine ehrliche deutsche Geliebte zurück, und angekommen in Messina, wird er durch seine Liebhaberei und durch die Bekanntschaft mit einem wahnsinnigen Fischer in einen ähnlichen Wahnsinn verstrickt, bis er endlich seiner Täuschung inne wird und aus der wunderlichen Phantasiewelt zur Vernunft und zur Heimath in die Arme seines schon um ihn trauernden Mädchens zurückkehrt.

25) **Schloß Sternberg**. Ein Roman von Wilhelm Martell. Zwei Theile. Breslau, Max. — Der Anfang dieses Romans ist äußerst anziehend, und erinnert an Spindlers Bastard. Auch hier wird die Geschichte eines armen, verwahrlosten Knaben erzählt. Des Knaben Vater, ein rauher Gränzjäger, wird von Schmugglern erschossen, der Knabe, Franz, aber von einem Oberförster zu sich genommen und auch von dessen Gebieter, dem Grafen von Sternberg, unterstützt und erhält eine gute Erziehung. Als er groß geworden, kommt er aufs neue in Berührung mit den Schmugglern. Der Mord eines derselben wird ihm aufgebürdet, doch seine Unschuld entdeckt. Zuletzt klärt es sich auf, daß er nur der Pflegesohn des Gränzwächters gewesen, und daß er der verlorne Sohn und Erbe des Grafen von Sternberg ist. Als solcher heirathet er seine Pflegeschwester, die Tochter des Oberförsters. Dieser Schluß ist etwas zu gewöhnlich, während der Anfang des Romans mehr Romantik hätte erwarten lassen. Nur in seltnen, nur in mährchenhaften Fällen, wie bei der Aschenbrödel, macht es gute Wirkung, wenn aus der Magd plötzlich eine Prinzessin, aus dem Hirten oder Jäger ein Prinz oder Graf wird. In andern Fällen dagegen ist die Standeserhöhung nicht das rechte Mittel, den Helden des Romans zu erheben, am wenigsten, wenn er schon durch sich selbst, auch im niedern Stande, uns Interesse einflößt. Ist es nicht eine deutsche Unart, daß man sich Größe nicht ohne Vornehmigkeit denken kann? — Der Roman ist übrigens warm und mit Phantasie geschrieben, und in einigen Details mit so emsiger Redseligkeit, daß wir ein Paarmal uns versucht gefühlt haben, hinter dem Verfasser eine Verfasserin zu suchen.

26) **Adeline** oder Erziehung durch Welt und Schicksal. Zwei Theile. Stuttgart, Franckh, 1829. — Hier haben wir ganz unbezweifelt eine Verfasserin vor uns. Auch dieser Roman hat eine freundliche Physiognomie. Die Heldin, Adeline, Tochter aus geheimer Ehe eines Grafen Hohenstein, lebt als Pflegekind bei ihrer vornehmen Stiefmutter. Diese ist ihrem Gatten untreu, der überdies, in eine politische Verschwörung verwickelt, unter der Last von Unglücksfällen sich und die arme Tochter zu erdrücken scheint, bis alles ein glückliches Ende nimmt. Die Situation des schuldlosen und einfachen Mädchens unter allen Lastern und Gefahren des Hoflebens ist so wahr als ansprechend.

27) **General Graf Hohelm und seine Kinder**. Ein Briefwechsel, gesammelt von **Walden**. Zwei Theile. Hamburg, Perthes, 1829. — Eine Familiengeschichte ähnlichen Inhalts, nur daß hier keine Schuld mit ins Spiel kommt. Graf Hohelm wird unschuldig verfolgt, durch die Liebe seiner vortrefflichen Familie im Gefängniß getröstet und endlich gerettet. Liebe, Güte, Kindlichkeit und alles was das Familienleben Sanftes und Süßes hat, wird in den Briefen des Vaters und der Kinder zur Schau gelegt.

28) **Stolz und Vorurtheil**. Ein Roman, frei nach dem Englischen, von **Louise Marezoll**. Drei Theile. Leipzig, Hartmann, 1830. Ein ehrlicher Engländer bringt seine Tochter an den Mann, trotz aller Adels- und Geldvorurtheile und Ladys, die mit ihren Fraubasereien sich drein legen wollen. Ewig Schade, daß der Roman von einem Engländer, und nicht von einer deutschen Schriftstellerin verfaßt ist. Sonst hätten wir gewiß statt drei Hochzeiten drei Entsagungsgeschichten erhalten, eine Trilogie von drei Romanen in einem, und sechs vom sechsfüßigen tragischen Jambus zertretne Herzen.

29) Das Duett. Ein Roman von Theodor Mundt. Berlin, Dümmler, 1831. Ein junger Assessor in einem Landstädtchen minnet eine berühmte Sängerin, und wie Ritter Albrecht im Donauweibchen von unsichtbarer Musik fortgezogen, verläßt er Amt und Stadt, wird selbst ein Sänger und ist endlich so glücklich, die Prima Donna in seine Arme zu schließen. Ein junger Maler, sein Freund, hat unterdeß die umgekehrte Laufbahn gemacht, den Pinsel weggeworfen und ist — Assessor geworden in dem nämlichen Landstädtchen. Hier finden sie sich wieder, jeder vergnügt mit seinem Loos, und diese artige Wendung schließt das heitre Ganze.

30) Licht und Schatten, in Erzählungen und Novellen von Eginhardt. Erfurt und Gotha, Flinzer, 1831. Sanfte Erzählungen. Ein wahnsinniges Mädchen wird glücklich geheilt und Braut; eine andre kranke Braut findet ihren Bräutigam verwundet, aber sie haben Aussicht auf Genesung und Hochzeit. Alles recht lieb und süß, aber zu bleichsüchtig.

31) Die Familie Treumund oder die Erziehungskünstler. Ein pädagogischer Schattenriß von Moralis. Leipzig, Nauck, 1830. Beweis, daß die Natur mächtiger ist, als die Kunst, das Herz mächtiger als der Verstand. Ein Sohn wird zu sogenannter Vernunft erzogen und nachdem er lange genug vernünftig gewesen, wird er endlich von selber wieder natürlich.

32) Die homöopathische Verschlimmung. Ein romantisches Gemälde von Iwan Asper. Leipzig, Lauffer, 1830. Etwas Aehnliches. Zwei junge Aerzte, Enthusiasten der Homöopathie, wollen die Grundsätze dieser Heilmethode auch auf das gesunde Leben und auf das gesundeste, die Liebe, anwenden, und jeder wählt sich eine Frau, deren Charakter dem seinigen möglichst ähnlich ist. Aber auch hier soll die Natur die Kunst Lügen strafen, denn beide Ehemänner werden höchst unglücklich. Hat der Verf. Recht? Wir glauben, ja wir wissen, er hat sehr Unrecht. Unglück in der Liebe ist allemal eine allopathische Krankheit, die nur homöopathisch geheilt werden kann, eine unnatürliche Verbindung fremder Herzen oder eine unnatürliche Trennung verwandter Herzen. Gleich und gleich ist der homöopathische Grundsatz, und gleich und gleich gesellt sich gern, ist auch das älteste Sprichwort der Liebe. Warum ist dem Verf. nicht die bekannte Geschichte von Servius Tullius eingefallen, der bei der Doppelheirath seiner Kinder allopathisch verfuhr und damit das größte Unheil anrichtete? Dieses alte Beispiel aus der römischen Geschichte ist und bleibt ein Normalfall, dem neuere Psychologen und Romanschreiber nicht widersprechen können noch dürfen. Wenigstens hätte der Verf. unterscheiden, und einerseits Gleichheit oder wenigstens Verwandtschaft der Charaktere, des Herzens, des Temperaments verlangen müssen, andrerseits aber allerdings eine große Verschiedenheit des Talents und der Bildung zugeben können. Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß eine Gleichheit beider Gatten, wobei mehr die Köpfe als die Herzen parallel laufen, sehr gefährlich ist, daher ein Schriftsteller mit einer Schriftstellerin, ein Schauspieler mit einer Schauspielerin rc. in den seltensten Fällen auskommen kann. Allein eben so, wie gleiche Köpfe sich abstoßen, ziehen gleiche Herzen sich an, und da die Ehe immer mehr ein Leben im Gemüth als im Geist ist, so ist Uebereinstimmung des Naturells, Temperaments, Bluts die erste Bedingung, damit das Paar das tempo hatte, was zwischen cholerischen und phlegmatischen, oder zwischen sanguinischen und melancholischen nie möglich ist und die erste und Hauptbedingung einer zufriednen Ehe ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Paris. Unter den neuesten franz. Reisebeschreibungen steht das Werk von Dümont d'Urville oben an. Der mit herrlichen Zeichnungen ausgestattete Bericht kömmt bei Tastu heraus. Die erste Lieferung enthält eine Geschichte der europäischen Entdeckungen in der Südsee; die zweite schildert Australien. Lesson hat zur Ergänzung seines, als Complement zur Cuvier'schen Ausgabe von Buffon erschienenen Berichtes noch zwei andre Bände über seine Weltumseglung herausgegeben, die in ethnographischer Hinsicht merkwürdig sind. Edgar Quinet's de la Grèce moderne (bei Levrault) enthält eine Beschreibung Athens im Frühling 1829: nichts Schrecklicheres als das Elend, in welches die Türken jene Mutterstadt der Kunst und Wissenschaft gestürzt haben. Eines der besten französischen encyklopädischen Werke, der Atlas historique etc. chronologique des litteratures, par Jarry de Mancy, chez Jules Rénouard ist nun vollendet; es ist für die Literargeschichte, was Lesage für die politische. Wer genealogische Studien liebt, lese die 172 Seiten des Précis hist., généal. et litt. de la maison d'Orléans, par un membre de l'université, chez Crapelet; der Verf. sagt, er habe sein Buch schon vor der Revolution angefangen. Ohne von hohem dichterischen Werthe zu seyn, verdienen die Oeuvres posthumes de Girodet (ebenfalls bei J. Rénouard), in Alexandrinern, eine aufmerksame und geduldige Lektüre in ästhetischer Hinsicht. Die Verse Girodet's sind nicht kühner als seine Zeichnungen, er schreibt in Delille'scher Manier. Allein sein Briefwechsel im zweiten Theile und einzelne poetisch-didaktische Abschnitte im ersten sind für Kunstkenner von Interesse. Das Werk enthält inedirte Zeichnungen Girodets und seine ausführliche Lebensbeschreibung.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 45. — 2. Mai 1831.

Romane.

(Fortsetzung.)

An komischen Romanen leiden wir den fühlbarsten Mangel. Einige wenige satyrische werden wir später noch unter den Tendenzromanen erwähnen. Der eigentliche komische Roman aber, der heiter scherzende, ist fast ausgestorben in Deutschland. Die Familien- wie die historischen Romane befleißigen sich durchgängig einer ernsthaften Altklugkeit und steifen Feierlichkeit, bei der die Scherze fliehen, wie Kinder vor dem Orbil. Man scheint sich der Lustigkeit zu schämen und mancher Autor würde erröthen, zu scherzen, wie wenn er eine Unanständigkeit begienge. Und gar die schreibenden Damen? Mit der Miene der Oberhofmeisterin von Olivarez wissen sie sich nicht mehr zu erinnern, je gelächelt zu haben. Und so wie die komischen Romane fehlen uns auch gute neue Lustspiele. Es ist eine triste, prüde, förmliche Zeit, scherz- und herzlos.

33) **Memoiren eines Schornsteinfegers**, herausgegeben von Louis Lax. Drei Bändchen. Aachen und Leipzig, Mayer, 1830. Der Verfasser ahmt Jean Paul nach, und zum Beweise, daß es ihm dazu gar nicht an Witz und Phantasie fehlt, heben wir einige Stellen aus: „Despotische Staaten, mein Prinz, sind Baumannshöhlen, die zwar finster sind, und in denen man leicht anstößt, die aber doch seit Jahrtausenden in ihrer schroffen Starrheit feststehen. Die Tropfen, die darin geweint werden, erweichen den Felsen nicht, und versteinern im Fallen. Ein unumschränkter Herrscher läßt die Thränen der Unterthanen von seinem dekartirten Herzen abrinnen und braucht das Wasser, weniger um sich rein, als dem Volke den Kopf damit zu waschen. — Ihnen gegenüber, mein Prinz, darf man ohne Scheu sprechen, und nicht allein übertrieben — denn das zu Grelle prallt von jedem Menschen ab, weil dieser gern in dem sehr Schlechten das unmögliche Schlechte sieht — sondern auch mäßiges Böse von Ihrem Stande sprechen, für den ja der ohnedies nichts kann, der das Unglück hat, ein geborenes Once et demi zu seyn. — Fürsten, mein Prinz, sind der reine Aether, der Spiritus, der durch den Kolben — Flinten-, oder Destillirkolben — aus der Gährung abgezogen wird. Was niederschlägt ist das Phlegma, nämlich das Volk, das eben darum von dem aufsteigenden Geiste sich so plegmatisch verachten läßt.

Deutlicher, wenn ich bitten darf, erwiderte der Fürst.

So? sagte ich. — Aber auch das, Ew. Durchlaucht. Despoten sind Pappeln, die, hochaufgeschossen, das unter ihnen Liegende übersehen, aber hager, dürr und

unfruchtbar mit den Stechbeeren ihrer langen Wurzelklauen das ganze Erdreich aussaugen, und die Säfte, die ein Kornfeld ernähren könnten, in ihre Krone hinauftreiben lassen. Denn die Völker sind leider dumm und furchtsam, wie die Hasen, (von denen sie sich nur dadurch vortheilhaft unterscheiden, daß sie nicht wie diese, mit offenen Augen schlafen, sondern leztere vielmehr im Wachen zudrücken) — die ewig nur für ihr glattes Fell sorgen, das sogar im Tode noch das wenige restirende Fleisch und Fett anzieht und es in den Pelz schießen läßt. — Hasen und Völker kommen nicht eher in Feuer, als bis ihnen die Haut über die Ohren gezogen ist.

Wie kommt es doch, daß das Theater jezt und erst seit Kurzem, im lieben Deutschland wenigstens — in so unglaublicher Schnelle, wie die Schmarotzer-Pflanze, in die Höhe zu schießen und alles ernste Mark des Stammes, an den es sich lehnt, auszusaugen anfängt? Denn leider ist es ja fast schon dahin gekommen, daß die Bühnenprinzessin mit der Fürstin auf dem Throne auf gleiche Art gepriesen, besungen und triumphirend eingeholt wird; daß die Aufgabe wichtiger geworden ist, einer Tänzerin, als einem Staate, oder einem Kollegium auf die Beine zu helfen; daß der chromatische Lauf einer Sängerin einem ganzen Publikum, wie ein Korkzieher das Gefühl so heraus schraubt, daß es gegen alles Andere gefühllos wird, und — nur Ohr für Eine Stimme, taub gegen den Seufzer der Unterdrückung — seine eigne Stimme vergißt, und sich stumm das Aergste gefallen läßt. So lang es Deutsche gibt, haben sie nicht gewußt, was Maaß ist, und sie waren entweder übertrieben großmüthig, oder erbärmlich klein. Sie lassen sich eine Ewigkeit schlagen, ehe sie sich von der Stelle rühren, auf der sie sich einmal zusammengekauert haben, aber kommen sie einmal ins Rasen, so kann man dafür stehen, daß sie über Schranke und Ziel blind wegsetzen, und, wie jener Tyger im Sprunge nach dem Büffel, dem lauernden Krokodile in den Rachen stürzen. Sie treffen immer eine Elle zu kurz, oder zu weit, und schlagen sie je einmal den Nagel auf den Kopf, so kann man gewiß seyn, daß sie ihn zerschlagen haben. — Auf einmal sieht der gute Deutsche ein, wie schmählich es sey, nach ausgerotteter Leibeigenschaft einen Stand, eine Gesellschaft Künstler, die so gut, so ehrlich wie Andere zum Vergnügen der Menschen beitrüge, — von sich zu speien, und siehe da! er reißt nicht nur alle bestehenden Dämme ein, — was gut war — sondern nimmt auch die Histrionen und noch mehr die weiblichen Geschlechtes auf den Arm, und sezt sie, wie die Tibetaner den Dalai Lama, auf den Thron, und applaudirt, wie jene, zu ihrem Abgange. Sollte morgen das gefährdete Vaterland durch die Größe Eines Mannes gerettet werden, das höchste Verdienst um das Wohl der Menschheit von Einem Bürger ausgehen: wie sehr müßte das unter der Last der Dankbarkeit ächzende Volk wohl seinen Verstand anstrengen, und raffiniren, eine Belohnung auszudenken, die nicht schon von einer Sängerin abgegriffen, von einer Schülerin der Terpsichore in den Staub getreten, von den falschen Thränen einer wattirten Heldin schmutzig geweint wäre?"

Nach diesen Proben läßt sich eins der witzigsten Bücher der neuern Literatur erwarten, und es würde dies auch seyn, wenn der Verfasser in diesem Tone fortgeschrieben hätte. Zu unserm Bedauern aber kommt sein Witz nur zu bald außer Athem und geht, von den ersten Kapiteln erschöpft, in den regelrechten Paßgang der Romanprosa über. Unbegreiflich! Wie kann man aufhören, geistreich zu schreiben, wenn man einmal angefangen hat? Doch die Sache verhält sich so. Der Verfasser führt uns durch ein von Juwelen und Gold schimmerndes Thor, das uns einen arabischen Feenpallast verspricht, in ein bürgerliches Romanfabrikgebäude, und durch Rabatten voll prachtvoll blühender satyrischer Fackeldisteln auf die Gemeinwiese. Der Schornsteinfeger, von dem wir schon hofften, er werde mit dem diable boiteux von Lesage und dem Luftschiffer Giannozzo von Jean Paul das witzige Kleeblatt voll machen, versteht sich durchaus nicht auf die schwarze Kunst und kommt nie zum Gefühl der Erhabenheit seines Standes. Kaum hat er sich ein bischen schwarz gemacht, so wäscht er sich schon wieder ab, und wird Student, Schauspieler, endlich der treue Diener eines abgesezten Fürsten, aber alle seine Satyre hat er im Schornstein zurückgelassen. Statt der witzige Teufel zu seyn, der sich in die tugendhafte, weißgewaschne Welt einschwärzt, spielt er selber den moralischen edlen Jüngling, und der alte Leibkutscher Peters III. kann vom Publikum nicht rührender Abschied nehmen, wie dieser treue Kammerdiener, der doch zu Anfang des Romans seinen Prinzen mit den Sarkasmen bewirft, die wir oben gelesen haben. Wie reimt sich das? — Wir müssen Herrn Lax dringend ermahnen, alle seine Seiten gleichförmig zu brillantiren, oder der Mit- und Nachwelt nicht alles, sondern nur sein bestes zum Opfer zu bringen. — Derselbe Verfasser hat ferner geschrieben:

34) Die Bekehrer, Novelle von Louis Lax. Aachen und Leipzig, Mayer, 1830. — Mag es uns der Himmel verzeihen, daß wir eine Aversion vor den Juden in der modernen Poesie, sowohl vor den edeln als unedeln haben. Vor den alten in der Bibel haben wir allen möglichen Respekt, aber die neuen christelnden, ästhetelnden, liberalisirelnden jungen Hebräer, die ihre langen Vatermörder wie Sauzähne hervorstehn lassen,

gleichsam, um zu zeigen, daß sie mit ihren bärtigen Vätern die Rechnung abgemacht, — diese Renegaten lieben wir nicht. Auch dietet der Kampf zwischen dem verstockten Talmudismus und der Proselytenmacherei in neuester Zeit nur eine politische, aber keine poetische Seite dar. An Martyrerthum ist nicht mehr zu denken, und was sich etwa von poetischen Reizen an die Töchter von Jerusalem knüpft, so muß uns doch der Papa Polkwitzer, und der Schwager Jakob Hersch die Lust verleiden. Es ist da wirklich für die Poesie nicht viel zu machen, außer für die satyrische. Ein sentimentales, rührendes, patriarchalisches, romantisches Judenthum muß man nicht heutzutage in Frankfurt, Hamburg oder Breslau, sondern vor dreytausend Jahren im alten gelobten Lande und in der Bibel suchen, in den Büchern Mosis und der Könige, im Buch Ruth und in den Maccabäern. — Wir fordern nochmals Herrn Lax auf, sein schönes Talent, von dem er Proben abgelegt, mit besserer Auswahl zu kultiviren.

35) Skizzen in der Manier des seligen A. G. Meißner. Herausgegeben von Adolf von Schaden. Vier Sammlungen. Mit dem Bildniß des Verfassers und Titelkupfern. Augsburg und Leipzig, Jenisch und Stage, 1827—1830. — Obgleich wir einen gewissen deutschen Humor, der sich in Titeln ankündigt, wie: schnurrige Originalanekdoten, Original-Feenmährchen, moralisch-psychologisch-homöopathische Original-Erzählung ꝛc. nicht gerade für das Summum des guten Geschmacks halten, so fehlt es doch dem Verfasser nicht an ächter guter Laune und mancher seiner Schwänke ist derb und gut à la Don Quichote und Gil Blas und hat uns aufrichtig lachen gemacht, das Einzige, was wir verlangen können. Im Ganzen sind die kurzen Anekdoten besser als die längern Erzählungen. Das Ländlich-Sittliche und Lokale hat uns besonders angesprochen. Adolf von Schaden ist der Repräsentant einer gewissen Lustigkeit, die wir wohl ausschließlich die bayrische nennen dürfen. Nicht Jedermann diesseits der Donau und des Lech ist auf diesen Ton der Lustigkeit gestimmt, aber item, wenn man nur lustig ist. Es lebe die Lustigkeit! kann man in diesen traurigen Zeiten nicht laut genug schreien.

36) Der schwäbische Landjunker in Bayeriens Haupt- und Residenzstadt. Humoristisch-romantisches Original-Sitten-Gemälde unsrer Zeit. Von Adolf von Schaden. Neue Auflage, mit einem Kupfer. Augsburg und Leipzig, Jenisch und Stage, 1830. — Diesmal hat sich der Verfasser in der Originalität seines Gemäldes doch etwas versehn, denn es ist wirklich nur eine Kopie, und zwar der Reise nach Braunschweig von Knigge, eines Buches voll Witz, das beste, was Knigge je geschrieben. Wie in diesem ächten Original, so läßt Adolf von Schaden auch in der Kopie einen ehrlichen Landmagnaten mit seinem einfältigen Sohne in die Hauptstadt reisen, um deren Herrlichkeiten zu sehn, und sie müssen eben so viele hinderliche Abentheuer bestehn. Der Amtmann Wanmann Knigges und sein Valentinchen ist hier der schwäbische Landjunker und sein Sohn; der Reisegefährte, Ehrn Schottenius, die Dorfgelehrsamkeit, ist hier ein mitreisender Ludimagister; und selbst die holde Meta ist nicht vergessen, und auch nicht der Offizier, der sie entführt. Wir müssen aber das Kniggische Original um vieles vorziehn, schon deßwegen, weil es original ist. Warum hat der Verleger jener meisterhaften Reise nach Braunschweig nicht schon längst daran gedacht, dieses Buch, das nie seinen Werth verlieren kann, das immer aufs neue ergözt, neu aufzulegen? Unsre komische Literatur hat wenig besseres producirt.

37) Erzählungen. Die Vielgeprüfte und der Doppelgänger von A. v. Schaden. Gera, Heinsius, 1831. — Die Vielgeprüfte hat uns aufrichtig gejammert. Sie glaubt ihren Geliebten todt und heirathet einen andern. Da kommt der todtgeglaubte zurück und ihr Mann, der darüber eifersüchtig wird, bringt in einem Anfall von Tollheit sein eignes Kind um, und ermordet sich dann selbst. Da sie unterdeß hört, daß ihr alter Geliebter eine Andre geheirathet, verlobt auch sie sich zum zweiten Mal, aber ihr Bräutigam stirbt an einem Sturz vom Pferde. Ihr alter Geliebter hat nicht geheirathet, ist aber dennoch zum dritten Mal für sie verloren, weil er erschossen wird. Endlich, um das Maaß voll zu machen, bleibt auch ihr einziger Sohn im Kriege. — Die zweite lustige Erzählung hat uns besser gefallen. Ein junger Mann, der einem andern sprechend ähnlich sieht, wird mit demselben verwechselt, und muß für dessen tolle Streiche büßen, schnappt ihm dafür aber auch seine schöne Braut weg, die ihn anfangs für ihren alten Bräutigam hält, und nachher, als sie den Irrthum entdeckt, damit zufrieden ist und jenen Wildfang laufen läßt, der sich auf andre Weise entschädigt. Es ließe sich ein gutes Lustspiel daraus machen.

38) Die Schlittenbekanntschaft. Eine komische Geschichte von Fr. Laun. Leipzig, Nauck, 1830. — Menschen und Begebenheiten sind von zu gewöhnlichem Schlage, als daß sie ächt komisch wirken könnten, wie in Romanen von Sterne, Smollet, Jean Paul. Das Komische liegt daher mehr nur in der Sprache des Verfassers, die in der That viele witzige Gedanken darbietet. Einige derselben würden Jean Paul oder Börne oder Heine

wahrscheinlich noch weiter ausgesponnen haben z. B. „Ich unterließ nicht, manche Idee von eigner Schöpfung unter uraltem Namen einzuschwärzen. Das geschah besonders mit meiner Darstellung des großen Umfangs der menschlichen Freiheit, selbst unter dem beschränkendsten Regierungssysteme, die ich, ich weiß nicht mehr, ob dem Pufsendorf oder dem Grotius, zur Last legte. So schätze man, meinte ich, die Freiheit des Athemholens, welche einem noch in der schlechtesten Verfassung garantirt werde, lange nicht genug und legte die Annehmlichkeit desselben dar, an einem so milden Wintermittage, mitten aus der Schneedecke heraus, und die noch weit beträchtlichere, wenn der Mai alles mit seinem grünen, buntgestickten Blumenteppiche belegt habe. — Ich sah deutlich, wie derjenige Theil des Schlittenpersonals, welcher sich wach erhalten hatte, jedes nach seiner Weise, lauter aufathmete und sich des angerühmten Genusses versicherte. — Von da nahm ich den Flug in eine weit kühnere Freiheit, die darin besteht, eine Menge, den Andern ganz unschädliche, Dinge ins Werk setzen zu können. So sey es allenthalben, wo Hunde und Katzen nicht vielleicht schon an sich zu den unerlaubten Dingen gehörten, Jedermann unbenommen, sich einen Hund oder eine Katze oder wohl gar ein Pferd, ja wohl auch mehrere zu halten, wenn man die Taxen bezahle, die etwa darauf gelegt wären. Einen Stock könne man ebenfalls tragen. Es verstehe sich mit den gehörigen Restriktionen, wie denn die guten Sitten, die überall eine Stimme behalten müßten, bei Aufwartungen, die vornehmen Herren zu machen wären, das Mitbringen von Stöcken, oder gar Hunden, nicht gut hießen. In der Kleidung aber könne einer, vermöge des Rechts seiner natürlichen Freiheit, zumal wenn er nicht solche Aufwartungen oder kirchliche und andere Feste vorhätte, bei denen gewisse Vorschriften gälten, besonders creditiren und auf seinem Rechte bestehend, selbst in der absurdesten Tracht den höchsten Staatsoberhäuptern keck unter die Augen treten. Natürlich auf die Gefahr hin, wenn mans zu toll mache, für einen Narren geachtet zu werden. Allein auch das sey ja ein unbestreitbares Menschenrecht, ein Narr zu seyn, wenn man es wolle, sobald kein Nachtheil für Andere daraus erwachse.

Ich hatte den Satz durchgeführt, und erfreuete mich wirklich des ziemlich allgemeinen Applauses. Nur beispielsweise hieng ich noch eine Menge Dinge an, wie die Freiheit, langsam oder geschwind, vorwärts oder rückwärts zu gehen, zu stehen oder zu sitzen oder zu liegen. Mit einem Worte, ich hatte die außerordentliche Summe menschlicher, durch keine Staatsgewalt, sondern etwa einzig durch besondere Verhältnisse oder Beziehungen, zu beschränkender Freiheiten dergestalt herausgehoben, daß meine andächtigen Zuhörer ganz berauscht wurden, von dem süßen Gefühle ihrer Freiheit, als der Schlitten vor dem Wirthshause hielt."

Ein artiges Thema in der That, zu dem aber der Autor noch viel reichere Noten hätte setzen dürfen. Jean Paul hätte gewiß ein neues Freiheitsbüchlein darüber geschrieben.

39) Die Rache des Amor. Eine Gallerie von Nachtstücken in Teniers Manier. Von Basilius Falco. Zwei Abtheilungen. Gera, Heinsius, 1831. Ein launiger Roman voll Krähwinkliaden und Studentenstreiche in Prätzels und Langbeins bekannter Manier und in Tableaux, die man schon von Ramberg gestochen vor sich zu sehn glaubt. Schade daß man für den deutschen John Bull noch immer nicht den rechten Ausdruck gefunden hat. Der deutsche Michel ist etwas zu bäuerlich, um auf die Honoratiorenwelt angewandt zu werden; Philister ist ein gar zu willkührlicher und fremder Name; Schildbürger, Krähwinkler ist zu lokal. Unter dem englischen John Bull denkt man sich einen ehrlichen, groben aber kräftigen und zu Zeiten wilden Stier; unter dem deutschen kann man sich denken Hund, Schaaf, Esel, Schwein, oder alles beisammen. Immer spielen seine Eigenschaften aus dem Kräftigen ins Kriechende und Niederträchtige, und aus dem Ehrlosen ins Dumme und Gemeine. Doch, daß wir uns nicht an der Nation versündigen! Alles Schlechte an uns wurzelt nur in unsrer Nichtnationalität, ist nur Unart und Aussatz der politischen Kinderkrankheit, der jede Nation in ihrer Entwicklung unterworfen ist.

40) Schellenklänge. Schertze, Schwänke, Glossen und Satyren. Ein Büchlein für unbefangne, lachlustige Leser. Von Wilhelm Schumacher. Berlin, Enslin. — Wie der Titel sagt, lustige Schwänke, die sich größtentheils in niedrer Sphäre halten, z. B. Sonnenaufgang eines Schneidergesellen, Vermählung Peters mit der Seilerstochter (dem Galgenstrick), Stundengesang des Nachtwächters von Rummelsburg ꝛc. Nicht übel ist folgende kleine Geschichte: „Steffen nahm sich ein Mädchen zur Frau. Als Braut war sie holdselig und im Umgange leutselig. Steffen fühlte sich dabei glückselig. Als sie seine Frau war, ward sie ihm zu redselig, und es däuchte ihm der Umgang mit ihr mühselig; bald fieng sie auch noch an Verse zu schreiben und wurde dadurch schreibselig. Steffen wurde darüber erst trübselig, dann armselig, und starb fromm und ergeben, um — selig zu werden."

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 46. — 4. Mai 1831.

Romane.

(Fortsetzung.)

Wir wollen nun einige Sammlungen vermischter Erzählungen und Novellen betrachten, die, zum Theil schon geschichtlichen Inhalts, uns zu den historischen Romanen hinüberführen werden.

41) W. Alexis gesammelte Novellen. Erster und zweiter Band. Berlin, Duncker und Humblot, 1830. Ich kann dem Verfasser eine kleine Sünde wider den heiligen Geist (der Wahrheit), die er in der Vorrede begangen, um so weniger ungerügt hingehn lassen, als er trotz seines mir gegebenen Versprechens noch keine Anstalt gemacht hat, seinen Irrthum öffentlich zu widerrufen. Er wäre das der Wahrheit und dem ehrenden Vertrauen, das ich in ihn gesezt, wohl schuldig gewesen. Wenn man in die Welt hineinschreibt, das, was ich gesagt, sey falsch, so lasse ich gern der Polemik ihren Lauf; wenn man aber schreibt, ich habe etwas gesagt, was ich durchaus nicht gesagt habe, so muß ich gegen die Entstellung meiner Worte protestiren, um so mehr, wenn die Entstellung von einem Schriftsteller ausgeht, den man seiner Tendenz nach unter die wohlwollenden, und seinem Talent nach unter die beliebten zu rechnen pflegt. Willibald Alexis sagt in der Vorrede Seite VI, er „benutze diese Gelegenheit ein Wort über die Gattung (der Romane und Novellen, im Gegensatz gegen Epos, Drama und Lyrik) zu sprechen, gegen eine vorgefaßte Meinung, welche selbst von geistreichen Kritikern vertheidigt wird, und im gebildeten Publikum auch unter ächten Freunden der Poesie Anhänger findet. Diese Anfechter, unter denen — — — Wolfgang Menzel einen bedeutenden Platz einnimmt, werden nicht durchdringen: schon daß ihre Abneigung sich weniger offen ausspricht, als in unwilligen Aeußerungen, beweist, daß sie gegen einen Strom kämpfen, der bereits mächtiger ist, als ihr Verdict. — Es sind die, welchen die neuere Novellenliteratur eine Abirrung von der Poesie dünkt. Ich möchte sie die lyrischen Kritiker nennen. Als einmal alle Poesie aus der deutschen Dichtung zu verschwinden drohte, erhob sich die lyrische Opposition gegen die Nüchternheit des Geschmacks, und die romantische Schule erfocht einen glorwürdigen Sieg. Sie benuzte ihn zu Diktatorsprüchen; Die und Jene wurden allein für Dichter erklärt; Andere, die bis dahin in der Werkeltagsmeinung der Kompendien dafür gegolten, wurden mit einem Mal als Dichter annullirt, weil ihnen das eine Etwas fehlte. Die Begeisterung mußte aus einem Quell fließen, jeder Dichter mußte ein Naturdichter seyn, und die Poesie dachte man wenig anders als einen Seelenrausch, eine Trunkenheit der Gefühle. Kaum daß man damals dem Witz sein Recht ließ; kaum, daß Viele mit dem Gedanken sich vertrugen, auch ein Lustspiel sey

eine Dichtung. Welche Mühe gibt sich noch Schlegel, es in seiner Dramaturgie für die Poesie zu vindiciren. Die strenge Zeit ist milder geworden, die Schule ins Leben übergegangen. Sie hat erkannt, daß Farben noch kein Gemälde sind, daß zur Dichtung die Gestaltung gehört, daß die romantische Lyrik wohl Poesie, aber nicht allein Poesie ist, und daß die Phantasie, vom Geiste, vom Verstande verlassen, nicht die Gedichte schafft, welche Momente für die Ewigkeit bleiben. Die gerettete Poesie hat sich wieder ganz mit dem Leben verschwistert. Davon sprechen die Dichter, die in allen Nationen jezt aufgestanden und anerkannt sind. Davon spricht namentlich der weitausgedehnte Beifall, den die englische reale Poesie, metamorphosirt aus der blanken baaren Küchenwirklichkeit eines Fielding in eine sonnenhelle historische Wahrheit durch Scott neuerdings errungen. Der angeschlagene Ton aus Schottland hallt wieder in Westen und Osten, nicht vermöge überwiegender Genialität des Ersten, der ihn traf, sondern vermöge innerer Nothwendigkeit. Auch der Schalksdämon, der die Gardinen von den Heiligthümern des herkömmlich Bewunderten fortzieht und einen Blick thun läßt in die überall thätige Werkstätte des Egoismus, — auch er zeugt, wie die Dichtung mit und im Leben wandelt. Daher die ungemeine Theilnahme in ganz Europa an des Amerikaners Irving Tableaux, deren dichterische Tiefe sie ihnen kaum verschafft hätte. Wie viele wandeln hinter, neben ihm. Endlich, ein Mann, selbst einst der thätigste, der gefeyertste jener romantischen Lyriker, L. Tieck, dichtet Novellen, in denen das baare Leben unserer Häuser und Straßen vorkommt, wo unsere Handwerker und unsere Titulirten, unsere Gelehrten und unsere Künstler auf ebenem Boden gehen, reiten, Treppen steigen, — Novellen, in denen unsere täglichen Interessen, selbst die von Kapitalien, eine Rolle spielen, und Witz und Verstand eben so viele Rechte haben, wie sonst in seinen Dichtungen die grüne Natur und die katholische Phantasie. Diese Rechte, eingeräumt der lebendigen Wirklichkeit, sind unsere lyrischen Kritikern ein Aergerniß. Mehr oder minder deutlich lassen sie merken, daß sie die neuere Novellendichtung nicht für Poesie achten, die nämlich, wo nicht mehr das Individuum und seine Gemüthswelt die Hauptsache ist, sondern der Kreis des Universums, mit dem es in Berührung tritt. Unzufrieden mit dem Leben, gelten ihnen nur die für Dichter, welche sich aus demselben herausheben. Daher das unmäßige Lob, welches von dort den Liederdichtern erschallt; daher die Anpreisung aller, die nur je einmal aus frischer Kehle gesungen.“

Und so geht die schöne Litanei fort, in der Willibald Alexis mich belehren will, während er sie fast wörtlich — aus meiner Schrift über die deutsche Literatur entlehnt hat, worin ich genau die nämlichen Ansichten zu Gunsten der zu gering geachteten Romane und Novellen gegen die sich überschätzenden Lyriker ausgesprochen habe, wie dort Jedermann nachlesen kann. In demselben Sinn habe ich mich auch jederzeit im Literaturblatt ausgesprochen, und weit eher als Willibald Alexis habe ich die Trennung der Poesie vom Leben verdammt, die innere Verbindung beider gefordert. Dies war gerade das Princip, von welchem ich in meiner deutschen Literatur ausgegangen bin, und welches ich im Literaturblatt unausgesezt befolgt habe. Mit dieser Idee steht und fällt meine ganze Kritik, sie ist mit meinem literarischen Namen unzertrennlich verbunden, und ich bin von der Gegenseite oft genug darum bekämpft worden. Und nun liest mir Herr Willibald Alexis den Text aus meinem eignen Buche und ertheilt mir väterliche Lehren, deren eigentlicher Vater ich selbst bin. Was insbesondre Walter Scott betrifft, so habe ich mich unter dem Titel: Walter Scott und sein Jahrhundert bei Eröffnung des Literaturblatts 1827, also schon vor länger als vier Jahren, in einem langen Aufsatz über ihn ausgesprochen, und darin zwar die unzweifelhafte Langweiligkeit des berühmten Schotten gebührend getadelt, aber den historischen Roman, wie den Roman überhaupt, als die unserm Zeitalter am meisten angemessene poetische Form, und als die wirksamste und wichtigste poetische Gattung anerkannt, und dies Urtheil habe ich bei jeder Gelegenheit wiederholt, so daß, wenn man auch nur oberflächlich meine Schriften liest, über meine Meinung in dieser Hinsicht kein Zweifel obwalten kann.

Doch ich will die Sache nicht ernster nehmen als sie ist. Ich könnte Herrn Willibald Alexis fragen, ob er vielleicht, da ich einigemal seine eignen Romane und Novellen gelind getadelt, unschuldigerweise geglaubt hat, ich tadle alle Romane? Ich könnte ihn fragen, ob es vielleicht Leute in Berlin gibt, die öfters meiner Meinung sind, die aber doch diesmal andrer Meinung waren, und deren Meinung er nun unschuldigerweise mit zu den meinigen rechnet? Doch er mag sich das alles selbst beantworten, ich habe nie mehr von ihm verlangt, als daß er einmal des Irrthums überführt, denselben auch öffentlich eingestehn und sich nicht den ehrenrührigen Vorwurf zuziehn solle, wissentlich eine Beschuldigung auf mir haften zu lassen, die mich wenigstens bei einem Theil des belletristischen Publikums, das vielleicht nur das seinige und nicht auch das meinige ist, in Mißkredit sezt, und mir Sottisen aufbürdet, die ich nie begangen.

Kaum wäre dieses Falsum eines übrigens gutmüthigen Dichters, der nur zu viel spricht und zu wenig denkt, der Erwähnung werth, wenn es eine blos vereinzelte Erscheinung wäre, wenn es nicht daran erinnerte, daß die zahlreichen literarischen Klatschbuden, in ihrer Redseligkeit und bei ihrer gänzlichen Gehörlosigkeit, das Publikum in eine einzige große, weitläuftige, endlose Lüge verstricken. In Berlin, Leipzig, Dresden (und wo nicht

noch?) wimmelt es von Schreibern, die nichts thun und können, als schreiben.

Schreibend schreibet im Schreiben geschriebene Schriften der Schreiber.

Hegelsche absolute Schreiber, Schreiber an und für sich, Schreibernichtse, nichts von nichts für nichts schreibend, schreiben sie doch immerfort, und wie Lichtwehr in seiner schönen Fabel von den Spielern sagt: Sie hören nicht, sehn nicht, riechen nicht — sie spielen! so kann man von ihnen sagen: sie sehn nicht, hören nicht, riechen nicht — sie schreiben! Sie haben keinen Körper und keine Seele, außer der, die in der Federspule steckt. Was um sie vorgeht, sie achten es nicht; was andre schreiben, sie lesen es nicht; was sie selbst geschrieben haben, sie wissen es nicht mehr, denn sie schreiben nur immerfort. In dieser Duselei schreiben sie ein ganzes Leben lang und füllen ungeheure Papiermassen; als ob die Menschheit nicht zu retten wäre, wenn nicht alles Papier beschrieben würde. Rastlos auf und ab fliegen die Federn, hast du nicht gesehn, hopp, hopp, in sausendem Galopp! Wer fällt, er falle! nicht umgeblickt! Haben wir gestern gelogen, wer denkt an gestern, wir lügen heute wieder, und morgen ist es wieder vergessen. Am Ende war alles nur ein langer wüster Traum. Aber Calderon sagt, man soll auch im Traum wahr seyn, auch im Traum nicht verläumden!

Dies beiläufig. Sollen wir über die Leistungen des Herrn Willibald Alexis ein Urtheil fällen, so geht dasselbe dahin: Sein Talent steckt mehr in der Hand als im Kopfe. Er schreibt eine geläufige, zuweilen sogar schöne Prosa, aber es fehlt ihm die originelle Erfindungskraft. Er hat daher auch von jeher nur andere Dichter nachgeahmt, Callot-Hoffmann, Tieck, Walter Scott. Die beiden ersten hat er nie erreichen können, sein Humor ist stets kümmerlich und affektirt geblieben, und wenn er auch zuweilen sein kühles Wesen zu erhitzen gesucht, ist es doch unter dem Wärmegrad geblieben, in dem Tieck sein inneres Feuer ermäßigt und gedämpft. Besser ist es ihm mit Walter Scott geglückt, dessen ziemlich treue Nachahmung möglichst wenig Geist erfordert. W. Alexis hatte die Freude, zu erleben, daß sein Waladmor, den er für eine Uebersetzung nach W. Scott ausgab, eine Zeitlang wirklich dafür gehalten wurde, und dieser literarische Schwank begründete seinen Ruf. In der jüngsten Zeit hat er (in der Reise nach Skandinavien und in kritischen Aufsätzen) sein Sprachtalent in der Nachahmung Goethes zur Vollendung zu bringen getrachtet, d. h. in der Nachahmung des spätern, ceremoniösen, die Gedankenlosigkeit des Alters in den zierlichsten Phrasenpapilloten frisirenden Altmeisters, woran weiter nichts auszusetzen ist, als daß Willibald Alexis nicht Goethe, der junge Mann von dreißig Jahren nicht der Nestor der deutschen Literatur ist, daß daher, was bei Goethe sehr natürlich und verzeihlich ist, bei Willibald Alexis affektirt und altklug erscheinen muß.

42) Miszellen von Karl Immermann. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1830. — Das Talent des Herrn Immermann hat sehr viel Verwandtschaft mit dem des Herrn Willibald Alexis. Wie dieser schön in Prosa, so schreibt jener schön in Versen, aber einer hat so wenig Originalität als der andre, und beide schwanken beständig zwischen den Nachahmungen andrer Dichter. Man vergleiche darüber, was ich schon früher über Immermanns Gedichte und Trauerspiele in diesen Blättern gesagt. In den Manieren andrer Dichter befangen und damit abwechselnd, hat sich Immermann noch nicht zu einer eignen Manier erhoben. Das vorliegende Werkchen enthält die schelmische Gräfin, ein kleines Lustspiel, nach einer bekannten Anekdote in der Manier Kotzebues bearbeitet, ein Pendant zu Kotzebues Beichte; ferner zwei Erzählungen in Prosa. Die erste. Ein reicher Baron liebt ein armes Mädchen, die zu seinem Hause gehört, und sie liebt ihn, aber eine zarte Scham läßt sie zu keiner Erklärung kommen. Da ist endlich ein Maler bei der Hand, der malt die Geliebte des Pygmalion und jenes junge Mädchen muß ihm dazu sitzen, versteht sich in aller Dezenz. Im Nebenzimmer seufzt der Baron laut nach Liebe, das Mädchen horcht, hört, daß sie gemeint sey, und springt, gleich der Statue des Pygmalion, vom Postament herab, ins Nebenzimmer und in die Arme dieses baronisirten neuen Pygmalion. Ich möchte mir diese Erfindung nicht zur Ehre anrechnen, wenn sie die meinige wäre. — Die zweite Erzählung ist eine Ehestandsgeschichte, die eine traurige Wahrheit enthält. Schuld erzeugt Mißtrauen, Mißtrauen Eifersucht und Eifersucht verräth die Schuld. Warum hat Immermann diesen richtigen und tragischen, so viel uns bekannt ist, auch neuen Gedanken, nicht lieber dramatisch behandelt?

43) Sagen und romantische Erzählungen von Ludwig Rellstab. Drittes Bändchen. Berlin, Laue, 1829. — Auch Herr Rellstab gehört zu den guten Stylisten, denen der erfindende Geist nicht so zu Gebote steht, wie die Feder. Indeß zeichnet ihn vor vielen andern eine gewisse natürliche Wärme aus. Wenn er in seinen musikalischen Novellen Callot-Hoffmann und Tieck nachahmt, so ahmt er doch noch mehr als ihre Formen nach, nämlich auch ihre warme begeisterte Liebe für Musik.

44) Novellen von August Lewald. Erster Theil. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1831. — Der Verfasser, der, wie es scheint, hier zum ersten Mal auftritt, besitzt ein schönes Talent der Darstellung, und

wir wünschen nur, daß er es immer an würdigen Gegenständen üben möchte. Dies ist bei der ersten und lezten der hier vorliegenden Erzählungen nicht ganz der Fall. Der Held der ersten kommt auf eine in der That gezwungne und unwahrscheinliche Weise mit Napoleon in den seltsamsten Situationen desselben in Berührung, und unter andern auch in der eckelhaften Ohnmachtsscene bei einer berühmten Schauspielerin, die skandalöseste Scene unter allen, welche die skandalöse Chronik von Napoleon erzählt. Wäre dies alles humoristisch, satyrisch behandelt, so gienge es wohl an. Da dies aber nicht der Fall ist, können wir der Sache keinen Geschmack abgewinnen. Die lezte Erzählung dreht sich um einen Wortwiz. Ein General verlangt einen Solofänger und man schickt ihm einen Solosänger. Dergleichen ist der Erzählung nicht werth. — Das beste in der Sammlung ist der *Familienschmuck*, eine wahr seyn sollende Geschichte. Ein griechischer Fürst gibt auf der Flucht durchreisend, seinen kostbaren Familienschmuck einem Frankfurter Juden in Verwahrung, der ehrlich genug ist, ihn nicht zu veräußern, obgleich Niemand kommt, ihm die dafür dem Fürsten geliehene kleine Summe wiederzuerstatten. So geht der Schmuck auch auf die Nachkommen des Juden über, bis eine schöne Tochter des Hauses sich, von Eitelkeit und Liebe zu einem fremden Grafen verblendet, nicht enthalten kann, beim Fest der Kaiserkrönung in Frankfurt auf dem Maskenball, mit dem reichen Schmuck geziert, sich unter die hohen Gäste zu mischen. Doch auf dem Heimweg in derselben Nacht wird die Unglückliche ermordet und der Schmuck ist auf geheimnißvolle Weise verschwunden. Erst lange nachher entdeckt es sich, daß der Graf, ein Nachkomme des rechtmäßigen Besitzers jenes Schmucks ihn rauben ließ, aber auf dem Todbette seinem Sohne befahl, ihn dem unschuldig ermordeten Mädchen ins Grab zu legen. „So ward ihr endlich die Krone zu Theil, nach der sie so sehnlich im Leben gestrebt hatte.“ — Das *Geheimniß* ist eine eben so romantisch-schauerliche Mordgeschichte, und wie dort die schöne Jüdin mit der Juwelenkrone so spielt hier eine verlarvte Braut, deren Anblick, als sie sich entlarvt, den Bräutigam tödtet, die Hauptrolle. Solche moderne Mährchen, wie sie namentlich Callot-Hoffmann eingeführt hat, verfehlen nie, die Phantasie der Leser zu ergreifen, und in di'ser Manier kann der Verfasser sehr glückliche Fortschritte machen, besonders wenn er das humoristische Element dabei nicht außer Acht läßt. — *Rousseaus Canarienvogel* ist eine kleine idyllische Anekdote aus dem Leben Jean Jeacques.

45) *Ulla, die Schetländerin und andre Erzählungen von Agathe ****. Quedlinburg und Leipzig, Basse, 1829. — Aehnliche Erzählungen, romantisch, schauerlich, mährchenhaft. Die erste, Ulla, enthält einige hübsche Naturschilderungen, indem sie die nordischen Schetlandsinseln und Italien kontrastirt. — Eine schottische Dame hat die italienische Geliebte ihres Sohns gewaltsam von ihm gerissen und diesem eine andre Gemahlin gegeben. Seine Tochter kommt später nach Italien und wird dort die Braut eines vermeinten Grafen, der aber ein Sohn jener verstoßnen Italienerin und ein Räuberhauptmann ist. Edler als diese Rache des Schicksals ist die Versöhnung des Schicksals in der folgenden Erzählung, die mit dem Familienschmuck von Lewald viel Aehnlichkeit hat. Ein Glöckner raubt aus Armuth die Edelsteinkrone, womit Perchta, Gräfin von Orlamünde, in der Gruft geschmückt ist, und um die Todte gleichsam dafür zu entschädigen, nimmt er sie als Pathe für seine Tochter und tauft diese nach ihrem Namen. Diese junge Perchta wird später die Geliebte eines Grafen von Orlamünde, und seine Mutter, die anfangs die Mesallianz nicht zugeben will, wird durch ein Traumgesicht, in der ihr die Todte erscheint, dazu bewogen. Als aber das junge Brautpaar die Gruft der Todten öffnet, da findet sich der Schmuck wieder, denn der alte Glöckner, längst verschollen, ist aus Indien heimgekehrt mit reichen Schätzen und hat die Todte mit einer neuen Krone geschmückt. Die übrigen Erzählungen sind weniger unterhaltend. Die lezte, die Geschichte eines Mädchens, die aus Indien nach England reist, sich dort verliebt, und dann wieder ihrem Bräutigam nach Indien nachreist, um ihn daselbst krank zu finden und am Hochzeittage zu verlieren, ist rührend genug, wenn sie wahr ist, hat aber kein eigentliches poetisches Interesse.

46) *Leben und Träume*. Eine Sammlung von Erzählungen, Sagen und Gedichte. Herausgegeben von G. W. *Zimmermann*. Bamberg, Dresch, 1831. Größtentheils freundliche Familiengeschichten und ländliche Idyllen. Daß es dem Verfasser nicht an Phantasie fehlt, mag folgendes anmuthige Bild darthun: „Kommst du wieder, süßer Frühling? Ja du lächelst wieder, du schreitest mit Jünglingsschritt an den Bergen auf und ab, wie ein frischer rosenwangiger Tyroler, der in die Matten und auf die Almen steigt. Auf dem Kopf trägst du einen grünen, mit Veilchen und Schneeblüthen geschmückten Hut; du bist angethan mit einer bunten Jacke und hast vor der Brust einen gewaltigen Strauß. In der einen Hand hältst du einen Vogelbauer mit singenden Vögeln, in der andern einen Korb mit buntblumigen Teppichen gefüllt, auf welchen glänzend rothe Ostereyer uns entgegenwinken. So schreitest du frisch daher, pfeifst muthig hinein in die blaue reine Luft und breitest lustig deine Teppiche vor uns aus.“ — Unter die modernen Familiengeschichten hat sich auch eine Sage geschlichen, von einem Soldaten, der in einen Esel verwandelt worden. Diese Sage ist dem Apulejus nachgebildet, aber weder so keck noch so geistreich, wie das antike Original.

(Die Fortsezung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 47. — 6. Mai 1831.

Romane.

(Fortsetzung.)

47) Sämmtliche Schriften von C. F. van der Velde. Erster bis neunter Band. Rechtmäßige und wohlfeile Taschenausgabe. Dresden und Leipzig, Arnold, 1830. Van der Velde bildet den Uebergang zwischen unserem Fouqué und dem großen romantischen Agitator von Schottland, und wenn er nicht alle ihre Eigenthümlichkeiten theilt, so verbindet er doch so ziemlich die Vorzüge, welche jene beide nur einzeln besitzen. Man darf unbedenklich Fouqué mehr Poesie zugestehn als Walter Scott, während dieser gehaltener und männlicher ist und nie ins Berliner Kindischthun fällt, wie der goldgeharnischte deutsche Freiherr. Van der Velde nun ist ebenfalls poetischer als Scott, und ebenfalls gehaltener als Fouqué. Schon daß er in der Wahl der romantischen Gegenstände sich eben so oft an die Sagenwelt, als an die historische Zeit wendet, ist ein Beweis, daß es ihm weniger um die Genremalerei geschichtlicher Beschreibungen, als um ein wirklich ächtes poetisches Interesse zu thun ist, welches leztere er auch in historischen Darstellungen geltend zu machen weiß. Er beschäftigt die Phantasie auf eine angenehme Weise und wir dürfen ihn in jeder Hinsicht einen guten Erzähler nennen, in dem Sinn, wie es im Orient eine ganze Klasse von Erzählern gibt. Obgleich redselig, wie es einmal die Erzähler seyn müssen, fällt er doch nie in die unerträgliche Breite der Engländer, und so vieler deutschen Walter Scotte; und besonders müssen wir an ihm loben, daß er die Mährchenwelt oder romantische Vorwelt nicht blos als müßige Dekoration zur Seite und in den Hintergrund stellt und den Vordergrund mit einem ganz modernen Liebespaare und Zubehör anfüllt, wie so viele historischen Romanschreiber thun, die den Herrmann Lange von Lafontaine nur in einem Harnisch und die Taute der Madame Schopenhauer in ein Nonnengewand stecken und dann den alten Kinderbrei für einen historischen Roman ausgeben. — Die vorliegenden Theile enthalten: Asmund Thorsklingurson, der Flibustier, die Trude Hiorba, Gunima, die Tatarenschlacht, Axel, Prinz Friedrich, die Eroberung von Mexiko, der Maltheser — fast durchgängig Gegenstände, die schon an sich poetisch sind, und denen des Verfassers glückliches Erzählertalent ein einfaches, bequemes und gefälliges Gewand geliehen hat. Möchten doch so viele unsrer neuern Erzähler ihn in der Wahl von guten Stoffen zum Muster nehmen, denn daran fehlt es ihnen vorzüglich, und die Erfindung ist, wie wir aus so vielen Beispielen in unsern jährlichen Romankritiken dargethan haben, gerade das Schlechteste in den meisten neuen Romanen und Novellen, während die Sprache und hin und wieder auch die Ma-

lerei Lob verdient. Was hilft ein guter Styl, wenn er an elende Erfindungen, an unnatürliche und unpoetische Charaktere und Situationen verschwendet ist? Selbst die edelste Klassicität des Styls vermag einen gemeinen Gegenstand nicht zu heben, während schöne Sagen und Geschichten sich auch in unvollkommner Erzählung lange und ewig erhalten. Unsre Erzähler dürfen aber wahrlich um Stoff nicht verlegen seyn. Die alte Sagenpoesie, die Geschichte und die Reisebeschreibungen bieten ihnen noch unermeßliche Schätze roher unbearbeiteter Poesie dar, gediegenen Goldes, das nur auf die Façon wartet. Wem die Genialität der eignen Erfindung mangelt, kann hier immer noch viel Dank als bloßer Bearbeiter erwerben.

48) Sämmtliche Schriften von A. von Tromlitz. Erstes bis dreizehntes Bändchen. Dresden und Leipzig, Arnold, 1829 — 1830. Die meisten Romane von Tromlitz spielen in dem Zeitalter der Reformation, (Franz von Sickingen) Heinrichs IV. (Fleurettes Denkmal) und des dreißigjährigen Krieges (Pappenheimer, Rittersinn, der Page des Herzogs von Friedland), und Darstellungen aus diesem Zeitalter gelingen ihm auch am Besten. Er ist der poetische Wouvermann, der Maler der Schlachten und Pferdegruppen, der wallonischen und spanischen Kriegs- und Hoftracht, und dergleichen malt er brav. Mit diesen Bildern einer rauhen und wilden Zeit kontrastirt aber wunderlich die Sprache des Dialogs, in welchem Tromlitz die moderne Süßlichkeit Fouqués und Lafontaines nachahmt. Die lieben süßen Mädchen unter den altfränkischen Riegelhäubchen und mit dem großen Schlüsselbund am Gürtel plaudern gerade so mondsüchtig und altklug, als wären sie in einer modernen Pensionsanstalt verzogen worden, und die sonnverbrannten Partheigänger des dreißigjährigen Krieges, die das Kind in Mutterleibe nicht schonten, flüstern wie die schriftstellernden Lieutenants in unsern Residenzen. Freilich hat Tromlitz ein edles Motiv, er ist ein Damenschriftsteller, er muß also zärter als zart mit zärtester Zärtlichkeit den Anstand beobachten. Aber dann erscheint es wieder wunderlich, daß er gerade die Kriegsgurgeln der rohesten und sittenlosesten Zeit zu schildern unternimmt. Doch vielleicht ist es auch nicht wunderlich. Hat doch schon Goethe gesagt, wenn man die Damen sicher gewinnen wolle, müsse man sowohl anständig als auch unanständig seyn, und vom Schein martialischer Frechheit süß eingeschreckt, welche Dame widerstünde der fußfälligen, handküssenden, liebeflehenden Wirklichkeit? Wenn Tromlitz schreibt, was vielen Damen gefällt, so thut er wohl daran. Auch uns, obgleich wir nichts vom Gewissen einer Dame in uns spüren, gefallen die dreißigjährigen Schnurrbärte besser, wenn sie fein höflich sind, als die glatten Gesichter von heute, wenn sie unartig seyn möchten und nicht das Zeug dazu haben.

49) Neuer Novellenkranz von Wilhelm Blumenhagen. Erster Band. Braunschweig, Vieweg, 1829. Blumenhagen ist Tromlitz nahe verwandt. Auch er gefällt sich und gefällt andern am besten in Darstellungen aus dem Zeitalter der Reformation. Auch er weiß die alten Schlachtrosse, Pickelhauben und Schnurrbärte, die Bürgermeister mit Pelzrock und schwarzem Barett, die frommen Töchter mit silberbeschlagnen Gebetbüchlein recht nett zu malen, und hält dabei mit Gewissenhaftigkeit auf den steifen und ehrbaren Ton jener Zeit. In Darstellungen aus der neuern Zeit ist er weniger eigenthümlich. Uebrigens würden wir wahrscheinlich mehr an ihm haben, wenn er nicht so breit, so viel und so patriotisch schriebe. Er hätte sich auf weniger, aber ganz mit Fleiß und Liebe ausgeführte Darstellungen beschränken sollen, statt jährlich alle Taschenbücher mit neuen Novellen anzufüllen. Und was seinen braunschweigischen Patriotismus betrifft, so sollte er bedenken, daß heute und alle Tage Braunschweiger Wurst dem Publikum am Ende den Magen verdirbt.

50) Erzählungen und Novellen von C. von Wachsmann. Zwei Bändchen. Leipzig, Brockhaus, 1830. Mit Recht sagt der Verfasser in der Vorrede, im historischen Roman dürfe der Poesie nie auf Kosten der historischen Wahrheit gedient werden, erst müsse der Dichter die Geschichte, dann erst das Poetische darin auffassen. Dies ist die erste Bedingung des historischen Romans und das, was ihn von andern Romanen unterscheidet, denn überall sonst ist in den Romanen das Geschichtliche nur das Zufällige, in dem historischen Roman aber das Wesentliche, und wenn auch dies Geschichtliche immer poetisch seyn soll, so muß doch auch das Poetische geschichtlich seyn, wenn der Roman ein historischer heißen soll. — Der Verfasser hat sich nun auch alle Mühe gegeben, seiner Regel nachzukommen, und seine meisten Darstellungen zeichnen sich durch frappante Eigenthümlichkeit des Costumes und der Dekoration, der Natur- und Sittengemälde aus, die noch überraschender und angenehmer auf die Phantasie wirken, da sie unter einander stark kontrastiren. Das erste Gemälde zeigt uns alte Templer und Sarazenen unter dem glühenden Himmel des Palmenlandes und im Zeitalter des Saladin (sehr ähnlich dem Walter-Scott-Auffenbergischen Löwen von Kurdistan); das zweite läßt uns unter demselben Himmel auf den hohen Minarets die dreifarbige Fahne und Bonaparte in Aegypten erblicken; das dritte führt uns in die reizenden Gefilde Italiens und läßt uns daselbst mit friedlichen Damen reisen; das vierte versetzt uns nach Spanien mitten unter die Guerillas des Empecinado; das fünfte in die englische Revolution an Cromwells von neuern Dichtern nur zu oft besuchten Hof; das sechste endlich in die Leipziger Schwedenschlacht und zu Gustav Adolfs Tod. Durch-

gängig führt den Pinsel eine warme Phantasie und mit Vergnügen rechnen wir diese Erzählungen zu den wenigen bessern, die unter der Masse so vieler schlechter erscheinen. Doch ist der Verfasser seinem eignen Grundsatz nicht immer treu geblieben und hat einigemal die geschichtliche Wahrheit, oder wir wollen nur sagen Möglichkeit, hintangesezt, um einen poetischen Effekt hervorzubringen. Dies ist namentlich in der ersten Erzählung der Fall, in welcher ein Eremit vorkommt, der auf der Grenze zwischen dem christlichen und arabischen Gebiet, umringt von beständigen Streifzügen und Raufereien, sich eine bequeme Wohnung eingerichtet und darin das Bild seiner ehemaligen Geliebten ausgestellt hat, vor welchem der Greis noch im späten Alter Götzendienst treibt. So viel nun auch solche greise Narren in Romanen vorkommen, so hat es deren doch in der Wirklichkeit niemals gegeben, am wenigsten damals; auch war die Malerei damals noch nicht so weit oder diente wenigstens nicht so sentimentalen Zwecken, und endlich ist es völlig unbegreiflich, warum der verliebte Graukopf seine Boutique gerade auf einer so gefährlichen Stelle aufgeschlagen hatte, wo er nothwendig alle Tage gestört werden mußte. — In der zweiten Erzählung prophezeiht ein junges Mädchen dem General Bonaparte und seinen Gefährten ihr künftiges Schicksal. Dergleichen sollten sich die Dichter nie erlauben, man muß niemals schon geschehene Dinge prophezeihen lassen, denn das Wunderbare hat dann alle Wirkung verloren oder bringt, wenn es noch eine machen will, eine ganz entgegengesezte hervor.

51) Diorama. Herausgegeben von Archibald. Magdeburg, Creutz, 1830. Einige Gedichte, eine versificirte kleine Posse und vier historische Erzählungen von verschiednen Verfassern. Eine oder die andre glauben wir früher schon in Almanachen gelesen zu haben. Die drei ersten Erzählungen sind ritterlich-zärtlichen Inhalts aus dem galanten Zeitalter Heinrichs IV., aus dem Hofleben Christians des Bösen von Dänemark und aus den Kreuzzügen. Die vierte, die uns am besten gefallen hat, schildert Scenen aus dem preußischen Soldatenleben vor und nach der Schlacht bei Jena.

52) Hortensien, Erzählungen aus geschichtlichen Quellen von Julius Graf von Soden. Mit einer Abbildung. Nürnberg, Riegel und Wießner, 1829. — Auf dem Titelkupfer steht der starke Rauber abgebildet, der Günstling Kaiser Maximilians II., von dem noch jezt die Raubergasse in Wien den Namen bewahrt, ein Mann, dessen Bart länger war als sein Körper, und der an Riesenkräften alle seine Zeitgenossen übertraf. Der Verfasser beweist, daß er mütterlicherseits von diesem Rauber abstamme, und erzählt nun die größtentheils schon bekannten Anekdoten von der ungeheuern Stärke seines Ahnherrn, namentlich das Abentheuer mit dem Juden und mit dem Spanier. Der leztere war sein Nebenbuhler und es galt die Hand des schönsten Fräuleins. Auch der Spanier war wegen seiner außerordentlichen Stärke berühmt. Sie rangen, und es gelang Rauber, seinen Gegner in einen Sack zu stecken. Unter den übrigen kleinen Erzählungen dürfte die von dem Juden, der als Baron verkleidet eine reiche Straßburgerin entführt, die unterhaltendste seyn.

53) Pantheon. Eine Sammlung vorzüglicher Novellen und Erzählungen der Lieblingsdichter Europas. Herausgegeben von mehreren Literaturfreunden. 13ter bis 23ster Band. Stuttgart, Hoffmann, 1830. Wir haben früher schon die Idee dieser Sammlung gebilligt, sofern darin Auszüge aus größern Romanen gegeben werden, aus Romanen, die, wie die meisten englischen, erst dann schmackhaft werden, wenn man das Wasser davon abdampfen läßt. Wir erhalten hier die Beichte von Janin, ein treffliches Werk, über welches wir später ausführlicher reden werden, die Napoleon zugeschriebne Novelle Giulio, die Scuderi von Hoffmann, Romanauszüge aus dem Russischen, Italienischen und Englischen von Bulgarin, Bertoletti, Cooper, Sporschill, ferner Novellen von Fouqué, Rochlitz, L. Schefer, W. Alexis, G. Döring, und von Damen Charlotte von Ahlefeld, Elise von Hohenhausen, Wilhelmine von Gersdorf. Statt mancher der leztern würden wohl mehr Auszüge aus größern fremden Romanen besser am Platze gewesen seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erdkunde.

Narrative of discovery and adventure in Africa, from the earliest ages to the present time, by Professor Jameson, James Wilson Esq. and Hugh Murray Esq. Edinburgh, 1830, Oliver and Boyd. bildet den zweiten Theil von Edinburgh Cabinet Library.

Die Engländer sind bekanntlich ein originelles Volk, in Allem, also auch im Studium der Erdkunde. Wenn wir in Deutschland uns mit fremden Gegenden bekannt machen wollen, so bestehlen wir alle Bücher, welche je in der Welt über diese Gegenden erschienen sind; der ori-

zinelle Engländer dagegen hat dazu nicht Geduld und besucht, um die Welt kennen zu lernen — die Welt! Heimgelangt, schreibt er sein Tagebuch und Niemand kauft es, um die Wahrheit daraus zu lernen, sondern blos, um es selbst mit auf die Reise zu nehmen und zu sehn, ob der Verfasser die Wahrheit gesagt hat. Im Grunde ist diese Art zu studiren sehr expeditiv: der Reisende kömmt auf dem Postwagen und Dampfschiffe hurtiger von der Stelle, als die Bücher auf dem Frachtwagen, und während uns Deutschen die Bücher so viel Geld kosten und zumal die Reiseberichte, die fast alle aus dem theuren England kommen, spart der Britte sein Geld, indem er die wohlfeile Welt bereist.

Der Schuster jedoch bleibe bei seinem Leisten. Es scheint nun einmal, wir sind nicht zu Reisebeschreibern geschaffen und die Engländer nicht zu Geographen. Es gibt Ausnahmen, doch sehe man nur, was dabei herauskömmt, wenn es Engländern, Schotten sogar, einfällt, ein geographisches Handbuch zu verfassen. Man weiß wohl gar in Deutschland noch nicht, wie expeditiv sich die Leute auch hierbei benehmen. Anstatt Hülfsbücher von der Fremde kommen zu lassen und während der Frachtwagen fährt, einkehrt, Zoll erlegt und visitirt wird, anstatt während dieser langen Frist die respektiven fremden Sprachen zu lernen, miethet der Geograph Uebersetzer in London oder Edinburg, wo möglich in Paris, und läßt sich nach einem vorgeschriebenen Schema Auszüge machen. So entstehen die meisten geographischen Schulbücher Londons, Edinburgs, Glasgows; die Bearbeiter schütten ihre Brühe hinzu, und so kann auch vorliegendes Buch über Afrika entstanden seyn. Der Uebersetzer macht Auszüge aus allen Büchern, die man ihm ins Haus schickt; der Bearbeiter läßt von den theuer bezahlten Materialien des Steinbruchs kein Atom unbenutzt; dann widerspricht natürlich eine Seite der andern, und man muß nach Afrika, oder wenigstens nach Deutschland reisen, um zu wissen, welcher der beiden Seiten man Glauben beimessen soll.

Wenn sich blos die verschiedenen Kapitel widersprächen, so könnte man denken: für das eine hat blos Hr. Jameson zu stehn, für das andre Hr. Wilson oder Hr. Murray; sie arbeiteten gemeinschaftlich wie in Paris die Vaudeville-Schreiber; wem der Text nicht gefällt, der höre die schöne Ouverture, die schönen Couplets. Aber die Verfasser haben sogar die einzelnen Kapitel, die einzelnen Seiten zusammen gearbeitet. Da mochte denn der eine sagen: in meinem Auszuge steht, Afrika ist ein einförmiges, monotones Land, wie dies auch in unsern besten deutschen Werken über Afrika steht; und der andre mochte sagen: meinem Auszuge zufolge ist Afrika ein von den auffallendsten und überraschendsten Kontrasten strotzendes Land. Ich sehe den Herrn Professor Jameson einerseits, andrerseits die beiden Esquires wie ereiferte Advokaten gegen einander über stehn, der eine plaidirt für die Langweiligkeit Afrikas, die andre Parthei findet darum den Welttheil desto schöner, und wie eine englische Jury dürfen sie einen Satz nicht zum Tode verurtheilen, als wenn Alle einstimmig sind. Sie werden es nicht, und stellen beide Sätze in die Einleitung. So gehts, wenn man Vaudevilles und wissenschaftliche Bücher zusammen schreibt.

Nachdem aber die erwähnten drei Gelehrten ihr Buch über ganz Afrika, worin kein Wort über Aegypten, Nubien, Abyssinien und die Berberei vorkömmt, zusammengeschrieben hatten, mußten sie zu den Auszügen auch ihre eigene Brühe hinzuthun und redigirten unter andern folgenden weisen Satz:

„Afrika im Verhältniß zu seiner Lage auf der Karte bildet ein umfassendes Festland, das fast in dem Mittelpunkte der Erde liegt und die große Landstraße des Ozeans versperrt. Seine Küsten bilden die hauptsächliche Mauer gegen einen direkten Verkehr zur See zwischen den entferntesten Erd-Enden. Könnte Afrika aufhören zu existiren, so würde dadurch für den Verkehr zwischen den andern Festländern eine große Leichtigkeit entstehn, und es würden sich eine große Menge Kanäle für den Handel eröffnen.“

Jeder Einzelne unsrer drei Verfasser hätte vielleicht ein leidliches Buch schreiben können; wenn aber drei Menschen zusammen arbeiten, neutralisirt der Eine des Andern Verstand. Der Eine verspricht in vorliegendem Buche, er werde Afrika in seinem ursprünglichen Zustande schildern, wie es aus der Hand von Mutter Natur hervorging; man sollte denken, das Buch werde also der Bildung afrikanischer Flußsysteme, deren Einförmigkeit allerdings einen Kontrast gegen die andern Erdtheile bildet, besondere Aufmerksamkeit schenken. Ganz und gar nicht; sonst weitläufig und mit vollem Munde, speist der Mitarbeiter die afrikanischen Ströme auf einer halben Seite ab.

Dieser Band gehört zum Edinburger Cabinet Library, zu einer Encyklopädie. Stimmt der einzelne Band so sehr mit sich überein, welche Harmonie wird erst zwischen ihm und den andern Bänden herrschen?



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 48. — 9. Mai 1831.

Literargeschichte.

Heute, da wir den Todestag Schillers feiern, wollen wir zwei neue Schriften betrachten, welche höchst interessante Erinnerungen aus seinem Leben enthalten und mit wenigen Ausnahmen das Beste sind, was bisher über das Leben des großen Dichters erschienen ist.

1) Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt. Mit einer Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung von W. v. Humboldt. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1830.

Beide Briefsteller lebten zu Anfang der neunziger Jahre zusammen in Jena in sehr vertrautem Verhältniß und korrespondirten später hauptsächlich in Betreff der Horen, an denen Herr von Humboldt mitarbeitete. Ein bedeutender Theil ihres Briefwechsels ist verloren gegangen. Was davon übrig ist und hier vorliegt, hat auf uns einen weit angenehmeren Eindruck gemacht als der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, denn nicht nur Wilhelm von Humboldt äußert sich offner gegen Schiller, als Goethe gethan, und bietet uns insofern einen Gedankenreichthum dar, den wir bei dem Weimarer Korrespondenten fast immer nur voraussetzen müssen, sondern auch Schiller selbst äußert sich unbefangener.

In den einleitenden Worten bezeichnet Herr von Humboldt unsern Schiller folgendermaßen: „Dies Dichtergenie war auf das engste an das Denken in allen seinen Tiefen und Höhen geknüpft, es tritt ganz eigentlich auf dem Grunde einer Intellektualität hervor, die Alles, verknüpfend, zu einem Ganzen vereinen möchte. Darin liegt Schillers besondere Eigenthümlichkeit. Er forderte von der Dichtung einen tieferen Antheil des Gedankens, und unterwarf sie strenger einer geistigen Einheit; letzteres auf zwiefache Weise, indem er sie an eine festere Kunstform band, und indem er jede Dichtung so behandelte, daß ihr Stoff unwillkührlich von selbst seine Individualität zum Ganzen einer Idee erweiterte. Auf diesen Eigenthümlichkeiten beruhen die Vorzüge, welche Schiller charakteristisch bezeichnen. Aus ihnen entsprang es, daß er, das Größeste und Höchste hervorzubringen, dessen er fähig war, erst eines Zeitraums bedurfte, in welchem sich seine ganze Intellektualität, an die sein Dichtergenie unauflöslich geknüpft war, zu der von ihm geforderten Klarheit und Bestimmtheit durcharbeitete. Diese Eigenthümlichkeiten endlich erklären die tadelnden Urtheile derer, die in Schillers Werken, ihm die Freiwilligkeit der Gabe der Musen absprechend, weniger die leichte, glückliche Geburt des Genies, als die sich ihrer selbst bewußte Arbeit des

Geistes zu erkennen meinen, worin allerdings das Wahre liegt, daß nur die intellektuelle Größe Schillers die Veranlassung zu einem solchen Tadel darbieten konnte.

Ich würde es für überflüssig halten, zur Rechtfertigung dieser Behauptungen in eine Zergliederung der Schillerischen Werke einzugehen, die jedem zu gegenwärtig sind, um nicht, welches auch seine Meinung seyn möchte, die Anwendung selbst zu machen. Dagegen ist es vielleicht dem Leser des Briefwechsels angenehm, wenn ich mit Wenigem zu entwickeln versuche, wie diese meine Ansicht von Schillers Eigenthümlichkeit zugleich und besonders durch meinen Umgang mit ihm, durch Erinnerungen aus seinen Gesprächen, durch die Vergleichung seiner Arbeiten in ihrer Zeitfolge und den Nachforschungen über den Gang seines Geistes entstand."

Wenn man indeß bedenkt, daß auch bei andern unsrer Dichter, zum Beispiel ganz entschieden bei Lessing, der Gedanke vorgeherrscht hat, so dürfte diese Charakteristik wohl nicht vollkommen hinreichen, Schiller von andern Dichtern zu unterscheiden. Seine Eigenthümlichkeit scheint mir weit mehr in einer innigen Verschmelzung der Poesie nicht mit dem Intellektuellen, sondern mit dem Moralischen, in seiner Begeisterung für das Edle, Großmüthige, Sittlich-Schöne zu liegen. Hierin und hierin allein kommt ihm kein andrer Dichter gleich, während z. B. Jean Paul viel reicher an Sentenzen und abgerissenen Gedanken, Lessing und Tieck reicher an einer ein ganzes Dichterwerk durchdringenden Geistigkeit sind. Ja ich möchte beinah sagen, Schillers Intellektualismus war sein Fehler. In seinen Gedanken liegen alle seine Mängel, nur seine Moral ist schön, nur sie ist es, die wir immer als ein Heiliges bewundern, und die im Volk eine so hinreißende Macht übt. In seiner Begeisterung für Recht und Freiheit, Ehre und Vaterland, für alles Reine und Heilige, Edle und Große sympathisirt die Jugend, sympathisirt der bessere Geist im Volk mit Schiller, und diese Begeisterung gehört, ehe sie noch in Gedanken sich aussprach, einem unterhalb der Oberfläche der Reflexion liegenden tieferen moralischen Gebiet, dem Tiefinnersten des Menschen an, das auch wieder jedem andern Menschen näher liegt, als das Gebiet des ausgebildeten Verstandes, daher Schiller von jeher weniger den Verstandesmenschen als der großen Masse der Gemüthsmenschen und der Jugend zugesagt hat.

Die Briefe selbst führen uns in das literarische Treiben der neunziger Jahre lebendig ein. Wir wollen nur eine recht bezeichnende Stelle citiren aus einem Briefe von H.: „Ramler habe ich wieder einmal nicht gefunden. Meyer ist, wie ich von sicherer Hand weiß, schon vor Michaelis zu Beiträgen aufgefordert worden. Er hat aber zu einem Bekannten von mir hernach geäußert: „Sie hätten ihn neulich in Jena sehr kalt aufgenommen, und wenn Sie Beiträge wünschten, hätte er erwartet, daß Sie sich unmittelbar an ihn wenden würden." Bei so bewandten Umständen habe ich es für besser gehalten, ihn nicht weiter zu beunruhigen, und habe ihn nicht besucht. Mit so vornehmen Herren ist es schlimm umzugehen. Eben dieser Meyer hat auch geäußert, er habe Ihnen die Idee zum Geisterseher gegeben. Daraus ist denn freilich begreiflich, warum Sie, da Sie wahrscheinlich das Erhaltene verbraucht haben, keine Fortsetzung liefern können. Er ist eigentlich der Herausgeber des Archives der Zeit und zugleich Verfasser der meisten Aufsätze darin. In den letzten Stücken ist unter dem Titel: „Flüchtiger Anblick der deutschen Literatur" etwas über Wieland und Goethe, wovon mir beim Blättern das letzte recht gut schien. Es ist von ihm selbst.

Gentz, der sich Ihnen vielmals empfiehlt, und auch noch immer etwas zu liefern verspricht, hat mir das Posseltsche politische Journal bei Cotta überaus gelobt. Er erklärt es geradezu für das beste jetzt. Ich habe ihn gebeten, es, wo möglich, in der A. L. Z. zu recensiren, und er hat es mir versprochen, wenn er es nur bekommen könnte. Sie könnten ja wohl machen, daß es ihm bald angetragen würde. Es würde für Cotta gewiß vortheilhaft seyn."

Sehr charakteristisch und das ganze Wesen Schillers bezeichnend ist die Art, wie er sein Gedicht „die Ideale" gegen Hrn. von Humboldt vertheidigt: „Was Sie über die Ideale urtheilen, daß ihnen Stärke und Feuer fehlt, ist sehr wahr, aber es wunderte mich, daß Sie es mir als Fehler anmerken. Die Ideale sind ein klagendes Gedicht, wo eigentlich Gedrängtheit nicht an ihrer Stelle seyn würde. Auch kenne ich unter Altem und Neuem aus diesem Genre nichts, dem Sie nicht eben diesen Vorwurf machen könnten. Die Klage ist ihrer Natur nach wortreich, und hat immer etwas Erschlaffendes, denn die Kraft kann ja nicht klagen. Ueberhaupt ist dieses Gedicht mehr als ein Naturlaut (wie Herder es nennen würde) und als eine Stimme des Schmerzens, der kunstlos und vergleichungsweise auch formlos ist, zu betrachten. Es ist zu subjektiv (individuell) wahr, um als eigentliche Poesie beurtheilt werden zu können, denn das Individuum befriedigt dabei ein Bedürfniß, es erleichtert sich von einer Last, anstatt daß es in Gesängen von anderer Art vom innern Ueberfluß getrieben dem Schöpfungsdrange nachgibt. Die Empfindung, aus der es entsprang, theilt es auch mit, und auf mehr macht es, seinem Geschlecht nach, nicht Anspruch. Indessen begreife ich wohl, daß es auf Sie diese Wirkung haben mußte, weil Ihre Tendenz mehr auf das Energische und den Gedanken, als auf das Rührende geht, nur hätte ich geglaubt, daß, nachdem Sie dieser Wirkung nachgedacht, Sie den Grund in der Gattung selbst finden würden."

Dies zeigt, dünkt mich, ziemlich klar, wie bei Schiller immer, selbst bei seinen sententiösen Gedichten, ein tieferes Gefühl dem Gedanken zu Grunde lag. — Noch merkwürdiger ist folgende Stelle eines andern Schillerschen Briefes: „Denken Sie sich den Genuß, lieber Freund, in einer poetischen Darstellung alles Sterbliche ausgelöscht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen — keinen Schatten, keine Schranke, nichts von dem Allem mehr zu sehen. — Mir schwindelt ordentlich, wenn ich an diese Aufgabe — wenn ich an die Möglichkeit ihrer Auflösung denke. Eine Scene im Olymp darzustellen, welcher höchste aller Genüsse! Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüth nur erst ganz frei und von allem Unrath der Wirklichkeit recht rein gewaschen ist; ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ätherischen Theil meiner Natur noch auf einmal zusammen, wenn er auch bei dieser Gelegenheit rein sollte aufgebraucht werden. Fragen Sie mich aber nach nichts. Ich habe blos noch ganz schwankende Bilder davon, und nur hie und da einzelne Züge."

Auch folgende Worte Schillers sind sehr charakteristisch: „Fr. Schlegels Abhandlungen über die griechischen Frauen, die er mir heute geschickt, habe ich zwar nur flüchtig durchlesen. Verbessert hat er sich in dieser Arbeit merklich, obgleich eine gewisse Schwerfälligkeit, Härte und selbst Verworrenheit ihn, wie ich fürchte, nie ganz verlassen wird. Der Aufsatz geht Sie und Ihre Lieblingsarbeiten von zwei Seiten sehr nahe an, und hätte auch Ihnen sollen vorbehalten bleiben. In der Sache selbst hat er mich nicht bekehrt. Die griechische Weiblichkeit und das Verhältniß beider Geschlechter zu einander bei diesem Volk, so wie beides in den Poeten erscheint, ist doch immer sehr wenig ästhetisch und im Ganzen sehr geistleer. (Daß es Ausnahmen gab, obgleich wenige genug, ist natürlich.) Im Homer kenne ich keine schöne Weiblichkeit; denn die bloße Naivität in der Darstellung macht es noch nicht aus. Seine Nausikaa ist blos ein naives Landmädchen, seine Penelope eine kluge und treue Hausfrau, seine Helena blos eine leichtsinnige Frau, die ohne Herzenszartheit von einem Menelaus zu einem Paris übergieng, und sich auch, die Furcht vor der Strafe abgerechnet, nichts daraus machte, jenen wieder gegen diesen einzutauschen. Und dann die Circe, die Calypso! Die olympischen Frauen im Homer sind mir noch weniger weiblich schön. Daß die bildende Kunst schöne Weiber hervorbrachte, beweist nichts für eine schöne innere und äußere Weiblichkeit in der Natur. Hier war die Kunst schöpferisch, und ich zweifle nicht, daß ein griechischer Bildhauer, wenn er mit seinem ganzen Kunstsinn in Circassien gelebt hätte, nicht weniger weibliche Ideale gebildet haben würde. In den Tragikern finde ich wieder keine schöne Weiblichkeit, und eben so wenig eine schöne Liebe. Die Mütter, die Töchter, die Ehefrauen sieht man wohl, und überhaupt alle dem bloßen Geschlecht anhängigen Gestalten, aber die Selbstständigkeit der reinen menschlichen Natur sehe ich mit der Eigenthümlichkeit des Geschlechts nirgends vereinigt. Wo Selbstständigkeit ist, da fehlt die Weiblichkeit, wenigstens die schöne. Von der Sapho kenne ich nur Ein Stück, aber das ist sehr sinnlich. Hinter den Pythagorischen Frauen dürfte mehr stecken, hier scheint mir etwas Sentimentalisches im Spiele zu seyn, und von diesen war wenigstens Geistigkeit zu erwarten, da in den andern entweder das Materielle überwiegt, oder das Moralische nicht weiblich ist, wie z. B. der spartanische Bürgergeist und die Vaterlandsliebe. — Was auch an meinen Bemerkungen wahr seyn mag, so werden Sie mir doch gestehen, daß es im ganzen griechischen Alterthum keine poetische Darstellung schöner Weiblichkeit oder schöner Liebe gibt, die nur von fern an die Sacontala und an einige moderne Gemälde in dieser Gattung reichte. Goethes Iphigenie, seine Elisabeth in Götz nähert sich den griechischen Frauen, aber sonst keine von seinen edlen weiblichen Figuren, und selbst seine *schöne Seele* ist mir lieber."

Hier ist Schiller, indem er uns seine schönste Seite zeigt, doch einseitig. Zwar kann seinem Enthusiasmus für Seelenschönheit die seelenlose Schönheit des weiblichen Geschlechts nicht genügen, allein es bleibt nichtsdestoweniger gewiß, das Weib genießt das Recht der Natur, schön auch ohne Seele zu seyn. Aber Schiller achtet dieses Naturrecht und diese Naturschönheit zu wenig. Er sagt in einem andern Briefe über Homer: „Homers Werke haben zwar einen hohen *subjektiven* Gehalt (sie geben dem Geist eine reiche Beschäftigung), aber keinen so hohen *objektiven* (sie erweitern den Geist ganz und gar nicht, sondern bewegten nur die Kräfte, wie sie sind). Seine Dichtungen haben eine unendliche Fläche, aber keine solche Tiefe. Was sie an Tiefe haben, das ist ein Effekt des Ganzen, nicht des Einzelnen; die Natur im Ganzen ist immer unendlich und grundlos. Ich weiß nicht, ob wir hier von den Antiken reden dürfen, welche freilich ideal, aber *sinnlich* ideal sind, welches ich sehr von dem absoluten Ideal unterscheide, das in keiner Erfahrung kann gegeben werden, und nach welchem der sentimentale Dichter strebt. Die Poesie geht, ihrem Gehalt nach, unendlich weiter als die bildende Kunst. Auch möchte ich die Ideale der leztern in Vergleichung mit den Idealen jener mehr formale, als materiale nennen."

Was übrigens jene Goethesche schöne Seele anlangt, so sind wir darüber ganz mit H. v. Humboldt einverstanden, wenn er sagt: „Ob ich gleich die Bekenntnisse immer mit großem Interesse lesen werde, und es mich nicht verdrießen lasse, dem Gange des Charakters auch mit Mühe nachzugehen, so ist mir das Individuum doch immer eine Gestalt, die mir in allen ihren Metamorphosen gleich stark und (was mir ein Beweis der großen Kunst

sie, mit der Goethe den Charakter soutenirt hat) immer auf gleiche Weise mißfällt. Eine gänzlich isolirte, ewig kränkende Einbildungskraft, die mit Kälte und gänzlichem Mangel an wahrem und tiefem Gefühl begleitet ist, nicht Stärke genug besitzt, um auf eine kühne und große Weise zu schwärmen, und nicht Leichtigkeit und Anmuth genug, um schöne Bilder hervorzubringen, ist das Unfruchtbarste, was man sich denken kann, und ein Charakter, der allein auf einer solchen Phantasie beruht, muß nothwendig unangenehm und trocken seyn."

2) Schillers Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eignen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner. Erster Theil. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1830.

Diese Biographie Schillers zeichnet sich vor andern vorzüglich durch die brieflichen Dokumente aus. Einfach, freimüthig und treu werden die wichtigsten Lebensmomente, und namentlich die Jugend des großen Dichters geschildert, ohne rhetorischen, ohne sentimentalen Aufwand. Wenn wir ja etwas an dieser Biographie tadeln möchten, so wäre es die Aufnahme so mancher kleinen Notizen, die nur für die Familie, in keinem Fall aber für das große Publikum und namentlich für die Nachwelt interessant seyn können. Indeß finden sich unter den Briefen, die blos von Familienangelegenheiten, Frauenzimmern, Freundschaft und Besuchen handeln, auch andre, in denen von Wissenschaft und Kunst die Rede ist, in denen nicht mehr blos der gewöhnliche Haus- und Familienmensch, sondern der Genius spricht. In diesen tritt Schillers Eigenthümlichkeit wieder ganz hervor, und wir heben besonders eine Stelle aus, die denen verwandt ist, welche wir dem Humboldtschen Briefwechsel entnahmen. Schiller sagt: „Das ist unstreitig wahr, daß wir die Freunde unserer Helden seyn müssen, wenn wir in ihnen zittern, aufwallen, weinen und verzweifeln sollen; daß wir sie als Menschen außer uns denken müssen, die uns ihre geheimsten Gefühle vertrauen, und ihre Leiden und Freuden in unsern Busen ausschütten. Unsere Empfindung ist also Refraktion, keine ursprüngliche, sondern sympathetische Empfindung. Dann rühren und erschüttern und entflammen wir Dichter am meisten, wenn wir solche Furcht und Mitleid für unsere Helden gefühlt haben. Ein großer Philosoph, der mir nicht gleich beifallen will, hat gesagt, daß die Sympathie am gewissesten und stärksten durch Sympathie erweckt werde. Jetzt denke ich diesen Satz in seiner ganzen Deutlichkeit. Der Dichter muß weniger der Maler seines Helden — er muß mehr dessen Mädchen, dessen Busenfreund seyn. Der Antheil des Liebenden fängt tausend feine Nuancen mehr als der scharfsichtigste Beobachter auf. Welchen wir lieben, dessen Gutes und Schlimmes, Glück und Unglück genießen wir in größeren Dosen, als welchen wir nicht so lieben und noch so gut kennen. Darum rührte mich Julius von Tarent mehr als Lessings Aemilia, wenn gleich Lessing unendlich besser als Leisewitz beobachtet. Er war der Aufseher seiner Helden, aber Leisewitz war ihr Freund. Der Dichter muß, wenn ich so sagen darf, sein eigner Leser, und wenn er ein theatralischer ist, sein eigenes Parterre und Publikum seyn."

Während uns hier Schiller einen der schönsten Züge seines Herzens sehn läßt, läßt er zugleich den formellen Fehler erkennen, den man öfters an seinen dramatischen Gedichten gerügt hat. Um diesen Fehler zu vermeiden, hätte er zu der aufgestellten Regel nur noch hinzusetzen müssen: Zwar soll der Dichter gegen seinen Helden die größte Zärtlichkeit hegen, allein er soll sie nicht laut werden lassen; er soll immer nur die Liebenswürdigkeit des Helden, nicht zugleich auch seine Liebe zum Helden darstellen; er soll durch jedes Mittel auf die Empfindung des Lesers wirken, aber dem Leser niemals vorempfinden.

Es ist nicht zu läugnen, daß Schiller im Drange seines Herzens diese Regel zuweilen nicht geachtet hat, und was bei ihm ein schöner Irrthum war, ist bei seinen Nachahmern eine häßliche Sünde geworden, wie es Meistern immer zu gehn pflegt, deren kleinste Regellosigkeit zur falschen Manier einer Schule wird. Seitdem haben wir in Trauerspielen und Romanen unzählbare Helden und Heldinnen auftreten sehn, die alle die Schmeicheleien von sich selbst sagen müssen, welche ihnen die verliebten Dichter in den Mund legen, die statt Bewunderung zu erwecken, sich selbst bewundern, statt Andre zu rühren, selbst gerührt sind, und sich selbst dem Publikum nicht nur zum schmackhaften Gericht auftischen, sondern sich auch selbst genießen.

Die zarte weibliche Hand, von welcher diese Biographie Schillers redigirt ist, hat aus seinem Jugendleben alles weggewischt, was ihr zu wild und muthwillig erscheinen mochte. Wir können ihr dies nicht verdenken, aber eben darum wäre eine männliche Hand hier passender gewesen, als eine weibliche. Den Dichter der Räuber können wir uns einmal nicht übertrieben zahm, glatt und fromm denken, wir müssen uns ihn zu der Zeit, als er die Räuber schrieb, keck, wild, ausgelassen denken. Und so war Schiller wirklich damals, wir können es aus vielen Anekdoten beweisen, die jetzt noch im Munde seiner akademischen Freunde sind. Weit entfernt, irgend ein Gewicht auf biographische Notizen zu legen, sofern sie nicht Männer betreffen, die im öffentlichen Leben gewirkt haben, wollen wir so wenig als möglich von dem unwichtigen Privatleben der Dichter wissen, weil damit fast immer nur Schillers Spruch erfüllt wird:

> Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen
> Und das Erhabne in den Staub zu ziehn.

Sofern man aber einmal Biographien der Dichter schreibt, sollten sie so naiv und treu als möglich seyn.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 49. — 11. Mai 1831.

Romane.

(Fortsetzung.)

Indem wir zu den größern historischen Romanen übergehn, wollen wir dieselben nach Zeiten und Völkern eintheilen. Also zuerst mittelalterliche, ritterliche Romane:

54) Sämmtliche Werke von Caroline Pichler, gebornen von Greiner. 41 — 44ster Band. Friedrich der Streitbare. Vier Theile. Wien, Anton Pichler. Leipzig, in Kommission bei Liebeskind, 1831. Eine Darstellung aus der österreichischen Vorzeit, im Vordergrunde das Bild eines gewaltigen Helden, des lezten Babenbergers. Zwar gemahnen uns alle weibliche Schilderungen des rauhen Mittelalters an die wollenen oder seidenen Ritter, welche damals der Damen kunstfertige Hand in Tapeten wob, aber leider ist das Papier kein Stramin. Möchten doch alle unsre schreibenden Damen statt des Gänsekiels die Nadel führen und uns ihre Romane in die Wände sticken. Wie viel besser würden diese seyn, denn es schämt sich keine, einen schlechten Roman zu schreiben, die sich überaus schämen würde, eine schlechte Stickerei auszustellen. Und wie wenig würde man künftig an der Gelehrsamkeit und an den dichterischen Fähigkeiten der Damen zweifeln, wenn diese Gelehrsamkeit, diese Poesie nur in ihrer Nadel steckte. Doch wir müssen diese Hoffnung aufgeben. Unsre Damen sticken nicht mehr, sie beschreiben nur das Sticken ihrer Aeltermütter. Sie spinnen nicht mehr, sie beten nicht mehr, sie wirthschaften nicht mehr, sie lieben nicht mehr, sie beschreiben nur, wie das alles ihre Aeltermütter thaten, und wenn sie selbst Aeltermütter sind, wird ihren Urenkeltöchter nichts weiter übrig bleiben, als zu beschreiben, wie sie geschrieben haben. Dann aber haben wir unglückliche Söhne Adams, die wir diese Beschreibungen lesen und loben sollen, hoffentlich genug dafür gebüßt, daß schon Adam im Paradiese, als ihm Eva die mit Hülfe der Schlange, d. h. der Schreibfeder aufgesezte weitläuftige und romantische Beschreibung des verbotenen Apfels vorlas, dieselbe geduldig anhörte und lobend rezensirte. Dann ist es Zeit, daß dieser Schlange der Kopf zertreten werde, wie die Bibel uns zum Trost verheißt. Dieser Schlange? ja, tausend Theologen haben sich dumm darüber studirt, was eigentlich die Schlange bedeuten soll, die das erste Weib verführte? Heutzutage sieht mans klar. Einen Gänsekiel, nichts anderes. Die Mädchen wollen nicht heirathen, nur schreiben, die Weiber nicht herrschen, nur schreiben. Sonst hieß es schreien, würde Pater Abraham a Santa Clara sagen, heute heißt es schreiben. Wie in dem Mährchen von der goldnen Gans die erste Frau im Dorf, welche die Gans berührt, an derselben kleben bleibt,

und wieder jede andre an der ersten und endlich alle Schönen des Dorfs hinter der Gans hertraben, so unsre Schriftstellerinnen. Alle trachten sie nach den Gänsefedern, nicht um uns dann die Gans zu braten, sondern um uns zu beschreiben, wie unsern Altvätern die gebratenen Gänse geschmeckt haben.

Zugegeben, daß Damen aus der modernen Gesellschaft berufen und auserwählt sind, uns in sentimentalen und tugendhaften, aufgeklärten und pruden, seichten und breiten Romanen über den groben und grausamen, unhöflichen und unkeuschen, und doch reinen, tiefen und frommen Geist des Mittelalters zu belehren, — so ist die Dame Pichler ohne Zweifel wie eine der ersten, so eine der verdientesten Arbeiterinnen in diesem Fache.

55) Hermenegild und Ingunde oder die Arianer, eine gothisch-spanische Legende von A. Freiherrn von Oefele. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann, 1830. Viel besser als die Damen machen es auch die Männer nicht, wenn sie das rauhe Mittelalter schildern; zwar hat dann das Bild immer etwas mehr Farbe, schärfere Umrisse und die Figuren sind gehaltener, doch überlassen sich auch die Männer fast allgemein dem modernen Unterhaltungston und legen den alten Rittern Redensarten in den Mund, wie sie etwa ein sich gebildet dünkender junger Commis heutigestags gebraucht. Wir lachen darüber, sehn wir auf dem altfranzösischen Theater die Helena im Reifrock und den Achill in einer Allongeperücke, und doch sind unsere süßen Reden, Liebesbetheurungen, sentimentale Deklamationen mit der ganzen modernen Terminologie des Werther oder Lafontaine im Munde alter Ritter und Jungfrauen nicht minder lächerlich. Das bedenken unsre Romanschreiber zu wenig, — aber ich bedenke vielleicht zu wenig, daß sie eben nur für moderne Leser und für die augenblickliche Unterhaltung schreiben, wobei es nicht viel darauf ankommt, ob der Leser mehr sich selbst oder den Gegenstand im Buche findet. — Der vorliegende Roman hat von dieser Modernität weniger an sich, als es gewöhnlich ist, und versezt uns zuweilen recht glücklich in die Illusion der westgothischen Jahrhunderte. Ein alter löwenherziger Gothenfürst, eine tückische Stiefmutter, zwei Stiefsöhne, welche von ihr verfolgt werden, eine junge Prinzessin als Zankapfel der jungen Recken, Empörung stolzer Vasallen und endlich arianischer und katholischer Fanatismus, dies sind die ächten Lokalfarben des Gemäldes.

56) Der Zug nach Canossa. Ein Roman aus dem zehnten Jahrhundert. Von Adeline von T. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann, 1830. Ebenfalls ein buntes Gemälde der Vorzeit. Hier tritt Kaiser Otto der Große auf und wir folgen seinen Fehden in Deutschland und in Italien, wo er die schöne Adelheid befreit und Berengarius bezwingt. Ottos Leben ist reich an ritterlichen Zügen und die Dame hat sie bestmöglichst, nämlich möglichst historisch treu wiedergegeben. Solche Darstellungen der Geschichte, in einem nur leichten dichterischen Gewande sind immer empfehlenswerth, weil die wirkliche Geschichte um so vieles schöner und erhabner ist, als die gewöhnlichen poetischen Romanerfindungen. Doch würden solche Gemälde ungleich mehr Wirkung thun, wenn sie ein wenig naiver geschrieben wären. Im Trauerspiel mag die pathetische Deklamation nöthig, wenigstens entschuldbar seyn, aber daß auch im Roman Leute, die sich auf der Straße begegnen, oder Vater, Mutter, Sohn und Tochter, die in der Stube beisammensitzen, sich mit so kostbar feierlichen Worten anreden sollen, wie auf der Bühne, davon sehn wir die Nothwendigkeit ganz und gar nicht ein, und vollends wenn es alte Ritter und sonstiges Volk aus dem Mittelalter betrifft, denn dieses Mittelalter war alles, nur nicht affektirt.

57) Kaiser Konrads Kreuzzug. Romantische Erzählung von Walther Hesse. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann, 1830. Die Geschichte zweier junger Ritter aus feindlichen Häusern, verflochten in die Geschichte des berühmten Kreuzzugs Kaiser Konrads. Doch ist das Historische hier der Dichtung untergeordnet, und umsonst haben wir uns nach einer Schilderung jenes unglücklichen und höchst romantischen Feldzugs umgesehn, wie sie derselbe verdient.

58) Der Rachegeist oder die Strafe des Brudermords. Ein Roman von Chlodwig. Meißen, Gödsche, 1830. — Ein Ritterroman im guten alten Styl. Ach wie schauerlich wohl wird einem zu Muthe, wenn man wieder einmal einen Anfang liest: „Dunkler und dunkler wurde der Horizont, der Wind heulte in kurzen abgesezten Stößen durch die Schluchten des Gebirgs, einzelne schwere Regentropfen, die Vorboten eines nahen heftigen Gusses, fielen vom Himmel herab, aber unbekümmert um den Ungestüm der Witterung trabte Ritter Konrad von Ilsenstein ꝛc." Dieser Conrad grollt seinem ältern Bruder Kuno um des väterlichen Erbes willen. Eine schwarze Schandthat bereitet sich vor. Brunhilde, ein schönes Fräulein, von gleicher Rachlust gegen Kuno beseelt, weil dieser sie verschmäht hat, gewinnt Conrad für ihre Pläne, indem sie sich von ihm im Bade überraschen läßt und ihn durch ihre Reize verführt. Conrad ermordet seinen Bruder, sezt sich in den Besitz seines Erbes und heirathet Brunhilde. Aber von diesem Augenblick an verfolgt ihn der Geist seines Bruders. Er stellt Margarethen, einem unschuldigen Mädchen nach, aus ihren Armen aber schleudert ihn der Rachegeist zurück. Nirgends hat er Ruhe vor dem Geist, an jedem neuen

Verbrechen wird er durch denselben verhindert, bis er sich entschließt, einen Kreuzzug zu thun. Brunhilde aber, die Conrad eben so untreu ist, als er ihr, sendet ihm den jungen Edgar nach, der ihn ermorden und dann ihr Gatte werden soll. In Italien verliebt sich Conrad in die schöne Ludovica und will sich eben am Altar mit ihr vermählen, als der Rachegeist abermals dazwischen tritt, die Bigamie zu hindern. Dagegen wird Conrad in der Schlacht, da ihn Edgar ermorden will, durch den Rachegeist gerettet, und nun erfahren wir (wer hätte das gedacht?), daß der Geist kein Geist, sondern der noch lebende Kuno selbst ist, und daß dieser Edle nur als Geist umhergespuckt hat, um seinen Bruder — zu bessern. Daß ihm dies gelungen sey, hält er jezt für ausgemacht; auch dem schönen Edgar wird verziehn, und da Brunhilde sich aus Versehn selbst vergiftet hat, so heirathet Conrad jezt die arme Margarethe, Edgar die schöne Ludovica und alles endet herrlich und in Freuden. Es liegt zwar wenig an dem Geschmack unserer Romanschreiber, aber merkwürdig bleibt immer ihre Moral. Vielleicht wäre es eben so leicht, als verdrießlich, einmal eine Giftblumenlese der vorzüglichsten bei deutschen Dichtern vorkommenden Gemeinheiten zu veranstalten. Gewiß ist die Litteratur fremder Nationen reicher an Verbrechen, aber an Gemeinheiten übertrifft die deutsche jede andre.

59) Die Bürger von Cölln. Historisch-romantische Darstellung aus dem dreizehnten Jahrhundert von Friedrich Laun. Zwei Theile. Leipzig, Hartmann, 1830. Derselbe Stoff, welchen vor einigen Jahren Beiani in seinem Roman „die Overstolzen" behandelt hat, nämlich die Geschichte der Cöllner Unruhen, als Erzbischof Anno sich Eingriffe in die Rechte der Bürger erlaubte und diese, das vornehme Patriziergeschlecht der Overstolzen an der Spitze, sich empörten. Wie die Scene und die Begebenheiten, so stimmen natürlich auch die meisten Personen in beiden Romanen überein und nur die Liebesaffairen variiren. Solche Gemälde aus dem bewegten Volksleben unsrer alten Städte sind lobenswerth, doch vermissen wir hier eine der wichtigsten Lokalfarben, den religiösen, priesterlichen Charakter der „heiligen Stadt Cölln." Wir sehn den stolzen Bürgern nur einen ränkevollen und verworfnen Pfaffen gegenüber, nicht den majestätischen kriegerischen Kirchenfürsten, und nicht die zahlreiche und angebetete Clerisey der hundertthürmigen Priesterstadt.

60) Otto von Rheinberg. Romantische Erzählung aus der rheinischen Geschichte zur Zeit Kaiser Rudolfs I. Von Dr. Rathe. Leipzig, Kollmann, 1830. Eine verwandte Geschichte, der Kampf der rheinischen Ritter gegen den Erzbischof von Mainz, der gewaltsam in ihre Rechte eingreift. Man findet in diesem Roman die besten Ingredienzien eines Ritterromans, einen herrischen Erzbischof, einen tückischen Burgpfaffen, einige alte wackre Haudegen, einen jungen tapfern, schönen und sentimentalen Ritterjüngling, ein dito Fräulein, eine Entführung, Schlachten, einen Schloßbrand 2c. Zulezt erscheint Kaiser Rudolf, stiftet Frieden und gibt das liebende Paar zusammen.

61) Kunigunde, Königin von Böhmen. Historisch-romantisches Gemälde aus dem dreizehnten Jahrhundert. Von Isidore Grönau. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann, 1830. Grillparzer hat uns diese Königin in Ottokars Glück und Ende schon gut gezeichnet. Hier wird ihre Geschichte und namentlich ihre Liebe zu Zawitsch noch weiter ausgesponnen und vollendet. Es hat uns gelegentlich gefreut, daß die Verfasserin mit richtigem Gefühl eine Handlung des Kaiser Rudolf von Habsburg gewürdigt hat, welche fast alle unsre Geschichtschreiber, selbst sehr nahmhafte, bisher als eine Art von Heldenthat gepriesen haben. Wir meinen den unkaiserlichen Spaß, den sich Rudolf mit Ottokar erlaubte, indem er demselben im Stallkleide die Lehen ertheilte und in dem Augenblicke, als der Böhmenkönig in seinem reichsten Schmuck vor ihm kniete, das Zelt aufziehen und das ganze Heer von dieser unwürdigen Scene Zeuge seyn ließ. Ottokar that nur seine Pflicht, indem er als Böhmens König und des Reiches erster und mächtigster Vasall bei einer so feierlichen Handlung festlich geschmückt erschien, Rudolf aber vergaß so Pflicht als Würde, da er gemeiner Rachlust und Schadenfreude fröhnte. Doch da Rudolf von Habsburg dieses Betragen selbst für eine großmüthige Handlung erklärte, so haben die deutschen Geschichtschreiber es simpelweg geglaubt und es einander seit fünf Jahrhunderten gläubig nachgeschrieben. Beiläufig gesagt sind die meisten kaiserlichen Handlungen des so hoch gepriesenen Rudolfs von Habsburg nicht viel mehr werth, und es ist eine unbegreifliche Beschränktheit unsrer Historiker, diesen Mann, das politische Werkzeug der großen Reichsvasallen bei der Plünderung der Kaiserrechte, der dieselben offiziell um den Fürstenhut von Oesterreich verschacherte, noch immer das Ideal eines deutschen Kaisers zu schelten. Es ist dies ein fast rührender Beweis von der politischen Unschuld unsrer Geschichtschreiber.

62) Die Sterner und die Psitticher. Novelle von Varnhagen von Ense. Berlin, Vereinsbuchhandlung, 1831. Auch hier tritt Rudolf von Habsburg auf, als Vermittler zwischen den in der Stadt Basel sich bekämpfenden, geschichtlich wohlbekannten Partheien der Sterner und Psitticher. So im Kleinen hat Rudolf Allerlei gutes gethan, und die kleinen Diebe immer gehenkt, mit den großen aber getheilt. Die Fürsten be-

dienten sich seiner, um den ihnen gefährlichen Reichsadel niederzutreten, den er als Kaiser gerade hätte schirmen müssen. Er zog im Reich umher und raufte sich mit kleinen Raubrittern. Und wenn er dann einmal einen solchen armen Ritter mit Stiefeln und Sporen aufhängen ließ, so lief Alt und Jung zusammen, um den gerechten Kaiser bis in den Himmel zu erheben, während er unterdeß die Rechte des Reichs an die hohe Aristokratie verhandelte. Aber so sind die Deutschen, Männer en Detail, für den Kreuzer die Hand küssend, wenn man ihnen von hinten die Thaler nimmt, ein Volk, dessen gutmüthige Einfalt über alle Begriffe geht.

(Die Fortsetzung folgt.)

G e s c h i c h t e.

Essai historico-politique sur la constitution et le gouvernement du royaume de Portugal, par Joseph Liberato Freire de Carvalho, traduit du portugais, avec des notes de F. S. C. Paris, chez Heideloff, 1830. 371 Oktavseiten.

Kein Land, bemerkt Carvalho, ist in einem deplorableren Zustande als Portugal. Einst volkreich, groß, ausgezeichnet in der Geschichte durch Verkehr und Entdeckung, ist es tiefer gesunken, als irgend ein andres Land. Zweimal suchte es sich in neuerer Zeit wieder zu erheben, 1820 und 1826, allein immer, um in einen noch tieferen Abgrund zu stürzen. Nur eine Repräsentativ-Verfassung ist im Stande, Portugal zu verjüngen und glücklich zu machen.

Carvalho weist nach, daß Portugal gewissermaßen von jeher im Genusse einer Repräsentativ-Verfassung war. — Tacitus sagt bekanntlich von den Germanen, daß sie die unwichtigeren Angelegenheiten von den Oberhäuptern besorgen ließen und die Hauptsachen selbst besorgten. So machten es auch die Portugiesen, lange Zeit ehe sie unter die römische und später unter die gothische Herrschaft geriethen. Ihre Volksversammlungen, wo jeder Bürger mitstimmte, hatten ein kriegerisches Aussehn; wer einen Vorschlag annehmen wollte, schlug mit dem Schwerte auf sein Schild; verworfen wurden die Vorschläge durch das Murren der Versammlung. Man kann darüber die Memorias de litteratura der Lissaboner Akademie, Th. I. S. 23 nachlesen. — Die Römer, denen die Eroberung Portugals Mühe kostete, hoben zwar jene ältesten Cortes auf, vergönnten aber den Einwohnern Colonial- und Municipalrechte, machten sie dadurch fast den römischen Bürgern gleich und sicherten so die anfangs precäre Eroberung. Nun kamen die Gothen und die Portugiesen kehrten zu den alten Nationalgebräuchen zurück, welche mit denen der Sieger große Aehnlichkeit hatten. Die gothischen Stände erheben den Fürsten auf den Thron, das Volk bekräftigt die Wahl; kurz nachher berathschlagen die Stände in National oder Provincial-Concilien. Sie beschäftigen sich, außer dem Kirchenwesen, auch mit Politik; vom Jahre 516 an erscheinen Laien als Mitglieder. Die Könige hielten Reden vor diesen Versammlungen und leztere unterzeichneten die officiellen Beschlüsse. — Unter den Arabern flüchtete sich die Freiheit ins asturische Gebirg; auch dort versammelten sich die Prälaten und Großen des Reichs unter dem Vorsitze des Fürsten. Als daher Alphons 1143 die Cortes von Lamego berief, erfand er die Verfassung nicht, er oktroyirte keine Charte, sondern brachte blos die früher traditionellen Freiheiten zu Papier.

Literarische Notiz.

London. Des bekannten Kapitän Beechey's Reise nach dem stillen Meere und der Behringsstraße wird nächstens erscheinen und dient den Werken Parry's und Franklin's als Ergänzung. Zu den neuesten interessanten Werken gehören die Historical researches on the conquest of Peru, Mexico etc. 13th century by the Mongols, with two maps and portraits of all the Incas and Montezuma by John Ranking, ein Oktavband. The history of Vartan etc. by Elisaeus bishop of the Armenians, by C. F. Neumann. Man hat Heerens Staatensystem, Müllers Dorier und Tennemanns Geschichte der Philosophie ins Englische übersezt.

Calcutta. Daya Bhaga oder Erbrecht, von Dschlmuta Wahana mit Kommentar von Krischna Terkalankara, in 8. Colebrooke hat 1810 eine engl. Uebersetzung davon herausgegeben.

Daya Tatwa, Abhandlung über das Erbrecht, von Raghunandana Bhattascharya, herausgegeben von Lakschmi Narajan Serma, in 8.

Daya Krama Sangraha, Handbuch über die Erbfolge, von Krischna Terkalankara Bhattascharya, herausgegeben von Lakschmi Narajan Serma, in 8., wovon Wynch 1818 Text und Uebersetzung bekannt machte.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 50. — 13. Mai 1831.

Romane.

(Fortsezung.)

63) Jurji Miloslawski oder die Russen im Jahr 1612. Ein historischer Roman von M. Sagoskin. Aus dem Russischen übersezt von Erhard Göring. Zwei Theile. Königsberg, Unger, 1830. In der Vorrede heißt es: „Bis jezt hat noch kein Werk in Rußland so viel Aufsehn und Glück gemacht, als Jurji Miloslawski, welchen Seine Majestät der Kaiser selbst den ersten russischen Roman genannt haben.“ Dieses Lob ist sehr gerecht, denn steht der Roman auch seinem poetischen Werthe nach nicht höher als mancher andre historische Roman, so gewährt er doch durch seine patriotischen Beziehungen ein ausgezeichnetes politisches Interesse. Der Verfasser entwirft das Gemälde der äußern Kämpfe und innern Revolutionen Rußlands, welche der Erhebung des noch jezt über Rußland herrschenden Hauses Romanow vorhergiengen. Damals befand sich Rußland genau in der nämlichen Lage, wie Polen jezt, und zwar übte Polen damals einen eben so mächtigen Einfluß auf Rußland, wie später dieses auf jenes. Sagoskin hebt jenen interessanten Moment der russischen Geschichte hervor, um daran den Ruhm seiner Nation zu knüpfen und seinen Landsleuten die Lehren eines feurigen Patriotismus zu predigen. Rußland war uneins, mehrere Usurpatoren kämpften um die Obergewalt, König Sigismund von Polen benuzte dies, um russische Provinzen an sich zu reißen und endlich ganz Rußland sich zu unterwerfen, gerade so, wie später Katharina II. umgekehrt wieder mit Polen verfuhr. Da sich die russischen Bojaren unter einander selbst zerfleischten, so sezten viele Russen, auch ohne Verräther zu seyn, ihre Hoffnung auf den König von Polen, der dem Lande den Frieden zu geben und seine Rechte zu ehren versprach. Daher geschah es, daß Rußland unter denselben Bedingungen mit Polen vereinigt wurde, wie später Alexander wieder umgekehrt Polen mit Rußland vereinigte. Rußland sollte nämlich ein unabhängiger Staat bleiben, unter einem Sohn des Polenkönigs. Ueber dieses Verhältniß wurde in einer russischen Schenke folgende charakteristische Unterhaltung gepflogen, Th. I. S. 28:

„Wenn wir uns dem Sohne unterworfen haben, so darf doch wohl der Vater nehmen, was er will?

Nein, nicht darum haben wir dem Karolewitsch von Polen gehuldigt, daß diese Fremdlinge wie ein Schwarm Geier das heilige Rußland theilen und zerreißen! Welcher Rechtgläubige würde wohl seine Hand erhoben haben, um einem Andersgläubigen zu huldigen, wenn er nicht gelobt hätte, Rußland zu erhalten in seiner alten Macht und Herrlichkeit. Er allein kann dem Elend unseres unglücklichen Vaterlandes ein Ende machen, und

wenn er sein Wort hält, bin ich der Erste, welcher bereit ist, sein Leben für ihn zu lassen. Aber Der, welcher sich freut, daß wir zum Heil unsres Vaterlandes einen Zaar aus der Mitte der Fremden wählen mußten, der ist kein Russe, kein Rechtgläubiger, der ist noch schlechter, als ein ungetaufter Tartar."

Der Redende ist Jurji Miloslawski, der dem Karolewitsch treu bleibt, bis ihn die russischen Insurgenten von Nowogrod, die das polnische Joch abwerfen, eines Bessern überführen. Theil II. S. 33:

„Sage, Bojar, willst Du denn nicht auch auf unsre Seite treten? Du hast freilich dem Karolewitsch Wladislaus gehuldigt, aber Dein Herz ist doch russisch?

Leider hast Du Recht.

Aber warum leider? Sage mir, wurde es Dir denn so leicht, dem Karolewitsch von Polen zu huldigen?

Ach! — so wahr Gott lebt! nein.

Und warum hast Du es denn gethan?

Weil ich überzeugt war, und es noch bin — ja noch jetzt hoffe ich, daß wir durch dieses Opfer unser Vaterland vom Verderben retten.

Nun siehst Du, das Vaterland liegt Dir noch immer auf dem Herzen. Höre, Bojar, ich will Dir ein Mährchen erzählen: Ein Bauer, der durch einen Fluß schwamm, fieng an unterzugehen. Er hatte drei Söhne; der jüngste glaubte, er könnte den Vater allein nicht retten, fieng an zu schreien, sich die Haare auszuraufen und alle Vorübergehenden um Hülfe anzuflehen; unterdessen verlor der Bauer seine Kräfte gänzlich und als der älteste Sohn ihm zu Hülfe eilte, so konnte er ihn nur mit großer Mühe aus dem Wasser ziehen und wäre beinahe selbst mit ihm ertrunken. Der dritte Sohn, oder besser Stiefsohn, stand am Ufer; er schrie weder um Hülfe, noch suchte er selbst den Vater zu retten; sondern er berechnete, auf seiner Stelle bleibend, welcher Antheil ihm von dem väterlichen Vermögen zufallen würde. Was meinst Du, Bojar? obwohl der jüngste auch keinen großen Anspruch auf Dank hat, so ist es doch meines Erachtens, ehrenvoller, dieser als der Stiefsohn zu seyn."

Die große politische Wahrheit, daß uns trotz aller Hoffnungen und Verheissungen die Fremden niemals Freiheit, Glück und Ehre, sondern immer nur Sklaverei, Unglück und Schande bringen, wird in diesem Roman an einem glänzenden Beispiel aus der Geschichte bewiesen und mit allen Farben des Patriotismus ausgeschmückt, und wir haben zum Lobe dieses ächten Nationalwerks nichts hinzuzufügen, als daß, was damals den Russen recht war, heute den Polen billig ist.

64) Iwan Wuischigin, moralisch satyrischer Roman von Th. Bulgarin. Aus dem Russischen übersetzt von August Oldekop. Vier Bände. Petersburg bei Brieff, Leipzig bei Cnobloch, 1830. — 65) Abentheuerliche und romantische Geschichte des Iwan Wishyghin oder der russische Gilblas von L. (?) Bulgarin. Deutsch herausgeg. von A. Kaiser. Drei Theile. Leipzig, Nauck, 1830. Wir schreiben diesem Roman bedeutend mehr Werth zu, als dem vorigen, der zwar die schönsten patriotischen Gesinnungen athmet, aber durch treue Schilderungen des Landes und Volkes nicht ausgezeichnet ist. Hier ist an die Stelle der Begeisterung für alles, was nur russisch heißt, eine ruhige Betrachtung aller der Mißbräuche getreten, die aus der unfreiwilligen Ehe zwischen asiatischer Barbarei und europäischer Hyperkultur in Rußland entsprungen sind, und für die Aufdeckung solcher Mißbräuche mögen dem Grafen Bulgarin seine Landsleute verbunden seyn, während wir daraus eine sehr genaue Kenntniß des innern Zustandes im heutigen Rußland schöpfen. Graf Bulgarin, der, selbst ein Russe, in Petersburg unter den Augen des Kaisers schrieb, ist ein völlig unverdächtiger Gewährsmann.

Sein Held Iwan tritt auf einem litthauischen Edelhofe als armer Waisenknabe auf, in Lumpen, von Jedermann mißhandelt. Ein Offizier braucht ihn als Postillon d'Amour, und nimmt ihn mit sich. Bald darauf fällt er in die Hände von Juden, bei denen er Dienste nimmt. Dann kommt er nach Moskau, wo es sich plötzlich entdeckt, daß er der Sohn sehr vornehmer Eltern ist. Später geräth er in kirgisische Gefangenschaft rc., kurz dieser junge Mann spielt so ziemlich alle Rollen durch und kommt in alle Provinzen und unter allen Ständen Rußlands herum, und so wird es dem Verfasser leicht, an seine Abentheuer die Schilderungen jener Stände anzuknüpfen.

Gleich im Eingange ist die Lebensweise des halb russisch-, halb polnischen Adels von Litthauen höchst lebendig und ergötzlich geschildert. Der Hausherr ist noch ein ganz antiker Barbar, während Frau und Töchter schon überfeinert sind, und der Kontrast der unwillkührlichen Romantik mit der studirten in dieser Haushaltung hat etwas sehr Pikantes. Um die Familie her steht die Dienerschaft, in Sklavendemuth und Bedientenübermuth changirend, und viel zahlreicher, als die übrige Dorfbewohnerschaft, von der sie ernährt werden. Es geht eigentlich nichts über die göttliche Unvernunft einer solchen Wirthschaft. Der Herr verfäuft mit seinen Gästen und Bedienten die eine Hälfte seines Einkommens und die andre fällt in die Hände des Juden, den jeder Edelmann als Geheimenrath und Finanzminister bei sich hat. Haben die faulen Bedienten nichts mehr zu essen, so fallen sie über die fleißigen Bauern her und plündern sie aus rc. Man muß das bei Bulgarin selber lesen. Später schildert er auch einen ächtrussischen Edelhof, den eine Dame beherrscht, und wo an die Stelle des Schwelgens und

verschwendend Geiz tritt. „Bei meiner Edelfrau waren nicht nur Kasten, sondern ganze Fässer mit Silber gefüllt; dessen ungeachtet benuzte sie jede Gelegenheit, wo sie einen Kopecken verdienen konnte, und verzehrte nicht den hundertsten Theil ihres ungeheuren Einnahme. Obgleich ihr Hofgesinde zahlreich war, und an dem herrschaftlichen Tische viele Personen von niederem Adel und Verwandte saßen, so wußte die Edelfrau doch alle diese Menschen mit wenigen Kosten satt zu machen. Lebensmittel sind bei uns sehr billig, und alles, was für die herrschaftliche Tafel bestimmt war, wie Hühner, Gänse, Truthühner, Butter, Eyer, Pilse u. s. w. lieferten die Bauern als besondere Steuer. Wein, Zucker, Thee, Kaffee und Gewürze für die Küche, wurden auch niemals gekauft: dergleichen mußten die Juden zum Geschenk bringen, wenn sie die Kontrakte über die Arrende der Schenke und Krüge abschlossen. Unsere Edelfrau kannte kein weiteres Geschäft, als Geld zu empfangen und zu zählen, Rechnungen durchzusehn und ihre Kasten zu besichtigen. Es machte ihr besonderes Vergnügen, von den Bauerweibern Eyer zu empfangen. Dazu hatte sie ein eigenes Maaß, eine Art hölzernes Glas ohne Boden, durch welches sie die Eyer in ein Gefäß mit Wasser ließ. Wenn das Ey nicht das Maaß hielt, so mußte die Bäurin an dessen Stelle ein anderes geben.

Unter den verschiedenen Steuern und Einnahmen, deren ich mich nicht erinnere, oder die ich nicht kenne, war eine Einnahme von der gnädigen Frau erdacht, und brachte ihr viel Geld ein. Jeder Bauerhof mußte einmal im Jahre einen Pferdeschweif geben, und jedes Bauermädchen, wenigstens einmal in ihrem Leben, ihren Haarzopf abschneiden, und der gnädigen Frau schenken. Die Pferdeschweife wurden von russischen Kaufleuten erhandelt; mit den Haarzöpfen schickte man einen Leibeigenen nach Moskwa und Petersburg, um sie den Friseurs zu Perücken, Chignons und falschen Locken zu verkaufen."

Noch eine Probe von der Würdigkeit mancher Herrn, die über viele Menschen gebieten: „Am andern Morgen war ich schon vor der bestimmten Stunde in Firulkins Vorzimmer. Die Diener hatten den Befehl mich herein zu lassen, da aber im Saale einige Supplikanten waren, und der Secretair sich mit Papieren im Kabinet befand, so führte mich der Kammerdiener in die inneren Stuben, durch Firulkins Ankleidezimmer. Indem ich durchgieng, blieb ich unwillkührlich stehen, um Dinge zu betrachten, die ich früher nie gesehen hatte. „Was sind das für gestoppte Kissen mit Bändern?" fragte ich. „Das sind die Waden meines Herrn," antwortete mein Führer. „Was ist denn das für ein Schädel?" — „Das sind seine Haare." — „Und diese Knochen?" — „Seine Zähne." — „Warum liegen denn diese Farben auf dem Tischchen, zwischen Bürsten, Puder und Pomade?" — „Das ist die Gesichtsfarbe meines Herrn." — „Vortrefflich!" sagte ich lächelnd: „der hat weder Körper noch Seele." — „Verzeihen Sie," antwortete der Kammerdiener: „er hat dreitausend Seelen, und das ist noch mehr werth, als die seinige allein."

In Polen ist der Zustand der Leibeignen nicht viel anders als in Rußland, und wenn auch eben jezt der polnische Adel im Begriff ist, seine Bauern zu emancipiren, so sehn wir doch noch nicht ein, wie sich das schnell fügen wird; denn erstens was den Adel anlangt, so hat so eben erst die Verwerfung der Reformbill in England aufs neue den alten Satz bestätigt, daß die Aristokratie niemals, wenigstens nie im Ernst Raison annimmt, und zweitens, was die Bauern betrifft, so sind dieselben in Rußland und Polen dem Adel gegenübergestellt, ohne einen beiden vermittelnden Bürgerstand, und ohne diese Vermittlung der Bildung, Industrie und Gesittung werden jene emancipirten Leibeignen fürs Erste zwar immerhin sehr tapfre Krieger, nicht aber civilisirte Staatsbürger seyn. Wenn nun Polen mit der heldenmüthigen Hingebung, durch die es die Tage von Thermopylä und Marathon erneuert hat, seine Unabhängigkeit erkämpft und dauernd sich bewahrt, so dürften wir bald erleben, daß in seinem Innern die Civilisirung des Volks sich an eine Erweiterung des Städtelebens und der Industrie knüpfen wird. Der emancipirte Bauernstand wird einen Bürgerstand erzeugen, den der Leibeigne nicht erzeugen konnte, und erst durch diesen Bürgerstand wird das Landvolk civilisirt werden. Aufblühen der Städte und Gewerbe dürfte die erste und nächste Folge der polnischen Unabhängigkeit seyn.

Die Gründe, warum in Rußland der Bürgerstand nicht in die Höhe kommen kann, sind von Bulgarin sehr anschaulich dargethan. Er sagt: „Ist es nicht sonderbar, ist es nicht erniedrigend für den Nationalehrgeiz, daß in Rußland fast der ganze auswärtige Handel von ausländischen Komptoirs und Faktoreien betrieben wird, die sich in allen russischen Häfen und sogar in den Hauptstädten befinden, als ob Rußland China oder Japan wäre? Die ausländischen Kaufleute und Fabrikanten haben nur mit diesen Komptoirs zu thun; und wir, Russen, müssen diesen Herren Komptoiristen alles an den Augen absehen, ihnen liefern, was sie ins Ausland schicken wollen, und ausländische Produkte zu den Preisen kaufen, wie es ihnen, in ihrer allgemeinen Berathung, zu bestimmen beliebt. Diese ausländischen Hrn. Komptoiristen, welche wir mit dem Titel: Negocianten beehren, schätzen die russischen Kaufleute nicht mehr, als ihre Artel'schtschiks, oder Börsen-Drägal's, und theilen, gleichsam wie um Gotteswillen, den hundertsten Theil ihres Vortheils mit uns. Sagen

Sie, meine Herren, wird diese Ordnung der Dinge ewig dauern, und werden wir dann in Bezug auf den Handel immer auf der Stufe stehen bleiben, wie zu der Zeit, da Richard Chancellor, unter dem Zaar Iwan Waßilijewitsch, den Hafen von Archangelßk entdeckte? Es scheint, wir haben alle Mittel, um einen achtbaren Kaufmannsstand zu bilden. Sogar die Ausländer lassen dem Verstande, dem Scharfsinn und der Umsicht unseres Volkes Gerechtigkeit widerfahren. Unsere Ehrlichkeit im Handel steht wahrlich nicht niedriger als die der ausländischen Herren Komptoiristen, und an Kapitalen werden wir immer den Vorzug haben, da die rohen Erzeugnisse unseres Landes und die russischen Waaren in unsern Händen sind."

Warum gedeiht aber der russische Kaufmannsstand nicht? Bulgarin fährt fort: „Sobald ein Kaufmann bei uns reich wird, so macht er entweder Banquerott, weil er aufhört mit seines Gleichen umzugehen, die Geschäfte vernachläßigt, auf herrschaftlichem Fuße lebt, und seine Töchterchen an nackte Fürsten und Grafen verheirathet; oder er blickt vor Hochmuth und Jubel zu tief ins Glas, läßt sein Vermögen spitzbübischen Handlungsdienern und verschwenderischen Kinderchen zum Raube, welche sich schon schämen Kaufleute zu seyn, und nach Rang angeln; oder endlich strebt er selbst auf verschiedenen Nebenwegen nach persönlichem Adel, indem er Eifer für das allgemeine Wohl und Aufopferungen zum Aushängeschilde nimmt! In der That haben wir wenige alte Kaufmannshäuser, und kaum wird sich ein bedeutendes Kaufmannshaus in Rußland finden, welches seinen Stammbaum weiter als seit der Regierung Katharinas II. aufführen kann. — Wie soll man große Handelsgeschäfte mit russischen Kaufleuten machen, da man nicht weiß, wo sie herstammen, und weil sie eben so schnell wieder von der Laufbahn des Handels verschwinden? — „Das ist auch wahr!" sagte der Geistliche, „allein beschuldigen Sie die Kaufleute nicht zu sehr. Es gibt sehr viele Umstände, welche sie bewegen, bei der ersten günstigen Gelegenheit ihren Stand zu verlassen. Erstens" ... — Plötzlich entstand Lärm im Vorhause. Der Wirth wollte dahin eilen, aber kaum war er vom Stuhle aufgesprungen, als die Thüre krachend auf flog, und ein großer Jagdhund bellend ins Zimmer stürzte. Dann erschien ein Herr in Reisekleidern, mit einer Pfeife zwischen den Zähnen, hinter ihm sein Bedienter und ein Polizeibeamter."

Die erste Handlung des Beamten war, den Kaufmann (die Scene spielt in einem Wirthshause) zu insultiren und seinen Platz für sich zu verlangen. „Der Beamte sagte: tummle Dich, Du Antiquität! Es scheint, daß man Eures Gleichen hier gewaltig verwöhnt, denn Ihr wagt noch zu streiten! — „Ich streite nicht, mein Herr," sagte der Kaufmann, „aber für mich und meine Familie sind nur drei kleine Zimmer übrig geblieben, und ich weiß nicht, wo ich Sie unterbringen soll." — „Ich nehme zwei für mich, und Du kannst Dich mit dem dritten begnügen," sagte der Beamte, „ist es Dir aber zu eng, so ziehe in Deine Wirthschaftskammer. Man sehe einmal, wie dieser Bauer groß thut!" — „Ich bin kein Bauer, mein Herr, sondern Kaufmann." — „Ist denn das nicht einerlei?" versezte der Beamte lächelnd: „Du bist ja kein Edelmann — folglich immer ein Bauer." — Wir giengen aus dem Zimmer, und der Wirth folgte uns: „meine Herren!" sagte er: „wir haben die Ursachen aufgezählt, warum die Kaufleute nicht gerne in ihrem Stande bleiben. Sie haben eben ein kleines Pröbchen der Achtung gesehen, welche die andern Stände gegen uns hegen. Aber Sie haben noch nicht den tausendsten Theil gesehn, und wenn dies einmal der Fall ist, so gedenken Sie unserer im Guten und werfen Sie keine Schuld auf uns!"

Auch das Zollwesen und die dabei vorkommenden Mißbräuche müssen hier in Betracht kommen. Bulgarin schildert eine russische Mauthscene; „Wir giengen alle zusammen unter das Vordach, wo die Waarenballen lagen. Einige Zollwächter fiengen an die Ballen loszubinden, und da ich selbst nicht wußte, was sie enthielten, so freute ich mich sehr, als ich ganze Stücke Seidenzeug, bucharische Tücher, und sogar einen Ballen mit vorzüglichen türkischen Shawls erblickte. Ich bemerkte, daß bei dem Anblick dieser Waaren den Zollbeamten die Farbe ins Gesicht stieg. Der erste derselben nahm mich und Milowidin bei Seite und sagte: „die Zollgebühren für diese Waaren werden Ihnen sehr hoch kommen, beinahe die Hälfte des Gesammtwerthes. Aber wir wollen alles schon so einrichten, daß der Wolf satt wird und die Schaafe nicht gefressen werden. Erlauben Sie uns jedoch zur Taxation einige Stücke von jeder Waare nach Hause zu nehmen, denn tariren wir vor aller Welt Augen, so können wir, wie Sie leicht einsehn, nichts zu Ihrem Besten thun." Ich warf einen Blick auf Milowidin; er lächelte und zuckte mit den Schultern. „Thun Sie, was Sie wollen, endigen Sie nur schnell," sagte ich. Der Beamte verbeugte sich höflich, kehrte zu den Ballen zurück, flüsterte seinen Gefährten einige Worte zu, und fieng an, Waaren bei Seite zu legen. Indessen schrieb der Andere, und der Dritte stempelte. Die Sache brannte in den Händen. Endlich fieng es an dunkel zu werden, die Herren Zollbeamten entfernten sich, und ließen bei den Waaren ihre Schildwachen zurück. Als es dunkel geworden, kam ein Postbauer durch die Hinterpforte, legte die bei Seite geworfenen Waren in einen Wagen, und fuhr damit zur Taxation."

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 51. — 16. Mai 1831

Romane.

(Fortsetzung.)

„Des andern Tages am frühen Morgen kam einer der Zollbeamten mit einer Menge von Papieren, welche ich unterzeichnen mußte; zulezt gab er mir die Taration der Waaren, und die Rechnung über die von mir zu zahlenden Zollgebühren. Ich schrieb einen Brief an den Kreishauptmann, und bat ihn, das Zollamt zu befriedigen, was er auch sogleich that; dann kam er selbst zu uns, legte alle Waaren in eine Scheune und sagte: „Ihre Waaren sind mit den Dukaten gleichem Schicksal unterworfen; Sie dürfen über selbige verfügen, sobald ich die Antworten erhalte.“ — Als die ganze Operation vorbei war, trat unser Wirth, ein ehrwürdiger Greis mit grauem Bart, in unser Zimmer und sagte, daß wir uns bei allen unsern Bedürfnissen nur an ihn wenden möchten. Ich bat ihn, zu den Herren Zollbeamten zu gehen, und die Waaren zurückzubitten, welche sie zur Taration nach Hause genommen hatten. „Was vom Wagen gefallen ist, das ist verloren!“ sagte der Greis lächelnd. „Dessenungeachtet hat man von Ihnen doppelte Zollgebühren genommen. Diese Herren haben weder sich noch die Krone vergessen.“ — „Das nennt man die Kunst, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden!“

Wir übergehn die Schilderung der Juden, welcher Landplage glücklicherweise Rußland überhoben ist, die aber desto schrecklicher Polen heimsucht. Wie diese Hebräer als Geheimräthe, Gläubiger, Kuppler, Mäckler der Edelleute, der Diener und Bauern, dieselben aussaugen und welcher Mittel des Trugs und der Unverschämtheit sie sich dabei bedienen, geht über allen Ausdruck. Die Weltgeschichte kennt des Scheußlichen viel, aber nie war ein Blutsaugersystem mit so viel Ehrlosigkeit verbunden, als jene Judenwirthschaft in Polen. Man kann sich nicht enthalten, die Juden unter dem Bilde von Würmern zu denken, die Polen wie einen todtwunden Helden noch bei lebendigem Leibe verzehren.

Da, wo kein Bürgerstand ist und der Adel sich schämt, die Gesetze zu studiren, können auch natürlicherweise die Beamten nicht viel mehr seyn, als eine christliche Judenschaft. Bulgarin sagt davon: „Es gibt hier rechtliche und edle Männer unter den Gutsbesitzern und den aus dem Adel gewählten Beamten; da aber, unglücklicherweise, unsere Edelleute die russische Rechtspflege nicht studiren, und sehr wenige von ihnen an schriftliche Arbeiten gewöhnt sind und diejenigen, welche früher Civilämter bekleideten, sich den Wahlen entziehen, und sich auf ihren Gütern zur Ruhe setzen, so versteht es sich von selbst, daß die unteren Gerichtsbeamten alle Geschäfte lenken. Das ist ein ganz besonderer Menschenschlag in unserem lieben Rußland, der, wie die Motten, sich vom Ukasenstaube nährt.“

Folgendes Gespräch mit einem russischen Kreishaupt-

mann gibt nähere Details: „Ich weiß ja wohl, daß die Kreishauptmannsstellen gut im Preise stehen, und der Teufel würde Dich gewiß nicht plagen hier zu sitzen, wenn Du nicht in der Wolle säßest.“ — „Wo soll ich denn hin?“ sagte ärgerlich der Kreishauptmann. „Man lebt ja nur noch von dem alten Vorrath, denn von den heutigen Einnahmen kann man nicht einmal die Risse in den Taschen stopfen. Bedenke doch, wir müssen die Gouvernements-Aemter füttern, wie die Kinder ihren alten Vater. Was habe ich davon, daß unter mir 9218 Seelen, richtig gezählt, stehen, wenn alle diese Seelen in einem ausgehungerten Körper stecken! — „Wie! rief ich: „unter Ihnen stehen 9218 Seelen, und Sie klagen über Ihr Schicksal?“ Der Kreishauptmann antwortete lächelnd: „Diese Seelen, mein Brüderchen, gehören, nicht mir, sondern der Krone, und stehen nur unter meiner Verwaltung; wer aber Kühe melkt, will auch Milch trinken, und man kann nicht fordern, daß von den Kronsabgaben nicht auch Spähnchen, oder sogenannte Accidenzien abfallen sollten. Aber jezt sind schlechte Zeiten,“ sezte er wieder hinzu: „Aufklärung, Justiz und kein Geld! Der Schleichhandel mit Branntwein wird abgeschafft, Läuflinge und Herumtreiber kommen leider wenig in unsern Kreis, und so kann man denn keinem etwas anhaben. Der jüngste Tag ist gewiß nicht mehr weit! Sogar Diebstahl ist selten, und von Mordthaten gar nichts zu hören. Für uns Geschäftsmänner, sind diese neuen Einrichtungen eine wahre Pest! Keine Geschäfte, und kein Verdienst. Aber aus den Gouvernementsbehörden schreibt man uns in einem fort. Nachtigallen nährt man nicht mit Fabeln, und mit Kratzfüßen füttert man keinen Pelz, und dergleichen mehr. Es ist ein wahres Unglück! von allen Seiten kommt eine Art von Aufklärung angeweht, und sogar die Gerichtsschreiber schleppen sich jezt mit Büchern herum, und spotten übereinander; in den Hauptstädten verlacht man sogar gewandte Leute, nicht nur im Theater, sondern sogar in den Zeitungen, und blos deshalb, weil wir für unsere Mühe auch satt zu essen haben wollen. Sogar die Edelleute sind jezt vom Weisheitsteufel besessen: zwar nicht vom Bücherwurm, aber alle wollen Geschäftsmänner seyn, und so wie ein Unglück anmarschirt kommt, so geht es gerade in die Gouvernementsbehörden, oder wohl gar nach Piter (Petersburg); denn, sagen sie: es ist besser den alten Wolf zu nähren, als die jungen Wölfe. Dafür aber ärgere ich sie auch tüchtig, und halte sie in Igelhandschuhen. So wie sich ein Läufling im Kreise zeigt, lasse ich ihn aussagen, daß er bei allen reichen Edelleuten, und sogar bei den Bauern, die ja doch für die Sünden ihrer Herren büßen müssen, ein Unterkommen gefunden habe, und sogleich kehre ich im ganzen Kreise das Unterste nach oben. Gelingt es, einen todten Körper zu finden, so schleppe ich ihn an dreißig verschiedenen Stellen umher, um dann überall Untersuchungen anzustellen. Ein gestohlenes Pferd schläft bei mir in einer Nacht auf dem Papiere in zwanzig Ställen. Aber es bleibt doch immer ein saures Brod, und ein schwer erworbener Kopecken! Man muß fahren, laufen, schreiben, sich wie ein Fisch gegen das Eis schlagen, um nur an einer Stelle hundert, an einer andern fünfzig, an einer dritten zehn Rubel zu verdienen. Schlechte Zeiten, Brüderchen! Aufklärung, Justiz!“

Troz dieser sogenannten Aufklärung, troz aller Ukasen, troz aller Strenge von oben wird diesen Beamtenpflichten nicht eher abgeholfen werden können, als bis auch in Rußland sich ein Bürgerstand gebildet hat, der tüchtige Beamten liefern und zugleich die Kontrolle über sie führen kann, durch die Macht des Gesetzes und der öffentlichen Meinung. Was ist überhaupt Gesetz? Oeffentliche Meinung! Und was ist diese? Bürgerstand! Ohne Bürger kein Gesetz!

Wir schließen mit einer trefflichen Schilderung Moskaus: „Petersburg läßt sich mit einer jungen schönen Kokette aus der großen Welt vergleichen, welche mit allem Anstande, mit allen Berechnungen der Bildung Genüsse sucht. Mütterchen Moskwa gleicht einer bejahrten, reichen Wittwe, welche, nachdem sie in der großen Welt gelebt, sich in das Innere Rußlands, in eine von ihren Gütern umgebene Provinzialstadt zurückzieht, um in ihrem Bezirk die erste Rolle zu spielen, ohne jedoch ihre Verbindungen mit der Hauptstadt aufzugeben. Moskwa, lieber Freund, hat es verstanden, zu seiner Hülle aus allen ausländischen Sonderbarkeiten und Gewohnheiten sein eigenes originelles Gewebe zu verfertigen, woran die Ausländer nur die Fäden aus ihrer Fabrik erkennen, aber der Zuschnitt des Gewandes und die Verzierungen gehören unserem vaterländischen Moskwa. Die beste Moskowische Gesellschaft bilden: erstlich, die sogenannten Alten, die ihre Zeit ausgedient, und aus Ermüdung, oder aus andern Ursachen, sich in Moskwa zur zeitlichen Ruhe, in Erwartung der ewigen, niedergelassen haben. Diese ehrwürdige Klasse bildet die lebendige Chronik des verflossenen halben Jahrhunderts, oder, richtiger, die lebendigen Anmerkungen zur gleichzeitigen Geschichte Rußlands. Die Mitglieder dieser Klasse bilden auch den Areopag, oder den höchsten Gerichtshof, wo alle gleichzeitigen Begebenheiten abgeurtheilt werden. Sie haben ihre Sitzungen im englischen Klubb und bei einigen ehrwürdigen alten Damen aus den ersten drei Klassen. Die Rangordnung wird unter ihnen genau mit eben der Strenge beobachtet, wie bei einem guten Regiment unterem Gewehr. Politik, Krieg, innere Verwaltung des Reichs, Ernennung zu Aemtern, Gerichtsordnung, insbesondere aber Belohnungen durch Rang und Ordensertheilungen, alles ist dem Urtheil dieses schreierischen Areopag unterworfen. Unter dieser ersten Klasse

gibt man Bälle, Mittagsmähler, Abendessen und Soirées für die durch Moskwa reisenden vornehmen Personen, für den wichtigsten örtlichen Beamten, und für den angesehendsten Adel. Zweitens: die bei den Moskowischen Behörden wirklich angestellten Beamten, welche sich von ihren Kollegen in Petersburg und in andern Städten dadurch unterscheiden, daß sie prachtvoller leben, mehr Einfluß auf die Geschäfte haben, und sich nicht mit Nebenbeschäftigungen, wie z. B. mit Literatur und Wissenschaften abgeben, wie einige junge Beamte in Petersburg. Drittens: die nicht im Dienste stehenden Beamten, oder die Muttersöhnchen, d. h. die hintere Reihe der von der blinden Fortuna begünstigten Phalanx. Der größte Theil dieser Glückskinder ist nicht im Stande, einen mit slavischen Buchstaben gedruckten Psalter zu lesen, gehören aber alle zu den russischen Antiquarien. Man nennt sie die Archiv-Jugend. Das sind unsre Petit-maitres, unsre fashionables, die Freier aller Bräute, die Liebhaber aller Frauen, sobald selbige nur die Nase nicht am Hinterkopfe haben, und oui und non zu sagen verstehen. Sie bestimmen den Ton der Moskowischen Jugend auf Spaziergängen; im Theater, und in den Gesellschaftssälen. Diese Klasse versorgt auch Moskwa mit Philosophen nach dem neuesten Schnitt, bei denen alles überfüllt ist, bis auf den gesunden Menschenverstand, mit Reimflechtern und mit verzweifelten Richtern der Literatur und Wissenschaften. Viertens: die zahllose Heerde verabschiedeter Beamten aller Art, welche zu den alten Familien gehören, und sich bis zu gewissen Rangklassen hinaufgedient haben, von denen mancher sein Vermögen nach Bequemlichkeit verzehrt, mancher ohne große Mühe durch Karten und andre Industriezweige ein Vermögen erwirbt; mancher von einem Tage zum andern, auf Kosten der Moskowischen Gastfreundschaft, schlechtweg lebt. Fünftens: die Edelleute aus den rings um Moskwa belegenen Gouvernements, welche im Winter dahin kommen, um das auf dem Lande Ersparte zu verzehren, und sich über ihre tanzenden Töchterlein auf den Bällen der adelichen Assemblee oder in den Soirées zu freuen, bis irgend ein Bräutigam, bezaubert durch die Aussteuer, (welche die redseligen Tanten an allen Straßenecken in Moskwa sehr geschickt auszuposaunen wissen) um das niedliche Händchen anhält, welches von Kindheit an nie eine Arbeit gekannt hat. Sechstens: Reisende aus der Hauptstadt und von der Armee, welche reiche Bräute suchen, wodurch Moskwa seit uralter Zeit berühmt ist. Diese Herren wollen gewöhnlich zuerst sehr hoch hinaus, und endigen bei Pflegekindern oder Kaufmannstöchter, wo die Rechnung immer weit sicherer ist. Dies sind die Hauptzüge unserer Moskowischen Gesellschaft, welche, trotz ihrer Verschiedenartigkeit, ein Ganzes bilden, das einer ewigen Maskerade oder dem Venetianischen Karneval gleicht. Ich brauche Dir nicht erst alles Gute und Schlechte in dieser Mischung zu schildern. Das wirst Du selbst mit der Zeit sehen. Ich bemerke nur, daß gewiß nirgendwo so viele gute Menschen sind, als in Moskwa. Der Hauptzug Moskwa's ist — die Gastfreundschaft, oder die Sucht Jeden, der einem in den Weg kommt, zu füttern und zu tränken. Lieber Wuishigin! Wenn unser Planet, durch irgend einen unglücklichen Zufall einem zehnjährigen Mißwachs ausgesetzt wäre, und man alle Lebensmittel mit Gold aufwiegen müßte, so würde selbst dann Niemand in Moskwa hungrig seyn, außer den herrschaftlichen Bedienten, welche, wahrscheinlich weil sie es mit dem Dienst nur obenhin nehmen, auch bei allgemeinem Ueberflusse nicht übertrieben gesättigt werden. Ich bin zwar kein Statistiker, kann aber dafür bürgen, daß man in Moskwa allein in einem Jahre mehr aufißt und austrinkt, als in ganz Italien in zwei Jahren. Reichliche Speise und Trank gilt in Moskwa für die erste Bedingung einer guten Aufnahme. Sich gleichsam bis zum Zenith mit Essen und trinken zu füllen, ist ein Genuß, den sich sogar gebildete Leute nicht versagen. Aber ich habe von unserem lieben Moskwa schon zu viel geplaudert, und bin von der Erzählung meiner Abentheuer abgewichen."

66) Die Uzkokin. Novelle mit historischen Erläuterungen von Richard Otto Spazier. Leipzig, Dyk, 1831. Die Geschichte der Uzkoken ist wenig bekannt worden, und doch gewährt sie, wie der Verfasser mit Recht bemerkt, ein nicht minder poetisches wie politisches Interesse. Dieses dalmatische Seeräubervölkchen trieb sein Wesen im sechszehnten und zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, und wurde durch die Eifersucht zwischen Venedig und Oesterreich ungefähr in der Weise geschont und gesichert, wie es noch heutzutage die Barbaresken sind durch die Eifersucht zwischen England und den übrigen europäischen Seemächten. Weit entfernt indeß, ja zu der Macht der Barbaresken zu gelangen, fristeten die Uzkoken in ihren Felsennestern nur ein kümmerliches Daseyn, und wurden niemals ein Raubstaat, sondern blieben immer nur eine Räuberhorde. Allein ihre Keckheit und selbst ihre Armuth erscheint insofern nur um so poetischer, und der Verfasser hat das Seinige gethan, uns diese adriatischen Wasserzigeunern in ihrer ganzen romantischen Wildheit in ihren Schlupfwinkeln, hinter ihren Felsennasen, auf dem Meer und mitten im Feindesland bei tollkühnen Unternehmungen zu malen. Daneben hat er die Venetianer, die Oesterreicher und die Türken gegen einander kontrastirt, und das Ganze in einer Liebes- und Rettungsgeschichte verknüpft, die vollkommen im Charakter der Zeit und des Orts, weniger das gewöhnliche Interesse einer Liebesgeschichte erregen, als uns Gestalten, Thaten und Kostüme der Vorzeit lebendig vergegenwärtigen will.

67) Die Freunde. Historisch-romantisches Gemälde aus dem griechischen Befreiungskriege von C. D.

Ithel. Zwei Theile. Leipzig, Wienbrack, 1830. Ein philhellenischer Roman im Geist und Geschmack Fouqué's, voll Heroismus und Liebe, Türkensäbeln, schönen Griechinnen ꝛc. Da eine so edle Wärme für eine so heilige Sache diesen Roman, wie die meisten ähnlichen Romane und Trauerspiele durchglüht, so wollen wir ihn freundlich begrüßen, und uns nicht durch die Bemerkung geniren lassen, daß Griechenland kaum so viele schöne Mädchen hervorbringen kann, als deren bereits von deutschen Schriftstellern und Schriftstellerinnen mit jungen Philhellenen kopulirt worden sind. Referent hatte Gelegenheit, ziemlich viele Philhellenen kennen zu lernen. Er kennt einen, der eine Türkin, einen andern, der eine Mohrin mitgebracht hat, aber keinen, dem eine Griechin ins Abendland gefolgt wäre.

68) Die Geusen oder die niederländischen Patrioten vom Jahre 1566. Historische Novelle, aus dem Französischen übersezt von A. Kaiser. Zwei Bände. Leipzig, Weygand, 1829. Wenn dieser Roman eben so gut zu Ende geführt wäre, wie er anhebt, so würden wir in ihm einen der besten historischen Romane besitzen. Allein nach den ersten pikanten Scenen, die uns in den Partheienkampf der Niederländer zu Egmonts und Wilhelms von Oranien Zeiten einweihen, folgen erstaunenswürdig langweilige Schilderungen von kleinen Gefechten und schlauen Espionagen, wie sie aus Walter Scott, Cooper und Tromlitz nur zu wohl bekannt sind. Indeß bleibt die in dem 6ten und 7ten Kapitel des ersten Bandes geschilderte Scene immer ein Meisterstück, das einem schönern Ganzen anzugehören verdiente. Hier führt der Verfasser ein Paar katholische aber patriotische Flamänder von Adel, einen Kapuziner und einen herumreisenden fanatischen Prediger der reformirten Parthei in der Hütte eines socinianischen Bauern zusammen, und das poetische Interesse, das im Kontrast dieser Personen liegt, wird noch erhöht durch die geistreiche Weise, mit welcher der Verfasser gerade den Kapuziner, von dem man es am wenigsten erwartet hätte, den vernünftigsten seyn läßt. Solche Scenen, worin die verschiedenen Richtungen einer Zeit wie in einem Brennpunkt zusammengezogen, und alle handelnden Personen zugleich Personifikationen einer Parthei sind, werden immer die Hauptschönheit des historischen Romans ausmachen.

69) Die Fanatiker. Historischer Roman aus der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts von Ludwig Storch. Zwey Theile. Leipzig, Hartmann, 1831. Storch schreibt viel, wir werden später noch einige seiner neusten Romane erwähnen. Was uns dabei auffällt, ist, daß er wirklich besser schreibt, je mehr er schreibt, während bei den meisten Vielschreibern sonst das Umgekehrte der Fall zu seyn pflegt. Eine lebhafte Phantasie, eine fertige Sprache sind ihm nicht abzusprechen, und vom Lasciven, so wie vom Gräßlichen, worin er sich sonst gefiel, haben wir in seinen jüngsten Sachen wenig mehr gespürt. Doch ist zu bedauern, daß er noch immer Unwahrscheinlichkeiten nicht vermeidet, sondern häuft. Gerade der historische Roman muß, eben weil er historisch heißt, der Fabel entgegengesezt seyn und durch die Macht einfacher Wahrheit wirken. In jedem andern Roman mag der Held die allerwunderlichsten, unwahrscheinlichsten, ja unmöglichsten Abentheuer bestehn, nur nicht im historischen, weil alsdann das geschichtliche Interesse ohne Zweifel durch das romantische nicht verklärt, sondern verdunkelt wird. Der Held in Storchs Fanatikern ist ein junger Schmidt von Rochelles, der als eifriger Hugenot von Admiral Coligny als Spion nach Paris geschickt wird, und das Glück hat, bei Hofe in Gunst zu kommen und mehrere Anschläge der Katholiken gegen die Hugenotten durch zeitige Warnung der leztern zu vereiteln. Daß der Schmidt die Liebe des Königs erwirbt, der selbst wie sein Urenkel Ludwig XVI. sich mit Schmide = und Schlosserarbeit abgibt, hat nichts Unwahrscheinliches, aber daß Katharina von Medicis sich nicht näher nach diesem Schmidt erkundigt, und daß derselbe die in den geheimsten Appartemens berathenen Staatsgeheimnisse mit anhört, das ist im höchsten Grade unwahrscheinlich. Die damalige mediceische Politik war in der That für einen ehrlichen Schmidt von Rochelles, der sich durch seine Gutmüthigkeit oder aufbrausende Ehrliebe hundertmal selbst verräth, viel viel zu schlau.

70) Kardinal Richelieu. Eine historisch-romantische Schilderung Frankreichs im Jahr 1642. Aus dem Englischen übersezt. Drei Bände. Leipzig, Kollmann, 1830. Der junge Graf Bienau, Kammerherr der Königin Anne d'Autriche, hat für diese Briefe an ihren Bruder Philipp II. überbracht, welches Richelieu wegen des damals zwischen Frankreich und Spanien bestehenden Krieges bei Todesstrafe verboten hatte. Richelieu sucht überdies den Einfluß der Königin zu stürzen, und so wird Bienau das Opfer, und die Rache des Kardinals folgt ihm in die Bastille und sogar auf das Schaffot. Doch eben als das Schwert über ihn geschwungen werden soll, ertönt der Gnadenruf, denn Richelieu ist eben verschieden. Die Schilderung des Kardinals bei einem diplomatischen Essen und im Kabinet dürfte das Gelungenste in diesem, in englischer Breite geschriebnen Romane seyn. Auch der König und die Königin sind gut gezeichnet.

71) Das Höckermännchen, histor. Roman aus den Zeiten der franz. Regentschaft, von C. F. Frhrn. v. Bilderbeck. Zwei Bände, Achen, Mayer, 1830. Eine ähnliche Geschichte, enthaltend die Verfolgungen, die ein andrer franz. Kardinal und Minister, Dubois, über ein junges Mädchen verhängte, die er nachher als seine eigne Tochter erkannte. Uebrigens gehört dieser Roman mehr unter die kriminalistischen, als historischen, und in die Verfolgungsgeschichte jenes Mädchens ist noch eine andre Rach = und Brudermordgeschichte verflochten. (Forts. folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 52. — 20. Mai 1831.

Romane.

(Fortsezung.)

72) Cooper's sämmtliche Werke. Ein- bis drei- und sechzigstes Bändchen. Die Wassernixe oder der Tummler der Meere. Frankfurt, Sauerländer, 1831. 73) Die Wassernixe oder der Streicher durch die Meere. Aus dem Englischen des Cooper von Dr. Friedenberg. Drei Bände, Berlin, Duncker und Humblot, 1830. 74) Conanchet. Aus dem Englischen des Cooper von demselben. Daselbst. 75) The Works of Cooper, American. Zwickau, Schumann, 1829. Cooper ist freilich nur ein Nachfolger Walter Scotts, allein nach Walter Scott konnte es vielleicht nur einen Cooper geben, während es nach Cooper vielleicht hundert Walter Scotte hätte geben können. Cooper ist Nordamerikaner und nichts weiter, Scott aber ist kein Engländer, sondern ein Schotte und Tory obendrein. Cooper schildert Nordamerika und weiter nichts, Scott dagegen schildert Alles und noch Etwas, sogar Napoleon. Cooper ist wahr, Scott lügt. Cooper ist oft klassisch und erreicht die homerische Einfalt in seinen anspruchslosen und treuen Lokalgemälden; Scott ist nur zu oft der allerwindigste Romantiker, der zwar Nebel und Geister macht, aber keine Ossianischen. Kurz, dem Schreiber dieses ist Walter Scott von jeher unausstehlich gewesen, als ein Poet, der vollkommen ohne Götterfunken, nur kaufmännisch ein wohlassortirtes Waarenlager von allen romantischen Effekten älterer Poesie und Geschichte auskramt, als ein romantischer Schnittwaarenhändler und Gewürzkrämer, dessen Spekulationen denn auch so gut gelungen sind, daß er zulezt der gläubigen Welt Sägespähne für Zimmet hat verkaufen dürfen. Wie sonach Walter Scott am Ende einer Literaturepoche steht, gleichsam als lachender Erbe des ganzen Mittelalters, dessen Reichthum er geschmacklos verschwendet, so steht dagegen Cooper in reinem Gegensaz gegen Scott, am Anfang und Beginn der nordamerikanischen Poesie. So ähnlich sich auch Cooper und Scott in gewisser Hinsicht seyn mögen, so sind sie doch himmelweit von einander verschieden, so verschieden, wie ein wilder Büffel am Missouri von der englischen Dogge des Sir Hudson Lowe.

Wie das nordamerikanische Reich in drei Regionen zerfällt, in die des kultivirten Küstenlandes, der westlichen großen Urwälder und Walden und des Ozeans, so theilen sich auch Coopers Romane in solche ein, die, wie der Spion und Lionel Lincoln, in den großen Städten und bewohnten Landschaften Nordamerikas, auf dem Schauplaz des Unabhängigkeitskrieges spielen, dann in solche, die, wie der lezte Mohikan, die Prairie und Conanchet,

einsame Auswanderer in die endlosen Wälder und Wiesen des westlichen Binnenlandes zu den Indianern begleiten, und endlich in solche, die, wie der Lootse, Red Rover, und die Wassernire das Leben nordamerikanischer Seeleute auf dem Meere schildern. Dies sind die Grenzen aller Cooperschen Darstellungen, und in diesem dreifachen Genre ist er höchst originell und ausgezeichnet. Seine Landschafts- und Seegemälde, besonders in der Prairie und im Lootsen, sind Meisterstücke naturwahrer Auffassung, und wenn auch seine Sittengemälde, die Schilderungen und Reden seiner Landsleute immer sehr breit und nüchtern sind, so ist selbst dieses nur treue Nachahmung des nordamerikanischen Charakters. Holländische, chinesische und nordamerikanische Romane dürfen, müssen sogar breit seyn. Zuweilen erscheint es einem expediten europäischen Ohr freilich, als ob Cooper die Langsamkeit der Erzählung übertriebe; allein das Charakteristische gienge vielleicht verloren, wenn die Erzählung rascher fortliefe.

76) Hauptmann Reh. Ein romantisches Gemälde aus dem Volksleben in Irland von Banim. Aus dem Englischen von Lindau. Zwei Theile. Dresden, Hilscher, 1830. Die bekanntlich sehr muntern Irländer hätten auch wohl einen kurzweiligen Darsteller verdient, nicht einen langweiligen Nachahmer des großen langweiligen Schotten, oder Coopers, der es mit kalten Atlantiden, nicht mit den warmen Landsleuten der Lady Morgan zu thun hat. Der vorliegende Roman hat viel aus dem Spion von Cooper geborgt. Hauptmann Reh, ein irischer Partheigänger, täuscht die Engländer, die ihn verfolgen, in allerlei Verkleidungen, aber mit all der langweiligen Renommisterei und Geheimnißkrämerei, die bereits so unzähligemal auch von deutschen Romanschreibern nachgeahmt worden sind, wenn dieselben ihre Helden, die sie nichts Großes thun zu lassen wissen, blos geheim thun lassen.

77) Soldatenleben. Kriegsabentheuer in den Pyrenäen und Süd-Frankreich von Gleig. Aus dem Englischen von Hort, herausgegeben von Lindau. Zwei Theile. Leipzig, Cnobloch, 1830. Wahre Begebenheiten, doch romantisch genug, um Anspruch darauf zu machen, ein Roman zu seyn. Das Einzige, was uns dabei stört, ist die Landsmannschaft. Woher kommt es wohl, daß wir und wohl die ganze Kontinentalwelt lieber französische Berichte über den spanischen Feldzug lesen, als englische, obgleich die Engländer den Spaniern Hülfe leisteten und die Franzosen sie feindlich bekämpfen? Wer die Ursache kennen lernen will, der lese nur des Obersten von Schepeler treffliche Geschichte des spanischen Krieges. In Spaniern und Franzosen standen sich Vaterlandsliebe und Ruhm- und Abentheuersucht gegenüber, also zwei durchaus poetische Elemente, während in Spaniern und Engländern der Vaterlandsliebe ein pfiffiger und brutaler Krämergeist zur Seite stand. Daher hat, wohin nur Wellingtons rother Rock geleuchtet, derselbe überall die Poesie ausgetrieben, und darum gefallen uns auch die Erzählungen seiner Offiziere nicht. Wir denken über Wellington mit Heine: „Der Mann hat das Unglück, überall Glück zu haben, wo die größten Männer der Welt Unglück hatten, und das empört uns und macht ihn uns verhaßt. Wir sehn in ihm nur den Sieg der Dummheit über das Genie — Arthur Wellington triumphirt, wo Napoleon Bonaparte untergeht!"

78) Neue Kettenglieder aus einem sehr bewegten Leben. Wahre Erzählungen. Weimar, Hoffmann, 1830. Auch diese Erzählungen schildern einzelne Scenen aus den Napoleonischen Kriegen, insbesondre aus denen in Spanien, und auch hier ist die Wirklichkeit hinlänglich romantisch, während der Standpunkt glücklicherweise nicht mehr ein englischer, sondern ein französischer ist.

79) Der Creole. Eine Erzählung von Heinrich Zschokke. Aarau, Sauerländer, 1830. Statt der Vorrede gibt der Verfasser zwei Briefe, einen von Zschokke an Bonstetten, den andern von diesem an jenen. In beiden loben sie sich beide und bekränzen sich, und schäckern zusammen, die guten Alten. Der Eine sagt: Du Glücklicher, bei Dir ist eine Fürstin Allerhöchstselbst abgestiegen, bei mir nur ein armes Mädchen, die Muse. — Die Muse? sagt der Andre, ei das ist ja gar eine Göttin und mehr als eine Fürstin, aber freilich, freilich, eine Fürstin ist denn doch auch etwas, nicht wahr? Ja wohl, Herr von Bonstetten, Sie sind noch viel zu bescheiden, denn welcher deutsche Dichter würde nicht gleich alle neun Musen zum Teufel jagen, wenn nur ein einzigesmal eine Fürstin bei ihm absteigen wollte. Was will so ein dreivierteldutzend lumpige Göttinnen gegen eine Fürstin sagen! — Sie armer Zschokke mit Ihrer pierischen Jungfrau! Wir hielten dieselbe schon für eine Amerikanerin, da Sie mit derselben einen Creolen gezeugt zu haben schalkhaft vorgaben, aber Sie haben uns angenehm überrascht — der Creole ist kein Creole, sondern ein Italiener, aber auch kein Italiener, sondern eine Italienerin. Kurz der Creole ist ein allerliebstes hübsches reiches Mädchen aus Sicilien, die als Knabe verkleidet auf einer Seereise mit einem wackern jungen Schweizer zusammentrifft, von demselben aus einem Schiffbruch gerettet wird und ihn in Calabrien zwischen Franzosen und Calabresen so lange durch alle Gefahren begleitet, bis sie in Sicherheit ist, ihm dann plötzlich in weiblicher Tracht erscheint und ihn zuletzt heirathet. Die gute Laune, in der diese Erzählung geschrieben ist, und der romantische Reiz in der Hauptfigur erinnert an die frühere Periode Zschokkes, in der

er seinen „todten Gast“ schrieb, und die wir der Periode des Abderich im Moos zc. ziemlich vorziehen.

80) Der Hirtenkrieg. Novelle in drei Theilen von Georg Döring. Drei Theile. Frankfurt, Sauerländer, 1830. Hier haben wir abermals Lionel Lincoln. Ein junger Schweizer dient im französischen Heer gegen seinen eignen Vater und Bruder, die zur antihelvetischen Parthei gehörend, kurz vor der Napoleonischen Mediationsakte gegen die helvetische Republik konspirirten. Der junge Mann sieht ein, daß er wie ein Verräther am Vaterlande handelt, es schmerzt ihn tief, aber die Ehre! Nun was thut denn die Ehre, Herr Georg Döring? Die Ehre, sagen wir, gebot dem jungen Manne, augenblicklich seinen Abschied zu verlangen, mit der offnen Erklärung, daß er gegen seine eignen Landsleute nicht die Waffen führen könne. Aber was sagt Herr Georg Döring? Die Ehre, sagt er, gebot dem jungen Mann, seinen Abschied nicht zu verlangen, sondern gegen sein Vaterland zu fechten. Aber das ist ja erschrecklich dumm, Herr Georg Döring. Nicht sowohl dumm, kann Herr Georg Döring antworten, als vielmehr nothwendig, denn wenn der junge Mann seinen Abschied nähme, so könnte ich ihn nicht zwanzigmal hintereinander im Kampfe zwischen Patriotismus und Ehrgefühl schöne Reden halten lassen, so könnte ich nicht zwanzig Großmuthsscenen, wie die Brüder einander wechselseitig verfolgen und doch schonen, hinter einander anbringen, mit einem Wort, so wäre es mir pur unmöglich gewesen, eine so kleine niedliche Novelle in drei dicken Bänden zu schreiben. Sie haben Recht, Herr Georg Döring, wer begriffe denn das nicht? Es wäre doch gar zu Schade, wenn wir Ihre kleine niedliche Novelle, worin es so artig, wenn nicht mimilit, doch seppit, ullit, fluelit zc. nicht gelesen hätten.

81) Firn-Matthes, des Wildschützen Flucht. Scenen aus dem bayrischen Hochlande. Eine Novelle von Harro Harring. Mit Liedern in Volksweisen. Leipzig, Wienbrack, 1831. Die Flucht eines Wildschützen, der eines Mordes angeklagt ist, in den Gebirgen zwischen Bayern und Tyrol, ein originelles und anziehendes Gemälde. Die Begebenheit ist ganz einfach, der Schütz flieht, wird von einem armen Knaben im Gebirg verborgen und wagt sich mit demselben in die Wohnung seiner Geliebten, wo er erfährt, daß er freigesprochen ist. Eben so einfach sind die Charaktere gezeichnet, aber das ganze Bild trägt in dieser anspruchslosen Einfachheit das treue Gepräge des Hochlands, und es ist eines der besten Genregemälde, die wir in dieser Art je gesehn. Man kann es nicht besser rühmen, als wenn man davon sagt, daß es das reine Gegentheil von Claurens Mimili ist. Es ist jungfräuliche Wahrheit gegenüber der alten koketten Lüge. Eine sehr angenehme Zugabe sind die bayrischen Volkslieder, die in großer Anzahl dem Text eingestreut sind, z. B.:

Bin in München gewesen
Da werden Häuser gebaut,
Da wird die Weisheit gelesen —
Und á Guts wird da gebraut.

Von Tölz bis nach München,
Da fährt sichs geschwind —
Und auf 'm Schloß steht á Fahnerl,
Das dreht sich nach 'm Wind.

Wenn das Fahnerl auf 'm Schlosse
Sich herum gedreht hat:
Da drehn sich die Fahnerl
Ueberall in der Stadt.

* * *

Ueb'rm Berge, sagt' er, steht der Mond, sagt' er,
Und zur Hütten, sagt' er, schaut er h'nein.
In der Hütten, sagt' er, sitzt á Mädel, sagt' er,
Möcht so gerne, sagt' er, bei ihr seyn!

* * *

Viele Sterne, sagt' er, gibt's am Himmel, sagt' er,
Und viel Mädel, sagt' er, auf der Welt;
Und die Sterne, sagt' er, wissen's einzig, sagt er,
Welches Madel, sagt' er, mir gefällt. —

Doch können wir nicht alle Strophen dieser artigen Liedchen billigen, denn mehrere fallen aus dem naiven Ton der ächten Volkspoesie heraus in die vornehme Phraseologie der modernen Kunstlyrik, die so weit von der Naturlyrik entfernt ist, z. B. Seite 110:

Doch 's ist ja noch Frühling;
Was sorg ich denn heut'?
Macht die Lieb' doch das Herze
So selig, so weit!

und Seite 111:

Leb wohl — nicht für immer —
Der Abendstern blinkt.
Die Liebe steigt auf,
Wenn das Leben auch sinkt.

Dieses „selige, weite Herz“ und dieser Gegensatz von „Liebe und Leben“ sind viel zu vornehm für die

Volkssprache, und erinnern an ähnliche Mißgriffe Hebels, der unter anderm einmal singt:

> Es wandlen in der stille dunkle Nacht
> Wohl Engel um mit Sterneblume b'chrönet;
> Uf grüne Matte, bis der Tag verwacht.

Und so etwas wagt man für volksthümliche Poesie auszugeben, und daß ich solche geschmacklose Affektation an Hebel getadelt, das haben gewisse gemüthliche Leute mir nicht verzeihen können.

82) Förberts-Henns. Novelle aus dem Leben eines Wundermanns der neuen Zeit, nach wahren Begebenheiten, dargestellt durch Ludwig Storch. Leipzig, Nauck, 1830. Prophetische Bauern wie Adam Müller, oder Bauern, welche Wunderkuren verrichten, wie der schlesische Richter ic. haben in neuerer Zeit Aufsehn erregt und in dem Kontrast des niedern und gemeinen Standes mit der Weihe tiefer Weisheit liegt allerdings etwas Poetisches. Storch schildert uns einen solchen Bauern nach dem Leben, und eine portraitartige Wahrheit ist dem Bilde nicht abzusprechen, das übrigens die Leser, die im Thüringer Walde bekannt sind, angenehm an die grünen Bäume und Menschen in der Umgegend von Ruhla erinnern wird.

83) Vittoria Iturbide. Historisch-romantisches Gemälde des mexikanischen Freiheitskriegs von Wilhelm von Lüdemann. Drei Theile. Zwickau, Schumann, 1830. Ein herrlicher Stoff, der mexikanische Freiheitskrieg, aber was wissen unsre gewöhnlichen Romanschreiber aus einem Stoff zu machen? Gibt man ihnen auch eine Raphaelsche Tapete oder die schönste Landschaft von Claude in die Hand, sie halten es für Leder und schlagen es über den Leisten von Walter Scott oder Cooper und machen Schuhe daraus. Vor dreihundert Jahren wurden die Schuster Dichter, jezt werden die Dichter Schuster. So hat auch Herr Wilhelm von Lüdemann hier einen Roman geschustert, genau nach dem Cooperschen Leisten, denn Augustin Iturbide ist niemand anders als der nachgeschusterte Lionel Lincoln. Nun war wohl dieser Lionel unter den englischen Offizieren im nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege eine mögliche, wahre, richtig gezeichnete Figur; wie aber der bis zur Unanständigkeit loyale, und dabei abgeschmackt süßelnde Held des Herrn v. Lüdemann, das Ideal eines sentimentalen Gensd'armesoffiziers, wie dieses Wesen dem Kaiser Iturbide ähnlich sehen soll, das ist uns totaliter unbegreiflich. Wenn Cooper ferner seinem allerdings etwas langweiligen Roman einen höhern und bleibenden Werth durch die trefflichen Lokalschilderungen zu geben wußte, so hat sich dagegen Herr von Lüdemann bescheiden mit der Langweiligkeit begnügt, und umsonst sehn wir uns in seinen drei Bänden nach der malerischen Beschreibung einer Stadt oder einer tropischen Landschaft um. Die ganze reiche, und bekanntlich so wunderbar wechselnde Natur Mexikos ist für den Herrn von Lüdemann gar nicht vorhanden.

84) Don Miguel, der furchtbare Kronenräuber, oder das politische Opferfest. Romantisches Original-Blutgemälde neuester Zeit von Adolph von Schaden. Drei Bände. Stuttgart, Franckh, 1830. Der Titel ist sprechend genug, und der Inhalt straft ihn nicht lügen. Wenn darin Se. königliche Hoheit, der Prinz-Regent von Portugal, als Schirmer des königlichen Wappens dasselbe weniger schirmt, als zerbricht, so darf man sich darüber nicht wundern, denn bekanntlich sind die Halter des portugiesischen Wappens — Drachen.

85) Algier und Paris im Jahre 1830. Zwei Novellen. Erster Band. Die Aventure. Von Ludwig Rellstab. Berlin, Laue, 1830. Wir sagten es schon im vorigen Jahre voraus, daß die deutschen Novellen- und Romanverfertiger nicht verfehlen würden, Algier und die große Pariser Woche von außen und innen, oben und unten, hinten und vorn zu beschreiben, und wir freuten uns bereits auf die Legion von jungen deutschen Baronen, die an jenen Kämpfen ehrenvollen Antheil nehmen, sich dabei sterblich verlieben und dann mit afrikanischen oder Pariser Schönen am Arme mit Sing und Sang und Kling und Klang im lieben Vaterlande wieder einziehn würden. Herr Willibald Alexis, der so einen jungen baronlichen Deutschen in der Vendée unsterbliche Thaten thun ließ, würde wahrscheinlich einen Vetter desselben auch nach Algier detachirt haben; Herr Rellstab ist dagegen unpatriotisch genug, es bei französischen Helden bewenden zu lassen. Zwei derselben leiden mit der Aventure und Silene den aus den Zeitungen vom vorigen Jahre bekannten Schiffbruch an der afrikanischen Küste, während Schwester und Geliebte daheim bei Toulon am Meere sizt und durch ein Perspektiv nach dem Fernliebsten guckt. Deutsche, wie gesagt, kommen dabei nicht vor. Wir hoffen aber, desto mehr heroische Landsleute in der Juliwoche zu Paris anzutreffen, und schon die nächsten Taschenbücher dürften uns mit diesen bisher durch keinen historischen Riesenrefraktor sichtbaren Helden bekannt machen. Wenn alle die jungen deutschen Romanhelden, die im Ausland mitgefochten und gesiegt haben, lebendig beisammen unterm Gewehr stünden, wahrlich mit diesen göttlichen Bengeln wollt' ich die ganze Welt erobern.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — Nº. 53. — 23. Mai 1831.

Dichtkunst.

Fünfzehn politische Gedichte. Stuttgart, Wachendorf, 1831.

Die meisten dieser schönen Gedichte sind dem tragischen Heroismus der Polen gewidmet:

> Ihr rangt, den Berg hinauf zu wälzen
> Der Freiheit schweren Altarstein!
> Umsonst! Ihr ruht nun unterm Felsen
> Starr, mit zerschmettertem Gebein!
> Der Pilger hemmt an eurem Grabe,
> Ein Opfer euch zu weih'n, den Lauf;
> Ein Dichter, leg ich meine Gabe,
> Den ersten dunkeln Kranz darauf.

Ein trauriges Gefühl hemmt unsre Feder. Selbst eine demosthenische Beredtsamkeit, selbst ein pindarischer Odensing kann, bei der Unmöglichkeit der Hülfe, nur als Schmuck des Opfers und Opferfestes den Triumph des Sängers verherrlichen. Und fremde Thränen? Fragen wir, wieviel selbst die kaiserlichen Thränen der Maria Theresia in der Weltgeschichte gewogen haben? Sie schrieb nach Polens erster Theilung an Kaunitz: „Als alle meine Länder angefochten wurden und gar nit mehr wußte, wo ruhig niederkommen sollte, steiffete ich mich auf mein gutes Recht und den beistand Gottes. Aber in dieser Sach, wonit allein das offenbare Recht himmelschreyent wider Uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider uns ist, mueß bekhennen, daß zeitlebens nit so beängstiget mich befunten und mich sehen zu lassen schäme. — — — (Folgen verschiedene Partikularitäten der Correspondenz mit Berlin und Petersburg.) Bedenkh der Fürst, was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein ellendes stuk von Pohlen oder von der Moldau und Walachey, unser ehr und reputation in die Schanz schlagen. — — — — Ich merkh woll, daß ich allein bin und nit mehr en vigueur, darum lasse ich die sachen, jedoch nit ohne meinen grösten Gram ihren Weg geben." — (v. Hormayr, „Taschenbuch der Vaterländischen Geschichte, auf 1831, Seite 66.)

Die vorliegenden Gedichte sind nicht ganz ohne Hoffnung:

> Frohlockt ihr Berge, jauchzt ihr Hügel!
> Der weiße Adler spannt die Flügel
> Aus über ein erlöstes Land;
> Daß er von Staub und Blut und Asche
> Den Glanz der Flügel rein sich wasche,
> Enteilet er zum Meeresstrand.
>
> Wir waren schon von Wehmuth trunken,
> Wir glaubten seine Kraft versunken,
> Und schon gebrochen seinen Horst;
> Da rauschen plötzlich Flügelschläge,
> Und über Fluthen, sumpf'ge Wege
> Bricht zornig er aus dunklem Forst.

Aber kannst du siegen, armer Adler, gegen so übermächtige Feinde? Oder bist du nur, wie Shakespeare sagt, der edle Lebensopfrer Pelikan?

Alterthümer.

Antiquities of Mexico, comprising fac-similes of ancient Mexican paintings and hieroglyphics, preserved in the Royal libraries of Paris, Berlin. Dresden; in the Imperial Library of Vienna; in the Vatican Library; in the Borgian Museum at Rome; in the Library of the Institutes at Bologna; and in the Bodleian Library at Oxford; together with the monuments of New Spain, by M. Dupaix, with their respective scales of measurement accompanging descriptions, the whole illustrated by mang valuable manuscripts, by **Augustine Aglio**; in seven volumes. London, 1830.

Seit langer Zeit ist kein so merkwürdiges, wichtiges Prachtwerk erschienen; es wirft ein ganz neues Licht auf die Geschichte, Kunst und Literatur der Neuen Welt vor dem Zeitpunkte ihrer Entdeckung; es leistet für Merico, was die ägyptische Kommission für Nordafrika, Daniell für Indien; kurz, es ist der Ehre würdig, eine Ergänzung der Humboldt'schen Entdeckungen genannt zu werden. Dies Werk, wovon Lord Kingsborough dem Pariser Institute ein Exemplar verehrt hat, dessen Werth man auf 18,000 Franken schäzt, enthält in sechs Bänden die Darstellung überaus anziehender Kunstwerke, von denen man sich bis jezt nur bei Durchwanderung unseres ganzen Welttheils eine Vorstellung machen konnte. Von dem graphischen Theile werde ich etwas später im Kunstblatte sprechen, um für desto länger bei dem siebenten Bande zu verweilen: bei der Universalgeschichte Neu-Spaniens von Pater Bernardino de Sahagun *).

Dieses Werk war bisher kaum dem Titel nach bekannt. Der Verf. verbrachte im 16ten Jahrhundert mehr als 45 Jahre bei den Merikanern; seine Sprachkenntniß sezte ihn mehr als irgend einen Andern in Stand, die geschichtlichen und Glaubens-Ueberlieferungen der Merikaner zu sammeln. Sein Werk ist nicht, wie viele glaubten, ein Wörterbuch, sondern die Kulturgeschichte eines großen verschollenen Volkes, verfaßt von einem Manne, der in mancher Hinsicht seiner Zeit vorausgeeilt war.

Bernardino de Sahagun war aus Sahagun gebürtig, einem Flecken des Landes Campos in Altkastilien. Er trat als Mönch in ein Franciskanerkloster. Als 1524 die Eroberung Neu-Spaniens beinahe vollendet war, gehörte er zu den ersten Geistlichen, die hinüberschifften, und zu den Gründern des von seinem Orden in Meriko angelegten Kollegiums. Drauf machte er Missionsreisen in den Provinzen. Er lebte noch i. J. 1577. Sein Princip war, die Bestrebungen der Missionäre so vortheilhaft als möglich für die Wissenschaft zu machen. Zwar theilte auch Sahagun manches Vorurtheil seiner Zeitgenossen und es war ihm, wie noch den jezigen Missionären sehr angelegen, überall Vergleichungspunkte zwischen dem Götzendienste der Wilden und der alten civilisirten Welt zu ergrübeln. Allein er verband mit dieser Untersuchung einen höheren Zweck. Während er die Amerikaner in die christliche Religion einweihte, bestrebte er sich eifrig, sich von ihnen in allen Einzelheiten ihres eigenen Glaubens unterrichten zu lassen, und sammelte dadurch reichliche Materialien. Sein Werk ist eine Bearbeitung, fast eine Uebersetzung, und oft glücklicherweise eine ganz wörtliche Wiederholung der in Mittelamerika mündlich überlieferten Chroniken, welche den Kommentar zu den dortigen Hieroglyphen bildeten. In Meriko, wie in Peru, Chili und in andern noch minder civilisirten Ländern gab es in jeder Ortschaft Leute mit wunderbar geübtem Gedächtnisse, lebendige Archive, wie ein alter Reisender sich ausdrückt. Durch diese Leute pflanzte sich die Ueberlieferung fort und man wandte die größte Sorgfalt auf, um sie rein zu erhalten. In Meriko besonders rettete man auf solche Weise die geschichtlichen Thatsachen, wie auch die traditionellen Reden, die man an Götter und Menschen richtete, und worin die Grundzüge des Glaubens und der Politik enthalten waren. Mit den geschichtlichen Fakten sind auch diese Reden, in ihrer ganzen feierlichen Einfalt, in das Werk des Paters Sahagun übergegangen.

In dem Flecken Tepepulco, Provinz Tezcuco, begann der Vater amerikanischer Geschichte, Bernardino de Sahagun, sein großartiges Werk und schrieb es zuvörderst in merikanischer Sprache. Um die Ueberlieferungen kennen zu lernen, wählte er zwölf der ältesten Indianer von anerkannt redlichem Lebenswandel. Zwei Jahre hindurch, unablässig, war er mit ihnen in Konferenz: die mündlichen Antworten auf seine Fragen wurden auf der Stelle in Hieroglyphenbildern aufgezeichnet. Unter diese Bilder sezten darauf vier junge Merikaner, Zöglinge des erwähnten Kollegiums, die genaue Verdolmetschung des Textes in zwei Sprachen, auf lateinisch und spanisch. Sahagun bemerkt: die Originale sind noch in meiner Hand. Zu Santiago de Tlatlecuico machte er eine ähnliche Arbeit und besprach sich über das Aufgezeichnete mit den ehrbarsten Aeltesten der Gegend, dem Rektor des Kollegiums und den indianischen Zöglingen. Im Kloster des h. Franciskus von Meriko sezte er seine Unternehmung fort; er nennt alle Personen, die ihm Auskunft und Aufklärung gaben; 1545 endlich war das Werk in merikanischer Sprache vollendet und wurde von Neuem der Durchsicht einer großen Anzahl von Sachkundigen unterworfen.

*) Historia universal de las Cosas de Nueva Espana, en doce libros i en lengua espanola, compuesta i compilada por el M. R. P. Fr. Bernardino de Sahagun, de la orden de los Frailes Minores de la observancia.

Nachdem auf diese Weise die Materialien gesammelt waren, beschäftigte sich der ruhmwürdige Verfasser, sie mit den zahlreichen Ueberbleibseln aller Kunstgebäude und mit den noch bestehenden Sitten der Einwohner zu vergleichen. Die Eroberung des Landes war 1519 begonnen worden, 1524 war sie vollendet; die Eingebornen also, welche vor dem Jahre 1545 befragt worden, mußten zur Zeit der Eroberung über dreißig Jahr alt gewesen seyn, sie waren demnach offenbar mit den Sitten und Bräuchen, wonach man sich bei ihnen erkundigte, sehr vertraut. Fast wurde unserem Verfasser die Ausarbeitung des Werkes schwieriger, als das Sammeln der Materialien. Die Abschrift kam erst 1569, die spanische Uebersetzung 1575 zu Stande. Sahagun war alt geworden, seine Hand fieng an zu zittern, und was die Hauptsache war, man wollte kein Geld für die Abschrift hergeben: „es war den Wünschen der Armuth zuwider“ stellte man ihm vor „so viel Geld für dergleichen Schreibereien auszugeben!“ Lange Zeit, wie gesagt, für ein Wörterbuch gehalten, oder höchstens für eine unbedeutende Chronik, erscheint jezt das kostbare Werk drei hundert Jahre nach seinem Entstehen, in einer Zeit, wo die Völker, auf die es von Einfluß seyn sollte, ihren ursprünglichen Charakter verloren haben, wo sie als Nationen ausgestorben sind.

Das vollendete Werk theilte Sahagun in zwölf Bücher. Diese zerfiel in viele Kapitel und jede Seite in drei Spalten: die erste enthielt die spanische Uebersetzung, die zweite den mexikanischen Text, die dritte die Zeichen und deren Erklärung. Die Chronik ist in dieser Redaktion nicht auf uns gekommen, auch nicht die von dem Verfasser gesammelten, lateinisch, spanisch und mit Hieroglyphen geschriebenen Urkunden. Vielleicht entdeckt man sie noch in einem Kloster Spaniens oder der Neuen Welt. Man hatte aber zwei besondere Abschriften des spanischen Textes gemacht und nach Europa geschickt. Wohin die eine kam, weiß man nicht. Die andre wurde im Kloster des h. Franciskus im Dorfe Sahagun niedergelegt; dort entdeckte sie der Geschichtschreiber Munoz und wollte sie zu seiner Geschichte der neuen Welt benutzen, wovon ein Band erschienen ist. Er nahm eine Abschrift. Nach dem Tode von Munoz wurden dessen Papiere der königl. Madrider Geschichts-Akademie anvertraut; dabei befand sich das Werk Pater Sahagun's, man ließ es copiren, die Abschrift mit ängstlicher Genauigkeit mit dem Originale vergleichen und schickte sie nach Amerika. Was jezt in der Sammlung Lord Kingsborough's gedruckt ist, soll aus der Handschrift von Munoz kommen, allein der Herausgeber selbst hält diese Abschrift für unvollständig. Die Handschrift hatte an mehreren Stellen gelitten, besonders im 3ten und 6ten Buche. Der größte Verlust endlich ist, daß man um die 80 religiösen Hymnen gekommen, welche Pater Sahagun Psalmen nennt; sie stehen wahrscheinlich im Original, der Abschreiber mag sie verschmäht haben. Doch wir behalten fast keinen Raum übrig, um uns anstatt des Verlorenen mit dem zu beschäftigen, was glücklicher Weise schon für unsre Zeit gerettet ist.

Die Geschichte Neu-Spaniens umfaßt, wie erwähnt, zwölf Bücher. Das erste ist eine mexikanische Theogonie; das zweite handelt von Kalender, Festen, Ceremonien, Opfern; das dritte kömmt auf den Ursprung der Götter zurück und spricht von den Meinungen über die Bestimmung der Seele, von der Priesterwürde; das vierte und fünfte Buch betrifft die gerichtliche Astrologie der Mexikaner; das sechste ist betitelt: „Ueber die Rhetorik und Theologie der mexikanischen Nation, wobei sehr merkwürdige Dinge über die Schönheiten der Sprache und die Zartheiten sittlicher Tugenden.“

Hier finden wir denn wirklich ein sehr merkwürdiges Gebet an die Gottheit Tezcatlipuca y Yautl Necoyautl Monenepuy, worin sie um Hülfe gegen den Feind angefleht wird; die noch merkwürdigere Rede eines mexikanischen Beichtvaters; endlich — da man nicht alle Tage von mexikanischer Rhetorik hört, so darf ich wohl die Litanei wiederholen — eine

Rede an den Regengott Tlaloc, Gebieter des irdischen Paradieses, damit die Trockenheit der Erde aufhöre.

„O sehr menschlicher, sehr freigebiger Herr, Gebieter über Grün und Frische, Fürst des balsamigen, blumigen Paradieses der Erde, Herr des Weihrauchs! Wehe, die Götter des Regens, deine Diener, haben sich in ihrem Schlupfwinkel verborgen, sie, die uns sonst die zum Leben nothwendigen Dinge geben und die man verehrt mit Ulli, Yauthli und Copal. Ja, allen Vorrath haben sie versteckt, womit unser Daseyn sich erhält, und die für uns Edelsteine sind, Smaragde und Saphire; ja, ihre Schwester, die Göttin der Fülle, haben sie mit sich davongeführt, auch die Göttin Chilli, oder Yri; habe Mitleiden mit uns Lebenden; Alles verdirbt und dörrt, Alles wird zu Staube und wie mit Spinnengewebe bedeckt durch den Mangel an Wasser! O Schmerz für die armen Leute! schon verhungern sie, sind ganz mager und entstellt; der bläulichte Rand um ihr Auge macht sie Todten gleich.“

„Ihr Mund ist trocken wie gedörrtes Gras und man kann alle Knochen auf ihrem Leibe zählen, als wärs die Gestalt des Todes selbst! und die Kinder, sie gehen ganz entstellt, sie sind gelb und erdfarbig. Bis zu den vierfüßigen und beflügelten Thieren leidet Alles an dieser Qual, wegen der Trockenheit. Es ist ein großer Jammer, sie zu sehn, diese Vögel, die einen mit ihren niedergeschlagenen Flügeln und sich fortschleppend mit ihrem Hunger, und wie die andern aus der Luft fallen, weil sie nicht mehr fliegen können, und wie noch andre vor Hun-

ger und Durst den Schnabel geöffnet halten. Und die Thiere, Herr, es ist ein großes Leid, sie vor Ohnmacht fallen und die Erde verzehren zu sehn, mit anklebender Zunge, klaffendem Schlunde, keichend vor Hunger und Durst. Und die Menschen, sie verlieren den Verstand; sie sterben aus Wassermangel, alle kommen um, ohne daß ein einziger übrig bleibt. Es sieht aus, als seyen wir im Feuer. Wahrlich, es ist eine furchtbare Sache, so Hunger zu leiden, wie wir leiden. Gleich der Waldschlange, die nahrungsbegierig ihren Speichel ergießt, die sich windet, die zu essen verlangt, fordert der Mensch seine Speise und es ist eine fürchterliche Sache, seine Todesqual anzusehn."

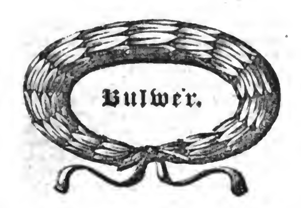
„Vor Jahren hörten wir die hinweggeschiedenen alten Männer und Frauen sagen, der Himmel werde auf uns fallen und herabsteigen würden die Dämonen der Luft, die Tzitzimiten, welche die Erde zerstören sollen und alle ihre Bewohner, damit Finsterniß sey immerdar auf dem All und nirgends mehr eine Wohnung des Menschen. Die Alten haben es gewußt, und haben es gesagt. Von Munde zu Munde haben wir vernommen, das Ende der Welt solle eintreten, wenn die Erde müde sey, andre Geschöpfe zu erzeugen. Herr, es wird für uns ein Reichthum seyn und ein Vergnügen, wenn diese Prophezeihung sich an uns erfüllt! O wie unglückselig sind wir! O sey gnädig und schicke uns eine Pest, die uns plötzlich hinwegrafft. Diese Plage pflegt vom Gotte der Hölle zu kommen und bei diesem Ereignisse vergönnen zum Glücke die Göttin der Fülle und der Gott der Erndten einige Frische, mittelst welcher die Sterbenden einen kleinen Vorrath mitnehmen, um den Weg nach der Hölle zu durchziehn. Bedenke, daß diese Qual nicht durch den Krieg gekommen ist, sie geht von den Sonnenstrahlen aus, welche die Sonne wie ein starker und tapferer Gott auf die Erde schießt; denn sonst würden die Soldaten, die Helden, die starken und kriegerischen Männer große Freude über die Gefahr empfinden, weil in dem Wechsel des Krieges viele sterben, weil man Blut vergießt, weil man auf den Feldern Leichname häuft, Gebeine der Ueberwundenen, und die Erdoberfläche mit dem Haare der im Modern nacktwerdenden Häupter übersäet. Von allem dem fürchten sie nichts, weil sie überzeugt sind, daß ihre Seele in das Haus der Sonne geht, wo sie das Lob des Gottes feyern mit Stimmen voll wonniger Freude, und wo sie mannichfaltige Blumen saugen mit großer Lust."

„O Herr voll Mitleid! Herr des Grüns, der Harze, der duftigen Kräuter, ich flehe dich an, wirf auf dein Volk einen Blick der Erbarmung."

Das siebente Buch der Universalgeschichte Neu-Spaniens handelt von der Meteorologie. Eine neue Quelle für Berliner Gelehrten. Das achte dreht sich um die Hierarchie der Könige und Häupter, und die Art ihrer Erwählung. Und doch darf von diesem ketzerischen Buche ein Exemplar in einem spanischen Kloster seyn. In diesem achten Buche steht Anziehendes über die politischen Einrichtungen, das Gesetzwesen und sogar über die geschichtliche Chronologie der Mexikaner. Das neunte spricht vom geselligen Zustande der Handelsleute, der Arbeiter in geschnittenen Steinen, von der Lebensart dieser Leute, von ihren Festlichkeiten und Gelagen. Das zehnte von den Lastern, Tugenden, dem physischen Charakter und der materia medica der Mexikaner.

Das zwölfte und lezte Buch enthält eine mexikanische Chronik, die ganz anders lautet als die spanischen Berichte. Audiatur altera pars, aber nur in sehr gedrängtem Auszuge. Fünf Feldherrn Motezuma's (Montezuma's) besuchten die Schiffe Grijalva's, den sie für den Gott Quetzalcoatl hielten, und der später anlangende Kortes wurde für denselben Gott gehalten und flößte noch größeren Schrecken ein. Fünf Häuptlinge bringen ihm Geschenke und beten ihn als Gott an, „der nach langen Arbeiten gekommen ist." Kortes verlangte noch mehr Geschenke, ließ sie knebeln und Geschütze abbrennen. Die Gesandten fielen in Ohnmacht. Kortes befahl ihnen durch eine indianische Dolmetscherin, mit Spaniern zu kämpfen; er wollte die Stärke des Volkes prüfen. Die Gesandten aber wollten nicht und wünschten zuvörderst neue Instruktionen einzuholen. Kortes sagte ihnen eine Schlacht auf den andern Tag an, und Montezuma schickte den Fremdlingen Lebensmittel und Maiskuchen mit Menschenblut; die Spanier spuckten es aus. Ueber seine Lage aufgeklärt, schickt Montezuma Zauberer nach den Schiffen, um die Fremden umzubringen oder zu vertreiben; umsonst. In der Stadt Mexiko verbreitet sich Schrecken, das Volk rottet sich zusammen, der Fürst will in eine Höhle fliehn, auswandern, sich umbringen, kann sich aber nicht entschließen; am Ende nahm er die Sache wieder für eine Schickung der Gottheit und sezte mit eigner Hand Kortes auf seinen Thron. Als Montezuma Gefangener wurde, ließen ihn seine Günstlinge, Tzoatzintécochcacatl Quetzalaztatzinticociaoacatl und eine Menge andere, deren Namen der Verf. aufzählt, ließen ihn seine Günstlinge, sagen wir, im Stich, verbargen sich aber und giengen nicht zu Kortes.

Wie viele kostbare Inedita mögen noch in Spanien zu finden seyn. Wenn Spaniens Mittelalter vorüber ist, kommt gewiß Vieles an den Tag. Unter den Trümmern und dem Schutte Italiens und Griechenlands ruhten die Statuen nicht sicherer bis zum Wiederaufleben der Kunst, als die Bücher in den Klöstern der andern Halbinsel. Unlängst wollte ein deutscher Gelehrter eine Madrider Handschrift in Madrid vergleichen lassen: die Handschrift ist da, aber in Madrid ist kein Literator, der sie versteht oder auch nur aufzufinden vermag! D.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 54. — 27. Mai 1831.

Romane.

(Fortsetzung.)

Nach den historischen Romanen wollen wir noch einige Sittengemälde betrachten, welche das Leben bestimmter Länder, Städte oder Stände beschreiben, sich daher den Geschichtsromanen anschließen, obgleich sie weniger wie diese an die Zeit, und mehr nur an den Ort gebunden sind.

86) Pelham oder Begegnisse eines Weltmanns. Aus dem Englischen von C. Richard. Drei Theile. Aachen und Leipzig, Mayer, 1829. 87) Paul Clifford, übersezt von demselben. Drei Theile. Daselbst, 1830. Der Verfasser dieser trefflichen Romane ist Sir Eduard Lytsom Bulwer, von dem wir bereits zwei andre Romane, „Devereur“ und „die Verstoßene“ besitzen. Sein Genie ist am meisten dem des Lesage und Smollet verwandt und wir haben bei der Lektüre seiner Romane oft an Gil-Blas, den Diable Boiteux und Peregrine Pickle denken müssen. Allein außerdem, daß die Zeiten und Sitten seit Lesage und Smollet sich etwas verändert haben, bemerken wir bei Bulwer noch feinere Züge theils politischer Ironie, theils das Gemüth ergreifender Poesie. Er ist nicht nur unendlich geistreicher als Walter Scott, was doch allzuwenig sagen würde, er steht überhaupt außer aller Vergleichung mit diesem wasserspeienden Wallfisch der Nordsee, er ist ein Feuergeist, und erinnert an eine frühere bessere Periode der englischen Literatur, die ihren geistreichen Einfluß ohne Zweifel weit über die heutige Sündfluth hinaus erstrecken wird, mögen auch die kleinen deutschen Schlammpeitzger lustig mit den Schwänzchen schlagend um den großen Wallfisch tanzen und jubiliren, daß er die Fieldings, Goldsmiths, Smollets, Sternes, Richardsons aufgefressen. Erst jüngsthin machte Herr Willibald Alexis die geschmackvolle Bemerkung, daß Fielding, sage Fielding, dem Sir Walter Scott nicht das Wasser reiche. O Fielding, o Walter Scott, o Willibald Alexis!

Der erste der vorliegenden Romane hat einen vornehmen und reichen Gentleman, der zweite einen englischen Straßenräuber zum Helden. Jener führt uns in hohe, dieser in niedre Gesellschaft, doch tauschen auch zuweilen beide die Rollen, indem Pelham sich aus Laune und um einer Intrigue willen mit Diebsgesindel einläßt, Clifford aber als vornehmer Dieb und Swindler sich in die hohe Gesellschaft mischt. Wir begleiten Pelham zu seiner Mutter, einer klugen und freisinnigen Weltdame, nach der Universität Cambridge, nach Paris, nach dem englischen Landsitz seines Oheims, in eine Landstadt, ein englisches Krähwinkel, zu Wettrennen, in Spielhäuser, zum niedrigsten Pöbel, endlich in eine Diebsherberge, und Clifford hinwiederum in eine elende Londner Winkel-

schenke, zu einem noch elendern Journalisten, zu liederlichen Stutzern aus dem Pöbel, ins Gefängniß, unter die Straßenräuber, dann zu einem ehrlichen Geistlichen, nach Bath ꝛc. Dabei findet sich denn überall Gelegenheit englische Sitten näher kennen zu lernen. Mehrere in den Romanen vorkommende Personen sollen treue Portraits seyn, und so sehn sie auch aus. Im Pelham ist die Hauptfigur, der junge Stutzer dieses Namens, vortrefflich gezeichnet und ein um so liebenswürdigerer Charakter, als er, beständig eine feine Gränze des Anständigen beachtend, doch tausend Tollheiten mitmacht. Außer ihm sind seine Mutter, sein ehrlicher Oheim, sein komischer Freund Lord Vincent, der Bösewicht Thornton und der lustige Dieb Jobs Jonson die originellsten Figuren, und wie trefflich selbst die Nebenfiguren gezeichnet sind, wollen wir aus einigen Proben sehn. Portrait eines jungen englischen Stutzers, Attaché bei einer Gesandtschaft: „Alberton," sagte Vincent als Antwort auf meine Frage, ob er diesen liebenswürdigen Attaché kenne? „O ja! er ist eine Art von Mensch, der, wenn er von der englischen Legation spricht, „wir" sagt, der seine besten Visitenkarten am Spiegel aufsteckt und sich selber billets-doux von Herzoginnen schreibt. Er ist eine in Kalbleder gebundene Duodezausgabe „zierlicher Selbstgefälligkeit," ich kenne ihn wohl; kleidet er sich nicht anständig?" — „Seine Kleider sind gut gemacht," sagte ich, „aber mit Händen und Füßen, wie die seinigen, kann sich Niemand gut anziehen." — „Oho!" entgegnete Vincent, „ich denke von ihm, er geht zu dem berühmtesten Schneider und sagt: „machen Sie meinen Rockkragen ganz genau wie den von Lord „So und So;" er würde nicht wagen, eine Weste anzulegen, bevor sie notorisch in Gunst gekommen ist und er nimmt seine Moden wie seine Thorheiten von den besten Autoritäten an. Dergleichen Gesellen sind allezeit zu sehr durch ihr Ich beschämt, als daß sie nicht stolz auf ihren Anzug seyn sollten; sie gleichen den chinesischen Matrosen darin, daß sie wie jene vor der Kompaßnadel, Weihrauch vor der Schneidernadel anzünden." — Lachend fragte ich weiter: „aber was denken Sie von Herrn Howard de Howard?" — „Wie! von dem dünnen Sekretair," rief Vincent, „der ist die mathematische Definition einer Linie: Länge ohne Breite. Sein unzertrennlicher Freund Alberton rannte gestern die Straße St. Honoré hinauf, um ihn einzuholen." — „Rannte," wiederholte ich, „wie gemein! wer sah Sie oder mich jemals rennen?" — „Das ist wahr," sprach Vincent, „als ich ihn so hinter der magern Erscheinung herjagen sah, sagte ich zu Bennington: „nun habe ich den wahren Peter Schlemihl ausgefunden!" „Wer ists," fragte der ehrenfeste Lord mit ernsthafter Naivität, „Alberton" war meine Antwort; „sehen Sie nicht, wie er hinter seinem Schatten herläuft?"

Portrait eines ältern Gentleman: „Dicht neben ihr stand Sir Henry Millington, mit großer Sorgfalt in seine Weste und seinen Rock gesteckt; der Mann ist ohne allen Zweifel der beste „Ausposlterer" in ganz Europa. Ihm rief die alte Lady Altstadt zu: „Setzen Sie sich zu mir, Millington, ich habe Ihnen eine vergnügliche Geschichte vom Herzog Guise zu erzählen." — Mit Mühe gelang es Sir Henry sein prächtiges Haupt herum zu wenden und er murmelte ihr eine unverständliche Entschuldigung zu. Die Sache war, daß der arme Herr für den Abend nicht zum Niedersitzen „eingerichtet" war, denn er hatte nur seinen Rock zum „Aufrechtstehen" an. Dame Altstadt ist leicht getröstet, das mag Gott wissen; es dauerte nicht lange, so hatte sie den Mangel des Baronetts durch einen der stattlichsten „Schnurrbärte" ersetzt."

Porträt einer Französin vom alten Adel: „Vincent forderte mich eines Abends auf, mit ihm die Herzogin von Guesvres zu besuchen; diese Dame ist ein schönes Ueberbleibsel alter Zeit, hoch und stattlich, ihr eigenes graues Haar „en crêpe" unter einer hohen, kostbaren Spitzenhaube tragend. Unter den ersten Emigranten hatte sie Frankreich verlassen, mehrere Monate bei meiner Mutter in England gelebt, und gestand gern, diese unter ihre liebsten Freunde zu zählen. Die Herzogin besaß jenes seltsame Gemisch von Schaustellung und Unwissenheit, welche die Antirevolutionäre so eigenthümlich bezeichnete. Im emphatischen Kennertone konnte sie von der letzten Tragödie reden, und im nämlichen Athemzuge mit Maria Antoinette fragen, weshalb das arme Volk so laut nach Brod schreie, da es für zwei Sous vortreffliche Kuchen kaufen könne? Einer vielfragenden Markise sagte sie einmal: Um Ihnen einen Begriff von den Irländern zu geben, müssen Sie wissen, daß sie die Kartoffeln dem Hammelfleisch vorziehen."

In dieser Weise sind alle Figuren des Romans ungemein ergötzlich ausgemalt. Clifford ist weniger reich an Charakteren, oder diese gehören einer Sphäre an, die uns fremder ist, nämlich dem Londner Pöbel. Doch sind die zwei unzertrennlichen Raubgenossen Cliffords, der lange Franz und der philosophische Tomlinson, der Kritiker Mac-Jalcher, der Krämer Toms Harbooglschor, Richter Brandon und Lord Maulewinder sehr gute Figuren.

Was die Fabel in beiden Romanen betrifft, so hat hierin Clifford einen Vorzug. Pelham ist ansprechender durch seine Charaktere, Maximen und Scherze, Clifford ist es mehr durch das Tragische der Geschichte.

Pelham besitzt einen Freund, Reginald Glanville, der ihm um so theurer ist, als seine schöne Schwester Pelhams Braut ist. Glanville leidet aber an einem ge-

heimen Gram, der endlich durch eine Schreckensthat offenbar wird. Ein gewisser Tyrrel, Spieler und Taugenichts, hat Glanvilles Geliebte entehrt und sie ist im Wahnsinn gestorben. Glanville verfolgt ihn, findet ihn aber schon ermordet von Thornton, dem es nur um das Geld zu thun war, welches Tyrrel zufällig bei sich führte, der aber Glanvilles erwiesene Anwesenheit und feindliche Absicht gegen Tyrrel benuzt, um ihn des Mordes anzuklagen. Alles zeugt gegen Glanville und schon glaubt sich dieser verloren, als es Pelham gelingt, mit Hülfe des schlauen Jobs Jonson, den er zu diesem Behuf bestochen hat, in eine Diebsherberge einzudringen und sich daselbst eines Zeugen zu versichern, durch welchen Thorntos Schandthat an den Tag kommt. Der Mord und die kühne und gefahrvolle List, durch welche der Mörder entdeckt wird, sind vom Dichter höchst ergreifend geschildert; dagegen erscheint uns Glanvilles früheres Betragen vor dem Mordversuch völlig unbegreiflich. Glanville folgt nämlich Tyrrel nach Paris, anstatt ihn aber sogleich zu fordern oder geradezu umzubringen, ersinnt er eine langsame Rache, indem er ihn mit Thorntons Hülfe am Spieltisch ausplündern und an den Bettelstab bringen läßt. Diese Rache scheint mir weder im brittischen Nationalcharakter zu liegen, noch der Beleidigung angemessen zu seyn. Hier hat der Dichter einen Fehler begangen, den er durch den spätern Wuthausbruch bei Glanville kaum wieder gut machen konnte.

Die Begebenheit, die in dem Roman Clifford unser Interesse gefangen nimmt, ist der Wahrheit treuer und zugleich poetischer. Wir finden darin eine ganz neue Situation von höchst tragischer Wirkung. Ein englischer Rechtsgelehrter, William Brandon, hat aus Ehrgeiz und Spleen seine Gattin verstoßen, welche dadurch auf Irrwege geführt, von Laster in Laster versinkend endlich Rache an Brandon nimmt, indem sie ihm seinen einzigen Sohn, auf den er alle seine Hoffnung gesezt hat, raubt und sterbend denselben einer gemeinen Wirthsfrau in einer elenden Londner Schenke als Pflegesohn überläßt. Hier wird der junge Paul möglichst schlecht erzogen, flieht bei einer harten Behandlung aus dem Hause, hält sich einige Zeit bei einem Winkeljournalisten auf, dem er Beiträge liefert, von dem er aber betrogen wird, und geräth dann in Gesellschaft eines Taschendiebs. Mit diesem besucht er das Theater, verliebt sich hier in ein reizendes Mädchen, als aber sein Begleiter dem Begleiter des Mädchens die Uhr aus der Tasche stiehlt und rasch entflieht, muß er die Schmach erleben, für den Dieb gehalten und ins Gefängniß gesteckt zu werden. Hier kommt Paul mit einem eingesperrten Philosophen zusammen, mit dem er entflieht, und da er sich nicht mehr unter ehrlichen Leuten sehn lassen darf, wird er Straßenräuber und zeichnet sich in diesem Metier bald so aus, daß er Hauptmann und unter dem Namen Lowett überall gefürchtet wird. Zufällig rettet er einmal einen würdigen Geistlichen aus den Händen seiner Gesellen, begleitet denselben nach Hause und findet dort das schöne Mädchen aus dem Theater, die ihn nicht wiedererkennt. Es ist Miß Brandon, die Nichte des Rechtsgelehrten Brandon, doch ahnen beide nicht, wie nahe sie sich verwandt sind. Unter dem Namen Clifford gewinnt Paul die Liebe des Mädchens, hält sich lange in ihrer Nähe zu Bath auf und verdrängt seinen vornehmen Nebenbuhler, Lord Maulewinder, welchen der ehrgeizige William Brandon gern mit seiner Nichte verkuppeln möchte, um sich selbst dadurch im Staatsdienst höher zu schwingen. Endlich werden die Räuber verrathen, und als Paul einige seiner gefangnen Kameraden befreien will, wird er selbst verwundet und verhaftet. Sein Richter ist Brandon. Paul erkennt in ihm den Mann, der ihn im Theater fälschlich des Diebstahls beschuldigt, und klagt ihn an als den Urheber seines Unglücks. Brandon selbst aber erfährt in diesem Augenblick durch einen alten Freund Pauls, daß dieser sein Sohn sey. „Während Clifford sprach, wandten sich Aller Augen von ihm ab auf den Richter, und Jedermann schauderte bei der geistergleichen, schrecklichen Veränderung, die Brandons Gesichtszüge erlitten hatten. Einige Leute sagten später, sie hätten auf seinem Antlitze die mit furchtbarer Deutlichkeit eingeprägten Zeichen des Todes gelesen; gewiß war es, daß die blutlose, abgehagerte Ruhe seiner stolzen Miene, etwas furchtbares und übernatürliches zeigte. Dennoch sank sein Auge nicht, die Muskeln seiner Lippen erbebten nicht einmal. Sogar mit mehr als gewohnter Hoheit, begegnete er dem Anblicke des Gefangenen. In dem ganzen bewegungslosen, kaum aufathmenden Gedränge allein hervorscheinend, starrten der Richter und der Gefangene einander an; und während der Zuschauer Blicke von einem zum andern überschweiften, ergriff die Anwesenden zum ersten Male ein plötzlich sie durchzuckender, elektrischer Eindruck großer Aehnlichkeit zwischen dem Verurtheilten und dem Verurtheiler. — Was damals in Brandons Herzen rasete, würde man vergebens zu errathen suchen. Keinen Augenblick zweifelte er daran, seinen lange verlorenen, angstvoll ersehnten Sohn vor sich zu sehen. Zu jeder Fiber, zu jedem geheimsten Winkel seines wirrenvollen, düstern Herzens drang diese Gewißheit, erleuchtete es mit scheußlicher, unwiderstehlicher Flamme! Der früheste, vielleicht der überwiegendste, wiewohl selten am meisten anerkannte Beweggrund seiner Seele, war der Wunsch, die versunkene Ehre seines Hauses wieder aufzurichten; jezt sah er dessen lezten

Zweig vor sich, beladen mit der schwärzesten Schande des Gesetzes! Weltlicher Ehre hatte er nachgestrebt, und vor ihm stand der rechtmäßige Erbe derselben, als ein verurtheilter Verbrecher! Die wenigen liebenden Gefühle, die er nicht den Gegenständen seines Stolzes und seiner Ehrsucht zugewendet hatte, blieben für seinen Sohn aufbewahrt. Diesen Sohn sollte er jezt dem Henker und dem Galgen überantworten! In der lezten Zeit hatte er die Hoffnung dieses verlorne Kleinod wiederzufinden, bis zur übertriebenen Gewißheit gesteigert. Die Hoffnung war erfüllt. Aber wie? — Während diese Gedanken sein Gemüth in einer Art bekämpften, die wir nicht einmal wagen durch ein Bezeichnungswort auszudrücken, mögen wir einen flüchtigen Blick auf den Schauder und den Abscheu werfen, zu dem sie gesteigert wurden, als er hörte, wie der Gefangene ihn als den Urheber seines jezigen Looses anklagte, und der in sich selber zugleich den Mörder und den Richter seines Sohnes sah! — Minuten waren vergangen, seitdem des Gefangenen Stimme schwieg, — jezt zog Brandon die schwarze Richtermütze hervor. Als er langsam diese sich aufsezte, ward die zunehmende Leichenbläße seines Antlizes noch starrender erkennbar durch den Gegensaz, den diese furchterregende Kopfbedeckung zu derselben bildete. Zweimal versagte ihm bei dem Versuche zu reden die Stimme, nur ein undeutliches Gemurmel tönte aus seinen farblosen Lippen hervor, und erstarb wie ein aufsäuselnder, schwacher Luftzug. Bei der dritten Anstrengung siegte aber dieses Mannes Entschlossenheit und langgeübte Selbstbeherrschung; hell und ohne Stocken drang seine Stimme durch den gedrängten Volkshaufen, wiewohl der strenge Wohlklang ihres gewöhnlichen Tones geschwunden war, und sie hohl und fremdartig in den Ohren der Zuhörer erdröhnte." —

Er sprach das Todesurtheil. Bald darauf aber fand man ihn todt in seinem Wagen. Paul wurde vom König begnadigt und nach Botany-Bay geschickt. Luzie, seine Geliebte, die Erbin aller Schätze des Brandonschen Hauses, blieb ihm treu und als er sie nach Jahr und Tag heimlich aus England abholte, floh sie mit ihm nach Nordamerika. In dieser Luzie zeigt sich die Rücksichtslosigkeit einer wahrhaft liebenden weiblichen Seele im schönsten Licht.

Die Sprache des Romans ist äußerst gewandt und bei einer häufig wiederkehrenden liebenswürdigen Ironie zugleich nicht arm an guten Gedanken und Maximen. Wir zeichnen einige aus: „Das Hauptunterscheidungszeichen, an dem man Leute erkennt, die zur guten Gesellschaft gehören, besteht nach meiner Bemerkung, in der heitern, unerschütterlichen Ruhe, mit welcher alle ihre Handlungen und Lebensgewohnheiten, von den wichtigsten bis zu den unbedeutendsten herab, jederzeit von ihnen begleitet werden, sie essen, gehen, leben ruhig, verlieren mit völligster Gelassenheit ihre Frau und sogar ihr Geld, während Leute niedern Standes so wenig ihren Löffel zum Munde, als einen Streit mit andern führen können, ohne betäubendes Geräusch dabei zu machen. — — Ich selber war völlig zufrieden mit der hervorgebrachten Wirkung und verließ die Gesellschaft zuerst, um den Männern Gelegenheit zu geben, über mich herzufallen; denn so oft die Männer verlästern, achten die Frauen, gleich sehr aus Koketterie, als um die Unterhaltung zu beleben, es für ihre Pflicht, die Vertheidigung des Abwesenden zu übernehmen. — — So unmöglich der Weiber Launen sich erklären lassen, eben so unmöglich vermöchten wir das Verdienst zu bezeichnen, das sie in uns entdecken. — — Ich finde die Franzosen in einer gewissen Art von „Palais-Royal-Eitelkeit," die allen Nationen eigen ist, und sie verleitet so viel nur möglich Aufsehen an ihren Ladenfenstern zu erregen. Franzosen bezeigen Fremden viel Herzlichkeit, ja Enthusiasmus; sie wenden ihnen sodann den Rücken zu und vergessen sie. „Wie herzlos!" schreien wir; doch durchaus nicht. Engländer bezeigen den Fremden gar keine Herzlichkeit, keinen Enthusiasmus, das ist wahr, aber sie drehen ihnen ebenfalls den Rücken zu und vergessen sie. Mithin unterscheiden diese sich von ihnen nur allein im Mangel der vorangehenden Freundlichkeit. Da wir aber Fremde bei uns aufnehmen müssen, so kann ich wahrlich den Grund nicht einsehen, weshalb wir gegen sie nicht so freundlich als möglich seyn sollten. Weit davon entfernt, den Wunsch Fremden zu gefallen, einem verderbten Herzen zuzuschreiben, achte ich das Derthun desselben tausendmal liebenswürdiger und wohlmeinender, als die englische Weise, durch mürrische Wortkargheit und steife Zurückhaltung Andern zu zeigen, daß man sich keinen Strohhalm um ihr Ergehen bekümmert. Hätte ich auch nur eine einzige Meile mit einem Menschen zu gehen, warum sollte ich ihm diese Meile nicht so angenehm machen, als möglich ist? Vor allem aber, wenn es mir gefällt, „bärbeißig" zu seyn, und ihm gleichsam zu sagen, „geh zum Teufel," wie sollte ich mich dann noch in die Brust werfen, mir ein scheinbares Bewußtseyn von Tugend umhängen und ausrufen: „Schaut her wie gut mein Herz ist!" — Markis d'Arlincourt, der sich zum Fortgehen anschickte, sagte noch: „Mylord, Ihre Landsleute geben der Philosophie gern allgemeine Anwendung, und beurtheilen menschliche Handlungen nur nach zwei großen Prüfsteinen. Alle heitere Lust betrachten sie für den Beweis seichten Gemüthes und alle Freundlichkeit, als Zeichen falschen Herzens."

(Die Fortsezung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 55. — 30. Mai 1831.

Romane.

(Fortsetzung.)

88) Der Maurer. Ein Gemälde Pariser Volkssitten. Nach M. Raymond von L. Kruse. Vier Theile. Leipzig, Kollmann, 1830. Hier lernen wir das Leben der niedern Klassen in Paris kennen, wie in den vorigen Romanen das der Londner Canaille. Der Held ist Ganthier, ein ehrlicher Maurergesell aus der Provinz, der in Paris anfangs ein liebenswürdiges bürgerliches Mädchen kennen lernt und heirathet, nachher aber durch schlechte Gesellschaft verdorben wird, immer tiefer ins Verderben sinkt, sogar dem Henkertode nahe kommt und seine arme Frau höchst unglücklich macht. Bei der Darstellung dieser einfachen Begebenheiten entwickelt der Verfasser einen reichen Schatz von Menschenkenntniß, und die Charaktere sind durchgängig vortrefflich gezeichnet. In dem Helden selbst erblicken wir einen jener gutmüthigen und leichtsinniger Sanguiniker, die in Frankreich so äußerst zahlreich sind. Sein Verführer, Lerour und dessen Gesellschafterin, das Freudenmädchen Clarisse, sind ausgezeichnet wahre und durch die Wahrheit ansprechende Charaktere. Etwas ächt Französisches, Edles und Gutherziges, in diesen zur niedrigsten Stufe der Verworfenheit herabgesunknen Seelen muß jeden Leser ansprechen. Das meiste Interesse flößt indeß Susanne, die Gattin Gauthiers, ein. Die wohlerzogene Tochter anständiger Pariser Kleinbürger, deren Schönheit schon vornehmere Freier angezogen, wählt aus Neigung den armen Maurer zum Gatten, und sieht sich schrecklich betrogen, denn er bringt sie und die Kinder an den Bettelstab, mißhandelt sie, verbietet ihr den Umgang mit ihren Eltern und zwingt ihr seinen eignen liederlichen Umgang auf, stiehlt anvertrautes Geld, läßt sich in Aufruhr und endlich sogar in einen Mordversuch ein und entgeht mit genauer Noth der schimpflichsten Strafe. Die Leiden dieser Frau sind ganz geeignet, das Mitgefühl des Lesers in Anspruch zu nehmen. Hier ist wahres Elend, wirkliches, und wie es täglich vorkommt, hier ist nichts mehr von dem blos eingebildeten eitlen Jammer der gewöhnlichen deutschen Romanheldinnen. Lesen Sie, meine Damen, und vergießen Sie immerhin einige Thränen.

89) Seyn und Schein. Ein Sittengemälde jetziger Zeit; von L. F. Freiherrn von Bilderbeck. Vier Bände. Aachen und Leipzig, Mayer, 1829. Der Held dieses Romans abentheuert in Paris herum, allein troß der unzählbaren Gedankenstriche gibt das Buch doch wenig oder nichts zu denken. Wie man so leere Bücher

schreiben kann, ist mir bis Dato noch immer unbegreiflich. Da es indeß so schwer ist, über Paris etwas Uninteressantes zu schreiben, so war es dem Verfasser vielleicht nur darum zu thun, dieses Problem zu lösen.

90) Die Freiensteiner. Novelle von Th. von Hawpt. Mainz, Kupferberg, 1830. Ein alter deutscher Edelmann reist nach Paris, um die Erbschaft eines Bruders zu erheben, findet aber daselbst den verlornen Sohn dieses Bruders und dieser erhält das Erbe nebst dem Liebchen ꝛc. Der alte Herr ist ein gutmüthiger Polterer wie Siegfried von Lindenberg und gehört so sehr in die alte Zeit, daß wir in der That verlegen wären, noch heutzutage ein solches Exemplar auszukundschaften. Dies führt uns indeß auf den ächten alten

91) Siegfried von Lindenberg von J. G. Müller von Itzehoe. Neu herausgegeben und glossirt von Müllners Schatten. Aus Tenare gesandt an den Leipziger Eremit (en). Drei Theile. Leipzig, Nauck, 1830. Abgesehn von der Albernheit, den ehrlichen Müller von Itzehoe in Berührung mit Müllner und dem Leipziger Eremiten zu bringen, und demnach dem guten alten Text eine geistlose moderne Vorrede anzuflechsen, ist diese neue Auflage dankenswerth, denn Siegfried von Lindenberg wird immerdar, wenn auch keineswegs ein Meisterwerk unsrer schönen Literatur, doch eine sehr interessante Antiquität und ein eben so treues als barockes Sittengemälde seiner Zeit bleiben. Der dummehrliche Krautjunker, der weise Ludimagister und die verschiednen grünen und braunen Genies sind wirklich ächte Kinder ihrer Zeit und Personagen, wie sie andre Zeiten und die ganze übrige Welt nicht weiter aufzuweisen hat, und doch sind sie nicht so ganz individuell, daß sich nicht ein bedeutendes Quantum deutschen Nationalgeists in diesen tragikomischen Figuren personificirt hätte. Man sagt, Napoleon habe die Romane unsres deutschen Lafontaine in seine Bibliothek aufgenommen, ohne Zweifel als Repräsentanten deutscher Weichherzigkeit, Thränenseligkeit, Geistesschwäche und Herzensniedertracht. Ich würde ihm auch zu dem Siegfried von Lindenberg gerathen haben, denn aus diesem hätte er ersehn können, daß die Deutschen, auch wenn sie nicht Thränen vergießen und zärteln, sondern lachen und grob sind, doch genau so dumm bleiben wie zuvor. Für Napoleon hätte es ein Genuß ganz eigner Art seyn müssen, die beiden Hauptseiten des deutschen Charakters, weinerliche Gemüthlichkeit und grundehrliche, aber leicht zu übertölpelnde Grobheit in zweien unsrer Dichter so gut repräsentirt zu finden. Daß er eine Ahnung davon hatte, beweist wenigstens die Sehnsucht, die er schon in Italien und in Aegypten aussprach, einmal in dem grünen, fetten, gutherzigen, dummen Deutschland einen Feldzug zu machen. Ob sich die Deutschen seitdem geändert haben? Wir wagen es nicht zu behaupten, vermuthen es jedoch. Die deutsche Milch hat wohl zu lange gestanden, als daß sie nicht endlich sollte sauer geworden seyn.

92) Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier. Oder Reise und Liebesgeschichte eines vornehmen Deutschen von Adel ꝛc. Zwei Theile. Gedruckt im Kyffhäuser, 1830. Auch dieser hundertjährige Roman ist wieder aufgelegt worden, und auch er ist ein Spiegel seiner Zeit, der verdorbnen Zeit des spanischen Erbfolgekrieges, als sich Deutschland noch nicht weder am Körper noch an Geist von den Religionskriegen erholt hatte und welsche und spanische Lüderlichkeit beym deutschen Adel im Schwange gieng, die Vorläufer der nachherigen Gallomanie. Der Held dieses Romans ist ein würdiger Schüler überalpischer und überrheinischer Galanterie, ein deutscher Don Juan oder Faublas; seine Abentheuer haben jedoch bei weitem nicht weder das poetische noch das historische Interesse, wie die Abentheuer des starken Churfürsten und König August I., der als Prinz wie ein wahrer Don Juan durch die Welt reiste und dessen höchst anziehende Memoiren in dem alten Roman „das galante Sachsen" ausführlich und naiv erzählt sind.

93) Sämmtliche Schriften von Gustav Schilling. Rechtmäßige Ausgabe letzter Hand. Dreißig Bände. Dresden und Leipzig, Arnold. Die modernen Sittengemälde Gustav Schillings gehören zu den beliebtesten, denn wo wäre irgend eine Leihbibliothek in Deutschland, worin sich nicht eine Menge Schriften dieses Mannes befänden. Sie zeichnen sich vorzüglich durch die gefällige und bequeme Sprache und durch den heitern leichtironischen Ton aus, ein Beweis, daß der Verfasser noch der bessern ältern Romanschule angehört, deren französische Leichtfertigkeit unendlich liebenswürdiger war als die heutigen englischen Steifleinen aus der Schule Walter Scotts. Gustav Schilling ist von jener Frivolität nicht frei; zwar entschuldigen ihn die losen Sitten, die zu Anfang des Jahrhunderts herrschten, doch hat Frivolität überall nur dann ein Recht, sich in der Literatur üppig zu machen, wenn sie der Ironie oder Satire dient, eine Regel, welche schon die Alten (Luzian) und die spätere italienische und französische Schule (Boccaz, Voltaire) ganz gut gekannt haben. Daher sind auch die besten Romane von Schilling die, welche eben die Gesittung und Mode, in der sie sich am liebsten gefallen, ironisiren, und desfalls verdienen besonders „die Ignoranten" Auszeichnung. In diesem Roman, der eine etwas erweiterte Nachahmung des Ingenu von Voltaire ist, hat der

Verfasser den Kontrast zwischen ganz unschuldigen Naturkindern und sogenannten Gebildeten äußerst heiter und anmuthig geschildert, und den Scherz verdoppelt, indem theils die Naturkinder sich durch ihre Naivetäten lächerlich machen, theils die Sitten und Gewohnheiten der Gebildeten, aus dem Gesichtspunkt der gesunden Vernunft betrachtet, ebenfalls wieder lächerlich erscheinen. —

Es ist lobenswerth, daß man auch anfängt, Reisen novellenartig zu bearbeiten. So manche Reise ist an sich höchst interessant, aber die Beschreibung davon theils veraltet, theils zu streng wissenschaftlich, theils zu weitläuftig. Hier blüht nun dem beschreibenden Dichter ein überaus reiches Feld. Marmontel, Chateaubriand, Cooper haben es bereits mit Glück bearbeitet, aber der Stoff ist noch unermeßlich.

94) Magellans Reise um die Welt. Historisches Gemälde aus dem ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts, von Henriette Wilke, genannt Kronheim. Drei Theile. Leipzig, Glück, 1830. Magellan hat bekanntlich die erste sogenannte Reise um die Welt gemacht, indem er zuerst den bisher unbekannten stillen Ozean zwischen den neuentdeckten beiden Indien, die Kehrseite der Erde, umschiffte und dadurch die runde Gestalt unsres Planeten außer Zweifel sezte. Nicht glücklicher als sein spätrer Nachfolger Cook, fiel auch er als ein Opfer seines Berufs unter den Streichen wilder Insulaner. Hieraus hat nun die Verfasserin einen artigen Roman gesponnen. Sie legt eine Intrigue unter und läßt den Mord des großen Weltumseglers eine Folge der Eifersucht seyn. Die Seeabentheuer sind gut geschildert, der Dialog der Helden aber ist zu modern sentimental und erinnert keineswegs an den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, in welchem Magellan lebte. Indeß ist es von keiner deutschen Schriftstellerin anders zu erwarten.

95) Die Braut. Ein romantisch-historisches Gemälde des genuesischen Küstenlandes und der Sitten und Gewohnheiten seiner Bewohner in den neuesten Zeiten. Aus dem Italienischen von C. G. Hennig. Drei Theile. Leipzig, Lauffer, 1830. Schon sahen wir im Geist den reizenden Golf von Genua vor uns, das Gewimmel der Schiffe, das bunte Leben am Ufer, die steinernen Palläste der Dorias, die schönen Genueserinnen; — und was fanden wir? das breite, flache, öde, neblige, langweilige Walterscottland, mit Walterscottländern dünn bevölkert. Nun mögen wir uns aber unter allen möglichen Pegasussen den italienischen am ungernsten anglisirt denken.

96) Reisebilder, oder Züge von Menschen und Städten. Vom Verfasser der Heer- und Querstraßen. Aus dem Englischen von Theodor Hell. Zwei Theile. Berlin, Duncker und Humblot, 1830. Der bekannte Verfasser, Grattan, übertrifft an Breite und leeren Räumen in der Erzählung alles, was jemals Walter Scott hierin geleistet. Er erzählt mit einer mehr als englischen, mit einer so fürchterlichen Langweiligkeit, daß selbst das deutsche Ohr, das geduldigste unter allen möglichen, zuweilen traurig dabei hinabsinkt. Das wenige Gräßliche, womit Grattan die eingeschlafnen Zuhörer wieder zu wecken pflegt, hat vollends Herr Theodor Hell in seiner Trivialität weggelassen.

97) Romantik und Liebe. Eine Sammlung von Erzählungen aus dem Englischen von B. von Alvensleben (Gustav Sellen). Leipzig, Kollmann, 1830. Die Engländer haben uns unsre Taschenbücher nachgeahmt, aber wie sie alles, was wir gut erfinden, besser als wir zu gebrauchen wissen (z. B. die Presse und das Schießpulver), so haben sie auch ihre Taschenbücher, nicht wie wir mit elenden, schamlos schlechten Kupfern und noch elendern Erzählungen, sondern mit bewundernswürdigen Stahlstichen und mit kleinen einfachen Erzählungen angefüllt, in welchen uns Tableaux von fernen Ländern und interessanten Momenten der Geschichte leicht, aber geschmackvoll entworfen werden. So versezt uns ein einziges solches Taschenbuch zugleich nach Schottland, Irrland, Nordamerika, Ostindien, Spanien, Griechenland, Sicilien rc. und wenn sich auch die Nationaleitelkeit dabei geltend macht, indem im Vordergrunde immer einige englische Uniformen leuchten, so ist dies nicht mehr als billig, da die Engländer wirklich überall zu Hause sind. Dergleichen Tableaux sind nun auch die vorliegenden, und gegenüber den ewig langen und langweiligen englischen Romanen ist solch kleines Desert sehr zu loben.

98) Hau-Kiu-tschoan oder die gleichmäßige Heirath. Ein chinesisches Sittengemälde. Nach der französischen Bearbeitung von Matthias Weise. Leipzig, Hartmann, 1830. Dieser chinesische Roman hat mit den meisten indischen, persischen und arabischen Dichtungen den zarten Sinn für Ehre gemein, einen Sinn, der aus der deutschen Romanwelt längst Abschied genommen hat. Wir finden zwar auch in diesem Romane Entsagung und Ehre, so daß man auf die Vermuthung gerathen könnte, er sey von einer deutschen Schriftstellerin verfaßt, aber troz dem möchten wir ihn dennoch für einen chinesischen Roman halten, weil, wie gesagt, ein zarter Sinn für Ehre darin vorkommt. Die Ehre, namentlich aber die Ehre des Geschlechts, ist unsern

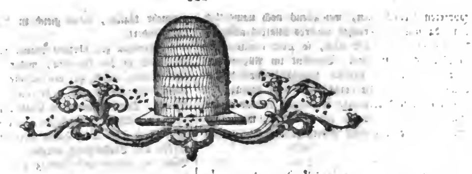
Schriftstellerinnen vollkommen fremd, so fremd etwa — wie das Chinesische; ihr Edles ist nur Adeliches, ihre Würde Eitelkeit, ihre Keuschheit Pruderie. Cour- und Stiftsfähigkeit, Ahnenstolz, Geldstolz, Ballroutine, so lange die Larve hält, und wenn sie abfällt, der Altejunferntrost der Schöneseelenkoketterie und Entsagungsverklärung, — das ist die weibliche Ehre, von der unsre Schriftstellerinnen zu sagen wissen. Davon aber weiß der gelbe Chinese, der den vorliegenden Roman geschrieben hat, nichts. Diesem Unschuldigen ist die weibliche Ehre noch nicht so sublimirt und in Gasform verdunstet, es ist vielmehr noch das alte gediegene Gold der Jungfräulichkeit, das man sonst wohl auch in Deutschlands Poesie gefunden. Wenn alles Chinesische so gut wäre, wie dieser Roman, so könnten wir unsre Musen, oder vielmehr Musentöchter getrost à la Chinoise frisiren und ihnen aus Pe-king Musterromane kommen lassen, etwa wie die chinesischen Musterstudenten, die vor zehn Jahren, wie es hieß, nach Halle gebracht wurden, um unsern Musensöhnen zum Exempel zu dienen. Aber wir fürchten, der Versuch wird immer zu unserm Nachtheil ausfallen. Unsre Schriftstellerinnen werden auch in der chinesischen Frisur so christlich-deutsch-stiftsfähig bleiben wie in der gothischen Frisur der guten alten Zeit. Oder wenn jemals eine deutsche Schriftstellerin in einem ihrer Romane eine Heldin zeichnen könnte, wie die schöne und kluge Schueh-ping-sin, so wollten wir ihr alle möglichen Gabrielen und Tanten, Agathokleisse und Ehelosen, Agnesen von Lilien und Julien &c. &c. &c. &c. &c. &c. in den Kauf geben und alle Lorbeern, über die wir irgend verfügen könnten, ja noch mehr, wir würden uns wie Castlereagh sogar mit dem Federmesser abgurgeln zur Strafe dafür, daß wir einmal einem arabischen Dichter nachgesprochen: „wenn die Henne kräht, wie der Hahn, so ist es Zeit, ihr den Hals abzuschneiden.“ — Der Roman, den wir vor uns haben, ist vortrefflich. Er hat den Wetteifer des zartesten Ehrgefühls zum Gegenstande. Der Vater der schönen Schueh-ping-sin, ein Mandarin, wird unschuldigerweise entsezt und verbannt. Seine arme zurückgebliebene Tochter fällt in die Hände eines andern Mandarin, der sie mit Gewalt zu einer Heirath zwingen will. Der junge Tieh-tschung-ju, ihr Geliebter, befreit sie, da er aber hierauf schwer krank darniederliegt, so nimmt sie ihn ins Haus, seiner zu pflegen, obgleich sie dadurch den Anstand verlezt, auf den in China so streng gehalten wird. Um alle daraus entstehenden üblen Gerüchte niederzuschlagen, versagt sie dem Geliebten ihre Hand; da dieser aber unterdeß auch ihren Vater befreit und wieder zu Ehren bringt, und die beiderseitigen Eltern ihnen die Ehe befehlen, so müssen sie gehorchen, leben aber in jungfräulicher Ehe. Diesen Umstand benuzt der boshafte Mandarin abermals, die Ehe für ungültig zu erklären und sich von neuem als Freier aufzudringen. Die Sache kommt daher vor den Kaiser selbst und dieser, von Bewunderung für das junge Paar durchdrungen, stellt dessen guten Ruf wieder her, und erhebt es zu hohen Ehren. — An Naturschilderungen läßt es der Roman mangeln, aber ausgezeichnet ist die Charakteristik der handelnden Personen. Das chinesische Kostüm stört nicht, denn der Roman liefert den Beweis, daß Seelenadel unter allen Zonen gleich schön ist.

99) Die Brautfahrt nach China oder Wenn's nur chinesich ist! Satyrischer Zeitspiegel im humoristischem Rahmen, mit einer Räthseldevise. Von Freimund Ohnesorgen. Berlin, Krause, 1831. Eine Persifflirung der modernen Chinomanie. Die Anlage ist nicht übel. Ein reicher Engländer geht nach China, um sich daselbst eine Braut zu holen, denn es ist einmal sein spleen, alles muß chinesisch seyn, oder alles ist gut, wenn's nur chinesisch ist! In seiner Gesellschaft geht eine italienische Sängerin, ein windiger Franzose, ein plumper deutscher Rezensent und eine dicke Schweizerin mit nach China und die Nationalthorheiten eines jeden werden von den Chinesen tüchtig verspottet. Das Ende vom Liede ist, daß der Engländer die versprochne Braut nicht bekommt, weil der Großmandarin sie ihm wegschnappt, und daß er dafür die dicke Schweizerin, Gretli, nimmt umgetauft in Gre-tli und vollkommen chinesisch kostumirt. Es versteht sich von selbst, daß auch die Lächerlichkeiten der chinesischen Sitten verspottet werden; doch hätte die Satire des Verfassers in der Kontrastirung Europas und Chinas wohl noch schärfer seyn dürfen. Auch hätte er die chinesischen Sitten etwas genauer studiren sollen. So ist es z. B. eins der Hauptmotive seiner vielfachen Scherze über die hagre italienische Signora, und über die dicke Schweizerin, daß die Chinesen das Magre verabscheuen und nur das Dicke ehren. Dies ist aber keineswegs chinesischer, sondern türkischer Geschmack. Die Türken mästen ihre Weiber, weil sie die korpulentesten für die schönsten halten; die Chinesen aber lieben umgekehrt an Frauenzimmern das Zarte, Schmächtige. (Vergl. Macartney.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

Nr. 53, Seite 209, Spalte 1, Zeile 9 von unten lies: Siegers statt Sängers.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 56. — 1. Juni 1831.

Sternkunde.

Wir wollen die Wissenschaft hier nicht kritisch erschöpfen, sondern nur in ihren Elementarwerken beleuchten. Wer den ganzen Umfang der Bereicherungen, welche dieselbe in den lezten Zeiten erhalten hat, kennen lernen will, den verweisen wir, als auf ein Hauptwerk, auf Delambre: Histoire de l'astronomie au 18me siècle. Publiée par Mathieu. Paris. 1827. 4. in welcher eben so gelehrten als gründlichen Arbeit der unterdeß verstorbene Verfasser, von dem wir bereits eine Geschichte der älteren, mittleren und neueren Astronomie *) in 5 Bänden 4. besitzen, die neuesten Fortschritte der Sternkunde, ihre Entdeckungen und die Vervollkommnungen ihrer Werkzeuge chronologisch sämmtlich ausführlich kennen lehrt. Die Ausbildung der rechnenden Astronomie in ihrer neuesten Gestalt ferner stellt Francoeur in seiner Astronomie pratique. Usage et composition de la „connaissance des tems“ *). Ouvrage destiné aux astronomes, aux marins et aux ingénieurs. Paris. 1830. 8. meisterhaft dar; — die ganze Verfeinerung heutiger astronomischer Beobachtung enthüllen des berühmten Königsberger Astronomen Bessel alljährlich erscheinende: „Astronomische Beobachtungen auf der Sternwarte zu Königsberg,“ gleichwie endlich das „Berliner Astronomische Jahrbuch,“ früher besorgt durch den berühmten Bode und, nach seinem Tode, durch seinen Nachfolger im Amte, den wackeren Encke, und des Kopenhagener Astronomen Schumacher seit 1822 erscheinende „Astronomische Nachrichten“ eine regelmäßige periodische Uebersicht aller astronomischen Neuigkeiten in der weitesten wissenschaftlichen Ausdehnung gewähren.

In ihrer blos populären Gestaltung dagegen ist die Astronomie während des lezten Decenniums auch durch mehrere Werke bereichert worden, von welchen wir mit besonderer Auszeichnung zunächst Littrow's „Populäre Astronomie.“ Wien, Heubner. 1825. 2 B. gr. 8. mit

*) Histoire de l'astronomie ancienne. Paris. 1817. 2 Bände. 4. Histoire de l'astronomie du moyen âge ibid. 1819. 1 B. 4. Histoire de l'astronomie moderne. ibid. 1821. 2 B. 4. eine Reihe von Werken, wie keine andere Nation eine ähnliche aufzuweisen hat.
Nürnberger.

*) So heißt ein, unter Aufsicht des bureau des longitudes alljährlich zu Paris erscheinendes astronomisches Jahrbuch, von ähnlicher Einrichtung wie der zu Greenwich herauskommende nautical almanac.
N.

lithographirten Abbildungen, wenigstens noch namentlich anführen, da uns die Grenzen unseres Blattes nicht gestatten, auf ein, der Zeit nach, so weit rückliegendes Werk ausführlich einzugehen. Erwähnt im Allgemeinen darf aber werden, daß dasselbe sowohl hinsichtlich der Gründlichkeit als des Vortrages einen ganz vorzüglichen Rang einnimmt, und besonders denjenigen Liebhabern des Studiums der Sternkunde zu empfehlen ist, welche sich nicht blos mit der leichtesten Uebersicht der Wissenschaft begnügen wollen.

Letzteres Ziel leichterer Uebersicht hat sich vielmehr eine

1) Populäre Astronomie ohne Hülfe der Mathematik in zwanzig Vorlesungen erläutert von M. L. Frankenheim, außerordentlichem Professor an der Universität zu Breslau. Braunschweig, Vieweg. kl. 8. mit Kupfern und Charten,

gesteckt, welche in einer „zweiten, verbesserten Auflage,“ in äußerst sauberer äußerer Gestalt, (1829) vor uns liegt, und mit welcher wir uns, unserer Tendenz gemäß, näher zu beschäftigen haben. Schon der Umstand des schnellen Erscheinens dieser zweiten Auflage (die erste war erst im Sommer 1825 an das Licht getreten) ist ein gutes Zeichen. Die beiden ersten Vorlesungen beschäftigen sich mit der Geschichte der Astronomie. Indeß hat es eigene Schwierigkeiten, die Geschichte einer Wissenschaft, deren Kenntniß man dem Leser erst beibringen will, an die Spitze des Vortrages zu stellen, und man schließt vielmehr besser damit, wie diese Methode auch von andern wackern Lehrern der Naturwissenschaften, z. B. von dem verewigten trefflichen Gehlen mit Erfolge angewendet worden ist. Die dritte Vorlesung gibt hiernächst eine allgemeine Uebersicht der Himmelskörper und der Art sie zu beobachten; und die vierte wendet sich zu unserm Sonnensysteme, entwickelt, wenn auch nicht in den angemessensten Ausdrücken, die Kepler'schen Himmelsgesetze, und versucht sogar eine Erklärung der Kegelschnitte, deren Umarbeitung, bei einer etwannigen dritten Auflage, wir dem Verfasser aber dringend empfehlen müssen. Die (scheinbare) Bewegung der Himmelskugel, oder die Axendrehung der Erde macht den Vorwurf der fünften, und die jährliche (scheinbare) Bewegung der Sonne den der sechsten Vorlesung aus, in welcher letzteren es, neben mehreren andern Unbestimmtheiten des Ausdruckes, ungenau ist, zu sagen, daß die Sonne im Sommersolstitium ihre tägliche Bahn „während einiger Tage“ im Wendekreise des Krebses vollende, da sich die Abweichung vielmehr täglich, wenn gleich in den Solstitien nur wenig, ändert.

„Zwischen den übrigen Planeten, weder zu den größten, noch zu den kleinsten, weder zu den fernsten von der Sonne, noch zu den nächsten bei ihr, gehörend, bewegt sich die Erde (siebente Vorlesung) um die Sonne. Durch Kopernikus Entdeckung aus dem Mittelpunkte des Weltalls verstoßen, wiederholt sich der Mensch gern, daß seine Erde gleich weit von den Extremen der Größe und Entfernung abstehe, daß die Neigung ihrer Bahn die schöne Abwechselung der Jahreszeiten erzeuge, die selbst Jupiter entbehren muß, nur daß sie deshalb vorzüglich zum Wohnsitz harmonisch gebildeter, des höchsten Grades geistiger Vollkommenheit fähiger Wesen sey.“ — Eine Schlußfolge, deren Genauigkeit wir auf sich beruhen lassen wollen. Der Verfasser geht sodann (achte Vorlesung) zu den Erscheinungen über, die die Bewegung der Erde verursacht, auf welche Veranlassung er, unter andern, wörtlich sagt: „In dem engen Raume zwischen dem Aequator und den Wendekreisen bewegt sich die Sonne während des halben Jahres hin und her, so daß sie jeden Parallelkreis zweimal durchschneidet. Zwar steht sie nicht auf jedem Theile derselben senkrecht, sondern die Reihe der Punkte, über denen sie es ist, bilden wegen der Axendrehung eine über 360 Mal um die Erde geschlungene krumme Linie, die sich jedes Jahr ändert.“ — Anführungen, über welche wir uns Erläuterungen ausbitten möchten. An die Bewegung der Erde schließt sich die Bewegung der übrigen Planeten (neunte Vorlesung) in natürlicher Folge an, wonächst die zehnte Vorlesung von den Mondsbewegungen, die eilfte von den Bewegungen des Meeres und der Luft, namentlich von Ebbe und Fluth handelt, und die zwölfte die Bewegungen der übrigen Trabanten unseres Sonnensystems betrachtet.

Mit der dreizehnten Vorlesung dagegen beginnt eine Art von Topographie des Himmels, wie Littrow sehr bezeichnend die Darstellung desjenigen nennt; was uns Beobachtung, Analogie und Konjektur über die physische Beschaffenheit der übrigen Weltkörper, besonders unseres Systems, lehren, indem in dieser, und in der folgenden vierzehnten, der funfzehnten und sechszehnten Vorlesung die Merkwürdigkeiten der Sonne, der Planeten, der Monde und Kometen dargestellt werden. Unstreitig ist dies eine der reizendsten Partien aus dem ganzen astronomischen Vortrage; und die erregte Einbildungskraft läßt sich von geschickter Hand gern auf den Schauplatz anderen planetarischen Seyns versetzen. Wir überlassen den Lesern, sich mehr oder weniger zufrieden mit der Art zu erklären, auf welche der Verfasser

diesen fruchtbaren Stoff behandelt. Schwerlich aber werden sie es mit den Erläuterungen über Bewegung und Anziehung in der siebzehnten Vorlesung seyn können, denen wir gleich sehr das Verdienst der Gründlichkeit und Popularität absprechen, wogegen die drei Schlußvorlesungen, die achtzehnte, die neunzehnte und zwanzigste, welche uns in den Fixsternhimmel führen, zu den besseren Abschnitten des Werkes gehören.

Diese Andeutungen werden hinreichen, um die Stufe zu bezeichnen, welche unser Werk unter den populären Darstellungen der Sternkunde einnimmt: es ist namentlich sehr weit davon entfernt, sich derjenigen Präcision des Ausdruckes zu befleißigen, welche bei dem populären Vortrage einer so schweren Wissenschaft ein unerläßliches Erforderniß ist; und wir haben, da es gleichwohl eine so günstige Aufnahme gefunden hat, also ein doppeltes Recht, dem Herrn Verfasser bei einer eventuellen abermaligen Umarbeitung die äußerste Sorgfalt zu empfehlen.

Mit ihm zugleich ist in die Schranken populärer Entwickelung der Lehren der Sternkunde getreten eine:

2) Populäre und beschreibende Astronomie, durch die Kosmophäre und die kosmosphärischen Instrumente erläutert. Nach der englischen und französischen Ausgabe mit Verbesserungen vom Verfasser Dr. Wilhelm Müller, Major im hannöverschen Generalstabe. Hannover, Hahn, 1829. 12. Mit der Abbildung der kosmosphärischen Instrumente.

Ein kleines Werk, welches durch sein wörtlich folgendergestalt lautendes Motto: „L'usage des instrumens cosmosphériques n'éxige aucunes connaissances préliminaires; et en trois leçons (?) on pourra désormais expliquer et connaître parfaitement toutes les parties de l'astronomie populaire. — anfänglich die ganze Aufmerksamkeit des Referenten erregt hatte. Es ist aber mit den „drei Lektionen" nicht so ernstlich gemeint, und dies Versprechen erscheint vielmehr nur als das Aushängeschild eines astronomischen Charlatans, wenn wir auch nicht in Abrede stellen wollen, daß die „kosmosphärischen Instrumente" selbst ein hübsches sinnliches Hülfemittelchen zur Erleichterung des astronomischen Studiums gewähren können. Man versteht aber unter einer Kosmosphäre eine transparente, noch besser gläserne Kugel, auf deren Oberfläche die Sterne nach ihrer scheinbaren Größe, zusammt allen eingebildeten Kreisen der Himmelskugel dargestellt sind, und welche innerhalb eines messingenen Ringes oder Meridians aufgehängt wird. Dahinein werden gestellt entweder ein Planetarium, wo die Sonne durch eine messingene Kugel, die Planeten durch weiße Kugeln, die Bahnen derselben durch weißen Drath, die Ebene der Ekliptik durch Glimmer oder Glaspapier u. s. w. dargestellt sind; oder ein Tellurium mit einem Lunarium; oder endlich eine Erdkugel mit einem beweglichen Horizont. Eine solche Kosmosphäre mit 15 zölligem Meridian, mit Planetarium, Tellurium, Lunarium, Erdkugel u. s. w. kostet nur 48 kr., wofür dieselbe in den Niederlagen kosmosphärischer Instrumente, z. B. bei Mr. Wood, London, Redcroß Street Cripplegate, Nr. 51, zu haben ist; und auf diese Angabe und Beschreibung eines nützlichen astronomischen Instruments beschränkt sich auch das Verdienst unseres Werkes, welches übrigens in dem astronomischen Kommentar über den Gebrauch jener Modelle eine Menge von Unrichtigkeiten enthält, und überdieß durch viele Druckfehler verunziert ist, die zum Theile die strengste Rüge verdienen, da sie die wichtigsten astronomischen Data entstellen.

Als eine sehr willkommene Erscheinung in der Literatur der Astronomie bezeichnen wir dagegen mit Vergnügen die

3) Analekten für Erd- und Himmelskunde, welche der Professor Gruithuisen seit dem Jahre 1828, bei Palm zu München, in zwanglosen Heften herausgibt, von denen bis jetzt sechs erschienen sind, und welche sich, wegen einer glücklichen Hinneigung zur Popularität, besonders für unsere Betrachtung eignen. Diese neue astronomische Zeitschrift, der wir von Herzen das fröhlichste Gedeihen wünschen, hat sich nämlich (Vorrede III) die Aufgabe gestellt „nicht blos für den Eingeweiheten, sondern auch für Anfänger, gleichwie für Leser, die zwischen diesen beiden Grenzen stehen, zu sorgen," und zu diesem Zweck, sowohl in Originalartikeln, als Auszügen aus den vorzüglichsten größern Werken, aus Ephemeriden und periodischen Schriften, eine, in dem angegebenen Geiste verfaßte, möglichst vollständige Uebersicht der wichtigsten und interessantesten Neuigkeiten aus den betreffenden Wissenschaften zu liefern; z. B. der berühmte Astronom Struve zu Dorpat fand, auf Veranlassung seiner Gradmessungen in den Ostprovinzen Rußlands, daß die Richtung des Bleilothes selbst in flachen *) Ländern relative

*) Daß das Bleiloth nämlich aus seiner vertikalen Richtung durch die Anziehung der Bergmassen abgelenkt werde, ist schon eine ältere Beobachtung, deren Details sich namentlich in dem klassischen Werk: L'Attraction des montagnes et ses effets sur les fils à plomb. Determinés par le baron de Zach. Avignon. 1814. 2 Bde. gr. 8. entwickelt finden, auf welche wir, bei dieser Veranlassung hier um so lieber aufmerksam machen, als dasselbe in Deutschland nicht ganz nach Verdienst bekannt geworden zu seyn scheint.

R.

Ablenkungen erleide, und schloß daraus, daß nicht nur die sichtbaren Unebenheiten der Erdoberfläche, als da sind große Berg- oder Felsenmassen, sondern eben so sehr die ungleiche Wasservertheilung im Innern der Erde auf jene Richtung des Lothes gegen die Horizontalebene Einfluß habe. Diese Beobachtung scheint darum sehr wichtig, weil sich, bei weiterer Ausbildung derselben, aus der Größe der Ablenkung vielleicht näher auf die Lagerbeschaffenheit der Erde an einem bestimmten Punkte schließen läßt, so daß sie metallurgisch *) einflußreich werden könnte.

Einen neuen Beweis von der Richtigkeit der Herschel'schen Behauptungen über die veränderliche Erwärmungsintensität, welche die Sonne auf die Planeten ihres Systems, und namentlich auf die Erde, ausübt und über welchen Gegenstand im dießjährigen Februarhefte unseres Morgenblattes von mir ausführlich und in demselben Sinne gehandelt worden ist, bringt der Herausgeber selbst bei. Im Januar d. J. stieg die Kälte zu München anfangs sehr schnell, so daß das Reaumür'sche Thermometer am 5ten Morgens — 14° zeigte. Als aber gleich hierauf am östlichen Rande der Sonne einer der größten erneuerten Flecken erschien; und sich zugleich die Aequatorial-Sonnenzone sehr lichtete, ward die Temperatur sogleich bis auf 0° milder. Umgekehrt verhielt es sich im Februar: am 1sten zeigte das Thermometer — 18° R., am 2ten gar — 25°, und auf Anhöhen selbst — 27° R. Dabei hatte die Sonne ganz das von Herschel sogenannte „dürftige" Ansehen: wenige Poren und höchst sparsame Fackeln. — Es scheint also unzweifelhaft, daß, wie ich l. c. auseinandergesetzt habe, diejenigen Revolutionen in der Photosphäre der Sonne, welche sich durch häufige Bildung von Flecken, Poren, Fackeln u. s. w. ankündigen, auch eine reichlichere Emission von Wärmezeugenden Strahlen zur Folge haben, und umgekehrt.

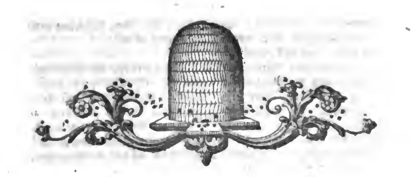
Bekanntlich wird im Jahre 1832 die Wiedererscheinung des, nach seinem Entdecker Biela, sogenannte Biela'sche Kometen, und zwar, wegen einer gemißdeuteten **) Aeußerung über seine Annäherung zur Erde, von Vielen nicht ohne große Furcht erwartet. Es werden daher die nachstehenden historischen Notizen, die sich im 6ten Hefte unserer Analekten finden, nicht unwillkommen seyn. Diesen Kometen entdeckte Biela am 27sten Februar 1826. Den 9ten März darauf wurde derselbe von Gambart zu Marseille, den 10ten von Harding zu Göttingen, nachher von Clausen in Altona, und sodann auf allen europäischen Observatorien beobachtet. Anfangs Mai desselben Jahres wurde er für uns unsichtbar. Man erkannte aus dem Kalkül der parabolischen Bahnen, daß die Elemente dieses neuen Kometen große Aehnlichkeit mit denen der Kometen von 1772 und 1806 hatten. Clausen und Gambart fanden, nach einigen Versuchen, jeder für sich eine Ellipse, welche den Beobachtungen genau entsprachen, so daß kein Zweifel über die Identität der drei Kometen übrig blieb, und man die Umlaufszeit auf 6¾ Jahr bestimmen konnte, demnach also der nächste Durchgang durch die Sonnennähe am 27sten November 1832 erfolgen sollte. Beiläufig, welch ein Triumph für die rechnende Astronomie!

Es gibt, wie schon oben gesagt, vielleicht nichts Reizenderes für die Phantasie, als den Versuch in die Natur eines andern planetarischen Seyns einzudringen. In dieses anmuthige Gebiet gehört die Frage unserer Analekten: Welch eine Bewandniß es mit der Axendrehung der Nebenplaneten jener Sterne habe, die sich als Begleiter der Doppelsterne in elliptischen Bahnen um diese bewegen! Da es, nach den Auseinandersetzungen des Verfassers wahrscheinlich ist, daß die großen oberen Planeten unseres Systems, namentlich Jupiter und Saturn, schon Sonnen-artig sind; so verhalten sich jene Nebensterne wahrscheinlich eben so. Nun kehren aber die Trabanten des Jupiter und Saturn ihren Hauptplaneten, eben so, wie bekanntlich unser Mond der Erde, immer nur eine und dieselbe Seite zu; und man kann daraus, analogisch, den Schluß ziehen, daß auch die Trabanten jener planetarischen Nebensonnen der Hauptsonne des Doppelsterns, als ihrem Centralkörper, immer nur dieselbe Seite zukehren werden. Hieraus folgt, daß die Bewohner der abgekehrten Seite ihren Tag und ihre Nacht blos dieser Hauptsonne verdanken, und daß ihnen ihre eigene Sonne (der Centralkörper) nie scheint. Die Bewohner der, dieser letzteren zugekehrten Seite dagegen haben nicht nur den immerwährenden Tag, den sie dem Schein des Centralkörpers verdanken, sondern außerdem auch noch den Wechsel eines Tages vor, in, und nach dem Gegenscheine (der Opposition) mit der Hauptsonne. Aehnliche wunderbare Erscheinungen müssen sich auch schon auf den Monden der großen Sonnenartigen Planeten unseres Systems zeigen; und auf jedem der 7 Saturnsmonde z. B. muß man, wegen des schwachen Scheins der Sonne, selbst am hellen Tage die 6 übrigen Monde sammt dem beringten Hauptplaneten in vollem Glanze sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ich empfehle diesen interessanten Gedanken zur weiteren Verfolgung, worauf ich mich in der engen Begrenzung dieser Blätter nicht einlassen kann. R.

**) Vergl. meine Aufklärung über die Bahn dieses Kometen in Nr. 271 ff. d. Morgenbl. für 1829. R.



Literatur=Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 57. — 3. Juni 1831.

Sternkunde.

(Fortsetzung.)

Für die praktische Astronomie, namentlich für die Vervollkommnung der Ferngläser, läßt sich Viel von einer Kommission hoffen, welche, einer Nachricht im 5ten Hefte unserer Analekten zufolge, auf Veranlassung der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu London, zusammengetreten ist, um Versuche über Erzeugung fehlerfreien Glases zu optischen Zwecken anzustellen, und welche aus den Herren Herschel dem jüngeren, Dollond dem jüngeren und Faraday besteht. Man hat für sie ein eigenes Laboratorium und Schmelzöfen errichtet, und schon war eine Glasart gefunden, welche vorzügliche Aufmerksamkeit zu verdienen schien, und deren Bestandtheile Bleioxyd, Kieselerde und Boraxsäure waren, wogegen das gewöhnliche Flintglas aus Bleioxyd, Kieselerde und Alkali fabricirt wird, welchen lezteren Bestandtheil die Kommission als schädlich betrachtet. Aus diesem Glase waren bereits die Objektive zu 3 Teleskopen gefertiget worden, von denen jedes das vorhergehende übertraf, so daß man sich also den schönsten optischen Hoffnungen hingeben darf.

Diese Darstellung eines Theiles der neuesten und merkwürdigsten astronomischen Erfahrungen, durch deren vollständige und regelmäßige Uebersicht sich Gruithusens Analekten, wie gesagt, einen besonderen Anspruch auf den Dank gleich sehr der Astronomen von Profession, als der bloßen Liebhaber, erwerben, mag für jezt hinreichen, um noch einigen Raum zur Betrachtung eines andern indessen erschienenen astronomischen Werkes zu gewinnen, welches eine sehr geschickte Mitte zwischen der bloß populären und der streng wissenschaftlichen Behandlung der Sternkunde hält, und deßhalb besonders geeignet ist, unsere dießmalige astronomische Bücherschau zu beschließen, wir meinen die so eben an das Licht tretenden:

4) Vorlesungen über Astronomie, von Littrow, Wien, Heubner, 1830. Zwei Theile.

deren Verf. wir schon Eingangs als den Verf. einer sehr empfehlenswerthen „Populären Astronomie" bezeichnet haben. Außer diesem lezteren Werke hatte derselbe nämlich (Wien, 1821) auch noch eine: Theoretische und praktische Astronomie in drei Bänden gr. 8. herausgegeben, welches Werk aber, theils weil der Verfasser tiefere analytische Kenntnisse voraussezt, und theils, leider! unzähliger Druckfehler wegen, sehr geübte und vorsichtige Leser verlangt. Die „Vorlesungen," die er jezt folgen läßt, sind daher bestimmt, als Eingang und leichtere Vorbereitung zu jener ausführlichen Entwickelung, oder vielmehr zu je-

dem tieferen Studium der Astronomie, zu dienen, und sie dürfen, zumal nach so mannichfachen Vorarbeiten, und aus den Händen eines so gründlichen und, auch hinsichtlich der Darstellungsgabe so gewandten Astronomen, als eine der schätzbarsten Bereicherungen der Literatur der Sternkunde betrachtet werden. Ich werde daher auch wenigstens eine summarische Uebersicht des Inhaltes geben, und dadurch zugleich diejenigen Punkte andeuten, über welche sich das Studium der Astronomie in ihrer neuesten Gestalt, bei einiger Erweiterung der, Eingangs dieses Aufsatzes, von mir angedeuteten Grenzen zu erstrecken hat.

Der erste Band leitet das wissenschaftlichere Studium der Astronomie zuvörderst durch Entwickelung der Hauptformeln der sphärischen und ebenen Trigonometrie, mit Ausdehnung auf Winkelmessung, ein, und geht hiernächst in der ersten Abtheilung zur theoretischen Astronomie über, welcher dreizehn Vorlesungen gewidmet sind. Die erste derselben beschäftiget sich mit der Eintheilung der Oberfläche des Himmels, betrachtet die Kugelgestalt der Erde, ihre rotatorische und progressive Bewegung, und lehrt die Kreise kennen, welche man sich im Himmel denkt, um die respektive Lage der Gestirne zu bestimmen. Letztere Bestimmung der scheinbaren Orte der Gestirne an der Ober- oder vielmehr Innenfläche der scheinbaren Himmelskugel wird sodann in der zweiten Vorlesung näher erörtert, worauf die dritte den Unterschied zwischen Sonnen- und Sternzeit kennen lehrt, die vierte aber das Erforderliche über Auf- und Untergang der Gestirne beibringt. Die elliptische Bewegung der Sonne, diese glänzende Entdeckung des unsterblichen Kepler im Gebiete der Sternkunde, macht den Vorwurf der fünften Vorlesung, die Präcession den der sechsten-, die Nutation der siebenten-, die Aberration der achten-, die Parallaxe der neunten-, und die Refraktion den der zehnten Vorlesung aus, namentlich Gegenstände, deren geschickter Votrag als das Kriterium des Berufes betrachtet werden können, über Astronomie zu schreiben, und deren Entwicklungsweise im vorliegenden Kompendio von den Kennern gewürdiget werden wird. — Da sich die planetarische Bewegung hiernächst auf die Sonne als Centralpunkt bezieht, die Beobachtungen aber von der Erde aus angestellt werden; so entsteht hieraus die beständige Nothwendigkeit einer Reduktion der geocentrischen Oerter der Planeten und Kometen auf die heliocentrischen (eilfte Vorlesung), wonächst die vorläufige Bestimmung der Bahnelemente (zwölfte Vorlesung) Statt finden kann, zu deren Verbesserung endlich die dreizehnte Vorlesung Anleitung ertheilt, womit diese erste Abtheilung schließt.

Die zweite, den Beobachtungen gewidmete Abtheilung des ersten Bandes lehrt (erste Vorlesung) die Zeit, (zweite Vorlesung) die Polhöhe, und (dritte Vorlesung) beide zugleich aus den Beobachtungen ableiten, wonächst sich die vierte Vorlesung zu dem interessanten Probleme der Bestimmung der geographischen Länge wendet, deren Erfindung zur See so viele Bemühungen veranlaßt hat, daß es diesem Probleme fast wie der Quadratur des Kreises ergangen ist, und das englische Parlament schon im Jahre 1714 einen Preis von 20,000 Pfund Sterling auf seine Lösung setzte, welcher Preis bekanntlich eines Theiles von dem englischen Zimmermann John Harrison durch Verfertigung einer sehr genauen Seeuhr, und andern Theiles von dem großen deutschen Astronomen Tobias Mayer durch seine vortrefflichen Mondtafeln gewonnen wurde. — Azimuth, Schiefe der Ekliptik u. s. w. (fünfte Vorlesung), die Bestimmung der Entfernungen der Himmelskörper von der Erde (sechste Vorlesung), die Finsternisse (siebente Vorlesung), und eine Anweisung zur Berechnung der Planeten-Beobachtungen (achte Vorlesung), bilden endlich den Schluß dieser zweiten Abtheilung und somit des ersten Bandes.

Der zweite Band zerfällt ebenfalls in zwei Abtheilungen: die dritte und vierte, von welcher jene dem anmuthigsten Theile der Sternkunde: der Topographie des Sonnensystems, diese aber, welche wir nach unserm Plane nur andeuten, der Beschreibung und Gebrauchsanweisung der astronomischen Instrumente gewidmet ist. Gedachte Topographie des Sonnensystems handelt der Verfasser in zehn Vorlesungen ab, und betrachtet in der ersten derselben die Sonne und Planeten unseres Systems, mit Ausnahme der Erde, indem er, bei sorgfältiger Benutzung der neuesten Entdeckungen, das Wichtigste und Merkwürdigste über ihre Beziehungen zum Centralkörper, ihre physische Beschaffenheit u. s. w. beibringt, und seine Leser, als ein gleich geschickter und gründlicher Himmels-cicerone, auf diesen weiten und prächtigen Gebieten umher führt. Die Größe und Gestalt der Erde gibt hiernächst den Gegenstand der zweiten, und der Erdmond mit seinen zahllosen Merkwürdigkeiten den der dritten Vorlesung ab, wonächst sich die vierte Vorlesung zu den Satelliten des Jupiter wendet, diesen vier glänzenden Körpern, welche die Nächte ihres Hauptplaneten ununterbrochen erhellen, da es der Analysis eines Laplace geglückt ist, zu beweisen, daß sie nie

auf Einmal verfinstert werden können *). — Die Saturns- und Uranusmonde ferner, sammt dem Ringe des Saturn (fünfte Vorlesung) sind nicht weniger anziehende Himmelsmerkwürdigkeiten, und die aufgeregte Einbildungskraft verliert sich in Konjekturen über die Reize eines planetarischen Seyns, dem so viele Trabanten dienen.

Weit über die Bahnen der Planeten unseres Systems hinaus aber erstreckt sich das Gebiet einer andern Klasse von Weltkörpern, der Kometen, die, in der Unermeßlichkeit ihrer Excentricität, gleichsam die Verbindungsglieder zwischen zwei zunächst benachbarten Sonnen abgeben, und den unendlichen Raum erfüllen helfen, der die Grenzen beider planetarischen Regionen trennt. Mit Betrachtung dieser Himmelsgebilde, deren Lauf eine vervollkommnete Himmelsanalysis durch ihre Formeln zu bestimmen gewußt hat, während wir uns über ihre physische Beschaffenheit fortwährend in Ungewißheit befinden, beschäftiget sich die sechste Vorlesung, in welcher die Leser, unter Anderm, mit Vergnügen die Elemente von vier Kometen, deren Umlaufszeit man kennt, nämlich des Halley'schen, Olbers'schen, Encke'schen und Biela'schen, finden werden.

Bis hierher ist der Lauf der Körper, die unser System bilden, mit alleiniger Rücksicht auf die Anziehungskraft betrachtet worden, welche der Centralkörper gegen dieselben ausübt, ohne der Störungen genauer zu erwähnen, die sie indeß zugleich durch ihren gegenseitigen Einfluß erfahren. Dieser schwierige Gegenstand macht den Vorwurf der siebenten Vorlesung aus, wonächst uns die achte Vorlesung in den Fixsternhimmel führt, und uns die Entfernung und Parallaxe dieser fernen Sonnen, die Unbegrenztheit des Raumes des Universums, die Größe, das Licht und die Farbe der Fixsterne u. s. w. kennen lehrt, und sich namentlich über die jetzt so viel besprochene Doppelsterne, über ihre Anzahl, Färbung und veränderliche Stellung verbreitet. — Mehr blos speculativen Inhaltes ist dagegen die neunte Vorlesung, die sich mit Hypothesen über den Ursprung des Weltsystems beschäftiget, und drei, auf die Entstehung der Planeten deutende Erscheinungen hervorhebt, deren Verfolgung wir um so mehr blos den Lesern anheim geben, da es uns immer geschienen hat, als verlasse die Astronomie den festeren Boden ihres Gebietes, indem sie sich in Untersuchungen vertieft, welche ihre, ja vielleicht die Kräfte des menschlichen Geistes überhaupt übersteigen. Dagegen ist die Untersuchung über die Dauer des Weltsystems, welche den Vorwurf der zehnten (Schluß-) Vorlesung dieser dritten Abtheilung abgibt, ein der Würde und den Kräften der Astronomie vollkommen angemessener Gegenstand, da die meisten Daten aus der tiefsinnigsten Analysis geschöpft sind, um das Resultat zu begründen, daß, wie sich ein anderer wackerer Astronom *) vortrefflich ausdrückt, in die herrlichste Maschine von der höchsten Weisheit schon bei der Schöpfung der Keim der Unsterblichkeit gelegt, und den Himmelskörpern eine unübersteigliche Grenze vorgezeichnet sey, innerhalb welcher diese ungeheuren Massen von Ewigkeit zu Ewigkeit, ohne Unterbrechung und Unordnung rollen sollten.

Dr. Nürnberger.

Wir schließen noch die Betrachtung einiger andern neuesten astronomischen Schriften an.

5) Astronomische Abendunterhaltungen auf einem Waldschlosse. Briefauszüge von Dr. J. Nürnberger. Berlin, Nauck, 1831.

Nach dem Muster von Fontenelles bekannten Unterhaltungen über die Mehrheit der Welten, hat Herr Dr. Nürnberger in dieser kleinen Schrift in Gesprächen mit einer Gräfin sich all den unschuldigen und heitern Phantasien überlassen, welche die Betrachtung der Sternenwelt in uns zu erwecken pflegt, sofern wir uns die Sterne als belebt und bewohnt und uns selbst in sie versetzt denken. In der That gewährt es eine neue und reizende Aussicht, denken wir uns im Jupiter und sehn an dessen Horizont das wunderbare Auf- und Niedersteigen von vier Monden, oder im Saturn den Doppelring und gar sieben ihn umtanzende Monde. Auch hat die Phantasie einen reichen Spielraum, wenn sie sich eine unendlich sublime, fast geisterhafte organische Welt auf jenen dünnen und gasartigen Planeten auszumalen unternimmt. Allein hier bleibt eben auch alles bloße Phantasie, denn der berechnende Verstand vermag die Wirklichkeit oder nur Möglichkeit einer der unserer analogen Natur in jenen leichten und luftigen Himmelskörpern

*) Dieses schöne Laplace'sche Theorem zeigt nämlich, daß die Länge des ersten Jupiterstrabanten minus der dreifachen des zweiten plus der zweifachen des dritten immer gleich dem halben Kreisumfange bleiben, wogegen diese Summe, wie man gleich übersieht, Null werden müßte, wenn eine gleichzeitige Verfinsterung erfolgen könnte. Da der Satz zu den glänzendsten Entdeckungen der Himmelsmechanik gehört, so glaubte ich hier an denselben erinnern zu dürfen.

N.

*) Schubert zu Schlusse des Traité d'Astronomie théoretique. Petersburg. 1822. 3 Bde. gr 4.

N.

nicht zu ermitteln. Unser Verfasser sagt ferner: „Aber lassen Sie mich noch eine andre, zartere Relation in Ihr Gedächtniß zurückrufen, in welcher wir uns zu den Sternen befinden, eine Relation, von der Sie selbst die Dauer der Verbindung abhängig machen, in der Sie zu geliebten, verehrten Wesen stehen. Ich meine die schöne geistige Verbindung, welche die einzelnen Planeten unsers Systems dadurch miteinander vereinigt, daß dieselben, nach Maaßgabe ihrer Vollkommenheitszunahme, den scheidenden Lieben einen neuen Wohnplatz gewähren, auf welchem diesen die Hoffnung der Wiedervereinigung zur Seite geht, und von welchem sie fortfahren in einem stillen Bezuge der Theilnahme zu den Geliebten zu stehen, die sie auf der Erde haben zurück lassen müssen. Wie groß der rein wissenschaftliche Genuß, wie groß der Nutzen auch immer ist, den die Astronomie dem praktischen Leben gewährt; so betrachte ich doch diese Perspektive, zu welcher sie durch ihre Schlußkette die Aussicht eröffnet, als einen höheren, als einen zarteren Gewinn."

Diese Muthmaßung scheint uns etwas gewagt. Wenigstens müßte vice versa unsre Erde auch ein himmlisches Stelldichein für die Verstorbnen der übrigen Planeten seyn, so gut wie es diese für unsre Verstorbnen seyn sollen, aber dazu ist unsre Erde wohl zu irdisch. Und die Bibel verheißt uns nicht eine andre Erde, sondern eine neue Erde, die Wiedergeburt der alten. Indeß läßt sich eine Wechselbeziehung und Verwandtschaft der Planeten unter einander nicht läugnen, und wohl dürfen wir uns demgemäß fragen, ob nicht auch die Bewohner derselben früher oder später zu einem wechielseitigen Verständniß gelangen könnten, und zwar schon im Leben, nicht erst nach dem Tode? Jeder Planet ist ein Ton auf der Skala des Sonnensystems. Sollte jeder ewig nur sich selbst hören? Sollte im Verlaufe der Jahrtausende nicht wenigstens durch Erfindungen und Beobachtungen die Natur der uns zunächst stehenden Planeten genauer als bisher ermittelt werden?

6) Ueber die Natur der Kometen. Wien, Gerold, 1829.

Ein kleines, nur 11 Seiten starkes Schriftchen, worin in einzelnen kurzen Sätzen gemuthmaßt wird: 1) die Kometen scheinen kosmische Wolken zu seyn; 4) sie scheinen, wie unsre Wolken von Winden getrieben werden, einer gleichen unbekannten Weltkraft zu folgen. 5—6) Der Lichtstrahl, der zuweilen plötzlich vom Kern des Kometen bis zum Ende seines Schweifs fährt, scheint unserm Blitzstrahl analog zu seyn. 11—14) Es ist möglich, daß die elliptischen Kometenbahnen sich verkürzen und endlich eine Planetenbahn bilden können, daß unsre Erde und alle übrigen Planeten ursprünglich Kometen waren, ja daß sogar die Sonne und alle Fixsterne gleichen Ursprung haben. 17) Der Encke'sche Komet scheint ein solcher werdender Planet zu seyn. 20) Das ganze Weltall scheint mit einer Lichtmaterie angefüllt, aus der sich erst Kometen, dann die übrigen Himmelskörper bilden. — Diese Muthmaßungen nun stimmen im Allgemeinen mit der bekanntlich schon oft ausgesprochenen Hypothese des Lichtäthers, als eines bildsamen Urstoffs für alle Weltkörper zusammen; allein was insbesondre die Kometen betrifft, so erscheint die Elektricität in denselben eben so sehr wie in den Nordlichtern unsrer Erde durch den überwiegenden magnetischen Zug gebunden, und, wenn wir demnach die Kometen mit irgend einer analogen Erscheinung auf unserm Planeten vergleichen dürfen, so müssen wir dieselben wohl eher einem gleichsam vom Pol abgelösten fliegenden Nordschein, als einem Gewitter ähnlich finden. Erklärt wird übrigens mit dem einen Bilde so wenig als mit dem andern, und nicht solche Vergleichungen, die man hier recht eigentlich „ins Blaue hinaus" nennen kann, sondern die langsam fortgesetzten Untersuchungen über die Bahn und Wiederkehr der Kometen werden allmählich über die wahre Beschaffenheit derselben mehr Aufschluß geben. Hierzu ist vor allen Dingen Zeit nöthig. Es läßt sich da nichts übereilen. Die einzige, mühsam durch wiederholte Beobachtung und Berechnung gewonnene Erfahrung der regelmäßigen Wiederkehr des Encke'schen Kometen ist für die Wissenschaft mehr werth, als alle die schönen Hypothesen, nach welchen die Kometen bald nur eine Fortsetzung der Planeten, bald werdende Fixsterne, bald verbrennende Fixsterne, bald das Blutgefäßsystem des astralischen Organismus, die zwischen den Sternen durchlaufenden, dieselben mit neuem Lebensstoff füllenden Adern rc. rc. seyn sollten.

7) Beschreibung der astronomischen Uhr, welche von H. Nic. Alex. Johann, Mitglied des vorm. Augustin. Ordens in Mainz 1807 berechnet und verfertigt worden, dermalen Eigenthum der Stadt Mainz. Von Areutz. Mit 5 Tafeln in Steindruck. Mainz, Müller, 1830.

Diese äußerst künstliche Uhr, wegen welcher schon Napoleon dem Verfertiger eine Pension ertheilte, enthält die genaue Nachbildung des Copernikanischen Planetensystems, des Erdlaufs mit dem Mondlauf und der scheinbaren Bewegung des ganzen Himmels, und dies alles auf eine sehr kompendiöse und geschmackvolle Weise.

(Der Beschluß folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 58. — 6. Juni 1831.

Romane.

(Fortsetzung.)

Unter den Romanen, die wir oben beiläufig Tendenzromanen genannt haben, verstehn wir solche, in welchen die Handlung nicht nur an und für sich ein poetisches Interesse anspricht, sondern auch einem andern, z. B. moralischen, religiösen, politischen, satirischen rc. Zwecke, oder aber einer Fülle von Gedanken gleichsam nur zum Träger und Rahmen dient. Diese Gattung von Romanen ist außerordentlich ausgedehnt, denn beinahe schon alle möglichen Wissenschaften und Künste sind in Romanen im leichten Unterhaltungston gelehrt oder besprochen worden. Beschränktere Köpfe haben etwas pedantisch die romantische Form mißbraucht, um eine einseitige Lehre oder Partheiansicht gefälliger zu machen. Große Dichter aber haben auch in rein poetischen Romanen, die keinerlei Nebenzwecken dienten, dennoch eine Fülle von Gedanken, Urtheilen, allgemeinen Wahrheiten niedergelegt, die gleichsam unwillkührlich das Gedicht in die Lehre, die Schönheit in Weisheit, die Kunst in die Wissenschaft hinüberleiten. Wie oft ist dies nicht z. B. bei Goethe, Jean Paul, Tieck der Fall? Zwischen beiden Gattungen in der Mitte oder eigentlich über ihnen stehn die Romane, in denen weder die einseitige Tendenz allzu kraß, noch der Gedankenreichthum allzu üppig hervortritt. In diese höchste Klasse der Tendenzromane gehören z. B. Don Quichote, das Dekameron des Boccaz. Hier ist die Tendenz unverkennbar, allein die Poesie leidet nicht darunter, sie gewinnt vielmehr durch die leise satirische Schattirung. In die erstgenannte Klasse gehören dagegen Romane, worin ganze Systeme abgehandelt werden, wie Julius und Evagoras von Fries, oder worin über die Künste debattirt wird, wie die Romane von Heinse, Sternbalds Wanderungen rc., oder worin einzelne verkehrte Richtungen der Theologie, Pädagogik rc. verspottet werden, wie Sebaldus Nothanker, die Romane von Schummel rc. In die zweite Klasse dagegen, worin die romantische Erzählung durch willkührliche Dialoge oder Betrachtungen über die verschiedensten Gegenstände des Wissens episodisch unterbrochen wird, gehören die meisten Romane von Goethe, Jean Paul, Tieck, Steffens, so wie schon die ältern von Hermes, Hippel rc. Ueberhaupt hat der deutsche Roman immer einige Hinneigung zum Didaktischen gehabt, was in der Wissenschaftlichkeit des Deutschen liegt.

An sich ist zwar Geist überall Geist, und wie es demselben sich zu äußern gefällt, wir müssen es uns gefallen lassen; allein dennoch möchten wir gerade den starken und reichen Geistern eine gewisse Selbstbeherrschung und Selbstbeschränkung empfehlen, damit nicht zu oft das ästhetische Gesetz verlezt werde, welches die regellose Zusammenwürfelung des poetischen mit andern Interessen

niemals billigt. So gern wir auch jede Seite von Jean Paul lesen, so müssen wir es dennoch tadeln, daß er die poetische Illusion alle Augenblicke durch die heterogensten Bemerkungen zerreißt, und auch Heinse, Tieck, Steffens dürften wohl weniger lehrreich seyn, um, wie es der Dichter soll, mehr mittelbar durch die Phantasie, als unmittelbar durch Reflexionen auf den Verstand zu wirken. Wir möchten weit eher dem dramatischen Dichter als dem Romandichter solche Gedankenfreiheiten, Sentenzen, episodische Betrachtungen des Chorus ꝛc. erlauben. Die Alten verstanden das. Ihre Tragödie ist überaus reich an Gedanken, die wie Edelsteine herausgebrochen und besonders gebraucht werden können, aber ihr Epos ist ein fest in einander geflochtenes Ganze, aus dem sich nichts ablösen läßt. So sind auch die Episoden bei Cervantes nicht Abhandlungen, sondern neue kleinere Dichtungen.

100) Die Familien Walseth und Leith. Ein Cyklus von Novellen von Henrich Steffens. Zweite verbesserte Auflage. Breslau, Max, 1830. Schon im Literaturblatt 1826 Nro. 102 und 1827 Nro. 32 ist die erste Auflage dieses interessanten Romans, des ersten, womit Steffens auftrat, besprochen worden. Namentlich in der lezterwähnten Kritik wurde das Verhältniß des Dichters Steffens zum Philosophen Steffens klar bezeichnet und die innige Verwandtschaft und Verträglichkeit beider in der bei Steffens von jeher vorherrschenden Phantasie nachgewiesen, einer Phantasie, die bei den deutschen Stämmen stets etwas mehr war, als was man anderwärts darunter versteht, nämlich die bildende Kraft, die den Gedanken nicht minder beherrscht, wie die Anschauung, den Geist nicht minder, wie die Natur. Je mehr aber bei Steffens der Dichter und Philosoph Hand in Hand gehn, um so glücklicher ist die Wahl der in seinen Romanen geschilderten Dinge. Er bleibt nämlich sowohl in Walseth und Lieth als in den vier Norwegern bei der jüngsten Vergangenheit stehn, und durchkreuzt die mannichfachen geistigen Richtungen, in welche der Strom der Zeit seit etwa hundert Jahren auseinander gegangen. Dies erlaubt ihm, theils Selbsterlebtes in treuen und mit Vorliebe ausgemalten Naturschilderungen (namentlich seines heimathlichen Norwegens) und in Schilderungen von merkwürdigen Zeitereignissen und bedeutenden Personen mitzutheilen, theils auch überall diskursiv geistreiche Ansichten und eine zwanglose Kritik der wichtigsten Erscheinungen und Meinungen der lezten Zeiten einzuflechten. Steffens ist in dieser Weise Tieck gefolgt, nur daß der leztere, stets einer gewissen ästhetischen Nothwendigkeit fast unbewußt gehorchend, die Freiheit der philosophischen Abschweifungen ermäßigt, und alle Fäden der Unterhaltung stets in einer Schönheitslinie zur bindenden Mitte zurückführt, während Steffens in genialer Sorglosigkeit überall die abgerissenen Fäden gleichsam zum Schmuck aus dem Roman heraushängen läßt. Tieck ist hierin, obwohl vorzugsweise Dichter, doch platonischer, philosophischer verfahren; Steffens dagegen, obwohl vorzugsweise Philosoph, mehr phantastisch, poetisch. Diese Erscheinung steht nicht vereinzelt da. Gehn wir alle unsre Dichter durch, so bemerken wir bei denen, die am ausschließlichsten Dichter sind, auch die strengste Gesetzmäßigkeit und Selbstbeschränkung, die größte Regellosigkeit und Willkühr dagegen nur bei denen, welche mehr auf die reflektirende und philosophische Seite neigen. Das Resultat aber scheint demnach zu seyn, daß die Poesie in dem Maaße, in welchem sie sich von den philosophischen Formen entfernt, dem Wesen nach wirklich philosophischer wird, und die Philosophie umgekehrt poetischer, je weniger sie sich poetischer Formen bedient. Es scheint nur ein im Wesen liegender Mangel zu seyn, der hier den Dichter zur philosophischen, dort den Philosophen zur poetischen Form verführt. Zugegeben, daß derselbe Genius mit derselben schöpferischen Kraft der Phantasie eine homerische Dichtung und eine aristotelische Philosophie erzeugen könnte, so würde er dieselben doch von Rechtswegen nicht durcheinander mengen, sondern eine jede in so klassischer Besonderheit gestalten müssen, wie etwa hier eine Naturgeschichte, dort eine Algebra. Die Unterschiede liegen im Stoff, und wenn auch der Künstler derselbe seyn sollte, müßten doch die Kunstwerke nach den im Stoff liegenden Bedingungen sehr verschieden seyn. Auf diese uralte Regel einer unveräußerlichen Klassicität darf man wohl in unsrer romantischen, am Ende alle besondern Qualitäten und Formen der Welt in ein korinthisches Erz zusammenschmelzenden, alles amalgamirenden, alles ins Lebermeer auflösenden Zeit hindeuten.

101) Heinrich Melchthal oder Bildung und Gemeingeist. Eine belehrende Geschichte. Herausgegeben von W. M. L. de Wette. Zwei Theile. Berlin, Reimer, 1829. Da der Verfasser ein berühmter Theologe ist, so versteht es sich von selbst, daß dieser Roman, wenn nicht einem frommen, doch einem moralischen Zwecke dienen muß. Es scheint jedoch, als ob er mehr auf Verstandesbildung berechnet wäre, denn sowohl Held als Heldin des Romans lassen in moralischer Hinsicht schon von vorn herein nichts zu wünschen übrig, und nur die geistige Bildung des erstern durch die leztere ist der Inhalt der Erzählung. Was hierbei zunächst auffällt, ist wohl der sonderbare Umstand, daß der Held durch die Heldin gebildet wird, und zwar geistig gebildet wird, d. h. in Kenntnissen und Urtheilen, nicht etwa blos in Rücksicht auf Anstand und Sitte oder Gemüth und Sentiment. Lassen wir diesen seltsamen Fall auch ausnahmsweise gelten, so erscheint es doch noch sonderbarer, daß der Verfasser ihn zu einem Normalfall gemacht wissen will, daß er jungen Männern den Unterricht gebildeter Damen, und

insbesondere den jungen republikanischen Wilden in der Schweiz das Reisen nach Norddeutschland und die Ausbildung durch norddeutsche Damen empfiehlt. Wir waren bisher der Meinung, junge Männer überhaupt, namentlich aber junge Republikaner gehörten, was die Ausbildung ihres Verstandes und Charakters betrifft, lediglich in die Schule der Männer und des öffentlichen Lebens, während es ihnen allerdings zuträglich wäre, sich in sittlicher Zartheit und geselliger Anmuth durch den Umgang mit Damen zu bilden. Wir bleiben auch, troß Herrn De Wette, dieser Meinung treu. Wir haben nie an der Wahrheit des Goetheschen Ausspruchs gezweifelt, daß man würdige Sitten nur bei edlen Frauen kennen lerne, und im ganzen weiten Gebiet des Herzens ist das Weib die Führerin, wie die Gebieterin; allein die Bildung des Geistes geht für Männer aus der Tiefe und Strenge der Wissenschaft, und die Bildung des Charakters aus dem Kampf des Lebens, namentlich aus der öffentlichen politischen Thätigkeit hervor, nie aus dem Unterricht weiblicher Solone, nie aus norddeutschen Theezirkeln. Das Weib, die Herrscherin im Kreise der Sitte und der Liebe, das Wesen, in dem, wie schon die Alten glaubten, etwas Göttliches inwohne, das Wesen, dem die Edelsten und Stärksten und Weisesten der Männer in einer Art von Andacht huldigen, eben dieses schöne und mächtige Wesen sinkt alsbald zu Unmacht und Gespött herab, wenn es jenseits seiner natürlichen Grenzen in männlichen Dingen mit Männern wetteifert. Aus diesem Grunde sagt Aristophanes in der Lysistrata und der Weiberherrschaft eben so sehr die Wahrheit zum Nachtheil der Weiber, wie Schiller in seiner Würde der Frauen zu deren Vortheil, denn hier ist die Andacht, dort der Spott, beides gleich sehr am rechten Platze.

Uebrigens werden die Lehren des Herrn De Wette dadurch, daß er sie einer Dame in den Mund legt, nicht weniger De-Wettisch, und der junge Schweizer hätte alles das, was er sich in Hamburg oder Bremen von einem Frauenzimmer sagen lassen muß, auf kürzerem Wege in Basel bei Herrn De Wette selber lernen können. Dann würde er uns auch weniger gedauert haben. Denn in der That, der junge Schweizer in den Vorlesestunden der gebildeten Dame hat uns zuweilen herzliches Mitleid eingeflößt. Einer Katze, der man verkehrt den Rücken streicht, kann nicht widerhaariger zu Muthe seyn, als, wie wir uns einbilden, diesem jungen Manne zu Muthe seyn mußte, indem bei allen Unterredungen mit der Dame sein männlicher Pol sich weiblich, ihr weiblicher männlich verhielt. Diese feine Tribaderie des Geistes ist unserm Geschmacke noch weit mehr zuwider, als die im Grunde unschuldige Idiosynkrasie Goethescher Gourmandise, vermöge welcher der genannte große Dichter die Weiber gern zu den willenlosesten Werkzeugen männlicher Eitelkeit macht. Denn wenn gleich bei Goethe beständig der nämliche allgeliebte Held auftritt, um den die Weiber wetteifernd buhlen, ja dem zu liebe sie sogar der Eifersucht entsagen, so ist dies zwar in diesem Extrem unnatürlich, allein es liegt der unwahren Uebertreibung doch immer noch die Wahrheit zu Grunde, daß dem andern Geschlecht wirklich mehr an unsrer Liebe gelegen ist, als uns an der seinigen, daß Frauenzimmer stärker, inniger, rücksichtsloser lieben als Männer, eben weil bei ihnen die Liebe, wenn nicht Alles, doch immer das Erste ist, bei uns aber höchstens das Zweite. Also mögen wir es Goethe verzeihen, daß er die Weiber zu sehr Weiber, gleichsam Ultras ihres Geschlechts seyn läßt; das aber können wir nicht billigen, daß De Wette sie zu sehr Männer seyn läßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sternkunde.

(Beschluß.)

8) Bewegung der Erde und der andern Planeten von ihrem Ursprunge bis zu ihrem Ende. Von J. W. Schmitz. Berlin 1830 auf Kosten des Verfassers.

Wenn der Verf. seine Behauptungen als unwidersprechlich wahr beweisen könnte, so würde sein Name künftig so hell leuchten als der Name Kepler. Er behauptet nämlich:

1) Die Planeten entfernen sich im Verlauf der Zeiten immer weiter von der Sonne.

2) Die Trabanten oder Monde kommen im Verlauf der Zeiten ihren Planeten immer näher.

Von der Ursache und den Folgen dieser merkwürdigen Erscheinung, wie Herr Schmitz sie muthmaßt, sprechen wir hernach. Vorerst kommt es darauf an, die Thatsache selbst ins Auge zu fassen. Herr Schmitz nimmt sie als erwiesen an, weil in den Angaben je der älteren und ältesten Astronomen

die Sonnenscheibe größer,

die Bahn der Erde um die Sonne, also das Jahr, kürzer,

die Mondscheibe kleiner,

der Erdschatten bei den Mondfinsternissen größer,

die Bahn des Mondes um die Erde, also der Monat, länger,

die Entfernung der Jupiterstrabanten vom Jupiter größer,

Licht und Größe der Fixsterne im Aequator vermehrt, am Pol vermindert,

angegeben sey, als bei dem je neueren und neuesten Astronomen. So soll, um einige Beispiele anzuführen, die Pa-

rallare der Sonne in der mittlern Entfernung von der Erde bei Ptolemäus 2′ 57″, und bei den Neuern nur 7″ betragen; so die Entfernung der Erde von der Sonne bei Ptolemäus 1168 Erdhalbmesser, bei Piazzi dagegen 24292; so der scheinbare Durchmesser der Sonne bei Ptolemäus 32′ 18″, bei Piazzi 31′ 20″. Ob diese Angaben alle richtig sind, weiß Ref. nicht, da ihm die Materialien zum Nachschlagen abgehen, allein auffallend ist der Widerspruch in diesen Angaben selbst, denn wenn der Unterschied der Sonnenferne je 1168: 24292 gewesen seyn soll, so kann der Unterschied der scheinbaren Sonnengröße unmöglich nur 32′ 18″ : 31′ 20″ gewesen seyn.

Wenn ferner, wie der Verf. behauptet, die Erde sich von Jahrhundert zu Jahrhundert um Hunderttausende von Meilen von der Sonne entfernte, so müßte dies im Verlauf der 3000 Jahre, seit welchen die Weltgeschichte bekannt ist, die bedeutendsten physischen Veränderungen auf unserm Weltkörper erzeugt haben. Dies ist nun aber, wie neuerlich erst Cuvier in seiner Geschichte der Erdrevolutionen (auf welche wir in diesen Blättern bald zurückkommen werden) dargethan hat, durchaus nicht der Fall gewesen. Die mittlere Temperatur, das Niveau des Ozeans rc. sind sich seit 3000 Jahren wesentlich gleich geblieben, was ganz unmöglich wäre, wenn die Wirkung der Sonne in dieser Zeit bedeutend abgenommen hätte.

Der Verfasser behauptet, es sey ganz natürlich, daß von Zeit zu Zeit der Kalender habe verbessert und namentlich das Jahr habe verlängert werden müssen, eben weil die Erdbahn sich immer mehr ausgedehnt habe. Aus demselben Grunde tauge auch jezt unser Kalender nicht mehr, denn statt der alten julianischen 12 Monate, die damals ganz recht gewesen wären, hätten wir jezt schon 12½. Wenn diese Angabe richtig wäre, so müßte das Jahr 1832 am 15ten Januar, 1833 am 1. Februar rc. und also 1841 am 1. Juni anfangen. Da der Verf. nun aber zugibt, daß ein Jahr der Zeitraum zwischen zwei gleichnamigen Jahrszeiten sey, so müßte, wenn das natürliche Jahr jezt wirklich schon 12½ der alten Monate enthielte, in zehn Jahren am 1sten Juni Januarsfrost herrschen, welches anzunehmen absurd ist.

Indeß wäre es immerhin von Wichtigkeit, wenn auch nur ein Minimum von überwiegender Centrifugalkraft der Planeten und Centripetalkraft der Trabanten ausgemittelt werden könnte, so wie ein Minimum in der zunehmenden Neigung der Ekliptik wirklich erwiesen ist. Daher verdient, wenn auch nur einige der vom Verfasser angegebnen Data richtig sind, diese Sache die volle Aufmerksamkeit und Berichtigung der Sachverständigen.

Um dem Verfasser nicht wehe zu thun, unterscheiden wir, was er über die Thatsache selbst sagt, die unter gewissen Einschränkungen wahr und für die Astronomie wichtig seyn kann, von dem, was er als Ursache und Folge davon ausgibt. Dieses leztere ist höchst unüberlegt. „Ich werde beweisen, sagt er, daß das Weltall mit einer Aether-Atmosphäre gefüllt ist, welche sich nach jeder Sonne zu verdünnt, so daß der ausgedehnteste Theil im Centrum eines jeden Planetensystems diejenigen Gase sind, welche das Feuer der Sonne unterhalten; daß bei dieser Verbrennung eben so wie bei Meteorerscheinungen sich Materien zu Massen zusammenhäufen müssen, welche die Sonnenflecken bilden; daß diese Massen verbrennend sich auflösen oder von der Sonne ausgeworfen werden und neue Weltkörper bilden, welche sich mehr und mehr von der Sonne entfernen, je nachdem ihre Masse erkaltet, und endlich, nach vielen Tausend Jahren immer zunehmender Entfernung und Verminderung ihrer Bewegungen, als Fixsterne unbeweglich erscheinen, jedoch immer noch eine für ganze Generationen unbemerkbare Bewegung behalten, wie die neuern Astronomen schon bemerkt haben, daß nichts am Himmel unbeweglich ist; daß die größern Weltkörper die kleinern auf dem Wege von der Sonne bis zur äußersten Atmosphäre einholen, und sie alsdann ihren Lauf gemeinschaftlich fortsetzen müssen, wie man auch sieht, daß nur die entfernteren Planeten Trabanten haben, wie Jupiter fünf, Saturn eine Menge, die sich als Ring zusammenschließen, und Uranus eine solche Anzahl, daß sie zwei Ringe bilden; daß diese vereinigten Sphären, je nachdem sie sich von der Sonne entfernen, sich mehr und mehr einander nähern, wie auch wirklich die Trabanten der entferntesten Planeten dem Hauptplaneten am nächsten stehen, und endlich zu einer einzigen Masse zusammenstürzen müssen, wie schon gesagt, daß Herrschel deren über 800 unter den Fixsternen beobachtet hat, die sich ganz nahe umeinander bewegen, oder fast aneinander anliegen; und daß die Weltkörper sich allmählich auflösen und ihre in Atomen zerstreute Materie wieder zur Quelle der Bewegung und des Lebens, zur Sonne, zurückkehren muß.“

Es ist erlaubt, auf die Beweisführung dieser Säze begierig zu seyn. Zuvor aber fragen wir den Verfasser: 1) wie gerade unsre Sonne dazu kommt, die Mutter aller der Miriaden Fixsterne zu seyn, die wir im Weltall erblicken? 2) wie lange das Ausfüllen des Weltalls mit Fixsternen aus unsrer Sonne wohl dauren muß, wenn die Sonne 3000 Jahr gebraucht hat, um nur 11 kleine Kandidaten der Fixsternwelt (unsre Planeten) ein Unmerkliches (oder vielleicht auch gar nicht) zu promoviren? 3) wodurch unsre kleinen Planeten, selbst wenn sie 6 — 7 ihrer noch kleinern Trabanten in sich aufnehmen, zulezt zu Fixsternen werden können, deren Durchmesser eben so groß oder unzähligemal größer seyn muß als unsre Sonne, wenn wir sie in so zunehmend ungeheuren Fernen noch erblicken sollen?



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 59. — 8. Juni 1831.

Romane.

(Fortsetzung.)

102) Neueste Erzählungen von Fr. Ludw. Bürien. Stuttgart, Löfflund, 1830. Das Leben, auch unser gemeines bürgerliches und bäuerliches Leben, ist voll Poesie, wenn nur unser Auge unbefangen, unbegehrlich, unvornehm, wenn es kindlich und homerisch genug ist, um das Poetische wahrzunehmen. In der neuern Poesie kennt man fast nur zweierlei Weisen, das Kleinbürgerliche oder Ländliche für den Geschmack zuzurichten, die komisch-satirische, welche den Kontrast der Einfalt oder Gemeinheit mit der höhern Bildung und die idyllisch-theatralisch-schäferliche, welche umgekehrt den Kontrast der ländlichen Unschuld und Naivetät mit den verdorbnen Sitten der vornehmen Welt auffaßt. Beide sind einseitig, beide übertrieben, daher der himmelweite Unterschied zwischen Geßnerscher, Höltyscher, Matthissonscher, Hebelscher Ländlichkeit und den eulenspiegelartigen Bauern der Kotzebueschen Lustspiele, oder zwischen Schillers Schweizern im Rütli und Goethes Bürgern von Brüssel, obgleich sich Züge von beiden Erscheinungen, von der rührenden und würdigen sowohl als von der lächerlichen und gemeinen überall in dem Chaos, Volk genannt, vorfinden. Ohne nun den Dichtern das Recht des Karrikirens oder Idealisirens nur im geringsten abstreiten zu wollen, können wir doch beide Verfahrungsarten nur als ästhetische Extreme betrachten, zwischen denen es eine ästhetische Mitte geben muß und gibt. Wir meinen damit die homerische Mitte zwischen Sophokles und Aristophanes. Schon die Alten kannten jene beiden Extreme, doch zwischen, ja über beiden nahm die Mitte ihren gebührenden Rang ein. Bei uns dagegen herrschen offenbar die Extreme vor. Wir haben unzählbare Dichter, welche sich thränenreich zur ländlichen Unschuld zurücksehnen oder sich mit theatralischer Affektation in diese Unschuldswelt zurückversetzen, und eine nicht geringe Menge anderer Dichter, welche mit einem vornehmen Eckel auf Stände und Sitten unter sich herabsehn, oder dieselben zum Gegenstand ihres Gespötts machen. Aber wir haben sehr, sehr wenig Dichter, welche das gemeine Volk und Leben ohne Affektation und ohne Spott unbefangen homerisch schildern. Daß dies so ist, darf auch nicht wunder nehmen, denn unsre Dichter befinden sich mit der ganzen Masse der sogenannten gebildeten Welt in einem starken aristokratischen Gegensatz gegen das Volk, und auf allen Punkten der Berührung begegnen sich die feindlichen Pole. Wird die schöne Ländlichkeit anerkannt, gleich erscheint das Vornehme gehässig; wird höhere Bildung und Sitte gepriesen, gleich erscheint das Volk als Pöbel.

Unter die wenigen Dichter, welche das Poetische im alltäglichen Leben der niedern Stände homerisch aufzufassen und darzustellen gewußt haben, rechnen wir nicht Goethe (Herrmann und Dorothea), nicht Voß (Louise), nicht Iffland (Jäger, Hagestolzen), nicht Hebel (allemannische Gedichte) rc., kurz rechnen wir keinen einzigen der sonst noch so berühmten Dichter, die ihren bürgerlichen und ländlichen Gemälden keine Würde zu geben verstanden, ohne affektirte Ehrbarkeit, ohne Zopf (Herrmann und Dorothea, Louise, Jäger, Asmus rc.), und keinen Reiz ohne affektirte Niedlichkeit à la Gurli (Hagestolzen, Alemannische Gedichte rc.). Dichter aber, welche diese Scylla und Charybdis der falschen Manier, das Ehrsam- und das Niedlichthun zu vermeiden gewußt haben, gibt es höchst wenige. Wir kennen deren in der neuern deutschen Literatur nur drei, Hippel, Ulrich Hegner und den Verfasser der vorliegenden Erzählungen.

Lieset man von Hippel die Lebensläufe in aufsteigender Linie (die, wie wir glauben, seinem Ritter von A—Z weit vorgezogen werden müssen) und von Hegner Saly's Revolutionstage (die wir seiner berühmten Molkenkur und andern Werken vorziehen) so findet man in unsrer ganzen reichen Literatur schlechterdings nichts Aehnliches, und doch liegen die Gegenstände dieser Darstellungen, des gemeinen Lebens, jedem deutschen Leser eben so nahe, als ihm die Auffassung die natürlichste, gleichsam die dem Herzen am vertrautesten dünken muß. Fast scheint es, die vielen Tausende und Zehntausende unsrer Dichter wenden alle ihre Kräfte auf, um uns die Schönheiten des wirklichen Lebens zu verstecken, so wie ein geistreicher Mann behauptete, die Sprache sey nur erfunden, um die Gedanken nicht zu ent- sondern zu verhüllen. Welche Mühe geben sich zum Beispiel einige hundert deutsche Schriftstellerinnen der neuesten Zeit, uns Charaktere zu zeichnen, die so hohl aufgeblasen, unnatürlich, verbildet sind, daß sie nicht einmal im obersten Schaum der Gesellschaft wirklich vorhanden sind, sondern lediglich in der kranken und verdorbnen Einbildungskraft ihrer Verfasserinnen existiren, — während im Leben, jedem Leser vor den Augen eine Menge wirkliche Menschen vorübergehn, deren unendlich mannichfaltige Charaktere nur des erkennenden Blickes bedürfen, um ein Gemälde darzubieten, das alle jene Romanfrazzen an Poesie weit übertrifft? Blicke nur jeder Leser um sich in den Kreis seiner weiblichen Bekannten, und frage er sich dann, ob er darunter nicht Charaktere, und in jedem Charakter wieder zahlreiche einzelne Züge entdeckt, die in hohem Grade poetisch, wenn nicht schön, doch pikant sind, und dann vergleiche er die Ergebniß seiner eignen, vielleicht nur geringen Erfahrung, mit der Unnatur und armseligen Einförmigkeit der Romanheldinnen! Muß er dann nicht sagen, daß wir in dieser Beziehung nicht viel voraushaben, vor den Tartarstämmen Asiens, die abscheuliche Menschenfrazzen im Bild anbeten, während ihr eigner Körper sich durch die schönsten Formen auszeichnet.

Aber der Nexus unter unsrer Poetenkaste ist so stark, daß sich immer kaum der tausendste Poet von den Vorurtheilen und Schulgebräuchen losreißen kann, um einmal zu vergleichen, ob das Wasser der Hippokrene noch schmeckt wie der natürliche Bergquell, oder ob es nicht unter der Hand zu Theewasser geworden ist? Daher gilt auch ein solcher nicht viel, und Hippel und Hegner z. B. stehn bescheiden im Hintergrunde der schönen deutschen Literatur, wie die einzelnen Stückchen blauer Himmel hinter den Löchern im Dach der poetischen Scheune, in welcher Hogarth die wandernden Komödiantinnen ihre Toilette machen läßt.

So ist uns denn so ziemlich das Nächste zum Fernsten geworden, eben weil wir, uns selbst verlassend, immer nach allen Seiten der Ferne gestrebt. Bürlen sagt, auch ohne dabei an die deutsche Literatur zu denken, eine große Wahrheit, die uns zugleich mit seiner Weise, die Dinge aufzufassen, bekannt macht: „Der Mensch glaubt sich immer zu stark beschränkt, und strebt nach Weite. Daß er aber recht innerlich werde, daß er sein Nahes, Gegebenes recht durcharbeite, deshalb ist er an dasselbe gebunden. Er mag sich dies täglich vorhalten, er wird es an sich doch kaum erzwingen. Viel äußere Bewegung, viel Ort- und Sach-Veränderung zerstreut, zersplittert ihn. Die Unruhe ist der Teufel der Welt. An einem jährlichen Ausfluge von einigen Tagen oder Wochen kann er die ganze Zwischenzeit zehren. Die rechten Reisenden nehmen aber ihre Studierstube, Komptoir, Bureau mit sich, beziehen alles, was sie sahen, auf ihre liebsten Interessen, und leben so doch innerlich, im reichsten Wechsel der Aussenwelt. Die gewöhnlichen Ausflatterer werden am ehesten satt, und das sind gerade die zerstreuungssüchtigsten; sie wissen nicht, was sie wollen. „Die Welt durchreisen!“ rufen sie, und meistens käme ihnen schon das Heimweh, wenn der lezte Thurmknopf hinter dem ersten Berge verschwände. In der Regel ist nur ruhige Nähe schön, Nahenehmen dessen, was uns angeht, kein oberflächliches Bestreifen des Fremden, und wenn es das Größte und Schönste wäre.“

Die erste der Bürlen'schen Erzählungen enthält unter der Ueberschrift Reisegefahren und Verlegenheiten einen Cyklus kleiner Erzählungen, indem jedes Glied der hier zusammengeführten Gesellschaft seine merkwürdigsten Reiseabentheuer mittheilt. Da die Reisenden nun weder à la Cook, noch à la Busching, noch auch à la Yorick, sondern ganz simpel in Geschäften und zur Er-

holung, auch nicht weit, sondern innerhalb des lieben Vaterlandes gereist sind, so gehören auch ihre Abentheuer durchaus nicht zu den wunderbaren und außerordentlichen, sondern alles geht dabei natürlich und gewöhnlich zu; allein gerade darin besteht die Kunst des Darstellers, daß er uns diese alltägliche Dinge, unter denen kaum ein gefahrvolles Abentheuer auf einer Donaureise eine Ausnahme macht, so anziehend vorzutragen weiß. Gerade das einfachste und geringfügigste Abentheuer, das des Präceptor Servatius, ist in der Erzählung das schönste, und beweist, wieviel der Geist der Poesie durch eine ökonomische Behandlung des Stoffes gewinnt. Wir halten diese Erzählung für eine der schönsten deutschen Idyllen. Im Allgemeinen mag man sie in die Gattung von Yoriks empfindsamer Reise setzen, aber sie hat den großen Vorzug, rührend zu seyn, ohne Anspruch darauf zu machen. Auch mit einigen der schönsten Darstellungen Jean Pauls z. B. dem Armenadvokaten oder Quintus Fixlein mag man sie zusammenstellen, indeß hat sie dann wieder den formellen Vorzug, daß sie dem Leser die Illusion nicht stört, die Jean Paul bei seinen Idyllen jederzeit durch witzige Seitensprünge zerreißt. Nur mit Saly's Revolutionstagen von Ulrich Hegner hat diese Erzählung wirklich Aehnlichkeit, ohne daß dies jedoch ihrer Originalität Eintrag thäte. — Die Erzählung: Aus dem Leben eines Musikus, hat uns nächst jener am meisten angesprochen, und uns zum Theil, namentlich das Verhältniß des jungen Musikus zu seiner alten armen Mutter, an den Jean Paulschen Quintus, zum Theil auch in den musikalischen Leiden und Freuden an Callot-Hoffmann erinnert. — Ball-Hoffnungen, eine dritte Idylle, zeichnet sich wieder durch ihre liebenswürdige Einfachheit aus. Die darin geschilderte Scene aus dem häuslichen Leben, die getäuschte Hoffnung eines jungen Mädchens, das sich auf die Mitfeyer eines Balls Rechnung gemacht, ist mehr werth als alle Beschreibungen von Bällen, wie sie in den Romanen unsrer schreibenden Damen vorkommen. — In der Erzählung die barschen Freunde und die tolerante Frau wird man viele treffende Bemerkungen über die sarkastische Grausamkeit und geniale Barbarei im Ton unsrer heutigen gebildeten Männer finden. Dieser sehr richtigen Beobachtung scheint nur noch die Erklärung aus unserm politischen Zustande zu fehlen. Wir glauben nämlich, daß der kleine Krieg in unserm geselligen und literarischen Leben, ganz eben so wie ehemals die zahllosen kleinen Fehden in der Faustrechtszeit nur eine Folge der Indolenz und Leblosigkeit unsrer Nation im Großen und Ganzen ist. Die großen patriotischen Leidenschaften, die andre Völker und vor sehr langen Zeiten auch einmal das unsre bewegten, sind in lauter kleine Privatleidenschaften zersplittert, und gerade das Gefühl, auf der patriotischen und politischen Seite gehemmt zu seyn, erzeugt eine gewisse krankhafte Reizbarkeit, die auf der andern Seite sich in den Privatleidenschaften Luft macht und dieselben vergiftet. Hätten wir ein größeres politisches Leben, so würden die Eifersüchteleien, Klatschereien, Bosheiten und tausenderlei kleine Niederträchtigkeiten, auf die man überall im Umgang mit gewöhnlichen Seelen stößt, so wie die hypochondrischen Launen, Bitterkeiten und Grausamkeiten, die man an den Bevorzugten bemerkt, gewiß bald verschwinden. Es gibt geistige Krankheiten, woran selbst edle Geister leiden müssen, die nur da entstehn, wo das öffentliche Leben der Bewegung ermangelt, wie eine gewisse pestartige Luft nur von stehendem Gewässer ausgehaucht wird, und sogleich verschwindet, sobald dasselbe in den Fluß kommt.

103) Julius. Eine Lebensgeschichte aus der Zeit. Von F. A. Märcker. Berlin, Reimer, 1829. Seinem historischen Theile nach ist dieser Roman keine erfreuliche Erscheinung, denn er stellt den tragischen Untergang eines modernen jungen Werther, eines mit sich selbst und mit der Welt nicht ins Reine kommenden, krankhaft gereizten Gemüthes dar. Solche vorzugsweise deutsche Jünglinge sind in der Wirklichkeit leider noch häufiger, als in der Romanwelt, allein so herzlich wir sie bedauern, erwecken sie uns doch immer einen Widerwillen. Frohsinn ist der natürliche Gefährte der Jugend, Schwermuth steht der jugendlichen Seele so schlecht wie Schwindsucht dem jugendlichen Körper. Beides sind Krankheiten. Bei dem Wertherfieber kommt aber noch ein anderes Element hinzu, was noch weit weniger für die Jugend paßt, nämlich der Herzenshochmuth, das auf eingebildete Seelenschönheit gegründete Vornehmthun mit und gegen sich selbst. Dieser lezte Nothbehelf des weiblichen Alters steht der männlichen Jugend höchst schlecht an. Was wir einer reduzirten alten Kokette verzeihen, müssen wir durchaus unstatthaft finden an einem kräftigen jungen Manne, dem das ganze Leben offen steht. Nur wer dieses ganze Leben bereits zurückgelegt hat, ohne etwas darin gethan und gewonnen zu haben, auf das er stolz seyn könnte, nur dem gönnt man aus Mitleid den Trost der Verzweiflung, mit seinem lieben nackten Ich Götzendienst zu treiben; der junge Mann dagegen muß erst durch Thaten, gleichviel physischer oder geistiger Art, den höhern Werth seines Ich bewährt haben, ehe wir es erträglich finden können, wenn er damit schön thut. Aus diesem Grunde haben wir Goethes Werther von jeher für einen verächtlichen Geck und Feigling, für eines der erbärmlichen Individuen gehalten, welche die alten Deutschen, um ihre Schande zugleich zu vertilgen und zu verhüllen, mit einem Korb bedeckt in den Sumpf versenkten. Und so die ganze Zucht der jüngern und jüngsten Werther. — Müs-

sen wir uns nicht schämen, daß unsre neuen Dichter es wagen dürfen, so ganz in sich nichtswürdige, thatenlose, feuchtöhrige, durch ihr Vornehm- und Schönthun mit sich selbst nur noch verächtlichere Buben als tragische Helden darzustellen? Wie würden Aeschylos und Sophokles, wie würde der Dichter des Niebelungenliedes und Ossian erstaunen, wenn sie sähen, welcher Helden Untergang die heutige Welt rührt!

Doch ist die eigentliche Geschichte, des Helden Schicksal, in dem vorliegenden Romane das Untergeordnete und die aphoristischen Reflexionen aus den hinterlassenen Papieren des Unglücklichen sind die Hauptsache. In diesen nun erscheint zwar, wie natürlich, die Vernunft nicht selten durch Gemüthsschwermuth erstickt, und viele sind nur ein etwas erweitertes, in Worte gebrachtes Seufzen, Aechzen und Weinen; indeß wie jede physische Krankheit einen physischen Sinn besonders schärft, so auch jede geistige einen geistigen Sinn, und so verräth sich denn auch in den Bemerkungen unsres Kranken nicht selten ein eigenthümlich feiner Sinn. Wir geben Belege von beiden. Mehr als langgedehnte Seufzer, unwerth für jeden Dritten, sind folgende Aphorismen nicht:

„Schmerzdurchwebtes enges Menschenleben!

Die innere Stimme kann nicht lügen, oder alles ist Lug und Trug.

Mein Leben wird so einförmig und reizlos, daß mir zu Muthe ist, wie einer Brandstette.

Ein Mensch, ein Mensch! mit dem man leben könnte, der mich mit hinaus zöge!

Man möchte oben hinaus, und fällt immer wieder zurück!

Ich fühle meine Schwachheit und bin doch so stolz. Könnte ich mich nur mehr beherrschen!“

Diese und hundert ähnliche Aphorismen enthalten nichts, als unbestimmte hypochondrische Klagen, die jedem, der sie anhören muß, sehr langweilig sind. Dafür entschädigen denn die Aphorismen, worin feine Gedanken oder psychologische Beobachtungen enthalten sind, z. B.

„Unrecht schadet weniger als Unentschiedenheit.

Keiner bringt es weiter, als das zu leisten, wozu er Instinkt hat.

Der Bildhauer schafft die Form, der Maler legt die Seele in sie, der Musiker weckt den darin schlafenden Ton, der Dichter verleiht ihr Sprache; man könnte ein Mährchen daraus machen, daß Zeus die Künste auf die Erde gesandt, sein höchstes Kunstwerk, einen Menschen, zu bilden.

Die englischen Wörter sind zusammengeschrumpft wie Großmütter, aber sie haben Jahrtausende gesehn und wissen indische Mährchen zu erzählen; die griechischen sind schöne Jungfrauen; man sieht das Blut unter der feinen Haut, sie haben ein Schicklichkeitsgefühl bis in die Fußspitzen.

Ein Mann würde erstaunen über alle Kleinigkeiten, die ein weibliches Gemüth bewegen.“

Von dieser Art findet sich viel Geistreiches in dem Buche. Ein durchgreifender Zug aber ist die Goethomanie, hier wahrhaft eine Manie zu nennen. Der leidende Jüngling bejammert bei jeder Gelegenheit, kein Goethe seyn zu können, eben weil schon einer da sey. Ich lasse mir gefallen, daß die Eingeweidewürmer eines Menschen keine andre Welt kennen, als ihn, wie aber Jünglinge in unsrer großen, reichen, alle Kräfte nach allen Richtungen entwickelnden Zeit sich in die lügenhafte Traumwelt der eitelsten fremden Persönlichkeit, ich will nicht sagen hineinträumen, sondern nur nicht wieder daraus erwachen können, dies würde nicht zu enträthseln seyn, wenn man nicht wüßte, wie sehr weit die alte um Goethe sich koncentrirende Kunstschule sich mit der Einbildung ihrer Objektivität von der wirklichen Wirklichkeit entfernt hat. Mit der Nebelkappe über der Nase wird diese Jüngerzunft zwar nicht der Welt, aber die Welt wird ihr unsichtbar und sie sehn nichts mehr als sich selbst und ihren Meister. Sollte aber ferner noch irgend ein armer Teufel sich aus Liebe zu Goethe zu Tode sehnen, so erinnern wir ihn, daß er dadurch sehr schlecht das Beispiel eines Mannes befolgen würde, dessen nicht geringster Vorzug eine beständige Heiterkeit und Behaglichkeit gewesen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Berichtigung.

In der jüngst erschienenen Nr. 46 dieses Blatts habe ich irrthümlich Herrn Willibald Alexis den Vorwurf gemacht, daß er sein mir gegebenes Versprechen des öffentlichen Widerrufs einer mich betreffenden Stelle in der Vorrede zu seinen gesammelten Novellen, nicht erfüllt habe. Er hat dasselbe allerdings erfüllt, in Nr. 249 der Blätter für literarische Unterhaltung von 1830; da er es jedoch versäumt hat, mich darauf aufmerksam zu machen, so möge er mir meine Unbekanntschaft mit seiner Anzeige in einem Lande verzeihen, in welchem bekanntlich sehr viel mehr geschrieben wird, als zwei Augen auffinden können.

Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 60. — 10. Juni 1831.

Romane.

(Beschluß.)

104) Bibliothek klassischer Romane und Novellen des Auslandes. 20 — 23ster Band. Das Decameron von G. Boccaccio. Leipzig, Brockhaus, 1830. Drei bis vier Uebersetzungen dieses liebenswürdigen Werkes sind binnen kurzer Zeit erschienen, ungerechnet die ältern. In Dante sehn wir den ernsten, in Boccaz den heitern Ghibellinen, beide gleich mächtige Gegner des Papstthums zu einer Zeit, wo es noch in seiner Blüthe stand. Doch sind die Gedichte dieser altitalienischen Meister so poetisch an sich, daß sie ganz abgesehn von ihren polemischen Beziehungen auf die damalige Zeit noch jezt jeden Leser entzücken. Boccaz war der Luzian des Mittelalters und behandelte die Götter seiner Zeit wie jener die des Heidenthums. Er ist insofern Vorgänger der Voltaire, Parny, Lafontaine, und wie die Spötter alle heißen, allein wir würden ihm doch Unrecht thun, wenn wir ihn mit denselben in eine Klasse würfen. Voltaire hat nicht blos die Entweihung des Heiligen, auch das Heilige selbst verspottet, das hat Boccaz nie gethan, so wenig wie Dante. Ihm galt es nur, die verderbten Priester mit Scherz und Spott anzugreifen, wie Dante sie mit heiligem Ernst angriff.

105) Die Beichte. Von Johann Julius Janin. Leipzig, Hartmann, 1830. Der Verfasser hat schon in seinem frühern Roman, „der todte Esel und die guillotinirte Frau,“ einen außerordentlichen Reichthum der Phantasie, aber auch eine eben so geschmacklose Vorliebe für das Gräßliche beurkundet. Sage man immerhin, sein Werk sey eine bloße Satire gegen die in Frankreich noch immer herrschende Mode des Gräßlichen, man schreibt auch solche Satiren nicht ohne Sympathie für den verspotteten Gegenstand. Der vorliegende zweite Roman des französischen Dichters unterscheidet sich von dem ersten in jeder Hinsicht aufs vortheilhafteste. Bei demselben Reichthum der schöpferischen Einbildungskraft, hat er das Gräßliche, obgleich es auch noch vorkommt, doch bedeutend gemildert und der grelle Schrei der Verzweiflung wechselt mit langen sanften Klagen der Wehmuth wie mit weichen Windharfentönen ab. Dieser Dichter ist so originell als irgend einer; wenn wir seine Manier aber vermittelst einer Aehnlichkeit näher bezeichnen wollen, so können wir dies nicht anders, als indem wir ihn mit unserm Jean Paul vergleichen. Wie sehr er demselben in den weichen, kindlichen, idyllischen Schilderungen ähnlich ist, mag folgende Stelle beweisen: „Er rief sich den Glauben seiner früheren Jahre zurück, seine reine Ueberzeugung, seine kindische Freude, wenn er beim ersten Silberschalle der Glocke zur Dorfkirche des Sonntags gieng, stolz darauf, seiner Groß-

mutter die Hand reichen zu können. An dem Tage war alles festlich und still, alle Frauen schön gepuzt, alle Männer neu gekleidet, nur die Barbierstuben waren offen und zeigten verjüngte Gesichter. Zur Kirche gelangte man über den Gottesacker, es war ein kleines mit Mohn und hölzernen Kreuzen besetztes Stück Feld; man mußte sich durchdrängen, um einen guten Platz im Chor zu erhaschen. Dort im Chore kniete er an der Seite der Großmutter, und betete leise mit ihr, dann, als man die Kirchenlieder anstimmte, betete er laut, und sang wie die Uebrigen; aber er sang mit den Frauen, und seine Kinderstimme vermischte sich mit den ihrigen sehr gut. Dann kam der Pastor, voran gieng der Schweizer mit einer unschädlichen Hellebarde, dann der lezte Segen des Geistlichen; hierauf zerstreute sich stillschweigend die Menge, aber außerhalb des Kirchhofs erhob sich ein Freudengeschrei. Jeder Einwohner stand in der Hausthüre mit wohlwollendem Blicke und herzlichem Gruße; beim Beginne der Mahlzeit reichte der alte Sakristan den Gästen Weihwasser, und des Abends begann der Tanz der Bauern. Er dachte an das kleinste Ereigniß in diesen Feenzeiten, aber mit welchem Leidwesen!"

Aber nur in den Molltönen stimmt Janin mit Jean Paul zusammen; in den Durtönen tritt die französische Härte der deutschen Gutmüthigkeit scharf entgegen, und das Härteste oder Verwegenste, was Jean Paul je gesagt, ist wahrhaft jungfräulich und unschuldig, wenn man es mit dem Kalkül der Hölle vergleicht, durch welchen Janin das menschliche Herz zu zerreißen trachtet.

Der Held des Romans ermordet seine geliebte Braut in der Hochzeitnacht, in Folge einer Idiosynkrasie, eines momentanen Wahnsinns. Bald kehrt ihm das Bewußtseyn zurück und nun folgt ihm der Gedanke an seine schwarze That, wie dem Orestes die Furien des Muttermordes. Nichts kann ihm helfen, als — die Beichte. Aber wo findet er einen wahren Beichtvater? Er durchreist die katholische Welt, nirgend findet er, was er sucht. Diese Priester, keiner ist es im wahren Sinn, bei keinem findet er die Gewalt über die Seele, die zum wahren Trost unerläßlich ist. Endlich, nach langer Irrfahrt, entdeckt er den rechten Mann, der seine Seele in eiserne Bande schlägt und aus dem hinsiechenden reuigen Verbrecher einen lustigen dicken Pfaffen macht. — Die Idee des Romans ist vortrefflich, und außerdem, daß sie ganz geeignet ist, die geheimsten Tiefen der menschlichen Schwäche zu enthüllen, gibt sie dem Dichter auch Veranlassung, in einer äußerst anziehenden und mannichfaltigen Gallerie von Priestern den heutigen Zustand des katholischen Priesterthums, namentlich in Frankreich zu schildern. Wir übergehn, was darin von unwürdigen oder schwachen Hirten gesagt ist, und heben nur die glänzenden Stellen des Romans hervor, worin der Dichter wehmüthig an die verlorne Poesie, an die verlorne Kirche denkt. Rührend besonders ist die Geschichte eines Mönchs, der in seiner Kindheit an ein Kloster in Paris attachirt war, später sich in den weltlichen Strudel der Revolution stürzte, und in seinem Alter in der Restaurationszeit wieder Mönch wurde. Vor einer alten gothischen Kirche macht der Verfasser folgende Betrachtungen. „Das ist doch ein schöner Tempel. Ein Glockenthurm der sich in die Wolken verliert; Steine, ausgezackt wie ein Brautschleier, das ganze Mittelalter ist diesen hohen Mauern eingehauen, der Schild des Barbaren, die Chlamys des Römers, die Leiden der Märtyrer, Helden und Heiligen durchkreuzen sich, die heidnische Geschichte mit der heiligen Legende, unser ganzes altes, abergläubiges und christliches, Gallien ist getreu und von einem gleichzeitigen Meißel dargestellt. Wie viel Ausdauer und Genie, vor allem aber wie viel Glauben gehörte dazu, diese prachtvollen Massen zu erheben, diesen Koloß so zu schmücken, sich an den harten Felsen zu halten und ihm den weichen Eindruck des Wachses zu geben! Nein, der Glaube, welcher so unvergängliche Denkmäler hervorgebracht hat, war kein vergänglicher. Bis zu den Kirchthüren, deren Eichen die Zeit gespalten hat, auf denen ein italienischer Meißel, unter milderem Himmel, eine griechische Jungfrau ausgehauen, mit griechischen Händen, mit vom Winde getragenem Gewande! Bis zu den Glasfenstern mit unsterblichen Farben, auf denen das große Leidensdrama vorgeht! Alles ist Leben außerhalb des Tempels; von innen ist alles Leben, Grabmähler, ein Dom, hohe Tribunen, ein heiliger Altar; bis zum Grundsteine ist Leben, Gebeine, alte Ueberreste von Menschen, Königen und Kriegern! Reichte des Menschen Geist zu solcher Weihe hin? Und das alles überlebte so viele Stürme, glänzt mit demselben Glanze nach einer Revolution, erhält sich immer mit derselben Reinheit der Lehren, indeß außerhalb des Bezirks nur neugebaute Tempel, Kapellen von einem Stockwerke bestehen, und nichts vom alten katholischen Glauben mehr da ist!"

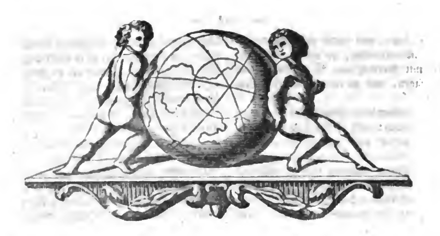
106) **Germanos.** Novelle von **Posgaru.** Breslau, Max, 1830. Auch diese Novelle eines bekannten, geistreichen Verfassers regt ein religiöses Interesse an. Die Scene ist nach Italien und in die Zeit Karls V. verlegt. Eine durch Zwietracht und Verbrechen zerrissne italienische Fürstenfamilie versöhnt sich in dem neuen Glauben. Welcher dichterische Geist die Novelle erfüllt, möge folgender schöne Traum des alten Germanos darthun: „Ich schlief, da trat ein Engel an mein Lager und küßte meine Augenlieder, und ich fühlte mich mit sanfter Gewalt emporgehoben zu der himmlischen Gestalt. Die Erde verschwand. Ich schwebte in einem Lichtmeere und sah unbeschreiblichen Glanz, in welchem selbst die Gestalt des Engels erlosch, der mich führte. Da sank ich

geblendet durch eine tiefe Nacht hinab, bis in eine milde Morgenröthe. Auf duftendem Rasen ruhte ich, die Quelle rieselte über Blumen, von den Bäumen glühten goldne Früchte, und schöne Menschen traten aus den Schatten und sahn in seliger Verwunderung nach Osten, wo die Sonne emporstieg. — Das war aus Abend und Morgen der erste Tag. — Wiederum erhob mich der Kuß des Engels, und ich sank vor dem Göttlichen Lichte in die irdische Dämmerung. Da überschaute ich eine weite Ebene, von großen Strömen durchflossen, Thürme und Zinnen ringsum, und Menschen, ineinanderwogend mit blinkenden Waffen. Da fielen sie einander mit Mord an, und ringsum war Gräuel und Verwüstung. Aber die Sonne schien blutroth durch den Nebel, und der Nebel verdichtete sich, und ungeheure Fluten stürzten nieder. — Das war aus Abend und Morgen der andere Tag. — Wiederum sah ich mich sitzen auf hohem Felsen mitten im weiten Meere. Und nach vier Seiten hin dehnten sich die Länder, welche das Meer umuferten. Im Süden sah ich einen großen Strom, und die Gewässer stiegen, und auf den Knien lagen die Menschen und beteten den Fluß an. Ich sah aber auch Berge aufgethürmt von Stein, und Thore darin, durch welche man in eine tiefe Finsterniß blickte. Aber aus dem Dunkel traten Männer, angethan mit seltsamen Gewändern. Thiere waren darauf gebildet und wunderbare Figuren. Die Männer schritten in langem Zuge an den Strom und steckten Stäbe hinein und stellten ans Ufer mancherlei Geräth. Und das Volk machte Raum und harrte ehrfurchtsvoll in der Ferne und geleitete die Männer zurück bis an das dunkle Thor, und schauten anbetend in die Finsterniß. — Als ich nun meinen Blick nach dem Aufgange richtete, gewahrte ich ein anderes Volk zwischen wüsten Felsen, welches zaghaft in die Höhe sah. Ueber einem Berge glänzte ein großes Licht, und ein Mann stand darunter und griff mit der Hand nach dem Lichte; aber er faßte nur einen Strahl, und der fuhr blitzend nieder, und der Donner rollte über das erschrockene Volk. Und das Licht verbarg sich hinter den Wolken und leuchtete nur selten hervor. Ich schaute gen Mitternacht. Ein schönes Land erhob sich dort aus dem Meere, und unzählige Buchten schnitten in die lachenden Ufer ein, und grüne Inseln schwammen auf der klaren Fluth. Die blauen Berge hoben wetteifernd ihre weißen Häupter in die Wolken und theilten das Land durch wilde Schluchten in abgesonderte Thäler. Da kamen aus dem Walde von Mitternacht Krieger herab und zerstreuten sich in die Thäler. Und Schiffe kamen heran aus Mittag und aus Morgen; auch Männer aus der Finsterniß der großen Steine stiegen ans Land und zeigten den Kriegern ihr Geräth und die seltsamen Gewänder. Aber die Krieger beschauten sie neugierig und nahmen das Geräth und zogen ihnen die Kleider ab und führten sie an den klaren Bach. Da tanzten sie Alle im fröhlichen Reigen, und aus dem Bache, aus den Bäumen stiegen göttliche Frauen hervor und fügten ihre Hände ein, und in den Wolken um die Gipfel der Berge wogte es, und es regte sich wie von Göttergestalten, und sie kamen nieder ins Thal, auch der hohe Gott mit dem ruhenden Blitze. Und als die Götter sich wieder erhoben, ruhten ihre Blicke liebend auf dem Volke, und vor den himmlischen Blicken erweichte sich der Marmor und nahm Gestalt an, und schöne Säulen erhoben sich und trugen die heiligen Dächer über den Götterbildern. Da tönten die Felsen, die Bäume und die Blumen süß zusammen, und das Meer rauschte an die Gestade ein sehnsüchtiges Lied. Und die Rede der Menschen tönte sanft wie Hauch durch die Blätter und stark wie die Meereswoge. Aber den schönsten Tönen machten sie Wohnung im Saitenspiele. Das klang zwischen die starken Waffen, und nieder stürzten die Völker aus Osten. — Im Abend sah ich ernste Greise schweigend sitzen um eine große steinerne Tafel, auf welcher blanke Schwerter lagen. Und eine lange eiserne Kette lief um den Tisch, und die Männer hatten ihre Hände daran. Nach langem Schweigen nahmen sie die Kette Alle auf einmal, und warfen sie weit hin übers Meer nach allen Winden, und zogen die Völker an sich heran. Auch das schöne Land, welches ich in Mitternacht gesehn, ward von der Kette umschlungen, und eine finstre Wolke legte sich darüber hin. Aber über die Wolke empor schwebten die schönen Bilder, und tönte die süße Rede und das Saitenspiel. Da langte ich nach dem Saitenspiele und hielt es in meiner Hand. Als ich wieder nach dem Abend sah, gewahrte ich, wie ein starker Mann von Denen an der großen Tafel die Kette allein ergriff, und schlang sie mächtig um die Andern. Drauf ward sie nach dem dunkeln Norden geworfen; da heulte der Sturm, und die Männer zitterten rings um den wankenden Stein. — Das war aus Abend und Morgen der dritte Tag. — Als aber wiederum der Engel meine Augenlieder küßte, da sprach ich: O Du Bote des Herrn, ich habe genug auf Erden gesehn; stärke doch meine Augen, damit Du mich höher hinaufführst in das himmlische Licht! Da sprach der Engel: Du sollst heute das himmlische Licht sehn, wie es auf die dunkle Erde hinabströmt. Und ich wurde gehoben und sah das Licht niederfließen in großem Strome im Morgen, wo ich es gesehn hatte über dem Berge schweben. Und Engel stiegen auf und nieder an dem Lichte, und auch ich schwebte daran hinab. Da schaute ich in einen engen Raum, und ein Kindlein lag in armer Wohnung; aber der Glanz des Herrn umstrahlte das lächelnde Angesicht, und die Engel beteten an. Und darüber waren unzählige Lichter gestellt in der Gestalt eines

Kreuzes, welches von der Erde bis in den Himmel reichte. — Das war aus Abend und Morgen der vierte Tag. — Zum Fünften schwebte ich über einer großen Stadt; sie war mir bekannt und doch fremd. Umgestürzte Säulen und zerbrochene Tempel und große Gräber sah ich, von denen kleine Menschen die Steine nahmen und sich Häuser bauten. Aber die lange Kette sah ich wieder. Sie war zerrissen; aber ein stolzer Mann mit noch Anderen war emsig beschäftigt, die Glieder wiederum ineinanderzufügen. Und über den alten Ruinen erhoben sie einen großen Bau, daß alle Völker verwundert hinansahn. Da sah ich auch das Kreuz wieder im Morgen; aber es hatte sich von der Erde gelöst und schwebte aufwärts. Aber die Männer mit der Kette ergriffen einige der himmlischen Lichter und machten ein neues Kreuz, und stellten es auf den Gipfel des hohen Baus. Die Lichter verloren ihren Glanz und brannten immer trüber. Da stiegen sie hinan und löschten sie aus, eins nach dem andern, und setzten an ihre Stelle Diamanten, Smaragden, Saphire und Rubine, daß es weithin bunt leuchtete. Und sie nahmen die Kette und schlangen sie mit dem einen Ende um das Kreuz. — Das war aus Abend und Morgen der fünfte Tag. — In einer dunkeln Zelle sah ich einen Mönch, finster von Zügen, in einem großen Buche lesen. Da ging ein heller Schein von den Blättern aus, und der Mann freute sich des Lichtes. Und er ging hinaus und zeigte dem Volke das Buch mit seinem Scheine. Und das Volk weinte; denn es sah an dem Scheine, daß es in großer Finsterniß war. Da senkte sich aus der Tiefe des Himmels das Lichtkreuz herab durch die Wolken immer näher und näher, und das Volk jubelte hoch auf, und der Mönch faßte die Kette von dem bunten Kreuze aus Edelsteinen und zerriß sie und warf sie in das tiefe Meer. — Das war aus Abend und Morgen der sechste Tag. — Und wiederum schlief ich am Abend ein; aber der Engel kam nicht, um meine Augenlieder zu küssen. Da flehte ich und sprach: O komm doch, Bote des Herrn, und führe mich empor! Hast Du mich sechs Tage das Werk sehn lassen, o so laß mich auch den Sabbath des Herrn sehn! Da sprach der Engel: Den Sabbath des Herrn darfst Du nicht sehn, ehe ich Deine Augenlieder zum Tode küsse. Aber in die Dämmerung desselbigen Tages will ich Dich führen. Und er führte mich in ein unbeschreiblich schönes Gefilde. Da sah ich die Menschen des sechsten Tages, und sie liebten einander sehr, und ihre Augen waren aufgethan, und sie sahn Alles und verstanden es, was mir die Gesichte des Herrn gezeigt hatten. Da blühten alle die Bilder gar selig ineinander. Die Menschen stiegen aus den Gräbern, und die alten Götter wurden lebendig. Die Fluth des Unheils brausete aus der Ferne, und das finstere Thor am großen Strome war helle, und die Götterbilder erklangen in süßen Tönen. Alles redete, auch der Dom mit dem demantnen Kreuze und seiner Kette, und die Sprache eines jeglichen Tages wurde verstanden, und das himmlische Licht erleuchtete Alle. Da war ich selig und ergriff das Saitenspiel, worin die Lieder des dritten Tages wohnten. Unter dem Klange wallten Alle nach dem fernen Morgen, und ich sah die Sonne des ersten Tages aufgehn über den schönen Menschen. Da sprach der Engel: Du hast genug gesehn; wandle nun mit Deinem Saitenspiele, bis ich Dich mit dem Kusse des Todes berühre. Und ich wandelte und sah ein Haus wie dieses, und dunkel und Licht darin, Kampf und Frieden. Und im Kampfe zersprangen die Saiten meiner Zither, aber auf ihrem lezten Klange schwebte der Frieden."

107) Erzählungen und kleine Schriften von J. E. Veith. Zwei Bändchen. Wien, Sollinger, 1831. Der Verfasser hat den frommen Zweck, die Rationalisten und Freigeister in die Pfanne zu hauen oder wenigstens lächerlich zu machen, und die Superstition oder wenigstens den Supranaturalismus triumphiren zu lassen. Gegen diesen frommen Zweck nun haben wir an sich nichts einzuwenden, aber das Mittel scheint uns unpassend. Die Waffe kehrt sich dem, der sie führt, in der Hand um. Die vis comica war stets im Bunde mit den Freigeistern, von Lucian bis Boccaz, von Voltaire bis Heine. Der Glauben aber saß nie auf der Bank, wo die Spötter sitzen.

108) Der Patriot. Ein komischer Roman von Friedrich Seybold. München, Franckh, 1830. Dies ist die einzige politische Satire, die uns seit langer Zeit in einem Lande vorkommt, das bekanntlich dieser Satire zur üppigsten Waide blüht. Aber die Censur kann eher alles als den Spott vertragen, und dieser selbst vergeht den meisten Leuten, denn Dummheiten, die uns schmerzen, hören auf lächerlich zu seyn. Der Roman sezt die alte Geschichte der Schildbürger fort und verfolgt sie bis in das goldne Zeitalter der Restauration. Daß sein Thema demnach demagogische Umtriebe sind, versteht sich von selbst, denn wenn die Mainzer Inquisition kein Windel in die deutsche Geschichte dieser Zeit gelegt hätte, so würde dieselbe gänzlich leer geblieben seyn und wir armen Deutschen hätten nichts für die Unsterblichkeit gethan. Nun kann man wenigstens dieses Zeitalter, in welchem die Deutschen sich, wie Hunde im Sommer, in Riecher und Berochene theilten, das wohlriechende nennen, und sein Ruhm wird, wie jener Panegyriker in einer so glücklichen Metapher sagte „zum Himmel emporduften."



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 61. — 13. Juni 1831.

Tagespolitik.

1) Briefwechsel zweier Deutschen, herausgegeben von P. A. Pfizer. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1831.

Der Verfasser hat den tief traurigen Septimenakkord gegriffen, in welchem die deutsche Geschichte gegenwärtig, eine unaufgelöste Dissonanz, den so nahen und doch unerreichbaren Schlußton der Oktave sucht. Die beiden Briefsteller, stimmen immer nur im Mißton ein, der unaufgelöst bleibt im Buche, wie sein Gegenstand. Doch auch im Mißton erkennt man noch den Adel des klingenden Metalls. Deutschlands gekränkte Ehre ist doch noch Ehre.

So vielfach die in dieser Schrift gegen einandergehaltenen Ansichten sich widerstreiten, so unzulänglich sie zum Theil nur in einem Seufzer der Hoffnung oder in einer Täuschung endigen, doch wurzeln sie in dem nationellen Ehrgefühl, und führen zu demselben zurück; und so sollte sich unsre ganze Literatur verhalten. So verschieden auch die politischen Ansichten und patriotischen Hoffnungen seyn mögen, in dem lebendigen Gefühl der Nationalehre sollten sie alle einig seyn.

In diesem Gefühl spricht der Verfasser von Deutschland: „Dank sey es der Selbstsucht seiner Fürsten, die in früherer Zeit nicht ruhten, bis ihr Kaiser in ein Schattenbild zusammenschwand, Dank der Verblendung dieses Kaisers, der seine Bestimmung nicht erkannte, Dank der jetzigen Marklosigkeit, der Eigensucht, dem Bettelstolz und der dummen Eitelkeit der einzelnen Stämme; es ist jezt so weit mit uns gekommen, daß Engländer uns das feigste und niederträchtigste Volk der Erde („the most base and timid people of the world") schelten dürfen, daß Franzosen uns mit den Barbaren des Nordens in eine Reihe stellen dürfen, und einen Fremden, über dessen Herkunft sie nicht ganz gewiß sind, zu beleidigen glauben, wenn sie ihn für einen Deutschen ansprechen, daß ein Deutscher im Ausland, wenn seine Bescheidenheit ihm nicht erlaubt, sich für einen Engländer oder gar Franzosen auszugeben, lieber für einen Dänen, Schweden oder Russen, als für einen Deutschen gelten will, daß man in einer einst deutschen Provinz die Straßenjungen jezt in deutscher Sprache schwören hört: so wahr ich ein Franzose bin! Deutschland ist wohl auch das einzige Land, wo man es lächerlich oder wahnsinnig findet, wenn Einer noch den Muth hat, sich mit den Interessen der Nation zu beschäftigen, wo es Tausende gibt, für die der Gedanke, Frankreich einverleibt zu werden, eine fremde Sprache, fremde Gesetze und fremde Sitten annehmen zu müssen, nichts Abschreckendes hat, wo ganze Provinzen, und gerade die schönsten, von der

Natur die meist begünstigten und durch geschichtliche Erinnerungen vorzugsweise nationalen, es als ein Glück betrachten, wenn sie mit Verläugnung ihres Bluts dem deutschen Namen entsagen, und in einer fremden Nation untergehen dürfen."

Den Frankreich zugewandten Gemüthern entgegnet er mit folgenden Wahrheiten: „Es ist das Interesse Frankreichs, Deutschland schwach und getheilt zu erhalten, Frankreich wird jede wirkliche und kraftvolle Vereinigung, die in Deutschland zu Stande kommen könnte, stets mit eifersüchtigen Augen beobachten. Wahrscheinlich ist es allerdings, daß die Demüthigung Oestreichs und Preußens und die Wiederherstellung Deutschlands die Lockspeise seyn wird, womit Frankreich die leichtgläubigen Deutschen zu ködern sucht, insbesondere wird den Süddeutschen geschmeichelt und vielleicht eine Verwirklichung der Ideen des Manuscripts aus Süddeutschland versprochen werden. Dabei wird man jedoch Allem aufbieten, daß in Deutschland keine neue Macht entstehe, welche stark genug wäre, sich von Frankreichs Vormundschaft zu befreien. Frankreich will kein anderes Deutschland, als das von seinem Wink abhängt und das es mit einem Hauch umstoßen kann: Frankreich würde Deutschland wiederherstellen, wie Rußland Polen wiederhergestellt hat."

Wir fügen noch hinzu, um die Sache etwas näher zu detailliren: Frankreich würde uns zunächst die Millionen abfordern, die wir ihm beim Sturz Napoleons abgedrungen; es würde uns systematisch aussaugen, unsre Nationalität in Sprache, Gesittung, Wissenschaft und Kunst schmälern, entnerven, vergiften, uns zu Beigiern im Großen machen, oder wenn es, wie zu erwarten ist, so mächtigen Widerstand fände, wie einst Neustrien von Austrasien, so würde es uns lieber in Verbindung mit neuen Normannen, Slaven, Magyaren und Tartaren zerreißen, als ein mächtiges Deutschland sich zur Seite dulden.

Soll nun Deutschland sich selber helfen, um aus seinen schwankenden und unsichern Zuständen, wie dieselben seit den lezten Jahrhunderten beständig gewechselt haben, sich zu erheben und sich eine kräftige, würdige und dauernde Stellung in Europa zu geben, so frägt sich, wie ist ein Zusammenstimmen der rivalisirenden Staaten und Stämme zu bewirken, und von welchem der vorherrschenden Potenzen soll das Bessere ausgehn? Daß Oesterreich schon in der Reformation aufgehört, an der Spitze der deutschen Nation zu stehn und dessen Bildungsfortschritt zu leiten, ist bekannt, und daß Preußen, obwohl durch die Reformation und durch sein früheres thätiges und leitendes Eingreifen in die Fortschritte der Nation, doch in der jüngsten Zeit der Reaktion sich angeschlossen hat, das ist auch bekannt. Nun haben zwar beide Großstaaten gewetteifert, auf das übrige konstitutionelle Deutschland Einfluß zu üben, „an gutem Willen von Seiten Oesterreichs und Preußens hat es in dieser Beziehung nicht gefehlt, aber die Natur war stärker als die menschliche Berechnung, und der Widerspruch und Widerstand gieng eben von jener dritten Ländermasse, deren Mittelpunkt im südlichen Deutschland liegt, von Bayern und Würtemberg aus. Diese Staaten haben auf ihre Selbstständigkeit und Unabhängigkeit nicht verzichten wollen, um der preußischen Militärherrschaft oder Oesterreichs einschläferndem Stabilitätssystem anheimzufallen, und man darf wohl behaupten, daß in dieser Beziehung die deutschen Fürsten nicht blos ihr und ihrer Familien persönliches Interesse gewahrt, sondern ganz im Sinne ihrer Unterthanen gehandelt haben. Auch hat es ohne Zweifel das Schicksal darin gut mit uns gemeint, daß eine Unterwerfung der rein deutschen Staaten unter die europäischen Mächte Oesterreich und Preußen nicht zu Stande kam. Denn der Siz unseres eigentlichen Lebens ist doch weder in Oesterreich noch in Preußen: nicht in Oesterreich, weil dort gegenwärtig alles Leben zurückgedrängt scheint: nicht in Preussen, weil daselbst kein deutsches Leben, sondern die hohle Lebensfraze eines aufgeblasenen Preußenthums zu Hause ist. So lange Oesterreich schlummert und Preußen unter Rußlands Einfluß steht, so lange dort gegen die freisinnigen Ideen ein offener und förmlicher Krieg geführt wird, hier eine entschieden antikonstitutionelle Gesinnung unter sonst liberalen Formen und theilweise trefflichen Einrichtungen sich verbirgt, ist es ein wahres Glück für die künftige deutsche Nation, daß noch ein bedeutendes Gebiet von deutschen Ländern übrig ist, wohin die vor dem Todeshauch des Nordens fliehende deutsche Freiheit sich zurückziehen, und einige Lebenskeime retten konnte, die sich, wenn gleich kümmerlich genug, doch so weit entwickeln werden, daß der Geist der neuen Zeit in Deutschland nicht erstirbt."

Eine zeitgemäße Wiedergeburt Deutschlands muß der Verfasser nun zunächst in einer Verbindung jener süddeutschen Staaten mit Preußen suchen, weil Preußen den Forderungen des Zeitgeists und dem gemeinsamen deutschen Nationalinteresse sich mehr nähert als Oesterreich, obgleich sonst in jeder andern Hinsicht sowohl der Stammverwandtschaft als der merkantilischen und militärischen Lage nach eine Verbindung mit Oesterreich die natürlichere wäre. „Deutschland, jezt auf einer Uebergangsstufe begriffen, muß sich verjüngen und den Standpunkt einnehmen, wo es fähig wird, seine mit der Reformation begonnene Bestimmung, als die geistige Macht Europas zu vollenden. Ja, der Kern seiner neuen Gestaltung ist, wenn anders die Geseze der Natur und der Geschichte noch die alten sind, bereits vorhanden. — Wo anders wäre er nämlich zu suchen, als in demjenigen deutschen Staate, der fast in allen wesentlichen Beziehun-

gen den Gegensatz von Oesterreich bildet und dessen Politik einen, dem des Hauses Habsburg ganz entgegengesetzten, Weg gegangen ist. Durch dieselben Ereignisse, in deren Gefolge die Lösung des zwischen Oesterreich und Deutschland bestandenen Bandes sanktionirt wurde, hat eine bisher mehr europäische Macht, hat Preußen sich mit Deutschland näher und inniger verbunden. Preußen war es, das durch außerordentliche Anstrengung seiner physischen Kräfte, noch weit mehr aber durch das moralische Gewicht, das sein Enthusiasmus in die Waagschale legte, die Befreiung Deutschlands von der Herrschaft Napoleons entschieden und dadurch für seine Ansprüche auf die Hegemonie einen vollgültigen Rechtstitel, dem bis jezt nur die äußere Anerkennung fehlt, erworben hat. In dem Maße, als Oesterreich aus einem deutschen Staat ein ausschließlich europäischer geworden, hat Preußen den Charakter eines allgemein europäischen Staats mit dem eines deutsch-europäischen vertauscht. — So wie die Sachen jezt stehen, muß Preußens Macht entweder zunehmen, oder durch übermäßige Anstrengung sich erschöpfen und fallen. Lezteres erlaubt das erwachte Selbstgefühl des Volkes nicht, es muß daher das Erste eintreten, und das vollständige Gelingen seiner Plane wird davon abhängen, daß es seine Aufgabe nicht in selbstsüchtigem, sondern in wahrhaft nationalem Sinne zu lösen sucht, und über dem eigenen Vortheil nicht vergißt, was Deutschland von ihm zu fordern berechtigt ist. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so ist Preußen auf das Protektorat über Deutschland durch dasselbe Verhängniß angewiesen, das ihm einen Friedrich den Großen gab. Hat es aber jenes Ziel seiner Bemühungen und eines gerechten Ehrgeizes erreicht, und dadurch einen Zuwachs an Macht erhalten, der seine politische Existenz und seinen Rang in der großen Staatenfamilie auf unerschütterlichen Grundlagen feststellt, so löst sich auch der Gegensatz Preußens gegen das übrige Deutschland, als des Bindenden gegen das Zerfallende, des Vereinenden gegen das Auseinanderstrebende; und dieser mächtigere Gegensatz, der bisher den schwächeren in sich verschlungen trug und gebunden hielt, läßt dann dem leztern, und mit ihm der Entwickelung eines öffentlichen Lebens, der Wechselwirkung und dem Kampf verschiedenartiger Kräfte im Innern Raum. Eben damit erledigt und erklärt sich aber auch die Haupteinwendung, welche gegen Preußens Hegemonie von Seiten des übrigen Deutschlands mit einigem Schein von Grund gemacht wird. — Will aber Preußen für Deutschlands Sache thätig seyn und in Lösung einer glorreichen Aufgabe keinen Dritten sich zuvorkommen lassen, so sind zahlreiche Schwierigkeiten zu überwinden. Doch ist das große Ziel, an der Wiedergeburt einer der edelsten und ältesten Nationen zu arbeiten und sie in ihre angestammten Rechte wieder einzusetzen, wohl auch eines Opfers werth, und einer Regierung, welche im Innern mit so vieler Weisheit und meist glücklicher Mäßigung die Mittelstraße zwischen dem, was die oft voreiligen Stimmen der Zeit fordern, und dem, was sie nach ihrer besonderen Stellung nicht gewähren kann, zu treffen, den Bürgerstand emporzubringen, den Landmann zu erleichtern, die kollidirenden Ansprüche und Forderungen so höchst verschiedenartiger Provinzen zu berücksichtigen und zu schonen wußte, einer solchen Regierung dürfte es auch gelingen, mit gleicher Mäßigung, Behutsamkeit und Selbstverläugnung die vielfachen widerstrebenden Interessen, welchen sie auf ihrer Bahn begegnen muß, auszugleichen und zu versöhnen, die Vorurtheile zu zerstreuen, Abneigung und Widerwillen zu besiegen, und zu rechter Zeit den Uebergang von unbeschränkter Selbstherrschaft zu einem zeitgemäßen konstitutionellen System zu finden. — Aber wird Preußen den Muth dazu haben, und kann eine Regierung, die in einem so entscheidenden Augenblick sich schwankend zeigt, einer Aufgabe, wie du sie ihr stellst, gewachsen erachtet werden? Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Preußen aus Furcht vor den liberalen Ideen hier straucheln und die Rolle des deutschen Kaisers spielen wird, der sich nicht offen für die Reformation zu erklären wagte, und dann müssen alle deine Wünsche in Bezug auf Preußen ewig fromm bleiben."

Dennoch hält der philoborussische Briefsteller einen deutschen Bundestag in Berlin, Preußen mit den kleinen konstitutionellen Staaten vereinend, und Oesterreich ausschließend, für räthlich und möglich.

Austria wird wohl lächeln, sich bei diesem neuen Arrangement so unhöflich übergangen zu sehn, und Borussia wird schaudern vor der Zumuthung, die kleinen deutschen Staaten als verlorne Posten schützen zu sollen im Namen des von ihr verbotnen Liberalismus gegen Oesterreich, und im Namen des von ihr desavouirten Deutschland gegen Frankreich. Auf dergleichen Projekte hätte sich der Verfasser nicht einlassen sollen, weil auch die beste Absicht, ja selbst eine gründliche Einsicht in die Erfordernisse des Ganzen durch Empfehlung von unpassenden Mitteln für einzelne Fälle, ihren Werth verlieren. Plagen wir uns überhaupt nicht zu sehr mit Rathen. Die Dinge stehn auf der Spitze des Schwertes und vor dem Kampfe wird lediglich nichts, nach dem Kampf aber Alles vom Sieger troz dem entschieden werden, was heute irgend Einer oder Zehntausende gerathen haben möchten.

Eine Angelegenheit, die weniger in das Schicksal von ganz Europa verflochten ist, und deren Erledigung zu den häuslichen Staatsgeschäften gehört, ist die Noth des Landmanns, welche der Verfasser zwar mit Unrecht für allgemein in ganz Deutschland hält, die aber gewiß in den kleinen konstitutionellen Staaten Deutschlands theils wirklich in höherem Grade vorhanden ist, theils stärker gefühlt

wird. Die Auswanderungen, die Volksaufstände und landständischen Beschwerden in diesen kleinen Ländern beweisen es. Die kaum der Leibeigenschaft entronnenen, und doch noch tief im Feudalismus befangenen Bauern in Preußen und Oesterreich haben selten so unmittelbar mit dem Hunger zu kämpfen, wie ihre in vieler Hinsicht freiern Brüder im Westen. Dies rührt nun theils von der Uebervölkerung her, theils aber auch und vorzüglich von dem gesperrten Verkehr, der in kleinen Staaten am empfindlichsten ist, und von dem übertriebnen Aufwand der kleinen Hof- und Staatshaushaltungen. Hierüber nun sagt der Verfasser: „Nur auf der Grundlage einer gesicherten physischen Existenz gedeiht auch das höhere geistige Leben, und darum begehrt jeder Staatsbürger mit Recht den nöthigen Spielraum zur Arbeit, die erforderliche Freiheit zum Wirken, Lohn und Gewinn für seine Anstrengungen, Sicherung und Schutz seines Erwerbs und Eigenthums, Vermehrung desselben durch rechtliche Mittel, um sich und den Seinigen eine höhere Bildung und an den Annehmlichkeiten des menschlichen Daseyns Antheil zu verschaffen. Und hiemit hätte ich nun wieder einen Hauptpunkt berührt, der die Nothwendigkeit einer festern Vereinigung Deutschlands in das klarste Licht zu setzen geeignet ist. — Bis jetzt war unter uns blos davon die Rede, inwiefern um höherer Interessen willen eine Veränderung des politischen Zustands der Deutschen zu wünschen sey. Der eigentlich zwingende Grund aber, die absolute prosaische Nothwendigkeit (die manche Leute allein als Nothwendigkeit anerkennen und gelten lassen) blieb unerwähnt, und dies ist der trostlose Zustand der großen Masse der Bewohner Deutschlands, ihres Stamms und Kerns, des ackerbauenden Volks, das sich von allen Seiten bedrückt, eingeengt, verkümmert und ausgesogen fühlt, ohne bei der immer allgemeiner werdenden Höflichkeit und Philanthropie der Verwaltungsformen und dem liberalen Anstrich unserer Einrichtungen zu wissen, was denn die eigentliche Ursache der schleichenden Krankheit ist, die seinen Wohlstand langsam untergräbt, seine Lebensquellen austrocknet, seine Existenz vergiftet und unterhöhlt. — Wenn die meisten deutschen Fürsten fernerhin wie unverträgliche Geschwister nichts Gemeinschaftliches haben wollen, sondern jeder den andern zu überbieten oder ihm einen Vortheil abzugewinnen sucht, und jedes kleine Ländchen die ungeheuern Anforderungen, welche man bei dem jetzigen Kulturzustand an den Staat in Gesetzgebung und Verwaltung, Kriegswesen, öffentlichen Anstalten und Pflege von Kunst und Wissenschaft zu machen berechtigt ist, aus eigenen Mitteln ganz allein bestreiten soll; wenn daneben noch ein maßloser Fürstenprunk den angenommenen Schein der Größe unterstützen und die falsche Ehre retten soll, so muß der Druck der Abgaben und öffentlichen Lasten alle Lebenskraft des Volks erschöpfen. Vergebens, daß man das Uebel, das man zu fühlen anfängt, durch ängstliche Sparsamkeit im Einzelnen, durch eine aufmerksame Rechtspflege, strenge Ordnung und verbesserte Gesetzgebung zu verringern, das Gewicht der Staatslasten durch gleichere Vertheilung und durch mildere Verwaltungsformen zu erleichtern sucht. Es wäre undankbar und ungerecht, die Gutmüthigkeit deutscher Regierungen verkennen zu wollen, und daß muthwillige Bedrückungen, schreiende Ungerechtigkeiten und höhnischer Uebermuth ohnehin zu den höchst seltenen Ausnahmen gehören, wird kein Billigdenkender zu läugnen begehren. — Der Fehler liegt im System, und ohne daß dieses von Grund aus geändert wird, ist keine Abhülfe möglich."

„In die tiefere Kreise der Gesellschaft muß man hinabsteigen, in der Hütte des Landmanns muß man sich umsehen, wenn man das Elend, welches eine unselige Zerstückelung über Deutschland gebracht hat, in seinem ganzen Umfang ermessen will. Dort ist zu sehen, wie das fleißigste Volk der Erde kaum so viel erwirbt, um gegen Hunger und Kälte nothdürftig geschützt zu seyn, wie die kräftigsten Naturen durch harte Entbehrungen und unnatürliche Anstrengung vor der Zeit altern und in stündlichem Kampf und Ringen um die elendeste physische Existenz sich aufreiben, wie Tausende von Vätern den Tod ihrer verkrüppelten Kinder als eine Gunst des Himmels, ihren eigenen aber mit der stumpfen Fühllosigkeit des Leibeigenen ansehen, wie die Tröstungen des Glaubens nicht mehr hinreichen, ihre Verzweiflung zu dämpfen, wie ein thierischer Rausch ihre einzige Erholung und manches der gemeinsten Lebensbedürfnisse für sie ein unerschwinglicher Luxus geworden ist."

Es ist gewiß, daß solches Elend, wenn auch nicht allgemein, doch im hinreichenden Grade vorhanden ist, um eine Abhülfe dringend zu machen. Auch die Ursache ist unverkennbar. Befreiung des Verkehrs und Erleichterung der Lasten durch Vereinfachung der Staats- und Gemeindeverwaltung sind die einzigen natürlichen Hülfsmittel. Daraus folgt aber noch nicht, daß, wie der Verfasser meint, die Fürsten ihrer Souverainität entsagen und wieder mittelbare Reichsglieder werden müßten, eine Zumuthung, die ihnen nur eine Revolution oder ein Napoleon machen könnte. Für den Zweck, das Landvolk zu erleichtern, dürfen die Mittel nicht so weit hergeholt werden. Denken wir uns auch die heutigen deutschen Souverainitäten noch hundert Jahre lang im Statu quo, so würde dies doch kein nothwendiges Hinderniß für eine Befreiung des innern Verkehrs in Deutschland, für Einschränkungen der Civillisten und unnützen Pensionen, für Dezimirung der Civilarmee, für Vereinfachung der Verwaltung, Verringerung der Schreiberei, kurz für Ersparungen aller Art seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 62. — 15. Juni 1831.

Tagespolitik.

(Fortsezung.)

1) Briefwechsel zweier Deutschen, herausgegeben von P. A. Pfizer. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1831.

(Beschluß.)

Alle diese wichtigen Gegenstände hat der patriotische Verfasser im zweiten Theile seiner Schrift behandelt. Der erste enthält eine lange philosophische Einleitung, und dem Ganzen folgt noch ein Anhang von Gedichten. Wir haben das Wichtigere vorangestellt. Die philosophischen Debatten gehörten, obwohl sie das Buch durch Anfüllung der Bogen censurfrei gemacht haben, nicht eigentlich hieher. Wir gestehn, daß es nicht den vortheilhaftesten Eindruck auf uns machte, als wir auf den ersten Blick in der Inhaltsanzeige lasen: „erster Brief — Werth und Bedeutung der deutschen Philosophie; zweiter Brief — das Absolute und die Welt ꝛc. und dann: vorlezter Brief — Stellung von Oesterreich und Preußen gegen das übrige Deutschland; lezter Brief — Blicke in Deutschlands Zukunft, mit Gründen für und wieder die Hoffnung einer festern Vereinigung der deutschen Staaten." Was, um Gotteswillen, dachten wir, hat die deutsche Philosophie mit der Vereinigung der deutschen Staaten, und was hat das Absolute und die Welt mit der Stellung Preußens und Oesterreichs zu schaffen? Will da wieder Einer, um die lezten Odenwälder Unruhen zu erklären, gründlich deutsch bei Odin beginnen? Oder, um einen deutschen Musterstaat zu bauen, wie der aristophanische Sokrates aus den Wolken herab den Bau bei der Feueresse anfangen? Wir wurden noch mehr irre geführt, als uns gleich in dem ersten Briefe solche allerliebste kleine Narrheiten entgegensprangen, wie folgende: „Wie das ewige Rom alle Völker zuerst durch die Gewalt der weltlichen Waffen unterjocht, dann aber auf den Trümmern seiner weltlichen Größe ein noch größeres geistliches Reich mit Hülfe der geistlichen Waffen errichtet hat, so sind auch die Deutschen, welche Roms gedoppelte Weltherrschaft erst mit den Waffen der Gewalt und dann mit denen des Geistes zertrümmert haben, berufen, das gealterte Europa, welches sie in der Völkerwanderung physisch umgestaltet und erneuert, nun auch geistig zum zweiten Male zu beherrschen und zu regeneriren." — Und wodurch sollen wir, in so vieler Beziehung arme und dumme Teufel, die reichen Engländer und klugen Franzosen beherrschen? Antwort: durch die deutsche Philosophie. „Sie ist ohne Widerrede jezt der geistige Lebenspuls der deutschen Nation, in ihr liegt der Punkt, von dem wir ausgehen müssen, um uns die Welt zum zweiten Male zu unterwerfen, sie kann gedeihen unabhängig

von politischen Verhältnissen, ja unsere Zerstückelung begünstigt sie, indem nicht alles Licht auf einen Punkt gesammelt oder zum Bedarf des Lebens und politischen Treibens absorbirt wird; sie durchdringt allmählich jede Wissenschaft, das ganze Leben und die Politik, sie wird der deutschen Nation zuletzt auch das verlorne Vaterland wieder schenken."

Allein es versteht sich von selbst, daß alle diese Faseleien gleich im folgenden Briefe widerlegt werden, und nur das nimmt uns Wunder, daß der Verfasser sie für erheblich genug hielt, um sie in seinen Briefwechsel aufzunehmen, ja sogar darin an die Spitze zu stellen und einer langen ernsthaften Widerlegung werth zu achten. Die philosophischen Hoffnungen eines akademischen Hörsaals und vielleicht auch eines Berliner Theezirkels sind weit entfernt, Ausdrücke der öffentlichen Meinung und Repräsentationen irgend einer Nationalparthei zu seyn. Die Hegeliade wiegt auf der Waage der politischen Geschichte nicht um ein Haar mehr und wird von eben so kurzer Dauer seyn, wie die weiland Wöllneriade. Somit ist jener philosophische Hanswurst, der vermittelst der Philosophie das Vaterland, ja sogar die Weltherrschaft wieder erobern will, ein durchaus übel gewählter Repräsentant, wenn es dem Verfasser darauf ankam, irgend eine große nationelle Parthei, irgend eine auf die öffentliche Meinung mächtig wirkende Tendenz der andern gegenüberzustellen, denn von jenen wenigen auf Universitäten, wie in sichern Irrenhäusern eingesperrten philosophischen Narren, nehmen weder die Tribunen, noch die Presse, am allerwenigsten aber das eigentliche Volk irgend Notiz. Wenn ja einmal ein solches Denkthier die Pfote hervorlangt, um in irgend einem Zeitungsartikel seine Orakelsprüche einzuschreiben, so geschieht es blos, um die völlige Unpopularität und Fremdheit des Denkthiers zu beweisen.

Oder sollen etwa die Dichter in Bezug auf unsre politische Gegenwart und nächste Zukunft wichtiger seyn? Goethe zum Beispiel? Unser Briefsteller gibt nun zwar nicht undeutlich zu verstehn, daß Goethe allein genug sey, uns alles Andre zu ersetzen; aber ist damit irgend eine Volksmeinung ausgesprochen? Wir Deutsche sind berufen, sagt er, durch unsern Geist zu herrschen. Goethe aber ist nicht nur unser größter Geist, sondern auch unser ganzer Geist in einem einzigen Manne personificirt. Wenn also der Franzose sich rühmt, er besitze Freiheit, und uns frägt, was wir besitzen, so sagen wir lächelnd: Goethen! Rühmt der Britte sich seiner Macht und seines Reichthums, der Spanier seiner Ehre, der Italiener seiner Kunst, der Pole zum mindesten seines Vaterlandes, und frägt uns: was besitzt ihr dagegen? so sagen wir lächelnd: Goethen! — Nun wohl, es hat wirklich einige Narren in Deutschland gegeben, die dergleichen ernsthaft ausgesprochen haben, aber kann man solche seltne Faseleien als eine nur irgend beachtenswerthe Volksmeinung geltend machen? Wollte der Verfasser in einem politischen Werk Goethes erwähnen, so hätte er von dessen aristokratischer Tendenz, aber nicht von dessen Dichtergenie sprechen müssen, eben so wie er an der Stelle, die Schiller zu verkleinern bestimmt ist, nicht von dessen untergeordnetem Dichtertalent, sondern von dessen patriotischem Sinn, von dessen Begeisterung für Recht, Freiheit und Ehre hätte reden müssen. Denn in politischer Rücksicht kommt es nicht darauf an, welcher Dichter bessere Verse gemacht, sondern darauf, was für politische Grundsätze jeder durch die Macht seiner Worte in der Welt verbreitet hat.

Wären die Briefsteller des ersten Theils andre als die des zweiten, dann erst hätten wir einen schlagenden Kontrast dessen erhalten, was die jezt vorzugsweise im Besitz der Autorität sich wähnenden wissenschaftlichen Cliquen interessirt, mit dem, was die Nation interessirt.

Die Gedichte im Anhang sind sehr schön, und beweisen, wenn es nicht schon die Briefe selbst andeuteten, daß der Verfasser bei weitem mehr dichterisches als macchiavellistisches Talent besizt. Wir fügen zwei der schönsten Gedichte im Auszuge bei:

Die Burgen.

Ich wußt' ein Schloß am deutschen Rhein, —
Soll jezt verkauft an Juden seyn, —
Draus wollt', ins schöne Land zu schauen,
Ein Junker sich ein Lusthaus bauen:
Da ward gehämmert und gepocht,
Was seiner Fröhner Arm vermocht.

Doch mancher gute Stahl zersprang,
Und wie, wenn sonst die Axt erklang,
Dryaden wimmerten im Haine,
So lösten klagend sich die Steine;
Der Bauherr kam schon in der Nacht,
Das Werk zu fördern früh bedacht.

Und wie der Mond aus Wolken quillt,
Sieht er ein mächtig Ritterbild,
Das schwebt, in Stahl die dunkl'gen Glieder,
Mit lust'gem Schritt den Wallgang nieder,
Starrt an die Mauern, feucht und grau,
Spricht dann: „Nicht wahr, ein fester Bau?"

„Von diesen Burgen, die ihr brecht,
Stieg kämpfend einst ein kühn Geschlecht:
Wir traten Welschland auf den Rücken,
Uns mußte Frankreichs Stolz sich bücken,
Und in der Welt der Christenheit,
Galt unser Name weit und breit."

„Da war ein König uns genug,
Daß er der Erde Scepter trug,
Und eure Fürsten armer Bauern —
Sie hausten noch in solchen Mauern:
Jezt meßt ihr Kronen schäffelweis,
Und Volk und Ehre fällt im Preis.“

„Statt daß ihr seyd das Herz der Welt,
Wie's Gott in seiner Huld gefällt,
Darf jeder Fremdling sich vermessen,
Wie nassen Schwamm euch auszupressen;
Im Rath der Völker sizt ihr stumm,
Enterbt von Ruhm und Eigenthum.“

„Was Noth thut, fragt die Knaben doch! —
Vielleicht sie wissens besser noch,
Da sie die Zügel fassen wollten,
Die kraftlos eurer Hand entrollten, —
Die ihr in dumpfe Kerker steckt,
Weil eine Kinderfaust euch schreckt.“

„Ihr prahlt von Treue — schlimmster Wahn!
Zwar hackt ihr, wie der Pelikan
Die Brust euch auf, seyd eure Schinder,
Nur freilich nicht für eure Kinder,
Und eure Treu, im Frohndienst stark,
Ist hohl von Knochen, faul im Mark.“

„Sieh! das ist Treue, wenn dies Herz,
Gepanzert einst in starres Erz,
Im Leichentuch für Deutschlands Ehre
Noch schlägt, wie wenns im Harnisch wäre,
Und, von der Heimath Schmach gekränkt,
Des Grabes rost'ge Pforten sprengt.“

Einst und jezt.

Meiner Heimath Berge dunkeln,
Fluthend in der Wälder Grün,
Und gleich Heldenaugen funkeln
Sterne die darüber glühn.
Dämmernd Licht umfließt die Wipfel,
Wo das hehre Schweigen thront;
Hohenstauffens schlanken Gipfel
Krönt ein Geisterfürst, der Mond.

Hohenstauffen, sel'ge Sterne!
Beide, Friedrich, Konradin!
Schaut ihr aus verhüllter Ferne
Jezt nach eurer Wiege hin?
Schweb' herab aus ihrer Wolke,
Liederfrühling! Waffenklang!
Ueber dem verwaisten Volke
Tönt erweckender Gesang!

Kühner Rothbart! nicht gestorben
Bist ja du, du schlummerst nur,
Wo um Heil das Schwerdt geworben,
Suchend des Erlösers Spur;
Aber in der Zauberhöhle
Hält dich harter Schlaf gebannt;
Wann erwachst du, Heldenseele,
Fliegst, ein Sturm, verjüngt durchs Land?

2) Ueber die neuere Revolution in Frankreich. Ein Wort zur Zeit. Leipzig, Brockhaus, 1831.

Eine Adelsjeremiade. Es thut uns aufrichtig leid, daß wir die ganz mit der Miene politischer Besonnenheit und praktischer Routine geschriebne Schrift doch eine Jeremiade nennen müssen; allein welchen bessern Namen können wir einer Schrift geben, welche Dinge beklagt, die nicht mehr zu ändern sind, und Dinge herbeiwünscht, die nie kommen werden. Der ungenannte Verf. beklagt die jüngste französische Revolution, und hegt die originelle Ansicht, daß der Hauptfehler der Restaurationspolitik die Vernachläßigung des Adels gewesen sey. Wenn, meint er, die kleinen freien Landbesitzer wieder in Leibeigne wie in Rußland, oder Frohnbauern wie im ehemaligen Frankreich, oder Pächter wie in England umgewandelt, die Nationalgüter reklamirt, die großen Majorate wiederhergestellt, und alle Pairs und Barone des Reichs, mit Beseitigung des zahllosen Lumpenadels, zu mächtigen Magnaten mit weitem Landbesitz erhoben, wenn die fruchtbaren Landschaften des schönen Frankreich wie die englischen unter wenige Familien vertheilt worden wären, dann würde diese Landaristokratie eine undurchdringliche Mauer zwischen Thron und Volk aufgerichtet und den erstern vor der demokratischen Anmaßung geschützt haben. Ja wenn, wenn nur das Wörtchen wenn nicht wäre! Wie in aller Welt wollte der Verf. zu jener Landaristokratie gelangen, ohne griechischen Helotismus, ohne römische Clientel, ohne altfränkischen Feudalismus, ohne englisches Pachtsystem? Und wie ließ sich nur entfernt denken, daß die an freien Landbesitz gewöhnten französischen Bauern sich auch nur die leztere mildeste Form des Helotismus gefallen lassen würden? Doch der Verf. ist um Motive nicht verlegen. Er sagt S. 26: „In der Zerstückelung des Grundeigenthums liegt der Hauptschaden, der an Frankreichs Zukunft nagt. Nicht allein, daß dasselbe dadurch in zu viele Hände geräth, und einer fortlaufenden Mutation unterworfen ist, wodurch die Landgüter eine kaufmännische Waare werden und sich in den Familien nicht erhalten und fortpflanzen können, was in einem konstitutionellen Staate, wo alles auf Firität ankommt, doch so wichtig ist, hat dieses Uebel noch wesentlichere Folgen, die unmittelbar auf die Nation einwirken. Der Ackerbau nämlich ist in zu viel Händen; es entsteht dadurch ein unmäßiger Zuwachs an Population, und

folglich eine arme Population, die ihre ersten Bedürfnisse kaum zu befriedigen vermag. Wer jemals in Frankreich einen Maierhof besucht hat, wird das Elend und den Jammer des Landmanns gesehen haben." Diese Thatsache ist nicht richtig. Es gibt in den minder fruchtbaren Gegenden Frankreichs, wie unter ähnlichen Umständen in allen andern Ländern, ärmere Bauern, in den ergiebigeren Provinzen reichere; im Ganzen aber fühlt das Landvolk sich bei eigenem Besitz, bei der Abschaffung der Feudallasten und bei politischer Freiheit und Ehre jezt in Frankreich unendlich glücklicher, als vor dem 4. August 1789. Wer, ich frage, wer unter den französischen Bauern möchte den neuen Zustand mit dem alten vertauschen? Allerdings zeigt sich in Frankreich dasselbe Uebel, was auch in den kleinen konstitutionellen deutschen Staaten bemerkt wird. Die größere Freiheit der Bauern und der eigne Landbesitz befördert die Population, diese verkleinert die Parzellen und eine wohlhabende Familie erzeugt in der zweiten Generation vielleicht zwei, drei arme Familien. Für dieses Uebel gibt es nur eine einzige Abhülfe: die Auswanderung, die Kolonisirung in fremden Welttheilen. Sey es, daß der heimische Boden durch zweckmäßiges Ineinandergreifen von Produktion, Industrie, Vertrieb und Konsumtion fähig gemacht werden könnte, eine noch größere Bevölkerung zu ernähren, doch wird bald wieder das Maximum voll seyn, und in Frankreich, England und Deutschland wird das Bedürfniß der Auswanderung immer von neuem und immer dringender werden. Anstatt aber auf Mittel zu denken, wie die Auswanderungen den möglichst glücklichen Erfolg für Mutterstaat und Kolonie haben können, diese Frage ganz zu beseitigen und dagegen, um die mit der Freiheit fortschreitende Uebervölkerung zu hemmen, die Freiheit unterdrücken und die alte Feudalaristokratie herstellen zu wollen, dies ist Thorheit. Was Wunder, daß die Menschen sich in dem Zustande der Freiheit vermehren, da sie sich ja sogar unter der Feudalaristokratie vermehrt haben, da eben di - Aristokratie überall durch die dringenden Bedürfnisse des an Zahl immer zunehmenden, durch die reiche Aristokratie in Armuth niedergehaltnen Demos, durch das uralte und immer wiederkehrende Bedürfniß der lex agraria gestürzt wurde, und auch in England vielleicht in nicht zu langer Zeit gestürzt werden wird. Wo wenige haben, was alle bedürfen, müssen die Wenigen endlich mit allen theilen. So war es in Rom, als die Plebejer sich emancipirten, so in Frankreich, als der Feudaladel aufgehoben wurde. Was also historisch als die eigentliche Ursache und als der nährende Stoff einer politischen Krankheit bekannt ist, das kann nicht als ihr Heilmittel betrachtet werden. Die Erneuerung eines Zustandes, der sich in Zeiten, die der Aristokratie noch ungleich günstiger waren, als unhaltbar erwiesen, ist heutzutage eine Chimäre.

In den folgenden Untersuchungen über die Unrechtmäßigkeit der jüngsten französischen Revolution gibt der Verf. nicht weniger seltsame Behauptungen zum Besten. So heißt es S. 33: Die Deputirtenkammer hatte nicht das Recht, in ihrer bekannten Addresse an Karl X. zu sagen, daß seine Minister das Zutrauen der Nation nicht besäßen, denn woher hätten sie dies wissen sollen? Aus den Zeitungen, welche keineswegs die Organe der öffentlichen Meinung, sondern nur die Organe einer revolutionären Minorität waren. — Hier vergißt der Verf. ganz, daß nach konstitutionellem Herkommen die Meinung der Volksvertreter an und für sich schon als die der Nation gilt, um so mehr aber, wenn die Presse damit übereinstimmt. Und hat das Resultat nicht unwidersprechlich bewiesen, daß das Ministerium Polignac wirklich nicht das Zutrauen der Nation besaß? Wozu also solche, in Theorie und Praxis gleich unhaltbaren Rechtsdistinktionen?

Seite 36 sagt der Verfasser: „Die Zeit ist vielleicht nicht fern, wo alle Monarchen einsehn werden, welchen wesentlichen Dienst Karl X. dem monarchischen Princip leisten wollte." Hat denn irgend einer daran gezweifelt?

Seite 37 heißt es: „Der Dauphin, einer der aufgeklärtesten und gebildetesten Fürsten Europas." Und Seite 61: „Der Dauphin hatte in Religions- wie in Staatssachen wahrhaft freisinnige Ansichten."

Seite 45: „Die Kammer, die nach dem alten Wahlgesetz zusammenberufen war, hatte kein Recht, das Bestehende zu ändern, und nicht, daß Karl X. kraft des 14ten Artikels der alten Charte die Ordonnanzen erließ, sondern daß die Kammer propria autoritate die Charte änderte und einen neuen König wählte, dies war ein Staatsstreich." Hier können wir nur an das erinnern, was George Moore (NB. eifriger Aristokrat und Antireformer) in seinem trefflichen Werk über die englische Revolution von 1688 sagt. Indem er nachweist, wie wenig das Parlament rechtlich befugt gewesen sey, Jakob II. ab- und Wilhelm III. einzusetzen, wie heilbringend aber diese Rechtsabweichung für England gewesen sey, fügt er hinzu: „eben die logischen Mängel in dem Parlamentsbeschluß sind es, die seine politische Trefflichkeit ausmachen."

S. 57: „Das Volk strebt, seinem Wesen und seiner Natur nach, zur Republik, wenn ihm nicht zu seinem Glück und Heil, von einem Despoten Fesseln angelegt werden." O ihr armen Nordamerikaner, daß euch dieser heilbringende Despot noch fehlt!

Auf derselben Seite: „Die wahre Freiheit ist die monarchische." Es frägt sich nun, ob die des Monarchen oder die seiner Unterthanen?

Seite 63: „Die Priester haben sich unter Napoleon besser gestanden, als unter den Bourbons, mit denen sie auf keine Weise zufrieden waren."

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 63. — 17. Juni 1831.

Tagespolitik.

(Beschluß.)

3) Sendschreiben an den Verfasser der Betrachtungen über die neuesten Begebenheiten in Deutschland. Berlin, Posen und Bromberg, Mittler, 1831.

Auch unser lieber alter goldgeharnischter Freiherr tummelt noch einmal seinen Lichtbraunen, nicht etwa um zu den lezten Rittern Europas, zu der heiligen Heldenschaar von Mazovien zu stoßen, nein, um mon joie S. Denis, um die Exmajestät von Holyrood zu restauriren. Um Gott, Frau Minnetrost, geschwind komm von der Mondsburg nieder, und gieb dem alten Herrn Hug von Trautwangen warme Umschläge, daß er sich nicht den Schnupfen hole, wenn er in der Nachtluft zum Fenster hinaus turnept! Umsonst, er sezt die Sporen in den Nachtstuhl und salutirt nach edler Nordlandssitte vor des schrecklichen Kampfs Anbeginn: „Die etwanige Besorgniß, es könne die schuldige Ehrfurcht vor dem von allen europäischen Mächten anerkannten König der Franzosen uns in der Erörterung über Stellung und Rechte des vertriebenen Königs von Frankreich hemmen, scheint bei näherer Beleuchtung ungegründet.“ Seite 13. Nein! König der Franzosen, für Frankreichs König zwar bestieg ich den loyalen Pegasus, doch auch Dich haben die Mächte anerkannt, und somit auch

> König grüßt Dich der Sproß urahnlicher, fränkischer
> Freiherrn.

Kämpf' ich demnach, so ists nicht gegen Dich, anerkannte Majestät, nur gegen Dein als nicht anerkannt gedachtes Nicht-Ich, und dagegen, allerseits werthgeschäzte Anwesende, werden Sie doch nichts einzuwenden haben.

Der Gegner ist also nicht Louis-Philippe, es ist vielmehr die Gewalt, die ihn erhoben, mit einem Wort der Zeitgeist. Der alte Herr Hug von Trautwangen fordert den Zeitgeist heraus zu Schimpf und Ernst: „Das Ganze, welches für diesmal unserm wohlgemeinten Ringen entgegensteht, oder vielmehr es im ernsten Pflichtgefühl unserer Lebensaufgabe hervorruft, ist Zeitgeist genannt; mag es sich nun in einem trüb-verwilderten Zustand der Atmosphäre offenbaren, oder in dämonischen Einwirkungen auf die Gemüther, oder im bald offenen, bald versteckten Anringen einzelner, unter sich verbündeter Gegner. Die Gesammterscheinung kommt mir vor — wie der Riese Goliath.“ (Seite 9) obgleich die loyale Bescheidenheit dem Herrn Baron nicht zuläßt, sich mit dem kleinen David zu vergleichen, weil aus diesem ja hernach ein König geworden ist. Dagegen findet es der Herr Baron

auch wieder im Gefühl seines Sporns gleichsam unehrenhaft, sich mit dem Zeitgeist (Pöbelgeist) zu schlagen. „Von regelrechten Turniergesetzen ist ohnehin besagter Gollath kein Liebhaber, und da er überhaupt keine Wappenschilder leiden kann, kann er auch keine aushängen.“ Seite 10.

Mit diesem herrlichen logischen Schluß sezt der scharfsinnige Ritter von la Manscha seinem hölzernen Gaul die Knie in die Seite und reißt aus.

Erster Gang. Er sucht den Zeitgeist aus dem Sattel zu heben, indem er auf die alte Mähre, auf welcher der Zeitgeist reitet, die Weltgeschichte nämlich, los:, aber vorbeisticht. „Im Jahr 1788 sahe die Welt das seit Jahrzehenden vorhandene, von Rousseau und Voltaire gepredigte System der Volks-Oberherrlichkeit, mit andern Worten: die Revolution, zum ersten Mal ins Leben treten.“ Was, Freiherr? Die Welt sah zum ersten Mal? Ei, gehörten denn Griechen und Römer und Germanen nicht mit zur Welt? Gab es bei den Venetianern, Genuesern, Schweizern, Holländern, Engländern, Nordamerikanern nicht eine Volkssouverainität lange vor 1788? Und befinden sich wirklich seit 1307 die Schweizer, seit 1776 die Nordamerikaner in einem ununterbrochnen Revolutionszustande, weil bei ihnen Volkssouverainität und diese, nach des scharfsinnigen Junkers Logik, mit Revolution identisch ist?

Zeitgeist. Sie liegen, Ritter.

Ritter. Nicht doch, ich lüge nur, und sitze schon wieder aufrecht.

Zweiter Gang. Der Ritter thut einen grimmigen Stoß auf die Weltgeschichte und fährt noch weiter vorbei. „Die französische Revolution ist nächst den Hunnen- und Türkenüberschwemmungen das unheilbringendste Ereigniß für ganz Europa.“ Seite 19. Da liegt der arme Ritter im Sande, aber da er bemerkt, daß er just neben den Mann hingefallen, der gesagt hat, die Reformation sey nächst dem Falle Lucifers das unheilbringendste Ereigniß für die ganze Welt, richtet der gut Lutherische Ritter sich ärgerlich wieder auf und thut den

Dritten Gang. Der etwas betäubte Ritter glaubt, der Zeitgeist werde jezt vielleicht die Offensive ergreifen und deckt sich auf alle Fälle mit dem Schilde Karls X., mit den drei Lilien der Liebe, des Glaubens und der Hoffnung, die, als der Abgrund der Revolution geschlossen war, so unschuldig in Frankreich aufblühten. „Es war, als erhebe sich die Bahn, nicht mühelos, aber doch in heiliger Pilgerstille und an seliger Pilgerlabung reich, wieder nach den verlorenen Friedenshöhen empor, die zwar keineswegs ein irdisches Paradies darboten, aber doch im Sonnenschein des Glaubens, der Liebe und des hoffenden Dankes zu Gott eine neu verklärte Aussicht frei ließen nach dem ewigen Paradiese.“ Seite 21. Der Ritter hebt sich unwillkührlich im Sattel, und schon glauben wir, er will verhimmeln, da senkt er die Lanze wieder, und gestärkt mit neuer Kraft von oben thut er den

Vierten Gang. Mit heiliger Berserkerwuth greift er jezt den Zeitgeist selbst an: „Naive Rebellenfrechheit, mit welcher man öffentliche Gesellschaften zur Verweigerung der vom Thron gebotenen Abgaben stiftete, um sich den daraus entstehenden Geldnachtheil wechselweis zu vergüten, wie in Feuer- und Hagelassekuranzen.“ S. 37.

Zeitgeist. Sie irren sich, mein Bester. Der Thron hatte noch keine Abgabe geboten. In Frankreich gebietet der Thron überhaupt keine Abgaben, sondern auf den Vorschlag des Thrones bewilligt sie die Kammer.

Ritter. So?

Zeitgeist. Ja.

Fünfter Gang. „König Karl X. mußte Frankreich als durch und durch vergiftet anerkennen. Es galt eine heroische Kur. Sie ist (leider) vor unsern Augen verunglückt.“ Seite 40.

Zeitgeist. Warum, glauben Sie, war Frankreich vergiftet?

Ritter. Weil es liberal war.

Zeitgeist. Also Liberalismus ist nothwendig Gift, muß Gift seyn?

Ritter. Nicht anders.

Sechster Gang. „Es gilt Verständigung und das Wesen des Gegensatzes hat sich uns bereits offenbart: Begeisterung gegen Berechnung, Liebe gegen Haß.“ Seite 52.

Zeitgeist. Also nur Ultras sind begeistert und nur Ultras lieben. Liberale dagegen berechnen blos und hassen?

Ritter. Du sagst es.

Zeitgeist. Also da Xerxes mit Begeisterung und Liebe in Hellas einfiel, war es eine gehässige Berechnung von Leonidas, für die Freiheit den Heldentod zu sterben?

Ritter. Ich sage es nicht, aber es folgt daraus.

Zeitgeist. Sie erschrecken mich, Ritter. Mein Gaul da, die alte Weltgeschichte, hat so viele Helden für die Freiheit sterben sehn, ganze Völker, Männer und Weiber. Diese Begebenheiten sind aufgeschrieben, und die Kinder lernen sie in den Schulen. Sollten alle jene Märtyrer blos kalt berechnende Seelen voll giftigen Hasses gewesen seyn?

Ritter. O über die heidnische Schul-Verderbniß. Weißt du nicht, was in der Bibel steht?

Siebenter und lezter Gang. „Aufmerksam aber möchte ich diejenigen unter euch machen auf sich selbst, welche in dem Bestreben wirken und schaffen, zugleich als Mitglieder unsrer christlichen Kirche hienieden erkannt und dorten erfunden zu werden, — und ich weiß, Eurer sind nicht wenige! — aufmerksam möchte schon das euch

machen auf die Richtung eurer Bahn, mit wie schlimmen und gradehin widerchristlichen Benennungen Ihr euch selbst zu bezeichnen pflegt: Schwarze, Links Stehende!" Seite 62.

Ha, Lichtbrauner! bäume Dich! Er flieht, der dämonische Zeitgeist! Die Spitze meiner Lanze hat ihn nicht verwunden mögen, doch kaum schrieb ich damit ein Kreuz in die Luft, gleich ist er davongefahren in seinem höllischen Ingrimm. „Und nun laß uns Luthers großes Burglied anstimmen, denn es paßt ja für alle Zeiten:

Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen ꝛc."

Hat der Freiherr da, weiß Gott, das ganze Lied abdrucken lassen.

4) Satirische Geisselhiebe. Betrachtungen und Bemerkungen über Personen und Ereignisse der neusten Zeit. Meißen, Gödsche. Pesth, Wigand, 1831.

Recht vergnügliche Späße, und ungezwungen, wie sie die Zeit gibt. Am meisten Humor ist in dem trefflichen Gespräch der alten Hofleute Karls X., die während der großen Verwirrung, da alle andern Leute etwas anders zu thun haben, geschwind die Fasanen im königlichen Park wegschießen und verzehren, damit so gute loyale Bissen nicht in die ungewaschnen Mäuler des Pöbels gerathen. Nicht minder witzig ist ein Brief der Trappisten, die zu gleicher Zeit einen Pallast erkaufen und vor den Kirchthüren eine Kollekte für ihre Armuth veranstalten. Auch folgendes Gespräch ist um so witziger, als es eine so schlagende Wahrheit enthält:

Juni 1830.

Präsident. Gendarmen, laßt den Angeklagten vortreten. — Wie ist Euer Name und Vorname?

Der Angeklagte. Peter Thomas mein Präsident.

Präsident. Ihr seyd angeklagt, ehrenrührig von unserm verehrten Herrn und König gesprochen zu haben. Alle Redlichen sind von Abscheu und Entsetzen ergriffen worden, als sie von Eurem Ausrufe: Nieder mit Karl X! hörten. Wie könnt Ihr diesen glorreichen Erben der ältesten Monarchie, den Vater des Volkes, schmähen, dessen väterliche Regierung Frankreich seinen früheren Glanz zurück geben wird? — Wir sind verflichtet, ihn gegen die Angriffe und Beleidigungen eines Unsinnigen zu schützen.

Der Ang. Mein Präsident, ich war, mit Respekt zu sagen, betrunken, als mir jene Worte entschlüpft sind. Der Herr Gendarm kann dies bezeugen, denn er hat sich mit mir gemeinschaftlich betrunken, und anstatt mich anzuklagen, hätte er mich wohl zu Haus bringen können.

Präsident. In Erwägung der Umstände, und des Eingeständnisses des Angeklagten, verurtheilt der Gerichtshof den Peter Thomas zu einer Strafe von 16 Frcs. drei Monat Gefängniß und Ersatz der Gerichtskosten.

Oktober 1830.

Präsident. Nationalgarden, lassen Sie den Angeklagten vortreten. — Wie ist Euer Name und Vorname?

Der Angeklagte. Peter Thomas, mein Präsident.

Präsident. Ihr seyd angeklagt, ehrenrührig gegen unsern König gesprochen zu haben. Alle Redlichgesinnten sind von Abscheu und Entsetzen ergriffen worden, als sie von Eurem Ausrufe: Es lebe Karl X! gehört haben. Wie könnt Ihr diesen unsinnigen, grausamen Tyrannen, den Lezten seines abscheulichen Geschlechtes, leben lassen? — Er fiel, indem er Frankreich angriff, und nie werde sein Name bei uns genannt.

Der Ang. Mein Präsident, ich kam, mit aller Achtung sey es vor Euch gesagt, so eben erst aus dem Gefängnisse; ich hatte drei Monate lang keine Zeitungen gelesen, und voller Freuden, die Luft der Freiheit einzuathmen, rief ich: Es lebe Karl X!

Präsident. In Erwägung der Umstände und des Eingeständnisses des Angeklagten verurtheilt der Gerichtshof den Peter Thomas zu einer Strafe von 16 Frcs. drei Monat Gefängniß und Ersatz der Gerichtskosten.

Wir führen noch folgende kleine Stellen an: „Eine Krone ist ein Symbol. Sonst wurde dieses auf den Kopf gesezt, und diente dazu, einen König von einem andern Menschen zu unterscheiden, heut zu Tage will man, daß ein König sich gar nicht, oder auf andre Weise auszeichne. Deshalb legt man die Krone jezt gewöhnlich in ein Futteral, und übergibt sie der Obhut eines Intendanten, der sie zuweilen stielt, wie man es erlebt hat."

„Das darf nicht seyn! — Darf ich um die Ursache fragen? — Allerdings, Sie dürfen fragen, denn wir leben in einem freien Lande."

Dramatische Dichtkunst.

Théatre de Clara Gazul, comédienne espagnole, recueilli et publié par P. Mérimée, augmenté de deux pièces nouvelles. 1 Vol. Paris 1830.

Wenig Bücher werden künftig so viel Glück machen, als das Gazul'sche Theater. Dazu gehörte freilich auch

eine andere Zeit, als die, worin Paris und Frankreich jetzt leben und einen großartigen Schritt nach dem andern thun, worüber das kleine literarische Interesse fast ganz verschwindet. Als die literarische Revolution begann, an die heut zu Tage Niemand mehr denkt, war sie noch zu jung um Früchte hervorzubringen. Nur neue Ideen, Theorien und Systeme stritten miteinander und versuchten Herr zu werden. Damals herrschte eine junge, ziemlich starke und unziemlich stolze Kritik. Da tritt auf einmal ein junger Schriftsteller mit einem Band dramatischer Skizzen unter der Firma einer spanischen Schauspielerin auf, und darin geschieht gerade das Gegentheil von dem, was der gelehrte Areopag voraus bestimmt hatte. Da stand der junge Mérimée, dem's nicht gegeben war, zu irgend einer Fahne zu schwören, der weder von der Schule, noch von der Gelehrsamkeit ein Patent oder ein Brevet als genialer Mann haben wollte, sondern ganz frei und keck auftrat, und sich durchaus nicht von der Kritik inspiriren lassen wollte, so herrschend sie damals auch war. Mérimée warf seine Stücke dem, mit Zuckerwerk und Hausmannskost übersättigten Publikum hin. Es nahm sie begierig, und mit einem gewissen frohen und neugierigen Erstaunen auf, als wolle es sagen: nun endlich einmal Etwas Neues.

Was zeichnet nun aber Mérimée aus? Keineswegs die Erfindung der Fabel, oder klare Disposition des Plans; nicht einmal historische Genauigkeit in der Darstellung einer Zeit. Denn was Sitten und Volksleben betrifft, faßt und zeichnet er zwar meisterlich, alles übrige in der Geschichte scheint ihn aber wenig zu kümmern. Ich glaube, er wäre im Stand die ganze Geschichte eines Volks über den Haufen zu werfen, um sie dann von Neuem nach seiner Ansicht zu konstruiren, wenn er ja eine bestimmte Ansicht und eine Richtung hat, was manche bezweifeln wollen. Er stellt die Sache selbst dar, ihre Kontraste und ihre Zufälle, weniger untersucht und zeigt er, warum sie so gekommen, wie sie so geworden sind? Er ist Künstler, trefflicher Zeichner und Maler, aber nicht Moralist. Dadurch geht seinen Situationen oft der dramatische Reiz ab. Bei ihm ist alles Detail, selten ein Ganzes und Zusammenhängendes. Dafür aber hat alles Einzelne eine bisher in Frankreich nicht gekannte Farbe, Glanz, Wahrheit, Poesie und Nettigkeit und er versteht das Individualisiren meisterhaft.

Seit Mérimée durch seine Jacquerie als dramatischer Dichter in der Geschichte gearbeitet hat, ist er vielfach getadelt worden. Manchen hat er zu fatalistisch geschienen, weil sie nun einmal mit aller Gewalt die Moral in die Ereignisse bringen wollen, aus denen die Geschichte besteht. Man hat ihm auch vorgeworfen, er wende zu wenig Fleiß auf seine Arbeiten. Er scheint dies auch selbst eingesehen zu haben, denn seine spätern Sachen, die in der Revue de Paris erschienen sind, haben nicht nur die eigenthümliche und geistreiche Konception beibehalten, offenbar wandte auch der Verf. mehr Fleiß auf die Reinheit im Einzelnen und die Harmonie im Ganzen. Nehmen wir z. B. in obigem Band des Clara-Gazul-Theaters die „Spanier in Dänemark" aus — das erste und vielleicht das beste Erzeugniß Mérimées — so sind alle übrigen Stücke in der Ausarbeitung vernachläßigt, seine neuesten Stücke aber: die „Gelegenheit" und der „Wagen des heiligen Sakraments" unendlich fleißiger behandelt.

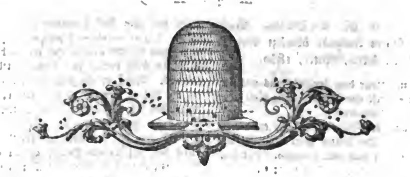
In Inès Mondo — gewiß einer hohen philosophischen Konception — in der „afrikanischen Liebe" und in dem „eine Frau ist ein Teufel" hatte sich Mérimée besonders Mühe gegeben, die Sitten einer Klasse zu zeichnen; ohne besondere Aufmerksamkeit auf die Charakterzeichnung der Individuen zu nehmen. Der Dichter begann damit nur Massen in ihren hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten darzustellen. Später, als er sich vervollkommnete, gab er sich auch mit der Darstellung der Einzelnheiten ab, und es ist so sehr zu verwundern, als zu loben, daß er dadurch nicht gesucht und manirirt und affektirt wurde. Denn dies ist eine gefährliche Klippe, an der schon eine Menge französische Schriftsteller gescheitert sind.

Eins hat mich an Mérimées Talent besonders gewundert. Ich meine seine Geschmeidigkeit und seine Biegsamkeit. Auch an ihr ist nichts Gezwungenes und Gemachtes, sie gleicht nicht den Gemälden, wo die Gewänder voll Leben und Wahrheit sind, die Leute, welche sie tragen, aber von Stein und Holz. Die Biegsamkeit und Geschmeidigkeit ist einfach, wahr, voll Harmonie, und ganz aus Einem Stück, in wilden heftigen Charakteren so gut wie in beweglichen und zarten Figuren.

Manche Charaktere Mérimées sind wahre Typen, wenn ich mich so ausdrücken darf. So der Lieutenant Leblanc in den Spaniern. Dies ist ein Mann, dessen einzelne Züge bei einer Menge Offiziere aus der Kaiserzeit zerstreut sind, und die nun der Dichter mit unendlichem Talent ergriffen und zusammengestellt hat. Hätte er die Sitten von Südamerika genauer gekannt: so wäre dies auch bei dem gallischen Menschen in dem „Wagen des heiligen Sakraments" der Fall gewesen. Diese Zeichnung ist in Gedanken und Gefühlen, kurz in Allem, was darin gesagt wird, meisterlich, aber zu Zeiten fehlt die Lokalfarbe. Mérimée hatte sein Studium noch nicht vollendet, als er zur Feder griff.

Mérimée ist ein Dichter, ja ein ausgezeichneter Dichter, das kann ihm Niemand nehmen, wiewohl er noch nie einen Vers hat drucken lassen. Er ist Dichter nicht wie Chateaubriand, sondern eher auf Molierische und Byronische Art. Seine Dichtung liegt in den Bildern, in den Farben, in der ergreifenden Wahrheit seiner Darstellungen.

Mr.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 64. — 20. Juni 1831.

Sprachlehre.

Was wir schon lange behauptet und wieder behauptet haben, das bestätigt sich immer mehr. Die mit Geschäften überhäufte Welt muß sich endlich kurz fassen; die nach allen Seiten auseinandergefahrenen und endlos verworrenen Begriffe müssen koncentrirt und vereinfacht werden. Die Welt hält sonst die Last ihres Wissens nicht mehr aus und noch viel weniger die durch ungeschickte Methode verdreifachte Last des Lernens. Die Kunst war immer lang, das Leben kurz. Die Kunst ist indeß jezt vielleicht zu lang geworden und es wird möglich, es wird auf alle Fälle nothwendig seyn, sie abzukürzen. Das Bedürfniß einer Revision unsrer geistigen in großer Unordnung befindlichen Oekonomie, oder, wie wir es immer genannt haben, das Bedürfniß eines geistigen Budget ist immer dringender geworden. Daher bemerken wir auch mitten in der literarischen Sündfluth, die so hoch noch nie gestiegen war, und scheinbar jenem Bedürfniß der Uebersicht und Vereinfachung hohnlacht, dennoch eine sichtbare Gegenströmung, die in koncentrischer Richtung jene excentrische zurückdrängt. In allen Wissenschaften kommt ein historisches Verfahren auf. Man faßt geschichtlich die Entstehung, Fortbildung und lezten Resultate jeder Wissenschaft auf und bringt sie zum Ueberblick. Dann suchen Andre wieder in populären Lehrbüchern, diese Resultate den Uneingeweihten mitzutheilen und müssen sie eben deshalb möglichst ins Kurze ziehn. Was aber das schulmäßige Erlernen der verschiedenen Wissenschaften betrifft, so sind der Lehrgegenstände nach und nach so viel geworden, daß man nothwendig durch Erleichterung der Lehrmethode einer jeden Zeit für die andre finden muß. Daher ist ein Wetteifer entstanden, unter vielen Methoden die kürzeste, wie unter vielen krummen Linien die grade zu finden.

So haben wir in der jüngsten Zeit die Jacotot'sche und Hamilton'sche Sprachlehr-Methode auf einander folgen sehen, welche darin übereinstimmen, die bisherige langweilige Methode endloser Anhäufung von abstrakten grammatikalischen Regeln und deren trockne Einzwingung ins Gedächtniß zu verwerfen. Daß bei dem alten Verfahren ungeheuer viel Zeit verschwendet wird, daß das Auswendiglernen von Regeln, deren Anwendung dem Schüler noch unbekannt ist, den Geist erlahmt, das ist eine wohlbekannte Sache, und demnach versteht es sich von selbst, daß ein grade umgekehrtes Verfahren, eine allmählige Ableitung der Regel aus den Beispielen, weit zweckmäßiger seyn muß, indem hierbei die Zeit des Vorauslernens abstrakter Regeln erspart und der Geist des Schülers nicht mehr gedächtnißmäßig und sklavisch, sondern frei und selbstthätig beschäftigt wird.

1) Jacotots Lehrmethode. Ein praktisches Hand- und Musterbuch, Hausvätern, Lehrern und Er-

ziehern gewidmet von M. A. Düriez. Nach der 5ten französischen Ausgabe übersezt von J. P. Krieger. Zweibrücken, Ritter, 1830.

Wir entlehnen aus dieser dem Jacototismus mit Begeisterung ergebenen Schrift ein Beispiel, wie diese neue Methode praktisch gehandhabt wird:

„Wir nehmen an, der Zögling habe das erste Buch des Telemach vor sich. Der Lehrer zeigt dem Zöglinge das erste Wort und spricht laut vor: Calypso. Der Zögling betrachtet das Wort und wiederholt laut: Calypso.

Der Lehrer beginnt abermals von vorn und trennt wiederum jede Sylbe: Ca-lyp-so. Der Zögling thut es genau nach.

Der Lehrer geht wieder zurück, zeigt und spricht abgesondert alle Buchstaben, welche jede Sylbe bilden, aus: C, a, ca- l, y, p, lyp- s, o, so.

Der Zögling deutet auf jeden Buchstaben und wiederholt.

Man zeigt ihm ein c, ein a, ein l u. s. w. und allmählich alle Buchstaben; der Lehrer nennt selbst diejenigen, welche jener vergessen hat, ohne jedoch im Anfange allzu lange bei dieser Uebung zu verweilen.

Dann nennt der Lehrer verschiedene Buchstaben, welche der Zögling einen nach dem andern zeigen soll; ein o, ein l, ein a, ein p u. s. w. Die Uebungen müssen auf alle Arten abwechseln.

Dann fängt man wieder von vorn zu lesen an, und fügt ein zweites und drittes Wort hinzu: Calypso ne pouvait, der Schüler wiederholt. Die neuen Worte werden eben so in Sylben zerlegt, welche der Schüler wiederholt; er versucht einige der Buchstaben aufzufinden, die er in dem ersten gesehen. Man zeigt ihm diejenigen, welche zum ersten Male vorkommen, und sagt ihm wie die andern heißen.

Ist der Satz auf diese Weise zu Ende gebracht und analysirt, so läßt man ihn mehrmals wieder von vorn an lesen, und jedesmal ein anderes Wort hinzufügen. Auf ein verabredetes Zeichen liest der Zögling sehr langsam; auf ein zweites liest er schneller, noch schneller bei einem dritten; wieder auf andere Zeichen liest er nach dem zuerst gewählten Takte, aber mit verändertem Tone der Stimme, und hält selbst mitten in einem Worte ein, damit ein anderer weiter lesen möge.

Der Hauptnutzen dieser Uebung besteht darin, daß sie, indem sie den Schülern gefällt, ihre Aufmerksamkeit fesselt, sie den Satz auswendig behalten läßt, sie ihre Stimme lenken lehrt und sie gewöhnt, allem was sie treiben, jene beharrliche Aufmerksamkeit zu schenken, welche später die Hauptursache ihrer künftigen Fortschritte wird.

Man überzeugt sich, ob der Schüler wohl alle Wörter von einander unterscheide, so daß er jedes derselben zeigen und ohne Anstoß nennen kann. Man fragt, pouvait — Ulysse — se — départ — Calypso u. s. w.; die vergessenen Wörter werden ihm erst nach vergeblichem Versuche, sich selbst darauf zu besinnen, wieder in Erinnerung gebracht. Kann er ein paar Wörter lesen, so läßt man ihn die Sylben lernen, z. B.: wie viel Laute oder Sylben finden sich in Calypso? — Antw. Drei. — Nenne sie. — Ca-lyp-so u. s. w.

Ist man mit den Wörtern im Reinen, so läßt man durch den Zögling alle Sylben aufsuchen, die man durch die Zerlegung jedes Wortes bilden kann. Nachdem also der Lehrer pouvait hat aussprechen lassen, so zeigt er und läßt allmählich aussprechen: pou-ou-pouv-po-ai-vait-pouva-buvait-ouva-uvait u. s. w.

Die Wiederholung darf man nie versäumen; sie muß im Gegentheil jeden Tag erneuert werden: denn je häufiger sie Statt findet, desto rascher sind die Fortschritte. Man achte besonders wohl darauf, ob der Zögling das Wort ansieht, wenn man ihm Calypso vorspricht. Man beobachte, ob er darauf hinsieht, wenn er es nachspricht. Oft wiederholen die Schüler die Sätze, ohne sie anzublicken oder zu vernehmen. Um sich zu überzeugen, ob er darauf blickt, fragt man ihn, wo pouvait, wo so steht u. s. w. Man zeigt dem Schüler die Sylben, die er nicht allein finden kann, und kommt vorzüglich immer wieder auf diese zurück, bis er sie behalten hat. L e r n e n und b e h a l t e n — darin besteht der ganze Unterricht, wie l e r n e n und v e r g e s s e n die Methode unserer Schulen ist.

Um sich also zu überzeugen, daß die Zöglinge alles gesehen, alles behalten haben, so fragt man sie nach den Sylben, nach den Buchstaben, welche sich mehrmals in der nämlichen Phrase finden, wie oft sie darin enthalten sind und in welchen Wörtern. Dies zwingt sie, sorgfältig zu vergleichen, ein Mittel, welches zum Verstehen und Behalten am kräftigsten beiträgt. Eben so läßt man sie sorgfältig die verschiedenen Buchstaben unter sich vergleichen; man fragt sie, welche Aehnlichkeit, welche Verschiedenheit zwischen einem e und c, einem c und o, einem o und d, einem d und b und l u. s. w. Statt finde. Eine solche Uebung hilft ihnen, die Buchstaben zu behalten, und richtet ihre Aufmerksamkeit auf die Gestalt und die Dimensionen eines jeden, was fürs Schreiben von Nutzen ist. Auch muß diese Vergleichung vorzüglich nach der Vorschrift geschehen, welche dem Schüler vor Augen zu legen jezt die Zeit ist. Man läßt ihn jeden geschriebenen Buchstaben mit dem gedruckten vergleichen. „Gib Acht, sagt Jacotot, anfänglich ja nicht zu schnell weiter zu gehen. Halte den Zögling bei der ersten Lektion so lange zurück, bis er sie unverrückbar inne hat. Er muß so aufmerksam seyn, um nichts zu verwechseln, und so oft wiederholen, um nichts zu vergessen!"

Sodann s c h r e i b t der Zögling die nämliche Phrase.

Man gibt ihm eine Zeile fein Geschriebenes (Current) und läßt sie ihn am ersten Tage ganz abschreiben. Man hüte sich wohl ihm Linien zu ziehen und ihm mit einem Bleistift die Worte vorzuzeichnen, welche er schreiben soll. Je mehr man ihm die Mittel erleichtert, desto träger wird seine Aufmerksamkeit."

2) **Nouvelle exposition de la méthode Jacotot p. Gonod. Lyon 1830.**

3) **Télémaque allemand-français p. Zehner. Lyon 1830.**

Ein deutliches, faßliches, gewissenhaftes und unpartheyisches Buch über die merkwürdige, Jacotot'sche Lehrmethode, enseignement universel genannt. Ich freue mich, daß es nicht aus Paris, dem Sitz der Universität und des literarischen Vornehmthuns, sondern aus der einfachen Provinz hervorgegangen ist, wo man ruhiger und besonnener denkt und klarer sieht, und nicht eher urtheilet, als bis man lange selbst gesehen und geprüft hat.

Solches ist auch dem Prof. Gonod nachzurühmen, der als vielerfahrener Schulmann in Clermont lebt und die neue Lehrmethode aus eigener Erfahrung kennt. Sie hat gleich von Anfang an ein eigenes Schicksal gehabt. Gleich nachdem sie aus den Niederlanden, wo Jacotot seit Jahren in Löwen lebt und lehrt, nach Frankreich kam, bemächtigten sich ihrer eine Menge Enthusiasten, deren lächerliches Lob der guten Sache sehr geschadet hat, denn selbst die Besserdenkenden hatten nun keine Lust mehr zur Prüfung einer Methode, die so angekündigt wurde. Um so leichteres Spiel hatten die entschiedenen Widersacher derselben, denn es wurde ihnen leicht, die Sache lächerlich zu machen, und damit ist bekanntlich in Frankreich viel gewonnen. Jacotot's besonnene Anhänger und Schüler begiengen auch bisher den Fehler, daß sie die neue Lehrart nicht faßlich und klar darstellten und zeigten, wie damit umgegangen werden müßte. Später, als die Methode in Paris doch Aufsehen machte, traten eine Menge Schriftler auf, die sich ihres Namens wie einer Modesache bedienten und elende Bücher d'après la méthode Jacotot herausgaben. Alles dies machte, daß man nicht klar in der Sache sehen konnte. Diesem Uebelstand ist durch obiges Schulbuch abgeholfen.

In den Principien der Methode ist nichts Neues, sie sind so alt wie die Natur selbst und ganz unabhängig von menschlicher Laune. Aber mit der Anwendung dieser Grundsätze ist es ein Anderes. Die Grundlage Alles Lernens beruht auf drei Dingen: Lernen, wiederholen und Vergleichen. Darüber sind Alle einverstanden. Untersuchen wir nur, wie die bisherige Methode von der Jacotot'schen in der Anwendung abweicht. Jene verlangt vom Zögling, er solle dicke Bände, Principien, Regeln, Rudimente und Definitionen lernen, und wieder lernen oder wohl gar auswendig lernen. Diese hingegen beginnt damit, dem Schüler eine ganz kurze Epitome von Resultaten und Thatsachen in die Hände zu geben. Davon muß er vom Leichtern zum Schwerern übergehend analysiren und vergleichen lernen, und sich dadurch von selbst und ohne alles Einreden zu Principien und Regeln erheben. Der Gang ist bei beiden gerade entgegengesezt. Nach der alten Methode werden die Stücke, welche der Schüler erlernt, zwei, drei, höchstens viermal wiederholt, dann geht man zu einem andern Autor über. Einige Wochen nachdem der Schüler den ersten verlassen, weiß er nicht zehn Zeilen mehr daraus. Schulmänner haben berechnet, daß der Schüler nach einem Jahr nicht den tausendsten Theil von Dingen und Fakten mehr weiß, die er mit großer Mühe gesehen und gelernt hat. Es trift sich auch wohl, daß Schüler zurückgehen und wieder verlernen, was sie mühsam in der Schule gelernt haben. Nach der Jacotot'schen Methode wird täglich die ganze kurze Epitome der Wissenschaft vorgenommen, die der Schüler lernen soll. Bei allen seinen kurzen Stellen und Sätzen werden Auseinandersetzungen, Vergleichungen mit dem schon Erlernten und Beziehungen zu dem Neuen angestellt. Die Ideen werden aneinandergereiht und verbunden. Dadurch wird wenig oder nichts vergessen. Täglich sieht der Schüler den Schatz seines Erlernten wachsen und sich mehren, dadurch schreitet er mit mehr Muth und Zuversicht vorwärts, denn Schüler und Lehrer fühlen, daß kein Schritt, keine Stunde verloren ist. Bei der alten Lehrart ist alle Uebung des Analysirens, Vergleichens und Beziehens auf Vergangenes fast null. Bei der neuen hingegen ist sie die Seele, denn kein Schritt wird ohne sie gethan. Dort häuft der Lehrer Regeln auf Regeln, Definitionen auf Definitionen, und dies nennt er dann expliciren. Hier expliciren die Erscheinungen in Sprachen und Wissenschaften allein, das Wort Regel und Definition wird nie gehört. Das Nichtexpliciren ist gerade das Charakteristische der neuen Methode. Bei ihr muß der Schüler alles von selbst finden. Hat er etwas gelernt, so wiederholt er es, um es noch besser zu lernen und nicht zu vergessen. Er vergleicht das, was er noch nicht recht inne hat mit dem, was ihm ganz geläufig ist, und entdeckt gleich Beziehungen. Nach vielem Sehen und Vergleichen schreitet er zum Entwickeln, Generalisiren, Nachahmen und zum eigenen Schaffen fort. Das einzige Geschäft des Lehrers besteht nach Jacotot in Folgendem: Durch verständiges, fortschreitendes, unerschöpfendes Fragen dem Schüler seinen Epitome recht verständlich machen und erweitern, die Uebungen angeben und richtig leiten, die Schüler aufmuntern und ihnen Muth und Zutrauen in ihre eigene Kraft beibringen, mit einem Wort thun, was einst Sokrates that, denn die Jacotot'sche Ent-

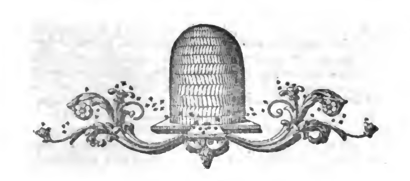
wicklungsmethode hat die Sokratische Lehrart zur Grundlage. Den Umstand, daß der Lehrer nichts expliciren darf, hat man bisher am schwersten in dem Jacotot'schen allgemeinen Unterricht begreifen können. Aber gerade diesem Grundsatz verdankt er seine außerordentlichen Erfolge, denn dadurch werden die Schüler zum eigenen Denken genöthigt, und daran gewöhnt. Und wenn man recht nachdenkt, so findet man, daß alle Mängel der alten Lehrmethode aus der Vernachläßigung der intellektuellen Erregung und Selbstthätigkeit kommen. Alles Expliciren ist ein Fehler und ein großer Mißgriff, denn der Lehrer kann sich dabei nicht anders verständlich machen, als wenn er die Beziehung zeigt, worin die neue Idee zu denen steht, die der Zögling schon hat. Welcher Lehrer aber kann diese kennen. Dies wird nicht einmal aus des Schülers Worten klar, denn die früheren Lehrmethoden haben unter andern auch den großen Fehler, daß das Kind keine klaren Ideen mit seinen Worten verbindet. Je mehr Schüler in einer Klasse sind, desto größer wird die Schwierigkeit, ihnen Explikationen zu machen. Diese machen auch die jungen Gemüther faul und unthätig, ihr Denkvermögen bleibt ohne Uebung, es verliert alle Elasticität und Kraft. Wird aber der Zögling dahin gebracht, daß er selbst beobachtet: so entdeckt er nothwendig durch eigenes Nachdenken, und das Entdeckte ist ihm werth, weil er es selbst gefunden. Alles, was der Schüler auf diese Art erwirbt, wird ihm als Eigenthum lieb, er sucht es zu erhalten, zu verbessern und zu vermehren. Diese Freude ist mit die edelste des kindlichen Herzens, das sie bei den andern Lehrmethoden uns selten, und nur bei fleißigem eigenen Arbeiten empfindet, weil der Schüler da selbst nichts findet und erwirbt, sondern nur vom Lehrer empfängt. Auf diesem Weg haben die gelehrtesten Explikationen keinen Werth für ihn und er vergißt sie leicht. Wenn die Lehrer aufrichtig seyn wollen, so müssen sie gestehen, daß ihren Schülern gerade die Lektionen am wenigsten genuzt haben, wo sie am besten erklärt und gesprochen haben, denn in diesen Lektionen thaten ihre Schüler am wenigsten. Bei der Anwendung der Jacototschen Methode auf den Unterricht in Sprachen wird mit einem leichtverständlichen Buch in der zu erlernenden Sprache begonnen, dem eine wörtliche Uebersetzung in der Muttersprache zur Seite steht. Nachdem die Aussprache erlernt ist, beginnt das Vergleichen, Zerlegen, wiederzusammensetzen, in der fremden Zunge, immer mit Rücksichtsnahme auf die Muttersprache. Wenn das Buch endlich auf diese Art zu Ende gebracht ist, wird der Telemach in der zu erlernenden Sprache vorgenommen und gleiches Verfahren damit beobachtet. Thut der Lehrer dabei seine Pflicht, so erlernt der Schüler in wenigen Jahren die fremde Sprache in einer Vollkommenheit, die bisher bei einem dreifach langen Sprachunterricht nach anderen Methoden nicht erreicht werden konnte. Die Jacotot'sche Lehrart ist in neuester Zeit auch mit ausgezeichnetem Erfolg auf das Zeichnen angewendet worden, und dabei wurde nicht mit Erlernung gerader und krummer Striche, Nasen, Augen und Händen begonnen, sondern mit dem Kopf des Belvederischen Apollo.

Da bei allem Sprachunterricht der Fenelon'sche Telemach zum Grunde gelegt ist, so mußte derselbe in alle europäische Sprachen übersezt werden. Dies ist denn nun auch schnell hintereinander mit dem Alt- und Neugriechischen, dem Lateinischen, Italienischen, Spanischen, Englischen u. s. w. geschehen.

In Nr. 2. sehen wir den deutschen Telemach für diesen Zweck. Ueber dieses Buch wäre kein Wort zu sagen, befänden sich nicht in der Einleitung vier Seiten kurzgefaßter Bemerkungen über die deutsche Literatur, die in Frankreich bedeutendes Aufsehen erregt haben, deren Widerlegung versucht, aber von dem deutschen Verf. in einer eigenen Schrift zurückgewiesen wurden. Die Hauptbemerkungen drehen sich darin um Kant und Goethe. Ersterer wird nach Gerando, Buchon und Reinhold ein Mystiker genannt, und dabei Cousin in Paris arg mitgenommen. In Beziehung auf Goethe sagt er zu seinen jungen Lesern: Hütet Euch wohl, diesen Goethe zu lieben, der nur darum achtzig Jahre gelebt hat, um seinem Vaterland so lange den traurigen Anblick des schönsten Talents zu zeigen, hinter dem der Charakter so weit zurückbleibt. Welch' zweideutige Ehre in Werthers Leiden die Gemüther für das Unrecht und Laster ohne Reue und Tadel zu gewinnen, und in andern Werken unsere Sympathie durch unsittliche Leidenschaften zu erregen. Dagegen erhob sich höchlich tadelnd ein französischer Göthecorax und schrie über Versündigung gegen den heiligen Geist, schwieg aber stille, als der Verfasser Zehner in einer eigenen kleinen Schrift darthat, daß die Deutschen in Beziehung auf Goethe endlich auch zur Besinnung gekommen seyen, da sie bei voller Anerkennung seines Dichtergeistes doch die Richtung tadeln, die Goethe in seinen mehrsten Werken genommen hat. „Goethe — so sagt der Verfasser — hat seine Nation nie erheben und in ihren großen Restaurationsmomenten ist er ihr nie vorangeschritten. Die Erhebung der Gemüther zum Höheren, Heiligen und Reinen war nie seine Sache, und es war ihm ganz einerlei, daß durch seine Schriften und Dichtungen den guten Sitten Hohn gesprochen wurde. Dies war der Fall mit Werthers Leiden, und, als die Sittenlosigkeit aus Frankreich nach Deutschland herüber gekommen war, und eine armselige Literatur hervorgebracht hatte, mit Stella, den Mitschuldigen u. s. w."

Mr.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 65. — 24. Juni 1831.

Sprachlehre.

(Fortsetzung.)

4) Lehrbuch der französischen Sprache nach Hamiltonschen Grundsätzen. Von Dr. Leonhard Tafel. Ulm. In Kommission bei Löfflund und Sohn in Stuttgart, 1831.

5) Lehrbuch der italienischen Sprache. Von demselben. Daselbst.

Die Hamilton'sche Methode ist von der Jacototschen nicht verschieden. Sie ist nur deren specielle Anwendung auf die Erlernung fremder Sprachen. Sie hat den nämlichen obersten Grundsatz, die Schüler durch praktische Uebung in den Beispielen die Regeln von selber finden zu lassen, und dadurch die ungeheuere Geisttödtende und doch meist fruchtlos verschwendete Zeit zu ersparen, welche die Schüler nach der alten Methode aufwenden müssen, um erst ganz abstrakte grammatikalische Regeln und zahllose einzelne Vokabeln ohne Zusammenhang zu lernen, ehe sie ans Uebersetzen kommen. Was die Jacototsche Methode zunächst für den Elementarunterricht in der Muttersprache ist, das ist die Hamilton'sche für den auf jenen gebauten Unterricht in fremden Sprachen. Die nähere Erörterung entlehnen wir vom Verfasser der vorliegenden, unmittelbar zum Schulgebrauch bestimmten Lehrbücher. Nachdem er in der Vorrede die übertriebenen und entgegengesetzten Anforderungen der Ultrarealisten und Ultrahumanisten in der neuesten Erziehung gegen einander abgewogen, bemerkt er mit Recht, daß in einer gewissen Ermäßigung doch beiden Anforderungen Genüge geleistet werden müsse. „Die Endfrage wird also immer bleiben, ob nicht, unbeschadet der philologischen Gründlichkeit für die neueren Sprachen und die Realien mehr Zeit gewonnen werden könnte. — Daß dies bei der gewöhnlichen Weise, die ältere Sprachen zu lehren, beinahe unmöglich ist, hat die Erfahrung bewiesen; da selbst bei der Ueberzahl der bisherigen Lehrstunden auch die tüchtigsten Lehrer einem Drittheile ihrer Schüler für den großen Zeitaufwand keinen der Rede werthen Ersatz zu bieten vermögen, und selbst deren glücklichere Genossen mit den klassischen Schätzen nicht so vertraut sind, als sich nach der darauf verwendeten Zeit erwarten ließe. — Nehmen wir an, daß vom achten bis fünfzehnten Jahre monatlich 96 Stunden öffentlich und zu Hause auf das Latein verwendet werden, so sind dies in sechs Jahren gegen 6000 Stunden; und in diesen 6000 Stunden werden außer einem Elementarbuche und einer Chrestomathie höchstens zwei bis drei Schriftsteller und auch diese nur fragmentarisch gelesen, während vielleicht die Hälfte der Schüler nicht im Stande ist, ein Exercitium fehlerfrei, geschweige denn zierlich ins Lateinische zu übersetzen. —

Da nun diese Leistungen mit dem Zeitaufwande in gar keinem Verhältnisse stehen und selbst die geschicktesten Lehrer bei der gewöhnlichen Methode nicht mehr leisten können, so kann die Schuld davon nicht an dem Lehrer, sondern sie muß an der Unterrichtsmethode liegen.

Betrachten wir diese etwas näher, so finden wir, daß der Schüler eine vierfache Aufgabe zu lösen hat. Er soll 1) die Form, 2) den Stoff der fremden Sprache auffassen, 3) durch das (an sich höchst zweckmäßige, logische) Konstruiren denken und 4) das Gedachte dem Genius der Muttersprache gemäß ausdrücken lernen. Dieser Anforderung genügt aber nur der Fähigere, während der minder Begabte aus dieser Uebung nicht nur keinen formellen oder materiellen Nutzen zieht, sondern durch das zur Gewohnheit gewordene unklare Hindämmern über das seine Kräfte übersteigende Pensum oft für sein ganzes künftiges Leben den größten Schaden nimmt.

Soll nun der Gegenstand, was erste Pflicht des Lehrers ist, bei der Gesammtzahl der Schüler wenigstens ein Minimum guter Früchte tragen, so wird der Unterricht nothwendig vereinfacht werden müssen. Man trenne die Denkübungen vom Unterrichte in dem fremden Idiom, und stelle sie in der Muttersprache an, was gewiß leichter und erfolgreicher ist, und gebe den Schülern sogleich die eigenthümliche Sprechweise und Wortstellung der fremden Sprache; wogegen beim deutschen Sprachunterrichte die strengwörtlichen Uebersetzungen als eben so viele Aufgaben für die Bildung des reindeutschen Ausdrucks mit dem besten Erfolge benuzt werden dürften.

Daß auf diesem Wege ungleich mehr geleistet werden könne, hat der unlängst in Dublin verstorbene Nordamerikaner Hamilton durch eine Reihe von Versuchen (und nach ihm Andere) aufs genügendste dargethan.

Im Jahre 1816 machte sich Hamilton in New-York anheischig, (nach den von Locke angedeuteten Lehrgrundsätzen) seine Schüler in 15 Lektionen so weit im Französischen zu bringen, daß sie mit seiner Hülfe in einer gewöhnlichen Lehrstunde ein Kapitel in dem neuen Testamente übersetzen könnten. Im Februar hatten sich acht aus siebzig Individuen bestehende Klassen gebildet, und unter diesen war kein einziger, der dies nicht in der zehnten Lektion gekannt hätte. —

Mit einer Masse von Zeugnissen begab er sich später nach England: allein selbst die einfachste Angabe der Resultate seines Systems mußte den Verdacht der Marktschreierei erregen. Man glaubte ihn zum Wenigsten in einer seltsamen Täuschung befangen.

Die Hamiltonische Lehrmethode ward jedoch später durch die zuverläßigsten Versuche erprobt. Eine Anzahl Engländer unterzeichneten eine Summe, um Hamilton in Stand zu setzen, zwölf 12—14jährige Knaben sechs Monate lang zu unterrichten. Es war Bedingung, daß sie keine weitere Vorkenntnisse, als die des Lesens und des Schreibens haben durften. Man erhielt statt der 12 blos 8 Knaben, und nach sechsmonatlichem Unterrichte lieferte ihre Prüfung folgende Resultate, die hier aus dem Morning Chronicle vom 16. Nov. 1825 im Auszuge gegeben werden: „Hamiltonisches Lehrsystem: Wir wohnten gestern der Prüfung von 8 Knaben bei, welche seit dem Monat Mai von Hamilton unterrichtet wurden. Diese 12—14jährigen Knaben armer Eltern konnten zu Anfang des Lehrkurses leidlich lesen und schreiben. Sie hatten während der sechs Monate Latein, Französisch und Italienisch gelernt, und wurden gestern im Beiseyn der Herren John Smith, Esq. G. Smith, Esq. J. Mill, des Geschichtschreibers von Brittisch Indien, Major Carnac, Major Thomson, Cowel und andrer angesehener Männer examinirt. — Zuerst lasen sie verschiedene von den Anwesenden bezeichnete Stücke der lateinischen Uebersetzung des Evangeliums Johannis und der Kommentare Cäsars. Sie übersetzten mit einer Leichtigkeit, die man bei Knaben unserer gewöhnlichen Schulen nach 4, ja 5 Jahren vergeblich erwarten würde. — Sie waren mit dem ganzen Wortschatze genannter Schriften in hohem Grade vertraut. Ihre Kenntniß der Redetheile war beträchtlich, jedoch nicht so auffallend, da die Hamiltonische Lehrmethode dem natürlichen Gange der Spracherlernung folgt, und die Knaben erst dann analysiren läßt, wenn sie bereits einen Grad von Vertrautheit mit dem fremden Idiom gewonnen haben. — Dieselben Versuche wurden mit gleichem Erfolge im Französischen und Italienischen gemacht; so daß nach unserer besten Ueberzeugung die Aufgabe als gelöst betrachtet werden darf.“

1. Erster Grundsatz ist, daß der Lehrer lehre, nicht dem Schüler Pensa zum Lernen anweise. Jeder Lehrer, er mag vortragen, was er will, lehrt zwar bis auf einen gewissen Grad; der unterscheidende Charakter des Hamiltonischen Unterrichts ist aber, daß der Lehrer besonders im Anfange und geraume Zeit später dem Schüler Alles gibt, ihn keinen Augenblick sich selbst überläßt und voraussezt, daß ihm der Lehrgegenstand völlig fremd sey.

2. Zweiter Grundsatz ist, daß der Lehrer mit der Erklärung der Wörter beginne. Auf diese Art lernt das Kind zuerst die Sprache, es bemerkt, daß gewisse Töne gewisse Dinge bedeuten, und versucht endlich das Gehörte nachzubilden. Lange schon ist es mit dem Sinne der Wörter bekannt, ehe es sie verbinden und Sätze zusammensetzen lernt. Nach der bisherigen Methode, ältere Kinder fremde Sprachen zu lehren, hat man diese Ordnung umgekehrt und läßt sie die technischen Benennungen, welche die Grammatiker einzelnen Wörtern gegeben, die Klassifikation derselben und die Regeln ihrer Zusammensetzung auswendig lernen, ehe man sie die Bedeutung

einzelner Wörter lehrt, die doch nothwendig zuerst gelehrt werden sollten.

3. Dritter Grundsatz ist, daß der Schüler mit der sogenannten buchstäblichen oder wörtlichen Bedeutung der Wörter und vorerst mit *keiner* andern bekannt gemacht werde. Da die große Mehrzahl der Wörter ursprünglich zur Bezeichnung *eines* Gegenstandes, *einer* Eigenschaft diente, so haben sie auch *eine Grundbedeutung*, der sich im Laufe der Zeiten eine zweite, dritte, vierte angefügt hat. Die Hamiltonische Methode macht auf leztere erst in einer spätern Periode aufmerksam, weil der bildliche Gebrauch in jeder Sprache im Einklange mit dem besondern Genius derselben divergirt.

4. Vierter Grundsatz ist, daß der Schüler mit der buchstäblichen Bedeutung der Wörter durch den *Lehrer* bekannt gemacht werde. Den Schüler solche in dem Wörterbuche aufsuchen zu lassen, da doch ein einziger Laut des Lehrers sie bezeichnet hätte, schiene unglaublich, wenn es nicht allgemein üblich wäre.

5. Fünfter Grundsatz ist, daß der Schüler die buchstäbliche Bedeutung der Wörter durch *mündliche Mittheilung des Lehrers* vernehme. So erhält er mit der Bedeutung zugleich die richtige Aussprache, das Ohr wird wie das Auge instruirt, zwei Sinne zugleich gelehrt; der Laut und der Sinn, zugleich mitgetheilt, verschwistern sich und prägen sich dem Gedächtnisse leichter ein.

6. Sechster Grundsatz ist, daß man die Bedeutung der Wörter mündlich in einer Klasse einübe. Der große Vortheil eines geordneten Klassenunterrichts hat sich durch lange Erfahrung bewährt.

7. Die Bedeutung der Wörter wird nicht isolirt, sondern im Zusammenhange durch die Ideenassociation dem Gedächtnisse eingeprägt.

8. Sollen aber Wörter nicht vereinzelt, sondern im Zusammenhange eingelernt werden, so muß dies in ganzen Sätzen und Satzverbindungen geschehen. Das Uebersetzen ist demnach das erste, was der Hamiltonische Schüler gelehrt wird. Die gewöhnliche, man darf sagen, allgemeine Lehrmethode ist gerade umgekehrt. Der Lehrer beginnt damit, die Schüler die Grammatik auswendig lernen und die Feinheiten und Abstraktionen der Etymologie und der Syntaxe bemerken zu lassen.

9. Um den Schüler mit der bestimmten Bedeutung und Geltung jedes einzelnen Wortes bekannt zu machen, schiebt Hamilton demselben ein gleichbedeutendes in der Muttersprache unter, und bildet dessen grammatische Form so genau und unabweichlich nach, daß, wer mit dem Technischen der Grammatik vertraut ist, jeden übersezten Satz, wenn er auch die fremde Sprache gar nicht kennt, sogleich analysiren könnte. Von solcher Wichtigkeit ist ihm diese buchstäbliche Uebersetzung, daß der ganze Bau und der Genius der Muttersprache, wo es nöthig ist, geopfert, ihre Eleganz, selbst die Deutlichkeit hintangesezt, neue Wörter geschaffen, selbst Barbarismen, wo immer diese Hülfsmittel erforderlich sind, aufgenommen werden. Auf keinem andern Wege kann dem Schüler eine getreue, wörtliche Abgränzung der fremden Sprache gegeben werden. Die Wichtigkeit dieses Princips ward schon von Locke anerkannt; als er es aber anwenden wollte, gab er, wie aus seinen hinterlassenen Uebersetzungen ersichtlich ist, keine strengwörtliche Analyse.

Eine *strengwörtliche* Uebersetzung des fremden Idioms muß nothwendig zur *Gründlichkeit* führen. Es ist bekannt, daß bei dem Gewöhnlichen, freiern Uebersetzen sich gar gern Ungenauigkeit und eben damit Unklarheit, dieser große Feind der Gründlichkeit, einstellt.

10. Wesentliches Erforderniß dieser Methode ist, daß die erste Lektion durchaus verstanden ist, ehe man zur zweiten schreitet. Alles geht stufenweise. Kein dunkler Punkt darf in dem Theile des Lehrfeldes bleiben, das der Schüler im Augenblicke vor sich hat. Auch ist dies nach der ganzen Anlage des Unterrichts unmöglich, da der Lehrer es sogleich bemerkt, wenn die Aufmerksamkeit des Schülers abschweifen will.

11. Nächst dem Verständnisse der Lektion ist das Memoriren derselben wesentliches Erforderniß. Nie wird zur zweiten Lektion geschritten, als bis sich die vorhergehende dem Gedächtnisse vollkommen eingeprägt hat, dies wird auf das Zuverläßigste erzielt. Bei dem Uebersetzen wird natürlich eine große Anzahl Wörter in jeder Lektion häufig wiederholt, und da demselben Worte unabänderlich die gleiche Bedeutung gegeben wird, so verbindet sich dies unmerklich, aber unvertilgbar mit demselben. Dies ist ein Hauptgrund, weßwegen die Kenntniß der Wörter so erstaunlich schnell gewonnen wird.

12. Sobald der Schüler konstruiren kann, liest er, so viel er Zeit gewinnt; denn wenn er Niemand um sich hat, mit dem er in der fremden Sprache sich unterhalten kann, so erwirbt er sich blos durch Lektüre eine ausgedehnte Wörterkenntniß. — Wenn Hamilton sagt, daß eine Sprache in so und so viel Lektionen erlernt werde, so darf man darunter nicht die angegebene Stundenzahl des öffentlichen Unterrichts verstehen; dazu kommen noch die des Privatstudiums. Dies war ein Hauptgrund der Mißschätzung seines Systems. Wenn der Schüler 15 bis 20 Bände gelesen hat (was nach dem Hamiltonischen Lehrsysteme, wo die Wörter sich äußerst schnell dem Gedächtnisse einprägen, nichts Schwieriges ist), so muß er natürlich eine große Anzahl Wörter, und gerade die nützlichsten, weil sie am häufigsten vorkommen, auswendig wissen.

13. Sobald dies der Fall ist, und nicht eher lernt er die Klassifikation der Wörter, die Terminologie ihrer Beziehungen und die Gesetze ihrer Zusammenfügung. —

Dann bildet die Grammatik das Hauptstudium. Weil Hamilton nicht mit der Grammatik anfängt, so glaubte man irriger Weise, daß er auch nicht damit beschließe. Daher die so allgemein verbreitete Ansicht, daß man bei dieser Methode nur eine oberflächliche Kenntniß der Sprachen, einen Schein von Gelehrsamkeit erhalte, aber unmöglich zum gründlichen Gelehrten gedeihe. In der höhern Abtheilung des Lehrkurses wird im Gegentheile die Sintax und die Grammatik in ihrem weitesten Umfange gelehrt.

14. Nachdem der Schüler eine gehörige Wörterkenntniß und Vertrautheit mit den Regeln der Grammatik erworben hat, übersezt er aus der Muttersprache in die fremde. Bis jezt war sein Endzweck blos ein analytischer, die Wörter und Sätze aufzulösen, sich der Bedeutung jener und des Baues dieser zu bemeistern, von jezt an ist es der umgekehrte, der synthetische."

Schließlich werden Versuche, die bisherige Methode mit der Hamiltonischen zu vermitteln, bekannt gemacht. Sie beschränken sich darauf, neben dem Hamiltonischen Uebersetzen von Anfang an auch einigen grammatikalischen Unterricht zu ertheilen, und in Nebenstunden die gründlich treue, aber barbarische Uebersetzung in eine geschmackvollere umzuwandeln.

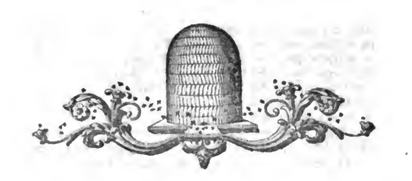
6) Lehrgang der deutschen Sprache für Volksschulen, enthaltend ein Sprachbuch in fünf Abtheilungen und eine Anleitung zum Gebrauche desselben in zwei Abtheilungen. Bearbeitet von W. Stern und J. Gersbach. Karlsruhe, Braun.

Obgleich die Verfasser nach alter Weise systematisch von der Regel ausgehn und dieselbe durch Beispiele erläutern, nicht nach der neuen Jacotot'schen Weise erst vom Beispiel zur Regel gelangen, so halten doch auch sie immer die Einübung für die Hauptsache, die Routine im Gebrauch, in der Anwendung für den Zweck, das systematische Erlernen der Regel nur für das Hülfsmittel. Besonders glücklich ist dabei ihr Verfahren durch das Auffinden von Sprachähnlichkeiten die Phantasie der Kinder mit ins Spiel zu ziehn. Man kann leicht bei jedem Kinde bemerken, daß es, sobald es nur buchstabiren kann, auch sogleich sagt: Diese Sylbe z. B. mu, klingt ja wie Mutter, oder wie muß, munter ꝛc. Diesem natürlichen Triebe zur Vergleichung muß man nun zu Hülfe kommen. Die Verfasser thun es, indem sie immer verwandte Wörter, namentlich die mit gleichen Endungen zusammenstellen, und den Schüler mehr dergleichen aufsuchen lassen. Bei der Lehre von den Lauten hätten wir jedoch gewünscht, daß die Verfasser zur nähern Bezeichnung des kurzen End—e, z. B. in Rede, Fabel ꝛc., welches sich sowohl von dem scharfen e in Egel, Eber ꝛc., als von dem breiten e in der, Segen ꝛc. unterscheidet, nicht ein ä gewählt hätten, denn der Unterschied dieses e läßt sich z. B. in dem Wort Fabel eher durch das österreichische Fabl, als durch Fa-bäl ausdrücken.

Was die Satzlehre betrifft, so unterscheiden sich die sieben hier aufgestellten einfachen Satzarten nur durch die verbalische, adjektivische oder substantivische Form des Prädicats, nicht durch dessen verschiedene Bedeutung. In lezterer Hinsicht müßten sie sich als Sätze, die ein Seyn überhaupt, ein Seyn im Raum, ein Seyn in der Zeit, ein Seyn in der Gattung, eine Eigenschaft im Wesen oder endlich eine Handlung und deren Ursache, Mittel, Zweck ꝛc. behaupten, dem Sinne nach unterscheiden, gleichviel ob z. B. die Zeitbestimmung im Prädikat durch ein Verb, Adverb oder Substantiv ausgedrückt wäre. Ein dem ersten Unterricht in Volksschulen gewidmetes Buch darf, um von der so nöthigen Einfachheit nicht abzuweichen, zunächst nur die sprachlichen Satzformen im Auge halten; doch sind wir der Meinung, daß auch schon der jugendlichste Verstand fähig ist, jene sechs Gedankenunterschiede im Prädikat sich einzuprägen, und daß diese wenigen Grundbegriffe sehr geeignet sind, dem Schüler die Uebersicht über die mannichfachen Satzformen zu erleichtern, hat Referent, welcher früher Jugendlehrer war, aus eigener Erfahrung erkannt. Auch der jüngste Schüler wird von selber darauf aufmerksam, daß man in sprachlich verschiedenen Sätzen doch genau den nämlichen Gedanken ausdrücken kann, und er gefällt sich darin, die verschiedenen Ausdrucksweisen zu suchen. Auch hierin sollte der jugendliche Trieb den Lehrern einen Wink geben, es ja nicht zu versäumen, Verstandesanlagen auszubilden, sobald sie sich zeigen. Also unbeschadet der Sprachformen ließen sich die Denkformen zugleich mit denselben lehren. Ich würde jene allerdings zuerst lehren, dann aber auch diese, und sofort den Schüler die verschiednen Sprachformen suchen lassen, in welchen derselbe Gedanke ausgedrückt werden kann. So ist z. B. das Prädikat der Eigenschaft in den Sätzen: Die Spartaner waren kriegerisch, waren Krieger, führten viele Kriege ꝛc. nur sprachlich verschieden, nicht aber dem Gedanken nach. So auch: die Rose blüht, ist in der Blüthe, hat Blühen ꝛc. — Bei der Periodenlehre haben sich die Verf. genöthigt gesehn, auf diese verschiednen Ausdrucksweisen desselben Gedankens aufmerksam zu machen, doch ohne die oben erwähnte Grundunterscheidung eines sechsfachen Prädikats (des Seyns, des Orts, der Zeit, der Gattung, der Eigenschaft und der Handlung) ist keine völlige Klarheit in diese Lehre zu bringen.

Die große Anzahl von Beispielen, welche die Regeln vom Aussprechen und Buchstabiren an bis zur Verfertigung von Aufsätzen in gebundner und ungebundner Rede erläutern, machen das mit Fleiß und Liebe gearbeitete Buch sehr brauchbar, und wir empfehlen es mit Vergnügen.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 66. — 27. Juni 1831.

Sprachlehre.

(Fortsetzung.)

7) Cours théorétique et pratique de langue et de littérature française. Par F. L. Rammstein, prof. de langue et de littér. française a l'université de Prague. Nouvelle edition. Tom. I—III. Vienne, Gerold, 1827—1831.

Schon im Literaturblatt 1828 Nr. 93 sind Rammsteins Ideen besprochen und empfohlen worden. Auch sie sind dem Zeitgeist angemessen, den Ideen Jacotots und Hamiltons nahe verwandt. Zum Wahlspruch dienen dem Verfasser die Worte Rousseaus: Les faits! Les faits! il faut bien lire dans les faits, avant de lire dans les maximes! Allein in dem vorliegenden Werke wird die Sprache nicht gelehrt, wie Jacotot und Hamilton sie lehren, sondern so, wie sie erst nach vorhergegangener gehöriger Uebung in jenen Methoden gelehrt werden müßte. Man kann nicht wohl mit Rammstein anfangen. Wenn derselbe z. B. seinen Kursus mit den Lauten und deren Prononciation beginnt, und diese vielumfassende Lehre Theil I. von Seite 28 bis 170 abhandelt, so kann damit nicht gemeint seyn, daß Anfänger, die noch gar nichts von der Sprache wissen, sich so lange bei den feinsten Nüancen der Laute aufhalten sollen, bevor sie zu der Kenntniß der Wörter und ihrer Bedeutung übergehn. Dagegen ist das Ramstein'sche Lehrbuch ganz dafür gemacht, in einer höhern Klasse, auf einer höhern Bildungsstufe den auf Hamilton'sche Weise eingeleiteten Unterricht zu vollenden, die unzähligen, nur einzeln bei der Lektüre eingesammelten Regeln in ihrem systematischen Zusammenhange zu übersehn, und wieder eine jede durch die zahlreichen, im Buche verzeichneten Beispiele, auf den lebendigen Gebrauch in Rede und Schrift zurückzuführen. Hierzu taugt das vorliegende Werk besser als jedes andre. Es trägt den Grundsatz auf der Stirn, daß abstrakte Regeln ohne stete Hinweisung auf den Gebrauch nichts nützen; es folgt diesem Grundsatz durch alle drei Bände; es gibt nur Regeln in Beispielen, das System nur in der unmittelbaren Anwendung; es fügt mithin der trocknen Grammatik die Phraseologie hinzu, die nie in Regeln gefaßt, die immer nur am Beispiel gezeigt werden kann, und die doch, wegen ihrer großen Verschiedenheit in allen Sprachen, so wichtig ist, wie die Grammatik selbst. In allen diesen Punkten entspricht es dem Jacotot-Hamilton'schen Grundsatz, und wie diese Methode zunächst beim Anfang des Unterrichts im Beispiel die Regel zeigt, so zeigt bei der höheren Rekapitulation und systematischen Begründung des Unterrichts Rammstein wieder die Regel im Beispiel. Dieses schöne, höchst fleißig

ausgearbeitete Werk Rammsteins kann und wird seinen wahren Zweck erst dann gehörig erfüllen, wenn es in allen, der Jacotot-Hamilton'schen Methode folgenden Unterrichtsanstalten den höhern Klassen zur Revision der bisher rein praktisch in der Lektüre gewonnenen Sprachkenntnisse, und zu deren gründlich systematischen Durchbildung vorgelegt wird. Aus diesem Grunde sollten auch andre Sprachen, außer der französischen auf die Rammstein'sche Weise bearbeitet werden, und wir können dies zunächst in Bezug auf die lateinische Sprache nicht dringend genug empfehlen. Wir haben geschickte Philologen genug. Es könnte sich Einer ein großes Verdienst erwerben, wenn er einen Kursus der lateinischen Sprache nach Rammstein'schen Grundsätzen ausarbeitete. Wenn er dabei auch im Einzelnen wohl von Ramsteins Eintheilung abweichen dürfte, so wäre doch eine Anwendung des ganzen Verfahrens auch auf die lateinische Sprache eine wahre Wohlthat für die Schulen, in denen bisher so sehr die Theorie vor der Praxis vorgeherrscht hat, in denen ganz artige Grammatiker, aber höchst schlechte Phraseologisten gezogen werden, in denen es an täglicher Durchpeitschung der abgeschmackten Regeln nicht fehlt, die copia verborum aber, der lateinische Sprachgebrauch und die Unterscheidung der Latinismen von den Germanismen, die nur durch starke Lektüre und immerwährendes Rekapituliren der Beispiele eingeprägt werden können, gewaltig fehlt. Thatsache ist, daß erst, seitdem unsre Philologen sich so sehr in die spitzfindigsten grammatikalischen, später auch archäologischen Grübeleien eingelassen haben, das, was man ehemals „das lateinische Maul" nannte, nicht mehr in unsern Schulen erzielt wird, und nicht mehr erzielt werden kann, so lange jene Grübeleien alle Zeit für ein rasches Fortlesen vieler Autoren, für eine stete Uebung in den Beispielen wegnehmen.

Als einen äußerst glücklichen Gedanken müssen wir im zweiten Bande (welcher die einfache Laut- und Wortlehre schließt, während der dritte die Syntax enthält) das Lexikon empfehlen, welches in alphabetischer Folge französische Wörter enthält, die durch ihren eigenthümlichen Gebrauch in der französischen Phraseologie, oder durch ihren Doppelsinn vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen. Die Beispiele des verschiednen Gebrauchs sind allemal beigefügt.

8) Die Hauptwörter der französischen Sprache, hinsichtlich ihres Geschlechts und ihrer Pluralbildung, auf vollständige Regeln zurückgeführt von G. N. Bärmann. Berlin, Vereinsbuchhandlung, 1830.

Eine recht hübsche Zusammenstellung, allein je einfacher die Regeln sind, desto mehr finden auch Ausnahmen statt, und sich alle diese ins Gedächtniß einzuprägen, geht nicht durch Auswendiglernen, sondern nur durch lange Uebung in der Lektüre und im Sprechen. Inzwischen sind solche kleine grammatikalische Monographien sehr schätzenswerth, als Bausteine am großen Sprachlehrgebäude.

9) Erörterung der Grundsätze der Sprachlehre. Mit Berücksichtigung der Theorien Beckers, Herlings und Schmitthenners und andrer Sprachforscher. Als Prolegomena zu jeder künftigen allgemeinen Grammatik, welche als Wissenschaft wird auftreten können. Von Dr. K. Hoffmeister, Rektor des Progymnasiums zu Meurs. Zwei Bändchen, Essen, Bädecker, 1830.

Eine treffliche Kritik der jüngsten grammatikalischen und namentlich syntaktischen Systeme. Je wichtiger diese neuen Systeme sind, weil durch sie eine bisher fast ganz unsystematisch behandelte Wissenschaft überraschend schnell und glücklich gefördert worden ist, um so zweckmäßiger muß auch eine kritische Vergleichung der verschiedenen bisher geschehenen Leistungen seyn. Hat nun auch Herr Hoffmeister, wie wir darthun werden, noch nicht alle aus dieser Vergleichung sich herausstellenden grammatikalischen Streitfragen vollkommen genügend beantwortet, so ist dies dadurch gerechtfertigt, daß er seine Arbeit nur als eine Vorarbeit betrachtet wissen will. Dabei hat er aber das große Verdienst sich erworben, durch scharfsinnige Vergleichung der verschiednen Systeme andrer die fraglichen Punkte klar hervorgehoben zu haben.

Ob unsre Behauptung richtig sey, daß die Grammatik bisher fast ganz unsystematisch behandelt worden, darüber kann jeder Leser selbst urtheilen, wenn er sich nur an die Lehrbücher erinnern will, aus denen er in der Jugend das Französische, Lateinische ꝛc. gelernt. Welche unmotivirte Eintheilungen überall! Welche willkührliche Klassifikationen! Welches Konglomerat von zehntausend einzelnen Regeln ohne deren Zurückführung auf oberste Principe!

Wir übergehn die philosophischen Bestimmungen dessen, was unter Sprache überhaupt zu verstehn sey, um uns sogleich auf das praktische Gebiet der Sprache selbst zu verfügen. Hier untersucht Hoffmeister zuerst den Zusammenhang des Sprechens mit dem Denken, und behauptet mit Recht, daß man nicht jedes Wort schon einen Begriff, jeden Satz schon ein Urtheil nennen könne, weil Begriffe und Urtheile erst Resultate des reflektirenden Verstandes sind, die Sprache aber als Ausdruck von Vorstellungen oder einer Reihe von Vorstellungen (vom

Verfasser etwas willkührlich Gedanken genannt) eher da sey, als jene Reflexion. Dies ist gewiß wahr. Die Sprache ist anfangs so unvollkommen wie das Vorstellungsvermögen bei geringem Denkvermögen, und erst wie das leztere sich schärfer ausbildet, bildet es auch die Sprache darnach aus. Also ist auch das Wort ursprünglich nur eine Vorstellung, nicht schon ein Begriff zu nennen.

Damit steht aber geradezu im Widerspruch, daß Becker und nach ihm Hoffmeister behauptet, das erste Wort in der Sprache müsse nothwendig ein Verbum gewesen seyn, der Ausdruck einer Thätigkeit, nicht aber eines Leidens, oder einer Ruhe. So gewiß es ist, daß die Sprache eher das Thun ausgedrückt hat, als das Leiden, so gewiß ist es auch, daß sie den Thäter, das thuende Subjekt, eher ausgedrückt hat, als das Thun. Zwar sagt unser Verfasser, die Sprache habe das Subjekt nicht ausgedrückt, weil es als gegenwärtig sich schon von selbst verstanden habe; indeß kann ein solches Sichvonselbstverstehn des Subjekts nur eine Ausnahme, nie die Regel seyn. Die Regel, wie sie in der Natur liegt, ist, daß der Mensch zuerst die Dinge benennen will, die ihm am meisten auffallen. Diese Lust, den Dingen einen Namen zu geben, zeigen noch täglich die Kinder. Was aber den noch unschuldigen, begriffs- und sprachlosen Menschen am meisten auffällt, das sind Dinge, von denen sich noch nicht bestimmen läßt, ob es Substantiva oder Verba sind. Diese auffallenden Dinge können eins oder das andre, können beides zugleich seyn, erst später unterscheidet der Verstand beides. So fallen in der ersten Vorstellung und Benennung gewiß die Sonne (als Substantiv) und ihr Leuchten (als Verb) in Eins zusammen. Daß aber der Begriff der Thätigkeit oder des Verbs nicht älter seyn kann, als der des thätig seyenden Subjekts oder Substantivs, das ist sonnenklar, weil beide Begriffe, das Thun und der Thäter, sich ergänzen und ohne einander nicht gedacht werden können. Sind sie aber der Zeit nach einander gleich, so steht doch dem Range nach immer das Substantiv dem Verb voran und gilt als das ältere, weil man nach einer nothwendigen Causalverbindung sich die Wirkung immer erst hinter der Ursache denkt.

So schön nun auch die Becker'sche Ansicht mit der alten philosophischen Lehre, daß nicht Tod und Ruhe, sondern Bewegung das Princip der Dinge und also auch der Sprache sey, zusammenstimmt, so sind wir doch überzeugt, daß das erste Wort der Sprache kein Verb, auch kein Substantiv, sondern ein Wort gewesen ist, in welchem diese Begriffe noch unzertrennt bei einander gewohnt haben. Daß in diesem Wort aber die substantivische Form lange die herrschende geblieben sey, nachdem schon die verbale Bedeutung dem Begriffe nach darin unterschieden worden, scheint aus der alten Symbolik und Hieroglyphik hervorzugehn; denn wollten die Alten am Substantiv Mann den Verbalbegriff des Heldenruhms, des Glanzes bezeichnen, so thaten sie dies durch kein Verbalwort, sondern sie malten eine Sonne hin; und wenn sie an der Sonne selbst ihre versengende und tödtende Thätigkeit bezeichnen wollten, so thaten sie dies auch nicht durch ein Verbalwort, sondern sie gaben der Sonne Pfeile. Gewiß war der Begriff des Verbs schon lange entwickelt, ehe die Verbalform dafür gefunden wurde, und lange wurden Verba nur durch Substantiva ausgedrückt.

Die Eintheilung aller Wörter in Inhaltswörter und Formwörter, je nachdem sie einen Gegenstand der Rede ausdrücken, oder nur als formelle Bestimmungen der Rede dienen, ist durchaus lichtvoll und vereinfacht die Klassifikation. Auch die Eintheilung der einzelnen Wortarten, namentlich z. B. der Verba, ist höchst empfehlenswerth.

Besondre Sorgfalt hat der Verfasser auf die Untersuchung über den Modus gewendet, und das Resultat, daß die Modi auf das Verhältniß des Satzes zum Sprechenden zurückzuführen seyen, ist ein vollkommen richtiges. Wie man je die Modi des Verbs mit den Kasus des Nomen hat verwechseln können, (Theil II. S. 137), ist uns unbegreiflich. Der Modus hat der Bedeutung nach nicht das mindeste mit dem Kasus gemein; und daß er formell das Verb flektirt, wie der Kasus das Nomen, das begründet keine Verwandtschaft. Der Modus ist am nächsten mit dem persönlichen Pronomen verwandt, er bezeichnet nämlich wie dieses ein rein subjektives Verhältniß des Sprechenden zum Gesprochenen. Wie nämlich Becker ganz richtig die Wörter eintheilt in Inhaltswörter und Formwörter, so müssen die leztern wieder getheilt werden in Formwörter, welche Verhältnisse des objektiven Inhalts zu sich selbst bezeichnen, und die Formwörter, welche nur Verhältnisse des sprechenden Subjekts zu jenem objektiven Inhalt bezeichnen. Die leztern sind zunächst die persönlichen Pronomina, die Fürwörter, welche den Unterschied der sprechenden, angesprochenen oder besprochenen Person ausdrücken. In Bezug auf den objektiven Inhalt des Gesprochenen ist es ganz gleich, ob ich oder ein andrer, und ob ich zu dir oder einem andern spreche; diese Verhältnisse haben lediglich Bedeutung für das Subjekt des Sprechenden. Ganz so verhält es sich aber auch mit dem Modus. Ob ich etwas als bestimmt aussage, oder blos darnach frage, oder es wünsche, es bezweifle, befehle 2c., das verändert jenes objektive Etwas nicht, es hat lediglich Bedeutung für das sprechende Subjekt. Daher gehören die persön-

lichen Pronomina und Modi, obgleich wieder unter sich verschieden, doch in Eine Klasse, nämlich in die Klasse der Sprachformen, welche nur die Verhältnisse des sprechenden Subjekts zu dem gesprochnen Objekt ausdrücken. Die erstern bezeichnen das Verhältniß, in welchem das gesprochne Subjekt zu dem sprechenden steht, die andern das Verhältniß, in welchem das gesprochne Prädikat zu dem sprechenden Subjekt steht. Dies leztere ist beim Indikativ, Interrogativ, Optativ, Imperativ vollkommen klar, denn diese Modi treten nur ein, wenn bezeichnet werden soll, daß das sprechende Subjekt das, was es von dem gesprochnen Objekt aussagt, weiß oder noch nicht weiß und darnach frägt, oder es wünscht, oder befiehlt, welches alles Verschiedenheiten sind, die lediglich im redenden Subjekt liegen. Der Konjunktiv allein könnte Zweifel gegen diese vollkommen richtige Theorie erregen, weil er öfters nicht vom sprechenden, sondern nur vom besprochnen Subjekt abhängt; allein immer wird diesem Leztern die Funktion des erstern substituirt, wenn der Konjunktiv gebraucht wird. Wenn ich z. B. sage: Er wußte nicht, ob er kommen würde — so hängt der Konjunktiv würde zwar nicht von mir, dem sprechenden Subjekt, ab, sondern von dem besprochnen Subjekt Er, allein dieses leztere hat wieder im Wissen, Zweifeln, Fragen, Wünschen, Befehlen die nämliche Funktion wie das erstere, und das Verhältniß bleibt dasselbe. Wo irgend ein Konjunktiv, wo überhaupt ein persönlicher Modus außer dem Indikativ vorkommt, da wird er auch stets von einem Subjekt abhängen, welches jene Funktion hat. Dies ist wenigstens im Deutschen der Fall, und die deutsche Sprache verfährt darin eben so vernünftig und dem Sprachsinn angemessen, als die lateinische Sprache unvernünftigerweise, blos einem mechanischen Gesetz huldigend, den ursprünglichen Sinn vergißt, daher die Lateiner rein objektive Konjunktive haben, wie sie rein quantitative Tonlängen und Kürzen haben, welche beide nicht mehr aus dem Sinn und Geist der Sprache hervorgehn, sondern nur deren Material anhängen. Dies ist der große Unterschied des lateinischen und des deutschen Konjunktivs, wie des lateinischen Rhythmus und des deutschen Sinn-Accents.

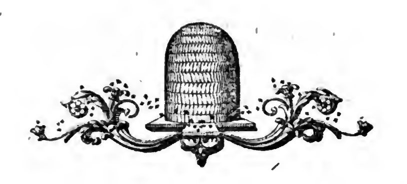
Die Festhaltung dieser wenigen Gesichtspunkte dürfte sehr dazu dienen, eine der schwierigsten grammatikalischen Lehren aufzuklären.

10) Praktische Rhetorik für die obern Klassen der Schulen und zum Selbstunterricht. Von Ch. F. Falkmann. Hannover, Hahn, 1831.

Eine ungeheure Menge von Regeln, welche leider durch keine scharfe und augenfällige Eintheilung und klare Koncentration der Hauptideen zur Uebersicht gebracht werden. In den Erklärungen herrscht zum Theil eine Dunkelheit und Unbestimmtheit, die nicht zu rechtfertigen ist. Was soll ein Schüler z. B. mit folgender Definition des Satzes anfangen? „Begriff des Satzes. Der Satz ist der Darsteller derjenigen Verknüpfung von Vorstellungen, welche man ein Urtheil zu nennen pflegt. Wir urtheilen aber, wenn wir uns des Verhältnisses zwischen gewissen Vorstellungen auf eine bestimmte Weise bewußt werden, oder: — wie man es auch ausdrücken kann — wenn wir bei uns entscheiden, ob oder wiefern eine Vorstellung sich einer andern als Eigenschaft (Merkmal dgl.) beilegen lasse. Leztere heißt dann das Subjekt (etwa: die Bezugsvorstellung), erstere das Prädikat (etwa: die bezogene V.). Insofern nun eine Reihe Worte sich auf ein solches Verhältniß zurückführen läßt, heißt es ein Satz." Seite 58. „Zu nennen pflegt — gewisse Vorstellungen — oder wie man es auch ausdrücken kann — etwa," alles das sind schwankende Ausdrücke, die sich niemals in einer Defination finden lassen müssen, in der es auf die präciseste Gewißheit ankommt. Ueberdies ist die Definition falsch, denn wenn ich sage „der grüne Baum" so bin ich mir auf bestimmte Weise bewußt, daß die Vorstellung „grün" zu der Vorstellung „Baum" in einem Verhältniß steht, und ich habe bei mir entschieden, daß sich das Grüne dem Baum als Eigenschaft beilegen lasse, und dennoch ist das, was ich sage „der grüne Baum" noch lange kein Satz. — Der Satz enthält nicht ein bestimmtes Bewußtseyn, nicht ein Entschiedenseyn bei sich (der fragende Satz beruht im Gegentheil auf Unentschiedenheit), sondern der Satz enthält eine Behauptung gegen Andre, d. h. eine Bejahung oder Verneinung, oder eine Aufforderung zur Bejahung oder Verneinung (bei Fragen, Wünschen rc.) Diese Behauptung allein ist es, welche den Satz „der Baum ist grün" von der bloßen Vorstellung „der grüne Baum" unterscheidet.

Je weniger aber der theoretische Theil dieser Rhetorik zu empfehlen ist, um so mehr ist es der praktische. Der Verfasser hat mit unsäglichem Fleiße für alle seine Regeln Beispiele gesammelt und diese Proben, so wie die hinzugefügten Aufgaben zu Stylübungen sind höchst brauchbar und das wesentlichste Erforderniß eines guten Schulbuchs. Hierin schließt sich der Verfasser mit richtigem Takt den Sprachlehrern an, die in neuerer Zeit die praktische Uebung dem ewigen Regelabstrahiren vorziehn.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatür-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 67. — 1. Juli 1831.

Sprachlehre.

(Fortsetzung.)

11) Grundlegung zur wissenschaftlichen Konstruktion des gesammten Wörter- und Formenschatzes, zunächst der semitischen, versuchsweise und in Grundzügen auch der Indo-Germanischen Sprachen. Von Dr. Moritz Drechsler. Erlangen, Palm und Encke, 1830.

Der Verfasser sagt: „Die Philologie als Wissenschaft der Sprache ist noch keineswegs von dem Geiste des Lebens, der sich in den neuesten Zeiten immer mehr und mehr über das ganze Gebiet der Wissenschaften befruchtend verbreitet, genugsam durchdrungen. Vielmehr möchte kaum irgend eine andere reale Wissenschaft erfunden werden, die mehr noch als jene auf der Stufe bloßer Empirie stünde, die noch weniger auf den Namen einer Wissenschaft im strengen Sinne Anspruch machen könnte. Denn in allen ihren Theilen stellt sie nirgends ein aus einem letzten Principe mit Nothwendigkeit hergeleitetes Ganzes dar, bietet überall nur ein Aggregat des Einzelnen, Zufälligen, das sich nimmer zur Einheit und Ganzheit, nicht zur Nothwendigkeit gestaltet."

Dies hat seine Richtigkeit. Sehn wir nun, wie der Verfasser zu einem strengeren wissenschaftlichen Gesetz gelangen will? Er fängt die Untersuchung bei den einzelnen Lauten an, und zeigt, wie schon auf dieser untersten Stufe der Sprachbildung die geistige Besonderheit der Völker sich charakteristisch ausspricht. „Der physische Bestand der Sprachwerkzeuge ist bei allen Völkern derselbe. Der Chinese könnte, blos physisch betrachtet, R eben so gut aussprechen als wir. Aber dieses Sklavenvolk, dieses Volk der Stockschläge, mag das männlich-energisch widerstrebende R nicht, sondern nur dessen Gegensatz, das L. Umgekehrt, das Th ist unsern Organen völlig eben so gut erreichbar wie denen des Engländers. Daß gerade dieser jenen Laut sich mit Vorliebe angeeignet hat, ist aber aus dem im Lautleben der englischen Sprache allenthalben hervortretenden Grundstreben nach demjenigen, was man unter dem ächt englischen Worte comfort, comfortable versteht, herzuleiten. Denn diesem Grundzuge gemäß mußte dem Engländer die bequeme Schwerfälligkeit, die träge Unbeholfenheit, dahin sich die Art der Zungenhaltung in jenem Laute neigt, vorzugsweise behagen. Am deutlichsten und unwidersprechlichsten wird dies, wenn ein Volk einen bestimmten Laut nicht ganz, wie in den beiden angeführten Fällen, aus seinem Lautsysteme verbannt, sondern nur, mehr oder weniger, gegen andere zurückgestellt hat. Daß der Römer, daß der Lacedämonier kein S habe aussprechen können, — wem könnte einfallen, dies behaupten zu wollen! Haben sie ja doch den Slaut in unzähligen

Wörtern und Formen! Und doch finden wir bei Beiden die entschiedene Tendenz, da, wo ursprünglich S stand, und wo andere Dialekte dieses erhalten haben, ein R eintreten zu lassen. Nämlich nach der ihnen einwohnenden ἀνδρία, virtus, ihrem strengen Charakter nach, mochten sie das herbe R lieber. Ebenso ist dem Engländer der Alaut keineswegs unbekannt: er spricht ihn auch in gewissen Fällen. Also wenn er auch in den allermeisten Fällen a in ä getrübt hat, so kann der Grund nicht in einem physischen Unvermögen liegen, sondern er ist anders wo zu suchen. Wir finden ihn aber wiederum in eben jenem brittischen Streben nach comfort, dem gemäß der Engländer das straffe Anziehen der Zunge zur breiten Fläche, wie es zum reinen A erfordert wird, vernachläßigt, und sich der bequemen natürlichen Lage, in welcher die Zunge im indifferenten Zustande sich selbst überlassen ruht, zu nähern sucht, da dann aber diesen Verhältnissen der Organe zufolge das a in ä getrübt erscheint."

Wie wahr dies alles ist, ergibt sich aus der einfachsten Vergleichung der Literatur und besonders Poesie verschiedner Völker. Die Anhäufung der Vokale und die Assonanzen in der südlichen, die Menge der Konsonanten und die Alliterationen in der nordischen Poesie beruhen auf Gesetzen, wie sie hier angegeben sind.

Der Verfasser geht nun sogleich zu den semitischen Sprachen über und gibt von denselben folgendes charakteristische Bild. „Dem Semiten ist ursprünglich alle Diphthongescenz sowohl der Konsonanten, als auch der Vokale durchaus fremd, und in streng geregeltem Gange wechseln ohne Ausnahme die beiden Elemente der Rede, Konsonant und Vokal, unaufhörlich ab. Gerade solche durchgreifende Verschiedenheiten in den einfachsten Elementen, obwohl gewöhnlich ganz übergangen, ja verachtet (und so, wie man die Sache gemeiniglich betreibt, ist wahrlich die [illegible]ste Verachtung ganz billig!), sind der tiefsten unerschöpflichen Bedeutung voll. Hier sind die Ausströmungen, in denen jener unterirdische See aus heiligem Dunkel, aus unzugänglicher Tiefe hervorquellend, aus Tageslicht ausfließend offenbar wird. So tritt in den Sprachen semitischen Stammes derselbe Geist der Subjektivität, der sich in den großen Erscheinungen jener Völker im Großen zeigt, nach welchem der Semit in der Kunst Lyrik allein ausbildet; nach dem in der Religion gerade dieser Stamm die idealische Seite jenes uranfänglichen religiösen Naturlebens festhielt, und das Gefäß ward, die Idee der überall Einen Kraft, den Monotheismus zu erhalten; derselbe Geist endlich, nach welchem der Semit ursprünglich Wissenschaft als solche gar nicht kennt; ebenderselbe lyrische Geist, nur in verschiedenem Kreise sich offenbarend, tritt auch in der Sprache überall hervor. Der subjektive Semit, mächtig und in Masse bewegten Gefühls, faßt nur Eines auf ein Mal. Dies Eine erregt ihn mit Macht, daran bleibt er hängen, bis er es erschöpft hat. Nicht unaufhaltsam vorwärts dringt er, des Ganzen sich zu bemächtigen, es sich zu unterwerfen. Vielmehr ist er gewohnt, dem überwältigenden Eindrucke sich hinzugeben, vom Gegenstande erfüllt und gehoben zu werden. Aber er wird nicht seiner Herr zu freier Mischung, und beherrschender Verschmelzung, und überdachter Vorarbeitung, und besonnener Verwedung der Elemente. Und eben daher kommt es, daß er in der Satzbildung Gestaltung und Einung der Sätze zur Periode; in der Formenbildung Composita; in der Wortbeugung Verschmelzung der Flexionssylben mit dem gebeugten Worte zur scheinbar vollkommenen, unauflöslichen Einheit; in der Silbenbildung Vokal- und Konsonantdiphthongen nirgends kennt."

In den folgenden langen, ungeheuren Untersuchungen bemüht sich der Verfasser, den Charakter jedes einzelnen Sprachlauts oder Buchstabens ausfindig zu machen und zu erklären. Das Resultat ist neu und spricht in hohem Grade an. „Die Stimme ist der Inbegriff der im Kehlkopf erzeugten Töne. Zum Gesange ist sie, die Stimme, allein thätig. Darinnen, daß die Stimmritze verengert und erweitert werden kann, ist der Wechsel von Höhe und Tiefe der Töne bedingt. In der Sprache tritt die Stimme zwar auch auf, aber nie rein an und für sich. Es herrscht in der Sprache durchaus Artikulation, sie kennt nur artikulirte Laute. Artikulation wird durch die hemmende Thätigkeit der äußern Sprachorgane gegeben. Kein Sprachlaut also, der nicht durch diese, wenn nicht geradezu erzeugt, doch wenigstens hindurch gegangen wäre. Je nachdem nun dieses negative Element in den verschiedenen Sprachlauten in verschiedenem Grade, bald mehr bald weniger, waltet, sind auch verschiedene Klassen derselben aufzustellen.

Vollendet ist die negative Thätigkeit in den Mutae, als in welchen gänzliches Abschneiden der ausströmenden Luft statt findet, indem entweder die Lippen zusammentreten, oder die Zunge an den Gaumen hermetisch sich anlegt, und so der Mundausgang völlig verschlossen wird. In dem Momente ihres höchsten Lebens ist natürlich gar kein Lauten möglich. Nur unmittelbar vor- und nachher, nur ehe die negative Thätigkeit ihren Gipfel erreicht hat, und indem sie ihn wieder aufgibt, erscheint ein Platzlaut. In dieser Klasse sind drei Hauptlaute möglich, je nachdem die Lippen thätig sind, B P; oder Vorderzunge und Vordergaumen zusammenwirken, D T; oder endlich Hinterzunge und Hintergaumen, G K. Sehr verschieden ist übrigens die Art und Weise, in welcher die Zunge in G K nach dem Gaumen hinwirkt, von der, in welcher sie bei D T thätig ist. In G K schneidet sie den Hauch ab, indem sie den Gaumen nur in einer Linie, nur in einem scharfen Saume, als Kante berührt. In D T dagegen legt sie sich

in aller Breite platt und flach an. Die Vorderzunge ist nämlich frei, unbefestigt, kann sich also ihrer ganzen Fläche nach dem Gaumen entgegen bewegen. Nicht so die Hinterzunge, die, an der Zungenwurzel festliegend, nur in einer Wölbung empor steigen kann. — Die Stimme hat in den Lauten dieser Klasse gar nichts zu thun.

In den Lauten der zweiten Klasse ist die negative Thätigkeit in der Art herabgestimmt, daß es nicht mehr zum völligen Abschneiden kommt. Die respektiven Organe bleiben, ohne noch den Weg vollendet zu haben, noch ehe sie völlig zusammenklappen, stehen; so daß also eine enge Spalte offen bleibt, an welchem die gewaltsam durchgepreßte Luft schwingend und schallend wird. Auf dem Lippenpunkte entsteht auf diese Weise F. Indem die Hinterzunge mit dem Hintergaumen zusammentritt, ergibt sich Ch, jenes gutturale Ch, welches auch wir nach den Vokalen A und O in Wörtern wie ach, noch, Nacht u. s. w. kennen. Die Vorderzunge erzeugt, da sie unbefestigt, also viel freier, bewegbarer, volubiler, viel mannichfaltigeren Gebrauchs fähig ist, mehrere Laute, nämlich S, mehr mit der Zungenspitze; Sch mehr mit der Breite der Vorderzunge gebildet; Ch, welches von dem so eben aufgeführten gutturalischen Ch wohl zu unterscheiden ist, und mit unserem Ch, wie wir es nach E und I aussprechen, z. B. in recht, ich, nicht, übereinkommt; endlich die Aspirata Th, das englische th, das griechische ϑ. Daß die negative Thätigkeit in dieser Klasse nicht mehr in ihrer Vollendung herrscht, wird darinnen offenbar, daß sie ohne in die Mitte fallenden Moment des Verstummens fortlautend ausgehalten werden können, wie denn Jeder ein F, ein S u. s. w. nach Belieben unausgesetzt fortzischen kann. Diese Laute verhalten sich zu den Mutae als deren Erweichungen. Dieselbe Tendenz, dieselbe Bewegung, deren Erfüllung und Vollendung in den Mutae ist, erscheint hier noch nicht zur Vollendung gekommen, geschmolzen, unter Hauch gesetzt, flüssig gemacht. Daher auch die Namen aspiratae, liquidae. In Ch z. B. liegt die Hinterzunge auf beiden Seiten am Hintergaumen schon an, in der Mitte aber ist noch ein Kanal übrig gelassen. In G K dagegen steigt sie auch der Mitte nach in die Höhe, heftet sich auch hier an die Gaumenkuppel an, und schließt so den Durchgang vollends zu. — Die Stimme ist auch hier ganz unthätig.

In den Lauten dieser zwei ersten Klassen ist also die Lautmasse, das lautende Princip, in der negativen Thätigkeit der äußern Sprachorgane allein gegeben. In denen der beiden folgenden tritt diese immer mehr zurück. Die Stimme erhebt sich und wird immer mächtiger. Von nun an gibt sie die eigentliche Lautmasse, das eigentlich lautende Element. Die negative Thätigkeit der äußern Sprachorgane sinkt immer mehr zum blos Begränzenden, individuelle Form Gebenden herunter, während sie bisher Wesen und Gehalt selbst gab.

Die dritte Klasse wird durch die Laute R, L, W, M, N, Ng konstituirt. Ganz eigenthümlicher Art sind M, N, Ng. Lippen und Zunge sind in diesen Lauten gerade so thätig, wie in den entsprechenden Mutae BP, DT, GK; und zwar die Lippen in M, Vorderzunge und Vordergaumen in N, Hinterzunge und Hintergaumen in Ng. Aber es öffnet sich die Nasenhöhle und dieser Kanal steht dem ausgehenden Hauche ohne irgend eine aktive Hemmung offen. Von den übrigen drei Lauten dieser Klasse gehört W den Lippen, L der Vorderzunge. R endlich ist nicht so bestimmt auf einen Punkt beschränkt. Es entsteht durch Vibration der Zunge, kann aber von der Zungenspitze bis zur Hinterzunge zurückgewirbelt werden.

In der vierten Klasse endlich stehen die Vokale a, e, u, mit den Mittellauten e zwischen a und i, o zwischen a und u. Die Stimme gibt auch hier die Lautmasse; die negative Thätigkeit vermag nur noch als Umriß, individuelle Form gebend zu wirken. Man lasse in a die Stimme weg, und es wird, mit gewöhnlicher Stärke gesprochen, völlig lautlos. Doch gibt es auch hier eine Stufenfolge. A entsteht, indem die Zunge aus der sanften Wölbung, in welcher sie im indifferenten Zustande schlaff und nachlässig ruht, zur breiten, platten Fläche straff angezogen wird. Zugleich treten die Lippen ganz auseinander, weiter als in jedem andern Sprachlaute, und ungehindert strömt nun der Hauch durch weit offenen, vollkommen freien Kanal aus. Gleich mit dem geringsten, schier noch unbemerkbaren Anschwellen der Vorderzunge gegen den Vordergaumen trübt sich das a in ae, weiter fort in e bis endlich die Zunge den Punkt erreicht, da sie, ohne die Gaumendecke zu berühren, ohne den Hauch abzuschneiden, nicht mehr höher steigen kann, wo dann i entsteht. Nicht genug; während die Lippen in a weit auseinander traten, der Mund verhältnißmäßig weit aufgesperrt wurde, ziehen sie sich hier in die Breite, treten der ganzen Breite nach näher zusammen, immer mehr und mehr, am meisten in i. Schwillt die Hinterzunge gegen den Hintergaumen an, so bildet sie auf den verschiedenen Stufen å, o, u. Zugleich werden die Lippen von allen Seiten her rings zusammengezogen, daß sie nur in der Mitte eine runde Oeffnung zum Durchgange frei lassen. So immer mehr und mehr; am meisten in u. In dieser Klasse wird also die Lautmasse selbst auf dieselbe Weise, wie in der vorigen dritten, erzeugt. Beide sind also im Gegensatze zu den zwei ersten wesentlich Eins."

Wie nun diese Laute gerade gewählt werden, um Gegenstände zu bezeichnen, die an einen ähnlichen Laut erinnern, z. B. F in Fegen, Z in Platzen, S in Säuseln rc. das ist leicht erklärt; wie aber Gegenstände, bei denen die Natur nicht schon den Laut vorgeschrieben hat, gerade durch diesen und nicht durch einen andern Sprach-

laut bezeichnet werden, dies zu erklären, ist ungleich schwieriger und in wissenschaftlicher Strenge sogar unmöglich. Beinahe das ganze Buch des Verfassers handelt von der Bedeutung des M, und es ist gut, daß er sich auf einen Laut beschränkt hat, weil sonst die Untersuchung, die doch irgendwo aufhören muß, kein Ende hätte nehmen können. Was folgt aber aus der langen Untersuchung? Daß der Verfasser das M noch lange nicht erschöpft hat, es nicht erschöpfen kann, geschweige denn vollends noch alle andern Laute. Nur annäherungsweise ist das Resultat richtig, nicht so absolut. Fassen wir z. B. die ganz entgegengesetzten Wörter: Mann, manco, μῆνις, Mund, mundus, Mitte, millo, dumm, dum, Damm, Dame, Damast, Dampf, damnum, δαμάω zc. zusammen, wie ist es möglich in diesen Verschiedenheiten das Verwandte auszumitteln? Und steigt man auch auf einer unendlichen Leiter von Spitzfindigkeiten durch hunderttausend Verzweigungen und Abstammungen bis zu den Urwurzeln hinab, was ist am Ende damit gewonnen? Man darf hier sagen, der Same der Sprache ist verloren gegangen, und sie pflanzt sich nur noch durch Abzweigung fort.

Die Aufgabe hat ihre Grenzen. Innerhalb derselben läßt sich gewiß Schönes leisten und der Verfasser hat dazu sehr glückliche Versuche gemacht. Nur hätten wir gewünscht, er hätte sich weniger Mühe gegeben, das Unmögliche zu leisten, und wäre im Gebiet der Möglichkeiten weiter vorgedrungen.

Daher sind die wenigen eingestreuten Bemerkungen des Verfassers über die Bedeutung der Konsonanten, welche stets das Wurzelwort bestimmen, während die Vokale mehr nur bei dessen Flexionen den grammatikalischen Formen dienen, ferner die Bemerkungen über die stufenmäßige Erweiterung der ursprünglich nur zweilautigen Wörter in dreilautige (woraus die ganze semitische Sprache besteht), und ferner in vierlautige zc. weit interessanter als die abschreckend langen und nie abzuschließenden Nachforschungen über die Bedeutung des M. Vorzüglich aber hätten wir gewünscht, die in der Einleitung gegebenen Andeutungen über das Vorkommen eigenthümlicher Laute bei einzelnen Völkern wären weiter ausgeführt worden.

Noch besitzt die Sprachlehre keinen Cuvier, der eine vergleichende Anatomie der Sprachen veranstaltete, und die Organe, die einer Sprache eigen sind und der andern fehlen, als deren charakteristische Merkmale bezeichnete, von den Lauten an bis in die Phraseologie. Bleiben wir bei den Lauten stehn, so ist in dem ng der Chinesen, in dem a der Inder, in dem h und ch der Araber, in dem r der Römer, in dem o der Italiener, in dem u der Spanier, in dem i der Franzosen, in dem t der Engländer, in dem z der Slaven gewiß etwas Charakteristisches. Unsre eigne Muttersprache unterscheidet sich durch besonders viele au und aeu, die in keiner andern Sprache so häufig sind, und wenn diese Doppelvokale breit und rauh klingen, so sind die bei uns eben so ausgezeichnet häufigen l, m und w wieder desto milder.

Wir fühlen uns hier nicht berufen, diese Andeutungen weiter auszuführen, fordern aber den Verf. auf, in den folgenden Theilen seines trefflichen Werkes sich von den generalisirenden Forschungen mehr zu den specialisirenden, von der Ausmittlung eines obersten Princips zu der Sonderung der geschichtlichen Gegensätze in der Sprachbildung zu wenden.

12) Ueber die Kasus, ihre Bildung und Bedeutung in der griechischen und lateinischen Sprache. Von J. A. Hartung. Palm und Enke, 1831.

Eine schätzbare Untersuchung, worin nicht nur in Bezug auf die lateinische und griechische Sprache, sondern auch auf Sprache überhaupt das Wesen der Kasus, und besonders ihr Verhältniß zu den Präpositionen scharfsinnig und mit großem Fleiß entwickelt ist. Obgleich es wahr ist, daß in Flexionssprachen die Kasusbiegungen genau das ausdrücken, was in noch ungebildeten oder schon wieder abgeschliffenen Sprachen die Präpositionen als Hülfswörter bezeichnen, so beurkundet sich doch eben der Reichthum einer in ihrer schönsten Blüthe stehenden Sprache gerade darin, daß sie, beide Formen, die Kasusbiegung und das Hülfswort gebrauchend, in beiden die größtmögliche Mannichfaltigkeit von Beziehungen ausdrückt, und so ist im Lateinischen z. B. die Präposition neben dem Kasus, oder dieser neben jener keineswegs entbehrlich, was sich schon daraus erweist, daß eine Präposition mehrere Kasus regieren kann.

Weil im Griechischen und Lateinischen die Flexionen noch eine so große Rolle spielen und dadurch die Hülfswörter der spätern Sprachen ersetzen, sind auch die Bedeutungen ihrer Kasus ungemein zahlreich, und außer dem Fleiß, mit welchem der Verf. alle Arten wie Vorkommen derselben zusammengesucht hat, müssen wir hauptsächlich die seltne Klarheit des Gesichtspunkts rühmen, unter welchem er sie zusammengefaßt hat. Die Kasus drücken, wie er sehr richtig bemerkt, zunächst die räumlichen Beziehungen eines Gegenstandes aus. Der Gegenstand (Nominativ) kommt woher (Genitiv), strebt wohin (Accusativ), oder befindet sich wo, in einem Orte (Ablativ), oder in der Richtung nach einem Orte (Dativ). Die nämlichen Verhältnisse wiederholen sich in allen andern, auch nicht räumlichen Beziehungen. — Es liegt übrigens außer dem Plan dieser Blätter, in ein philologisches Detail einzugehn; doch glauben wir dieses, in den Kreis allgemeiner Sprachforschungen gehörige schöne Werk hier nicht übergehn zu dürfen.

(Der Beschluß folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 68. — 4. Juli 1831.

Dichtkunst.

Passionsblumen und wilde Rosen von Dr. H. G. Zehner. Mit einem Vorwort von Ch. E. Graf von Bentzel-Sternau. Hanau, König, 1831.

In Prosa geschriebene Gedichte, oder Streckverse, wie sie Jean Paul nannte. Der Dichter kommt darin mehr der Sentimentalität als dem Humor Jean Pauls nahe, was selten ist, da wir Humoristen à la Jean Paul genug besitzen, nur nicht empfindungsselige Blüthenträumer. Ein sehr zartes Gefühl, eine reiche, durchgängig nur in reinen Naturbildern schweigende Phantasie zeichnen den Dichter aus, und nicht selten sind die Gedanken (denn ohne Gedanken kann man kaum Musik machen, geschweige Worte) eben so fein als wahr, z. B.: „Ein zerrißnes Herz, welches Weisheit und Gottvertrauen wieder heilten, hat noch immer seine Feier-, seine Jubeltöne; aber sie sind tiefer als die früheren Töne des Glücks. So erhält die geborstne, und dann tonlose Glocke, durch Aussägen des Risses ihren Ton wieder, stets aber einen tieferen." — „Bei ihrem Durchgange durch das Prisma werden die Sonnenstrahlen in *leuchtende gefärbte* und in *nichtleuchtende erwärmende* zertheilt, weil beide auf verschiedene Weise gebrochen werden. — Die Menschen sind Strahlen der Sonnensonne, welche im Prisma des Lebens gebrochen werden. Manch ein stiller, heiliger Sinn wird häufig nicht gekannt, wird öfter verkannt, manch frommes Herz, manch Engelsgemüth wird — getödtet, weil es blos *erwärmt*. Ist es kein Sonnenstrahl? nicht gut und nothwendig, weil es nicht gefärbt und leuchtend ist? Bewundert die Farbe, den Glanz; verehret, liebet die Wärme." — „Der Adler des Wissens taumelt, versengt von den Flammen der Sonne zur Erde, während der Phönix des *Glaubens* sich *in* der Sonne bettet." — „Im Tempel des Apollo zu Kolophon war ein Quell; wer daraus trank, weissagte, aber das Wasser verkürzte das Leben. So erzählen die Alten. Kann man das Loos des Dichters kürzer, rührender beschreiben?" — — „*Börnes* Hoffnung ist nicht Jean Pauls blonde frischwangige nordische Seherin, sondern eine bleichwangige hohe Spanierin mit Rabenlocken und schwarzen Augen voll verhaltner Gluth."

Es ist Schade, daß der Verfasser nicht überall so gute Gedanken hat, daß er so oft ein Bild gibt, zu dem ihm der passende Gedanke zu fehlen schien, den er daher in der Noth mit einem unpassenden verband, und Gefühle, die er vergeblich in Worten auszudrücken sucht, da

er sie eigentlich nur in einem Ton oder in einem Blick, Kuß rc. ausdrücken konnte. Daher ist das Buch nicht leer an schiefen Gedanken und butterweichen Zerschmelzungen des Jean Paul'schen Hoppeipoppei, Herz genannt. Kann man z. B. die Pyramiden „Fühlhörner der Zeit nennen, die nach der Ewigkeit tasten?" (Seite 4). „Wenn die Strahlen des ewigen Lichtes sich in unsern Thränen brechen, dann entsteht der Regenbogen der Erdenruhe, und wenn die Strahlen sich doppelt brechen, und wenn mit ihnen das Herz bricht, dann entsteht der Nebenregenbogen der ewigen Ruhe, nur in umgekehrter Farbenordnung, so daß z. B. die dunklere Farbe die lichtere wird." (Seite 6). Dieses Bild ist falsch, weil im Bilde das untergeordnet ist, was im Gedanken übergeordnet ist. Man kann den Himmel nicht einen schwachen Widerschein der Erde nennen. „Der Mond ist die Sonnenwende der Nacht." Seite 7. Wer versteht das? „Der Herbst ist ein ironischer Frühling; wohl uns, wenn die Ironie sokratisch ist und uns zum Lichte führt!" Seite 7, und auf derselben Seite: „Der Tod ist stumm, weil die erste Minute der Heimkehr Vater und Sohn der Sprache beraubt." Höchst undeutliche Bilder! „Die Engel und die Kinder beten: Vater unser, der du bist in unsern Herzen!" Seite 10. So beten sie gewiß nicht, denn sie wissen es nicht. „Die Schnecke des Blitzes kriecht hinter dem Flügelroß des Gedankens." Seite 13. Ein Gemeinplatz. „Die Kokosnüsse haben eine rauhe häßliche Hülle über dem finsteren Gehäuse, unter dessen zelligem Gewebe die erquickliche liebliche Milch verborgen liegt. Aber jeder, auch der dümmeste Schwarze, ja sogar die Affen wissen die Kokosmilch zu finden, während oft die geistreichsten Weißen den süßen Kern an den Palmenfrüchten der Gemüthswelt nicht suchen mögen." (Seite 15). Ein Gemüth, welches ein Affe erkennt, ein geistreicher Mann aber nicht, ist der Metapher nicht werth. „Die Centifolie des Wissens blühet so hell und duftet so süß an dem Busen, welchen sie schmückt; — aber oft ritzen ihre Dornen die Brust blutig bis tief in das Herz; der Glaube pflanzt an die Brust eine Moosrose, und diese ist die Rose des Paradieses." (Seite 25). Ironisch genommen ist das Bild richtig, denn das Wissen, das ächte, kostet heutzutage Mühe, aber das Glauben, das mattherzige moderne, bettet weich. Ist dagegen vom ächten Glauben die Rede, so darf der Dichter diesem niemals seine Dornenkrone rauben. „Ein Gemüth, welches ein langes Leben hindurch seine Unschuld bewahrt, wird auch immer ein reicher Geist seyn. Wo die stämmigen Lilienbäume der Vellosien und Barbacenien blüh'n, da findet der Brasilianer Anzeigen von der Gegenwart der Diamanten." (Seite 32). Dieser Gedanke ist schön aber nicht wahr, denn ein reicher Geist kann eher alles, als seine Unschuld bewahren. Tugend, Charakter hätte der Dichter sagen sollen, nur nicht Unschuld, denn diese gehört nur den Kindern an Geist, nicht den Männern an Geist."

Schöne Gefühlswärme ersetzt den Mangel der Wahrheit nie, entschuldigt ihn nie. Wir können nichts dagegen haben, daß Walter Scotts Geschichten manchem gefallen, der die wirkliche Geschichte aus keiner reinern und reichern Quelle kennt; aber nichts berechtigt unsern Dichter, S. 67 das durchaus unwahre Urtheil zu fällen: „Walter Scott ist darum so groß, weil er in der Geschichte der Welt und die des Weltgeists erzählt." Wir haben ferner nichts dagegen, daß unser Dichter ein Freund des Herrn Theodor Hell ist, aber die Freundschaft entschuldigt keine so krasse Lüge, wie folgende, Seite 87: „Gar viele bewundern unsern Theodor Hell als eine Honigbiene, welche die lautersten und lieblichsten Nektarquellen des Fremdlandes und der Heimath besuche und uns den Honig bereite; gar viele Tiefere bewundern den Dichter in dem Wunderbau seiner Gebilde und in der Trefflichkeit seiner Gaben, und verehren ihn zugleich als Königinbiene, welche als Schöpferin und Regentin zugleich den Honig bereitet; eine schöne Eigenschaft eines wahren Deutschen!" — Sind wohl die langweiligen Grattanschen Romane, die unbedeutenden Scribeschen Operntexte, sind die eckelhaft im Laster wühlenden Dreißig Tage eines Spielers, sind diese Sachen, die uns Theodor Hell übersetzt, wirklich „die lautersten und lieblichsten" Nektarquellen des Fremdlands" zu nennen? Und kann ein Dichter, der sonst so viel Sinn für das Reine, Unschuldige, Heilige zeigt, sich oder uns so grob über die gemeine Buchmacherei des Abendzeitungsfabrikanten täuschen wollen?

Wenn ferner der Verfasser eben so witzig als wahr Seite 153 sagt: „Die schlimmsten aller Ruhren ist die Gefühlsruhr und der empfindsame Durchfall," so können wir nur bedauren, daß er sich vor Anwandlungen dieser Krankheit selbst nicht genug in Acht genommen hat. Viele seiner, namentlich weiblichen, mütterlichen, töchterlichen Sentimens, denen Jean Pauls Beispiel in der hyperzarten Ausmalung der kränkelnden Liane nicht zur Entschuldigung gereichen kann, sind doch gar zu weichlich, süßlich, blümelnd. Es ist gut, wenn die Frauenzimmer gut sind, man muß sie aber nicht zu gut machen wollen. Seite 22: „Theone war die schönste Hirtin der schönen Schweiz. Sie lebte, weil sie liebte. Sie verstand den Schmerz des Wurms und den Schmerz des Weisen, der unter dem Fluch der Gegenwart für die Loblieder der Nachwelt stirbt. Sie betete oft um Stärke zum Vollbringen, nie um Kraft des Wollens, viel für Andre um ein zufriednes Leben und einen schönen Tod, nie für sich, weil sie Leben und Tod als Geschwister und als die ältesten Kinder der Ewigkeit

liebte. Theone starb im Mai des Jahres und ihres Lebens. Auf ihrem Grabe blühete die Maiblume, die, ein duftender Glockendom, wie eine, von Engeln gebaute Pyramide, einsam steht, während die lezte höchste Duftglocke wie ein, im schönsten Gedanken, brechendes Auge zum hohen Urgedanken emporblickt." Hier ist in der That ein Gefühl schwülstig ausgedrückt, was um so mehr Wunder nimmt, da derselbe Dichter dasselbe Gefühl in demselben Bilde auf derselben Seite so schön ausgedrückt hat, wie irgend Aehnliches Jean Paul. „Siona war stumm, und konnte nur reden durch den Blick, die Zunge des Lichtes, und durch Thaten und Gedanken, in welchen die Himmlischen reden. Ach, nicht Alle verstanden den Psalm und die Klage, die Freude, die Wehmuth, des kinderfrommen Auges. Siona starb im Frühling. Auf das Grab der stummen Jungfrau pflanzten Engel eine Hyacinthe, „einen blühenden duftenden Glockendom, dessen Glockenspiel nur Gott und wir vernehmen," sprach einer der Engel unter stürzenden Thränen."

Wir wagen nicht zu urtheilen, ob der Dichter noch jung oder schon bejahrt ist, denn die literarische Jugend nimmt vieles voraus und das literarische Alter schwärmt noch oft sehr jung. Ist er aber noch jung, so wünschen wir, daß er, reich genug an Gemüth, eben darum auch künftig dem Verstande sein Recht gebe, und sich nicht in eine Gemüthssucht festrenne, an der sich der zurückgesezte Verstand allemal rächt.

Sprachlehre.

(Beschluß.)

13) Ueber die jetzigen romanischen Schriftsprachen, die spanische, portugiesische, rhätoromanische (in der Schweiz), französische, italienische und dakoromanische (in mehrern Ländern des östlichen Europas). Von L. Diefenbach. Leipzig, Ricker, 1831.

Der Verfasser gibt diese interessante Arbeit nicht als ein geschloßnes Ganze, sondern mehr nur als Andeutungen und Anregungen. Es fehlt noch sehr an Vorarbeiten, und diese, namentlich die genauere Bekanntschaft mit den altkeltischen Sprachresten und romanischen Patois, bieten einem Einzelnen große Schwierigkeiten dar. — Es wäre zunächst eine sehr beherzigenswerthe Aufgabe, im chemischen Präparate des Lateinischen den altgriechischen und den altkeltischen Urstoff auszuscheiden. Der Verfasser deutet nur an, daß viele Wörter und einzelne Formen im Lateinischen sich finden, die durchaus nicht griechisch sind, aber im Galischen, Brittischen, Albanesischen wieder vorkommen. Das Finnische hat er aus Unkenntniß dieser Sprache nicht mit zu Rathe ziehen können. Ehe man über diese Verwandtschaften aufs Reine kommen kann, ist es offenbar nothwendig, daß erst so vollständig als möglich der Wörterschatz und die grammatikalischen Formen aller europäischen alten und neuen Sprachen gesammelt und verglichen werden. Ohne diese sichre Basis bleiben alle einzelnen Vergleiche und Vermuthungen unsicher.

Die große Kluft zwischen den alten Schriftsprachen und den neuen Aussprachen wird sich indeß auch bei der sorgfältigsten Sammlung und Vergleichung schwer ausfüllen lassen, da die nöthigen Mittelglieder fehlen. Dasselbe gilt von dem großen Unterschied zwischen der altlateinischen Flexion und dem spätern romanischen Artikel. Der Verfasser äußert die Vermuthung, daß der Artikel, den jezt alle romanischen Sprachen besitzen, weder, wie man vermuthet hat, aus dem Arabischen noch aus dem Germanischen herstamme, sondern daß er im Gegensatz gegen die Schriftsprache, schon in der lateinischen Volkssprache gebraucht worden sey. Allein diese Vermuthung scheint sehr gewagt, und da der Gebrauch des Artikels keineswegs allein steht, sondern mit der Abschleifung der Kasusund Modusflexionen und mit der häufigern Anwendung der Präpositionen, Pronomina und Hülfezeitwörter genau zusammenhängt, so muß man wohl annehmen, daß alle diese Aenderungen in der lateinischen Sprache, indem sie in die neuromanischen Sprachen überging, gleichzeitig mit den Aenderungen des Keltischen, Germanischen, Nordischen und Arabischen, indem dieses ebenfalls im Spanischen, Französischen, Englischen mit dem Lateinischen zusammenschmolz, natürliche Folgen der jahrhundertlangen Völkerwanderungen und Völkermischungen gewesen ist. Da übrigens die altgermanischen Sprachen, wie hauptsächlich das Gothische beweist, vor dieser Periode eben so reich an Flexionen waren, wie die lateinische, so erklärt sich das Abschleifen aller dieser alten Flexionssprachen eben durch ihren Zusammenstoß, so natürlich, wie das Abschleifen scharfer und eckiger Steine, die in einem wilden Waldstrom fortgewälzt werden. Aus demselben Grunde ist da, wo urkundlich die heterogensten Sprachen am härtesten und längsten gegen einander gestoßen sind, im galisch-brittisch-römisch-sächsisch-normännischen England auch die alte Flexion am rundesten abgeschliffen. Man versetze sich nur in jene Zeiten, und man wird es sehr begreiflich finden, daß ein jedes Volk, welches sich genöthigt sah, die Sprache des fremden Erobereres oder des fremden Unterjochten nicht schriftmäßig, sondern aus dem mündlichen Gebrauch zu erlernen, davon nur die Wur-

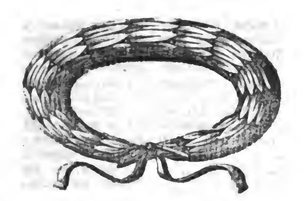
zeln, welche Hauptbegriffe ausdrückten, festhielt, die schwierigern Flexionsendungen aber fallen ließ und sich dafür der bequemern Verbindungspartikeln und Hülfswörter bediente. Dies geschah aber gegenseitig und so mußte wohl aus zwei Flexionssprachen eine Partikelsprache werden, wie es alle romanischen sind. Eben so natürlich war es, daß ähnlichlautende Partikelchen verschiedner Sprachen am meisten in Gebrauch kamen, und somit dürfte in dem neuen de la und della eben so viel von dem altlateinischen de und ille, als von dem germanischen des und arabischen el enthalten seyn.

Weit wichtiger als die Formen sind indeß die Wurzelwörter, und diese auszumitteln ist unstreitig die interessanteste Aufgabe für den geschichtlichen Sprachforscher. Ein Lexikon, worin alle Wörter, die in dem japetischen Sprachstamm (im Indischen, Persischen, Griechischen, Römischen, Keltischen, Germanischen, Slavischen) vorkommen, einerseits nach ihrer Besonderheit, anderseits nach ihrer Verwandtschaft geordnet wären, würde weit fruchtbarere Aufklärungen gewähren, als die bloße Vergleichung der Formen.

14) Veteranen-Worte von Dr. G. C. Rötger. Magdeburg, Kretschmann (Creuz'sche Buchhandlung). 1829.

Einige interessante kleine Abhandlungen, vorzüglich über Sprache. Das bemerkenswertheste darin sind die Klagen über die fehlerhafte Aussprache des Griechischen und über die fehlerhafte deutsche Orthographie. Gewiß mit Recht nimmt der Verfasser an, daß die alten Griechen weder alle ai, oi, ei, ae, au, eu so breit und voll ausgesprochen haben, als die heutigen Erasmianer, noch auch sie in lauter matte und spitzige e und i verwandelt haben, wie die Reuchlinianer, und er schlägt deßfalls einen Mittelweg vor, der Art, daß Erasmus das u dem Reuchlin, Reuchlin das ae dem Erasmus Preis gäbe. Allein wir glauben, daß hier keinerlei Willkühr erlaubt ist. Wir müssen uns entschließen, entweder mit Reuchlin die Aussprache der Neugriechen zu wählen, oder mit Erasmus das Altgriechische so zu sprechen, wie es nach deutscher Aussprache lautet. Das leztere dürfte aber unbedingt vorzuziehn seyn, da es uns einmal unmöglich ist, den Mittelweg auszumitteln, den die alten Griechen selbst mögen eingeschlagen haben, es aber höchst wahrscheinlich ist, daß in dieser Sprache der alten Griechen der volle Klang der Doppelvokale, so wie sie noch jezt geschrieben sind, noch mehr vorgeherrscht hat und die Verkürzung dieser schönen Doppelklänge in die klanglosen e und i der heutigen Neugriechen erst später eingetreten ist, gerade wie wir auch in unserm Altgothischen noch lauter volle Diphthongen finden, wo wir heute nichts mehr als e und i haben. Daß aber die alt-attischen vollen Klänge wirklich voll ausgesprochen worden sind, beweist die Aussprache, die sich noch in einigen Gebirgsländern und im Englischen und Nordischen erhalten hat. Wo unsre Schriftsprache „Tiefe" sagt, sagen die Schweizer noch jezt „Teufe"; statt thun hört man in Schwaben thaun, statt Licht — Liecht, statt stand — stuhnd. Und wie viele volle o finden sich im Englischen statt des heutigen deutschen e, z. B. work, world statt Werk, Welt ꝛc. Sollten demnach die alten Griechen nicht eben so wie die alten Deutschen die noch jezt voll geschriebenen Diphthongen eben so voll ausgesprochen haben?

Sehr mit Recht tadelt der Verfasser die Willkühr unsrer Rechtschreibung, die sich durch nichts entschuldigen läßt. Die willkührlichen Verwechslungen von i und y (bei und bey, Freiheit und Freyheit), i und ie (Tiger und Tieger, studiren und studieren), s und ß (los und loß) las und laß), ss und ß (weisse und weiße), f und ff (trift und trifft), d und t und dt (Brod, Brot, Brodt, t und th (tot und todt), c und k und ck (Act und Akt, nakt und nackt), eu und äu (greulich und gräulich), l und ll (also und allso), ferner von Vokalen mit und ohne h (Oel und Oehl) ꝛc. sind so gewöhnlich in unsrer Literatur, daß man aus Gewohnheit den Fehler gar nicht einmal merkt, es müßte denn der Schriftsteller seyn, der, wenn er gelegentlich seine sämmtlichen Werke durchliest, darin zwölferlei Orthographien findet, indem unter einem Dutzend Setzer jeder seine eigne Orthographie ihm aufgedrungen hat. So hat mir Jemand unter anderm nicht mit Unrecht vorgeworfen, wie ich so viel über Literatur schreiben könne, da ich nicht einmal zu wissen schiene, wie das Wort Literatur geschrieben würde. Und wirklich ist es in einigen meiner Aufsätze mit tt gedruckt, weil bei einigen Journalen, an denen ich mitgearbeitet, Litteratur (est tibi littera dura), in den meisten andern dagegen Literatur gebräuchlich war. — Wie ist da zu helfen? Mit Theorien gewiß nicht. Ohne Zweifel aber wird sich nach und nach die Willkühr der Mode unterwerfen. Vor hundert Jahren schrieb man noch häufig unnd, umb, auß, auff, feindtlich ꝛc. Das ist jezt nicht mehr Mode und so werden auch wohl mit der Zeit viele ey, ie, äu und ck, dt, ff, ll, h, ss, ß, th und tz verschwinden, und in ei, i, eu, k, d, f, l, s, t und z verkürzt werden. Der Gebrauch wird schon von selbst das Ueberflüßige abschleifen.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 69. — 6. Juli 1831.

Geographie.

Atlas de l'Europe en 220 feuilles, à l'échelle $^1/_{500000}$ de la grandeure naturelle, construit sur la projection de Flamsteed, modifiée, adoptée au dépot général de la Guerre en France par J. H. Weiss, ci-devant lieutenant-colonel au corps royal des ingenieurs-géographes français; dressé d'après les mêmes principes à l'aide des meilleurs matériaux avec une trigonometrie très étendue, basée sur des observations astronomiques pour le placement des lieux par J. E. Woerl. Gravé en pierre sous la direction de l'auteur, et imprimé d'après la nouvelle méthode d'employer l'encre rouge pour l'indication des routes, des positions et des frontières. Lithographie de B. Herdor à Fribourg en Brisgau. 1831.

Dieser herrliche Atlas soll in 220 Blättern, (jedes $17\frac{1}{4}$ Zoll lang und $14\frac{1}{4}$ Zoll hoch, auf dem schönsten Papier in Stein gedruckt) ganz Eurspa enthalten. Jede Lieferung bringt vier Charten für den Subscriptionspreis von 12 Franken, so daß das Ganze 660 Franken kosten wird. Bis jezt sind fünf Lieferungen in unsern Händen, nämlich von Frankreich die Bezirke von Nantes, Orleans, Rouen, Dijon, La Rochelle, Limoges, Montpellier, Toulouse, Cherbourg, Paris, ferner die Insel Korsika, Savoyen, Oldenburg-Bremen, die Insel Bornholm, Stettin und ein Theil von Pommern, endlich die Landschaften, deren Mittelpunkte Tübingen und Ulm sind, dazu die Titelblätter der Charten von Frankreich und Baden und Würtemberg.

Der Anblick dieses schönen Werkes ist höchst gewinnend. Es ist ein Triumph der Lithographie und die um diese Kunst schon längst verdiente Herder'sche Verlagshandlung hat sich dadurch ein glänzendes Denkmal gesezt. Die außerordentliche Reinlichkeit und Precision des Drucks überrascht um so mehr, als man dieselben bisher in diesem Grade nur beim Kupferstich, nie beim Steinstich fand, und hier überdies in zwei Farben zugleich gedruckt wurde, nämlich in Schwarz alle von der Natur, in Roth alle von der Kunst erzeugten Gegenstände (schwarz die Naturgränzen, Ufer, Flüsse, Berge Wälder ꝛc., roth die politischen Gränzen, Straßen, Städte und Dörfer ꝛc.) Am bewundernswürdigsten ist diese Sauberkeit und Schärfe des Drucks in den Gebirgspartien. Man nehme z. B. die Charte von Savoyen

zur Hand und man wird erstaunen müssen, wie es möglich war, bei diesen schwarzen Gebirgsmassen das Ineinanderfließen der Schwärze im Steindruck zu verhüten. Vollendeteres hat die Landcharten-Lithographie noch nicht hervorgebracht. Ob die Kunst noch weiter getrieben werden kann, ob z. B. noch mehr Farben zur Unterscheidung des Wassers (weil oft Flüßchen und Straßen nicht wohl anders als durch Farben ganz deutlich zu unterscheiden sind) oder der Wälder angebracht werden können, ist die Frage.

Der außerordentlich große Maaßstab gewährt die genaueste Detailkenntniß der betreffenden Länder, und überdies sind überall vermittelst der einfachsten Zeichen die Städte als Residenzen, Festungen, Departemental- oder Kreis- und Kantonsstädte, Universitäten, Poststationen rc. angegeben. Der Maaßstab ist übrigens nicht durchgängig derselbe, und dies mit vollem Recht; denn wollte man die volhynischen Sümpfe in demselben Maaßstab darstellen, wie die bevölkerten Rheingegenden, so würde sehr viel Papier unnütz verschwendet werden. Frankreich wird im 1/500,000 Maaßstab gegeben. Baden und Würtemberg sind noch größer, nämlich nur 200,000 Mal kleiner, als in der Natur. Deutschland verdient diese Vergrößerung nicht nur aus patriotischen, sondern namentlich aus militärischen Rücksichten, weil es ohne Zweifel nach wie vor bestimmt seyn wird, der Hauptschauplatz der europäischen Kriege zu seyn.

Wir halten dieses schöne Unternehmen nicht nur für höchst respektabel an sich, sondern auch für vollkommen zeitgemäß, denn ein so praktisch brauchbarer, aus den neuesten sehr vervollkommneten Quellen geschöpfter Specialatlas von ganz Europa fehlt noch und ist in unsrer bewegten Zeit ein sehr nahe liegendes Bedürfniß. Damit nun dieses Unternehmen in seiner Ausführung beschleunigt werden könne, ist sehr zu wünschen, daß Bibliotheken, militärische Institute und Vereine und städtische Museen es anschaffen, sofern unser Deutschland an reichen Privatleuten nicht so viel Ueberfluß hat, als England.

Philosophie.

Nouveau Système d'études philosophiques par Mr. J. G. Ozaneaux ancien professeur de philosophie au collège Louis-le-Grand, recteur de l'académie de Bourges. Paris 1830.

Dies Buch ist darum merkwürdig, weil es eine Vorstellung von den philosophischen Ansichten in Frankreich gibt, zwar nicht von Cousin und seiner Schule, aber von den übrigen Schriftgelehrten und Pharisäern. Philosophie — so heißts häufig in Frankreich — ist allerdings ein gar schönes Wort, schade nur, daß noch Niemand recht gesagt hat, was sie eigentlich ist, oder daß sie vielmehr Jeder auf seine eigene Weise definirt und praktizirt hat.

Als der Philosoph Galilei die Bewegung der Erde um die Sonne entdeckt hatte und lehrte, kamen Philosophen einer andern Art und Schule, in Mützen und schwarzen Röcken, nahmen ihn beim Schopf und ließen ihn ins Gefängniß werfen. Galilei hatte die Mathematik und die Wahrheit für sich, seine Gegner aber die Edikten und die Bibel, welche leztere sie unrecht, oder gar nicht verstanden.

Der Mönch Chauvin oder Calvin aus Noyon in der Picardie zeigte großen Eifer für die Philosophie und Reformation. Mit großer Beredtsamkeit predigte er von Toleranz, so schrieb er auch und schwur Stein und Bein darauf. Da wollte unglücklicherweise der Zufall, daß ihm Michel Servet, ein bedeutender Gegner in den Weg kam, der in mehreren Punkten anderer Meinung war. Darum ließ ihn Calvin öffentlich und zum großen Ruhme der Philosophie verbrennen. Dies geschah zu Genf im Jahr der Gnade 1553.

Um dieselbe Zeit hatte der Philosoph und Grammatikus La Ramée — der sich Ramus nennt — einen entsetzlichen Kampf zu kämpfen mit den andern Philosophen und den Rechtsdoktoren. Es handelt sich um nichts Geringeres, als um die Aussprache zwei lateinischer Worte. Die Doktoren verlangten, man sollte kiskis und kankan aussprechen, La Ramée aber treu den ächten Principien, beweist ihnen sonnenklar, man müsse quis-quis und quam-quam sagen. Er hatte auch den Ruhm und die Ehre um kein Haar breit nachzugeben. Deshalb brachten ihn die Rechtsdoktoren um, und um die beleidigte Philosophie zu rächen, wurde sein blutiger Leichnam in den Gassen und auf der Straße herum gezogen. Daran geschah ihm Recht, und er hatte es wohl verdient.

Darauf kamen die Nominalisten und Realisten, die sich einander aufgesessen waren wie Hund und Katzen. Es ist sehr für die Geschichte der Philosophie zu bedauern, daß noch Niemand auf der Welt — und die Partheien selbst — nicht recht begriffen habe, worüber sie sich eigentlich stritten, zankten und anfeindeten. Dies hinderte sie jedoch nicht, sich auf Leben und Tod zu hassen, zu verläumden, und wo's nur anging, umzubringen.

Leibnitz behauptete, das Universum sey aus Monaden entstanden, allerdings eine herrliche Erfindung. Descartes wußte es aber doch besser, denn sein Universum war aus Wirbelwinden zusammengetrieben worden, die allerlei subtile Materien zusammengeweht hatten. Beide Systeme sind gleich klar und genügend.

Pythagoras glaubte an die Seelenwanderung, und die indischen Philosophen behaupten noch bis auf den heutigen Tag, die Seele gehe in Thier- und Menschenleibern herum, und darum sind die Thiere am Ganges-Ufer so glücklich. Lessing dachte ebenso. Mallebranche hingegen war Descartes Wirbelwinds-Meinung, er läugnete, daß die Thiere Seelen hätten, er hielt sie auch nur für organisirte Maschinen. Als seine kleine Hündin, kurz bevor sie Junge warf, wie bittend an ihm herumschmeichelte, gab er ihr einen heftigen Fußstoß auf den Leib und sagte ganz kalt zu seinem ganz erstaunten Freund: glauben Sie denn etwa, daß das Gefühl hat?

Des Abbé Saint-Pierre Philosophie liegt ganz in den Worten Humanität und Wohlthun, welches leztere (bien faisance) er selbst erfunden hat. Epicur hingegen hatte die Philosophie in der Kunst gesucht, das Leben so angenehm als möglich hinzubringen. Die Philosophie der Fakiren besteht darin, daß sie sich die Haut mit einer Knute wund peitschen und in Stücke zerreissen, sich vom Wagen ihrer Gottheit rädern lassen und sich auf einen Stuhl setzen, der voll spitziger Nägel ist.

Abraham, der Essigsieder Chaumeir, der Abbé Caveyrac, der die St. Bartholomäus-Nacht pries, der Abbé Nonotte, der Abbé Coyer, und eine ganze Menge Abbé's und Layen waren alle große Philosophen zu ihrer Zeit. Sie wollten Voltaire in Ferney schaden, weil er ihnen geistreich witzig und ohne Erbarmen die Wahrheit sagte. Daran that er allerdings wohl, er that aber auch oft sehr übel, z. B. wenn er über die christliche Religion und über J. J. Rousseau spottete. Mit Witz, Ansehen in der Gesellschaft und vierzig tausend Franken jährlichen Einkünften ist es keine Kunst, sich über einen armen Mann lustig zu machen, der nichts hatte als sein Genie und der auch nichts haben wollte. Dergleichen Spott ist nicht schwer und nicht edel. Jean-Jacques, der arm in einem Dachstübchen von seiner Hände Arbeit lebte, konnte und wollte dergleichen Angriffe nicht zurückgeben. Dagegen verläumdete er sich selbst und seine Zeitgenossen in seinen Konfessions, was auch sehr unphilosophisch ist.

Derselbe Voltaire reiste nach Berlin, um dort dem Salomon des Nordens — so nannte er Friedrich II. — Unterricht in der Philosophie zu geben, und zur Belohnung erhielt er auch gleich den Kammerherrnschlüssel. Die Herren stiegen aber nicht lange zusammen in die Tiefen des Universums hinab. Voltaire erlaubte sich einige unbescheidne Worte über den König, und dieser glaubte nun auf einmal, er habe keinen philosophischen Unterricht mehr von ihm nöthig. Er jagte ihn also aus seinem Königreich fort und ließ ihm — als eine Art von Manumission oder als rückständige Besoldung fünfzig Prügel aufzählen, welche dem Philosophen richtig in Frankfurt am Main ausgezahlt wurden. Ja der gekrönte Philosoph beschuldigte sogar den ungekrönten, er habe ihm sein oeuvre de poésie gestohlen, und Voltaire mußte es wieder herausgeben. Dieser machte nun, daß er so schnell wie möglich fortkam und machte eine Ode gegen den nordischen Salomon, den er von nun an immer zerriß, lächerlich machte und verläumdete. Die Welt lacht über all diese Begebenheiten, dessen ungeachtet bleiben Voltaire und Friedrich zwei große Philosophen.

Es liesse sich viel sagen über die philosophischen Träumereien des Konsuls, Benedikt von Maillet, der in seiner Rhapsodie Telliamed — Anagramm seines Namens — behauptet, daß die Menschen zuerst Fische sind. Diese Thiere gehören mit den berühmten Aalen des Jesuiten Needham zusammen, welche er aus brandigem Roggen und dem Saft von Hammelskeulen gemacht haben will, oder mit den Menschen des Theophrastus von Hohenheim. Dies ist ebenso Philosophie, wie die Mirakel auf dem Kirchhof des heiligen Medardus, des Mignet-Kreuzes, die Vampiren des Don Calmet, die Gespenster des Pater Delrio, die Seherin von Prevorst und das Fläschchen mit Clovis heiligem Salböl, das 1790 auf dem Pflaster eines öffentlichen Platzes vor tausend Menschen aus Rheims in Stücken zerschlagen, dessen ungeachtet aber 1825 bei der Krönung Karls X. unversehrt gefunden wurde.

Andere Philosophen verloren sich in das Labyrinth der Psychologie. Es gieng ihnen aber noch schlimmer. Denn sie stritten mit einander in dichtem Nebel, und gaben sich unendliche Mühe, um leere Schatten oder fantastische Formen, Gebilde der Einbildungskraft zu fassen, zu analysiren und zu seciren. Standen die Leute einmal auf dem beweglichen Triebsande dieses Gebiets, so gings ihnen bei jeder Bewegung fatal. Sie verloren sich in eine Menge Divisionen, Subdivisionen, Distinktionen, Hypothesen, Analogien u. s. w., ohne einen festen Punkt zu erreichen, wo sie sich hätten festhalten können. So entstanden die Dinglichkeiten und die Qualitäten, die Streitigkeiten über die angebornen Ideen, über den Ursprung der Sprachen, über die Existenz, die Qualitäten, die Eigenschaften Gottes, über die freie Willkühr — denn auch die Theologie mischte sich frühzeitig hinein — und nun wurde es ganz unmöglich die Tiefe des philosophischen Abgrunds zu erforschen, und bei den Streitigkeiten der Philosophen ein Ende abzusehn. Wer mag sagen und bestimmen, welches von all diesen Systemen das richtige und wahre sey? Ich, für mein Theil, weiß es nicht, und sehe auch nicht ab, wie ich da ins Klare kommen soll: Telliamed's Fische und Needham's Aale können wenigstens einen Augenblick amüsiren. Was aber kömmt dabei heraus, daß man sich den Kopf zerbricht über Definitionen, wie ungefähr folgende: „Die Materie ist nicht wer, nicht was, nicht wie groß, mit einem Wort nichts von dem, wodurch das Daseyn bestimmt wird.“ So drückt sich Aristoteles im I. Buch

seiner Physik aus. Epicur spricht sich nicht weniger sonderbar über die Seele aus. Sie besteht — sagt er — aus vier Dingen: aus einem unbestimmten Maaß Feuer, aus einem unbestimmten Maaß Luft, aus einem unbestimmten Maaß Wind und aus einem unbestimmten Maaß von Etwas, das keinen Namen hat. Diese saubere Definition hat uns Diogenes Laërtius aufbewahrt und überliefert. Gewiß, es war der Mühe werth. Beide obigen Definitionen aus philosophischen Büchern der Alten sind aber nicht das lächerlichste. Die Modernen haben dergleichen zu Tausenden aufzuweisen, und vielleicht noch dunklere, noch unsinnigere und noch lächerlichere.

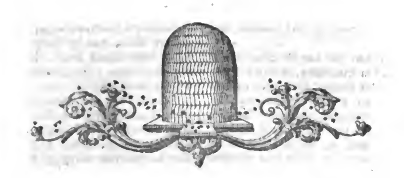
Fast sollte man glauben, die Philosophie sey ein neutrales Land, wo alle menschlichen Ideen, Hirngespinnste, Phantasmagorien, Narrheiten und Leidenschaften sich bunt unter einander zusammenfinden, jede mit dem Verlangen, allein und ausschließlich zu regieren und die Welt zu beherrschen? Immer kann man die Philosophie fragen: Wo sind deine Früchte in der menschlichen Gesellschaft? Was hast du dem Leben an Glück zugegeben? Und immer wird die Philosophie die Antwort auf diese Fragen schuldig bleiben. Darauf aber sollte doch endlich alles menschliche Wissen hinauslaufen. Was kümmert uns der Ursprung der Ideen? oder ob es angeborne Ideen gibt oder nicht? oder ob das Kind in Mutterleib Gefühle hat, und welche? Die Philosophen antworten: wir wollen von diesen Ideen ausgehen und darüber ins Reine zu kommen suchen, um den Menschen zu zeigen, was sie zu thun und zu lassen haben. Dies kommt mir vor, wie die Weltgeschichte, die bei der Sündfluth beginnt. Die Philosophie, die sich so im Kreis ihrer Präliminär-Spekulationen herumdreht, ohne einen Schritt weiter zu kommen, gleicht einem Buche, das ganz Vorrede ist. Ich gebe es zu, diese Vorrede ist trefflich und voll Beredtsamkeit, sinnreich, und in einem gewissen Sinn auch unterrichtend. Aber der Gegenstand des Buchs ist darin nicht behandelt, weder im Anfang noch am Ende. Die Vorrede kann so gut geschrieben seyn, daß man ihren Mangel darüber vergißt. Darum ist er aber nicht weniger vorhanden. Die Philosophie war bisher eine Tangente des menschlichen Lebens, sie berührte es, aber sie lief neben demselben hin. Heut zu Tage genügt dies nicht mehr, sondern sie muß tief in dasselbe eindringen; sie muß der Mittelpunkt werden, um den sich die ganze Gesellschaft schwingt und bewegt.

Dies sind die Ideen, welche in Ozaneaux's Buch vorherrschen und ihm die Entstehung gegeben haben. An diesen Ideen ist freilich nichts neu, wir haben dergleichen schon oft in Frankreich gehört, jetzt aber werden sie von neuem vorgenommen, da durch Cousin die deutsche Philosophie Eingang und Liebhaber findet. Dieser Richtung will der Verfasser durch sein Buch entgegen arbeiten, und für die praktischen, keck und kräftig ins Leben eingreifenden Franzosen hat er auch ganz Recht, und seine Landsleute müssen ihm dafür Dank wissen.

Die erste und Haupteigenschaft eines Schriftstellers, der über Philosophie schreibt, ist unstreitig, daß er sich lesen läßt, daß er verständlich und klar ist. Denn ohne dies wird er es zu keinem Erfolg bringen. Wenn einer in seinem Garten eine Heilquelle hat, die er Jedem zugänglich machen will: so muß er vorerst dafür sorgen, daß man leicht zu der Quelle kommen kann. Bei den steilen Sublimitäten der deutschen Philosophie, zu der sich die Schule in Frankreich hinneigt, ist es aber nicht so. Sie sind nur wenig Geistern zugänglich, und von diesen Wenigen verstehen Wenige sich selbst und ihre Genossen. Wie? soll denn die Philosophie nur Einigen Wenigen zugänglich seyn? Und wenn durch sie Licht ins Dunkel kommt und Wohlthaten gespendet werden, sollen sie denn nur diejenigen genießen, die durch immerwährende und anhaltende Arbeit in diesem Fach in die Subtilitäten der Schule dringen können, oder es wenigstens vorgeben? Sonderbare Bestimmung! Eine Wissenschaft, deren Zweck seyn soll, Trost und Muth für den Gang durchs Leben zu verleihen, ist nur denen zugänglich, die durch ihre Lage und Verhältnisse in der bürgerlichen Gesellschaft des Trosts und der Ermuthigung am wenigsten bedürfen! Und die armen Leute, die nicht Philosophie studirt, und nichts haben, als ihren gesunden Verstand, ihr klares Urtheil, diese sollen sie nicht verstehen, und durch sie nicht besser, verständiger und glücklicher werden?

Ozaneaux hingegen ist überzeugt, daß die wahre Philosophie unter allen Wissenschaften der Bücher und der langen vorbereitenden Studien am Besten entbehren kann, weil ihre Elemente im menschlichen Herzen liegen, und weil ihre Wahrheiten in allen Sprachen und bei allen Völkern wahr sind. O. hat die Philosophie von all' den pedantischen Hüllen und Binden, desgleichen von den feinen, spinnwebenartigen Thesen, von den verfänglichen und sophistischen Argumenten befreit, die sie bisher verstellten und die es unmöglich machten, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden. Und dies that er, nach achtzehn Jahren fleißiger Studien in der Philosophie und ihrer Geschichte. Er gibt hier das Resultat all seiner Bemühungen. Es ist keine kalte Auseinandersetzung, sondern ein Buch, das endlich einmal auf neuem und gutem Grund ruht, und worin junge Ideen herrschen. Die Sprache ist voll Wärme und Poesie. Denn auch die Dichtkunst kann der Wahrheit dienen. Platon ist das beste Beispiel, denn er war gewiß einer der größten Dichter des Alterthums; wiewohl er nie einen Vers gemacht hat. Die Ueberzeugung, die von einem glatten, eiskalten Syllogismus herkömmt, dringt höchstens in den Kopf und bleibt da todt, ohne Wirkung. Wenn aber die Vernunft eine klare, lebendige Sprache, voll Wärme und Kraft redet, so bleibt sie nicht ohne Wirkung; und wie ganz anders wirkt diese auf das ganze menschliche Seyn!

Mr.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 70. — 8. Juli 1831.

Länder- und Völkerkunde.

1) A narrative of a visit to the court of Sinde; a sketch of the history of Cutch etc. by James Burnes, surgeon to the residency at Bhooj. Edinburgh, 1831, Stark.

Diese offizielle, aber sehr unterhaltende Reisebeschreibung war bereits 1829 in Bombay erschienen. Der Verfasser, Dr. Burnes, ist Regierungsarzt von Budsch in Cutsch und machte die Reise nach Hydenabad auf Ersuchen der durchlauchtigsten Emirs von Sind. Sind, ehemals zur Provinz Multan gehörig, ist eine Nominalbesitzung von Cabul, wie Algier dem Sultan gehört. Im J. 1779 wurden die legitimen Beherrscher Sind's verbannt; die Nation berief durch Primairversammlungen den Talpurenhäuptling Fattih Ali Chan auf den Thron, und Timur Schah von Cabul erklärte sich, da ihm der Erwählte der Nation wie seine Vorgänger Tribut bezahlen wollte, für das Princip der Nicht-Intervention.

Dieser Fattih Ali Chan fand das Regieren in dem revolutionären Lande sehr beschwerlich und machte seine drei jüngeren Brüder zu Mitregenten: die viere herrschten nun unter dem Namen Emirs von Sind. Sie kamen so gut mit einander aus, daß man sie Schar Jar, die vier Freunde, nannte; wie die Orforder Gelehrten hatten sie One heart, one wish, one chamber and one hat, sie standen zusammen auf, aßen zusammen, giengen zusammen spazieren und schliefen in demselben Zimmer. Zwei davon sind unterdessen gestorben.

Im Jahre 1827 wurde ein dritter, Namens Mir Murad Ali, sehr krank und bat sich von dem brittischen Gesandten in Cutsch einen Arzt aus. Dr. Burnes machte sich auf den Weg. In der Stadt Ruri fand er die Chans, welche ihm von den Emirs entgegen geschickt wurden. Sie brachten ihm eine Ehrenwache, Lebensmittel, Leckerbissen, Opium. Nicht weniger als fünfzig Kameele standen dem Doktor zu Gebote. Ganze Karawanen von Eingebornen zogen nach, um den Europäer zu sehn. Auf der lezten Station vor der Hauptstadt wurde er vom Premier-Minister Nawab Walli Mahomed Chan Lagari herzlich bewillkommt. Im befestigten Schlosse der Emirs war die souveraine Familie versammelt, in einem hohen glänzenden Saale mit persischen Tapeten; in der Mitte saßen zwei Emirs in reich verbrämtem Gewande mit Kaschmier-Shawls und Dolchen, und die Honneurs wurden mit großem Takte verrichtet. Wiewohl Murad Ali bald hergestellt war, hörte er nicht auf, den Doktor sehr liebreich zu behandeln. Anfangs wollte er nicht einnehmen, ohne daß zuvor sein Arzt einen Theil der Brech- oder Purgiermittel hinunterschluckte, aber später verrichtete man dies Experiment in anima vili, an einem Bedienten, und

am Ende schluckte der Emir ohne Weiteres hinunter, was man ihm verschrieb.

Dr. Burnes spricht nicht blos von Recepten, sondern auch von der Statistik, den Einkünften, Sitten des Landes und von der Politik der Emirs. Was ihnen am meisten angelegen ist, bemerkt er, ist die Bekehrung der Hindus. Diese werden gezwungen, mahomedanische Kleider und Bärte zu tragen. Erst seit Kurzem dürfen sie auf Pferden reiten und noch jezt müssen sie, wenn ein Muselmann vorbeigeht, von ihren Eseln oder Mäulern absteigen. Die Mahomedaner werden aufgemuntert, sogar dringend ermahnt, alle Sinnbilder des indischen Götzenthums zu vernichten. Ein Gläubiger braucht blos zu erklären, ein Hindu habe einen Vers aus dem Koran oder die Worte „Mahomed der Prophet" ausgesprochen, so muß sich der Hindu augenblicklich beschneiden lassen. Dies geschieht häufig, und so nimmt denn die Anzahl der Hindus sehr ab. Es ist unbegreiflich, sagt der Reisende, daß sich leztere nicht entschließen, aus dem Lande zu gehn; von ihren religiösen Ceremonien lassen sie sich durch keine Maßregel abwendig machen, aber den härtesten Druck erleiden sie mit der größten Geduld. Was aber am merkwürdigsten ist: die Emirs, welche solchen Glaubenszwang gegen die Hindus ausüben, gehören selbst nicht einer und derselben Religion an, die einen sind Sunniten, die andern Schüten.

Das Werk schließt mit einer aus offiziellen Urkunden geschöpften Geschichte von Cutsch. Dort regierte seit 1778 ein Don Miguel, Namens Rao Rahetden. Die Engländer schickten den Obristen Cast gegen ihn; der Tyrann ließ alle Brunnen im Lande vergiften, schloß aber am Ende einen Traktat, den er nicht hielt. Die Engländer schickten daher 1819 eine Armee gegen ihn, sezten ihn ab, ließen durch Primairversammlungen den dreijährigen Sohn des Rao zum Throne erheben, der brittische Gesandte übernahm die Regentschaft „und seitdem genießt Cutsch aller Segnungen der brittischen Herrschaft."

2) Narrative of a journey across the Balcan, also of a visit to Azani, and other newly discovered ruins in Asia-Minor, in the years 1829—30. By Major Keppel. 2 vols. 8vo. London, 1831.

Eine politische Reise. Der Verfasser, ein Engländer, hätte gern zugesehen, wie sich die Türken und Russen zum Besten der Civilisation einander todtschießen. Kaum hatte er also durch die Londoner Blätter erfahren, sobald Diebitsch über den Pruth rücke, werde ein bedeutendes Reich zu Grunde gehn, so schnürte Herr Major Keppel seinen Reisesack, fuhr nach Frankreich, aß in Paris zu Mittag, sah sich die Schweiz an, und Italien, Korfu, ganz Griechenland, und sonderbar! als er nun seine eigentliche Reise antreten wollte, war der türkische Krieg zu Ende. Desto besser, dachte Major Keppel, desto ruhiger läßt sichs nun über Adrianopel nach Schumla, über den Balkan nach Konstantinopel reisen.

Nehmen wir an, Major Keppel sey durch die Kraft einer Dampfmaschine von London aus stracks nach dem griechischen Argos geschossen worden, so findet er dort das griechische „Parlament" in einer feierlichen Berathung. Mit Tagesanbruch waren die Abgeordneten herbeigetrommelt worden und der griechische Moniteur brauchte sich den folgenden Tag nicht zu beschweren, daß um zwei Uhr drei Viertel der Mitglieder noch nicht bei der Hand waren. Die Versammlung fand in einem antiken Theater statt, das, Major Keppel zufolge, nach denen von Sparta und Janina, das größte im europäischen Griechenlande ist. Wo früher die scena war und der cavea gegenüber hatte man einige Reihen Bänke im Halbkreise zimmern lassen, und dies improvisirte Gebäude hatte kein Dach. Das Herbeitrommeln der Abgeordneten kam unserem Engländer etwas militärisch vor, und er fürchtete, daß es der Freiheit der Rednerbühne schade; allein sein Erstaunen sollte noch zunehmen. Wie viele andre alte Theater, ist das von Argos in einen Berg eingegraben und auf dem Gipfel, auf den oberen Bänken der cavea, standen fünf Piquets Palicharen in Reih' und Glied. Wozu die vielen Soldaten? Keppel meint in allem Ernste, sie sollten im Nothfalle die Redner in den Grund schießen! Zufällig, sagt er, seyen die Abgeordneten alle mit S. E. dem Präsidenten einig gewesen!

Dem sey wie ihm wolle, wir sind ungeduldig, dem Verfasser nach Konstantinopel zu folgen und lassen uns dort eine merkwürdige Anekdote erzählen, über die Unterzeichnung des ewigen Friedenstraktats zwischen Rußland und der Pforte. Da die Ratifikation lange auf sich warten ließ, so wurde ein russischer Adjutant nach Konstantinopel geschickt, um zu melden, man sitze auf Kohlen. Der Sultan aber, sonst ein Mann ohne Vorurtheil, konnte sich immer noch nicht zum Unterschreiben entschließen. Denn das Papier, worauf Urkunden wie die erwähnte geschrieben zu werden pflegen, ist vergoldet und auf eine eigenthümliche Weise gefärbt. Leider war in der ganzen Stadt kein solcher Bogen Papier zu finden, und man brauchte mehrere Tage, um einen zu fabriciren. Vergebens stellte man dem Sultan vor, es handle sich um die Unterschrift, und nicht um das Goldpapier. Sein Wille war unerschütterlich. Wie jener spanische König, der vor Hitze starb, weil der zu diesem Zwecke speciell bestimmte Hofschranze nicht da war, um seinen Sessel vom Feuer wegzurücken: so lief der „König der Könige" Gefahr, seine Hauptstadt in Flammen zu sehn und wollte mit keinem Jota von der Etikette abweichen. Endlich erschien

das gehörig ausstaffirte und vergoldete Dokument, und das war ein Glück für den Sultan, denn der russische Feldherr war drauf und dran, in Warschau, ich wollte sagen in Konstantinopel, einzurücken.

Dergleichen Dinge wechseln mit sehr lieblichen Landschafts- und Sittengemälden ab. Aus den einfachen Hütten bulgarischer Landleute führt er uns auf Schlachtfelder, in Hauptquartiere, von da nach Ruinen oder in die funkelnden Gemächer türkischer Großen. Als fashionabler Mann hat unser Reisender nicht vergessen, die verschiedenen Moden zu beschreiben, die ihm unterwegs vorgekommen sind und dabei ist denn auch eine, die Einsender den Leserinnen nicht empfehlen möchte. In Adrianopel nämlich ist die Ehescheidung in der Mode; beim ersten Disput lassen sich die Ehehälften scheiden, und Herr Keppel sagt es, sonst würde ich es nicht glauben, die Damen sind es, welche auf Ehescheidung antragen. Zuweilen sechs Wochen nach der Heirath. Hieraus geht immerhin hervor, daß sich die Neuvermählten in der Türkei oft sechs Wochen lang nicht zanken.

3) Fo-koue-ki ou la relation du royaume de Fo, traduite du chinois par M. Abel-Rémusat. Paris, 1831 oder 32. 1 in 4°.

Dies Buch ist noch nicht erschienen. Es wird eine Reisebeschreibung chinesischer Gelehrten enthalten, die nach Indien giengen, um Sanskrit zu lernen. Das Morgenblatt hat bereits diesen Gegenstand berührt und wir theilen nun vorläufig die Hauptresultate aus den gelehrten und anziehenden Untersuchungen des Herrn Abel-Rémusat mit.

Der Buddhismus blühte zu Anfang des 5ten Jahrhunderts in der centralen Tatarei, im Westen der großen Wüste, in der Gegend des Sees Lop, bei den Uiguren, in Chotan, in allen kleinen Staaten nördlich von den Himalaja-Bergen. In angefüllten Monasterien wurden dort indische Bräuche gefeiert, man trieb Sanskrit, und diese Sprache war verbreitet genug, um zu vielen Namen der Oertlichkeit Anlaß zu geben. Noch blühender war derselbe Glauben westlich vom Indus in den ganz indischen Staaten, welche damals auf den afghanischen Gebirgen bestanden, in Udiana, Gandana, Beludscha, Tschiudasira u. a. Die Anbetung Buddha's war mit ihrem ganzen Pompe dahin vorgedrungen, und mündliche Ueberlieferungen verlegten in diese Länder mehrere Abentheuer Tathagata's. Eine solche Ausdehnung der indischen Sprache und Religion war bisher von keinem europäischen Gelehrten vermuthet worden; das chinesische Buch dagegen weist sie nach und macht uns mit dem Datum der Einführung bekannt. Das wahre Vaterland des Buddhismus ist nicht das südliche Behar, sondern an den Gangesufern zwischen dem Gebirge Nepal's und den Flüssen Dschumna und Gogra. Auch die Biographie der indischen Missionäre lernt man aus dem Buche kennen. Im mittleren Indien, der Ueberlieferung nach früher als tausend Jahre vor Chr. entstanden, bewahrte der Buddhismus fünfhundert Jahre nach Chr. eine politische Ueberlegenheit über den Brahmanismus. Im 5ten Jahrhundert waren noch Denkmäler vorhanden, welche der Ueberlieferung zum Belege dienten. Der Buddhismus drang bis nach Bengalen und der Gangesmündung vor, ja sogar nach dem Decan, dessen für neu gehaltene unterirdische Anlagen dem ältesten Buddhismus angehören, der auch in Ceylon herrschend war. Auf dieser Insel wurde der Gottesdienst mit großem Pompe gefeiert und die chinesischen Reisenden fanden dort eine Menge religiöser Bücher.

Für die Kenntniß der alt-indischen Glaubensgeschichte und für die alte Erdkunde Indiens sind also die Untersuchungen Abel-Rémusats und dessen Uebersetzung von hoher Wichtigkeit. Der gelehrte Verf. wird zugleich einige andre alte Reisen durch Indien bekannt machen.

4) Memoirs of the life and public services of Sir Thomas Stamford Raffles. London 1830.

Sir Raffles war von 1811 bis 1816 Gouverneur der Insel Java und von 1817 bis 1824 bekleidete er dieselbe Stelle im brittischen Theile von Sumatra. Er verstand die malai'sche Sprache von Grund aus, war ein guter Beobachter, und wußte seine Beobachtungen und Forschungen trefflich zu Papier zu bringen.

Wer aber schwache Nerven hat, darf folgenden Artikel nicht lesen, denn wir sprechen darin besonders von den — Menschenfressern der Insel Sumatra. Im Norden dieser Insel, zwischen Achem, Menangkabu und dem Meere lebt ein zahlreiches Volk, Battas genannt, mehr im Binnenlande als an der Küste. Eine bis zwei Millionen Battas stehen unter einer regelmäßigen Regierung, haben berathende Versammlungen und große Redner, eine ihnen eigenthümliche Sprache und Schrift und fast Alle können schreiben. Sie haben auch eine eigene Religion; ihr Gott heißt Dibata assi assi, und außerdem haben sie noch drei andere große Götter, die von ersterem erzeugt sind. Das Volk ist kriegerisch, redlich, aufrichtig und vorsichtig. Sein Land ist gut angebaut, Verbrechen selten. Und bei all dieser Kultur sind die Battas Menschenfresser.

Vor etlichen Jahren wurde dort ein Ehebrecher gesetzmäßig verurtheilt, gegessen zu werden. Die Strafe sollte in der Nähe von Tappanuly vollzogen werden; man lud den brittischen Gesandten dazu ein, was er ausschlug,

aber der Gesandtschaftssekretair begab sich mit einem inländischen Offizier an Ort und Stelle. Eine große Menschenmenge war versammelt. Der Delinquent war mit ausgebreiteten Armen an einen Baum gebunden. Der Scharfrichter, dort ein vornehmer Mann, schritt, ein Messer in der Hand, auf den Verbrecher zu; drauf kam ein Mensch mit einem Teller voll Sambul (Citronen, Salz u. a. m.). Gefragt, welchen Körpertheil er wünsche, verlangte der beleidigte Ehemann das rechte Ohr, erhielt es, tauchte es in Sambul und aß das Ohr. Nun warfen sich Alle über den Verbrecher her und Jeder nagte an ihm nach Herzenslust. Endlich, und blos aus Rücksicht für den Gesandtschaftssekretär, gab man ihm einen Gnadenstoß ins Herz.

Die Battas haben ein uraltes Gesetzbuch und essen einander blos aus Ehrfurcht für ihre Konstitution. Der Kodex läßt lebendig auffessen: 1) alle Ehebrecher, 2) nächtliche Diebe, 3) Kriegsgefangene, 4) Leute, die sich mit einander verheirathen, wiewohl sie zu demselben Stamme gehören, 5) wer ein Dorf, Haus oder Individuum verrätherisch angreift. Diese Verbrecher werden vor kompetente Gerichte geladen; nach den Debatten und dem Spruche trinkt jeder Häuptling einen Schluck, der als Unterschrift gilt. Zwei, drei Tage später ist das Volk versammelt. Bei Ehebruch darf das Urtheil nicht vollzogen werden, wenn nicht die Verwandten der Frau zugegen seyn wollen. Gewöhnlich wird zuerst das Ohr verlangt, dann wählen die Anwesenden je nach ihrem Range ein andres Stück. Endlich schneidet das Oberhaupt der Versammlung dem Schuldigen den Kopf ab und hängt die Trophäe vor seinem Hause auf. Das Gehirn fällt diesem Oberhaupte oder auch dem Beleidigten anheim und wird wegen seiner Zauberkräfte sorgfältig in einer Flasche aufbewahrt. Die Eingeweide ißt man nicht, aber Herz, Hand- und Sohlenfleisch sind die Leckerbissen. Man ißt das Fleisch roh oder geröstet, aber nur auf dem Orte der Hinrichtung, und würzt es mit Sambul oder ißt Reis dazu. Bei diesem Mahle trinkt man nie Palmenwein oder erhitzende Getränke, manche Leute aber bringen hohle Bambusstöcke mit, füllen sie mit Blut und trinken es. Die Hinrichtung muß öffentlich seyn; nur Männer sind zugegen, den Frauen ist Menschenfleisch verboten, allein sie verschaffen es sich insgeheim. Die Battas essen nichts so gern wie Menschenfleisch, thun es aber blos in den Fällen, wo das Gesetz es erlaubt. Jene Hinrichtungen geschehn nach einer ruhigen, reiflich erwogenen Berathung und selten ist eine Rache dabei im Spiele, außer wenn es sich um Kriegsgefangene handelt. In Friedenszeiten essen sie jährlich sechzig bis hundert Seelen auf.

Ehemals aßen die Battas auch ihre Eltern, wenn sie alt wurden und nicht mehr arbeiten konnten. Die alten Leute hingen sich selbst mit den Armen an einen Baum; ihre Kinder und Nachbarn tanzten herum und schrien: die reife Frucht muß fallen. Die Ceremonie ging in der Citronenzeit vor sich, wo auch Salz und Pfeffer im Ueberflusse vorhanden sind. Sobald die ermüdeten Alten sich nicht mehr am Baume halten konnten, fielen die Anwesenden über sie her und fraßen sie. Jezt hat man aufgehört, die alten Leute zu essen.

Auch in China gab es sonst Bergbewohner, die Menschenfleisch aßen, noch jezt soll in der Provinz Fokian in Kriegszeiten jene Sitte bestehn. Die chinesischen Aerzte verschreiben zuweilen Stückchen Menschenfleisch. Vor einiger Zeit ließ ein Sterbender in Macao einen Knaben umbringen, um sich zu retten. Die Hinrichter in Canton verkaufen um hohen Preis die Galle der Hingerichteten; man mischt sie mit Reis, um sich Muth einzuflößen; denn die Chinesen glauben, Galle mache Muth und die Memmen heißen bei ihnen Menschen ohne Galle. In den Kommentaren zum chinesischen Strafgesetzbuche heißt es, Lieu aus dem Bezirke Hoang Schan habe für 20 Unzen Silber Menschengalle verkauft. 1811 wurde Tschang aus der Provinz Tsche Kiang überführt, in 16 Jahren 11 Mädchen umgebracht zu haben, um sich durch ihre Säfte zu stärken. Das zwölfte Opfer entwischte dem Kannibalen und klagte ihn an. Er war, sagt die offizielle Urkunde, ein Mensch von außen, innerlich ein wildes Vieh. Er wurde in seinem 70sten Jahre verurtheilt, in Stücke geschnitten zu werden und sechzehn Familien, denen seine Schlachtopfer angehörten, wurden zur Theilnahme an der Hinrichtung eingeladen.

Um auf Sumatra zurückzukommen, so gibt es dort im Gebirge eine Menge Tiger und Elephanten. Kaum ist daselbst eine Familie, die nicht dadurch ein Mitglied verlor. Mancher Orten nehmen die Eingebornen keine Vorsichtsmaßregel gegen die Tiger, welche sie als heilige Thiere betrachten. Sie glauben an die Seelenwanderung und nennen die Tiger ihre Ninis oder Großväter. Kommt ein Tiger ins Dorf, so legen sie Reis und Früchte vor die Thüre, um ihn zu besänftigen; eben so, wenn die Kuhpocken kommen. Im südöstlichen Sumatra lebt ein sehr kriegerisches Volk, welches, wenn man es angreift, seine Weiber und Kinder in die erste Linie stellt. Auf diese Weise sind im lezten Kriege gegen die Holländer 120 Weiber umgekommen, die, ihre Säuglinge auf den Armen, ihren Posten nicht verließen.

Kurz, man liest schreckliche Dinge in der Lebensbeschreibung von Sir Raffles. Ein romantischer Romanendichter kann nichts Furchtbareres erfinden.

(Der Beschluß folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 71. — 11. Juli 1831.

Biographie.

The life of Sir Humphry Davy, by John Ayrton Paris. London 1830.

Die Biographie eines ausgezeichneten Gelehrten ist oft ein Stück aus der Geschichte seiner Wissenschaft. Dies ist bei dem großen Chemiker H. Davy der Fall, und wir müssen daher dem Dr. Ayrton Paris, dem genauen Freund des Verstorbenen, recht für dessen Lebensbeschreibung Dank wissen. Nur Eins macht uns bedenklich. Das Buch ist ein dicker Quartband von 547 Seiten und kostet die für eine Biographie ungeheure Summe von drei Pfund Sterl., etwas mehr denn 34 fl. rhein. Wir ziehen daraus das Wichtigste für deutsche Leser aus.

Humphry Davy wurde 1788 zu Penzance geboren. Sein Vater war ein Holzschnitzer, vielleicht der lezte. Denn diese Kunst wird jezt gar nicht mehr in England geübt, wiewohl vor Zeiten alle großen Kirchen durch sie ausgeschmückt worden sind, und es geht ihr in dieser Beziehung gerade wie der Glasmalerei.

Davy war kaum acht Jahr alt, so fiel ihm ein Buch, die Reise des Pilgers Bernyan in die Hand, eine Art von mystischer Odyssee, überreich an biblischen Bildern, die auch Franklin in seiner Jugend entzückt hatten. Bald darauf verschlang er auch einige geschichtliche Bücher. Dadurch bekam sein Geist eine romantische Richtung und er wurde von nun an der Redner, Dichter und Geschichtschreiber seiner Schulkameraden. Dies genügte ihm aber bald nicht mehr, und er wollte die Wirkung seiner Improvisationen noch erhöhen und noch dramatischer machen. Darum mischte er kleine Feuerwerke in seine Balladen und in seine rednerisch geschmückte Prosa. Er erfand eine Mischung, deren Explosion einen entsetzlichen Knall gab, und er nannte sie deshalb Donnerpulver. Man hätte den künftigen Chemiker auch aus einer andern Erfindung vermuthen können, die wirklich gar sonderbar ist. Er nahm eine dicke Feldrübe aus dem Acker, höhlte sie aus, machte unten eine kleine Oeffnung, that eine Menge Stückchen Zinn hinein und hielt sie dann über ein Licht, so daß die Flamme hineinschlug. Dadurch schmolz das Zinn in kurzer Zeit.

Sein Vater starb 1795. Gleich darauf wurde Humphry bei Herrn Borlase, dem einzigen Chirurgus und Apotheker in dem kleinen Penzance in die Lehre gegeben. Kaum hatte er hier in der Officin chemische Gegenstände und Präparate in den Händen, so war auch gleich seine Bestimmung gefunden. Er gieng nie aus — selbst nicht zu seiner Tante, wo er gewöhnlich seine Abende zubrachte — ohne einen Hammer bei sich zu haben, mit dem er Stückchen Stein von den Küstenfelsen abschlug. Sein Hang zur Naturgeschichte war weit stärker, als sein Beruf für die Heilkunde, und er dachte weit lieber an die Eingeweide der

Erde, als an die Eingeweide der Kranken, und statt der Aderlässe an Armen oder Füßen, war er mehr auf die Adern in den Gebirgen bedacht und versessen. Auch der Dichtkunst wurde er ungetreu, wiewohl er schon in seinem eilften Jahre ein episches Gedicht auf Lodens Sohn gemacht hatte. Der sich in etwas schwülstigen Redensarten gefallende Biograph sagt: Davy wäre der größte Dichter seines Jahrhunderts geworden, wenn er nicht dessen größter Chimist hätte seyn müssen.

Schon in Penzance in der Borlasischen Apotheke machte er seine ersten chemischen Entdeckungen. Mehrfache Versuche brachten ihn auf die Gewißheit, daß die See-Kryptogamen mit Hülfe des Lichts das Wasser dekomponiren und Wasserstoffgas daraus entwickeln. Seine Instrumente für dergleichen Untersuchungen waren sehr grob und unbehülflich, und er machte sie mit allen Materialien, die ihm zufällig in die Hände fielen.

Bei Borlace lernte Davy die Chemiker Gilbert und Gregory Watt kennen, die sich seiner annahmen und seine merkwürdigen Anlagen weiter entwickeln wollten. Als der Dr. Beddoes sein pneumatisches Institut in Bristol gegründet hatte, berief er Davy als chemischen Präparator zu sich. Hier fand Humphry die beste Gelegenheit, vielfache Versuche anzustellen und dabei auch näher mit den Männern bekannt zu werden, die später günstigen Einfluß auf sein Leben und Wirken geäußert haben. Im Lauf eines Jahrs (1801) machte er mehrere interessante Entdeckungen, schrieb mehrere Dissertationen, erwarb sich dadurch einen Namen und wurde zum Professor des königl. Instituts in London ernannt. Seine Versetzung in größere Verhältnisse und sein Umgang mit vornehmen Leuten hatte jedoch einen nachtheiligen Einfluß auf seinen Charakter. Er verlor seine frühere Einfachheit und Bescheidenheit, ward stolz, derb, auffahrend und bisweilen sogar grob. Widerspruch, selbst mit aller Bescheidenheit vorgetragen, konnte er gar nicht vertragen. Seine Bewunderer nannten dies Originalität.

Als 1807 der Dr. Gray starb, wurde Davy zum Sekretär der königl. Societät ernannt. In jener Zeit machte er die großen Entdeckungen in der Chemie, die seinen Namen so hoch in der Wissenschaft stellen, seine Entdeckungen über den Galvanismus und seine mächtigen Wirkungen, über die Elektricität, über die metallischen Basen der Alkalien, er entdeckte das potassium, das sodium u. s. w. Das französische Institut ertheilte ihm den ausgesezten Preis von 3000 Franken.

Ein Marquis, den Fontenelle anführt, fragte einst einen reisenden Engländer, ob der große Newton auch esse, trinke und schlafe, wie andere Menschen? Fragt man ebenso über seinen Landsmann Davy, so läßt sich von ihm nicht die musterhafte Nüchternheit und Mäßigkeit jenes Gelehrten rühmen. Davy war nichts weniger als mäßig und nicht darauf bedacht, auf diesem Weg seine Gesundheit zu stärken, die durch seine angestrengten Arbeiten bedeutend litt. Die reichsten und vornehmsten Herrn luden ihn oft zu Tisch ein. Seine Eigenliebe war so geschmeichelt, daß er es nicht über sich gewinnen konnte, solche Einladungen abzuschlagen. Er stellte sich immer ein, aß und trank unmäßig und blieb nach englischer Art lange bei Tisch sitzen. Um nun dadurch seine Studien nicht leiden zu lassen, so raubte er sich den Schlaf und arbeitete in der Nacht. Die Stunde der Einladung kam ihm gewöhnlich über den Hals, ehe er es dachte. Dann zog er in der Eile und Zerstreuung seine weiße Wäsche über die schmutzige an, und wie der Todtengräber im Hamlet trug er bisweilen fünf Hemden und fünf Strümpfe übereinander. Darum waren seine Freunde erstaunt, ihn zu Zeiten so schnell dick und so schnell wieder mager werden zu sehen.

In seiner Kleidung war er auch gar komisch. So z. B. hatte er eine eigene, wenn er mit der Angel fischte, was seine Lieblingsbeschäftigung war. Dann war er von Kopf bis zum Fuß grün angezogen, sein Rock hatte eine Menge Taschen, alle mit Bindfaden und Angeln angefüllt. Seine Stiefeln gingen bis über das Knie und waren von elastischem Harz, sein Hut mit ganz breiten, herunterhängenden Krempen, wie die Köhler tragen, war in eine grüne Tünche getaucht, die Davy selbst fabricirte, und darauf steckten eine Menge nachgemachter Mücken. So meinte er, errege er gewiß bei den scharfsichtigen Fischen nicht den geringsten Verdacht. Auf die Jagd ging er aber nicht anders, als von Kopf bis auf den Fuß in brennend Roth gekleidet. Wollte er als Fischer, daß ihn die Fische für einen Strauch oder für einen Baum halten sollten, so gab er sich alle Mühe, von seinen Jagdkameraden nicht für ein Wild angesehen zu werden. Darum zog er sich ganz roth an.

Im Jahr 1812 gab er seine berühmten Elemente der Chemie heraus. Kaum war dies Buch erschienen, so machte er die Entdeckung des hydrophosphorischen Gases und der Nitrogene-Chloride. Er beschloß damals eine Reise nach Frankreich zu machen, um die erloschenen Vulkane in der Auvergne zu untersuchen und mit dem Vesuv zu vergleichen. Napoleon gab Engländern nicht leicht Pässe nach Frankreich, der englische Chemiker erhielt sie aber sogleich und ohne alle Bedingung. So kam er denn im Oktober 1813 nach Frankreich, ihn begleitete seine Frau und Faraday als Sekretär. Schon einen Monat lang hatten ihn die französischen Gelehrten mit Ungeduld erwartet, besonders Ampère, der schon vor mehreren Jahren Humphry Davy für den größten Chemiker aller Zeiten erklärt hatte. Dafür war Davy nicht undankbar, denn kaum war er in Paris angekommen, so suchte er Ampère auf und erklärte: er sey der einzige französische Chemiker, der ihn (Davy) zu verstehen und zu würdigen verstände. Unbegreiflich fand man bei einem Freund der Dichtkunst, wie er sich

bei seinem ersten und einzigen Besuch der damals überaus reichen und herrlichen Galerie des Louvre benahm. Er durchlief die Säle so schnell, daß ihm die Herren kaum folgen konnten, die ihn dahin geführt hatten. Man hörte von ihm nur Einen Ausruf, nämlich: „was ist das für eine außerordentlich reiche Sammlung von Bilderrahmen.“ Nichts brachte Davy aus seiner Gleichgültigkeit. Endlich stand er vor der großen Antinousbüste aus Alabaster stehen und rief aus: „Mein Gott! welch' herrliche Stalaktite!“ Mehreren fiel dabei der Mathematiker ein, der nach Beendigung einer Racine'schen Tragödie fragte: „Nun, was beweist aber das Alles?“ Der Mathematiker hatte Unrecht, Davy aber hatte Recht, denn die Sache hieng folgendermaßen zusammen, was sein Biograph nicht zu wissen scheint. Ref. aber weiß es genau, weil ihn der Zufall 1813 in Paris in demselben Haus mit dem Chemiker zusammenführte, woraus sich bald eine nähere Bekanntschaft entspann. Davy war noch nicht zwölf Stunden in Paris, so eilte er schon allein ins Museum und blieb mehrere Stunden da, auch hernach ging er oft mit seiner Frau hin und verbrachte dort lange Zeit. Nun aber hatten sich die auf ihr aus allen Ländern zusammengestohlenes Museum und auf die ganze Napoleonische Größe so eitlen Franzosen ein Fest daraus versprochen, dem Engländer diese Schätze zu zeigen und sich an seinem Staunen zu weiden. Als Davy ihre Absicht bemerkte, äußerte er, daß er das Museum noch nicht gesehen habe. Darauf folgte sein ächt englisches Benehmen in den ihm wohlbekannten Sälen, wodurch er dem Pariser Dünkel auf den Reichthum dieses Museums zu begegnen suchte. Seine Absicht gelang ihm aber nicht, denn was bei ihm Ironie war, nahmen die Franzosen für Unwissenheit, Gefühllosigkeit, Arroganz und lächerlichen Dünkel.

Damit will ich aber Davy nicht für sein übriges Benehmen in Paris das Wort reden. In Italien benahm er sich auf ähnliche und überdies grobe Art gegen Volta.

Als er aus Frankreich nach England zurückkehrte, wurde ihm die Präsidentschaft der königl. Societät an Joseph Banks Stelle übertragen. Er machte sich aber darin bald durch seine Arroganz und sein hochfahrendes Wesen verhaßt, und um ihn zu ertragen, mußte man sich erinnern, daß er die Sicherheitslampe für Bergleute erfunden und dadurch Tausenden das Leben erhalten.

Durch die vielen Nachtwachen wurden seine Gesundheitsumstände immer beunruhigender. Darum legte er seine Präsidentschaft nieder und gieng nach Rom. Vorher übergab er jedoch der königl. Societät seine Abhandlung über vulkanische Erscheinungen. Damit sagte er der Wissenschaft Lebewohl. Unter dem italienischen Himmel fand er einen großen Theil seiner poetischen Ideen und Anlagen aus der Jugend wieder. In dieser Beziehung ist seine lezte Schrift unter dem Titel: Tröstungen auf der Reise, sehr merkwürdig. Von Rom wollte er in die Schweiz, starb aber schon in Genf, am 28. Mai 1829, in seinem 51sten Jahr.

In Genf erhielt er ein öffentliches Leichenbegängniß, dem die ausgezeichnetsten Einheimische und Fremde, gelehrte und literarische Gesellschaften und Institute beiwohnten. Auch wurde ihm ein Monument auf dem Kirchhof gesezt, nicht in einer Kirche, wie der Biograph irrig berichtet. Um die Erlaubniß zur Aufstellung einer einfachen Marmortafel mit Davy's Namen in Westminster zu erhalten, mußte dagegen Lady Davy die Summe von 142 Pf. Steel. an die Kanoniker dieser Kirche zahlen! Glaube nun einer noch, Westminster sey das englische Pantheon für alles Glorwürdige!

Mr.

Länder- und Völkerkunde.

(Beschluß.)

5) Excursion dans l'Alabama et les Florides, par l'Évêque de Mobile (M. Portier). Paris, 1831.

Hr. Portier, katholischer Bischof in Nordamerika, bereiste 1827 das von Menschenfressern bewohnte Land zwischen S. Augustin und Pensacole, eine Strecke von etwa achtzig Stunden, und stellte Beobachtungen über jene Wilden (Seminolen genannt), wie auch über ganz Alabama und die Floriden an, welche Länder nordwestlich von Neu-Orleans liegen. So kurz der Bericht ist, so ist er doch zu lang; denn da erfahren wir wieder, daß der Reisende hier und dort beim Postmeister logiet hat und wie er beim Friedensrichter aufgenommen wurde, daß er alten Speck gegessen und mit einer noch älteren Puritanerin theologische Diskussionen über die „alte römische Prostituirte,“ wie die Frau sagte, durchgeführt hat. Wichtiger ist schon, daß er mancher Orten sehr delikaten Bärenbraten gegessen. Das Interessanteste in der ganzen Schrift ist die Schilderung einer natürlichen gewölbten Höhle nahe dem floridischen Thale Chapola. Ein 180 Fuß langer Theil der Höhle gleicht einem gothischen Gewölbe; hierin läuft ein krebsreicher Fluß. Ein zweiter, grader, 100 Fuß langer Saal, von Säulen aufrecht gehalten, ist mit Tropfsteinen tapezirt und in den Nischen hausen Fledermäuse, „die beim Nahen des Lichtes sich in dunkle Orte flüchten und im Fliegen einen Lärm machen gleich heftigem Winde.“ Durch enge Gänge gelangt man endlich in eine unterirdische terra incognita. Bis jezt ist man 1800 Fuß weit in die Grotte vorgedrungen. Die amerikanische Höhle ist also weit großartiger als die künstliche Grotte unter dem Berge Montmartre zu Paris, wo unlängst die Republikaner Concilium gehalten haben sollen.

6) Statistique du département des Bouches-du-Rhône, avec atlas, par M. de Villeneuve, maître des requêtes, préfet des Bouches-du-Rhône, publiée d'après le voeu du conseil du département. Drei Bände, mehr als 3000 Seiten, seit 1821. Marseille, chez Antoine Ricard.

Villeneuve gibt zu, daß Deutschland, England, Schweden, sogar Rußland den französischen Statistikern noch zum Muster dienen können, und hätte daher besser gethan, nicht zu behaupten, die Franzosen seyen die ersten, d. h. die frühesten Statistiker gewesen. Er kennt keine ältern statistischen Unternehmungen als die von Ludwig XIV., allein die neuesten kennt er genau und er bereichert sie. Villeneuve hält sogar, wiewohl Präfekt, seine Wissenschaft nicht für gefährlich, im Gegentheil, „die Wahrheit kann niemals schädlich seyn. Die konstitutionellen Debatten würden durch statistische Kenntnisse sehr abgekürzt werden, die Resultate und Beschlüsse würden dadurch unverletzbar und die Regierung könnte ihr System auf unantastbare Grundlagen stützen, wenn jedes Departement eine vollständige Statistik hätte, und wenn man aus den Spezialarbeiten ein geordnetes Ganze bildete, woraus man die verglichenen Hülfsquellen aller Landestheile, die Bedürfnisse ihrer Einwohner lernen könnte.“ Ein herrlicher Gedanke. Man sieht daraus, daß die Länder, wo die Statistik blüht, also auch Deutschland, am geeignetsten, am reifsten für wahrhafte konstitutionelle Verfassungen sind.

Villeneuve hat allerdings seine Privat-Hypothesen und Ansichten; er meint z. B., die Ruinen antiker Denkmäler seyen die schönste Zierde, deren sich ein Land rühmen könne. Uns dünkt im Gegentheile, neue Gebäude, Kanäle, Landstraßen seyen rühmlicher als Ruinen, verfallene Aquadukte und Chausséen, und neue Auszeichnung sey besser als alter Adel.

7) A connected view of the whole internal navigation of the United States. Philadelphia, 1830; Carey and Ley. In 8vo. 618 Seiten.

8) A traitise on railroads and internal communications, by Thomas Earle. Philadelphia, 1830; in 8vo. 120 S.

9) Message of the president, in relation to the survey of a route for a canal etc.

10) Idées sur des réformes économiques commerciales et financières applicables à la France, par M. List. Paris, 1831.

Der blühende Zustand Nordamerikas ist zum Theil eine Folge der Leichtigkeit und Behendigkeit binnenländischer Kommunikation. Die Nordamerikaner haben die Ansicht, je größer die Handelsfreiheit sey, desto reicher werde das Land; sie entfernen die einzelnen Provinzen nicht von einander, sondern rücken sie einander näher; sie halten es für einfältig und unpolitisch, einen Theil ihres Gebietes als eine Kolonie zu behandeln. Die Kanäle, Flüsse, Wasserverbindungen der genannten Freistaaten haben gegenwärtig zusammengenommen eine Länge von 103,202 Millien, wovon 16,397 künstlich angelegt sind. Man hat nämlich 5655 Flußmillien durch Kunst schiffbar gemacht und 10,742 Millien Kanäle gegraben. Der Staat Neu-England hat fünf Kanäle in der Arbeit, Pennsylvanien acht, und je mehr das Land durch Wasser verkleinert wird, desto mehr oder weit mehr steigert sich der Werth und der Reichthum des Landes. Zugleich werden die Landstraßen immer besser, die Dampfmaschinen vollkommner und die Eisenbahnen nehmen es in ihrem Wetteifer mit den Kanälen auf.

Wie erstaunte daher unser Landsmann, Hr. List, als er nach langer Abwesenheit nach Europa zurückgelangt, die Hartnäckigkeit gewahrte, mit welcher das europäische Festland hinter der neuen Welt so beharrlich zurückzubleiben für gut findet. Sogleich ergriff Herr List die Feder und schrieb:

Die Geschichte der Menschheit beweist, daß die großen Fortschritte des Menschenstammes immer durch große wissenschaftliche Entdeckungen befördert wurden. Die Presse war es, welche die Grundlagen der römisch-katholischen Macht untergrub; das Schießpulver zersprengte die eisenbedeckten Schaaren der Feudal-Aristokratie; unsre Zeit, welche durch die politische und ökonomische Reform charakterisirt wird, hat ebenfals mächtige Hebel, um unermeßliche Aenderungen in der Lage der Menschen und Nationen vorzunehmen, nämlich D a m p f m a s c h i n e n und E i s e n b a h n e n. Die Dampfmaschinen haben von Anfang an England hervorstechende Dienste geleistet. Wenn diese Macht zwanzig Jahre einen hartnäckigen Krieg gegen Frankreich und Europa aushalten konnte und den enormen Druck der Nationalschuld, so liegt der Grund in den wunderbaren Hülfsquellen einer Industrie, die durch jenen neuen Hebel, dessen Geheimniß sie zuerst besaß, befördert wurde. Jenseits des atlantischen Meeres in die Schifffahrt eingeführt, gab derselbe einem jugendkräftigen Volke, das eben nur 10 Millionen Bürger zählt, die Mittel, zum Vortheile seines Wohlseyns und fortwährenden Gedeihens ein Gebiet zu benutzen, das so geräumig ist, wie das europäische Festland!

Von der Schrift des Herrn List ist der erste Abschnitt in der Révue Encyclopédique abgedruckt, und dies Blatt scheint auch die Fortsetzung mittheilen zu wollen.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 72. — 13. Juli 1831.

Dichtkunst.

Napoleon oder die hundert Tage. Ein Drama in fünf Aufzügen von Grabbe. Frankfurt a. M., Herrmann, 1831.

Grabbe, dessen wir schon mehr als einmal in diesen Blättern ehrenvoll erwähnt haben, indem wir troß seiner Sonderbarkeiten sein geniales Feuer anerkannten, Grabbe hat nie etwas besseres geschrieben, als das vorliegende Werk. Seine Kühnheit gehörte dazu, es zu unternehmen, aber der Gegenstand selbst entsprach dieser Kühnheit, unterstüzte sie, belohnte sie.

Wie genial das Ganze entworfen und zusammengefaßt ist, wie trefflich die Charaktere gezeichnet, die rechten Situationen gewählt sind, wie geistreich, ja klassisch die Sprache an den wichtigsten Stellen ist, wo sie in wenig Worten die Weltgeschichte enthalten muß, dies wollen wir zeigen, indem wir das schöne Gedicht skizzirend durchlaufen.

Die Scene wird eröffnet im Palais-Royal. Das Volk treibt sich durcheinander. Einige abgedankte Soldaten äußern ihren Groll gegen die Restauration der Bourbons, einige Emigrés ihre Freude. Savoyarden, Ausrufer ꝛc. lärmen dazwischen.

Ausrufer einer Bildergallerie.

Hier, meine Herrn, ist zu sehen Ludwig der Achtzehnte, König von Frankreich und von Navarra, der Ersehnte.

Ausrufer einer Menagerie.

(Dem vorigen gegenüber.)

Hier, meine Herren, sehen Sie einen der lezten des aussterbenden Geschlechtes der Dronten, wackeligen Ganges, mit einem Schnabel gleich zwei Löffeln, von Isle de France und Bourbon bei Madagascar, lange von den Naturforschern ersehnt, ihn zu betrachten und zu zerlegen.

Ausrufer der Bildergallerie.

Hier ist zu sehen der Monsieur, der Herzog von Angouleme, sein Sohn, die Herzogin, dessen Gemahlin, der Herzog von Berry und das ganze Bourbonische Haus.

Ausrufer der Menagerie.

Hier erblicken Sie den langen Orang-Outang, gezähmt und fromm, aber noch immer beißig, den Pavian, ähnlichen Naturells, die Meerkatze, etwas toller als die beiden andern, und so genannt, weil sie über die See zu uns gekommen, den gewöhnlichen Affen, nach Linnée simia silvanus, und das ganze Geschlecht der Affen, wie es nicht einmal in dem Pflanzengarten oder den Tuillerien leibt und lebt.

Die Abgedankten der alten Garde und die Emigrés gerathen an einander. Charakteristisch und poetisch zugleich ist der Zug, daß beide wechselseitig sich über ihr — französisches Ehrgefühl wundern, welches sie bei dieser Gelegenheit zeigen. — Der Herzog von Berry reitet vorbei, das Volk haranguirend, um sich populär zu machen, was ihm schlecht gelingt. Die alten Soldaten sagen:

Chassecoeur.

Sieh einmal den großen weißen Federstrauß, den der Junge am Kopfe trägt! Mir thun die Augen davor weh!

Vitry.

J, Freund, das ist der Helmbusch Heinrichs des Vierten, seines Ahnherrn. — Seine Familie hat den Strauß so oft im Maul, daß ich fürchte, er wird endlich schmutzig.

Chassecoeur.

Heinrich der Vierte? Was war der? Was that er?

Die Scene wird an den Hof verlegt. Zuerst tritt die niedre Dienerschaft auf, Gespenster des alten Versailler Hofes. Dann folgen die erlauchten Personen. Sehr gut ist Ludwig XVIII. gezeichnet, unübertrefflich die Herzogin von Angouleme.

König Ludwig.

Wie kommt es, daß gerade du, die des Schicksals Schwere am härtesten empfand, von allen meines Stammes die Stärkste bist, blos im Vertrauen auf Gott?

Herzogin von Angouleme.

Gott? — Wo es an Menschen fehlt, da erscheint er! — Oheim, ich lernt ihn kennen, dort in dem Tempel, Tempel, ja des Abgrundes der Revolution, doch für mich des Lichts. — Wer so wie ich, ein zartes Kind, da im Gefängnisse schmachtet, und bangen Ohrs die Häupter des Vaters und der Mutter von den Schaffotten rollen hört — o, wen so wie mich dieses Paris umbraust, rebellisch, jede Straße von dem Geschrei der Mörderrotten aufdonnernd, knirschend unter den Rädern der ewig auf- und abziehenden Henkerkarren, — wer selbst eine Capet, Tag und Nacht nichts als „Capet, Capet nieder" rufen hört, — wem, wie mir, die lezten Sterne sinken, und wer dann im unermeßlichen Dunkel gar nichts mehr fühlt, als das Zittern des eignen kleinen Herzens, — dem nahe Gott, wie mir! — Er ist der lezte, einzige, aber größte Trost. Mir nahte er, und ich ward stark und ruhig.

König Ludwig.

Theure Nichte, ich glaube, du sagst die Wahrheit, und Trost sinkt in meine Brust, wenn ich fern von unsern Diplomaten dich höre. Bei dem ersten Tritt, den ich auf die Küsten meines Landes jüngst wieder that, durchschauerte auch mich das unbegreifliche, aber gewaltige Walten der Vorsehung! — Komm an das Fenster: da breitet Paris sich aus! — Welche Stürme sind nicht hingebraust durch jene Straßen? Kein Fleckchen, das nicht von dem Blute, welches darauf vergossen, Inschrift tragen könnte, von der Bluthochzeit bis zu der Guillotine. Ungeachtet all des Scherzes, all des Schimmers, die hier gaukeln, weht es mich an, wie Moder, wenn ich diesen Steinhaufen sehe. — Noch keine drei Jahre, und dort rückten mit Siegesklängen, mit feuerathmenden Geschützen, Pferd an Pferd gedrängt, und Bayonnet an Bayonnet, dicht wie Blätter und Aehren im Frühling, die Weltbezwinger stolzen Zuges von Spanien nach Moskau. Und mit seinem ruhmestrunkenen, nie gesättigten Auge sah Er in ihnen nur die Zeichen seiner Allmacht. Die mächtigen Parlamente Englands wurden bang und flüsterten wie Haufen furchtsamer Vögel, — wollten Frieden machen, es möge kosten, was er wolle, auch wenn sie an mir das heilige Gastrecht verletzen, mich aus ihrem Reiche weisen sollten. — Und nun! — Die Schlachtendonner sind verklungen, — Europa ist still, wo die Adler raseten, blühen wieder friedlich die drei Lilien, und Er, der Große, ward ein armer Einsiedler von Elba, starrt vielleicht grade jezt in das Meer, und erkennt in ihm das Element, welches er nie besiegen konnte, und das ihm, ein Spiegel, groß wie Er selbst, höhnisch sein Antlitz zurück wirft.

Herzogin von Angouleme.

König, nenn ihn gewaltig, riesenhaft, ungeheuer, — doch nimmermehr groß den Mörder d'Enghiens, — nun und nimmer der groß, welcher Treue, Recht, Ehr und Liebe dem Ruhm und der Macht aufopfert. Das kann auch der Dämon der Hölle. Die wahre Größe gibt Ruhm, Macht, jeden Aussenschein für Ehre, Recht und inneres Glück dahin — Er aber that das nie — O, ich kenne ihn — dieser Kaisertiger hätte sich vor seinem Feinde, den er mit den Klauen nicht erreichen konnte, zum Wurm verwandelt, sich von ihm treten lassen, wenn er nur wußte, daß er ihm alsdann giftig in die Ferse stechen konnte.

Auch die Minister treten auf, wonnedufelnd; die Rückkehr der Zeit vor 1789 prikelt ihnen wollüstig in allen Adern. Sie sprechen mit Hochmuth und Verachtung vom Volk, von Napoleon. Der Himmel hängt ganz voll Geigen.

Nun führt uns der Dichter nach der Insel Elba. Napoleon steht im Kreise seiner Getreuen. Er sagt unter Anderem: „Die Thoren, sie sehnen sich noch einst nach dieser kleinen Hand, wenn sie längst Asche ist, denn Ich, Ich bin es, der sie gerettet hat. — Ließ ich den empörten Wogen der Revolution ihren Lauf, dämmt' ich sie nicht in ihre Ufer zurück, — schwang ich nicht Schwerdt und Sceptre, statt das Beil der Guillotine immer weiter

stürzen zu lassen, — wahrhaftig, wie dort am Strande die Muscheln, wären all die morschen Throne, sammt den Amphibien, die darin vegetiren, hinweggeschwemmt, und schöner als jenes Abendroth begrüßten wir vielleicht die Aurora einer jungen Zeit. — Ich hielt mich zu stark, und hoffte sie selbst schaffen zu können. — O ich muß sprechen, denn ich vermag ja jezt nichts anders. Diese Scholle Elba kenn ich nun auch, und habe sie satt. Ein bischen Dreck! — Wie jämmerlich ein kleiner Fürst, der nicht drein schlagen kann! — Das unselige Bourbonische Haus! Es wird noch einst in einem adeligen Nonnenkloster aussterben. — — Gleichgewicht! Als ob man Völker abwägen und zählen könnte! Die Erde ist am glücklichsten, wenn das größte Volk das herrschendste ist, stark genug, überall sich und seine Gesetze zu erhalten, und wer ist größer, als meine Franzosen? — Kongreß zu Wien! Da streiten sie sich um den Mantel des Herrn, den sie hier am Kreuze wähnen — mein Polen, mein Sachsen wird zertheilt, — Niemand wird von dem halben Bissen satt, ja, er wird Gift im Munde."

Napoleon trifft Anstalt zur Abreise. Zu dem Meer gewendet, redet er also: „Amphitrite, gewaltige, blauäugige Jungfrau, — schon lange läßt du mich umsonst um dich buhlen, — ich soll dir schmeicheln, und ich möchte doch lieber als Mann mit Waffen dich den Händen der Krämer entringen, die dich, o Göttin, mit der Elle messen und zur Sklavin machen wollen, — aber ich weiß, du liebst ihn doch, den Sohn der Revolution, — einst vergaßest du deine Launen und trugst ihn mit sichern Armen von den Pyramiden nach dem kleinen Glockenthurm von Frejus, morgen trägst du mich von Elba noch einmal dahin. — Amphitrite, schlummre süß."

Die Nachricht seiner Landung kommt in Paris an. Bei Hofe sind die meisten unbesorgt, und sprechen von der Landung wie von einem unbesonnenen Abentheuer. Nur die Herzogin von Angouleme sieht die Größe der Gefahr.

D'Ambray.

Ueberlassen Sie ihn den Jurys.

Herzogin von Angouleme.

Ihn den Jurys? — Menschen, wißt ihr, wer seine Jurys sind? — Die Heere Europas, und kein Anderer — O Waffen, Waffen, Waffen! — Sturmglocke geläutet — Alles, alles aufgeboten, in der Kirche wie auf dem Schlachtfelde! — Gelandet! — — Weh' mein Herz! — — Nun macht er seine Tigersprünge, wie einst von Aegypten nach Paris, von Eylau nach Madrid, von Madrid nach Wien, nach Moskau — O, ich fühle schon seine Krallen!

Herzog von Angouleme.

Diener, Diener, sie wird unmächtig — köllnisches Wasser —

Herzogin von Angouleme.

Köllnisches Wasser — Französisches Feuer schafft her für euch alle!

Volksauflauf in Paris. Bunte Aeußerung der Meinungen, Wünsche, Hoffnungen, Befürchtungen. Die Bourbons werden bereits öffentlich verspottet. Ein Schneider drückt sich folgendermaßen über Ludwig XVIII. aus: „Erhöbe sich der König nur nicht, bliebe er nur ruhig sitzen und verdeckte seine Frackschöße, denn von allen im Universum sind sie die abscheulichsten. Weit auseinander klaffend! Ist das französisch? Es ist nicht einmal englisch — es ist barbarisch! An dem Kleide den Mann — wer sich albern kleidet, ist albern — Aus mit unsrem schönen Lande! — So gewiß die Revolution nicht entstehen konnte, wenn man Reifrock, Perrücke und Puder beibehalten und sich daher wohl gehütet hätte, einander auf den Leib oder in die Haare zu kommen, so sicher kann die königliche Würde nicht bestehen, wenn der König durch seine Frackschöße eine Sache zeigt, die zwar auch groß und gewaltig, aber nichts minder als majestätisch ist."

Auch alte Jakobiner kommen hervor, sich zwischen die Napoleonisten und Bourbonisten drängend, um den Augenblick der Anarchie zu benutzen. Es glückt ihnen aber nicht. Jouve, der Kopfabhacker, sagt: „Der Imperator zurück und in der Mode, so lang es dauert. Ich mache sie mit und trage morgen wieder einen eleganten Frack. Die Jakobinermützen überdauern am Ende doch alles." Ein Krämer sammelt sorgfältig die weggeworfenen weißen Kokarden auf und verkauft die dreifarbigen, die er im vorigen Jahr beim Sturze Napoleons auf dieselbe Weise gesammelt hatte.

Napoleon kommt und ärgert sich über den Uebermuth des Pöbels: „Die Canaille wird anmaßend. Die Bourbons haben, so hochadlich sie sind, die Zügel doch recht schlaff gehalten." Er erfährt, daß ihn der Kongreß von Wien in die europäische Acht erklärt habe. „Ich will dir sagen: alle die Leute mit all ihren Generalen, den alten, tollen Blücher vielleicht ausgenommen, beben nicht vor Frankreich, wie es jezt ist, sondern vor meinem Genie. — Geächtet! Ich! Ich kann mir die schönen Phrasen denken, in welchen diese Aechtung ausposaunt ist — vom „Störer des Weltfriedens, Eroberer, Tyrannen" wirds darin wimmeln. — Eh, eine treffliche Sprache im Munde der Theiler von Polen — Vermieden sie nur die politische Scheinsucht, — würden sie nur nicht zugleich kleinliche Heuchler, indem sie große Gewaltthaten begehen, — aber da wird alles mit erlogenen Beweggründen motivirt, jeder Raub mit glatten Worten ausgepuzt, und beides dient blos, die Bewältiger und Räuber verhaßter und verächtlicher und die Unterdrückten und Beraubten erbitterter zu machen."

Carnot spricht mit Napoleon im liberalen Sinn. Dieser antwortet: „So sprach auch neulich ein braver

junger Mann, Labedoyère. „Liberalismus,“ „Konstitution“ lauten gut, aber Carnot, Sie erfuhren selbst, wie wenig die Menge davon versteht. Der gute, wohlmeinende Advokat aus Arras, Robespierre, mußte zum Schreckensmann werden, als er die Republik aufrecht erhalten wollte, und Sie selbst waren sein Kollege. Dafür haben die Zeitungsschreiber ihn und Sie so mit Tinte übergossen, daß es lange währen wird, ehe der Strom der Geschichte beide wieder weiß wäscht.“

Wir werden auf das Marsfeld versezt. Jouve, der Kopfabhacker, wird bei dieser Volkskomödie sehr sarkastisch. Er gesellt sich zu einer Dame.

Dame.

Mein Herr, wie dringen wir so weit durch? Es ist überall Volk.

Jouve.

Volk! weiter nichts? Auseinander den Dreck! —

Der Eid wird geschworen. Jouve sagt: „Fünfmalhunderttausend Meineidige, mich selbst mit eingeschlossen, ohne daß ein Bliz auf sie fällt, sind doch eine interessante Erscheinung! Was haben wir nicht alles beschworen und gebrochen, die erste, zweite, dritte Konstitution, die Satzungen Napoleons, die Charte der Bourbons.“ —

Napoleon rüstet, Preußen auch. Wir kommen ins Blüchersche Lager, zu lustigen Berlinern und zu politischen Kannegießern im Sinn des Tugendbundes.

Jäger.

Die Feigheit unsrer Diplomaten ließ auf Wiens Kongresse sich die Früchte unserer Tapferkeit rauben. Hielt man den Kongreß im Feldlager der siegenden Nationen, so möchte für die Souverainität Kniphausens und für Aufbewahrung manches andern Zeugs nicht so außerordentlich besser gesorgt seyn, als für das Interesse Europas, und insbesondere Preußens. Wir Preußen opferten das Meiste, den größern Lohn erhielten die Andern.

Major.

Was bedeutet der Quadratmeilengewinn gegen die Sternenkrone, die das dreimal erneuerte, aber dreimal wieder mit ihr geschmückte Preußenheer der beiden vorangegangenen Jahre umflicht? Die Lappen von Ländereien, welche Oestreich, Rußland, England und Holland sich anflickten, fallen einstens doch ab, aber wahrlich die blutrothen Arcture der Schlachten, in denen wir vor allen die Kette des Weltherrschers zerreißen halfen, funkeln noch nach Jahrhunderten vom Himmel, und zeigen, wenn Preußen längst untergegangen, den spätesten Geschlechtern die Stellen, wo es prangte.

Die Schlacht bei Ligny. Dann die Tanzbelustigungen des Herzogs von Wellington in Brüssel. Unmuthig sizt der Herzog von Braunschweig in der Ecke, durstend nach der Schlacht. Er hört den fernen Kanonendonner von Quatrebras. Wellington will nicht glauben, daß es Kanonen seyen, der Herzog von Braunschweig aber eilt zum Kampf: „Es sind die Klänge, unter denen mein Vater fiel! Ein schlechter Sohn, der sie hört und nicht von Rache entflammt ihnen entgegen stürzt!“

Gefecht bei Wawre. Lustige Scene zwischen zwei Berliner Freiwilligen, wovon einer ein Jude ist.

Berliner.

Willst essen, Ephrim?

Ephraim.

Ja, ja, ja! —

Berliner.

So siehe zu, wie du etwas bekommst, denn dieses Stück Rindfleisch —

Ephraim.

Ist gut, ist gut — Her damit!

Berliner.

Ich will es lieber selbst essen, denn es ist nicht kauscher, Ephrim — es könnte dir um Vater Abrahams alten Schoos bringen, und den gönn ich dich allzusehr —

Ephraim.

Schweinehund, ich bin wohl ein Jude —

Berliner.

Nicht ganz, nicht ganz — Dein blondes Haar verräth einen Christen, der zwischen deinem Vater und deine Mutter — na, Ephrim, du kennst ja die musikalischen Intermezzos aus die Visiten bei Meuscheis kleinen Concerten —

Ephraim.

Du Hund, wenn ich auch bin ein Jude, bin ich doch ein Bürger und ein Berliner Freiwilliger wie du — da!

(Er gibt dem Berliner eine gewaltige Ohrfeige. Der Berliner will sie ihm gerade wieder geben, als eine Kanonenkugel dem Ephraim den Kopf abreißt.)

Berliner (stürzt zur Seite.)

Ah wie furchtbar rächt mir das Geschick! (sich wieder aufrichtend) Ephrim, warst doch ein guter Kerl.

Zulezt die Schlacht bei Waterloo. Hier drängen sich die Ereignisse so, daß auch die Worte fast nur noch Exklamationen sind, und der Dichter hat es mit Recht vermieden, hier glänzen zu wollen, wie ein gewisser Christ, der vor etwa zehn Jahren ein Trauerspiel, Arnold von Winkelried, geschrieben hat, worin der Held während der Schlacht bei Sempach so viel Zeit zu reden findet, daß er das ganze Hegelsche System in langen gut jambirten Monologen und Dialogen mit dem Herzog Leopold 2c. vorträgt. Grabbe endet mit einer stürmischen Flucht der Worte, wie eben die Schlacht selbst endete.

Aus den gegebenen Proben wird der Leser sich von dem Ganzen einen Begriff machen können, daß Grabbe gar manche Schwierigkeit, die einem Andern unübersteiglich gewesen wäre, mit genialer Hand gelöst hat.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 73. — 15. Juli 1831.

Musik-Literatur.

1) Ueber Gesang und Gesang-Unterricht, von Dr. E. Fischer, Professor und Lehrer des Gesanges am Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster. Berlin, bei Ludwig Oehmigke, 1831.

Der Verfasser gibt in dieser vortrefflichen Schrift nicht die Methode, wie der Gesang, (obgleich auch treffliche Winke hierüber darin enthalten sind), sondern was von demselben, wozu und warum er zu lehren sey; er begründet ihn auf eine klare und unwidersprechliche Weise, als eins der wirksamsten, eindringendsten Bildungsmittel der Jugend jedes Standes, Alters und Geschlechtes.

Es ist höchst erfreulich, daß man durch die einseitige, starre, trockene Verstandesbildung der ausschließlich lateinischen Anstalten, die ächtem deutschen Wesen entgegen ist, und der deutschen Nationalität beinahe eben so tiefe Wunden geschlagen hat, als die französische seichte Bildung der vornehmen Stände, endlich zu so viel Verstand gekommen, einzusehen, daß das Gemüth, die lebendigste Kraft im Menschen und ganz besonders das Grundelement des deutschen Menschen, und dessen Ausbildung durch Kunst, das nämliche Recht zur vollständigen Ausbildung habe, als das Erkenntnißvermögen; denn die Erfahrung lehrt besonders in unserer Zeit, daß der gebildetste Verstand bei rohem Gemüth dem Menschen mehr schade als nütze. — Der Verfasser sagt: „Fast jeder Unterrichts-Gegenstand hat in der lezten Zeit seinen besondern Anwald und Vertheidiger gefunden, der sich bemühte, die Wichtigkeit des Gegenstandes nicht etwa blos für äußere Zwecke, sondern auch hauptsächlich dessen tiefliegende Wirksamkeit für die allgemeine Bildung zu zeigen. Ein Gleiches wünschte ich für den Singunterricht zu thun. Denn wenn dieser Unterricht allerdings von mancher Seite her befördert und empfodlen und auch noch neuerlichst bei uns allgemeiner als Lehrgegenstand durch die Behörden eingeführt ist, so hat man ihn doch nicht überall in der großen Verbindung aufgefaßt, in welcher er gewiß mit unserem ganzen geselligen Zustande stedt, so daß er an vielen Lehranstalten vor der Hand nur geduldet ist, und in geringerem Umfange als jeder andere Gegenstand getrieben wird. Vor Allem hielt ich wünschenswerth, daß man ihn triebe nach Luthers Worten.

„„Ich wollte alle Künste, sonderlich die Musika, gern sehen im Dienste deß, der sie gegeben und geschaffen hat.““

Wer diesen Wunsch theilt, kann dem Gesangunterricht unmöglich eine untergeordnete Stelle einräumen.

Die ganze Angelegenheit schien mir überhaupt mit der Frage zusammenzuhängen: Ob die Kunst von uns eben so ernsthaft, als die Wissenschaft betrieben werden müsse. Die Kunst, indem sie sich (besonders für das große Publikum) ganz von der Religion getrennt hat, ist für die Mehrzahl der Menschen eine bloße Vergnügungsanstalt geworden; viele Künstler fürchten in der engen Verbindung der Kunst mit der Religion eine zu große Beschränkung ihrer Freiheit, und ein großer Theil des Publikums scheut, wo es sich einem Vergnügen hingeben will, auch den Schein selbst einer Anstrengung. Und doch kann eine Entartung der Kunst nie ausbleiben, wo man sie ganz der Religion entfremdet. Die Geschichte gibt uns davon mehr als ein Beispiel. Die Musik (und allenfalls die Poesie, die wenige, die unsere Gesangbücher enthalten) ist die einzige Kunst, welche noch unmittelbar ein integrirender Theil unseres Gottesdienstes ist, überdem ist sie ganz überwiegend die Kunst unseres Zeitalters; so scheint sie mir auch das erste Mittel, um wieder eine innigere Verbindung aller Kunst überhaupt mit der Religion herbei zu führen.

Kein geselliger Verein, welcher nicht rein wissenschaftliche oder politische Zwecke hat, kann bestehen ohne Kunstleistungen gewisser Art. Will eine Gesellschaft, als solche, sich darstellen, d. h. soll für einen Augenblick die besondere Empfindung eines Jeden der allgemeinen untergeordnet seyn, so doch, daß kein Einzelner unthätig ist, so muß nothwendig die Rede zum Gesang, die Bewegung zum Tanze (im allgemeinsten Sinne des Worts) gesteigert werden. Denn soll dasselbe Wort, dieselbe Rede zugleich von vielen Lippen ertönen, so tritt nothwendig eine bestimmte Dauer der Sylben, d. i. Takt, und bestimmte Tonhöhe, d. i. Melodie ein; die Rede muß Gesang werden. Und dieses bleibt wahr für jeden Verein, er versammle sich nun zur geselligen Fröhlichkeit oder zum Höchsten was wir kennen, zum gemeinsamen Gebete und Verehrung.

Sollen wir uns nun jeden Augenblick als Mitglied einer Gemeinde fühlen, so müssen wir auch die Mittel haben, uns stets mit Anstand einer solchen anzureihen, Gesang und Tanz werden nothwendige Bestandtheile der allgemeinen Bildung seyn. — In den Gesang der Gemeinde soll ein Jeder einstimmen können, und ein Jeder soll fähig seyn, auch an dem Gesang der geselligen Heiterkeit Theil zu nehmen, und damit dieses möglich sey, ist schon ein nicht ganz unbedeutendes Maaß der Uebung nothwendig. — Aus der Gemeinde sondert sich sehr bald, als ihr Abbild ein Chor aus, der, als eine zweite Gemeinde, antwortet, und das schwerere Wort: Prophezeihung und Verkündigung, der Gemeinde vorführt. Auch zu diesem Chor ist Jeder berufen, dem die Natur (ein Fall, der seltner vorkommt, als oberflächliche Kenntniß glaubt) nicht etwa Stimme und musikalisches Gehör gänzlich versagt hat. Hier tritt nun eine vollkommene Kunstleistung ein, die sich auch (im Gegensatz des Gemeindegesanges) als eine solche gibt.

Was macht ein Kunstwerk dieser Art der ganzen Menge, wie es seyn soll, zugänglich? Erstlich der Gedanke, die Empfindung, welche ausgesprochen wird, muß so beschaffen seyn, daß er von Allen, Zuhörern und Ausübenden, verstanden werden kann, das heißt hier, die Empfindung darf nicht leidenschaftlich seyn; denn jede leidenschaftliche Empfindung ist Eigenthum nur eines Einzelnen, der Gedanke aber muß nichts enthalten, zu dessen Verständniß mehr als die allgemeinste Bildung (nicht nur jedes Standes, sondern auch jedes Geschlechts) erforderlich ist. Die Form des Kunstwerkes muß dem gemäß seyn. Das Tonstück muß sich in denjenigen Tonverhältnissen halten, die jedem unverdorbenen Ohre, jeder unverwöhnten Stimme gerecht sind *). Auch für den heitern Gesang der Geselligkeit werden leicht demgemäße Gränzen sich angeben lassen, welche ebenfalls bestehen in allgemeiner Verständlichkeit und Vermeidung des Leidenschaftlichen, und in der Form das Leichtfaßliche und für die Mehrzahl der Stimmen leicht Auszuführende bewahren. —

Die Kunst unterscheidet sich von der Wissenschaft auch darin, daß ein jedes Werk der Kunst auch das kleinste, ein für sich frei dastehendes Individuum ist; in der Wissenschaft hingegen ist jedes Werk ein Glied aus einer großen Kette, es fordert ein anderes Werk als Grundlage, und wirft in der Regel auch wieder neue Fragen auf. Daher wird der Unterricht im Singen eine ganz andere Gestalt nehmen, als jeder wissenschaftliche. Wenn Alles, was ein Schüler in der Wissenschaft leistet, gleichsam nur Vorbereitung ist, und auch das Beste noch keinen wirklichen wissenschaftlichen Werth haben kann: so sollen die Leistungen im Gesang auf der Schule eine gewisse Vollendung (freilich in sehr beschränktem Kreise) haben; sie sollen fähig seyn, in der Kirche und bei Schulfesten, bei ernsten und freudigen Veranlassungen, ohne Störung, und ohne besondere Nachsicht zu verlangen, die Zuhörer zu erfreuen und zu erbauen, und dies ist eben möglich, weil auch ein kleines Kunstwerk ein abgeschlossenes Ganzes ist, welches je nach seiner Beschaffenheit von geringen Kräften vollkommen vorgetragen werden kann. Und hierin suchen wir das Eigenthümliche des Singunterrichts überhaupt, hier soll der Jugend zum erstenmale das Höchste erschlossen werden, sie soll fühlen, wie selbst ein kleines Maaß der Kräfte, aber dieses belebt

*) In diesem Sinne ist das Choralbuch, zum Behufe einer allmählichen Einführung eines vierstimmigen Gemeindegesanges, (von Kocher, Silcher und Frech), welches die geistliche Oberbehörde im Königreich Würtemberg eingeführt hat, verfaßt.

durch Empfindung, deren selbst der Knabe in aller Wärme und Reinheit fähig ist, dienen könne, etwas hervorzubringen, woran sich Alter und Jugend, jedes Geschlecht und jeder Stand erbauen könne. Darum muß der Unterricht so beschaffen seyn, daß er, auf welcher Stufe sich immer befindend, doch schon zuweilen ein Kunstganzes darstellt, was bei zweckmäßiger Einrichtung bald zu erreichen ist.

Der Abschnitt, Kunst und Wissenschaft, ist einer der vortrefflichsten des ganzen Buches, in welchem diese beiden Hauptrichtungen des menschlichen Geistes zu deutlicher Anschauung gebracht, und besonders die erste davon in ihr volles Licht gestellt ist. Der Verfasser sagt unter anderm: „Aber wo findet die Kunst ihre höchste Entscheidung, wo findet sich das Gesetz für die Empfindungen, deren sich die Wenigsten deutlich bewußt sind, die wir kaum ganz, eben etwa nur durch ein Kunstwerk auszusprechen vermögen? Doch wohl nur in dem, was in jedem geregelten Geiste seit Homer und seit David und den Propheten herrscht, in der Religion allein, nicht in einem positiven Religionssystem, in der religiösen Gesinnung."

„Religion hat nur eine Sprache, die — jedem Ohre klingend, keiner Zunge fremd — und das ist eben die Kunst. Wäre es auch möglich, wir wissen es nicht, jene ewigen Wahrheiten dem engern Kreise philosophischer Schüler mit einfachen Worten zu enthüllen: auf jeden Fall werden sie Anklang finden nur im Geiste derer, die eine streng wissenschaftliche Vorbereitung erfahren haben; aber das ganze Volk zu belehren und zu sich zu ziehen, verschmähte der Erlöser selbst nicht die Kunst in Gleichniß zu reden, der Psalmist ergoß seine Reue und Anbetung in Liedern. — Welche Künste sollen nun vorzugsweise das Verständniß zwischen der Religion und dem Volke erhalten? Die Religion versammelt ihre Bekenner unter einem Altar, zu demselben Gebete, zu demselben Lobgesange, vor dem für den Augenblick jede individuelle Empfindung schweigen oder sich mit ihm vereinigen soll. Wo finden wir hier eine völlig kongruente Kunstform, die auch dieses Interesse des Heiligen ausdrückt, daß es besteht in der Vereinigung Aller, daß es

Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.

Keine Frage, daß der Chor das einzige würdige Mittel ist, gleich durch seine Form diesen Geist der Einheit, der Unterthänigkeit Aller unter einer Idee, einer Empfindung auszudrücken, und so werden wir nicht anstehen, dem Chorgesange die erste Stelle einzuräumen unter den Künsten, die uns das ewige Wort verkündigen sollen. — So wird sich die erste Frage, welchen Antheil wir der Kunst an der Bildung und am Leben gestatten, leicht beantworten. Gerade einen eben so großen, vielleicht einen noch bedeutendern, als der Wissenschaft. Namentlich darin bedeutender, daß ein weit größerer Theil der Menschen fähig ist, auch an den höhern Leistungen der Kunst, darstellend und empfangend, Theil zu nehmen, als an den höhern Leistungen der Wissenschaften. Wir erwähnen hier nur das eine, daß hier die Bildung beider Geschlechter völlig denselben Weg gehen kann, ja, daß für das weibliche Geschlecht hierin vielleicht die Ergänzung für diejenige Bildung gesucht werden kann, welche man jetzt, fast nach ganz allgemeiner Uebereinstimmung, durch die Wissenschaft nicht gibt. Aber auch die niedern Volksklassen, und alle diejenigen, die sich mit den ersten Elementen, ja fast nur mit der mechanischen Auffassung wissenschaftlicher Elemente begnügen müssen, werden in der Kunst einen bedeutenden Schritt weiter geführt werden können." — — Ueber die Hindernisse der Gesangbildung führt der Verfasser das nämliche an, was man von den Singlehrern an Gymnasien in ganz Deutschland hört; er sagt: „Ein Haupthinderniß liegt darin, daß die Wichtigkeit des Gegenstandes von den Direktionen, und, was doch mittelbar auf die Schüler wirkt, von den übrigen Lehrern nicht genügend anerkannt wird." Diese Gleichgültigkeit ja Widerwillen gegen einen, für das deutsche Gemüth ganz besonders nothwendigen Unterrichtsgegenstand, ersieht man daraus, daß der Unterricht im Gesang aus den gewöhnlichen Schulstunden verdrängt und in Vakanzstunden verlegt ist. Und doch wäre es für deutsche Knaben sehr heilsam, wenn zwischen das ungemüthliche antinationale Latein, gemütherfrischender Gesang träte, da es am Ende, durch das allgemeine Anerkenntniß des Volks doch geschehen wird, denn vom Hause aus wird es in Schule und Kirche einheimisch werden müssen.

Schließlich macht Ref. alle diejenigen, die dieser wichtige Gegenstand von Amt und Pflicht wegen (wenn auch nicht aus Neigung) angeht, diese Schrift nicht zu übersehen, sie finden vielleicht etwas darin, das sie nicht gesucht haben.

2) Sammlung zwei-, drei- und vierstimmiger Kirchen- und Schullieder mit deutschem (theils auch polnischem und lateinischem) Texte von verschiedenen vorzüglichen (?!) Komponisten zunächst für Volksschulen und Seminarien gesammelt, nach Ziffern und Noten eingerichtet und herausgegeben von J. J. Behrnedt, Lehrer am königl. Schullehrer-Seminar zu Graudentz. Glogau, Neue Heymann'sche Buchhandlung.

Es heißt zwar: suchet so werdet ihr finden; aber es steht nicht dabei geschrieben, daß Jeder gerade das finden werde, was ihm eben jetzt zu suchen beliebt. Zum rech-

ten Suchen und Sammeln gehört ein klares Wissen und Verstehen dessen, was auch des Sammelns werth, ein edler Zweck und ein geübtes Auge, daß man nicht einen Skorpion für einen Fisch halte. Dem Sammler vorliegender zwei ziemlich dicken Bände Ziffern (wie Wechselrechnungen sich ausnehmend) und Noten geht aller Takt und alles Talent hiezu ab; denn er hat, mit weniger Ausnahme, nur Unwürdiges, Gemeines und für den angegebenen Zweck Unpassendes gefunden, und nicht einmal die oberflächliche Kenntniß der musikalischen Setzkunst bewiesen, die Bücher wimmeln (abgesehen von einer außerordentlichen Menge Druckfehler) von den unbegreiflichsten, schülerhaftesten Fehlern. Wer erinnert sich nicht mit Abscheu der Zerrbilder in Abc-Büchern und andern kindischen Jugendschriften, und wie man sie, da sie im zarten, allen Eindrücken offenen Alter die Phantasie mit Schmutz wie der Rauch das Kamin anfüllen, auch bei reiferem Alter, so schwer wieder los wird; wer ist nicht überzeugt, wie sehr sie die spätere Geschmacksbildung hemmen, ja oft unmöglich machen? Gerade so ist es auch mit der Musik. Wenn gemeine Melodien, die zu schlecht sind, um sich auf Kirchweihen und Jahrmärkten Zuhörer zu gewinnen, mit religiösem Text, ja oft mit Stellen aus der heil. Schrift verbunden, von den armen Kindern die eben nehmen müssen, was ihnen ihr oft (mehr als sie) ungebildeter Schulmeister gibt, oder gar von den Zuhörern in der Kirche, verschluckt werden müssen, ist das nicht eine Schändung der Kirche, der heiligen Sache und der armen Kinderseelen, die für das wahrhaft Schöne noch so empfänglich und offen sind?

Ein, in seiner Wahl des Singstoffes strenger und gewissenhafter Lehrer des Gesanges, der seine Aufgabe in ihrer Tiefe und Bedeutsamkeit erfaßt hat, und weiß, was er zum sittlichen Wohl seiner Schüler beizutragen vermag, wird die vorliegende Sammlung nicht wohl brauchen können.

Anekdoten-Literatur.

Ungarische Paprika. Eine Sammlung volksthümlicher Charakterzüge und belustigender Anekdoten. Herausgegeben von Bolon Mischko. Mit einer kolorirten Abbildung. Meißen, Gödsche, 1831.

Daß viele dieser Anekdoten schon bekannt sind, ändert nichts an ihrer Ergötzlichkeit. Zwar sind auch bedeutend viel kleine Schweinchen mit unter gelaufen, aber daran muß man sich in Ungarland gewohnen. Wir heben einige Anekdoten, versteht sich nur reinliche, aus:

Ein Ungar las in einem Buche von den Geheimnissen der Natur, daß ein sehr breiter Bart einen Dummkopf anzeige; er nahm sogleich ein Licht um sich im Spiegel zu besehen, und brannte sich aus Unvorsichtigkeit den halben Bart weg. Aergerlich sezte er das Licht hin und schrieb an den Rand des Buches, wo diese Stelle stand: probatum est!

* * *

Ein ungarischer Bauer säete auf seinen Acker Erbsen. Kurz darauf war der kommandirende General genöthigt, eine große Musterung zu halten, bei welcher Gelegenheit, des beschränkten Terrains halber, auch auf jenes bebaute Feld Truppen zu stehen kamen. Der Bauer will gerade nachsehen, ob seine Erbsen aufgegangen sind, und findet statt ihrer auf seinem Acker Militär.

„Wunder über Wunder!“ ruft er aus: „hab' ich gesäet Erbsen und sind daraus geworden lauter Soldaten! Istem teremtete! wird sich freuen der König!“

Der General lachte, und bewirkte ihm einen Schadenersatz.

* * *

Ein ungarischer Student, welcher zum Theil schon seine Muttersprache vergessen hatte, weil er sich sehr lange in Wien aufgehalten, wurde in einer Gesellschaft gefragt: ob er nicht ein Ungar sey?

Verschämt antwortete er: „Ich — ich danke! ich war einer!“

* * *

Ein Ungar bestellte bei einem sehr geschickten Maler sein Portrait. In kurzer Zeit bringt es dieser, und zwar unverkennbar getroffen.

„Ah teremtete! is sich das nix, kann ich sich das nit brauchen!“ ruft der Ungar; „muß ich sein gemalt so, daß man mich nicht gleich kennt, is sich das darum, daß kann ich überraschen meine Bekannte.“

* * *

Ein ungarischer Bauer hatte für seinen Edelmann einen Brief in Wien abzugeben. Er fand auch ohne Mühe die rechte Straße, nur wußte er das Haus nicht und fragte demnach einen Mann:

„Wohnt sich hier Herr N.?

„Nebenan:“ berichtete dieser.

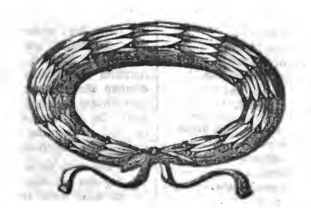
„Wo is sich das?“

„Na, schau dort die grüne Thür, da ists.“ Der Ungar gieng hin und fragte:

„Is sich hier nebenan?“

„Na, Du Narr!“ gab man ihm zur Antwort, „wenn Du dahin willst, mußt du ans Thür weiter gehn.“

Ueberall erhielt der arme Ungar auf die nämliche Frage die nämliche Antwort, und kam endlich aus der Straße heraus, ohne den Gesuchten gefunden zu haben.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 74. — 18. Juli 1831.

Dichtkunst.

Der Todtentanz. Ein Gedicht von Ludwig Bechstein. Mit 48 Kupfern in treuen Kontouren nach H. Holbein. Leipzig, Leo, 1831.

Das günstige Urtheil, welches wir über Bechstein bei seinem ersten Auftreten gefällt, bestätigt sich immer mehr. Wir behalten uns noch vor, bei einer spätern Uebersicht der neuesten epischen Werke seine Haimonskinder zu beurtheilen. Das vorliegende seltsame, Dante und Byron verwandte Dichterwerk, soll jezt allein unsre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Die vortrefflich gestochnen Kontouren nach dem weitberühmten Holbein'schen Todtentanz sind nicht nur eine zufällige Zierde dieses in jeder Hinsicht schön ausgestatteten Buches, sondern ein wesentlicher Theil desselben, die Grundlage des Gedichts, welches auf jeder Seite die lebendige Anschauung der Holbein'schen Bilder voraussezt. Auf den ersten Blick fiel uns ein scheinbarer Kontrast des ernsten, oft wehmüthigen, nie scherzenden Tons im Gedichte mit dem größtentheils muthwilligen Humor des Malers auf. Allein man darf diese Bilder nur etwas näher betrachten, um hinter dem Schein des Scherzes den furchtbar tragischen Ernst zu entdecken, dem der Dichter so schöne, in den meisten Stellen der Unsterblichkeit würdige Worte geliehen hat. Wenn es dem Dichter oft gelungen ist, im Sinn des Malers herrliche Gedanken hinzuzudichten, welche derselbe nicht unmittelbar angedeutet, so lag auch hinwiederum in den Andeutungen des Malers eine so große und tiefe Poesie, daß er sich im Bilde eben so dem tragischen Dichter näherte, wie dieser im Gedicht dem Maler. So sind Bilder und Gedicht ein Ganzes, in einem Sinn innig übereinstimmend und wechselseitig sich ergänzend.

Die ersten Bilder, die Schöpfung der Eva und den Sündenfall darstellend, sind vom Maler durchaus ernst, fromm, in der naiven Heiligkeit aufgefaßt, die den alten Malern so geläufig war, und von den neuern troz aller Kunst nicht mehr erreicht wird. Dem entspricht das Gedicht. Kann man wohl schönere Verse lesen, als die folgenden:

> Der Lebensbaum des Paradieses blühte
> In wunderreicher Pracht; des Weltenschöpfers Güte
> Streut' allen Schmuck auf seine junge Welt.
> Die Thiere waren traulich schon gesellt,
> Und lagerten im kühlen Waldesschatten,
> Und streiften über die smaragdnen Matten,
> Und sangen froh im grünen Blätterzelt. —
> Wie nun die Neugeschaffne sinnend stand,
> Und ansah den Verwandten unverwandt,

Da regte sich in ihr ein süßer Trieb,
Sie fühlte schon: der Schläfer war ihr lieb.
Sie tritt ihm zögernd näher, leis und sacht,
Und kniet dann neben ihm, erfreut und lächelnd,
Ihr Odem weht an seine Wangen fächelnd,
Ihr Busen hebt sich höher — er erwacht.

O Himmelsanblick, wie nun Aug' in Auge strahlt,
Entzücken höher Beider Wangen malt,
Wie sie sich selig ansehn, sich umfassen,
Und nicht mehr von einander lassen,
Und Engeln gleich, so schuldlos und so schön,
Umschlungen durch den Garten Gottes gehn!

Die Schöpfung jauchzt, wie sich der Mensch, ihr König, zeigt;
Der Löwe kommt, und blickt ihn an — und schweigt;
Verwundert steht der Elephant von fern,
Und ahnt in jenen Beiden seine Herr'n;
Und friedlich kommt die Kreatur herbei.
Die Taube girrt, es kreischt der bunte Papagei,
Mit Affen spielt der Hund, und die Gazelle lauscht
Aus dem Gebüsch hervor, das schlankes Wild durchrauscht.
Und Edens Blumen hauchen Balsamduft,
Und Schmetterlinge gaukeln in der Luft,
Lebend'ge Blüthen, reich an Farbenglanz,
Herabgefallen aus der Engel Kranz.
Und süß und labend bietet ungesucht
Den jugendlichen Wandrern sich die Frucht,
Und weich und schwellend ladet grünes Moos,
Am Rand der Quellen in der Ruhe Schooß.
Da neigt die Sonne sich dem Westen zu,
Und die Geschöpfe suchen schon die Ruh.
Zur stillen Meerbucht schwimmt der weiße Schwan,
Und purpurflammend glüht der Ocean.

Das Menschenpaar, das sich umschlungen hält,
Umarmt sich fester, stiller wird die Welt.
Die Sonne sinkt — ach! jener Hände breiten
Sich nach dem holden Schein, der dort verglüht,
Sie lassen über's Meer die Sehnsuchtblicke gleiten,
Und Wehmuth zieht in ihr Gemüth.
Der Baum des Lebens rauscht im Abendwehen,
In Purpurtinten glänzen ferne Höhen,
Und wie der Menschheit erste Zähre fließt,
Wird sie vom ersten Liebeskuß versüßt.
Noch keine Sprache thut in Tönen kund
Der wonnevollen Herzen heil'gen Bund.

Jene prophetische Sehnsucht und Wehmuth der ersten Menschen beim ersten Abendroth ist ein so neuer, als unendlich schöner und wahrer Gedanke, und hier um so wahrer, als die ganze Zukunft des Gedichtes der Tod ist.

Dieser Tod, er beginnt mit dem Brudermord, mit einem Meisterstück, und billig feiern ihn die Todesengel durch lauten Triumph. Der Maler hat uns mit ächt poetischem Gefühl nicht den Tod Abels, sondern den Triumph aller künftigen Todtengerippe über den ersten ihres Gleichen dargestellt, und so hatte der Dichter volles Recht, sich die beiden Paucken, auf welche ein Gerippe, das alles zerschmettern zu wollen scheint, grimmig losschlägt, als die auseinandergefallene Weltkugel zu denken.

Das Opfer fiel. — Der Seher sieht es fallen,
Und sieht nach einem hochgewölbten Haus
Die bleiche Schaar der Todesengel wallen,

Da löschen alle Lebensflammen aus,
Mit Moder übertünchen sich die Mauern,
Aus ihnen duftet der Verwesung Graus.

Das Leben zittert unter Grabesschauern;
Der Fürchterlichen werden mehr und mehr;
Wenn sie frohlocken, muß die Menschheit trauern.

Durch alle Räume wogt das grause Heer,
Farblos, leblos, und doch bewegt, wie Schatten,
Grauenvollen Anblicks, augenhöhlenleer.

Und kommen sie, das Opfer zu bestatten,
Um das die jugendliche Menschheit weint?
Den ersten Raub, den sie erbeutet hatten?

Den Sieg zu feiern, kommen sie vereint,
Den sie dem Leben endlich abgerungen;
Kaum faßt das Haus die Zahl, die hier erscheint.

Noch hat kein Ton den Riesenbau durchdrungen,
So voll, und doch so still — kaum ist ein Laut
Wie Rauschen welker Blätter drin erklungen.

Leer, ein Geripp' nur, ist das Haus erbaut,
Hohläugig starrend sieht man's düster ragen,
Von Nacht und feuchten Nebeln rings umgraut.

Tonwecker bringen Jene nun getragen;
Der Erdball ist auf Knochen hingestellt,
Und wird als Donnerpauke dort geschlagen.

Von solchem dumpfen Hall erbebt die Welt;
Weit strecken sie Posaunen und Drommeten,
Wie Meteore, blaß vom Licht erhellt.

Später erscheinen diese Todesengel als die Diener des Todes, der als ein Wanderer die Erde durchirrt.

Der Pilger, der das Leben ewig haßt,
Und von ihm zehrt, ein unwillkommner Gast,
Geht durch die Länder stets mit heißer Gier,
Klopft unerwartet an gar manche Thür,
Und sendet seine Diener weit umher.
Sie rauschen, flattern über Land und Meer;

Sie hüllen oft in Blumenduft sich ein;
Sie glühn verlockend oft im Freudenwein;
Sie bergen sich in dunkler Bergesnacht,
Und schwängern die Metalle tief im Schacht;
Sie schlüpfen tückisch in das Feuerrohr,
Und brechen grausam mordend draus hervor.
Wer zählt die bleiche fürchterliche Schaar,
Die schon vom Anbeginn gehorsam war
Dem dunkeln König, und ihm dient so gern
Wie Mörderbanden ihrem Oberherrn?

Der große Reihentanz beginnt mit dem Papste, der in dem Moment vom Tode heimgesucht wird, in welchem der Kaiser ihm die Füße küßt. Noch poetischer ist das folgende Bild, welches uns den Kaiser Albrecht zeigt, in dem Augenblick vom Tode ergriffen, in welchem rechts Herzog Johann von Schwaben, links ein armer Schweizer Bauer ihn vergeblich um Recht anfleht. So nicht minder das dritte Bild, auf welchem der Tod als Mundschenk einem Könige den lezten Becher reicht. Dies hat der Dichter erhaben behandelt.

Der König saß beim reichen Mahl,
Auf hohem Schloß im stolzen Saal.
Wohl hört er fern die Wogen rollen,
Doch retten schien er nicht zu wollen;
Sein Schloß lag hoch und unbedroht,
Was kümmert ihn des Landes Noth?
Er wollte keine Klagen hören.
„Man soll uns nicht bei Tafel stören!
Fort mit dem Volk!“ Die Schergen trieben
Die Boten fort mit Geiselhieben.
Der König schmaußte ruhig weiter
Am übervollen Tisch, und heiter.
Da trat der Wandrer als des Königs Schenk herein.
„Willkommen Schenk! Kredenze mir den Wein!“
Der Schenk war ein gebeugter Greis,
Sein Haupt war kahl, seine Haut war weiß.
Er schlich der Tafel zitternd nah,
Und goß, daß es der König sah,
Aus seinem Krug den Wein zum Mahle
In eine goldgetriebne Schaale
Der König trank, und zog in Falten
Die Stirn, und rief ihm zu, dem Alten:
„Der Wein ist sauer!“ Da sprach der Greis:
„Es ist Deiner Unterthanen Schweiß.“
Und es ward todtenstill im Saal;
Der König trank zum andernmal.
„Der Wein ist bitter!“ und es scholl:
„Der Kelch ist von Thränen des Landes voll!“
Den König überlief es kalt,
Es packt' ihn an mit dumpfer Gewalt.
Und wieder füllte der Schenk den Becher,
Und mit Entsetzen trank der Zecher.
„Der Wein brennt mich, wie Höllenglut!“
„„Es ist Deiner Unterthanen Blut!““
„Ha!“ schrie der König: „Frecher Hund!
„Trabanten! Greift mir den Schenken — und —“
Mehr sprach er nicht — ward leichenfahl
Und starb — der Schenk schwand aus dem Saal. —

Der Maler führt den Tod von den Höfen in die Klöster und hier läßt er ihn wahnsinnig werden und in phantastischem Schmuck, eine Ophelia als Gerippe noch mit Bändern und Blumen geschmückt auftreten. Dies ist der einzige Fall, in welchem der Dichter den Sinn des Malers nicht getroffen hat, oder ihn nicht hat treffen wollen. Bechstein führt nämlich den Tod aus dem Kloster in ein Irrenhaus, während Holbein offenbar unter dem Irrenhaus das Kloster selbst versteht, denn Holbein bewährt sich durchgängig als ein eifriger Pfaffen- und Aristokratenfeind und Bürger- und Bauernfreund, und geht besonders arg mit der Geistlichkeit um. Die gräßliche Ironisirung des Klosterlebens durch den wahnsinnigen Tod ist aber in den Bildern, auf welchen der Tod den Abt, die Aebtissin, den Mönch und die Nonne holt, unverkennbar. Mag nun der Dichter Katholik oder Protestant seyn, als Dichter hätte er diese großartige Idee des Malers nicht entkräften sollen. — Was indeß das ausgezeichnet schön erfundene und komponirte Bild vom Tode der Nonne betrifft, so hat der Dichter dessen zarte Poesie vollkommen erkannt und wiedergegeben. Die junge Nonne, betend am Altar, wendet ihr liebliches Gesicht dem Geliebten zu, während hinter ihrem Rücken der Tod, als alte Nonne gekleidet das Altarlicht auslöscht, doch nicht sie selbst berührt. Mochte nun auch der Maler den Geliebten als wirklich gegenwärtig denken und einen Verrath und den Tod der Einmauerung im Sinne haben, so blieb doch der Grundgedanke der nämliche oder wurde vielmehr noch zarter, indem der Dichter den Geliebten nur als ein Bild der Erinnerung im einsamen Nonnenleben nahm.

Sehr schön wird der wandernde Tod beim Richter eingeführt:

Der Wandrer weilt' in Kerkereinsamkeit,
Wo das Verbrechen saß bei der Verworfenheit;
Auch Unschuld, oft verachtet und verhöhnt,
Ihr ungehörtes Flehn in Klagen ausgestöhnt.
Ihm war es wohl in jenen Schauerhöhlen,
Die Grausamkeit ersand, die Tyrannei gebaut,
Die Marterkammern hat er angeschaut,
Bestimmt, unmenschlich Menschen abzuquälen.
Die schrecklichen Geräthe waren all'

Vom Blut befleckt der Opfer, ungereinigt,
Es war, als zittre sterbend mancher Hall
Von Seufzern derer, die man hier gepeinigt,
Durch kerkerlusterfüllte Höhlen schauerlich.
Der düstre Pilger setzte sich
In einen Block, und schlang sich eine Kette
Um Fuß und Hand, als ob das Schergenamt
Er an sich selber zu verrichten hätte.

„Zum ew'gen Sklaventhum scheint das Geschlecht verdammt,
Das sich gottähnlich wähnt und nennt im stolzen Wahn —"
So fing der Wandrer ernst mit sich zu reden an:
„Sie fürchten mich mehr, als den Richter dort,
Als ob ich ihre Gottheit wäre
Errichten sie mir grausige Altäre,
Und jedes ihrer Opfer ist — ein Mord.
Mein Altar ist das ragende Schaffot,
Schwarz überhangen wird es für den dunkeln Gott;
Mein Priester ist der Henker, und mein Fest
Wenn man zum Richtplatz Sünder führen läßt.
Fallbeilgerüst, Holzstoß und Galgen stehen
Auch als Altäre da, Veränderung ergözt.
Wild drängt das Volk, den Opfertod zu sehen,
Das sich nie höher freut, als wenn es sich entsezt.
Mein Beichtstuhl ist die Marterkammer,
Fühllos sind meine Priester für den Jammer,
Nicht Thränen heischt als Sühnung ihre Wuth,
Nicht Reue, Beß'rung nicht, sie wollen Blut für Blut!"

Großartig ist ferner der Gedanke, den Tod in die unterirdischen Höhlen zu führen, indem er unter der Erde tödtende Gifte, Gold, Schätze sucht:

In Schauerhöhlen, die kein Mensch erblickt,
Von Stalaktiten wunderlich geschmückt,
Von Rizomorphen phosphorbleich erhellt,
Saß er, ein König, in der Unterwelt.
Sein Thron ein Mammuthknochenberg, umher
Versteinte Palmen, und vom Höhlenbär
Die grausige Gestaltung — rund herum
Hofdienerschaft vom Megatherium.

Da kam's ihm vor, als hab' er schon einmal
Umwandeln müssen in dem Jammerthal,
Und habe sich gewiegt in Flamm' und Fluth,
Und habe schlummernd tausend Jahr geruht,
Bis Zeit und Leben ihn aufs neu gezeugt,
Und ihn mit Gift die Wüstenei gesäugt.
Dann träumt' ihm, daß er längst gestorben wär',
Und wandle nur noch als Gespenst umher,
Und in den Riesenthieren rund um sich
Sah er sein eignes fürchterliches Ich.

Da trieb's ihn fort, herauf, herauf zum Licht,
Dort drunten wohnte Ruh', und Ruhe kannt' er nicht.
Wer andern Freuden schafft, ist selbst oft freudenlos;
Er führt zur Ruh', doch wölbt sich ihm kein Grabesschooß. —

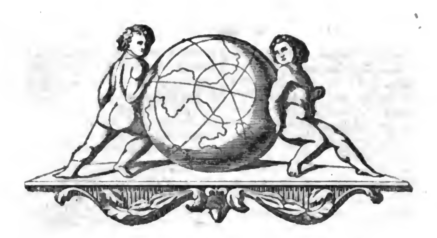
Ein andermal erscheint der Tod einsam auf der Insel St. Helena und beweint den großen Mann, den Würgengel der Menschheit, der ihm so viele Millionen in sein nächtliches Reich geliefert.

Das 31ste und 32ste Bild sind Sinnbilder der Reformation und Revolution. Auf dem ersten erscheint der Tod als Ritter des neuen Glaubens, kämpfend gegen einen Ritter des alten Glaubens. Er siegt, und hinter ihm bricht ein großes Licht an, dessen Strahlen die Wolken vertreiben. Eine erlaubte Umkehrung des Sinnbilds gestattet uns, hier im siegreichen Tode das Märtyrerthum des Glaubens zu erkennen. Dasselbe gilt von dem folgenden höchst revolutionären Bilde, auf welchem der Tod in Gestalt eines Bauern einen Edelmann mit dessen eignem Wappenschild todtschlägt. —

Bei dem Bilde der Greisin können wir uns kaum des Gedankens erwehren, der Maler habe sich diesmal den Tod ärgerlich gedacht, sofern er bei der Wegschaffung eines alten Weibes nur eine lästige Pflicht, nicht wie beim Raube einer jungen Königin ein lustiges Recht üben konnte. Indeß berechtigte die fromme Haltung der alten Frau, diese Scene ernster und würdiger zu nehmen, wie der Dichter auch gethan hat.

Der lezte, den der Tod holt, ist der Bettler, eine bittre Ironie des Malers, da der Bettler, der zu allen andern Gütern zu spät gekommen ist, nun auch sogar auf die Wohlthat des Todes am längsten warten muß. Der Dichter hat dieses Bild viel erhabner, und gewiß sehr glücklich aufgefaßt, indem er in dem Bettler den ewigen Juden sah, der als der lezte der Menschen übrig bleiben und den Tod erst finden soll nach dem Gericht. —

Es überrascht, daß der Maler nicht mit dem Gericht, sondern mit der Gnade schließt. Obgleich gelegentlich unter den Bildern einige Teufel vorkommen, so kommt doch am Schluß keine Hölle, sondern nur ein Himmel. Die Todten versammeln sich alle ohne Ausnahme zu den Füßen des Heilands, ohne dabei von Teufeln gehindert und zurückgezogen zu werden. Ob nun der Maler den ketzerischen Gedanken hegte, daß es keine Hölle gebe, oder ob er sein so sehr tragisches dissonirendes Werk mit einem reinen Ton schließen wollte; genug, der Dichter war befugt, in diesem Sinne auch das Gedicht mit dem Gedanken: allen Sündern soll vergeben und die Hölle nicht mehr seyn! mit dem Gedanken des ewigen Lebens nach dem zeitlichen Tode zu schließen.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 75. — 22. Juli 1831.

Militärische Schriften.

Zu den heilsamen Fortschritten unsres Zeitalters gehört unstreitig auch, ich will nicht sagen, die bereits eingetretene durchgreifende Verbesserung des Militärwesens, aber doch die allmählich zunehmende Aufklärung über dessen richtiges Verhältniß zum Staate. Die Militärs selbst haben angefangen, für die Beurtheilung ihres Standes einen höhern Standpunkt als den des Standes selbst zu suchen, und auch bei den Civilisten hat sich die dumme Scheu vor dem vermeintlichen Zunftgeheimniß des Kriegerstandes, wie überhaupt jede Scheu vor Zunftgeheimnissen gelegt. Diese glückliche Wendung verdankt man im Allgemeinen der wachsenden Civilisation, zunächst aber vorzüglich dem volksthümlichen und bürgerlichen Element, welches durch die Konscription und durch das Landwehrsystem dem einseitigen Standesinteresse der stehenden Heere entgegengetreten ist. Seitdem der Bürger theils selbst Soldat ist, theils als Landstand den Militäretat, der aus seinem Beutel bestritten wird, auch selbst kontrollirt, seitdem darf der Soldat sich nicht mehr dem Bürger, wie der Student dem Philister gegenüberstellen, und seitdem muß der Bürger sich um militärische Dinge bekümmern.

Es ist merkwürdig, und doch sehr natürlich, daß das Zunftinteresse durch seine Unterordnung unter das National- und Staatsinteresse nichts verloren, sondern im Gegentheil ungemein gewonnen hat; denn der alte Schlendrian der Vaubanschen Befestigungskunst, der Tempelhoffschen Taktik und des dito preußischen Kamaschendienstes hörte erst auf, als die französische Revolution die Nationalbewaffnung und den großen Krieg einführte. Wenn Napoleon die volksthümlichen Ideen, wie sie Carnot vorschwebten, in seinem Despotismus zu ersticken schien, so hinderte dies doch nicht die unglaublich rasche Lösung der rein militärischen Probleme, wie sie, von der Erfahrung abstrahirt in den Werken eines Jomini, noch ungleich präciser aber in den Werken unsers endlich gehörig geschätzten Bülow niedergelegt sind. Man ist jezt noch weiter gekommen; doch Bülow, damals vielleicht der mathematisch und empirisch klarste Kopf in Deutschland, bleibt immerhin der Kepler der Kriegswissenschaft, der Entdecker ihrer wichtigsten und unabänderlichsten Grundgesetze. — Nachdem aber die große Napoleonische Ueberschwemmung sich wieder in das Bett der einfachen konstitutionellen Strömung nivellirt hatte, lebten auch die zu früh erstickten Ideen der Carnotisten und Dantonisten wieder auf, und wie sie anfangs in gewaltsamen Zuständen erzeugt worden, so wurden sie nun allmählich auf das gewöhnliche Leben angewandt. In Preußen war 1807, in Oesterreich 1808 dem Princip der Nationalbewaffnung die erste Huldigung gebracht worden. Seitdem

wurde von Kundigen und Unkundigen über Landwehr und Landsturm vieles, zum Theil sehr Excentrisches, geschrieben. Die Ehre aber, zuerst alle rein militärischen und rein bürgerlichen Ansprüche dabei ausgeglichen und eine „rechte Wehrverfassung" für konstitutionelle Staaten ausgemittelt zu haben, gebührt dem würtembergischen General von Theobald, einem der lichtvollsten und präcisesten militärischen Schriftsteller, dem ersten militärischen Landstand, dem ersten landständischen Soldaten. Die Ideen seiner „rechten Wehrverfassung" liegen wesentlich der Welckerschen Motion und dem umfassenden Werke von Xylander zu Grunde.

1) Begründung der Motion des Abgeordneten Welcker auf eine konstitutionellere, weniger kostspielige und mehr sichernde Wehrverfassung. Karlsruhe, Braun.

Der würdige Verf. verlangt die konstitutionelle Gleichstellung der Rechte und Pflichten aller Staatsbürger auch in Bezug auf das Militärwesen, also zunächst die Verpflichtung aller jungen Leute zum Kriegsdienst, ohne Ausnahmen, wie in Preußen. Außer dem moralischen Gewinn würde daraus hauptsächlich auch der physische erwachsen, daß im Fall der Noth eine größtmögliche Zahl wehrhafter Männer vorhanden wäre, und daß bei nur kurzer eigentlicher Dienstzeit jedes Individuums die Last durch Vertheilung auf alle, dem Einzelnen erleichtert und der bürgerliche Beruf desselben weniger gestört würde. Es ist in der That seltsam, daß ein konstitutioneller Staat, wie Baden, diese Einrichtung noch nicht hat, deren sich doch Preußen erfreut, wo sonst das konstitutionelle System noch keine großen Fortschritte gemacht hat. Die ausführlichste Erläuterung dieses höchst wichtigen Princips findet man in den:

2) Untersuchungen über das Heerwesen unserer Zeit. Von J. Rr. von Xylander. München, in Kommission in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1831.

Diese nicht nur theoretisch sorgfältig durchdachte, sondern auch durch Erfahrungsbeweise reichlich dokumentirte Schrift schildert zuerst den Zustand, wie er war, die unselige Trennung des Kriegerstandes vom Volk. „Das Volk, von oben keine Mahnung zur Entwicklung dieses kriegerischen Elements erhaltend, ebenfalls in den fremdartigen, ihm unbegreiflichen Kunststücken des gewordenen Heeres seinen völligen Schutz zu erblicken vermeinend, und froh, einer, mit dieser Kunstfertigkeit innig verwebt scheinenden barbarischen Zucht zu entgehen, fing an, sich blos für den friedlichen Erwerb geschaffen zu glauben, und so kam es, daß nach und nach das Ergreifen der Waffen für ein Unglück gelten mußte, oder für eine Schande, wenn man betrachtete, in welche Gemeinschaft sich derjenige begab, der Soldat wurde. Man hörte auf, den Muth als die Eigenschaft eines jeden Mannes zu betrachten, nur beim Soldaten hielt man ihn für nöthig, der Nicht-Soldat schien desselben nicht mehr zu bedürfen; dies sagte allen Schwachen zu und offen konnte man in jenen Zeiten, von den Nichtmilitärs die naivsten Geständnisse der Feigheit hören oder lesen, und nicht ohne mächtigen Einfluß konnte dies auf den Charakter und die Sitten der Völker bleiben, so daß es später zwanzigjähriger Leiden und Schmach bedurfte, bis sich wieder kräftigere Gesinnungen zu entwickeln begannen.

Es war dem Ende des 18ten und Anfange des 19ten Jahrhunderts vorbehalten, das Verhältniß des Kriegsstandes zum Volke auf seine natürliche Basis zurückzuführen, als ein ganzes Volk zu den Waffen griff, und so lange die andern schlug, bis sie endlich aus dem Schlafe erwachten und gezwungen waren, ebenfalls zum Schwerte zu greifen, und so entwickelte sich für die europäischen Völker, auf praktischem Wege, das Bedürfniß einer allgemeinen Kriegsdienstpflicht aller Waffenfähigen des Staats, so wie sich der Begriff hievon auch aus der Anerkennung der Gleichheit aller Glieder vor dem Gesetze entwickelt hatte.

Es ist unmöglich im Staate Institutionen durchzuführen, wenn sie nicht in einem gewissen Einklange mit den Verhältnissen und übrigen Institutionen des Staates stehen; sind sie diesen Verhältnissen ganz entgegengesezt, stoßen sie gegen die allgemeinen Interessen und Bedingnisse der Wohlfahrt des Volkes an, so verschwinden sie entweder mit der Zeit gänzlich, oder sie gestalten sich unbemerkt um und werden zu etwas Anderem, als wozu sie einseitig bestimmt waren; sind sie aber den obigen Beziehungen entsprechend, so verwachsen sie sich schnell mit allen übrigen Institutionen, formen selbst diese nach sich um und erscheinen so in kurzer Zeit in ein Ganzes verwachsen, das ohne mächtige Erschütterungen nicht mehr getrennt werden kann. — Wenden wir dies auf die allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienste an, die sich auf die allgemeine Gleichheit vor dem Gesetze gründet, so zeigt sich, daß durch die allgemeine Kriegsdienstpflicht jene Anerkennung der Gleichheit der Staatsglieder in das Leben eingeführt worden, und schon jezt so innig mit demselben verwachsen ist, daß es ohne tiefe Wunden nicht wieder auszuscheiden wäre; es zeigt sich dieselbe daher allenthalben, wo noch manches Andere dieser Art fehlt, — als der Rumpf, an dem allmählich die übrigen Theile, bei

zunehmender sittlicher und politischer Mündigkeit der Völker, nachwachsen werden, und so ist die Anerkennung dieser allgemeinen Kriegsdienstpflicht eine der wichtigsten Erscheinungen und Folgen der Zeit, und eben weil sie nicht allein in Charten und Reden gefunden wird, sondern in vielen Staaten zum Theil wenigstens, wirklich ins Leben getreten ist, so findet sich darin nicht nur eine lebendige Gewährleistung für sich selbst, sondern selbst für die Fortbildung aller übrigen damit verwandten Verhältnisse."

Zunächst wird nun verlangt: 1) Vertheilung der Dienstlast auf alle waffenfähigen Individuen, und daraus folgt 2) möglichste Beschränkung der Dienstzeit für jedes Individuum. Dient Jeder nur so lange, als unumgänglich nöthig ist, den Dienst zu lernen, so werden dadurch die Kosten seiner längern Besoldung und Verpflegung im Dienst erspart und er wird in dem Betrieb seines bürgerlichen Gewerbes weniger gehemmt. Tritt aber die Noth ein, so ist die Zahl der geübten Krieger gleich der der ganzen männlichen Bevölkerung. Die ausgedienten Krieger können nun entweder noch einige Jahre hindurch nur beurlaubt und im Nothfall zum Dienst disponibel bleiben, oder aber als Landwehr des ersten und zweiten Aufgebots in besondre Korps konstituirt werden, wie dies letztere in Preußen der Fall ist. Aber dieses Landwehrsystem, das theils dem Bürger lästiger ist, wie das Beurlaubungssystem, theils eine nachtheilige Reibung zwischen dem stehenden Heer und der Landwehr zur Folge hat, wird von Herrn von Xylander mit Recht mißbilligt, und er zieht die Beurlaubung vor, die denselben Zweck erreicht, den Bürger weniger belästigt und mehr geeignet ist, die nothwendige Einheit im Geist der bewaffneten Nation zu erhalten. Die Dienstzeit beträgt in Rußland 25, in Oesterreich 14, in Polen, Churhessen und Sardinien 12, in Frankreich und Sachsen 8, in den meisten andern Ländern 6, in Preußen 5, im Frieden nur 3 Jahre. Der Verfasser berechnet, daß die Zahl der Dienstjahre im umgekehrten Verhältniß steht mit der Zahl der wirklich für den Nothfall eines Krieges disponibeln Mannschaft.

„Setzen wir zu diesem Behufe einen Staat zum Beispiele, der eine Einwohnerzahl von vier Millionen besitzt und im Stande seyn soll, ein Heerwesen zu unterhalten, in welchem sich jährlich 48,000 Kriegsschüler befinden.

Bei einer wirklichen Dienstzeit von 12 Jahren, würde sich für die obigen Beziehungen folgendes Resultat ergeben:

Die jährliche Aushebung würde 4000 Mann betragen müssen; die Stärke des Heeres würde 48,000 Mann betragen; die Erhaltungskosten würden der obigen Zahl von 48,000 Mann entsprechen und innerhalb der zwölf Jahre würden auch nicht mehr als eben diese 48000 Mann durch das Heer gehen.

Würde man die Dienstzeit von 12 auf 6 Jahre herabsetzen, so müßte die jährliche Aushebung zwar 8000 Mann betragen, die aber nur halb so lang, als früher, in Anspruch genommen werden, auch sind dem Erwerbe nicht mehr Hände entzogen, als früher und die angebliche Stärke und die Erhaltungskosten des Heeres würden dieselben bleiben, wie oben; aber binnen zwölf Jahren würden 96,000 Mann durch die Kriegsschule gegangen seyn und es würde sich im Falle des Bedarfs, eine, oben gänzlich fehlende, unterrichtete Reserve an das Heer anschließen können, welche aus den 48,000 Mann hervorgehen würde, welche in den ersten sechs Jahren im Heere gestanden sind. —

Würde die Unterrichtszeit auf 3 Jahre herabgesezt werden, wie dies in Preußen der Fall ist, dessen Heer sich dennoch, in Beziehung auf Kriegsbildung, gewiß mit allen übrigen zu messen im Stande ist, so erhalten wir eine jährliche Aushebung von 16,000 Waffenfähigen, die aber nunmehr den vierten Theil der frühern Zeit dienen; die Zahl der das Jahr hindurch im Heere befindlichen Kriegsschüler würde dennoch wieder nur 48,000 Mann betragen und die Erhaltungskosten würden daher hinsichtlich dieser Zahl dieselben bleiben, wie oben; aber während zwölf Jahren, wären 192,000 Mann durch die Kriegsschule gegangen, und außer dem Heere von 48,000, würde, aus den bereits durch die Kriegsschule gegangenen 96,000 Mann, eine entsprechend zahlreiche, unterrichtete Reserve hervorgehen können. —

Nehmen wir endlich an, man wolle alle Waffenfähigen durch die Kriegsschule gehen lassen, so würde, da von vier Millionen, jährlich, ungefähr 24 bis 28,000 junge Männer waffenfähig werden, dieselben also auch den jährlichen Zugang bilden, und sollten die Kosten für die Kriegsschüler nicht mehr als für 48,000 betragen, so könnte freilich sodann die Unterrichtszeit für einen Theil nur zwei, für einen andern weniger als zwei Jahre betragen, wie dies übrigens bereits in mehrern Heeren der Fall ist, ohne daß sie befürchten, im Kriege hinter andern zurückstehen zu müssen.

Die Rahmen würden zwar in diesem Falle wahrscheinlich vermehrt werden müssen und einige Kostenvermehrung würde sich ergeben, aber dieselbe stünde natürlich in gar keinem Verhältnisse mit der Leistung; denn binnen zwölf Jahren würden 288,000 bis 336,000 Männer, mit einer sehr geringen Störung ihrer Verhältnisse, durch die Kriegsschule gegangen seyn und der Einfluß eines solchen Waffenunterrichts aller Waffenfähigen, nicht nur auf die Kriegsbildung, sondern auf die Bildung überhaupt, auf die Gesinnungen und den Charakter des ganzen Volkes, würde

ohne Zweifel so außerordentlich seyn, daß dadurch alle bisher berührten und nicht berührten Meinungen und Gründe gegen solch ein Unterrichts- und Heerwesen, ihre Bedeutung verlieren würden.

Diese Zahlen bedürfen keiner weitern Auseinandersetzung, sie sprechen von selbst und was hier für vier Millionen dargestellt wurde, ist für jede andere Zahl von Einwohnern eines Staates gültig." –

Wir müssen es dem Leser überlassen, die staatsrechtlichen, finanziellen und rein militärischen Gründe, welche sämmtlich für sein System sprechen, beym Verfasser selbst nachzulesen, weil wir sonst das halbe Buch ausziehn müßten.

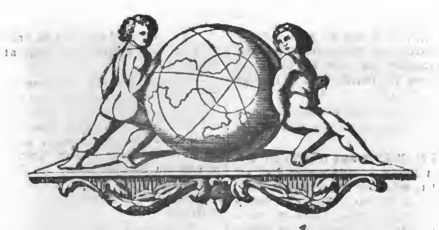
Im zweiten Abschnitt spricht Herr von Xylander von den Offizieren. Er hofft, die Nationalisirung des Heers werde auch mehr Talente als bisher an die Spitze der Truppen bringen. Er eifert besonders gegen das aristokratische Interesse, das doch immer bei der Besetzung von Offiziersstellen sich geltend zu machen weiß, obgleich es dem monarchischen Interesse nachtheilig ist.

Er sagt: „Der Monarch wird allerdings nur demjenigen Generale, den Oberbefehl über das Heer oder über diesen und jenen Theil desselben, diese und jene Befehlsstelle übertragen, der sein persönliches Vertrauen besitzt, allein dieser besondere Antheil, den der Monarch hierbei äußert, findet bei der Anstellung auf der untersten Stufe, nicht statt, und während es sehr zweifelhaft ist, ob einem Monarchen daran liegen könne, ob die offene Junker- oder Lieutenantsstelle, dem N. N., dem Herrn von N. N., dem Baron N. N. oder dem Grafen N. N. zu Theil werde, so ist hingegen ganz gewiß, daß ihm daran liegen werde, daß die Stelle derjenige erhalte, der dazu in allen Beziehungen, am fähigsten ist, und in dem er hoffen kann, einst auch einen tüchtigen Anführer auf höherer Stelle zu finden, der sodann seines besondern Vertrauens würdig werde, und kein Regent, der die Nothwendigkeit erkennt, auch im Heere, durch freie Konkurrenz, das Talent empor zu heben, und daß zur Ausübung der Kunst eine eigenthümliche Widmung der Kräfte nothwendig ist, — wird eine Beschränkung seiner Rechte darin finden, wenn die erste Anstellung, nicht mehr wie ehemals, blos aus Rücksichten für die Geburt oder nach den Einflüssen der Verwandtschaft oder der Willkühr überhaupt, sondern in der Regel nach rechtlichen und billigen Gesetzen statt findet, so wie dies in wohlorganisirten Staaten, aus denselben und ähnlichen Gründen, in allen übrigen Zweigen des Staatsdienstes längst statt findet. —

So klar dies an sich ist, so erhebt sich doch gegen solche Anordnungen, hinsichtlich der Anstellung und Besetzung der Befehlsstellen, blos nach anerkannter Befähigung, die Stimme des Eigennutzes Mancher, welche, noch im Nebel früherer Verhältnisse befangen, unsere Zeit verkennen. Sie erblicken darin eine Unbilligkeit, daß ihre Söhne gleiches Recht mit andern theilen sollen, sie wollen Vorrechte für dieselben, wenigstens noch im Kriegsstande, da sie dieselben anderwärts verloren haben. — Diejenigen, welche dieses fordern, sind gewöhnlich noch von den Ideen früherer Zeit erfüllt, und kennen und achten, im Geiste jener Zeit, den Kriegsstand so wenig, daß sie ihn nur für eine Versorgungsanstalt der jüngern Söhne und überhaupt aller derjenigen halten, welche sonst nirgends unterzubringen sind. Diese Zeiten sind aber vorüber und da solche Vorrechte nur zum Nachtheil des Kriegsstands und zum Nachtheil des Regenten und des Staats überhaupt, bestehen würden, so können sie nicht weiter bestehen."

Eine der interessantesten Untersuchungen ist die über die Unteroffiziere. Die schwankende Stellung dieses so wichtigen Korps bezeichnet recht deutlich den Kontrast des alten und neuen Princips im Heerwesen. Nach dem alten sind die Unteroffiziere von der Beförderung ausgeschlossen, ein Stand für sich; nach dem neuen stehn sie nur auf der ersten Stufe zu jeder höhern militärischen Würde. Aber das neue Princip ist doch weit entfernt, das vorherrschende zu seyn. Die Kluft zwischen Unteroffizier und Offizier ist noch weit größer, als die zwischen allen folgenden Rangstufen. Herr von Xylander huldigt dem neuen Princip, sieht aber wohl ein, daß zu dessen folgerechter Durchführung mehrere Bedingungen nöthig sind. Die Hauptbedingung ist, daß auch der vornehmste Sohn künftig nicht als Offizier, sondern als Gemeiner eintritt, und daß unter den Gemeinen auch der Bauernsohn, wenn er fähig ist, zum Unteroffizier und sofort zum Offizier und weiter befördert wird. Warum sollte auch der junge Bauer, dieselbe praktische und theoretische Kriegsschule durchlaufend, wie der Adelige, wenn er einen guten Kopf und Glück hat, nicht ein so guter Offizier werden, wie jener? Frankreich und Preußen haben es hinlänglich bewiesen. Ehrgefühl, militärischer Anstand erzeugen sich leicht, und kommt von der bürgerlichen Seite das Bewußtseyn gleicher Rechte hinzu, so wird auch nach und nach in Deutschland die Kluft zwischen den feingebildeten sentimentalen Lieutenants und den rohen knasterbärtigen Unteroffizieren verschwinden. Um aber die Beförderungen zu befördern verlangt Herr von Xylander mit Recht eine Dezimirung des alternden Dienstpersonals in den höhern Rangstufen, das ohnehin in Kriegen so oft schädlich wird, mögen auch einzelne kriegerische Greise ausnahmsweise die größten Thaten vollbringen.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 76. — 25. Juli 1831.

Militärische Schriften.

(Fortsetzung.)

2) Untersuchungen über das Heerwesen unserer Zeit. Von J. Nr. von Xylander. München, in Kommission in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1831.

(Beschluß.)

Insbesondere eifert der Verfasser auch gegen den Müssiggang der Offiziere. Sie sollen immer im Dienst seyn, und müssen es, sofern sie die immer neu zuströmenden Cadres der jungen Conscribirten zu unterrichten haben. Außerdem aber sollen sie nicht blos Vorlesungen hören und kriegswissenschaftliche Bücher studiren, sondern Reisen machen, fremden Feldzügen beiwohnen, das Terrain des Vaterlandes und der Nachbarländer kennen lernen und alles das thun, was die Preußen vor der Schlacht bei Jena zu ihrem Unglück so sehr versäumt hatten, und worüber Herr von Massenbach in so bittern Ausdrücken geklagt hat.

Zum Müssiggang rechnet der Verfasser auch den Kamaschendienst, wenn er nicht noch etwas Schlimmeres ist. „Wenn man aber die unaufhörlichen Klagen hört, über die Ungleichheit in den Details des Exerzierens, des Dienstes, der Kleidung u. s. w.; alle Revueberichte mit solchen Klagen angefüllt findet, daß dies Regiment, im Schnitte der Röcke, einen Zoll zu breit, zu hoch, zu tief sey; daß dieses Regiment bei einem Gewehrgriffe einen Ruck, ein anderes Regiment dabei einen Zug mache; daß dieses so, und jenes so schulterte; dies eine Liste in Oktav, das Andere eine solche in Quart aufstelle u. s. w., so erscheint die Frage, ob eine solche höhere Kriegsschule nicht überflüssig sey, wirklich sehr sonderbar.

Wie? — diese obigen Details sollten bis aufs Unmerkbare gleich seyn, der gemeine Soldat sollte Jahre hindurch geschult werden, damit die Gewehrgriffe gleich werden; aber ob die Ansichten über die Wirkung der Waffen mit der Wahrheit und den Erfahrungen, ob die Ansichten über das Leistungsvermögen und Verhältniß der Waffengattungen gegeneinander übereinstimmen; ob überhaupt Ansichten über das Höhere der Kunst vorhanden und möglichst übereinstimmend sind: darum sollte sich Niemand kümmern? Dies Alles sollte dem Ungefähr überlassen bleiben, das Niederste sollte gelehrt und mit äußerster Anstrengung betrieben, aber das Höchste rein dem Zufalle überlassen bleiben? Es sollte dem Zufalle überlassen bleiben, ob sich überhaupt Offiziere, dem

Höhern widmen wollen, ob sie dazu die nöthigen Mittel in ihren Garnisonsorten und Bibliotheken finden oder nicht; es sollte gleichgültig seyn, was die Führer des Heers von dem Wesen der vaterländischen militärischen Verhältnisse halten u. s. w.?

Wahrlich, man muß im Anhören solcher Meinungen eine gewisse Uebung erlangt haben, um dabei kalt zu bleiben." —

In Bezug auf die Beförderungen empfiehlt der Verfasser das Verfahren Napoleons, welcher einen Theil der Kandidaten für höhere militärische Rangstufen aus eigner Machtvollkommenheit als Feldherr wählte, einen andern Theil durch seine Kameraden wählen und einen dritten Theil nach dem Dienstalter vorrücken ließ, ein Verfahren, welches die Vortheile von allen drei Methoden verband, ohne in den Nachtheil der einseitigen Anwendung einer einzigen zu fallen.

Zum Schluß gibt der Verfasser eine sehr beachtenswerthe Schilderung des Militärwesens in ganz Europa. Er hat auf seinen Reisen alles selbst gesehn und urtheilt als Augenzeuge. Zuerst spricht er über Rußland, dessen Leibeigne mit Gewalt ihrer Heimath entrissen werden, um 25 Jahre lang als Soldaten zu dienen. „Vorzüglich dieses ungünstige Verhältniß mag den Kaiser Alexander bewogen haben, die Militär-Kolonien entstehn zu lassen." Doch hier ist der Zwang noch unerträglicher, denn, wurde sonst der Leibeigne gezwungen, seine natürliche Heimath und Familie zu verlassen, so wird ihm jezt eine Heimath und Familie aufgezwungen, die er nicht will. „Nun ist zwar die menschliche Natur, viel zu leisten und zu ertragen im Stande, und vieles ist russischer Zucht möglich, was anderwärts unmöglich scheint, aber es gibt Verhältnisse, die selbst dem beugsamsten Gemüthe unerträglich sind, nämlich Eingriffe in die innern, häuslichen und geselligen Lebensverhältnisse, und dies soll sich auch hier bewahrheitet haben. —

Bei dem zwar geregelten, aber durchgreifenden militärischen Zwange, in welchem sich Alles bewegen sollte, konnte es nicht ausbleiben, daß z. B. auch die Erziehung der Kinder, und die übrigen Verhältnisse einem Zwang unterliegen mußten, der bald sichtbare Folgen trug, und eben so wenig, als die Oekonomie, soll die Fortpflanzung der Kolonisten unter militärischer Zucht gediehen seyn."

Merkwürdig ist das Heerwesen Schwedens. Man hat dort noch eine Art Lehnsarmee, indem die Besitzer eines gewissen Grundeigenthums einen oder mehrere Soldaten stellen müssen; ein zweiter Theil des Heeres wird geworben und ein dritter konscribirt. Offiziersstellen werden noch gekauft.

In Dänemark lastet noch die Ergänzung des Heers allein auf dem Bauernstande. Sehr wird die dänische Reiterei gelobt.

In England mußte das Heerwesen eine eigenthümliche Gestalt annehmen und behalten, weil die insularische Lage dieses Landes einheimische Landkriege unmöglich oder doch sehr selten macht, seine Kolonien aber bewaffnete Wächter und Schergen verlangen, wozu sich nicht wohl Bürger, sondern nur Söldner eignen. Daher sehn wir in demselben England, welches die Sonne der Freiheit zuerst gegrüßt, doch noch das alte soldatische Stocksystem mit allen seinen Konsequenzen, Kauf der Offizierstellen rc. fortbestehn.

In Frankreich ist 1824 die Dienstzeit von 6 auf 8 Jahre erhöht worden, „mit Hintansetzung aller hier einwirkenden Verhältnisse des Kriegs, des Rechts, der Politik und der Civilisation," eine Konsequenz der Restauration, wie die Auflösung der Nationalgarde. Daher der Widerwille gegen den Dienst seit jener Zeit, ein Widerwille, der so weit ging, daß in dem sonst so kriegerischen Frankreich urkundlich der 23ste Konscribirte sich dem Dienst heimlich entzog, daß sogar eine Konscriptions-Versicherungsanstalt vorgeschlagen wurde.

In Oesterreich ist die Dienstzeit der Deutschen, Böhmen und Polen 14, der Italiener und Tyroler nur 8 Jahr, „ein Unterschied, welcher beachtenswerth ist, insofern er anzeigt, daß man einsieht, daß eine längere Dienstzeit eine Last ist, die man nur solchen Völkern aufbürden darf, die mehr zu tragen gewohnt sind." Die Rekruten werden nach bestimmten Normen ausgehoben, „aber in manchen Fällen hängt es nur vom Ermessen der Beamten ab, die Einreihung ins Heer auszusprechen." Es wird nur aus dem Bauern- und Bürgerstande rekrutirt, und noch mit dem Stock exerzirt und exekutirt. Die Offiziere werden als solche vom Kaiser oder den Regimentsinhabern nach Gutdünken angestellt, „wobei Bekanntschaft, Gewogenheit, Verwandtschaft mächtig einwirken."

Das preussische Heerwesen rühmt und preist der Verfasser am meisten, und mit wie viel Recht, geht aus der Vergleichung mit den übrigen hervor. Daß er indeß die Trennung der Landwehr von den Linien nicht billigt, haben wir oben schon gesehn.

3) Aphorismen aus der Theorie und Praxis des Kriegswesens. Von einem Veteran der preussischen Armee. Leipzig, Gleditsch, 1830.

Ebenfalls treffliche Gedanken, denen der vorigen Schrift nahe verwandt. Der ungenannte Verfasser spricht

über den sittlichen und geistigen Standpunkt der höhern Klassen des Kriegerstandes in der Gesellschaft, über den Dienst des Generalstabs in Friedens- und Kriegsmärschen, über das Infanteriegewehr, über die Feuertaktik der Infanterie. Wichtiger als diese meist rein technischen Sachen müssen uns Profanen zwei andre Abhandlungen seyn, über die uns ein Urtheil zusteht.

Der Verfasser gibt „Andeutungen über die Möglichkeit einer Verschmelzung der Landwehr mit dem stehenden Heere“ und theilt desfalls (die Schrift ist übrigens jünger) vollkommen die Ansicht des Herrn von Xylander. Er verlangt eine sechsjährige Dienstzeit, davon sollen die ersten 3 Jahre im Stamm des Heeres im persönlichen Dienst, die folgenden 3 Jahre in der Beurlaubung, wobei der Mann jedoch disponibel bleibt, zugebracht werden. Hierauf soll der Mann in die Kriegsreserve treten, darin noch 3 Jahre für den Fall eines Kriegs disponibel bleiben, und dann in die Landwehr übergehn, wo er bis zum 40sten Jahre noch für die äußersten Kriegsnothfälle zu brauchen ist. Diese vier Stufen bedingen aber keinerlei Unterschied in der Armee, wie dies bisher bei der Linie und Landwehr in Preußen der Fall war. Sie bilden keinen Gegensatz, nur eine Stufenfolge.

„Vortheile dieses Systems: 1) Verdoppelung der Cadres, deren Zahl und Tüchtigkeit bei Eröffnung eines Feldzugs von desto stärkerem Einfluß ist, als die Einschaltung der jungen Mannschaft sich getheilter und demnach von geringerer Wirkung auf Zucht und taktische Festigkeit darstellt.

2) Ein einträchtigerer Geist in den Truppen. Die aus der Verschiedenheit des Grundsatzes hervorgehende Opposition zwischen Linie und Landwehr fällt weg; der militärische Charakter im Volke gewinnt Einheit im Grundsatz, also eine festere Richtung.

3) Vereinfachung des Befehls. Die Abgränzung der Wirkungskreise wird für jede Stufe erleichtert durch das Verschwinden der Zwischengewalt des Regimentskommando's, eine Menge von Kollisionen vermieden; im Allgemeinen der Grund zu einem umfassenden Dienstreglement gelegt, das eigentlich nie und nirgends einem Heere fehlen sollte.

4) Eine regelmäßigere, zweckdienlichere Fortübung der Truppen zur Friedenszeit. Der allgemeine Uebelstand, daß die geübteste Mannschaft (die gegenwärtige Landwehr, die Veteranenschaar des Heeres) von den ungeübtesten Offizieren befehligt wird, und dadurch leicht den Sinn für Zucht, Haltung und taktische Regel verliert, wird beseitigt. Es tritt das Offizierkorps — gleichmäßig organisirt, eingeübt, und in allen Verhältnissen unter sich gleichgemacht — mehr als ein Ganzes auf.

5) Ein allgemeineres (und gleichartigeres) Fortschreiten in taktischer Hinsicht. Die als nothwendig erkannten Aenderungen im Felddienste, in den Evolutionen und der Waffenführung können leichter und übereinstimmender der beurlaubten Mannschaft beigebracht, die Regeln im Gedächtnisse fester, also gleichmäßigere Bildungsgrade genommen werden.

6) Der Hauptvortheil des bestehenden Systems: die, ohne gradezu ausgesprochen zu seyn, faktisch vorhandene zwanzigjährige Dienstzeit der Wehrpflichtigen wird nicht blos aufrecht erhalten, sondern auch in zweckmäßigere Abschnitte getheilt.“

In einer zweiten Abhandlung über Bekleidung und Ausrüstung der Truppen sind äußerst beherzigenswerthe Winke gegeben. Der Soldat muß leicht und bequem, vollständig und doch nicht überflüssig, dauerhaft und reinlich gekleidet seyn. Aber geschieht es? „Es macht einen unangenehmen Eindruck, sagt der Verfasser, den ernsten Kriegsmann mit zwecklosem Putz an Schnitt und Besatz seiner Uniform ausgestattet zu sehn. Noch mehr, es macht einen schmerzlichen Eindruck, ihn eng zusammengeschnürt, in unbequem knappen oder schleppend weiten Beinkleidern, im Tschako, der den ganzen Hinterkopf dem Sonnenstich, dem Schnee und Wind und den Säbelhieben Preis gibt, oder mit einem schweren und doch nicht dauerhaften Mantel belastet zu sehn *rc.* Für solche Dinge, die am unmittelbarsten schaden oder nützen, und von denen eben so sehr die Gesundheit und Ausdauer, als die gute Laune und der Muth der Soldaten abhängt, kann nie zu viel geschehn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dichtkunst.

1) Till Eulenspiegels Geniestreiche, in Knittelversen bearbeitet von Franz Freiherrn von Hallberg zu Broich. Zum Besten der Armen. Crefeld, Schüller, 1830.

Die bekannte Gattung von Knittelversen, in welcher Blumauer die Aeneis travestirt hat, ist allerdings gemein und niedrig komisch genug, um sich für einen

Gegenstand wie Eulenspiegel zu eignen. Gleichwohl haben wir eine solche Vorliebe für das alte prosaische Original, daß wir es jeder modernen Umarbeitung vorziehn. Wo gäb' es auch einen Vers in der Welt, der im Stande wäre, die göttliche Gemeinheit so ganz naiv auszudrücken, wie z. B. die ultraprosaischen Worte: „wie Till Eulenspiegel zu Nugestetten den Weibern die Pelze wusch?“ Wir wollen eine Historie in den neuen Knittelversen mit ihrem prosaischen Original vergleichen:

Denn er betrügt da als Filou,
Ein Mütterchen vom Lande,
Und macht ihr gleich ein X für U,
Was diese nicht verstande:
Dann nimmt er all ihr Federvieh,
Und sagte: die Bezahlung, die
Würd' Frau Äbtissin leisten.

Doch diese liebt den Handel nicht
Mit Leut' von hohem Stande,
Vielleicht weil sie aus der Geschicht
Damit wohl was verbande,
Und fordert ohne Widerred'
Die Zahlung, weil sie sonsten geht
Zum Richter, Klag' zu führen.

Und Till der selbst als Bösewicht
Doch ehrlich wollte scheinen,
Ersucht die gute Frau, sich nicht
So sehr zu übereilen,
Und daß er bei ihr Glauben fand,
Gab er den Hahn als Unterpfand,
Womit sie sich begnügte.

Was Till nun mit den Hühnern that,
Hab' ich noch nicht gehöret,
Doch daß er sie behalten hat
Und diese Frau bethöret,
Erleidet keinen Zweifel nicht,
Indem er sich als loser Wicht
Noch immer uns bewiese.

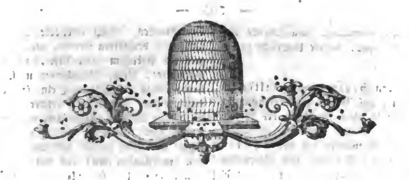
Im alten Eulenspiegel heißt es dagegen weit naiver: „Die Leuth waren etwan nicht so schalkhaftig als jezt, sonderlich aber Landleuthe. Auf ein Zeit kam Eulenspiegel gen Quedlinburg und gedacht, wie er wieder Zehrung wollte überkommen; also saß ein Bäurin da zu Markt und hatte ein Korb voll Hühner feil. Eulenspiegel fragt: was das Paar gelten sollte? Sie antwortet ihme: zween Stephansgroschen. Eulenspiegel fragt: wollt ihr sie nicht näher geben? Sie sprach Nein. Also nahm Eulenspiegel die Hühner mit dem Korb und ging zum Thor. Da lief ihm die Frau nach und sprach: Kauffmann, wie soll ich das verstehen? Der Eulenspiegel sprach: Ja ich bin der Ebtissin Schreiber. Darnach frage ich nicht, sagt sie, mein Vater hat mich gelehret, ich soll von denen nichts kaufen oder zu Borg geben, vor den man sich muß neigen, darum bezahle mir die Hühner. Eulenspiegel sprach: Frau, ihr seyd von keinem Glauben, damit daß ihr aber des Euren gewiß seyd, so nehmet hin den Hahn zum Pfand, bis ich euch den Korb und das Geld bring. Die gute Frau nahm ihren Hahn zum Pfand, aber sie ward betrogen, Eulenspiegel blieb gar aus.“

2) Stimmen aus Frankreich. 1830. Von J. Meyer. Erstes Heft. Straßburg, Treuttel und Würtz.

Der Verfasser besingt in kraftvollen und bildreichen Nibelungenversen die jüngste französische Revolution, den Sturz der Bourbons, den Sieg des Liberalismus.

So hast du, mein Volk, geschlagen! wo, wo kämpft ein anders so?
Sühntest in drei Julitagen Moskau, Leipzig, Waterloo!
Hast die Schmach von funfzehn Jahren mit drei Tagen abgekauft,
Dich, zur Freiheit neu geboren, mit dem eignen Blut getauft! —

Alles recht gut und schön! Aber warum hat der Verfasser nicht französisch geschrieben? Wenn es nicht niederträchtig ist, in deutscher Zunge zu sagen „mein Volk,“ und die Franzosen damit zu meinen, so ist es wenigstens geschmacklos. Weiter kann doch wahrlich die Entdeutschung nicht getrieben werden. Das ist noch mehr, als wenn man gar nicht mehr deutsch spräche, so wie Schande mehr ist als Tod. Was müssen die Franzosen von einer solchen Zwitterpoesie denken, die französisch ist im Sinn, und deutsch in der Form? Sie müssen sie eben so desavouiren, wie wir Deutsche sie verdammen. Eines Selbstherrschers Wohl kann in sieben Sprachen erfleht werden, ein Staat kann von mehreren Völkern zugleich als der ihrige betrachtet werden, aber niemals kann ein anders redendes Volk ein anders redendes das seinige nennen. Dies ist eine Hyperbel, welche die rhetorischen Gesetze so gut verwerfen, wie die Gesetze der Nationalehre.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 77. — 29. Juli 1831.

Die neueste Literatur der Physik.

Wir haben in Nr. 69 dieser Blätter für 1827 und Nr. 15 für 1829, einen allgemeinen Blick auf die neueste physikalische Literatur geworfen, und namentlich zweier Erscheinungen in derselben: der neuen Ausgabe von Gehlers physikalischem Wörterbuche, welche damals erst im Beginne war, und kräftig vorschreitet, und der neuen Wiener Zeitschrift für Physik und Mathematik, die seitdem ebenfalls fleißig fortgesezt worden ist, mit dem Versprechen vorläufige Erwähnung gethan, seiner Zeit darauf zurückzukommen. Ueber zwei andere neuere wichtige Werke zur Naturlehre, nämlich: Fischers Lehrbuch der mechanischen Naturlehre in der dritten Auflage, und Biots Lehrbuch der Experimentalphysik in der neuen Bearbeitung von Fechner ist von uns außerdem besonders berichtet worden *); und es bleibt uns daher heut nur übrig, jenes Versprechen zu erfüllen, und zugleich diejenigen andern Hauptwerke oder neuen Auflagen, nahmhaft zu machen, vermittelst welcher die physikalische Literatur indessen wiederum bereichert worden ist. Daher rechnen wir ganz besonders folgende:

1) Die Naturlehre nach ihrem gegenwärtigen Zustande, mit Rücksicht auf mathematische Begründung. Von Baumgartner. Supplementband besonders zur dritten Auflage seiner, für die Anfangsgründe der Wissenschaft bestimmten Naturlehre). Wien, Heubner, 1830. gr. 8. mit Kupfern.
2) Handbuch der Experimentalphysik, zur Selbstbelehrung und zum Gebrauche bei Vorlesungen. Von v. Tscharner. Neue, vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Herrmann, 1830. gr. 8. m. K.
3) Lehrbuch der Physik. Von Neumann. Zweite, bedeutend vermehrte Auflage. 1ster Theil. Wien, Gerold, 1830. gr. 8. m. K.
4) Vorlesungen über Naturlehre zur Belehrung derer, denen es an mathematischen Vorkenntnissen fehlt. Von Brandes. 1ster Theil. Leipzig, Göschen, 1830. gr. 8. m. K.

Von welchem lezteren, für unsere Zwecke ganz besonders geeigneten, trefflichen Buche wir nur die Vollen-

*) Vergl. Nr. 14 dieser Blätter für 1829, und Nr. 87 ff. derselben für 1830.

M.

dung erwarten, um über sämmtliche voranstehende vier Kompendien eine vergleichende, nähere Uebersicht zu liefern.

Die neue Auflage von Gehlers physikalischem Wörterbuche dagegen, auf welche wir also nunmehr zurück kommen, wenn uns gleich die Form des Werkes und der Umfang unserer Blätter nur eine allgemeine Charakteristik gestatten, ist indessen bis zur zweiten Abtheilung des fünften Bandes (die Buchstaben J und K enthaltend) vorgerückt; und man darf wohl behaupten, daß Europa kein zweites Werk aufzuweisen hat, welches, in seiner Art, mit dem gegenwärtigen verglichen werden könnte. Zur Herausgabe haben sich die Professoren: Brandes, Gmelin, Horner, Muncke und Pfaff vereinigt, Namen, welche zu viel Gewicht in der Naturwissenschaft besitzen, um nicht alles Vertrauen einzuflößen; und es blieb daher vielleicht nur eine Besorgniß übrig: Furcht nämlich, daß das Werk auf eine zu ausgedehnte Bändereihe anwachsen dürfte. Indeß wird in der Vorrede die Hoffnung ausgesprochen, die Zahl von acht Bänden nicht zu überschreiten; und, in diesem Umfange würden wir denn also gewissermaßen eine Bibliothek der physikalischen Wissenschaften besitzen, da im Kreise derselben schwerlich etwas Bedeutendes anzugeben seyn möchte, welches nicht in diesem Wörterbuche, wenigstens so weit dasselbe vor uns liegt, seine Erwähnung gefunden hätte. Als ein besonderer Beweis der Reichhaltigkeit der Ausstattung stellen sich auch noch die astronomischen Artikel dar, gegen deren Aufnahme in solchem Umfange strenge Physiker vielleicht Manches einzuwenden finden, wogegen sie aber vielen andern Lesern eine um so willkommnere Erscheinung seyn werden, als Deutschlands sonst so wohl versehene astronomische Literatur eines astronomischen Wörterbuches *) noch entbehrt. Ich erwähne, in dieser Hinsicht, z. B. des Artikels Durchgang, welcher gewiß zu dem Sachreichsten und Verständlichsten gehört, was über diesen schwierigen Gegenstand je geschrieben worden ist. Einen andern großen Vorzug des Werkes finden wir in den überaus reichen und sorgfältigen Literarnotizen; jedes Hauptwerk ist an der geeigneten Stelle mindestens einmal mit seinem vollen Titel angegeben; und allgemeinere Artikel, z. B. der Artikel Astronomie enthalten zum Schlusse sorgfältige literarische Uebersichten des Ausgezeichnetsten und

*) Auch Frankreich entbehrt, so viel mir bekannt ist, noch eines brauchbaren astronomischen Wörterbuches; und ich mache hier vielleicht nicht vergeblich auf eine so auffallende Lücke in der deutschen und französischen Literatur aufmerksam.

M.

Brauchbarsten. Ganz besondere Vollständigkeit ist aber namentlich denjenigen Artikeln vergönnt worden, die ein größeres Publikum interessiren, wie z. B. Aräometer, Barometer, Blitz, Blitzableiter u. s. w., aus welcher komparativen Rücksicht noch ein fernerer Vorzug dieses Wörterbuches hervorgeht, welcher nicht allen lexikalisch geordneten Werken nachgerühmt werden kann. Das Publikum wird nach allem diesem mit uns in der Theilnahme an diesem großen naturwissenschaftlichen Unternehmen einverstanden seyn; und wir sprechen schließlich den Wunsch aus, daß sich alle Umstände vereinigen mögen, um den Herren Herausgebern zu gestatten, ihre gesammten Kräfte der ununterbrochenen Förderung eines so verdienstlichen Werkes zu widmen. —

Die von uns ferner im Besonderen wieder zu erwähnende Wiener Zeitschrift für Physik und Mathematik, herausgegeben von den Professoren Baumgartner und v. Ettingshausen, welche sehr geeignet scheint, durch sorgfältige Verfolgung der wichtigsten Forschungen und Entdeckungen im Gebiete der gesammten Physik, eine fortgehende Ergänzung des obigen Wörterbuches abzugeben, und daher in Verbindung mit demselben betrachtet zu werden, liegt hingegen seit unsern früheren Anzeigen, in den drei letzten Heften des vierten Bandes, im fünften, sechsten, siebenten und achten Bande vor uns, und bietet abermals eine außerordentliche Reichhaltigkeit von Untersuchungen und Resultaten der neuesten Bestrebungen auf dem Felde der Physik und Mathematik dar. Wir werden uns, wie früher, bemühen, dasjenige davon auszuheben, was uns am meisten geeignet scheint, ein allgemeineres Interesse in Anspruch zu nehmen; und unsere Anstrengung, die Gegenstände dieser umsichtigen Wahl in die verständlichsten Ausdrücke zu kleiden, wird, wie wir uns schmeicheln, namentlich von allen denjenigen Lesern dankend erkannt werden, die eine solche allgemeine Uebersicht der Fortschritte der Physik zu erhalten wünschen, ohne eine unverhältnißmäßige Zeit darauf verwenden zu können. — Zur Sache.

Unsere erste Notiz soll diesmal einen mathematischen Gegenstand: die schwierige Berechnung der Vortheile des Banquiers im Pharaospiele, betreffen, deren Resultat wir durch ein Beispiel erläutern können. Gesetzt, daß die Bank ein Jahr von 365 Tagen hindurch, alltäglich nur 4 Stunden spielt, und in jeder Stunde 4 Spiele macht, bei deren jedem mit 30 Dukatensätzen durchgespielt wird; so beträgt also die Summe aller anfänglichen Sätze $16 \times 30 \times 365 = 175200$ Dukaten, und der wahrscheinliche Gewinn des Banquiers (wie er aus den Doubletten und dem Nichtgelten der letzten Karte entspringt) läßt sich auf fast 10,000 Dukaten anschlagen. Der, mitteist einer schönen und einfachen

Analyse geführte Beweis davon findet sich Seite 210 des IV. B. unserer Zeitschrift; und wir wollen auf diese Veranlassung, zur Nutzanwendung unserer Pharao spielenden Leser die Worte hersetzen, mit welchen Brunacci eine ähnliche Untersuchung in seinem Corso di matematica sublime. Firenze. 1807. schließt. „E pure si trova" ruft der wackre Italiener in seinem antipharaonischen Eifer, chè sa a scomettre contro il Banchière! Questo è une riprova che i goffi sono il patrimonio dei furbi!" — So viel vom Pharaospiel. — Ueber die Wirkung des Mondes auf die Atmosphäre der Erde hat Flaugergues, Astronom zu Viviers, lange und interessante Beobachtungen angestellt, aus denen sich besonders das merkwürdige Resultat ergibt, daß die Wirkung des Mondes, den Luftdruck zu vermindern, bei der Mondesnähe größer ist, als bei der Mondesferne, welches deutlich zeigt, daß diese Wirkung von der anziehenden Kraft des Mondes abhängt. Diese neue Relation zwischen zwei so nahe befreundeten Himmelskörpern, als Erde und Mond sind, verdient die ganze Aufmerksamkeit unserer Leser. Wir werden weiter unten auf diese Theorie der atmosphärischen Schwankungen nochmals zurückkommen.

Ein sehr instruktiver Aufsatz über den Hagel, von Arago (aus dem Annuaire du bureau des longitudes f. 1828), findet sich im dritten Hefte des IV. B. unserer Zeitschrift, in welchem unter andern berichtet wird, daß bei einem, am 7ten Juli 1769 zu Paris statt gefundenen Hagelschlage, Hagelkörner von der merkwürdigen Form eines Uhrglases (oder vielmehr Meniskus) gefallen seyn, welche, bei vollkommner Durchsichtigkeit und Regelmäßigkeit, die Gegenstände ohne Entstellung vergrößert hätten. In Absicht auf Hagelableitung fällt das Resultat dieser Abhandlung nicht günstig aus. Bei der Unzuverläßigkeit unserer meteorologischen Theorie, muß es willkommen seyn, einen so ausgezeichneten Naturforscher wie Davy über Witterungsanzeigen zu vernehmen. Er äußert sich im Edinburger philosophischen Journal, aus welchem die Abhandlung in unsere Zeitschrift übergegangen ist, folgendermaßen darüber. Rothe Wolken am westlichen Himmel bei Sonnenuntergange verkünden schönes Wetter, besonders wenn die Röthe einen Stich in Purpur hat. Der Grund davon ist, daß die Luft, wenn sie trocken ist, vorzüglich die rothen oder erwärmenden Strahlen durchläßt, und, weil sie nicht vollkommen durchsichtig ist, dieselben auch am Horizont reflektirt. Ein kupferrother oder gelber Himmel bei Sonnenuntergang verkündet Regenwetter *); aber nichts zeigt sicherer bevorstehende nasse Witterung an, als ein Hof um den Mond, weil dieser nur durch schon ausgeschiedenes Wasser erzeugt wird. Je größer dieser Hof ist, desto näher sind die Wolken, und desto mehr Regen ist zu befürchten. — Regenbögen können bekanntlich nur entstehen, wenn Wolken, welche Regentropfen enthalten, oder sie eben ausschütten, der Sonne gegenüber stehen: sie zeigen sich daher Morgens an der West-, Abends an der Ostseite des Himmels; und da in unsern Klimaten schwere Regen meistens von Westwinden herbeigeführt werden, so zeigt ein Regenbogen am Westhimmel an, daß das schlechte Wetter im Anzuge sey, während ein Regenbogen am Osthimmel verkündet, daß sich die Regenwolken von uns entfernen. — Wenn die Schwalben hoch fliegen, so steht schönes Wetter zu erwarten, oder dasselbe hält an; fliegen sie aber niedrig, oder völlig am Boden, so ist Regen nahe. Dieses erklärt Davy so: Die Schwalben verfolgen die Fliegen und Mücken, Thierchen, welche warme Luftschichten lieben; warme Luft ist aber leichter und zugleich feuchter, als kalte. Fliegen also die Schwalben niedrig, so folgt daraus, daß sich die feucht-warmen Luftschichten näher an der Erdoberfläche befinden, in welchem lezteren Falle leichter ein Wasserniederschlag entsteht. — Zum Schlusse noch eine Bemerkung, die mir besonders interessant scheint. Für den, welcher Fische angeln geht, ist es im Frühling stets eine üble Vorbedeutung, eine Alster zu sehen, aber zwei betrachtet er als ein gutes Omen. Die Ursache liegt darin, daß bei kaltem, stürmischem Wetter immer nur eine Alster das Nest verläßt; und beide nicht eher von den Jungen gehen, als wenn es warm und gelinde, also das Wetter dem Fischfang günstig ist. — Die neuere Physik hat bekanntlich hinreichend dargethan, daß der Barometerstand regelmäßigen Schwankungen unterworfen ist, von welcher Wirkung, neben dem oben erwähnten Mondeinflusse, ein anderer großer Theil auf die anziehende und erwärmende Kraft der Sonne kömmt, wodurch gleichsam eine atmosphärische Ebbe und Fluth erzeugt wird. Ein italienischer Naturforscher, Carlini, ist aber, durch lange fortgesezte Bemühungen, dahin gelangt, diese beiden Einflüsse von einander zu sondern, und zu zeigen, daß durch die erwärmende Kraft der Sonne eine Fluth (die physische) in der irdischen Atmosphäre hervorgebracht wird, die in 24 Stunden wiederkehrt, wogegen die Anziehungskraft dieses Gestirns eine zweite atmosphärische Fluth (die dynamische) erregt, deren Periode 12 Stunden ist. Wir halten diese Vorschrift in der Theorie der atmosphärischen Schwankungen für außerordentlich wichtig, indem dadurch eine neue Individualität des Rapports bezeichnet wird, der zwischen dem Centralkörper des Sonnensystems und seinen Planeten bestehe, gleichwie wir oben einen ähn-

*) Dies sagt schon Virgil, Georgicon I. 453. „Caeruleus pluviam denunciat, igneus Euros."

lichen Bezug zwischen Planeten und Satelliten nachgewiesen haben.

Im ersten Hefte des sechsten Bandes unserer Zeitschrift kommen sehr anziehende Details über den Diamant vor, von welchen wir uns nicht enthalten können, Einzelnes auszuheben. Das Aufsuchen dieses Edelsteins ist eine kostspielige Arbeit; man schlägt die Auslagen auf jeden Karat Diamant zu 13 Gulden Conventionsmünze an. In Brasilien verfährt man dabei folgendermaßen: die Erde, in welcher man Diamanten vermuthet (Diamanterde) wird in großer Menge auf eine geneigte Ebene gebracht, gewaschen, und von nackten, genau beaufsichtigten Negern untersucht. Wenn ein Neger einen Diamant findet, so klatscht er in die Hände, worauf ihm der Aufseher denselben abnimmt; wiegt der Diamant über 70 Gran, so erhält der Neger seine Freiheit. Man findet in Brasilien jährlich im Durchschnitt gegen 3000 Karat (etwan 13 Pfund) Diamanten, wovon aber höchstens der dritte Theil zum Schneiden geeignet ist; der Rest wird als „Bort" zum Schleifen der besseren Diamanten gebraucht. — Da der Diamant reiner krystallisirter Kohlenstoff ist, so steht er schon dadurch den Pflanzenkörpern nahe, und man geht nur einen Schritt weiter, wenn man seinen vegetabilischen Ursprung behauptet, zumal da er, in seinem optischen Verhalten viel Aehnlichkeit mit dem Bernstein zeigt, dessen vegetabilischer Ursprung jezt außer Zweifel gesezt zu seyn scheint. Indeß sind damit alle Gründe derjenigen Naturforscher, welche den Diamant gegentheils in das Mineralreich verweisen, noch nicht entkräftet.

Zu den anmuthigen Entdeckungen der neueren Physik gehört das elektrische Leuchten mehrerer Blumenarten, welches zuerst von der Tochter des großen Linné, Elisabeth Christina, auf dem Gute ihres Vaters unfern Upsala, beobachtet wurde, und darüber sich Heft 4 des VI. Bandes unserer Zeitschrift mehrere Erfahrungen mitgetheilt finden. Man bemerkt dieses elektrische Leuchten der Blumen, oder diese Blumenblitze, zur Zeit der Blumenbefruchtung, kurz nach Sonnenuntergang, nach warmen, heitern Tagen, nie aber bei feuchter Luft; und den stärksten Blitz geben die in den meisten Gärten vorkommenden Ringelblumen (Calendula officinalis) nach denselben aber die indianische Kresse (Trapaeolum minus), die Feuerlilie (Lilium bulbiferum), und die Sammtrose (Tagetes patula). Alle diese Blumen haben eine stark mit Roth gesättigte gelbe Farbe; und da es hiernach scheint, als wenn das elektrische Leuchten allen orangefarbenen Blumen zukomme, so laden wir unsere Leser zu dieser interessanten Beobachtung ein.

Ritter von Holger trägt (B. VII. H. 2.) sehr scharfsinnige Ideen über die Bildung der Meteormassen vor. Das Wesentliche dieser neuen Ansicht, welche unsere Leser ansprechen wird, geht dahin, die Bildung der Meteormassen, dem Stoffe nach, von unmerklichen Ausdünstungen der irdischen Körper abhängig zu machen, welche von der Atmosphäre, etwan wie Nahrungsmittel durch organische Körper, aufgenommen, durch die ganze Luftmasse vertheilt, und, in Folge eines eigenthümlichen atmosphärischen Lebensprocesses, in andere Zusammensetzungen wieder ausgeschieden würden. Ich deute, um nicht zu weitläuftig zu werden, diesen treffenden Gedanken hier blos an, mir vorbehaltend, an einem andern Orte ausführlicher darauf zurück zu kommen. — Aeußerst merkwürdig aber, seiner großen Seltenheit wegen, ist folgender, denselben Gegenstand berührender, und im nämlichen Hefte vorkommender Bericht über einen, in offner See, auf ein Schiff gefallnen Meteorstein. Das Schiff Escher von Liverpool, Cap John Smort, segelte am 5ten April 1820, bei vollkommen heiterem Himmel und mäßigem Westwinde, im offnen atlantischen Meere, als gegen Mittag plötzlich in NNO. ungefähr 35° über dem Horizonte, eine Wolke von graulich schwärzlicher Farbe erschien, wie sie der englische Seemann blak squall zu nennen pflegt. Diese Wolke vergrößerte sich allmählich, und zog ziemlich niedrig gegen das Schiff, welches sie endlich gänzlich einhüllte, und sich dabei in einen Regen entlud. Dabei fiel aber gleichzeitig ein Stein aus derselben auf das Schiff, welcher indeß sogleich in mehrere kleine Stücke zersprang, derselbe war bei dem Herunterfallen naß, aber nicht warm, und roch stark nach Schwefel; im nassen Zustande war er leicht zerbrechlich, erhärtete aber nachher. — Das Faktum scheint, nach Ausführungen, welche ich hier übergebe, unzweifelhaft; und es ist nur zu beklagen, daß diese Meteormasse keiner chemischen Analyse unterworfen ist.

Einem großen Fortschritte sieht die Lehre vom Magnetismus entgegen durch die Beobachtung des Einflusses, der das Sonnenlicht auf Verstärkung der magnetischen Kraft ausübt. Barlocci, Professor der Physik zu Rom, sezte einen schwachen Magneten direktem Sonnenlichte aus, und fand, daß derselbe durch diesen Einfluß in den Stand gesezt wurde, das doppelte des vorigen Gewichtes zu tragen. Aehnliche Beobachtungen sind nachher von andern Naturforschern mit gleichem Erfolge angestellt worden; und es scheint daher keinem Zweifel unterworfen zu seyn, daß es eine eigene photomagnetische Wirkung gebe, deren Gesetze kennen zu lernen, als eine der interessantesten und für die gegenwärtige Zeit wichtigsten Aufgaben der Physik angesehen werden muß.

(Der Beschluß folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 78. — 1. August 1831.

Die neueste Literatur der Physik.

(Beschluß.)

Seit einiger Zeit ist in Deutschland so viel die Rede von Artesischen Brunnen, daß unseren Lesern einige Notizen darüber, die wir aus dem 4ten Hefte des VII. Bandes unserer Zeitschrift entnehmen, nicht unwillkommen seyn können. Man versteht unter „Artesischen Brunnen" eine Einrichtung, wo bloße Bohrlöcher bis auf eine Wasseransammlung in der Tiefe der Erde getrieben werden, da sich das Wasser denn, wenn das Terrain anders dazu günstig gelegen ist, von selbst fontainenartig erhebt. Der Name kommt von der ehemaligen Provinz Artois in Frankreich (Artésien heißt Artoisisch oder Artesisch) her, wo die Konfiguration des Terrains der Anlage solcher Brunnen vorzüglich günstig ist *).

Man hat bis jezt geglaubt, daß die Idee zu dieser Art von Brunnengräberei Dominicus Cassini angehöre, der, 1671, die ersten Vorschläge dazu that; allein aus einem Berichte eines Herrn Imbert, „missionnaire apostolique," datirt aus der Stadt Ou-Tong-Kiao in der chinesischen Provinz Su-Tchuen, vom September 1826 (mitgetheilt in den Annales de l'association de la propagation de Foi. Janvier 1829) geht hervor, daß diese Methode in China sehr verbreitet ist, und daß man sie dort schon sehr lange angewendet hat. Die Chinesen bedienen sich derselben auch bei Salzbrunnen, und die Mittel, die sie beim Bohren anwenden, sind sehr einfach. Auch im Oesterreichischen, namentlich in der Umgegend von Wien, finden sich schon seit längerer Zeit dergleichen artesische Brunnen, und das Verfahren, welches dort bei Anlegung derselben angewendet wird, besteht in Folgendem. Man gräbt zuerst, auf die gewöhnliche Weise,

---

*) In der Encyclopédie méthodique (Paris 1816) Partie: Agriculture. VI. 75 findet sich folgende Notiz: „Quelquefois les nappes d'eau s'établissent sur un lit de roche, même entre deux lits de roche; et dans ce dernier cas il peut arriver que, descendant d'un lieu plus élevé, l'eau se trouvent remplir complètement l'intervalle des roches, il ne faille que percer une de celles ci, pour faire sortir l'eau en jaillissant. C'est parceque la plaine d'Arras (Hauptstadt des ehemaligen Artois) a une telle disposition de roches, qu'on peut y creuser ces puits si célebres, appellés puits Artésiens." — Die neuesten Erfahrungen haben gelehrt, daß die Ausführbarkeit nicht auf Artois eingeschränkt ist.

M.

einen Brunnen durch die obersten Erdschichten, bis man auf eine feste Lage von grauem Thon (Tegel) kommt. In diese schlägt man alsdann, mittelst einer Ramme, genau senkrecht in der Mitte des Brunnens, eine auf 4 Zoll gebohrte, unten zugespizte hölzerne Brunnenröhre so tief als möglich ein. Durch diese Röhre wird dann mit einem Erdbohrer so lange weiter fortgebohrt, bis man auf eine Sandstein- oder Thonschieferplatte stößt, die ebenfalls durchbohrt wird, wonächst sich in vielen Fällen sogleich eine Quelle findet, deren Wasser nunmehr von selbst und oft mit großer Schnelligkeit durch das Bohrloch und die Brunnenröhre emporsteigt. — Hierin besteht das ganze Geheimniß der „artesischen Brunnen," von welchen sich viele unserer Leser wahrscheinlich einen ganz anderen Begriff gemacht haben.

Eine andere, in unserer Zeitschrift ebenfalls erörterte physikalische Frage von hoher Wichtigkeit für das bürgerliche Leben, bezieht sich auf die Kettenbrücken und die Anwendbarkeit des Stahles bei ihrer Konstruktion, in welchem Bezuge interessante Notizen über das Verhalten der ersten Stahlkettenbrücke über die Donau bei Wien (Karlsbrücke), während des Winters 18$\frac{38}{39}$, beigebracht werden. Es ergibt sich daraus als Resultat, daß diese Stahlkettenbrücke während des gedachten harten Winters und troz der Ertragung einer Kälte von oft 20° Reaumür, auch nicht die mindeste Beschädigung erlitten hat, und daß kein Nagel daran gesprungen ist. Die aus der Erfahrung, daß bei großer Kälte oft Wagenaxen, Federn und andere dergleichen aus Stahl verfertigte Gegenstände springen, gegen den Gebrauch des Stahles bei Anfertigung der Kettenbrücken hergeleitete Einwendung verliert also von ihrer Bedeutung, und zwar um so mehr, als der Stahl, den man zu dergleichen Brücken verwendet, weder gehärtet ist, noch auch plözliche Stöße oder Schläge zu erdulden hat, von welchen beiden Umständen das Springen besonders herzurühren scheint.

Das kürzlich fast durch ganz Deutschland beobachtete große Nordlicht hat die allgemeine Aufmerksamkeit neuerdings auf diese wundervolle und prächtige Lufterscheinung gerichtet, und es ist daher doppelt zeitgemäß und interessant, in unserm Journale Bemerkungen über den Einfluß der Nordlichte auf die Magnetnadel zu finden. Zwar ist dieser Einfluß, der sich am auffallendsten durch unruhige Schwankungen der Abweichungsnadel während der Dauer des Phänomens äußert, schon längst bekannt, so daß die französische Marine sogar einen eigenen Ausdruck dafür besizt, indem sie diese Oscillationen mit dem Namen „affollemens" bezeichnet; allein Arago zu Paris sucht nun sogar zu beweisen, daß sich derselbe selbst auf Magnetnadeln erstreckt, die an Orten befindlich sind, über deren Horizont das Nordlicht nicht gesehen wird, dergestalt, daß man das Stattfinden eines nicht zu Gesicht gekommenen Nordlichtes aus jenen „affollemens" ankündigen könne. So waren z. B. am 29. März 1826 zu Paris dergleichen Schwankungen der Magnetnadel beobachtet worden, aus welchen Arago geschlossen hatte, daß ein Nordlicht Statt gefunden haben müsse, wenn dasselbe gleich zu Paris nicht gesehen worden sey; und es wies sich nachher auch wirklich aus, daß an diesem Tage in Schottland und dem nördlichen England ein großes Nordlicht vorgekommen war. Es erschien in Gestalt eines Lichtbogens und konnte in einer nahe am magnetischen Meridian *) liegenden Linie von großer Ausdehnung beobachtet werden. Vielfache andere ähnliche Beobachtungen, gleichwie die gegen Arago's Behauptung erhobenen Einwendungen übergehe ich hier vorläufig, bis die Resultate in Betreff des eben erwähnten neulichen großen Nordlichtes sämmtlich bekannt seyn werden. — Das neueste Heft unserer Zeitschrift endlich (das 4te des VIII. Bandes), über welches wir zum Schlusse unserer dießmaligen Anzeige zu berichten haben, enthält namentlich höchst interessante Versuche über die Ausdehnung des Wassers beim Gefrieren, welche während des harten Winters 18$\frac{38}{39}$ an eisernen, mit Wasser gefüllten Kanonenkugeln angestellt wurden, und den Beweis lieferten, daß Nichts dieser Ausdehnungsgewalt des gefrierenden Wassers zu widerstehen vermöge. Die Oeffnungen der also mit Wasser gefüllten, starken eisernen Bomben wurden mit eisernen Schrauben sorgfältig verschlossen, und diese Bomben hiernächst der Kälte ausgesezt. Die eine derselben borst nach 7 Stunden in zwei ungleiche Theile, von welchen der kleinere 10 Fuß, der größere 7 Fuß weit weg geschleudert wurde. Und dennoch war das in die Kugel eingeschlossene Wasser noch bei weitem nicht alles gefroren; es hatte sich nur eine ganz dünne Eiskruste gebildet, und der Rest war flüssig geblieben. — Aehnliches ereignete sich mit allen übrigen, diesem Versuche unterworfenen Kugeln; und man kann in der That über die Kraft der Natur nicht genug erstaunen, welche sich im Stande befindet, mit so geringen Mitteln, als ein wenig gefrierendes Wasser ist, so ganz außerordentliche Wirkungen hervorzubringen. Diese schließliche Bemerkung mag übrigens dazu dienen, der Auf-

*) Die Richtung der Magnetnadel geht fast nirgend genau nach dem wahren Nord- und Südpunkte, sondern weicht vom Meridian, in unsern Gegenden, gegenwärtig beiläufig um zwanzig und einige Grade westlich ab. Ein durch diese Richtung und den Scheitelpunkt gedachter größter Kreis heißt der „magnetische Meridian" im Gegensaze des Meridians schlechtweg.

M.

merksamkeit auf das, was in der Natur erforscht, und das, was darüber geschrieben wird, noch einen Sporn mehr zu geben!

Dr. Nürnberger.

Sprachliteratur.

Dissertation critique et apologetique sur la langue Basque, par un ecclesiastique du diocèse de Bayonne. Bayonne 1830.

Referent sprach vor einigen Monaten im Morgenblatt über Leben und Sitten in den Pyrenäen und mußte dabei das Baskenland erwähnen. Als Ergänzung des dort gesagten mögen folgende Bemerkungen dienen, zu denen obige im Ausland wenig gekannte Abhandlung Veranlassung gibt.

Die Sprache der Basken am Fuß und im westlichen Winkel der Pyrenäen ist ein historisches Monument, von dessen Wichtigkeit man in Frankreich keinen Begriff hat, und das bisher auf unverzeihliche Weise vernachläßigt worden ist. Dies Idiom stammt unstreitig aus den Jahrhunderten vor der Ankunft der Völker, die aus Hochasien nach Europa kamen und dann fast alle Länder einnahmen. Bei der Untersuchung der europäischen Sprachen ergibt sich, daß mit Ausnahme des baskischen, des türkischen und der finnischen Idiome, alle einer einzigen großen Familie angehören, die unser Klaproth zuerst Indo-Germanen nannte, weil sie sich von den Ufern des Ganges bis in die westlichsten Punkte Europas erstreckten. Wir haben gute Kunde über Ankunft und Geschlecht der Türken und der finnischen Stämme, nicht aber über die Basken, die mit ihrer Sprache noch immer ein Räthsel für die Geschichte sind.

Es ist keineswegs genau bekannt, ob die ganze hispanische Halbinsel vor Alters von Einer, und derselben Nation bewohnt war. Nach Strabo glichen sich alle Völker des weiten Landes in Sitten, Gewohnheiten, Lebensweise und Bewaffnung. Sie waren nur verschieden durch Sprache und Civilisation. Ihm nach saßen die Iberier im südlichen Spanien, die Cantabrer im nördlichen. Jetzt sind diese alten Bewohner Spaniens größtentheils verschwunden. Nur von den Cantabern finden sich Abkömmlinge unter dem Namen Basken, die in Spanien auf dem Lande in Biscaya und Navarra, nördlich von den Pyrenäen aber in dem französischen Nieder-Navarra, im Pays de Labour und de Soule im Westen und am Abhang des Gebirgs wohnen.

Die baskische Sprache wird von den Einwohnern escura genannt und hat, während die Römer in Spanien zu Hause waren, ziemlich viel lateinische Worte aufgenommen, fast alle wurden jedoch nach der Eigenthümlichkeit der Sprache modificirt. Ebenso ergieng es den französischen und spanischen Worten, die man darin antrifft. Ueberdies stößt man auf einige Worte, die ohne Zweifel germanischen Ursprungs sind. Wahrscheinlich stammen sie von der Einwanderung der Westgothen her. All' diese fremden Elemente hat die Sprache nur von Außen angenommen. Ihr Grund, Stamm und Wesen aber ist von allen bekannten Idiomen ganz verschieden und abweichend.

Man hat die baskischen Wurzeln mit den vorderasiatischen Sprachen, die gewöhnlich die semitischen heißen, zusammen gehalten. Dies ist aber ohne Erfolg geblieben, denn man fand nur einige wenige Worte, die an das Hebräische, Arabische und Syrische erinnern. So finden sich auch baskische Wurzelwörter in den finnischen, nord- und mittelasiatischen Sprachen und im türkischen. Deren sind aber nur wenige und ihre Aehnlichkeit stammt mehr aus der Urverwandtschaft, die aus den Wurzeln aller Sprachen auf der Welt hervorgeht, denn aus besonderer und näherer Gesippung. Alle bisher gefundenen Aehnlichkeiten beweisen also gar nichts über die behauptete asiatische Abstammung der Basken.

Das nordwestliche Afrika wird großentheils von den zahlreichen Horden bewohnt, die das Berbervolk bilden und die von den beiden Abhängen des Atlas stammen. Jetzt sind die Berbern mit Negervölkern gemischt, und wiewohl sie von der brennenden Sonne der Wüste gebraunt sind, so haben sie doch wie die Basken, europäische Züge. Die Berbersprache steht auch wie das Baskische ganz allein und abgesondert. Beide haben so wenig Verwandtschaft mit den semitischen Idiomen Asiens als mit den Dialekten der Neger, die mit den Berbern die lybische Wüste durchziehen. Dies hätte auf die Meinung führen können, als seyen die Berbern mit den Basken verwandt. Dann hätte sich aber einige Analogie zwischen ihren Sprachen finden müssen, diese läßt sich jedoch nicht entdecken, weder in einzelnen Wörtern noch in den grammatikalischen Formen.

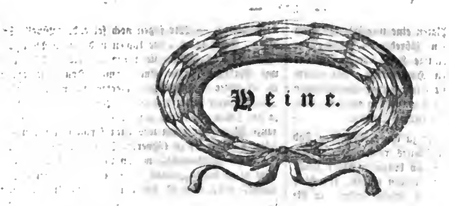
Alle Versuche, die Basken an irgend eine große bekannte Völkerfamilie zu knüpfen, waren bisher fruchtlos. Eben so wenig ließ sich die Hoffnung einiger französischen Gelehrten begründen. Sie wollten die Basken von den alten Karthagern ableiten. Dazu ist aber auch gar kein

Grund vorhanden, wiewohl die Tradition im Lande selbst herrscht. Wir besitzen von der karthagischen Sprache nur einige Verse im Poenulus des Plautus. Diese Sprache ist offenbar semitischen Ursprungs. Dies steht auch ganz mit den Nachrichten über den Ursprung der Karthager im Einklang. Sie waren eine phönicische Kolonie und mußten deshalb eine Sprache reden, die mit dem Hebräischen und Syrischen Aehnlichkeit hatte.

Aber nicht blos in den Wurzelwörtern ist das Baskische ganz verschieden von allen Sprachen des alten Kontinents, sondern auch in seinen grammatikalischen Formen. Dagegen haben diese in den Konjugationen eine auffallende Aehnlichkeit mit den alten amerikanischen Landessprachen. Das Baskische ist reich und wohlklingend, es hat keine Häufung von Konsonanten. Durch Hinzufügung gewisser Partikeln kann es ein Hauptwort in ein Zeitwort, Beiwort und in jeden andern Redetheil verwandeln. Durch Endsylben, die den Hauptworten beigefügt werden, erhalten diese die Modifikation in gutem oder bösen Sinn. Die Konjugationen sind schwer, und in ihnen entdeckt man denselben wilden Reichthum, wie bei den nord-amerikanischen Indiern. Diese Konjugationen drücken nicht blos die aktive oder passive Bedeutung der Zeitwörter aus, sie geben auch Nüancen, die in andern Sprachen nicht anders ausgedrückt werden können, als durch eine Vereinigung mehrerer Zeitwörter oder durch ganze Phrasen.

Der Reichthum des Baskischen an mannichfaltigen Formen ist fast kindisch und lächerlich. Davon nur Ein Beispiel. Handi heißt groß. Durch verschiedene Endsylben wird daraus: ziemlich groß, größer, ein wenig größer, ein ganz klein wenig größer, zu groß, ein wenig zu groß, ein ganz klein wenig zu groß: groß (Adverbium), größer, ein wenig größer, ein ganz wenig größer, zu groß, ein wenig zu groß, ein ganz wenig zu groß; was die Anlage zum Großwerden hat, Größe, Größe (im übeln Sinn), ein wenig Größe, was die Großen lieben, Größen, groß werden, groß werden lassen u. s. w. So viel ist gewiß: ein Volk, das solche kleinliche und läppische Gradationen in der Größe hat, ist nie groß gewesen und wird nie groß seyn. Von Giçon, Mensch wird auf ähnliche Weise abgeleitet: Mensch werden, Mensch geworden, von der Menschenart, unbedeutender Mensch, gutmüthiger Mensch, ein wenig mehr Mensch, wer am mehrsten Mensch ist. Ins Lächerliche geht ein Formenreichthum, nach dem die Buchstabenzeichen nicht nur deklinirt, sondern auch konjugirt werden können, ein Gleiches findet bei den Pronomen und bei den Präpositionen Statt. Die Participe können in Substantive verändert und dann wie gewöhnliche Hauptwörter deklinirt werden. Die Deklinationen haben sechszehn Kasus mit verschiedenen Endungen. Im Baskischen läßt sich dekliniren, was in allen neuern Sprachen indeklinabel ist: Präpositionen, Adverbia und Interjektionen. Manche können sogar konjugirt nennen, was die Leute verbiser nennen. Jedes Wurzelzeitwort kann sechs und zwanzigmal immer mit andern Endungen konjugirt werden, ohne seine untheilbare Einheit zu verlieren. Alle Infinitive und Participien können in Hauptwörter verwandelt und dann deklinirt werden. Einem berühmten baskischen Grammatiker zu Folge gibt es in seiner Sprache keine mangelhaften Zeitwörter. In der untheilbaren Einheit jeder Konjugation bestehen vier verschiedene Sprachweisen, nämlich: eine Diminutio-Sprachweise für Kinder; eine Sprachweise der Gleichheit für Erwachsene; eine Sprachweise der Mehrheit oder der Hochachtung und eine Sprachweise für das weibliche Geschlecht. Jedes Substantivum hat sechs Grade von Nominativen und zwölf Beugfälle, die Adjektiven aber haben gar zwanzig Beugfälle. Dies wird kaum ein Nicht-Baske verstehen. Darum will ich ein Beispiel von den sechsgradigen Nominativ geben: 1. ait, Vater, 2. aitaren, der des Vaters, 3. aitarenarena, der des des Vaters, 4. aitarenarenganicacoarena, der des des des Vaters, 5. aitarenarenganicacoarenarena, der des des des des Vaters, und endlich 6. aitarenarenarenganicacoarenarenarenarequin. Dies Wort hat nicht mehr den zwei und vierzig Buchstaben und zwanzig einsylbige Glieder, die sich so ähnlich sehen, wie die Schuppen an einem Fisch und die man nur mit großer Schwierigkeit aussprechen kann. Der Verfasser obiger Dissertation über die baskische Sprache ist weniger von der hohen Vollkommenheit seiner Sprache eingenommen, als die, welche früher darüber geschrieben haben. Die Schrift gibt einen klaren und einfachen Abriß von der Grammatik des Cantabrischen, das im Norden der Pyrenäen gesprochen wird. Dadurch und durch seine ruhige Darlegung verdient sie die ganze Aufmerksamkeit der philosophischen Sprachforscher und Geschichtschreiber. Diese gründliche Darstellung macht es doppelt wünschenswerth, daß die französische Regierung endlich einmal die Kosten zur Abfassung und zur Herausgabe eines vollständigen baskischen Wörterbuchs herschieße, denn so ein Werk fehlt noch ganz. Larramandi's Lexikon ist ohne alle Kritik gemacht, und außerdem ganz vergriffen. Diese Arbeit müßte geschickten Händen anvertraut und davon die baskischen Enthusiasten und die Celtomanen entfernt gehalten werden, denn dergleichen sind der Wissenschaft schädlich. An Statt die Kenntniß der französischen Alterthümer zu befördern, haben sie dies Studium in den Schlamm falscher Gelehrsamkeit und unverständiger Etymologie vergraben.

Mr.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 79. — 3. August 1831.

Dichtkunst.

Nachträge zu den Reisebildern von H. Heine. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1831.

Heines Geist ist dem Börneschen nahe verwandt. In beiden dieselbe politische Tendenz, derselbe edle Unwille über die Eckelhaftigkeiten im lieben Vaterlande, derselbe Drang zu Sarkasmen und dieselbe himmlische Gabe des Witzes, die den Zorn verschönt und den Schmerz liebenswürdig macht. Aber Börne ist ernster, und verläugnet niemals die Würde, die der Spötter nöthiger als jeder andre hat. Heine wirft sich oft weg. Börne braucht die Waffen seines Geistes nur im edlen Kampfe, Heine mißbraucht sie zuweilen zur Befriedigung von Privatmalicen (z. B. gegen Platen), und zu frivoler Blasphemie (z. B. in seinen Bordellredensarten, so oft er von der katholischen Madonna spricht). Dagegen ist Heines durchgängig frohe Laune auch wieder mehr, als Börnes Bitterkeit, geeignet, das Publikum zu gewinnen, um so mehr, da Heine auch nicht selten durch eine kleine Sentimentalität den großen Blutmuskel, deutsches Herz genannt, zu galvanisiren weiß. Mit einem Wort, Heine ist im guten wie im schlimmen Sinne mehr Dichter als Börne, dieser ist mehr Mann. Daß ich einen Unterschied zwischen Dichtern und Männern mache, wird bei dem gegenwärtigen Zustande unsrer Poesie auch der männlichste Dichter billig finden, denn unsre Dichter sind jezt meistens Weiber, Greise, Buben, Zwitter, Neutra, kurz eher alles als Männer.

Wenn mir nicht die Würde des Mannes, als der einzige feste Grund und Angelpunkt in der Welt, schlechterdings über jede andre Rücksicht gienge, so würde sich mein kritisches Gewissen empören, einem Geist, wie Heine, aus dem allzu willkührlichen, nicht immer von dem Gefühl männlicher Würde eingeschränkten Gebrauch seiner Zauberkräfte einen Vorwurf zu machen. In der That ist das Moralisiren eine elende Kunst gegenüber einem freigebornen Sonnenkinde, einem durch sich selbst leuchtenden, aus sich selbst schöpfenden, nur in sich selbst Regel und Gesetz erkennenden Originalgeist. Und dennoch muß uns die unmännliche Eitelkeit und Kleinlichkeit in unsrer Literatur, die in unnützen Privatlegitimitäten, Privathierarchien, Privatrevolutionen, Privatkreuzzügen das Interesse für den großen Kampf der Menschheit abstumpft, so verhaßt seyn, daß wir uns wahrlich nicht darüber freuen können, sehn wir einen höher begabten Geist zu jenem literarischen Sumpf sich herablassen, und wenn auch nur wie eine Möve drüberhinschweifend, seine Oberfläche berühren. In diesem Sinne

war Heines Polemik gegen Platen eine unwürdige. Wenn Platen roh genug war, dem süßredenden Dichter des Buchs der Lieder knoblauchduftige Küsse vorzuwerfen, so hätte Heine nur mit neuen Honigversen, mit einem Schwarm süß im Blüthenduft seiner zarten Empfindungen schwelgender hymettischer Bienen antworten müssen, nicht mit einem Ausbruch der antikritischen Cholera.

Die vorliegenden Nachträge zu den Reisebildern sind von dem Schmutz des dritten Theiles rein. Der Spott, einem lächelnden, schönen und doch boshaften Amor gleich, fliegt darin, wie ihn die Flügel tragen mögen, von Land zu Land, überall seine goldnen Pfeile sendend in die Herzen solcher, die ihm spröde thun, und wegfliegend, bevor die Zürnenden mit täppischem Steinwurf ihm nachgestolpert. Dann pflückt er spielend junge Rosen ab, und wirft den noch unvollendeten Kranz der ersten besten Schönheit ins Gesicht, und man weiß nicht, ob er mehr Amor oder Satyr ist.

In den spielend hingeworfnen Bildern, in einem nur oberflächlich scheinenden Scherz ist oft ein tiefes Urtheil enthalten. Der Dichter braucht nicht erst die Anatomie zu Hülfe zu rufen, er erkennt das Wesen schon an der Physiognomie. Seite 9: „Wenn Hegel die Grundsätze seiner Philosophie aufstellt, so glaubt man jene hübschen Figuren zu sehen, die ein geschickter Schulmeister, durch eine künstliche Zusammenstellung von allerlei Zahlen, zu bilden weiß, dergestalt, daß ein gewöhnlicher Beschauer nur das Oberflächliche, nur das Häuschen oder Schiffchen oder absolute Soldätchen sieht, das aus jenen Zahlen formirt ist, während ein denkender Schulknabe in der Figur selbst vielmehr die Auflösung eines tiefen Rechenexempels erkennen kann. Die Darstellungen Schellings gleichen mehr jenen indischen Thierbildern, die aus allerlei anderen Thieren, Schlangen, Vögeln, Elephanten und dergleichen lebendigen Ingredienzen, durch abentheuerliche Verschlingungen, zusammengesezt sind. Diese Darstellungsart ist viel anmuthiger, heiterer, pulsirend wärmer, alles darin lebt, statt daß die abstrakt Hegelschen Chiffern uns so grau, so kalt und todt anstarren.

Gut, gut, erwiederte der alte Eydechserich, ich merke schon was Sie meinen; aber sagen Sie mir, haben diese Philosophen viele Zuhörer?

Ich schilderte ihm nun, wie in der gelehrten Caravanserai zu Berlin die Kameele sich sammeln um den Brunnen Hegelscher Weisheit, davor niederknien, sich die kostbaren Schläuche aufladen lassen, und damit weiter ziehen durch die Märksche Sandwüste. Ich schilderte ihm ferner, wie die neuen Athener um den Springquell des Schellingschen Geistestranks sich drängen, als wär es das beste Bier, Breihahn des Lebens, Gesöffe der Unsterblichkeit." — Wir fügen noch folgende geistvolle Stelle hinzu, Seite 118: „Die kühlen und klugen Philosophen! Wie mitleidig lächeln sie herab auf die Selbstquälereien und Wahnsinnigkeiten eines armen Don Quixote, und in all ihrer Schulweisheit merken sie nicht, daß jene Donquixoterie dennoch das Preisenswertheste des Lebens, ja das Leben selbst ist, und daß diese Donquixoterie die ganze Welt, mit allem was darauf philosophirt, musizirt, ackert und gähnt, zu kühnerem Schwunge beflügelt! Denn die große Volksmasse, mitsammt den Philosophen, ist, ohne es zu wissen, nichts anders als ein kolossaler Sancho Pansa, der, troz all seiner nüchternen Prügelscheu und hausbacknen Verständigkeit, dem wahnsinnigen Ritter in allen seinen gefährlichen Abentheuern folgt, gelockt von der versprochenen Belohnung, an die er glaubt, weil er sie wünscht, mehr aber noch getrieben von der mystischen Gewalt, die der Enthusiasmus immer ausübt auf den großen Haufen — wie wir es in allen politischen und religiösen Revolutionen, und vielleicht täglich im kleinsten Ereignisse sehen können."

Nach der Weise aller Humoristen spricht Heine gern von sich selbst, und wer in der Welt, selbst der Sünder Rousseau nicht ausgenommen, spräche nicht schön von sich selbst? Gern hören wir Heine zu, wenn er sagt, Seite 17: „Ich gehöre zu den Leuten, die immer gern einen kürzeren Weg nehmen, als die Landstraße bietet, und denen es alsdann wohl begegnet, daß sie sich auf engen Holz- und Felsenpfaden verirren. Das geschah auch hier, und ich habe, zu meiner Reise nach Lukka, gewiß doppelt so viel Zeit gebraucht als gewöhnliche Landstraßmenschen. Ein Sperling, den ich um den Weg frug, zwitscherte und zwitscherte, und konnte mir doch keinen rechten Bescheid geben. Vielleicht auch wußte er ihn selbst nicht. Den Schmetterlingen und Libellen, die auf großen Glockenblumen saßen, konnte ich kein Wort abgewinnen; sie waren schon davon geflattert, ehe sie noch meine Fragen vernommen, und die Blumen schüttelten ihre tonlosen Glockenhäupter. Manchmal weckten mich die wilden Myrten, die, mit feinen Stimmchen, aus der Ferne kicherten. Hastig erklomm ich dann die höchsten Felsenspitzen, und rief: Ihr Wolken des Himmels! Segler der Lüfte! sagt mir, wo geht der Weg nach Franscheska? Ist sie in Lukka? Sagt mir was thut sie? was tanzt sie? Sagt mir alles, und wenn ihr mir alles gesagt habt, so sagt es mir nochmals!" Kann Liebenswürdigkeit sich anders ausdrücken? Nein, hier oder nirgends küßt Amor die Grazien. Aber warum zeigt uns der Dichter schon im nächsten Augenblick darauf das fatale Gesicht eines in seiner Eitelkeit verlezten Autors? Wie passen die nachfolgenden Worte übel verhehlter Empfindlichkeit zu dem göttlich frohen Liebesgeschwätz, was ihnen vorhergeht?

„Bei solcher Ueberfülle von Thorheit konnte es wohl geschehen, daß ein ernster Adler, den mein Ruf aus seinen einsamen Träumen aufgestört, mich mit geringschätzendem Unmuthe ansah. Aber ich verzieh's ihm gerne; denn er hatte niemals Franscheska gesehen, und daher konnte er noch immer so erhabenmüthig auf seinem festen Felsen sitzen, und so seelenfrei zum Himmel emporstarren, oder so impertinent ruhig auf mich herabglotzen. So ein Adler hat einen unerträglich stolzen Blick, und sieht einen an, als wollte er sagen: Was bist du für ein Vogel? Weißt du wohl, daß ich noch immer ein König bin, eben so gut wie in jenen Heldenzeiten, als ich Jupiters Blitze trug und Napoleons Fahnen schmückte? Bist du etwa ein gelehrter Papagoy, der die alten Lieder auswendig gelernt hat und pedantisch nachplappert? Oder eine vermüffte Turteltaube, die schön fühlt und miserabel gurrt? Oder eine Almanachsnachtigall? Oder ein abgestandener Gänserich, dessen Vorfahren das Capitol gerettet? Oder gar ein serviler Haushahn, dem man, aus Ironie, das Emblem des kühnen Fliegens, nämlich mein Miniaturbild, um den Hals gehängt hat, und der sich deßhalb so mächtig spreizt, als wäre er nun selbst ein Adler?"

Wozu das alles? Wie mag ein glücklicher Dichter im Augenblick süßen Entzückens an die Prosa des literarischen Verkehrs, an die Kritiker, an das Publikum, an die Anerkennung denken? Fragt der wahrhaft Glückliche je, ob er auch dafür gehalten wird?

Unter den Gegenständen, an welchen Heine vorzüglich gern seinen Witz übt, stehn die Priester, die Kirche, die Dogmen oben an. Sein Witz ist immer siegreich, wenn er Mißbräuche trifft; doch hat man Heine auch mit Recht vorgeworfen, daß er das Heilige selbst, das über allen Spott erhaben ist, auf frivole Weise angreife. Folgende Urtheile dürften sich bewähren Seite 22 ff.: „Die Pfaffen in Italien haben sich schon längst mit der öffentlichen Meinung abgefunden, das Volk dort ist längst daran gewöhnt, die geistliche Würde von der unwürdigen Person zu unterscheiden, jene zu ehren, wenn auch diese verächtlich ist. Eben der Kontrast, den die idealen Pflichten und Ansprüche des geistlichen Standes und die unabweislichen Bedürfnisse der sinnlichen Natur bilden müssen, jener uralte, ewige Konflikt zwischen dem Geiste und der Materie, macht die italienischen Pfaffen zu stehenden Charakteren des Volkshumors, in Satyren, Liedern und Novellen. Aehnliche Erscheinungen zeigen sich uns überall, wo ein ähnlicher Priesterstand vorhanden ist, z. B. in Hindostan. In den Komödien dieses urfrommen Landes, wie wir schon in der Sakontala bemerkt und in der neulich übersetzten Vasantasena bestätigt finden, spielt immer ein Bramine die komische Rolle, so zu sagen den Priestergrazioso, ohne daß dadurch die Ehrfurcht, die man seinen Opferverrichtungen und seiner privilegirten Heiligkeit schuldig ist, im mindesten beeinträchtigt wird, — eben so wenig wie ein Italiener mit minderer Andacht bei einem Priester Messe hört oder beichtet, den er noch Tags zuvor betrunken im Straßenkothe gefunden hat. In Deutschland ist das anders, der katholische Priester will da nicht blos seine Würde durch sein Amt, sondern auch sein Amt durch seine Person repräsentiren; und weil er es vielleicht Anfangs mit seinem Berufe wirklich ganz ernsthaft gemeint hat, und er nachher, wenn seine Keuschheits- und Demuthsgelübde etwas mit dem alten Adam kollidiren, sie dennoch nicht öffentlich verletzen will, besonders auch weil er unserem Freunde Krug in Leipzig keine Blöße geben will, so sucht er wenigstens den Schein eines heiligen Wandels zu bewahren. Daher Scheinheiligkeit, Heuchelei und gleißelndes Frömmeln bei deutschen Pfaffen; bei den italienischen hingegen viel mehr Durchsichtigkeit der Maske, und eine gewisse feiste Ironie und behagliche Weltverdauung.

Doch was helfen solche allgemeine Reflexionen! Sie können dir wenig nutzen, lieber Leser, wenn du etwa Lust hättest gegen das katholische Pfaffenthum zu schreiben. Zu diesem Zwecke muß man, wie gesagt, mit eignen Augen die Gesichter sehen, die dazu gehören. Wahrlich, es ist nicht einmal hinreichend, wenn man sie im königlichen Opernhause zu Berlin gesehen hat. Der vorige Generalintendant that zwar immer das Seinige, um den Krönungszug in der Jungfrau von Orleans so täuschend treu als möglich darzustellen, seinen Landsleuten die Idee einer Prozeßion zu veranschaulichen und ihnen Pfaffen von allen Couleuren vor Augen zu bringen. Doch das getreueste Kostüme kann nicht die Originalgesichter ersetzen, und vertrödelte man sogar noch extra 100,000 Thaler für goldne Bischofsmützen, festonnirte Chorhemden, buntgestickte Meßgewänder, und ähnlichen Kram — so würden doch die protestantisch vernünftigen Nasen, die unter jenen Bischofsmützen hervorprotestiren, die dünnen denkgläubigen Beine, die aus den weißen Spitzen dieser Chorhemden herausgucken, die aufgeklärten Bäuche, denen jene Meßgewänder viel zu weit, Alles würde uns an Einen daran erinnern, daß keine katholische Geistliche, sondern Berliner Weltliche über die Bühne wandeln." — „Der katholische Pfaffe treibt es mehr wie ein Kommis, der in einer großen Handlung angestellt ist; die Kirche, das große Haus, dessen Chef der Pabst ist, gibt ihm bestimmte Beschäftigung, und dafür ein bestimmtes Salair; er arbeitet lässig, wie jeder, der nicht für eigne Rechnung arbeitet und viele Kollegen hat, und im großen Geschäftstreiben leicht unbemerkt bleibt — nur der Kredit des

Hauses liegt ihm am Herzen, und noch mehr dessen Erhaltung, da er bei einem etwaigen Bankerotte seinen Lebensunterhalt verlöre. Der protestantische Pfaffe hingegen ist überall selbst Principal, und er treibt die Religionsgeschäfte für eigene Rechnung. Er treibt keinen Großhandel wie sein katholischer Gewerbsgenosse, sondern nur einen Kleinhandel; und da er demselben allein vorstehen muß, darf er nicht lässig seyn, er muß seine Glaubensartikel den Leuten anrühmen, die Artikel seiner Konkurrenten herabsetzen, und als ächter Kleinhändler steht er in seiner Ausschnittbude, voll von Gewerbsneid gegen alle großen Häuser, absonderlich gegen das große Haus in Rom, das viele tausend Buchhalter und Packknechte besoldet und seine Faktoreyen hat in allen vier Welttheilen." — „Ein katholischer Pfaffe wandelt einher als wenn ihm der Himmel gehöre; ein protestantischer Pfaffe hingegen geht herum als wenn er den Himmel gepachtet habe."

Das alles kann ein guter Christ noch billigen. Wie aber, wenn Heine das Christenthum selbst angreift? Seite 42:

„Jener schenkte nunmehr auch der übrigen Götterversammlung,
Rechtshin, lieblichen Nektar dem Mischkrug emsig entschöpfend.
Doch unermeßliches Lachen erscholl den seligen Göttern,
Als sie sahn, wie Hefästos im Saal so gewandt umherging.
Also den ganzen Tag bis spät zur sinkenden Sonne
Schmausten sie; und nicht mangelt ihr Herz des gemeinsamen Mahles,
Nicht des Saitengetöns von der lieblichen Leyer Apollons,
Noch des Gesangs der Musen mit holdantwortender Stimme.

(Vulgata.)

Da plötzlich keuchte heran ein bleicher, bluttriefender Jude, mit einer Dornenkrone auf dem Haupte, und mit einem großen Holzkreuz auf der Schulter; und er warf das Kreuz auf den hohen Göttertisch, daß die goldnen Pokale zitterten, und die Götter verstummten und erblichen, und immer bleicher wurden, bis sie endlich ganz in Nebel zerrannen.

Nun gabs eine traurige Zeit, und die Welt wurde grau und dunkel. Es gab keine glücklichen Götter mehr, der Olymp wurde ein Lazareth wo geschundene, gebratene und gespießte Götter langweilig umherschlichen, und ihre Wunden verbanden und triste Lieder sangen. Die Religion gewährte keine Freude mehr, sondern Trost; es war eine trübselige, blutrünstige Delinquentenreligion.

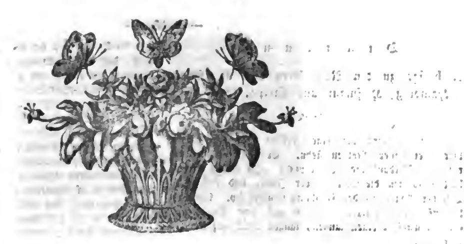
War sie vielleicht nöthig für die erkrankte und zertretene Menschheit? Wer seinen Gott leiden sieht, trägt leichter die eignen Schmerzen. Die vorigen heiteren Götter, die selbst keine Schmerzen fühlten, wußten auch nicht wie armen gequälten Menschen zu Muthe ist, und ein armer gequälter Mensch könnte auch, in seiner Noth, kein rechtes Herz zu ihnen fassen. Es waren Festtagsgötter, um die man lustig herum tanzte, und denen man nur danken konnte. Sie wurden deßhalb auch nie so ganz von ganzem Herzen geliebt. Um so ganz von ganzem Herzen geliebt zu werden — muß man leidend seyn. Das Mitleid ist die lezte Weihe der Liebe, vielleicht die Liebe selbst. Von allen Göttern, die jemals geliebt haben, ist daher Christus derjenige Gott, der am meisten geliebt worden. Besonders von den Frauen — —"

Und wenn Heine von der Madonna spricht. Seite 45: „Die Ampel, die davor hängt, beleuchtet grauenhaft süß die schöne Schmerzenmutter einer gekreuzigten Liebe, die Venus dolorosa; doch kuppierisch geheimnißvolle Lichter fallen zuweilen, wie verstohlen, auf die schönen Formen der verschleierten Beterin. Diese liegt zwar regungslos auf den steinernen Altarstufen, doch in der wechselnden Beleuchtung bewegt sich ihr Schatten, läuft manchmal zu mir heran, zieht sich wieder hastig zurück, wie ein stummer Mohr, der ängstliche Liebesbote in einem Harem — und ich verstehe ihn. Er verkündet mir die Gegenwart seiner Herrin, der Sultanin meines Herzens."

Was soll man dazu sagen? Einige sind der Meinung, daß Heine, wenn er wirklich ein Jude ist, ein angebornes Recht habe, alles Christliche zu hassen, und daß man alsdann nur die dem unflätigen Toledod Jeschu abgeborgte cynische Ausdrucksweise seines Hasses tadeln dürfe. Ich schließe mich gern dieser mildesten Auslegung an, und will, abgesehn von jeder religiösen Beziehung, an Heine nur die ästhetische Frage stellen, ob der faunische Blick eines Wüstlings, herumfaselnd auf der körperlichen Hülle der höchsten *Seelenschönheit* eine bessere Rolle spielt, als die Maus im Klavier? Ich sage nicht, es ist gottlos, einen erhabnen Gegenstand der Religion zu entweihen; ich sage nur, es ist geschmacklos, die Kirche mit dem Bordell zu verwechseln.

Einige spätere Stellen dieser Nachträge beweisen, daß Heine mit dem tiefen nicht nur poetischen, sondern auch religiösen Sinn des talmudistischen Mythenkreises vertraut ist. Möchte er nun ein noch so verstockter Jude seyn, so ist er doch zu sehr Dichter, daß er nicht auch den tiefen Sinn unsrer christlichen Mythe erkannt haben sollte. Wir wollen also zu seiner eignen Ehre hoffen, daß er endlich einsehn wird, wie sehr ihn seine Satyrangriffe auf die Madonna lächerlich machen.

(Der Beschluß folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 80. — 5. August 1831.

Vermischte Schriften.

Matthias Claudius Werke. Vier Bände. Vierte Auflage, Hamburg, Perthes.

Der berühmte Wandsbecker Bote macht, wenn man ihn heute lieset, einen seltsamen, mehr rührenden als gefälligen Eindruck. Nicht als ob seine Schönheiten nicht noch immer schön, sein derber Hausverstand nicht noch immer verständig wäre, aber die Form, die Sprache gehören einer Zeit an, die längst gewesen ist. Es kommt uns vor, als sähen wir einen Urgroßvater in der hochgethürmten Schlafmütze vom Lehnstuhl aufspringen und einen Bräutigamstanz hüpfen. Der Spaß ist herzlich gemeint, aber etwas schwerfällig. Wenn angeborne Gutmüthigkeit und durch drückende Lebensverhältnisse eingeschulte Zahmheit und Furchtsamkeit der Satire des Dichters nicht zu viele Fesseln angelegt hätten, so wäre dieselbe gewiß bei seinen trefflichen Anlagen zu etwas Ausgezeichnetem gediehen. Aber Claudius gehörte nicht zu den glücklicheren Dichtern, die wie Lessing, Wieland, Herder, Thümmel, Rabner, Lichtenberg, theils durch eine bessere Stellung im bürgerlichen Leben, theils durch eigne Genialität oder wenigstens gute Laune sich über die gemeine Noth einer kleinen und abhängigen Existenz erhoben; er gehört vielmehr zu denen, die wie Voß, Bürger, Moritz, Stilling, Schubart, Seume, ihr Lebenlang das Gefühl der Enge und des Drucks nicht loswerden konnten, an denen bei aller Sehnsucht nach Freiheit und bei allem Trotz gegen das Schicksal doch das Kainszeichen der Banausität und spießbürgerlichen Unbehülflichkeit auf der Stirn haften blieb. Es ist nothwendig, daß man den Wandsbecker Boten, Salzmanns menschliches Elend, den Anton Reiser von Moritz, Stillings Leben, Bürgers, Schubarts, Pfeffels und Seumes Gedichte, den Sebaldus Nothanker, Sophiens Reisen und die Romane von Müller von Itzehoe liest, um es begreiflich und entschuldbar zu finden, daß Goethe damals sein Heil in der freiern und bequemern Sphäre des adeligen Standes suchte, dessen Vorurtheile er im Wilhelm Meister wohl nur darum so glänzend beschönigte, weil er zu gut Gelegenheit gehabt hatte, seine Vortheile im Gegensatz gegen die gedrückte Existenz des damaligen Bürgers zu erkennen.

Dichtkunst.

Nachträge zu den Reisebildern von H. Heine. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1831.

(Beschluß.)

Zur Rechtfertigung seines bessern Geschmacks mögen hier zwei seiner Mythen stehn. Er schildert eine gerichtliche Verhandlung, Seite 206: „In diesem Augenblick erschienen die Männer der Jury, und erklärten: Daß der Angeklagte der Fälschung schuldig sey. Als man hierauf den schwarzen William aus dem Saale fortführte, warf er einen langen, langen Blick auf Edward Thomson.

Nach einer Sage des Morgenlandes war Satan einst ein Engel, und lebte im Himmel mit den andern Engeln, bis er diese zum Abfall verleiten wollte, und deßhalb von der Gottheit hinuntergestoßen wurde in die ewige Nacht der Hölle. Während er aber vom Himmel hinabsank, schaute er immer noch in die Höhe, immer nach dem Engel, der ihn angeklagt hatte; je tiefer er sank, desto entsetzlicher und immer entsetzlicher wurde sein Blick — Und es muß ein schlimmer Blick gewesen seyn; denn jener Engel, den er traf, wurde bleich, niemals trat wieder Röthe in seine Wangen, und er heißt seitdem der Engel des Todes.

Bleich wie der Engel des Todes wurde Edward Thomson."

Ferner Seite 208: „In Bedlam habe ich vorigen Sommer einen Philosophen kennen gelernt, der mir, mit heimlichen Augen und flüsternder Stimme, viele wichtige Aufschlüsse über den Ursprung des Uebels gegeben hat. Wie mancher andere seiner Kollegen meinte auch er, daß man hierbei etwas Historisches annehmen müsse. Was mich betrifft, ich neigte mich ebenfalls zu einer solchen Annahme, und erklärte das Grundübel der Welt aus dem Umstand: daß der liebe Gott zu wenig Geld erschaffen habe.

„Du hast gut reden," antwortete der Philosoph, „der liebe Gott war sehr knapp bei Cassa, als er die Welt erschuf. Er mußte das Geld dazu vom Teufel borgen, und ihm die ganze Schöpfung als Hypothek verschreiben. Da ihm nun der liebe Gott von Gott und Rechtswegen die Welt noch schuldig ist, so darf er ihm auch aus Delikatesse nicht verwehren, sich darin herum zu treiben und Verwirrung und Unheil zu stiften. Der Teufel aber ist seinerseits wieder sehr stark dabei interessirt, daß die Welt nicht ganz zu Grunde und folglich seine Hypothek verloren gehe; er hütet sich daher es allzu toll zu machen, und der liebe Gott, der auch nicht dumm ist, und wohl weiß, daß er im Eigennutz des Teufels seine geheime Garantie hat, geht oft so weit, daß er ihm die ganze Herrschaft der Welt anvertraut, d. h. dem Teufel den Auftrag gibt, ein Ministerium zu bilden. Dann geschieht, was sich von selbst versteht, Samiel erhält das Kommando der höllischen Heerschaaren, Beelzebub wird Kanzler, Vitzliputzli wird Staatssekretär, die alte Großmutter bekommt die Kolonien u. s. w. Diese Verbündeten wirthschaften dann in ihrer Weise, und indem sie, trotz des bösen Willens ihrer Herzen, aus Eigennutz gezwungen sind, das Heil der Welt zu befördern, entschädigen sie sich für diesen Zwang dadurch, daß sie zu den guten Zwecken immer die niederträchtigsten Mittel anwenden."

Den glänzendsten und zugleich richtigsten und treffendsten Witz entfaltet Heine, wenn er von der Tagesgeschichte redet, z. B. Seite 172: „Es ist auffallend, wie die Franzosen täglich nachdenklicher, tiefer und ernster werden, in eben dem Maaße, wie die Engländer dahin streben, sich ein leichtes, oberflächliches und heiteres Wesen anzueignen; wie im Leben selbst, so auch in der Literatur. Die Londoner Pressen sind vollauf beschäftigt mit fashionabien Schriften, mit Romanen, die sich in der glänzenden Sphäre des High Life bewegen; oder dasselbige abspiegeln, wie z. B. Almalks, Vivian Grey, Tremaine, the Guards, Flirtation, welcher letztere Roman die beste Bezeichnung wäre für die ganze Gattung, für jene Koketterie mit ausländischen Manieren und Redensarten, jene plumpe Feinheit, schwerfällige Leichtigkeit, saure Süßelei, gezierte Rohheit, kurz für das ganze unerquickliche Treiben jener hölzernen Schmetterlinge, die in den Sälen West-Londons herumflattern. — Dagegen welche Literatur bietet uns jezt die französische Presse, jene ächte Repräsentantin des Geistes und Willens der Franzosen!"

Seite 276: „Je wichtiger ein Gegenstand ist, desto lustiger muß man ihn behandeln; das blutige Gemetzel der Schlachten, das schaurige Sichelwetzen des Todes wäre nicht zu ertragen, erklänge nicht dabei die betäubende türkische Musik mit ihren freudigen Pauken und Trompeten. Das wissen die Engländer, und daher bietet ihr Parlament auch ein heiteres Schauspiel der unbefangensten Witzes und der witzigsten Unbefangenheit, bei den ernsthaftesten Debatten, wo das Leben von Tausenden und das Heil ganzer Länder auf dem Spiel steht, kommt doch keiner von ihnen auf den Einfall ein deutsch steifes Landständegesicht zu schneiden, oder französisch pathetisch zu deklamiren, und wie ihr Leib, so gebährdet sich alsdann auch ihr Geist ganz zwanglos, Scherz, Selbstpersiflage, Sarkasmen, Gemüth

und Weisheit, Malice und Güte, Logik und Verse sprudeln hervor im blühendsten Farbenspiel, so daß die Annalen des Parlaments uns noch nach Jahren die geistreichste Unterhaltung gewähren. Wie sehr kontrastiren dagegen die öden, ausgestopften, löschpapiernen Reden unserer süddeutschen Kammern, deren Langweiligkeit auch der geduldigste Zeitungsleser nicht zu überwinden vermag, ja deren Duft schon einen lebendigen Leser verscheuchen kann, so daß wir glauben müssen, jene Langweiligkeit sey geheime Absicht, um das große Publikum von der Lektüre jener Verhandlungen abzuschrecken, und sie dadurch troz ihrer Oeffentlichkeit, dennoch im Grunde ganz geheim zu halten." Uebrigens weiß Jeder, daß unsre Kammern, seitdem Heine jene Worte niedergeschrieben, bei weitem nicht mehr so langweilig sind.

Ein Meisterstück geschichtlicher und zugleich poetischer Charakteristik ist der Aufsatz: Wellington. Wir heben nur wenige Stellen aus, Seite 286: „Der Mann hat das Unglück überall Glück zu haben, wo die größten Männer der Welt Unglück hatten, und das empört uns und macht ihn verhaßt. Wir sehen in ihm nur den Sieg der Dummheit über das Genie — Arthur Wellington triumphirt, wo Napoleon Bonaparte untergeht! Nie ward ein Mann ironischer von Fortuna begünstigt, und es ist als ob sie seine öde Winzigkeit zur Schau geben wollte, indem sie ihn auf das Schild des Sieges emporhebt. Fortuna ist ein Weib, und nach Weiberart grollt sie vielleicht heimlich dem Manne, der ihren ehemaligen Liebling stürzte, obgleich dessen Sturz ihr eigner Wille war. Jezt, bei der Emancipation der Katholiken, läßt sie ihn wieder siegen, und zwar in einem Kampfe, worin Georg Canning zu Grunde ging. Man würde ihn vielleicht geliebt haben, wenn der elende Londonderry sein Vorgänger im Ministerium gewesen wäre; jezt aber war er der Nachfolger des edlen Canning — und er siegt wo Canning zu Grunde ging. Ohne solches Unglück des Glücks würde Wellington vielleicht für einen großen Mann passiren." — „Es ist ein wunderbares Phänomen, daß der menschliche Geist, sich beide zu gleicher Zeit denken kann. Es gibt keine größere Kontraste als diese beiden, schon in ihrer äußeren Erscheinung. Wellington, das dumme Gespenst, mit einer aschgrauen Seele in einem steifleinenen Körper, ein hölzernes Lächeln in dem frierenden Gesichte — daneben denke man sich das Bild Napoleons, jeder Zoll ein Gott!" Diese Charakteristik eines Mannes ist zugleich die des ganzen Zeitalters, dessen Abgott er gewesen. Alles war falsch, unächt, die Regierung, der Sieg, der Frieden. Nichts wahres in der ganzen Zeit seit Napoleons Sturz als die Lüge!

Eine Zeit, so voll giftigen aber üppig unter dem Stich der Friedenssonne aufgeschoßnen Unkrauts, ist überreif für die polnische Sense der Satire, und mit Recht wird hier Heine dem wackern Börne an die Seite gestellt, da gleiche Gesinnung und gleich treffender Witz ihn auszeichnen. Doch ganz kann auch hier die Heinische Eigenthümlichkeit sich nicht verläugnen, denn wenn er uns durch ein wirklich kräftiges Wort erfreut hat, so kommt er fast immer noch hintendrein und rühmt sich deshalb und indem er sich selbst nicht genug verwundern zu können scheint, daß er wirklich so keck gewesen und der Censur und Polizei gegenüber so erstaunlich viel gewagt, nimmt er so sehr die Miene des eiteln Poltrons an, daß er dadurch die Wirkung seiner frühern Rede wieder aufhebt, wie wenn ein wirklich guter Schauspieler nach einer vorzüglich glänzenden Stelle plözlich aus der Rolle fallend dem Publikum zurufen wollte: „Nun nicht wahr, ich bin ein ganzer Kerl, einen zweiten gibt's gar nicht!" Und beim Licht besehn, wenn wirklich Deutschland, wie Heine sagt, von feigen Schriftstellern wimmelt, so ist es nur eine Erbärmlichkeit mehr, daß der einzige Tapfre, wofür Heine sich gehalten wissen will, ein solcher Renommist ist.

Indem wir nun dem mächtigen Talent Heines vollkommen Gerechtigkeit widerfahren lassen, ihn auf dem Ehrenplatz unter den gegenwärtigen Koryphäen unsrer Literatur anerkennen und gegen die vielfach gegen ihn erhobenen Verunglimpfungen zu schirmen bereit sind, stellen wir nur im Namen des guten Geschmacks an ihn die Forderung, die Gränzen des humoristischen Muthwillens in Acht zu nehmen, und durch Ueberschreitung derselben nicht Blößen des Charakters zu zeigen, die kein Talent je zudeckt.

Militärische Schriften.

(Beschluß.)

4) Analytischer Abriß der vorzüglichsten Kombinationen des Krieges und ihre Beziehungen auf die Politik der Staaten. Von Baron von Jomini. Aus dem Französischen nach der zweiten Auflage. Mit Anmerkungen und Zusätzen vom A. Wagner, Königl. Preuß. Obristlieutenant. Mit 2 Tafeln in Steindruck. Berlin, Schlesinger, 1831.

Eine bekanntlich schon 1803 erschienene und in der Geschichte der Kriegswissenschaft unsterblich gewordene Schrift, die jedoch auch in dieser zweiten Auflage noch nicht den Vorwurf von sich ablehnen kann, in die schöne

und einfache Bülowsche Lehre von der Basis und Operationslinie durch einen ganz andern Gebrauch des Wortes Operationslinie Verwirrung gebracht zu haben. Näher auf dieses lehrreiche, aber nicht genug systematische, daher überall bewunderte und zugleich angefeindete Buch einzugehn, ist hier nicht der Ort. —

5) Ueber die Veränderungen in der Kriegskunst seit 1700 bis 1815; Folgerungen hinaus auf das Festungssystem. Nach dem Marquis von Chambray. Aus dem Französischen. Berlin, Schlesinger, 1830.

6) Geschichte der großen Befestigungskunst. Eine Skizze von Louis Blesson. Mit einer Kupfertafel. Berlin, Schlesinger, 1830.

Beides in historischer Hinsicht sehr interessante Schriften. Wenn indeß Herr von Chambray die großen Fortschritte der neuern Kriegskunst und das kühne Uebersteigen ehemals unübersteiglich scheinender Schwierigkeiten, mit so viel Recht bewundert, so kommt es uns doch etwas seltsam vor, daß er in Bezug auf die Befestigung großer Städte noch immer an den alten Vorurtheilen hängt. Er ist noch immer der Meinung, eine große Stadt, z. B. Paris dürfe nicht befestigt werden. Dieser Grundsatz mußte allerdings so lange gelten, als es nur stehende Heere und noch keine Volksbewaffnung, nur Ministerialkriege und noch keine Volkskriege, nur Brandtweinbegeisterung und noch keine Volksbegeisterung gab. Seitdem aber Volk und Heer wieder eins geworden, ist jede Stadt auch wieder eine natürliche Festung, und die Hauptstadt wird, je größer sie ist, um so sicherer ein Saragossa seyn können. Wie, wenn Paris 1814 befestigt und die Bevölkerung entschlossen gewesen wäre, sich zu wehren? Wie, wenn Warschau gegenwärtig nicht befestigt wäre? Mich dünkt, Warschau beweist unwidersprechlich, daß eine befestigte Hauptstadt das Kriterium eines glücklichen Defensionskriegs ist.

In der Schrift von Blesson ist ein sehr beherzigenswerther Grundsatz aufgestellt, ganz in Uebereinstimmung mit dem Geist der neuern, auf Volksbewaffnung basirten Kriegsführung. Er sagt nämlich: nicht in der Schutz- sondern in der Trutzwaffe liegt der beste Schutz, nicht in passiven Mauern und Wällen, Bergen und Flüssen, sondern in rastloser Activität der Vertheidigungsarmee. Uebrigens ist es schon ein alter Satz: wenn der Feldherr strategisch im Nachtheil, d. h. auf die Vertheidigung und Deckung beschränkt ist, so muß er taktisch die Oberhand gewinnen, d. h. in jedem einzelnen Gefecht und coup de main der angreifende und überlegene Theil seyn.

7) Volksthümlicher Soldaten-Katechismus für Preußen. Verfasser: Theodor Brand. Breslau, Brehmer und Minuth, 1830.

Dergleichen ist wahrlich nicht mehr an der Zeit, so gut es auch der Verfasser gemeint hat. Das Werk besteht aus lauter Knittelversen, von denen wir einige zum Besten geben:

Wie in Preußen, nein, so können
Fremde Soldaten sich frei nicht nennen.

* * *

Sieh, der König stellt in Person,
Eigentlich vor Land, Volk und Thron.

* * *

Wo am Ruder ein Einziger sitzt,
Wird das Land am besten beschützt.

* * *

Gehorche gern den Offizieren
Der König will, sie sollen dich führen.

* * *

Wenn vor der Front der Hauptmann steht,
So merk dirs, der König hat ihn erhöht.

* * *

Auf Befehl nur des Königs fechte,
Brauch nicht die Waffen für eigne Rechte.

* * *

Laß dich die Hitze nicht verführen
In Reih und Glied zu raisonniren.

* * *

Leipzigs Völkerschlacht gewann
Freiheit jedem deutschen Mann.

Das Wort Freiheit ist wohl nie in so komischer Verbindung vorgekommen. So ein Buch bleibt immer ein merkwürdiges Dokument von dem politischen Galimathias in Köpfen, welche die königl. preußische privilegirte Freiheitsmütze von 1813 getragen.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 81. — 8. August 1831.

Aesthetik.

Wer sollte glauben, daß in unsrer tiefbewegten Zeit noch so viele Werke der friedlichsten Muse edirt werden? Eine Menge Lehr- und Hülfsbücher der Aesthetik liegen vor uns, alle aus der jüngsten Zeit, gleich als lebten wir im goldnen Alter der Friedenskünste, im ungestörten Genuß des Schönen. Aber schon der Umstand, daß so viel über das Schöne und so wenig Schönes selbst geschrieben wird, zeigt deutlich an, daß wir uns jenseits jenes goldnen Alters befinden. Man schafft, man empfindet nicht mehr, man denkt nur noch nach über das, was ehemals geschaffen und empfunden worden ist. Reflexion und Kritik sind an der Stelle der produktiven Phantasie und des begeisterten Kunstgenusses getreten. Viele Nachahmungen und viele theoretische Lehrbücher zeugen von dem Verfall der Kunst.

Wir könnten hoffen, daß unter diesen Umständen wenigstens für die Wissenschaft gewonnen würde, was der Kunst abgeht; allein es verhält sich mit der Aufgabe der Aesthetik nicht viel besser als mit der Quadratur des Zirkels. Zwischen Theorie und Praxis, Regel und Beispiel, Gesetz und Freiheit bleibt immer ein unendlicher Bruch übrig, und vielleicht ist eben dieser Bruch mehr werth als das Ganze. Vielleicht wäre das Schöne nicht mehr schön, wenn irgend ein Denker das Geheimniß enträthselte. Die Aesthetiker sind Klassiker, die alles Schöne fest bestimmen und begreifen möchten, aber alles Schöne, selbst das klassische, ist ein romantisches Wunder, ein Geheimniß, das uns ewig lockt und sich doch niemals greifen läßt.

Fünf Wege führen in das Zauberland, und die Aesthetiker wandeln bald auf einem allein, bald auf mehreren zugleich. Wo sie ausgehn, wissen sie, aber das Ziel hat noch keiner gefunden. Der eine geht philosophisch von der absoluten Idee des Schönen aus, und sucht deren Verwirklichung in der schönen Natur und Kunst, aber die Idee ist immer zu eng, Natur und Kunst sind immer zu weit. Der andre geht psychologisch von den menschlichen Seelenvermögen aus, sofern dieselben das Schöne theils in der Phantasie erzeugen, theils im Gefühl empfangen, aber die Hand erklärt nicht ihr Werk, und das Auge nicht das Bild, das Ohr nicht die Musik, und das Verwundern nicht das Wunder. Der dritte geht historisch zu Werke und belehrt uns über den nothwendigen Zusammenhang aller Kunst mit den verschiednen Kulturstufen, Religionen, Nationalitäten, Klimaten rc.; aber die ewige Jugend der schönen Natur spottet der

Antiquitäten. Der vierte fängt die Sache technisch an, und lehrt den Meißel führen und Pinsel, die Akkorde greifen und Reime verschlingen; aber der Stein ist nicht der Gott, die Farbe nicht die Madonna, der Kontrapunkt nicht Mozarts Meisterstück. Der fünfte endlich verfährt kritisch und hält sich dabei an gegebne Kunstwerke, an diesen setzt er die Schönheiten auseinander und tadelt das Verfehlte; aber die Kunst ist lang und die Kritik ist kurz, und wir mögen ausrufen: Gott sey Dank, es läßt sich nicht alles kritisiren!

Trotz dieser Unzulänglichkeit aller ästhetischen Bemühungen aber sind die Bemühungen selbst doch nicht zu verachten. Sie machen den Acker fruchtbarer, wenn sie auch den Schatz nicht graben. Der Geist, der mit dem Schönen sich beschäftigt, ist immer wohl beschäftigt, und wie wenig er positiv das Wesen des Schönen ergründen mag, immer wird er negativ gegen unästhetische Gleichgültigkeit und Rohheit, gegen antiästhetischen falschen Geschmack und gegen hyperästhetische Kunstvorurtheile kämpfen und den Tempel zu Sais wenigstens reinigen können, mag auch das Bild der Göttin ewig verschleiert bleiben. Mehr kann der Mensch überhaupt nicht, als den Göttern eine reinliche heilige Stätte bereiten, die Götter aber kann er nicht machen, sie müssen selbst kommen.

1) System der Aesthetik als Wissenschaft von der Idee der Schönheit. In drei Büchern von Christian Hermann Weiße, Professor an der Universität zu Leipzig. Zwei Theile. Leipzig, Hartmann, 1830.

Von dem sogenannten philosophischen Standpunkt aus muß sich über dieses Buch sehr viel Rühmendes sagen lassen, allein grade dieser Standpunkt ist es, gegen den ich mich in Opposition befinde. Das Buch hat Methode, ist wohl durchdacht, mit ungemeinem Fleiß und mit Liebe behandelt, und abgesehn von der Form auch dem Inhalt nach reich an feinen und neuen Unterscheidungen, allein sein Standpunkt ist nicht der richtige. Zwar ist es derselbe Standpunkt, von dem bisher die meisten Aesthetiker ausgegangen sind, allein er ist dennoch unrichtig. Sind wir denn wirklich durch zu vieles Philosophiren endlich so geistig vernagelt worden, daß wir die allereinfachste Wahrheit nicht mehr einsehn? Nämlich die Wahrheit, daß die Philosophie eine Närrin ist, wenn sie die absolute Idee einer Blume eher zu haben meint, als die wirkliche Blume, oder die absolute Idee des Komischen eher, als den Aristophanes und Cervantes? Wenn es unwidersprechlich wahr ist, daß alle ästhetischen Systeme blos von der Erfahrung abstrahirt sind, und daß es z. B. nie einem Philosophen einfallen würde, von absoluten Ideen der Baukunst zc. zu reden, wenn nie gebaut worden wäre, wie mag dann noch ein Philosoph den Leuten einbilden wollen, er habe durch freies Denken, aus der absoluten Idee heraus konstruirend, und unabhängig von aller Erfahrung das Wesen des Schönen, seine Theile, Arten und Gesetze erkannt? Was hat die ganze neuere Philosophie anders gethan, als längst bekannten alten, aus der Erfahrung geschöpften Unterscheidungen des Erhabenen, Reizenden zc. zc. den neuen und vornehmer klingenden Titel von absoluten Ideen zu geben? Ist die Sache dadurch anders geworden? Nicht im mindesten. Das Erhabne bleibt, was es ist, mag man es, wie der feinsinnige Burke, blos als eine Eigenschaft gegebener Dinge, oder, wie die neuen Philosophen thun, als eine Emanation der absoluten Schönheitsidee betrachten. Ist es aber erlaubt, Thatsachen der Erfahrung sogleich zu absoluten Ideen zu erheben? Ist es nicht höchst mißlich, in dem ästhetischen Gebiet, wo alles Besonderheit, Endlichkeit, Begrenztheit und Relativität ist, die Allgemeinheit, Ewigkeit, Unendlichkeit und den Absolutismus der philosophischen Ideen einzuführen? Ist es möglich? Entzieht sich nicht die Eigenthümlichkeit jedes einzelnen schönen Gegenstandes (und gerade in seiner Eigenthümlichkeit besteht seine Schönheit) jeder allgemeinen Formel?

Es macht dem Verfasser Ehre, daß er an Einwürfe dieser Art wenigstens gedacht hat. Er sagt in der Vorrede: „Nicht eine Geschiedenheit der Wissenschaft von dem lebendigen Daseyn, welche den, der sich der erstern ergibt, dem letztern entfremde, kann gemeint seyn, wenn die Unabhängigkeit der philosophischen Wissenschaft über die Schönheit und Kunst behauptet wird. Nur das Recht nimmt sie in Anspruch, auf freie, nicht auf knechtische Weise zu verfahren. Ihre Arbeit besteht, gleich der eines freien Menschen, wesentlich darin, sich selbst auszubilden und zu vollenden; — so wenig sie nun dies ohne stete Unterstützung von außen (durch Anschauung und Erfahrung) auszuführen vermag, so wird sie doch durch sich selbst, durch das, was sie ist, der Kunst und dem Leben ihren Dank abstatten." Ein richtiges Gefühl leitete den Verfasser, die Ansprüche der Erfahrung anzuerkennen, allein von seinem philosophischen Zunftinteresse verführt, ordnet er diese Ansprüche den vermeintlichen Ansprüchen der Philosophie durch ein Sophisma unter. Es ist nicht wahr, daß die philosophische Aesthetik das, was sie ist, durch sich selbst ist, und nur nebenbei durch Anschauung und Erfahrung sich unterstützen läßt. Es ist nicht wahr, daß sie aus eignen Mitteln der Kunst und Erfahrung ein Gegengeschenk verleiht. Vielmehr ist sie alles, was sie ist, nur durch Abstraktion

von der Erfahrung und sie hat der Kunst und Erfahrung lediglich nichts zurückzugeben, was sie nicht von derselben empfangen hätte. Welche feine Unterscheidungen auch der Philosoph machen mag, in welcher systematischen Ordnung er sie auch konstruiren mag, er kann keine einzige aus sich selbst schöpfen, alle sind nur geschöpft aus der Erfahrung, und er kann lediglich nichts davon und nichts dazu thun, außer etwa die Thatsachen der Erfahrung verwirren und verdunkeln, indem er sie aus einem falschen Gesichtspunkt zusammenordnet und das Einfachste durch eine kauderwelsche Kunstsprache unverständlich macht. Was ist nicht schon von den Schellingianern und Hegelianern, ungerechnet die andern, über das absolute Wesen des Antiken zusammengefaselt worden, ohne daß irgend Einer etwas Prägnanteres darüber gesagt hätte, als Winkelmann, der glücklich genug war, von dem Subjektivitäts- und Objektivitäts-, Real-, Ideal- und Identitätskram noch nichts zu wissen.

Ich kenne alle philosophischen Systeme der Aesthetik, und weiß, wie viele treffliche, praktisch für den Künstler wie für den Liebhaber brauchbare Bemerkungen in vielen derselben namentlich aus Schellings Schule enthalten sind; allein ich habe troz meiner ausgebreiteten Lektüre nie gefunden, daß solche Bemerkungen Wurzel gefaßt hätten. Herrliches schlummert in Büchern, die schon in der nächsten Messe vergessen waren. Dies ist aber nicht anders möglich, weil die philosophische Schulform, in der diese ästhetischen Lehrbücher abgefaßt sind, sie für jeden Andern ungenießbar macht, außer für die Scholastiker selbst. Es wäre der Mühe werth, aus solchen Werken das praktisch Brauchbare auszuziehn und von allem philosophischen Formelwust zu entkleiden. Manche gelegentliche Bemerkung würde dann wichtiger erscheinen und mehr Glück machen, als das ganze System.

Herr Professor Weiße geht von dem Satz aus: „Die Idee der Schönheit ist die unter der Gestalt der Ewigkeit und Nothwendigkeit erkannte Form alles wahrhaft Seyenden.“ Dieser Satz ließe sich bestreiten, denn gewisse kleine Schönheiten lassen sich nur dann mit dem Prädikat der Ewigkeit und Nothwendigkeit bezeichnen, wenn man am Ende alles als ewig und nothwendig annimmt, und auf der andern Seite gibt es ganz zuverlässig wahrhaft seyende Dinge, deren Form ewig und nothwendig unschön seyn muß, wenn anders das Böse in der Welt ein wahrhaftes Seyn hat, welches zu läugnen absurd wäre. Doch diese Streitfrage hängt eben so sehr von weit höhern metaphysischen Fragen ab, daß es eine unnütze Mühe ist, sie auf dem ästhetischen Gebiet entscheiden zu wollen. Wenn der Aesthetiker rein praktisch in Natur und Kunst auf das nicht oder nicht genug erkannte Schöne aufmerksam machte und andrerseits den falschen Geschmack und die falsche Kunst durch richtige Kritik bekämpfte, so würde er weit mehr leisten, als er mit all jenen scholastischen Spitzfindigkeiten vermag, die ganz sicher dem Schicksal der alten theologischen Scholastik entgegenreifen, nämlich dem traurigen Loose der Vergessenheit.

Weit entfernt, daß durch die Konsequenz eines philosophischen Systems die Kritik gewönne, wird sie dadurch vielmehr nothwendig einseitig, denn bei der Erklärung einer systematischen Regel wird von dem Beispiel immer gerade nur so viel herbeigezogen, als zur Bestätigung der Regel dient, und dadurch wird das Beispiel zerrissen. So hebt Weiße unter der Rubrik des Komischen die komische Seite des Don Quixote hervor (Theil I. Seite 232), übersieht aber dabei dessen tragische Seite, und wenn dies allerdings in Bezug auf die vorliegende Aesthetik systematisch genannt werden darf, so ist es doch unkritisch und gibt dem Leser oder Schüler, der etwa Don Quixote noch nicht kennt, nur ein halbes und falsches Bild von ihm. Es ist wahr, daß Don Quixote deshalb komisch erscheint, weil es mit seinen Thaten allemal ein so erbärmliches Ende nimmt, aber wenn die Demüthigung des eingebildeten Heldenstolzes lächerlich ist, so ist doch das zarte Ehrgefühl des Ritters, das er sich unter allen Gemeinheiten bewahrt, wahrhaft tragisch, und um so tragischer beim Wahnsinnigen. Ich will damit nur sagen, daß die Kritik gewinnt, wenn sie ein gegebnes Kunstwerk in seiner Ganzheit auffaßt und aus sich selbst beurtheilt, daß sie dagegen verliert, wenn sie für eine absolut hingestellte Regel aus dem Gebiet der Erfahrung einzelne Fragmente von Beispielen sucht.

Unbedingt muß dem Verfasser eine warme Liebe zum Schönen, ein feiner Sinn für dasselbe und daher auch eine richtige Beurtheilung der meisten angeführten Beispiele zugestanden werden, allein er würde diese schönen Gaben des Genius und des Fleißes fruchtbarer angewandt haben, wenn er sie nicht dem Zwange der Methode, der philosophischen Konsequenz unterworfen hätte. Welche Anerkennung würden nicht z. B. seine vielen zeitgemäßen Bemerkungen über Musik finden, wenn er sie nicht in einer Sprache mitgetheilt hätte, vor der wohl jedem musikalischen Ohr graut, denn wer wird gern fortlesen, wenn er angefangen hat: „Wie die unmittelbare Erscheinung des zeitlichen oder des Fürsichseyns aller konkreten Dinge überhaupt der Klang ist, so ist insbesondre die unmittelbare Erscheinung des absoluten Geistes, der in dem Begriffe des modernen Ideales zum einfachen Fürsichseyn, d. h. zum Selbstbewußtseyn

der Schönheit geworden ist, das Reich der Töne ꝛc.“ Unsinniges Geschwätz, werden alle Praktischen rufen. Sancta simplicitas, wird der Philosoph antworten, lerne mich erst verstehn, ehe du urtheilst. Das ist der alte Zank. Das Publikum will und wird sich nie zu der philosophischen Schulsprache gewöhnen, und die Scholastiker wollen vor der Hand auch noch nicht nachgeben. Was soll am Ende daraus werden? Ich habe es schon oft in diesen Blättern gesagt, und werde es immer wieder sagen, die Philosophen werden so lange isolirt stehn, bis sie sich endlich bequemen, populär zu schreiben; die Schulsprache ist keine Nothwendigkeit, ist nur ein Nothbehelf der Faulheit und Ungeschicklichkeit, denn jedes Ding, was überhaupt gedacht werden kann, läßt sich auch gemeinverständlich ausdrücken, wenn man sich die Mühe geben will; die Philosophen werden daher einmal ihr Unrecht einsehn, oder wenn sie es nicht einsehn, wird der gewaltige Geist der Zeit mit seiner klaren Sprache alle ihre Wolkennebel verjagen, und sie werden nicht mehr gehört werden, die sich dem Ohr des Volks nicht mit ihrer Rede fügen wollen.

2) Aesthetik als Wissenschaft. Von J. Ch. A. Grohmann, Professor der Philosophie in Hamburg. Leipzig, Dyck, 1830.

In diesem Werke tritt ein alter Kantianer den neuen ästhetischen Schellingianern und Hegelianern entgegen, indem er anstatt von der absoluten Schönheitsidee von den Seelenvermögen ausgeht, durch welche wir das Schöne erkennen, gestalten und genießen. Es ist bekannt, daß die neue Schule seit Schelling immer vom Absoluten oder von Gott niedersteigt in das Besondre und in die Welt, während die Kantianer immer zuerst die Mittel prüfen, durch welche wir zur Wahrnehmung alles Aeußern gelangen. In Bezug auf die Aesthetik ist aber das Kantische Verfahren nicht minder umständlich und führt nicht minder vom Ziel ab, wie das Verfahren jener Absolutisten. Denn was hilft uns die lange Prüfung der Seelenkräfte, Empfindung, Gefühl, Phantasie ꝛc., da der eigentliche schöne Gegenstand, das Kunstwerk, doch immer etwas anders bleibt, als die Wirkung, die er in uns hervorbringt. Kritik des Gegenstandes, seiner Eigenschaften, Proportionen, Motive ꝛc. ist offenbar dem Zweck der Aesthetik angemessner, als die bloße Kritik seiner Einwirkungen auf unsre Seele. Was für die Psychologie vom höchsten Interesse ist, ist es darum nicht für die Aesthetik.

Der Verfasser leitet den Gegenstand von seiner Wirkung, das Schöne vom Gefühl ab. Er sagt: „Das Schöne ist das zum unendlichen Bewußtseyn gesteigerte Gefühl; die in das Gefühl eingegangene übersinnliche Welt; das Ideelle des Vernunftbewußtseyns in dem Gefühl, oder, was dasselbe ist, die unendliche, übersinnliche Vernunftfreiheit geläuterter, vergeistigter Gefühlszustände. Die Vernunftfreiheit als Gefühl.“ Wir können nun zwar unbedenklich die innigste Uebereinstimmung des schönen Gegenstandes mit dem Gefühl zugeben, theils aktiv, sofern das Gefühl durch die Phantasie das Schöne erzeugt, theils passiv, indem das äußre Schöne von uns gefühlt wird, und wir dürfen nicht läugnen, daß das Geheimniß der Schönheit an das Geheimniß des Gefühls in Liebe, Sehnsucht und Schöpfungsdrang geknüpft ist; immer aber schwebt dieses Geheimniß zwischen dem ewigen unvereinbaren Gegensatz des Aeußern und Innern, des Sinnlichen und Geistigen, und nie läßt sich, trotz ihrer steten Beziehung auf einander, Eins aus dem Andern erklären, die sinnliche Erscheinung, die bestimmte Form nie aus dem Gefühl, so wenig als aus dem Begriff.

Da der Verfasser einmal das Gefühl zur Richtschnur nahm, so darf es uns nicht wundern, daß er auch sämmtliche schöne Gegenstände nur in der Weise eintheilt, wie sie auf unser Gefühl wirken. Den höchsten Rang nimmt bei ihm das Erhabene ein, weil sich in ihm die volle Vernunftfreiheit im Gefühl darstellt, weil hier das Gefühl seine höchste Befriedigung findet. Dann folgt das Schöne im engern Sinn, worin der Verfasser die Erhebung sinnlicher Gegenstände aus ihrer Beschränkung zum Ausdruck der höhern Freiheit sieht. Dem schließt sich ferner das Romantische an, welches den Kontrast des Sinnlichen mit dem Uebersinnlichen darstellen soll, und endlich die Erhebung zum Uebersinnlichen durch den Gegensatz des Sinnlichen, das Lächerliche. Man sieht sogleich, daß Herr Grohmann auf diese Weise der Natur und Kunst ihre Naivetät, ihre Unbefangenheit raubt. Es gibt allerdings religiöse und sittliche Schönheiten, deren Genuß immer jene Erhebung begleitet, allein wenn dies die eine ernste Seite der ästhetischen Welt ist, so bietet dieselbe doch noch viele andre Seiten dar, wo Auge, Ohr und Seele in unbefangner, beziehungsloser Heiterkeit sich dem Genuß des Schönen hingeben kann, ohne daß dabei an jene Erhebung gedacht werden darf. Sofern indeß viele Aesthetiker eine unbedingte Unabhängigkeit der Kunst von den sittlichen Forderungen der menschlichen Natur geläugnet haben, ist es heilsam, einmal den strengen Gegensatz zu behaupten.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 82. — 10. August 1831.

Aesthetik.

(Fortsetzung.)

3) Briefe aus Italien über das Geheimnißvolle der Schönheit und die Kunst von J. G. von Quandt. Erste und zweite Abtheilung. Gera, Heinsius, 1830.

Obgleich Herr von Quandt mit eben so liebenswürdiger Bescheidenheit als richtigem Gefühl den Satz vorausschickt, daß das Wesen des Schönen ewig ein Geheimniß bleiben muß, so wird er sich doch nachher selber untreu und die dem Menschen nur allzunatürliche Erklärungssucht reißt auch ihn, gleichsam wider Willen, fort, eine Definition des Schönen zu versuchen. Er erklärt nämlich das Schöne als die sinnliche Offenbarung der Vernunft, in derselben Weise, wie Herr Grohmann. Wenn man aber der Vernunft nicht Gewalt anthun, wenn man sie nicht zu etwas ganz Anderm machen will, als was sie ist, darf man sie nun und nimmermehr mit dem Schönen identificiren. So oft man das Schöne mit dem Guten und Wahren, mit Religion, Sittlichkeit und Vernunft zu vereinbaren getrachtet hat, immer ist der Versuch gescheitert. Vieles ist vernünftig, was man gewiß ohne Zwang und Affektation nicht schön nennen kann, und vieles ist schön, worin nur eine sophistische Spitzfindigkeit auch Vernunft finden kann. Sehr oft, ja ich möchte sagen immer, wird das, was die Vernunft verwirft, doch in der ästhetischen Welt geduldet und mit dem Bürgerrecht beehrt. Wenn das Unvernünftige überhaupt existiren darf, so findet es seine natürliche und passende Existenz eben nur in der phantastischen Welt der Kunst und Poesie, wo gerade das, was sein Makel ist, sein eigenthümlicher Reiz wird. Mit Unrecht versucht Herr von Quandt auch in diese poetische Unvernunft Vernunft zu bringen, indem er sie durch den Begriff der Ironie und des Kontrastes immer an die Richtschnur der Vernunft bannen möchte. Dies heißt wieder der Poesie ihre Unbefangenheit rauben und die Illusion zerstören. Der Scherz wäre nicht Scherz mehr, wenn man seine barocke chemische Mischung auf der Stelle durch den Ernst der Vernunft auflösen müßte. Das Götterfest der guten Laune, die Schwelgerei in lustiger toller Unvernunft wäre Qual und Marter, wenn die Vernunft immer dabei zu Gerichte säße. Und selbst dann, wenn die Poesie durchaus vernünftig ist, muß sie es sich doch nicht merken lassen, daß sie es ist, wir müssen in ihr nur die Poesie, nicht die Vernunft sehn, weil sie sonst eben nur Vernunft, aber nicht auch Poesie wäre.

Was die Kontraste betrifft, so gibt es Schönheiten, die eben nur in der eigenthümlichen Mischung von Ver-

nunft und Unvernunft, Sittlichkeit und Unsittlichkeit, Hoheit und Verbrechen ꝛc. bestehn, aber das Schöne liegt alsdann nicht in der Vernunft oder Sittlichkeit, zu der wir durch den Umweg der Unvernunft und Unsittlichkeit geführt werden, und die wir etwa wie das Gold von der Schlacke abzuschlagen hätten, sondern es liegt in dem Ganzen, und das böse Element dabei hat eben so viel Antheil an der Schönheit, als das gute. Es wäre demnach falsch, bei einem Trauerspiel das Wesen der Schönheit nur in der sittlichen Erhebung zur Tugendidee zu suchen, da hier das Schöne vielmehr im ganzen Umfang des Trauerspiels, der Charaktere, der Handlung, des Schicksals und selbst des todten Schauplatzes liegen muß.

Herr von Quandt sagt: „Die sittliche Idee kann direkt und indirekt sich in dem Kunstwerk zeigen. Direkt verkündet sie sich in dem standhaften Prinzen, indirekt zeigt sie sich im Lear; der Gegensatz treibt uns gewaltig auf die sittliche Idee hin und ist die hohe Ironie der Kunst. Die Ironie erhöht durch den Gegensatz die poetische Wirkung. Selbst die Musik ist dieser Ironie fähig; denn es gibt eine verzweiflungsvolle Lustigkeit und herzzerreißende Allegros. Die bildende Kunst ist die einzige, welcher die Ironie versagt ist, und ich kann mich weder eines Bildes erinnern, noch mir eins denken, welches durch seine Darstellung auf den Gegensatz hinwiese.“ (Theil I. Seite 118.) Diese Worte haben mich überrascht, da sie ein Mann ausspricht, der in den Denkmälern der bildenden Kunst bewandert ist. Wenn ich des Hermaphroditen erwähnen wollte, dieses Kontrastes aller Kontraste, so würde mir Herr von Quandt vielleicht mit dem Einwurf begegnen, daß er nur von Gegensätzen sittlicher Natur gesprochen habe. Alsdann aber muß ich ihn an die berühmte Medusa in der Münchner Glyptothek erinnern. In diesem bezaubernden Gesicht, das die Kontraste der höchsten Schönheit, des kindlichsten Liebreizes, des tiefsten Schmerzes, des versteinernden Todes, des gräßlichsten Hohnes und der lächelnden, lauernden Mordgier eines Vampyrs zugleich in sich vereinigt, in diesem wunderbarsten aller weiblichen Köpfe, welche die Einbildungskraft eines Künstlers je geschaffen, in ihm mag Herr von Quandt die Widerlegung seiner Behauptung lesen.

4) Die ästhetisch gebildete Dame. Oder das für Frauen Wissenswertheste aus dem Gebiete der Aesthetik. Von J. K. Braun Ritter von Braunthal. Wien, Gerold, 1830.

So wenig dieses kleine Buch Anspruch darauf macht, den kolossalen Rahmen eines Systems der Aesthetik auszufüllen, so enthält es doch die beste Definition des Schönen, die je gegeben worden ist, gegeben werden kann, und der Verfasser hat sich dadurch ein Verdienst erworben, was, obgleich er nur für Damen geschrieben, auch die gelehrtesten Männer ehrend anerkennen werden. Er sagt: „Schönheit ist die in endlicher Form angeschaute Befriedigung unsrer unendlichen Sehnsucht nach Seligkeit.“ Ja, dies und nichts anders ist Schönheit, und diese Befriedigung faßt in ihren weiten Mantel alles, was die oben erwähnten Aesthetiker, die das Schöne nur immer in dem Vernünftigen suchen, ausschließen, und alles, was in jeder andern Hinsicht als das Böse und Verdammliche erscheint, das Unglück und das Verbrechen, die Unvernunft und Schande, das Häßliche, der Tod, der Teufel und die Hölle selbst müssen der Seligkeit des Menschen dienen und den Triumphwagen der Schönheit ziehn. Alles, was es auch sonst seyn möchte, kann unter dem ästhetischen Prisma zum Regenbogenthor der Seligkeit sich färben. Nur die Seligkeit ist das Kriterium der Aesthetik. Was mich selig macht, ist schön, und keine Weisheit der Welt könnte mich überzeugen, daß etwas schön wäre, was mich nicht selig machte. „Wollte man gegen meine Definition des Schönen einwenden, daß auch der Mulatte beim Anblicke seiner häßlichen Geliebten jene endliche Befriedigung seiner unendlichen Sehnsucht nach Seligkeit fühle, so — wäre es eine Einwendung, und meine Antwort diese. Ja, der Mulatte wird befriedigt durch den Anblick seiner häßlichen Geliebten; er muß es auch werden, sollte es nicht den Schöpfer seiner Schöpfung reuen, aber er wird es nicht durch, sondern bei dem Anblicke derselben. Nicht die angeschaute Form, sondern die angeschaute Idee der Form, ihre geheime Ahnung, die durch jene plötzlich erregte Gedankenverbindung, die ihn unbewußter Weise an das Schöne hinführt, von dem er sich nicht Rechenschaft ablegen kann, mithin nur das angeschaute unsichtbare Schöne selbst, das in der menschlichen Seele als Ideal lebt, und zuweilen durchblickt durch alle Finsterniß seiner Ideenassociation als Leuchtthurm, — das Alles gibt auch ihm die endlich beseligende Ruhe, die das Schöne in uns hervorbringt; und darum nennt er die Häßliche schön. Wir nennen seine Dame häßlich, weil wir schönere kennen; führet ihm ein schönes Weib vor, und er wird diesem, wenn auch nicht gleich, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich sage, nicht gleich; geht es uns denn anders mit dem Schönen? Wie lange noch werden wir Dieses oder Jenes schön finden? Tritt denn auch uns die Wahrheit so schnellwirkend entgegen? Was braucht es nicht auch bei uns, den Sinn für das wahrhaft Schöne von allen Schlacken der Kindheit- und Jugendeindrücke frei zu machen?“ —

Ich füge hinzu: Eben das ist am Schönen das Schönste, daß es so relativ ist, daß auch das seligste Ge-

müth das Meer der Seligkeit nicht ausschöpft, daß das, was mich nicht selig macht, einen Andern beseligt, daß ich selbst im funfzehnten Jahr genoß, was ich jezt nicht mehr genießen kann, und jezt, was mich damals gleichgültig ließ.

Wie aber gelangen wir nun zu einer Unterscheidung? Auch die Seligkeit hat ihre Kritik, und diese wird mit jener geboren. „Das, gewissermaßen unbewußte, Wählen des Vortrefflichsten (nach Schlegel), wodurch sich das Genie kund gibt, ist der sprechendste, sicherste Bürge einer uns inwohnenden Kraft, das Schöne durch sich selbst zu erkennen und zu erzeugen, es in Werken sowohl als in der Beurtheilung zu verwirklichen. Geniale Menschen schaffen Kunstprodukte ohne Unterweisung; die Erkenntniß des Schönen bildet sich in ihnen auf eine geheimnißvolle Weise, ihnen selbst halb unbewußt, und sie selbst ziehen aus sich Gesetze für ihr späteres Wirken. Diese Gesetze treten bei dem Einen deutlicher bei dem Andern dunkler hervor, und die Sammlung dieser Schönheitsgesetze macht die Wissenschaft des Schönen, die Geschmackslehre aus.“ — Aber nicht nur das einzelne Genie gibt die Gesetze, auch „jedes Zeitalter erzeugte ein neues Kunstprincip; es gieng unmittelbar aus der jedesmaligen Gesammtbildung eines Volkes hervor, und seine Geschichte verschmilzt in der Entwicklungsgeschichte des Menschen selbst. Vielerlei Einwirkungen fanden auf dasselbe statt, und es änderte sich dort, wo sich Klima, Sitten und Religion änderten. — Der Grieche stellte als höchstes Gesetz für die Kunst, als Kunstprincip, auf: Himmlische Ruhe in irdischer Form. — Seine einfach edle Zeit verschwand und des Römers praktischer Sinn diktirte: Wahrheit des Lebens. — Rom schwieg und nach ihm verstummten Jahrhunderte in finsterer Schulweisheit. Da gebar die Zeit den Gnomen Mittelalter, und in gnomenhafter Unform kam die Kunst aus ihrer Nacht der Vergessenheit. Wo man der Antike habhaft werden konnte, bildete man sich an ihr empor; wo man sich selbst überlassen blieb, griff der Geist in neuen, seltsamen Richtungen aus. Der Sinn für das Schöne wuchs; er lichtete die Wälder Deutschlands; Italiens, Spaniens und Frankreichs Südfrüchte dufteten und das romantische Arabien lehrte seine Weisen. Da galt kein Princip; gesetz- und schrankenlos schuf man, einzig nach dem Bedürfnisse des Gefühls, des Gemüths, der Phantasie. — Die neuere Zeit brach herein als eine Morgenröthe eines schöneren Tages. Nun gewann alles mehr und mehr Haltung; man bestrebte sich, zu wissen was man wollte, und sah sich wieder nach einem Principe um, dem die Kunst huldigen dürfe. — In Spanien und Italien ward Religion Norm und Zweck für die Kunst, und nur die üppige, überreiche Natur verhinderte ein Verkümmern in dieser Richtung. Frankreich hielt sich noch immer an die Antike, die es nicht verstand und noch nicht versteht; übrigens reifte dort der Geist im Denken, und Schmuck und Adel in der Sprache zeichnete seine Dichter und Denker, glänzende Darstellung überhaupt seine Kunstwerke aus. Deutschland war im Gähren; unendliche Kräfte äußerten sich, aber roh noch und unschön im Ganzen. Da — erschien Shakespeare. — Die Natur, wie sie ist, war sein Kunstprincip. — Die neueste Zeit neuerte abermals; Schiller stellte auf: Veredelte Natur; Goethe steht zwischen dem Britten und Schiller und spricht: Leben der Erde. — Wo nun — ist Wahrheit? Wie stelle man dar, wie sehe man die Natur und den Menschen an? — Ich weiß es nicht, aber ich glaube, der wäre der höchste Künstler, der mit der Riesenkraft und Sehergabe Shakespeares Schillers Seelenadel und Sprache und Goethes Lebensweisheit verbände, und halte dafür, daß in der Kunst überhaupt nur dann das Höchste möglich sey, wenn sich mit der Wahrheit der physischen Natur der Adel der geistigen zur reinsten Harmonie verbindet.“

Ich halte eine solche Verbindung für unmöglich, denn jedes der beiden Kunstprincipe ist so sehr für sich ein Ganzes, daß sie einander nur im Wege stehn und wechselseitig sich vernichten würden, wenn sie amalgamirt werden könnten. Uebrigens hätte Herr von Braunthal diese schönen geschichtlichen Andeutungen weiter ausführen und namentlich in Beziehung auf die mittelalterliche Kunst die Principe der Ehre, des Ritterthums, und der Galanterie in Betrachtung ziehn sollen. — Die übrigen Erklärungen des Wissenswürdigsten aus dem Gebiet je der einzelnen Künste zeichnen sich sämmtlich durch eine dem Zweck des Buchs vollkommen angemessene Klarheit und Kürze aus, so wie das ganze Buch durch eine lebendige und schöne, immer die Gegenwart liebenswürdiger Damen voraussetzende Sprache.

5) Aesthetik der Lehre vom Schönen und der Kunst in ihrem ganzen Umfange. Von Franz Ficker, Professor der klassischen Literatur und Aesthetik an der Wiener Universität. Wien, Heubner, 1830.

Der Verfasser geht ganz eklektisch und historisch zu Werke, d. h. er macht seinen Schülern bekannt, was bisher alles unter dem weiten Namen der Aesthetik begriffen worden ist, die Kunsttheorien, die Kunstgeschichte. Auf diese Weise orientirt er seine Schüler und bietet ihnen einen reichen Schatz von Erfahrung, und dies ist offenbar unendlich pädagogischer, als wenn sich ein Professor der Aesthetik hinsezt und den jungen Leuten in schnarrender philosophischer Litanei eine neue Theorie des Schönen vorträgt, ehe diese jungen Leute noch irgend

eine Erfahrung oder geschichtliche Kenntniß von der Kunst haben. Ueberhaupt, man fülle nur die Jugend mit Vorstellungen und Erfahrungsbegriffen an, man bereichere ihr Gedächtniß und ihre Phantasie, dann wird das Denken und respektive Systematisiren sehr leicht werden; aber umgekehrt die Erfahrung aus der Idee herauskonstruiren wollen, ist Unsinn und macht die jungen Leute unsinnig.

Das vorliegende Werk ist mit großem Fleiß ausgearbeitet und wirklich sehr reich an Beispielen aus der Kunstwelt, welche die Regeln klar machen, und an geschichtlichen und literarischen Nachweisungen, die den Schüler weiter orientiren sollen. Daß auf einem so ausgedehnten Felde dem Verfasser manches entgangen ist, darf wohl verziehen werden; nur im Gebiete der deutschen Poesie, wo man eine genauere Bekanntschaft voraussetzen muß, hätte der Verfasser vermeiden sollen, das Gedächtniß der Schüler mit gewissen unbedeutenden Dichternamen zu behelligen und dagegen andre zu vergessen, die einer Erwähnung wohl werth gewesen wären. Wenn er die bedeutungslosen Nachahmer Alringer, Willamow, Michaelis, Rost, Löwen, Schübler, Elias Schlegel, Gerstenberg, Niemeyer, Patzke, Küttner, Buschmann ꝛc. anführt, warum nennt er nicht die ächten Originalgenies Ulrich Hegner und Schummel? Warum ist Clemens Brentano nicht erwähnt? Warum nicht der alte Hermes, Verfasser von Sophiens Reisen? Wenn ferner W. Alexis und W. Hauff erwähnt sind, warum nicht auch Leopold Schefer, Tromlitz, Blumenhagen, Clauren und die Weiber? Warum nicht, wenn Car. Pichler, auch Therese Huber, die Schopenhauerin, die von Chezy, Louise Brachmann, Lohmann, Tarnow, Hanke, Amalie von Helwig ꝛc. ꝛc.? Wenn unter den Dramatikern Gehe, Kurländer, warum nicht auch Grabbe, Eichendorff, Michael Beer, Schall, Töpfer, Lebrun, Blum? Ich wollte dem Verf., wenn es darauf ankäme, noch mit einer Menge Namen aufwarten, die ein eben so gutes Recht der Erwähnung haben. Daß er sich beschränkt, ist löblich, aber dann hätte er auch nicht so viele untergeordnete Dichter namhaft machen sollen, die nunmehr seinen Schülern übergeordnet erscheinen müssen, eben weil er sie genannt hat.

Dagegen sind die Abhandlungen über die Baukunst, Plastik, Malerei und über Musik verhältnißmäßig reichhaltiger, als die über Poesie. Der Verfasser hat diese in den ästhetischen Lehrbüchern bisher mehr vernachlässigten Parthien mit mehr Vorliebe behandelt, und wenn seine Schüler alles das sich einprägen, was er ihnen darüber mitgetheilt hat, so haben sie einen guten Grund gelegt. Ueberall in diesen Abhandlungen spricht der Lehrer zur Phantasie seiner Schüler durch Beispiele und praktische Hinweisungen. Von den Gränzen und eigenthümlichen Gesetzen jeder Kunst, von ihren vorzüglichsten Gegenständen, von ihrer Technik, von ihrer Geschichte, ihren Schulen und Manieren erhält der Schüler einen so klaren und vollständigen Begriff, als ihn immer ein so gedrängtes Lehrbuch geben mag, und somit empfehlen wir dieses praktisch sehr brauchbare Buch allen unsern Lesern, denen Gegenstände dieser Art noch nicht vollkommen geläufig seyn sollten.

6) Allgemeine Geschmackslehre für Liebhaber der schönen Künste, so wie für Lehrer in höhern Schulen. In kurzem Abriß dargestellt von C. Fr. Hausmann. Zerbst, Kummer, 1830.

Nachdem der Verfasser in einer langen Einleitung seinen Beruf zum Geschmackslehrer durch Citation aller seiner berühmten Lehrer und Gönner dokumentirt hat, bringt er doch nur eine sehr dürftige Lehre zum Vorschein. Er behauptet, neu zu seyn, und doch sagt er nur: „Schön ist, was durch Form und Darstellung den Sinnen, dem innern Gefühl, und dem Verstande zugleich gefällt.“ Ist das etwas anders, als der alte abgeschmackte Satz: Schön ist, was gefällt? Dann erklärt er das Schöne noch näher durch acht Eigenschaften: „Zweckmäßigkeit und Ordnung — Wahrheit; Uebereinstimmung — Freiheit und Sicherheit — Leben; Bewegung; Ausdruck — Fülle und Reichthum — Ebenmaaß; Gleichgewicht; Haltung — Reinheit und Würde — Anmuth (Grazie).“ Aber wenn man einmal so anfängt, muß man auch fortfahren: Mannichfaltigkeit und Einheit — Einfachheit — Deutlichkeit — richtige Motivirung — Erhebung durch Kontraste — Steigerung — Größe und Erhabenheit — Reiz und Niedlichkeit — das Tragische — das Komische — das Humoristische ꝛc. ꝛc. ꝛc. Das alles gehört eben so gut zum Schönen als die Wahrheit und Reinheit, die Würde und Anmuth.

Hintendrein macht der Verfasser die wichtige Bemerkung, daß man durch Uebung von Jugend auf Sinne, Gedächtniß und Phantasie schärfen müsse, und dann die noch wichtigere, daß die Bekanntschaft mit Kunstwerken und sogar mit Künstlern sehr vieles beitrage, den Geschmack zu bilden. Wie wunderbar, daß wir das noch nicht gewußt haben! Um uns vollends die Sache klar zu machen, citirt der gemüthliche Verfasser eine Stelle von Moritz, worin derselbe sagt, daß der persönliche Umgang mit dem großen Goethe so äußerst interessant für ihn gewesen sey. Es ist gut, daß dieses Buch nur zum Besten des Verfassers geschrieben ist, denn wenn es zum Besten der Griechen oder Polen, der Abgebrannten oder Ueberschwemmten geschrieben wäre, würden uns die armen Leute gedauert haben.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 83. — 12. August 1831.

Aesthetik.

(Beschluß.)

7) Handbuch der Archäologie der Kunst. Von K. O. Müller, Professor in Göttingen. Breslau, Max, 1830.

Wir sprachen erst im vorigen Jahr in diesen Blättern über das ausgezeichnete archäologische Werk von Petersen. In dem vorliegenden Werk von K. O. Müller ist nun für systematische Vollständigkeit noch mehr geleistet. Der Verfasser hat ein noch reicheres und genaueres Inventarium der alten Kunst aufgenommen. Was irgend noch vorhanden ist von Kunstwerken des Alterthums, in Ruinen an Ort und Stelle oder zerstreut in den europäischen Museen, und was bei den Alten von jezt untergegangenen Kunstwerken erwähnt ist; das alles hat der berühmte Verfasser mit seiner bekannten Sachkenntniß und mit dem eisernen Fleiß eines Deutschen zusammengetragen und in eine so klare und übersichtliche Ordnung gebracht, daß in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig bleibt. Werke dieser Art sind, um uns eines Ausdrucks von Napoleon zu bedienen, die Granitmassen, die im Sandmeer der Literatur niedergelegt werden müssen, wenn man ein festes Gebäude gründen will. Die Aesthetik bedarf eines Linné so gewiß, wie die Naturwissenschaft. Ohne Kenntniß und Uebersicht der Thatsachen der Kunst bleibt auch ihre Theorie stets unvollkommen. Und wie will man eine Aesthetik schreiben, da man kaum über die bildende Kunst der Alten ein so gründliches Werk besizt, da die spätere romantische Kunst und Poesie und insbesondre die Musik nur erst durch Schlaglichter aus der Finsterniß gezogen sind!

Nach einer zweckmäßigen, und eben deshalb nur kurzen theoretischen und literarischen Einleitung geht der Verfasser sogleich zur Geschichte der Kunst selbst über; der Gegenstand aber bringt es mit sich, daß er sein Werk in zwei Abschnitte theilt, in einen rein historischen, worin die Unterschiede der alten Völker und die verschiedenen Perioden eines Volkes festgehalten werden, und zweitens in einen systematischen, worin die Kunstwerke nach ihrem Zweck und Gegenstande, nach ihrer Form und Bedeutung zusammengeordnet sind. Dies ist z. B. bei mythologischen Gegenständen der Kunst durchaus nothwendig, weil hier der von einem Volk zum andern übergetragene Kultus Verwandtschaften erzeugt hat, welche durch alle Unterschiede der Völker und Zeiten hindurchgehen.

Der historische Theil beginnt mit den Griechen, als dem Hauptvolk in Bezug auf Kunst. Es werden fünf Perioden der griechischen Kunst angenommen. Die erste umfaßt die Anfänge der Kunst in der Heldenzeit. Bau-

kunst, Geräthe, Waffen treten hier hervor, aber die Plastik schlummert noch im Stein. „Abgesehn von den äußern, in dem Mangel der Technik liegenden Umständen, welche der Entwicklung der bildenden Kunst große Hindernisse in den Weg legten, war es der ganze Charakter der Phantasie, besonders der dem Leben der Götter und Heroen zugekehrten, welcher in jener Zeit bei den Griechen die Ausbildung der Plastik noch zurückhielt. Die Phantasie der Griechen, wie sie in der epischen Poesie hervortritt, ist noch zu sehr mit der Ausmalung des Wunderbaren und Uebergewaltigen beschäftigt, die Vorstellungen von den Göttern haben noch zu wenig sinnliche Bestimmtheit erlangt, als daß die Poesie nicht unendlich besser zu ihrer Darstellung sich geeignet haben sollte als die Plastik."

Erst in der zweiten Periode wird der Sinn für das Plastische ausgebildet, und zwar durch die Bildung der Athleten, durch die Gymnastik. „Durch die Bildung der Athleten wird nun die Kunst zuerst auf ein genaueres Studium der Natur hingelenkt, von dem sie indeß auch sehr bald in den Darstellungen von Göttern und Heroen Vortheil zieht. Lebensvolle Gestalten treten als Weihgeschenke in den Tempeln der Götter an die Stelle der Kessel, Dreifüße u. dgl., welche früher die hauptsächlichsten Anatheme gewesen waren. Doch trägt die Nachbildung der Naturformen, wie in jeder Kunst, die mit Fleiß und Liebe beginnt, einen strengen Charakter, und der Zusammenhang mit den Holzbildern der frühern Zeit hemmt in vielen Stücken das Streben nach Natur und Wahrheit. Dessenungeachtet ist es diese Periode, in welcher die Kunst, wenn man mehr auf das innere Walten des Kunstgeistes als auf die einzelnen Erscheinungen, welche sichtlich hervortreten, sieht, am mächtigsten erscheint und das Größte leistet. Die scharfe Ausprägung idealer Charaktere, dieser Hauptvorzug der griechischen Kunst vor jeder andern, wird hauptsächlich dieser Periode verdankt, und wurde von ihr mit desto größerer Sicherheit erreicht, je mehr der Ausdruck vorübergehender Bewegungen ihr noch entfernt lag. Die Götter und Heroen werden nun eben so bestimmte plastische Gestalten, wie sie vorher poetische Individuen gewesen waren, und die nächste Periode konnte, auch wo sie den Forderungen ihres Geistes gemäß umbildete, doch überall schon entwickelte Formen zu Grunde legen." Das ideale Schöne entfaltet sich nun in der dritten Periode, in welcher die griechische Kunst ihre höchste Vollendung erreicht. Dann nach Alexanders Zuge folgt die vierte Periode, in welcher die genauere Bekanntschaft mit dem Orient wieder die Liebe zum Kolossalen, Prächtigen und Wunderbaren erzeugt, wie auf niederer Stufe schon in der ältesten Periode. In der fünften Periode geht die Kunst zu den Römern über und nimmt hier die praktische und ethisch-politische Richtung des römischen Charakters an, bis sie im Luxus der spätern Kaiserzeit und in der Barbarei der Völkerwanderung untergeht. Der Verfasser gibt uns ein klares Bild von allen diesen Umwandlungen der griechischen Kunst und schließt sodann die Geschichte der ägyptischen, babylonischen, phönizischen, arischen und indischen Kunst an.

Der systematische Theil beginnt mit einer Geographie der alten Kunstdenkmäler, die wir zugleich bildlich gewünscht hätten. Eine archäologische Charte, oder vielmehr ein ganzer archäologischer Atlas wäre ein sehr dankenswerthes Unternehmen. Dann behandelt der Verfasser unter der Rubrik Tektonik zuerst die alte Baukunst, dann die antiken Geräthe, und zwar zuerst nach ihrem Material, sodann nach ihren charakteristischen Grundformen und endlich nach ihren Arten. Auf dieselbe Weise wird im folgenden Abschnitt die bildende Kunst behandelt. Zuerst wird rein technisch von dem Material, von den Stein-, Metall-, Glasarbeiten ꝛc. und von den verschiedenen Arten der Malerei, Mosaik ꝛc. gesprochen, dann von den Formen, von dem charakteristischen Typus der Antike im Allgemeinen und von der Behandlung der Körpertheile, der Gewänder ꝛc.; endlich von den Gegenständen religiöser, heroischer, häuslicher Art. Die religiösen Gegenstände sind, wie bekannt, die häufigsten und wichtigsten, und der Verfasser hat jeden Gott und seinen eigenthümlichen Mythenkreis in der Kunstwelt verfolgt und alle noch vorhandne Bilder und Denkmäler desselben, so wie das, was die Alten davon schriftlich überliefert, zur Uebersicht, Vergleichung und Ergänzung zusammengestellt.

Dieses treffliche Buch würde seinen Zweck noch besser erreichen, wenn es einerseits von archäologischen Charten, wovon wir schon vorhin sprachen, und andrerseits durch einen ansehnlichen Band von Kupfern oder Steindrucken bildlich erläutert wäre. Wir besitzen zahlreiche archäologische Kupferwerke, aber ihnen fehlt gerade die systematische Ordnung und Vollständigkeit, die Müllers Werk so sehr auszeichnet. Nach den Paragraphen dieses Werkes ließe sich, mit besonnener Auswahl, ein für Universitäten und Kunstschulen höchst brauchbares Bilderwerk unternehmen, worin jede Gattung antiker Kunstwerke je nach Nationen, Perioden, Stylen und Manieren, Grundtypen und vollendeten Ausführungen zur Anschauung gebracht würde.

8) Kunstbemerkungen auf einer Reise über Wittenberg und Meißen nach Dresden und Prag. Von A. Hirt. Berlin, Duncker und Humblot, 1830.

Da bekanntlich die in jeder andern Hinsicht so herrlich ausgestattete Dresdner Bildergallerie den Vorzug

einer geschichtlichen Anordnung entbehrt, ja man möchte sogar sagen, auch einer ästhetischen, sofern dort Bilder aus jeder Zeit und von jedem Werth durcheinander hängen, so hat sich der Verfasser den Dank des kunstliebenden Publikums erworben, indem er diese Bilder genau nach Zeiten, Schulen und Gattungen klassificirt und charakterisirend zugleich und kritisirend beschreibt. Daran schließt sich ferner die Beschreibung der zum Theil eben so trefflichen Kunstschätze in Prag, Wittenberg und Meißen. Wie billig überlassen wir die Beurtheilung des rein Artistischen unserm nachbarlichen Kunstblatt, und erwähnen hier nur, daß der Leser in dem angenehm geschriebenen Buche sehr viele allgemeinere Bemerkungen über die Geschichte des Geschmacks, der Künste und Kunstpartheien finden wird.

9) Kunstandeutungen aus ästhetischem Standpunkte, zunächst für angehende Künstler und Kunstfreunde von C. Ph. Bonafont. Berlin, Natorff, 1829.

Lauter Aphorismen. Indeß hat der Verfasser das Gesetz der Aphorismen überschritten. Wer in so kurzen abgerissenen Sätzen redet, darf auch nur sehr neue, originelle, tiefe oder mindestens witzige Dinge darin sagen; denn diese Unform wird nur erträglich, wenn der reiche Inhalt der Gedanken sie vergessen macht. Unser Verfasser hat aber hier Sätze aphoristisch hingestellt, die wir schon in hundert andern Büchern im Zusammenhange gefunden haben, triviale Sätze, die unter Aphorismen ungefähr so unpassend stehn, wie ein Mauerziegel in einem Naturalienkabinet. Sätze wie folgende: „Das Gefühl des Schönen ist das Bewußtseyn der Harmonie der Mannichfaltigkeit und Einheit,“ sind so oft ausgesprochen, daß man sich fast schämen muß, sie zu wiederholen, wenn man nicht ausdrücklich hinzusezt, daß sie eben uralt sind. So alt aber so ein Satz ist, ist er dennoch falsch, denn ich müßte wahrlich verrückt seyn, wenn ich, fühlend die Schönheit meiner Geliebten, in ihrem Anschauen mir keines andern Dinges bewußt wäre, als der Harmonie zwischen Mannichfaltigkeit und Einheit, jener erbärmlichen Harmonie, die mir ein aufgeschnittener Apfel eben so gut gewährt, als das holde Angesicht meiner Geliebten. — Und was soll man vollends mit Sätzen anfangen, die also lauten, wie Seite 83: „Das Hauptprincip der Malerei dürfte demnach seyn, Ideen durch sichtbare Bilder anschaulich darzustellen, durch Bilder, welche durch Farbe, Reiz und Bedeutung erhalten, und malerisch schön ist, was durch Farbenreiz und Farbendarstellung in der Anschauung gefällt.“ Als ob nicht jedes Kind wüßte, daß der Maler Bilder malt, und daß die Bilder Farben haben, Kupferstiche, Lithographien ꝛc. ausgenommen, die auch ohne Farben, wenn man nicht Schwarz und Weiß Farben nennen will, dennoch malerisch schön seyn können. Aber soll die Malerei wirklich nur Ideen darstellen? Diese dummen Ideen, die sich wie die Fliegen überall hinsetzen, wohin sie nicht gehören! Wenn Tenier einen besoffenen Bauer malt und Potter eine unanständige Kuh, was ums Himmelswillen ist denn da für eine Idee drin?

Seite 99 sagt der Verfasser: „Nicht weniger wesentlich ist im theatralischen Vortrag das erforderliche Steigen und Fallen der Töne; welcher Unterschied muß z. B. nicht in der bekannten dreimaligen Wiederholung des in Lessings Emilia Galotti von Marinelli zu sprechenden „eben die!“ herrschen. Nur wenige Schauspieler wissen dieses „Eben die“ mit dem richtig betonten Crescendo zu sprechen.“ Heil unsern Schauspielern, wenn es nur wenige sind! Das Crescendo des Tons, was Herr Bonafont hier verlangt, wäre der größte Mißverstand. Marinelli muß diese Worte decrescendo wiederholen, denn er wiederholt sie nur mechanisch, indem seine Seele sich theils mit dem Aerger über des Prinzen rauhe Worte, theils schon mit dem Geheimniß beschäftigt, was er hinter der auffahrenden Heftigkeit des Prinzen bei der Erwähnung Emiliens vermuthen muß. Der Prinz schreckt ihn an und nichts ist natürlicher, als daß er unwillkührlich und mechanisch das „Eben die“ wiederholt, worin sich eben sein Erstaunen und seine Neugier und zugleich seine Devotion ausspricht. Wenn er den Ton erhöhe, so wäre dies eine wahre Ungezogenheit gegen den Prinzen, es müßte denn seyn, daß er längst um das Geheimniß gewußt hätte und den Prinzen auf die Folter spannen wollte; aber das ist keineswegs der Fall. Marinelli ist überrascht durch das, was er erfährt, und wenn er im ersten Augenblick sich durch den Prinzen beleidigt fühlt, so wird diese Empfindung doch sogleich erstickt in der Neugier und in dem Wunsch, hinter die neue Intrigue zu kommen. - Denken wir uns, Marinelli hält die erste üble Laune fest, so mag er das „Eben die“ monoton, kalt aussprechen, aber nur nicht verstärkt, denn der Höfling kann sich wohl durch seinen Fürsten beleidigt fühlen, aber er darf ihn nicht selbst beleidigen. Denken wir uns aber, was wir hier nothwendig denken müssen, daß er, an dergleichen Beleidigungen ohnehin gewohnt, weniger an diese, als an das neue Abentheuer des Prinzen denkt, in dem er nothwendig eine Rolle spielen muß, wenn er die Gunst des Prinzen festhalten will, denken wir uns ihn sogar erschrocken darüber, daß der Prinz ein Geheimniß hat, von dem er, sein eifersüchtiger Günstling nichts gewußt hat, so kann er auch jene berühmten Worte nicht mehr in einer mürrischen Mono-

tonie, er muß sie decrescendo, mechanisch gesprochen haben. Schon daß er dieselben Worte wiederholt, und sich im Augenblicke nicht auf eine Abwechslung der Rede besinnt, zeigt, daß er nur mechanisch auf die alte Frage antwortet, während er selbst innerlich voll Neugier ist, zu erfahren, was den Prinzen so bewegt. Und wie sollte er das „Eben die“ crescendo aussprechen? Etwa höhnend? Oder den zudringlichen Frager abweisend? In dem crescendo müßte in jedem Fall eine Absicht liegen, und Marinelli hat keine, kann keine haben, denn er ist in diesem Falle der Ueberraschte so gut wie der Prinz, dessen Ueberraschung nur durch ihren leidenschaftlichern Ausdruck die des Höflings verdunkelt.

Auch die Sprache des Verfassers ist oft unklar. Seite 8 heißt es: „Blumen z. B. sind freie Schönheiten; schöne Menschengestalten sind anhängende Schönheiten. Erstere stellen nichts vor, leztere aber sind Gegenstände unter bestimmten Begriffen.“ Man merkt wohl, was der Verfasser sagen will, aber es ist höchst ungeschickt ausgedrückt. Warum sollen denn Blumen Nichts vorstellen? Sie stellen wenigstens sich selber vor. Und was stellt denn eine schöne Menschengestalt, etwa die Venus, vor? Doch wohl nichts mehr, als eben auch sich selbst? Nun ist zwar der Mensch geeigneter, als die Blume, etwas Höheres, Geistiges, eine Idee, oder wie man das Ding nennen will, auszudrücken, aber die Symbolik ist ein so weites Feld, daß darin auch alle mögliche Blumen als Ausdrücke von Ideen Platz haben, wie die Blumensprache der Orientalen beweist.

Unterscheidungen wie die Seite 31: „Die Plastik ist die Kunst der Sinnenwahrheit, die Malerei die des Sinnenscheins“ wollen auch nicht Stich halten, denn die Statue ist nicht weniger Schein des Lebens wie das Bild, und die Leinwand und Farbe des Bildes nicht weniger sinnliche Wahrheit, als der Stein der Statue.

Doch wir wollen diese Einwürfe nicht zu lange fortsetzen. Der Verfasser hat oft geirrt, was jedoch nicht hindert, daß man nicht auch viele richtige, obwohl meist schon bekannte Sätze in seinem Buche finden sollte.

10) Vorlesungen zur Aesthetik, vornehmlich in Bezug auf Goethe und Schiller. Von Dr. W. E. Weber, Professor, Direktor der Gelehrtenschule in Bremen. Hannover, Hahn, 1831.

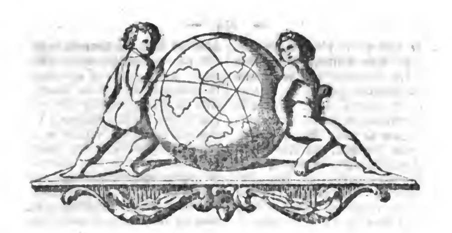
In einer kurzen Einleitung rechtfertigt der Verfasser seine Goethomanie gegen die Gegner Goethes. Er macht sich aber die Sache herrlich bequem, indem er nur von der Opposition der schwachköpfigen Pietisten und von der der überspannten Mittelalterthümler spricht, und dagegen meine Opposition, die nicht geistlich, sondern weltlich, nicht mittelalterthümlich, sondern sehr modern, nämlich die Opposition des Zeitgeists, die Opposition des neunzehnten Jahrhunderts gegen das achtzehnte ist, gänzlich ignorirt. Soll meine Rede, weil die bisherigen Gegenreden nichts verschlagen, etwa durch Stillschweigen glücklicher bekämpft werden? Oder existirt etwa meine Opposition, mein Princip, und meine Parthei nicht, weil ein Professor in Bremen sie am hellen Tage nicht sehn will?

Im Ernst, wenn es dem Verfasser darum zu thun war, seinen Glauben zu vertheidigen, warum hat er sich längst verschollene, alte, schwache Gegner gesucht und nicht die gegenwärtigen und kräftigen, die zu bekämpfen der Mühe werth ist, weil sie seinem Glauben zuverlässig am gefährlichsten sind? Nach welcher Taktik feuert ein General in die unschuldigen Windmühlen und läßt sich unterdeß von den feindlichen Batterien demontiren? Hier steht der Feind, nicht dort!

Doch es kommt auf die kleine Einleitung nicht viel an. Die Hauptsache im Buche sind zwei ausführliche Abhandlungen über Goethes Tasso und über dessen natürliche Tochter, und zwar in beiden über den Konflikt des Ideals und des Lebens, worüber denn recht hübsche, obwohl nicht gerade neue Ansichten mitgetheilt werden. Die angehängten geschichtlichen Nachweisungen über die natürliche Tochter und über die Braut von Korinth sind noch werthvoller. Den Schluß macht ein kurzes Urtheil über Schillers Tell und eine lange freundschaftliche Herzensergießung über Leopold Schefers Novellen.

11) Versuch eines ästhetischen Kommentars zum Konversationslexikon. Von B. J. E. Kulenkamp. Zweite Abtheilung. Kunst. Erfurt und Gotha, Hennings, 1831.

Der Verfasser hat die nicht unnütze Arbeit übernommen, die im Konversationslexikon zerstreuten Artikel über Kunst, die dort nur nach dem Alphabet auf einander folgen, nach ihrem Sachinhalt zu ordnen, und durch allgemeine Uebersichten mit einander zu verknüpfen. Es wäre indeß vielleicht noch mehr der Mühe werth, eine solche Arbeit mit den wissenschaftlichen Artikeln des Konversationslexikons vorzunehmen, die der Systematisirung theils mehr bedürfen, theils fähiger sind, als die ästhetischen.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 84. — 15. August 1831.

Tagespolitik.

Die Ereignisse drängen sich, kaum können ihnen die Flugschriften folgen, und die Kritik muß wieder diesen nacheilen, um nicht ganz post festum zu kommen. Zum Glück haben wir Alle dabei zu thun. Wie viel hübscher ist diese Hast und Eile der Thätigkeit, als die langweilige Ruhe früherer Jahre, wo ich bei jeder Musterung des Meßkatalogs den Refrain wiederholen mußte: „was die politische Literatur betrifft, so ist dafür abermals so viel als gar nichts geleistet worden.“

Im Vergleich mit dem frühern Zeitungsmißwachs, wie üppig schießen jezt die Blätter auf, daß schon ein vollständiger Freiheitsbaum aus dem Boden hervorzuwachsen scheint, dem nur noch — der Stamm selber fehlt. Das alte Münchner Inland, dieses wahre Abbild unsrer inländischen Meinungsänderungen, hat in der deutschen Tribüne, wie man oft an den stachlichten Kaktusblättern sieht, ein noch kräftigeres, grüneres und stachlichteres Blatt getrieben; Siebenpfeiffers Rheinbayern, Spazlers Nürnberger Blätter, Lohbauers Hochwächter, das Straßburger konstitutionelle Deutschland und noch zahllose andre süddeutsche Blätter von mehr lokalem Interesse haben sich als neue Segel an das Schiff der Opposition gesezt, das sonst mit den politischen Annalen, dem Hesperus, der Neckarzeitung und wenigen andern Blättern segelte, und wenn diese leztern sonst gegen den Wind laviren oder nur mit $\frac{3}{4}$ Wind segeln konnten, so hat jezt das Schiff schon halben Wind und die Landstände zanken mit dem alten Aeolus, daß er den Wind noch mehr herumdrehen soll, und unwillig trägt dieser Wind den Lerm der parlamentarischen Schlachten in alle Welt.

Auch die Flugschriften nehmen neben den Zeitungen überhand, ein wunderliches Gemisch fliegender Blätter, von allen Farben, wie sie der Wind von der bunten Wiese deutscher Meinungen wegkehrt, schlaftrunkene Mohnblätter, doch hochroth vor Scham über den langen Schlaf; wilde Cichorienblätter, blau wie die Treue, und doch nur Zeichen eines falschen Specificums; Rittersporublätter, noch blauer vor Aerger, daß die Sporen nicht mitfliegen wollen; rosenfarbne Distelblüthen, wie Pfeile spitz und dünn; Sternblumenblätter, weiß und leer, die nur der Zahl nach gelten, wenn die Regierung, wie Gretchen in Faust, gern wissen möchte, ob ihr Liebhaber, das Volk, sie noch liebt; Butterblumenblätter, gelb und schwer wie Gold, die langsam nachfliegen und zu flehen scheinen; treibt, was ihr wollt, nur laßt das Geld nicht aus dem Lande fliegen rc. rc. Mehrere dieser Blätter haben wir vor Kurzem schon in unser kritisches Kräuterbuch eingetragen. Hier folgen noch mehrere, wie sie uns gerade ins Gesicht geflogen sind.

1) **Philosophie und Politik des Liberalismus.** Ein Beitrag zur wissenschaftlichen Begründung der höchsten Interessen der Menschheit und freimüthigen Würdigung der neuesten Zeitereignisse, von Dr. **Joseph Gambihler.** Nürnberg, Campe, 1831. — Man ist liberal lediglich um der Nützlichkeit willen, so wie man ein guter Koch ist, um gut zu essen. Eine Philosophie der Kochkunst ist nun wohl überflüssig, und eine Philosophie des Liberalismus nicht weniger. Wenn ich einen Hammelsbraten vor mir habe, so ist es mir ganz gleichgültig, ob mir ein Philosoph erst noch beweist: Es ist etwas, es gibt ein Seyn, es gibt ein besonderes Seyn als Thier, ein besonderes Seyn des Thiers als Hammel, ein besonderes Seyn des Hammels als Hammelbraten. Das ist mir, wie gesagt, gleichgültig, ich weiß schon warum ich gern Hammelsbraten esse. Eben so mit dem Liberalismus. Was hilft es mir, daß der Philosoph mir beweist: Es ist etwas, es gibt ein Seyn, es gibt ein besonderes Seyn als organisches, selbstthätiges Seyn, ein besonderes Seyn des Organismus als vernünftiges, humanes, perfektibles Wesen 2c. Wozu alle diese langen Vordersätze? Wenn wir liberal sind, sind wir es für bestimmte praktische Zwecke, die vor uns liegen, und wir haben nicht Zeit, rückwärts zu blicken; wir dürfen uns damit begnügen, dem Philosophen zu sagen: Freund, es versteht sich von selbst, daß wir freie Menschen, daß wir Menschen, und daß wir überhaupt sind. — Es ist indeß einmal eine alte Sitte der Deutschen, über alles zu philosophiren, und selbst die besten Köpfe können es nicht lassen. Hat nicht auch Fichte einen unendlich gründlichen philosophischen Beweis von der Rechtmäßigkeit der französischen Revolution geführt, den kein einziger Franzose gelesen hat, obgleich die Franzosen diese Revolution gemacht haben, und zwar vorher, ehe Fichte den Beweis führte? Dennoch ist Fichtes (anonym erschienene) Schrift eine der trefflichsten, die er je geschrieben hat, und auch Gambihlers Schrift zeichnet ein edler Geist, eine warme, fromme Liebe zur Freiheit aus. Obgleich wir seine philosophische Einleitung für überflüssig erachten, billigen und empfehlen wir doch alles, was er, ins Gebiet der Erfahrung übergehend, über jede Art von Oeffentlichkeit, öffentliche Freiheit und namentlich über die Preßfreiheit sagt.

2) **Deutschlands Vergangenheit und Zukunft,** die Gefahren, welche ihm drohen, und die Mittel, denselben zu begegnen. Ein Wort der Zeit, des Friedens und der Einigung an die Regierungen und an die Nation. Von Dr. **Ernst Münch.** Zweite verbesserte und mit einem zweiten Sendschreiben vermehrte Auflage. Haag, in Kommission der Gebrüder Hartmann, 1831. — Der Verfasser spricht von einer französisch-liberalen Parthei in Deutschland, die, am eignen Vaterland verzweifelnd, sich lieber den Franzosen in die Arme werfen möchte, und von der natürlicherweise das Heil nicht ausgehn könne. Ferner spricht er von einer national-germanisch-liberalen Parthei, und von dieser erwartet er das Heil. Aber wo ist diese Parthei? Der Verfasser sagt Seite 49: „ihr Mittelpunkt und Stützpunkt ist Preußen." Ist das auch wahr? Herrscht wirklich in Preußen Deutschthum und Liberalismus, und nicht vielmehr Preußenthum und Absolutismus? Doch um den Verfasser nicht da lügen zu strafen, wo eine günstigere Auslegung zulässig ist, nehmen wir an, er sehe nur voraus, eine solche national-germanisch-liberale Parthei werde sich dann erst bilden, wenn die deutschen Regierungen und vor allem Preußen den liberalen Forderungen des Zeitgeists durch Reformen im Innern des gesammten deutschen Vaterlandes dauernde Garantien gäben. Auf solche Reformen dringt der Verfasser, und wir loben ihn sehr darum; aber wenn, wie er meint, eine so mächtige national-germanisch-liberale Parthei schon existirt, warum bleiben denn da die Reformen aus? Wir bedauern, daß den Verfasser alle seine Hoffnungen täuschen. „Rasch und vollständig" werden keine Reformen gemacht werden, in keinem Fall „auf friedlichem Wege." Daher wird auch auf diesem Wege die vom Verfasser postulirte Einheit der Deutschen nicht erzielt werden. Obgleich er Seite 56 sagt: „Das deutsche Volk wird fest zusammenhalten," so wird es doch nicht geschehn, wenigstens nicht eher geschehn, als bis alle jezt noch feindlich getheilten Interessen in blutiger Katastrophe einander verschlungen haben. Es gilt jezt nicht, **den Frieden hoffen,** sondern **den Krieg nicht fürchten!**

3) **Osterlied für Europa.** Von **Ernst Ortlepp.** Leipzig, Zirges, 1831. — 4) **Pfingstgedicht für Europa.** Von demselben. Daselbst. — Hier ist in Versen, recht schönen Versen, ungefähr das nämliche gesagt, was Münch sagt.

> Auferstehen! Auferstehen!
> Du auch, **Deutschland,** sollst in Erz
> Ritterlich gewappnet gehen
> Als **Europas** edles Herz!
> Von dem großen Osterfeste
> Nimm das Gute, nimm das Beste!
> Herz ist Muth und Herz Gefühl —
> Werde nie der Franken Spiel!
>
> Auferstehen! Auferstehen!
> Nach der alten Väter Brauch,
> Majestätisch anzusehen,
> Soll ein **deutscher Kaiser** auch!
> Der die Krone trägt im Glanze
> Und zusammenhält das Ganze! —

Der wie Preußens König, Du,
Herz und Blick sich wandte zu!

Wir erinnern uns, daß auch in Pfizers Briefwechsel zweier Deutschen ähnliche Hoffnungen auf Preußen gestellt sind. Wie kann man doch Preußen so sehr verkennen und die von Bajonetten und Kanonenläufen starrende Brustwehr Rußlands für die blumenumkränzten hesperischen Gärten der Freiheit halten?

5) Wo ist man liberal, in Frankreich oder in Preußen? Von C. W. K.... Berlin, Laue, 1831. — Nach dieser Schrift hätte Herr Münch doch Recht, der Hauptsitz und Stützpunkt der liberalen Parthei wäre in Preußen zu suchen. Ach es geht einem ordentlich das Herz auf, wenn man das dumme Zeug liest. Das Volk, meint der Verfasser, schämt sich noch ein bischen, liberal zu seyn, aber es muß, da kann alles nichts helfen, es ist allerhöchster Befehl. Bittet da die Stadt Perleberg, sie möchte keinen Deputirten mehr auf den Landtag schicken, es koste zu viel und nütze doch nichts. O Perleberg, du bist schön angekommen, willst keine Verfassung haben, Perleberg, und Preußen sollte liberal seyn ohne dich? Nein, Perleberg, und wenn alle Sandhügel in Brandenburg sich in Berge von Perlen verwandelten, wir geben den Ruhm nicht auf, daß wir liberaler sind, als die Franzosen. — Doch im Ernst, Autor, Sie haben sich eine unnütze Mühe gegeben. Man verlangt das nicht von Ihnen, glauben Sie mir. Die Jesuiten haben nie bewiesen, daß sie eigentlich Lutheraner seyen, zu welchem Endzweck sollten denn die Preußen beweisen wollen, daß sie eigentlich Liberale seyen? Und vollends noch liberalere Liberale, als die Franzosen? Oder glauben Sie, wenn es je zu einem Kriege käme, Preußen würde Frankreich bekämpfen, weil es ihm nicht liberal genug wäre? Am Ende käme noch Rußland hintendrein und fienge mit Preußen Krieg an, weil dieses wieder ihm nicht liberal genug wäre. Wohin würde das führen, Liebster, Sie sind nicht recht bei Trost. Beantworten Sie mir lieber die Frage, ob Preußen eine Verfassung hat, oder nicht? Sie sagen selbst, Seite 22, eine bedeutende Person habe unlängst geäußert, Preußen habe eine Verfassung. Das sey nun eine Ansicht, die von der andern Seite wieder viele Zweifel zuließe. Beinahe jeder Preuße ist ein Gelehrter, und wie denn die Gelehrten niemals einig werden können, so ist bis auf den heutigen Tag die Frage noch nicht entschieden, ob Preußen eine Verfassung hat, oder nicht. Die einen vermuthen, die andern schütteln den Kopf, diese glauben beinahe schon gefunden zu haben, jene beweisen a priori die Unmöglichkeit. So streitet man denn hin und her — ist sie? ist sie nicht? ist sie nicht? ist sie? Nun glaubt sie einer zu sehn. Da ist sie, dort ist sie, dort, da, hier, nein dort, und wie der Geist im Hamlet ist sie verschwunden, nachdem sie zweimal in stiller Mitternacht am Grabe der Gefallnen von 1813 vorübergegangen.

6) An Könige und Völker. Von Eduard Duller. Stuttgart, Hallberger, 1831. In ausgezeichnet schönen Versen beschwört der Dichter den Geist des Vaterlandes, nur daß er nicht auf Preußen, sondern vielmehr auf Bayern, selbst auf Oesterreich zu hoffen wagt, denn zwei der bedeutendsten Gedichte sind an die Könige von Bayern und Ungarn gerichtet. Unbekümmert um die jezt der deutschen, wie der ganzen europäischen Welt vorliegenden Fragen der Freiheit und des Despotismus, hat er nur Deutschland als solches im Auge, und will das bleibende Nationalinteresse nicht verrathen wissen an ein vorübergehendes Tendenzinteresse. Daher geht er sogar so weit, unsere überrheinischen Brüder, troz ihrer gallischen Freiheit Sklaven zu nennen, sofern sie als Deutsche dem Fremden unterworfen sind. Er läßt den alten Rhein auftreten:

Vom Himmel schoß der Mittag glüh'nde Pfeile,
Schwer lastend lag die Schwüle auf den Saaten;
Es war, als ob ein Samum tödtend weile,
Und alle Furchen lechzten — wie nach Thaten;
Da war's, daß aus den Fluthen
Der alte Rhein empor sah, zorngeröthet,
Besorgend, daß die Gluthen,
Das Mark verdorrend und der Kraft des Guten,
Sein deutsches Land durch flammend Gift getödtet.

Ernst hat sich sein umschilftes Haupt gewendet,
Gen Westen hin, wo untergehn die Sterne,
Zu jenem Westen, der sein Volk geschändet.
Noch sieht er, was vergangen liegt und ferne;
Noch jezt in tiefen Betten
Hört er bei Nacht, wann selbst die Kön'ge schlafen,
Den Klang der alten Ketten,
Ihm ist, als säh er noch für alte Strafen
Sein jugendlich Geschlecht entmannt zu Sklaven.

Und wild im Grimm schaut er zum Nachbarlande,
Denn düstre Ahnung hält sein Herz umfangen;
Tief in den Wogen spiegelt sich die Schande,
Als dunkler Abglanz von leichtfert'gem Prangen,
„Weh euch! ihr meine Söhne!“
So ruft er aus in väterlichen Sorgen, —
„Daß euch kein Irrwahn höhne,
„Wenn ihr, von Schmach der Ohnmacht tief verborgen,
„Dorthin vertrauend fleht um schönre Morgen!“

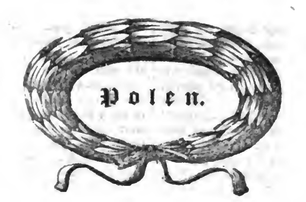
Schöne, aber für den Augenblick vergebliche Worte. Es gehört vielleicht keine zu große Prophetengabe dazu, vorauszuverkündigen, daß einst die Zeit kommen wird, in welcher kein deutschredendes Dorf mehr einem Fremden

unterthan ist, in welcher der wiedererwachte deutsche Nationalstolz alle in ihm schlummernde Schrecken gebären wird. Man kann es überhaupt als einen unumstößlichen Grundsatz feststellen, daß das Interesse der Freiheit und das der Nation nothwendig eins sind. Allein sie sind es immer erst dann, wenn ihnen Genüge geleistet ist. Ist eins dieser Interessen gefährdet, so wird es sich natürlicherweise auch einseitig geltend machen. Dies ist der Charakter aller Bürgerkriege. Wenn ein Theil der Nation nach Freiheit ringt und der andre ihn in Fesseln niederzuhalten sucht, wie sollte da das Nationalinteresse nicht dem Bruderhaß und dem fremden Helfer geopfert werden? So war es von jeder, und namentlich in Deutschland hat aus diesem Grunde der offene oder geheime Bürgerkrieg nie aufgehört, der jezt vielleicht seiner heftigsten und lezten Katastrophe entgegengeht. Darum ist jezt die Berufung aus Vaterland umsonst. Das Wuthgeschrei der Partheien und bald vielleicht der Donner der Kanonen wird die Stimme des greisen Flußgotts übertäuben, und die schönen Worte, die ihm der Dichter in den Mund legt, werden wie Thränen in seinen Fluthen verschwimmen. — Es thut uns leid, dies auch von all den schönen Worten des Vertrauens sagen zu müssen, die Duller in den übrigen Gedichten an die Fürsten und Völker richtet. Glauben, Treue, Vertrauen, Milde, Frieden, Einigkeit sind Worte, deren Erwähnung uns nur noch ein schmerzliches Lächeln abgewinnen kann. Man sollte diese süßen Worte auf die zehntausend europäischen Kanonen schreiben, aus denen Unglauben, Untreue, Mißtrauen, Grausamkeit und die Furie des Hasses bald einen millionenfachen Mord ausspeien, und in dessen Mitte die Todesgöttin Cholera den giftig schmutzigen Thron aufschlagen wird.

7) Der Völkerfrühling und seine Verkünder von Jordanus Brunow. Nürnberg, Hoffmann und Campe, 1831. Der große Jordanus Brunus, der die vindiciae contra tyrannos schrieb, wird sich noch im Grabe umkehren, wenn er hört, daß sein kleiner Namensvetter ein so dummes Buch geschrieben hat. Dieses Vetterchen sagt uns in fast biblischem Style, daß die Dreieinigkeit Börne, Heine und Weitzel in ihrer Offenbarung uns die Freiheit gebracht habe. Also wenn diese drei Wesen nie existirt hätten, so läge das arme Europa noch in Banden? Schade nur, daß vor einigen Jahren eine ähnliche Bibel erschien, worin der Dreieinigkeit, Paulus, Krug und Tzschirner gerade die nämliche Wunderthätigkeit zugeschrieben wurde. Dann gibt es noch alte Christen, die der Meinung sind, daß Schiller, Schubart, Moser, Seume, Jahn, Arndt, Görres, Oken, Fries, Rotteck, Welker, Troxler, und noch gar manche Andre genannt werden müssen, wenn von Freunden der Freiheit in Deutschland die Rede ist, zu geschweigen der vielen hundert alten und neuen Verkündiger des Völkerfrühlings in Frankreich, England, Nordamerika, Italien und Polen. Börne und Heine sind gewiß in sehr guter Gesellschaft, aber sie sind nicht allein da, und die goldnen Pfeile ihres Witzes sind wahrlich zu etwas Nützlicherem bestimmt, als ihn einen Kreis gelegt ihre sarkastischen Stirnen mit einem Heiligenschein zu umgeben.

8) Franz von Spaun's politisches Testament. Ein Beitrag zur Geschichte der Preßfreiheit im Allgemeinen und in besondrer Hinsicht auf Bayern. Mit des Verstorbenen Kustos, Docen, Vorbericht und Bemerkungen herausgegeben von Dr. Eisenmann. Erlangen, Palm und Encke, 1831. Herr von Spaun gehörte, wie (ceteris imparibus) Seume, Jahn, Görres ꝛc. zu den ehrenwerthen Männern, die nie aufgehört haben, sich über das Unrecht zu verwundern, obgleich das Unrecht eine so gemeine Sache ist. Man hat solche Ehrenmänner gegenüber Polizeispionen, Untersuchungskommissären und Censoren gesehn, die sich eines Lächelns über ihre ehrliche Einfalt nicht erwehren konnten. Armer Thor, schienen sie zu denken, du willst mit einem Tropfen Redlichkeit das unendliche Salzmeer der Lüge, Perfidie und Niedertracht versüßen, und dieser Tropfen selbst ist nur eine bitter bitter gesalzne Thräne. Wahrlich, es gibt Augenblicke, wo man geneigt ist, an den abscheulichen Satz der modernen Philosophie zu glauben, daß die Menschen nur dazu gemacht sind, um irgend eine Idee zu repräsentiren, wie man lange Zeit Landstände gemacht hat, um das sogenannte Volk zu repräsentiren, d. h. lächerlich zu machen. Oder was sind solche Martyrer des Rechts in rechtslosen Zeiten anders, als Repräsentanten dieses Rechts, das sie lächerlich macht, um wieder von ihnen lächerlich gemacht zu werden? Pfui, pfui, pfui! Das Recht ist ein schönes Ding, wie der Mensch, aber ehe es geboren wird, oder nachdem es gestorben ist, ist es ein unreinliches garstiges Ding, ein Phötus oder Cadaver! — Dennoch, wie die süße Hoffnung vor der Geburt eines Rechtszustandes, und selbst im Grabe des Rechts noch die Berufung auf das ewige Recht droben unter den Sternen alle Scheußlichkeiten des Unrechts überwiegt, so mag auch bei der Durchlesung dieser vom Sturm geknickten, von Insekten gestochnen, vom Schmerz gewelkten Blätter des armen Spaun sein unermüdeter Eifer für das Recht, sein unerschütterlicher Glaube an das Recht den Leser erfreuen. Ein freies Volk zerstört die Bastille, wirft einen Blick des Ekels und Entsetzens in seine Gräber, und verschüttelt dieselben schnell; aber das Andenken der Martyrer, die in diesen Gräbern lebendig begraben wurden, erfüllt dennoch das menschliche Gemüth mit Stolz. Eine Sache, die keine Martyrer findet, ist des Gelingens nicht werth, aber jede, die Martyrer gefunden, wird immer und muß zulezt gelingen.

(Der Beschluß folgt.)



Polen.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 85. — 19. August 1831.

Tagespolitik.

(Beschluß.)

Ueber die polnische Sache liegen uns wieder mehrere, zum Theil sehr interessante Schriften vor:

9) Geschichte Polens unter Stanislaus August. Eine Darstellung der dreißigjährigen Anstrengungen der polnischen Nation, ihrem Vaterlande aufzuhelfen. Von Joachim Lelewel, ehem. Prof. der Geschichte in Wilna, gegenw. Mitglied der polnischen Nationalregierung. Nach der noch ungedruckten Originalschrift übersezt von A. v. Drake. Braunschweig, Vieweg, 1831. Dieses klassische Werk zeichnet sich nicht nur durch Genauigkeit und Uebersichtlichkeit der Thatsachen, sondern auch vorzüglich durch die antike Ruhe aus, in der es geschrieben ist. Man muß sich den von Patriotismus glühenden Polen, den Helden der äußersten Linken denken, um die Energie des Geistes zu bewundern, mit welcher Lelewel jede Aufwallung des Gemüths beim Niederschreiben dieses Geschichtswerks niederkämpfte, um die Pflicht des unbefangenen, des klassischen Geschichtschreibers zu erfüllen. Wenn aber die Geschichte die Seelen ergreifen soll, so hat Lelewel dies nur um so besser durch seine ruhige Darstellung erreicht, denn die Thatsachen sprechen für sich selbst, und der Geschichtschreiber braucht dem Leser nicht vorzuempfinden, um Schmerz und Zorn in ihm zu erwecken.

10) Resultate des Wiener Kongresses in Bezug auf Polen. Neu-Ruppin und Gransee, Oehmigke, 1831. Eine kleine Schrift von wenigen Bogen, welche unter mehrere später verlezten Artikeln der Wiener Traktaten von 1815 uns hauptsächlich einen ins Gedächtniß ruft, an den man bisher troz seiner Wichtigkeit am wenigsten gedacht hat, nämlich den 28sten Artikel des Wiener Traktats zwischen Preußen und Rußland (übereinstimmend mit dem 29sten des österreichisch-russischen Traktats), wornach ganz Polen, wie es vor der ersten Theilung bestand, nur von einer einzigen Zolllinie umschlossen, und wenn auch nicht ein politisches, doch ein merkantilisches Ganze seyn sollte.

11) Memoiren über Polen unter russischer Herrschaft. Nach zweijährigem Aufenthalt in Warschau von Harro Harring, verabschiedetem Junker vom kais. russischen Leib-Garde-Lancier-Regiment Großfürst Konstantin. Deutschland, Selbstverlag des Verfassers, 1831. — Ich kann, um meine Redaktionsehre zu wahren, meinen geehrten Lesern die Bemerkung nicht verhehlen, daß mir bereits öfters, wenn ich Werke

über Rußland anzeigen wollte, ganze Glieder von Buchstaben unter der Presse desertirt sind. Wenn die Russen im gegenwärtigen Kriege so davongelaufen wären, wie meine Auszüge aus dem Pabelschen und einigen verwandten Werken, so wäre Polen gewiß nicht verloren, was es, wie ich hoffe, auch ohnehin nicht ist. Ich kann nun nicht davor stehn, daß mir nicht wieder einige russische Regimenter desertiren, ich will sie also lieber in ihren Kasernen eingesperrt lassen, wo sie der Leser sicher finden wird, wenn er statt dieser Blätter das angezeigte Buch selber liest. Der Großfürst Konstantin ist auch dabei. Mögen diese Bemerkungen hinreichen, das Buch als ein äußerst interessantes zu bezeichnen.

12) Der Freiheitskampf der Polen gegen die Russen. Erste Abtheilung. Von dem Augenblick, wo Polen sich für unabhängig erklärte, bis zu dem Kampfe am 31. März. Altenburg, Hofbuchdruckerei. Leipzig, in Kommission bei Engelmann, 1831. — Dies ist die Fortsetzung des trefflich geschriebnen und reichhaltigen, in demselben Verlag erschienenen Werks: Polens Schicksale seit 1763, von dem erst vor Kurzem in diesen Blättern eine empfehlende, obgleich ebenfalls etwas defekte, Anzeige stand. Die Fortsetzung ist in demselben Geist und mit demselben genauen Fleiß geschrieben. Man erhält darin eine sehr gute Uebersicht der jüngsten Begebenheiten in Polen.

13) Geschichte des polnischen Volks und seines Feldzugs im Jahre 1831. Nach öffentlichen und Privatmittheilungen von Dr. R. O. Spazier. Erstes Heft. Ansbach, Dollfuß, 1831. — Von dieser Schrift muß das Gleiche gerühmt werden, und sie hat noch den Vorzug, näher auf die Motive der Begebenheiten einzugehn. Insbesondre verdient Beachtung, was darin über die Stellung Litthauens zu Polen gesagt ist. Die Nichttheilnahme der litthauischen Armee an der Revolution in Polen, die so manchem bisher ein Räthsel gewesen ist, wird erklärt, und auf alle jezt vorhandnen Partheien in Polen ein helles Licht geworfen, indem ihre frühern Verhältnisse und Benehmungen unter Konstantin in der langen Friedenszeit näher erörtert werden.

Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß uns noch keine einzige Schrift vorgekommen ist, die den Polen nicht akklamirt hätte, gewisse Artikel in gewissen Zeitungen ausgenommen. Wie viele Schriften sind nicht gegen die Julirevolution und Julidynastie, gegen die Belgier erschienen, allein obgleich Polen ohne alle Gefahr geschmäht werden dürfte und seinen Freunden nicht einmal einen Dank abtragen kann, so findet man doch seine Sache in dem Grade heilig, daß die Lästerer verstummen und die Steine reden. Eine solche magische Gewalt ist in unsrer von gänzlich demoralisirten Schriftstellern wimmelnden Zeit selten und wunderbar. Man glaubt etwas Religiöses, die Nähe eines Gottes im Weltgericht zu ahnen, und wohl mag ein frommes Gemüth mit der heiligen Schrift sagen: „Wenn eine Theurung im Lande wird oder Pestilenz oder Dürre, Brand, oder wenn sein Feind im Lande seine Thore belagert; wer dann bittet und flehet unter allerlei Menschen, so wollest Du hören vom Himmel. Du bist erschrecklich, Gott, wer kann vor Dir stehen, wenn Du zürnest? Wenn Du das Urtheil lässest hören vom Himmel, so erschrickt das Erdreich und wird still. Wenn Gott sich aufmachet, daß er helfe allen Elenden auf Erden, Sela. Wenn Menschen wider Dich wüthen, so legest Du Ehre ein, und wenn sie noch mehr wüthen, bist Du auch noch gerüstet. Gelobet und haltet dem Herrn, euerm Gott, alle die ihr um ihn her seyd und bringet Geschenke dem Schrecklichen, der den Fürsten den Muth nimmt und schrecklich ist unter den Königen auf Erden. Denn Gott ist Richter, der diesen niedriget und jenen erhöhet. Denn der Herr hat einen Becher in der Hand und mit starkem Wein voll eingeschenkt, und schenket aus demselben, aber die Gottlosen müssen alle trinken und die Hefen aussaufen."

14) Die Bourbons und Stuarts; Belgien; die drei Theilungen Polens. Drei Vorlesungen nebst einem Anhang über das Haus der Welfen und drei genealogischen Tabellen. Von Eduard Köhler. Annaburg, Hasper. Leipzig, in Kommission bei Leich. — Der Verfasser hebt diejenigen Parthieen der ältern Geschichte Frankreichs, Englands, Belgiens und Polens heraus, die mit den Begebenheiten der jüngsten Tage in Beziehung stehn, und dieselben näher erklären.

15) Nouveautés de la litterature française. Livraison 14—17. Stuttgart, Hoffmann, 1831. — Hier wird mit dem Abdruck der bedeutendsten neuern französischen Werke fortgefahren. Wir erhalten Chateaubriands schon aus allen Zeitungen bekannte Schrift de la restauration et de la monarchie élective und Victor Hugos Notre dame de Paris.

16) Der Aufstand der Belgier im September 1830. Frankfurt a. M., Brönner, 1831. — Der Verfasser hält die Thatsache fest, daß Belgiens Wohlstand durch die Revolution in hohem Grade zerrüttet worden ist, und klagt von diesem Gesichtspunkt aus die Revolution oder vielmehr ihre Urheber an. Solche Klagen werden unter ähnlichen Umständen immer hörbar werden und verdienen Achtung, obgleich es eben so abgenuzt als unpassend ist, eine Revolution, an der die ganze Nation Theil genommen, zum Werk „weniger Uebelgesinnter" machen zu wollen.

17) *Don Pedro I. und Brasilien.* Ein Rückblick auf das Verhältniß, in welchem beide zehn Jahre lang zu einander gestanden haben. Leipzig, Engelmann, 1831. — Ein konstitutionelles Kaiserthum, auf Heuchelei und Phrasen gebaut, durch Kriegsunglück und Finanznoth tödtlich geschwächt, von Republiken umgeben, von Halbwilden bevölkert, und einen Mann an der Spitze, der nie Mann des Volks werden konnte, weil er als Fremder keine Popularität und als geborner Erbprinz keine usurpatorische Energie besaß, — ein solches Kaiserthum konnte durch ein Paar Tausend aus Europa zusammengestohlner Vagabonden (der berüchtigte Seelenkäufer, Major Schäfer, ist unsern Lesern vielleicht von früher her noch erinnerlich) die der Stock in Prätorianer umschuf, nicht konservirt werden. Nichts ist unnatürlicher gewesen, als dieses Kaiserthum, außer etwa das Kaiserthum des Iturbide, der die Raserei begieng, es nachäffen zu wollen. Mit Recht dankt Don Pedro dem Himmel, daß er aus seiner unnatürlichen Stellung erlöst ist, und mit Recht stimmen die Brasilianer in diesen Dank ein. Nur das ist wunderlich, daß beide thun, als ob sie durch die Trennung Feinde geworden wären. Sie sollten im Gegentheil, wie kluge Eheleute, die sich scheiden, es mit aller möglichen Zuvorkommenheit thun und nach der Scheidung die besten Freunde bleiben.

18) *Darstellung der jüngsten Begebenheiten im Kanton Basel.* Erste Abtheilung. Basel, Schneider, 1831. — Diese sehr ausführliche Geschichte ist zugleich reichlich mit Aktenstücken belegt. Der Verfasser ist übrigens ein Basler und nimmt als solcher Parthei für seine Stadt. Wir, wenn wir ganz unpartheiisch seyn sollen, müssen sagen, daß einerseits der aristokratische Geist oft bis zur absoluten Unerträglichkeit gehn, daß aber andererseits eine kleine Landschaft neben einer großen Stadt wohl nie von derselben unabhängig bleiben oder gar sie beherrschen kann.

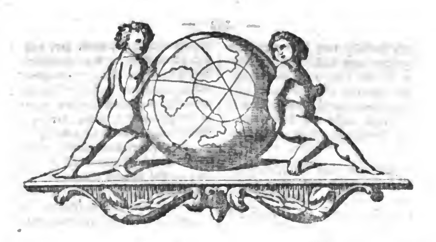
19) *Ueber die Folgen der neuesten Staatsreformen in der Schweiz.* Eine Rede, gesprochen in der helvetischen Gesellschaft von Dr. Kasimir Pfyffer von Luzern. Zürich, Orell, Füßli und Komp., 1831. — 20) *Das Volk und der Souverain,* mit besonderer Rücksicht auf die schweizerischen Verhältnisse. Für Gebildete. Von J. C. *Bluntschli,* Doktor der Rechte. Daselbst, 1831. — Beide Schriften kommen darin überein, vor der demokratischen Zersplitterung zu warnen, und den Schweizern anzurathen, ihre Nationalkraft besser als bisher zu koncentriren, namentlich der Tagsatzung größere Gewalt über die einzelnen Kantone zu verleihen. Als Referent in der Restaurationsperiode in der Schweiz lebte, fand er oft Gelegenheit, die eine Parthei über den Sturz der sogenannten „Helvetler" d. h. der Anhänger der helvetischen Centralrepublik von 1798 triumphiren, die andre aber es ernstlich bedauern zu hören, daß man von diesem Extrem der Gleichmacherei nur zu dem Andern des buntscheckigen Wiewarrs übergegangen sey. Hatte doch die Tagsatzung nicht Gewalt genug, den skandalösen Zollstreit zwischen Bern und Waadt zu schlichten! Nun trägt allerdings die mißverstandne Idee der Volkssouverainität sehr viel zum Siege der Förderalisten über die Unitarier in der Schweiz bei. Nicht nur jeder Kanton, in manchem Kanton glaubt auch jedes kleine Städtchen oder Dorf sein besonderes Souverainitätsrecht geltend machen zu dürfen, daher die Zersplitterung der Gewalt, die ohne Zweifel, indem sie scheinbar das Interesse des Einzelnen fördert, dem Interesse der Gesammtheit schadet. Die Wahrheiten, welche Bluntschli seinen Landsleuten sagt, sind bei der gegenwärtigen ultrademokratischen Aufregung ihm vielleicht gefährlich, um so mehr aber müssen wir seine Festigkeit loben. Er geht mit seinen Argumenten ins Detail. Er sagt z. B.: „Für das Staatswohl ist ein zweckmäßiges Forstgesetz nothwendig. Die Landsgemeinde sollte dieses aussprechen; aber die Menge will es nicht, *denn keiner will sich in seiner kleinen Willkühr beschränken lassen,* jeder nach Bequemlichkeit und Gefallen wirthschaften. Ob das Ganze darunter leide, oder nicht, das kümmert ihn viel weniger als sein eignes persönliches (und augenblickliches) Wohlbehagen. Die Landsgemeinde wird das Gesetz verwerfen und der Wald zu Grunde gehn."

21) *Die Militair-Verfassung des deutschen Bundes zunächst in ihrer Anwendung auf das Königreich Hannover.* Hannover, Hahn, 1831. Eine nicht uninteressante Partheischrift, in welcher übrigens von weit mehr Sachen die Rede ist, als blos von Militairsachen. Der Verfasser macht darauf aufmerksam, wie sehr unser deutsches Verfassungswesen noch schwankt zwischen Volksrepräsentation und Ständerepräsentation. Auf die Gefahr hin, für einen Aristokraten gehalten zu werden, erklärt er sich für die Vertretung nach Ständen oder Korporationen. Allein die Gründe, die er dafür geltend macht, passen nur auf frühere Zeiten, nicht mehr auf die gegenwärtigen. Da, wo in unsern Zeiten noch ein mächtiges gesondertes Standesinteresse vorherrscht, findet es seine Vertretung auf lokale Weise durch die Deputirten großer Handelsstädte, bedeutender Fabrikgegenden, Universitäten rc., ohne daß dabei die Korporation repräsentirt würde. Dasselbe geschieht jezt in England, da die Reform, obgleich sie der gewerbtreibenden Klasse in Manchester, Birmingham rc. hauptsächlich zu Gute kommt, doch keine Repräsentation dieser Klasse, sondern nur eine Repräsentation der Stadt, Land-

schaft oder Volksmenge bezweckt, wo zufällig gerade diese Klasse vorherrscht. Eben so sind wir der Meinung, daß die individuelle Freiheit weit besser auf lokale Weise, durch eine tüchtige Municipalverfassung beschirmt wird, als kastenweise durch Privilegien besonderer Korporationen. Wir stimmen vollkommen mit dem Verfasser überein, wenn er über die Aristokratie der Staatsdiener klagt, welche jezt das Volk mehr drücke und übermüthiger behandle, als früher die Erbaristokratie des Landadels. Allein er täuscht sich sehr, wenn er in der Restauration dieses alten Adels das Mittel sucht, den Eingriffen des neuen zu begegnen. Das hieße das Rad der Zeiten vergeblich rückwärts drehen. Nein, das Mittel liegt vor uns, in der Ausdehnung der Municipalgewalt. Sie allein ist es, die als die Grundlage des modernen Repräsentativsystems demselben Festigkeit und Dauer geben kann, indem durch sie die Unabhängigkeit der Wahlen, die zweckmäßige Organisation der Nationalgarden oder Landwehren, die Sicherung und Vermehrung des Gemeindeeigenthums und lokalen Wohlstandes, kurz alles bedingt ist, was die breite Basis bildet, auf welcher die Staatspyramide bis zur Koncentration der drei konstituirten Gewalten sich aufbauen muß. Wenn in allen Republiken Amerikas, wie in der Schweiz, über den demokratischen Separatismus der Provinzen, Kantone und Gemeinden, über den Mangel an Centralgewalten, über die Schwäche der Regierung mit Recht geklagt wird, so ist dagegen umgekehrt in unsern, selbst konstitutionellen Monarchien, die Gemeinde gegenüber der Regierung viel zu abhängig, und das richtige Maaß ist noch nirgends gefunden. Wir wollen übrigens nicht läugnen, daß das Interesse einzelner, für die Gesammtheit wichtiger Stände, deren Mitglieder an Zahl und Ansehn zu schwach sind, um eine kräftige Vertretung zu finden, wenn die Wahlen blos von der Zahl der Individuen abhienge, beträchtlich vernachläßigt werden kann, und um dies zu verhüten, sollte den Korporationen und Ständen auch das Recht der Vertretung keineswegs ganz entzogen werden, nur sollte eben so wenig blos eine Vertretung nach Ständen Statt finden. Wenn die französische Nationalversammlung den der Revolution vollkommen angemessenen Grundsatz aufstellte, daß eine dreifache, zu gleichen Theilen abgemessene Vertretung 1) nach der Einwohnerzahl, 2) nach der räumlichen Größe des Landes und 3) nach dem Vermögen Statt finden solle, so dürfte dazu nur noch 4) eine Vertretung nach Ständen hinzukommen, um allen Interessen zugleich zu genügen; allein es könnten darunter auch nur solche Stände verstanden seyn, die wie der geistliche, gelehrte, Handels-, Gewerb-, und Landbauernstand eine reale, nicht blos wie der Nominaladel eine ideale Bedeutung haben.

22) Betrachtungen über die Unruhen der Zeit und ihre Ursachen. Von G. F. Krause. Gotha und Erfurt, Hennings, 1831. — Es ist merkwürdig genug, daß in dieser Schrift ein Mittel zur Beruhigung der Völker angerathen wird, was von Andern grade umgekehrt als eine Quelle der Beunruhigung bezeichnet worden ist, nämlich die freie Parzellirung der Landgüter. Im Grunde haben beide Recht. Es ist wahr, daß bei zunehmender Uebervölkerung die immer mehr sich verkleinernden Parzellen ihre Bebauer nicht mehr ernähren können, und daß daraus Armuth, Auswanderung, Unruhen entstehn. Es ist aber eben so wahr, daß da, wo die lex agraria noch nicht eingeführt ist, wo noch das Feudalsystem herrscht, wo der größte Theil des Ackerbodens nur Einem gehört, die Bevölkerung noch weit übler daran ist. Wenn die aus zu kleinen Parzellen entstehende Gefahr eine von den nothwendigen Begleiterinnen ist, welche die Freiheit und das Glück der Völker unter allen Umständen nicht ganz verlassen, so kann diese Gefahr doch durch ein wohlgeordnetes Auswanderungssystem abgewendet werden. Der Feudalismus dagegen, welcher der Mehrzahl der Bevölkerung ein freies Eigenthum entzieht und sie zu Sklaven der großen Landbesitzer erniedrigt, ist gradezu ein Hinderniß der Freiheit und des Glücks der Völker, ein Uebel, das nichts als Uebel ist und in keinen Vergleich kommt mit einem Uebel, welches aus dem Guten entspringend, demselben nur wie ein leichter Schatten folgt. Daher verdient die Lobrede, welche der Verfasser dem Parzellirungs- oder Dismembrirungssystem in Preußen hält, volle Beherzigung. Unter allen möglichen Verhältnissen kann derselbe Boden mehr freie Menschen ernähren, welche diesen Boden zu ihrem eignen Vortheil bebauen, als Sklaven, die ihn für den Herrn bebauen, und eben so ist Frieden und Ordnung das Trachten der kleinen Besitzer, während das Trachten des Sklaven, sobald er einmal aus seiner Dumpfheit erwacht, nur Rache und Anarchie ist. — Die weitere Ausdehnung des Kartoffelbaus, welche der Verfasser empfiehlt, mag für besondre Hungerzeiten wohl geeignet seyn; im Allgemeinen aber dürfte wohl, wie schon Justus Möser sagt, ein Volk von Brod- und Fleischessern einem Volk von Kartoffelessern vorzuziehn seyn.

Schließlich sollten wir noch über mehrere uns vorliegende Flugschriften, betreffend die Dresdner, Leipziger, Hamburger Unruhen, die hannöverische Verfassungsangelegenheit ꝛc. berichten; da indeß unsre Leser einstweilen über alle diese Gegenstände schon genug in den Zeitungen zu lesen haben und die Akten noch nicht geschlossen sind, so behalten wir uns vor, in spätern Uebersichten von diesen Dingen in besserm Zusammenhange zu reden.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 86. — 22. August 1831.

Uebersicht der neuesten philosophischen Literatur.

Von Fichte.

Der Unterzeichnete beabsichtigt in diesen weit verbreiteten Blättern eine Reihe von Beurtheilungen über die bedeutendsten Erscheinungen der gegenwärtigen Philosophie niederzulegen, in welchen er zugleich eine Uebersicht ihres gegenwärtigen Zustandes zu geben gedenkt. Er hat dabei einen doppelten Zweck. — Zuerst nämlich kann man sich nicht verhehlen, daß wir jezt eigentlich gar keine Philosophie mehr besitzen, sondern nur ein Gewirr widerstreitender Systeme, die sogar in sich selbst immer weiter sich zu spalten und in vereinzelte Richtungen aus einander zu fallen in Gefahr sind. Ein fester, unangefochtener Besitzstand, der einer Wissenschaft eigentlich ihre Existenz, wie den Maaßstab ihres Fortschreitens gibt, ist in ihr gar nicht mehr vorhanden. Jeder Satz findet sicherlich irgendwo seinen Gegensatz, und statt in gemessener Untersuchung von den Gegensätzen zur Vermittlung überzugeben, verliert sich Alles in einem verworrenen Treiben ohne Wechselverständniß und Zusammenhang; und selbst der heftigere Kampf scheint nur deshalb verstummt, weil man den Andern nicht einmal so viel achtet, um seine Ansicht einer gründlichen Kunde werth zu halten.

Damit hängt noch ein anderes Uebel zusammen, das nicht minder die Folge jener Zersplitterung unserer Literatur ist, die eine jede originale Erscheinung in unendlichen Wiederholungen und Nachahmungen bis zum Absurden verzerrt. Kaum hat sich nämlich eine Schule mit einigem Nachdruck hervorgethan, so stellen die Anhänger sich ein, um durch Wiederholen, Bearbeiten, Anpreisen jedes Wort ihres Meisters wie ein tausendfaches Echo zu verbreiten. Dabei wird förmlich eine Verwaltung organisirt, um sich auch nach Außen hin die Gewalt zu sichern, man eröffnet einen Feldzug gegen die Andersdenkenden, errichtet Zeitschriften, unter sich als eine Art von wechselseitiger Lobversicherung, für die Andern zum Hohn und zum Schrecken; und jeder Arroganz und Seichtigkeit wird Vorschub geleistet, wenn sie nur in den bekannten Farben der Parthei erscheint. — Aber auch dies geht bald vorüber, denn nun kommen gar die Aenderer und Umarbeiter, für die es hinreicht, innerhalb der neu eröffneten Grundansicht irgend einen besondern Standpunkt sich auszubilden, welchen sie nun, wie wenn es wirklich etwas durchaus Neues wäre, auf das Breiteste ausführen. Solche Modifikationen der Kantischen, Jacobischen, Schellingschen Lehren haben wir fast in unzählbaren Uebergängen und Schattirungen und auch in der Hegelschen Schule beginnen sie schon deutlich hervorzubrechen. Kommt nun noch dazu, daß bei den mei-

sten dieser philosophischen Produkte trotz ihrer vornehmen Gespreitzheit die innere Leere und Unsicherheit nur allzu deutlich hindurchblickt, so gibt dies Alles unserer philosophischen Literatur den Eindruck eines so beschränkten Treibens und einer so unerfreulichen Verwirrung, daß in der That die Schuld des übeln Rufes, in dem die Philosophen stehen, großen Theils mit Recht auf sie zurückfällt.

Doch verschweigen wir auch nicht die erfreulichere Seite der Sache. Es wäre ungerecht, zu verkennen, wie es gerade jezt an tüchtigen Leistungen in einzelnen Theilen der Philosophie nicht fehlt. Besonders erfreuen sich Logik, Psychologie und Aesthetik mehr als je der gründlichsten Untersuchungen und alle Zweige der Geschichte der Philosophie werden mit einem Fleiße und einer Selbstentäußerung bearbeitet, wie wohl nur der Deutsche ihrer fähig ist. Auch sonst läßt sich nicht verkennen, wie ein gemeinsamer Horizont wissenschaftlicher Grundsätze wirklich erreicht ist, wie gewisse lebendigere Ideen eine Art von Gemeingut geworden sind. Auch wird gerade jezt das Bedürfniß einer strengen Methode, der Klarheit von Anfang und bis auf den Grund mehr als je empfunden. Und wirklich hat man sich lange genug in willkührlichen Gedankenkombinationen und Begriffsexperimenten gefallen, um nicht endlich wie zur Rettung in das Gleis besonnener Wissenschaftlichkeit zurückzukehren. — Aber alle diese einzelnen Bestrebungen, wie die Männer selbst, finden weder Anerkennung noch Wirksamkeit, sobald sie sich außerhalb der herrschenden Schule bewegen.

Alle diese vereinzelten Richtungen zur gegenseitigen Orientirung und scharfen Uebersicht zu bringen, zunächst aber alles Verworrene und Unlautere daran hinwegzuthun, überhaupt ihre weitläuftigen Verhandlungen ins Enge zu ziehen, und die Gegensätze auf den einfachsten Ausdruck zurückzubringen — dies scheint uns gerade jezt so wichtig und nöthig, daß selbst der Anfang dazu — mehr dürfen wir hier nicht versprechen — kaum ohne Theilnahme bleiben kann. Das Erste in jeder Wissenschaft ist Klarheit über ihren jeweiligen Standpunkt, Uebersicht des Geleisteten. In der Wissenschaft, die am besonnesten vorwärts schreiten sollte, ist davon am wenigsten die Rede, und selbst die gewöhnlichen Kritiken vermehren nur diese Verwirrung, indem sie entweder blos berichtend Meinung an Meinung häufen, oder billigend wie tadelnd nur Behauptung gegen Behauptung stellen. Sogar für äußere Vollständigkeit, für Plan und Uebersicht des Gleichartigen geschieht nichts in diesem Theile der Literatur.

Deshalb laßt uns einmal den entgegengesezten Weg einschlagen, und im Vertrauen auf die Macht der Wissenschaft, die in ihrem Fortgange den Kampf der Gegensätze noch immer gelöst hat, auch jezt unverdrossen das Ziel der Einheit im Auge behalten. Vielleicht daß der scheinbar endlose Streit in wenige Hauptfragen sich entwirrt, wenn wir nirgends beim Widerspruch als solchen stehen bleiben, sondern ihn nur betrachten, als einen weit zu vermittelnden Gegensatz, der irgendwo in ein größeres Ganze aufgenommen und damit gelöst wird.

Aber wir selbst beabsichtigen zugleich an unserm Theile einen neuen Fortschritt in der Philosophie herbeizuführen, — und es muß erlaubt seyn, wenigstens dann von seinen Vorsätzen zu reden, wenn die Ankündigung derselben ihre Ausführung bedingt. Und hierzu ist die bezeichnete Weise der Kritik sogar ein nothwendiges Erforderniß. Irgendwo muß nämlich das Gesammtresultat des bisherigen Philosophirens ausgesprochen werden, das sich sonst in den einzelnen Richtungen verliert, und eigentlich nirgends zum Bewußtseyn kommt, denn hier. Und wenn man gesagt hat, daß die Geschichte der Philosophie eigentlich die wahre Philosophie sey, so hat dies nur in sofern Sinn, als in jener das bisherige Ergebniß und die jeweilige Höhe derselben ausgesprochen werden kann. Und so ist eine solche Kritik oder Geschichte der Philosophie selbst kein äußerliches und zufälliges Thun, sondern eine nothwendige Leistung der Spekulation selbst, die sich aus ihren isolirten Richtungen darin wieder zusammen faßt und das Vereinzelte zu einem neuen Ganzen und zu höhern Combinationen erhebt. Es ist die lezte Rechnung, welche die Philosophie mit sich abschließt, eine Epoche vollendend und damit fortschreitend zu einer neuen. — Aber auch das neue System, falls von einem solchen die Rede ist, kann nur also den Beweis seiner Nothwendigkeit führen. Aus der Einsicht in die bisherigen Mängel erwächst ihm die eigene Aufgabe; und es rechtfertigt dadurch seine Existenz, daß es gerade für seine Zeit und im Zusammenhange seiner Bildung als ein nothwendiges sich geltend zu machen weiß. Denn um gleich hier die gewöhnlichen Ansichten darüber zu berichtigen: — Obgleich ein eigentlicher Fortschritt in der Philosophie nur durch umfassendes Umarbeiten derselben von vorn an — durch ein neues System mit Einem Worte möglich ist: so braucht sich dies doch nicht, nach dem gewöhnlichen Mißverstande der Philosophen wie Layen, etwa darum zugleich als das noch nie gefundene Ursystem der Philosophie anzukündigen, bei welchem es für immer sein Bewenden haben sollte, oder wie sonst noch die üblichen Großsprechereien lauten mögen; — vielmehr bewährt und erhält es gerade dadurch sein Recht, daß es als die höchste Form der Philosophie erscheint, die für jezt möglich ist, daß es alle bisher einzeln entwickelten Seiten der Wissenschaft in sich zusammenfaßt. — Deshalb aber ist, um sogleich auch den entgegengesezten Irrthum zu bezeichnen, jene Urphilosophie nicht etwa nur ein leeres „Ideal,“

nach welchem, wie nach dem Unerreichbaren, man ewig nur strebt in den einzelnen Denksystemen, sondern sie ist recht eigentlich das Allgegenwärtige in ihnen. Sie stellt sich dar in der Form von Gegensätzen; aber sie selbst ist es, welche diese aus ihrer äußerlichen Vereinzelung immer wieder zur Einheit zurückzuführen versteht. Und wie uns schon in den Gebilden der Natur diese Mannichfaltigkeit der Einheit mit Bewunderung erfüllt, so wird hier in der Sphäre des Geistes, im Gebiete der Spekulation, in der Freiheit und Nothwendigkeit sich am Tiefsten durchdringen, jene Mannichfaltigkeit zu den kühnsten und abweichendsten Gestalten sich steigern, ohne daß sie aufhörten, das Bild der Einen Urwahrheit von immer neuen Seiten in sich auszuprägen. Und wie die geistreichsten Zoologen der neuern Zeit durch Erfahrung und Analogie selbst geleitet in den einzelnen Thiergestalten sich der Idee eines Urthiers, eines Thierideals gleichsam, nicht entschlagen konnten, das in den einzelnen Gattungen nur auf verschiedenen Stufen seiner Vollendung hervortritt; eben so sind die einzelnen Systeme die Urphilosophie selbst, aber nach verschiedenen Richtungen ihrer Entwicklung, und wie in der Welt äußerer Organisation das Vorwalten eines einzelnen Organs immer durch einen Mangel in andern Theilen gebüßt wird, so läßt sich ein Analoges auch von den Denksystemen behaupten. Eine gewisse Einseitigkeit ist sogar unvermeidlich in jeder tüchtigen Leistung; sie liegt schon im Eigenthümlichen der eingeschlagenen Bahn. Deshalb geht aber die Wahrheit über jede ihrer Erscheinungen im Individuum hinaus, ja dies muß, vollbewußt seines Rechtes, doch dem höchsten, absoluten Rechte sich beugen, das jene an ihm ausübt. —

Unseres Erachtens macht sich nun in dem gegenwärtigen Philosophiren wesentlich eine dreifache Richtung geltend. Die erste wollen wir kurz die konstruirende nennen, welche als Aufgabe der Philosophie bezeichnet, das Ansich Gottes und der Dinge zu erkennen, durch Denken, durch dialektischen Proceß das innerste Wesen Gottes und der Welt zu erkennen meint, und darin ein absolutes Wissen erreicht zu haben behauptet. Die zweite möge die reflektirende heißen, welche das Wesen der Philosophie im Allgemeinsten in die Selbsterkenntniß sezt, damit aber ihre Probleme nur aus dieser Quelle, nur vom menschlichen, nicht vom absoluten Standpunkte lösbar findet. — Als die dritte Richtung bezeichnen wir die mystische, die, wiewohl im Einzelnen, nicht ohne Berührungspunkte mit jenen beiden, sich darin doch wesentlich abscheidet, daß nach ihr die Urwahrheit nur aus Gott, durch ursprüngliche Offenbarung dem Menschen zugekommen ist, und auch jezt weder durch Dialektik noch Reflexion, sondern allein durch Zurückgeben auf jene Uroffenbarung ihm wieder zugänglich werden kann.

Diese drei divergirenden Grundansichten, die wie Hauptströme alle untergeordneten Gewässer in sich aufnehmen und in entgegengesezter Richtung mit sich fortziehen, sollen hier in ihrer hervorstechendsten Erscheinung, in ihren klassischen Autoren, an sich selbst, wie in ihrem Verhältnisse zu einander charakterisirt werden, nicht sowohl um dadurch eine blos historische Kenntniß derselben zu fördern, als vielmehr, um aus ihrer Combination eine neue Gesammtentwicklung der Philosophie hervorgehen zu lassen.

I.

Die konstruirenden Philosophen.

Hegel.

Nachdem in der Epoche der Naturphilosophen Phantasie und Tiefsinn, Spekulation und Willkühr mannichfach und oft seltsam in einander gewirkt, mußte zunächst im Gegensatze damit die Methode, die strenge Form Bedürfniß werden. Und dies erwirbt Hegeln seine Bedeutung. In ihm hat sich die abstrakte Dialektik nicht nur zur höchsten Virtuosität gesteigert, er hat sie sogar zum eigentlichen Inhalt, zum bewegenden Pulse der Welt gemacht. Sein Gott ist die absolute Weltdialektik, deren Proceß seine Philosophie eben zu vollständigem Bewußtseyn erhebt. — Aber auch für diese methodische Seite bedurfte es eines Vorgängers, für welchen wir Fichte halten *). So wie nämlich dieser in der ersten Gestalt seines Systems das gesammte Bewußtseyn in all seinen Stufen und Entwicklungen, ohne einen Inhalt dabei nöthig zu haben oder zuzulassen, lediglich aus dem Setzen, Gegensetzen und Gleichsetzen das Ich herleitete, dadurch aber den Kern eines Realen, im Bewußtseyn sich Offenbarenden völlig in die Form verflüchtigte; eben also und nach ganz gleichem Schematismus hat Hegel diese Entlerung und Inhaltverflüchtigung für die gesammte Objektivität versucht. Das Universum in seiner unendlichen Fülle ist ihm nichts mehr als der ewig zwischen der Einheit, dem Gegensatze mit sich und dem Zurücknehmen desselben sich hin und herbewegende Gott, und dieser abstrakte Urproceß, wie er mehr oder minder entfaltet alles Einzelne aus sich hervorbildet, ist zugleich der Anfang und das Ende aller Dinge, und hierin ihr höchstes Geheimniß ausgesprochen. So erscheint sein System freilich nur als die Ergänzung der frühern identistischen Gestalt in Fichte; beide aber theilen den Erbfehler aller konstruirenden Philosophie, daß sie mit der Form das Wesen, die Sache selbst erkannt zu haben mei-

*) Des Verfassers Vater.

Anm. der Redaktion.

nen. Und dieser Grundirrthum, das abstrakte Denken dennoch für das Erkennen (Gottes und der Welt) zu halten, dieser Aberglaube an das Formale, als den eigentlichen Kern und das Wesen ist das Unterscheidungszeichen dieser ganzen Klasse der Philosophen, welches uns auch noch in anderer Gestalt begegnen wird.

Den innern Schematismus und die Eintheilung des Hegelschen Systems hier näher auszuführen, scheint in jedem Betracht überflüssig; dies ist von Anhängern wie von Gegnern bis zum Ueberdrusse geschehen. Wesentlicher ist es, sein Resultat, wie man es nennt, die Weltansicht, zu der es bildet, aus der scholastischen Umhüllung hervorzuheben. Aber auch hier ist Methode und Inhalt so tief in einander verschlungen, daß dieser nicht ohne jene, und umgekehrt, verstanden werden kann. — Gott vollzieht nämlich vorbildlich in der Welt denselben Proceß, den nachbildlich die Philosophie durch Dialektik zum Bewußtseyn bringt. Gleichwie daher das System seinen Weg durch die logischen Formen und die Natur bis zum Begriffe des absoluten Geistes, als den höchsten und schließenden, verfolgt; so ist es auch der Urproceß Gottes in der Welt, sich zum absoluten Geist zu machen, — oder sich zu Selbstbewußtseyn zu bringen. Natur und Geist ist selbst nur der Gott, wie er nach Bewußtseyn ringt, — in der Natur zunächst in sich verdunkelt und von sich abgefallen, auf den verschiedenen Stufen des Geistes (im Menschen) aber allmählich zu sich selbst sich erhebend. — So ist denn das Denken und Bewußtseyn, daß wir Alle kennen und sind — keineswegs blos das unsere, menschliche, einem göttlichen gegenüber; sondern beide fallen zusammen: in unserm Bewußtseyn bringt Gott das seinige unendlich hervor. Der Gipfel dieses Processes ist aber, wo das Allgemeine (Gott) völlig eingeht in das Einzelne (das endliche Ich); wo das Einzelne sonach sich als Eins weiß mit dem Allgemeinen, d. h. wo Gott zuerst Sich erfaßt in individuell menschlichem Bewußtseyn. Dies ist in Christo geschehen: in ihm hat Gott zuerst Ich zu sich gesagt. Und was in Christo zuerst zum Bewußtseyn hindurchgebrochen, wiederholt sich durch ihn und breitet sich aus in seiner Gemeine, welche das Selbstbewußtseyn Gottes im Menschen (die Gott-Menschheit), der gegenwärtige, selbstbewußt wirkliche Gott ist; — hier zunächst freilich noch in der Form der Unmittelbarkeit, indem erst in der Philosophie dies Verhältniß sich völlig befreit und begreifend durchdringt. Denn die Philosophie ist der Begriff und das Selbstverständniß der Religion.

Daraus ergibt sich denn zugleich, warum das kirchliche Dogma der Dreieinigkeit hier so große Bedeutung gefunden: es enthält nämlich, in den Sinn des Systemes umgesezt, den eigentlichen Mittelpunkt und höchsten Aufschluß der ganzen Lehre. Es soll bezeichnen den ewigen Proceß Gottes, sich aus der Allgemeinheit in einzelnes Bewußtseyn überzusetzen (Vater und Sohn), daraus aber (im Momente des Geistes) sich wieder zurückzunehmen in die Identität mit sich selbst; — das freie Spiel des Weltgeistes, in unendlich individuellen Geistgestalten sich zu erkennen, damit aber sie wieder abzustreifen; unendliche Individuationen schaffend wie zerstörend, immer neu und doch derselbe in ihnen zu bleiben.

So drängt sich denn die Grundidee des Systems in unermeßlicher Klarheit folgender Gestalt hervor: Das Universum in seinen unendlichen Gegensätzen und Gebilden stellt die Geburtsarbeit Gottes dar, durch die Natur hindurch sich zum Geiste zu machen, und darin endlich sein Selbstbewußtseyn zu finden. Alle Naturstufen sind nur die unreife, dämmernde Vorbereitung dazu, so wie die einfachen Geister der Weltgeschichte, von den einzelnen Völkern bis zu den Individualitäten der Stämme, Familien und Personen herab, nur die vorüberschwindenden Phasen sind, durch welche die Arbeit des Weltgeistes, zu sich selbst zu kommen, verläuft. So ist denn die unmittelbare Wirklichkeit dieses Geistes in der Geschichte recht eigentlich die Gegenwart Gottes; es ist die jeweilige höchste Stufe seiner Bearbeitung, daher denn auch ganz folgerecht, was vernünftig (göttlich) ist, als wirklich, und was wirklich, als vernünftig bezeichnet worden. — Die höchste Stufe und das lezte Ziel des absoluten Geistes, dem sich Alles wie seinem Gipfel zu beweget, ist aber die Philosophie; erst in dieser ist Gott vollkommen bei sich selbst, weil er in ihr sich als Eins weiß und zusammenfaßt aus all seinen einzelnen Gegensätzen und Vorgestaltungen.

Und so bringt es die Hegelsche Lehre, wenn sie Anfangs mit der tiefsten Mystik sich durchdringen zu wollen schien, und sonst auch in ihren Ausdrücken und Wendungen sich zu ergehen liebt, doch am Ende nur zur absoluten Entleerung und Verflächtigung derselben. Die Sehnsucht, die uns treibt, aus dem Eiteln der Welt in der erlösenden Einheit mit Gott eigene Einheit und Ruhe zu finden, — was in allen Gestalten als das Höchste wie Geheimnißvollste, als Wurzel aller Religion im Menschen sich kundbar macht, — ist hier in das kahle dialektische Theorem verkehrt, daß Gott als abstrakt Allgemeines sich in den Moment einzelnen Bewußtseyns hinübersetze, daß er in unserm Bewußtseyn von ihm erst das seinige finde; und als leztes Ziel alles Daseyns bleibt auch hier wieder der wohlbekannte Proceß unendlichen Setzens und Aufhebens übrig, welchen man hiernach füglich den der unendlichen Langenweile nennen könnte.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 87. — 26. August 1831.

Uebersicht der neuesten philosophischen Literatur.

Von Fichte.

(Fortsetzung.)

Nicht um des Menschen willen geschieht nämlich jene Einkehr Gottes in uns, sondern um sein selbst willen thut es Gott, um den Proceß seines Selbstbewußtseyns in Gang zu erhalten, — oder vielmehr, da im Absoluten der Begriff eines Zwecks oder Zieles ganz erlischt, er geht eben schlechthin auf in diesem selbsterkennenden Setzen und Aufheben individueller Geister. Hiermit ist das höchste Geheimniß alles Daseyns, die Tiefe der Gottheit enthüllt, und es wäre ein gänzlicher Mangel an philosophischem Bewußtseyn, nach solchen Aufschlüssen noch ferner irgend ein Verborgenes oder Geheimnißvolles in den Dingen ahnen zu wollen.

Dadurch gibt sich aber eben die Leere und Einseitigkeit des abstrakten Philosophirens recht deutlich zu Tage. Daß es seiner Seits nichts mehr vermag, als in solchen dürftigen Begriffen zu enden, sehen wir vollkommen ein. Es will völlig aufs Reine kommen mit Gott und der Welt, und sollte es alle Höhen des Lebens platt treten: kein Räthsel, kein Geheimniß darf übrig bleiben, sonst wäre die Philosophie in seinem Sinne nicht vollendet, ja sie existirte nicht einmal. So lieb ihr also ihre Existenz ist, muß sie wenigstens das thun, was sie kann: aber nur also kann sie das Unergründliche ihrer Aufgabe bewältigen, daß sie die Form zum Ersten und Lezten, und eigentlich Siegreichen macht, und so darf auch der tiefste und reichste Gedanke aller Spekulation, daß das göttliche Selbstbewußtseyn die Wurzel und der Grund aller Dinge sey, um ihr faßlich zu werden, nur die kahle Bedeutung übrig behalten, die wir so eben nachgewiesen. Warum soll doch aber, da mit Abstraktionen überall nichts Höheres zu erreichen steht, wie wir zugeben, es bei ihnen, als zugleich der höchsten Wahrheit sein Bewenden haben? Warum soll Euer abstrakter Begriff Gottes, in sich freilich vollendet, das höchste und innerste Erkennen seines Wesens seyn? Freilich sagt Hegel irgendwo: das unmittelbare Bewußtseyn, Vorstellung und Gefühl, gleiche der Menschensprache zur Bezeichnung der Dinge; der Begriff dagegen sey die Sprache der Götter, der allein sie in ihrer Wahrheit darstelle, wie sie an sich und in Gott seyen. Doch müssen wir vielmehr diesen Gegensatz für einen ganz willkührlichen und erdichteten erklären, und sehen darin nur einen spekulativen Begriffsaberglauben; dessen Götze um Nichts wahrer ist, als die andern abergläubigen Gebilde auch. Es gibt einen Anthropomorphismus des abstrakten Denkens, wie einen der Phantasie oder des Gefühls, nur mit dem Unterschiede, daß jener

unerfreulicher, ja innerlich unwahrer ist, als dieser! Freilich bedarf es für den Beweis der durchgängigen Einseitigkeit des Begriffes einer gegenseitigen Gränzberichtigung aller Momente des Erkennens, wie sie gründlich nur in einer neuen Durchbildung der Philosophie gewonnen werden kann. Doch wird sich zeigen, wie gerade darin zunächst die Hegelsche Lehre ihre Krisis und Widerlegung findet.

Um aber hier nur noch ihrer Resultate zu gedenken, so endet sie auch in anderer Beziehung höchst charakteristisch in einer Art von politischen Quietismus, der freilich Manchem ganz brauchbar und zweckmäßig erschienen ist. Die wirkliche Welt ist ohne Rückhalt der gegenwärtige Gott, und so bleibt es denn hiernach eben die höchste Weisheit und Tugend, absolut zufrieden zu seyn mit ihr, wie schlecht es auch im Einzelnen um sie stehe. Muß doch Gott selbst mit ihr zufrieden seyn, da es ihm noch nicht gelungen, eine höhere Gestalt derselben aus sich hervorzuarbeiten: — fürwahr das kräftigste Argument, um jeden Mißmuth und weltverbessernden Enthusiasmus niederzuschlagen! Da übrigens der Staat die höchste reale Gestaltung der absoluten Vernunft, so wie die Philosophie die höchste ideale ist; so sind auch die Staats- und Bürgerpflichten der höchste Ausdruck menschlicher Sittlichkeit, und äußerlich unbescholten und in tadelloser Gesetzlichkeit dahinzuleben, die vernunftgemäße Vollendung unseres Daseyns. Man sieht, wie troß dem Versenken in die Tiefe der göttlichen Dreieinigkeit das Ganze dennoch in den kahlen Ebenen gewöhnlicher Spießbürgerlichkeit und Philisterei sich verflacht.

Manche Lehren sind schon dadurch widerlegt, daß man ihr eigentliches Ergebniß aus ihnen hervorarbeitet; und wenn die Hegelsche einen Theil ihrer imponirenden Wirkung der scholastischen Unverständlichkeit verdankt, in welcher sie bisher sich erhalten, so wird sie gerade dadurch ihre Bedeutung verlieren, daß man sie durchaus versteht in ihrer Stärke und Schwäche, daß man ihren dialektischen Kalkül vollkommen ihr nachzurechnen vermag. Es geht mit solchen Geisteserzeugnissen, deren Bedeutung nicht in einer tiefen, unendlichen Wahrheit lieget, sondern im geduldigen Durchführen einer Methode, eines stätigen Einerlei im Vielfachen, fast wie mit Charaden oder Werken von verborgen künstlichem Mechanismus. Sie beschäftigen nur so lange, als man das Wort des Räthsels nicht gefunden, kann man sie nachmachen, so ist das Interesse daran vorüber. — Und so sagen wir voraus, ohne Furcht, als falsche Propheten erfunden zu werden, daß die Wirkung jenes Systemes auf die allgemeine philosophische Bildung schneller und spurloser verschwinden wird, als irgend eine der vorhergehenden. Denn es ist nicht ein neues und tiefes, zu vielfacher Entwicklung anregendes Princip darin niedergelegt, wie in der Kantischen und in der Naturphilosophie, sondern eine einzelne Richtung, die dialektische, ist in ihr zu einer Einseitigkeit und Verknöcherung gediehen, die von dieser Seite her kaum eine weitere Entwicklung zuläßt. Deshalb hat es auch Anhänger und Nachahmer in großer Zahl, doch wenig fortwirkende Jünger gefunden, um statt den Blick zu befreien, hat es die Geister verknechtet. Das Uebermaß einer abstrusen Terminologie macht es eben geläufig und bequem, ohne eigenen Geist fortzurechnen mit jenen Formeln, und das Trivialste in allerlei Ausspinnungen aufgerissener philosophischer Schlagwörter zu verkleiden. Bis zu welchem trocknen Aberwitze es darin Manche gebracht haben, liegt am Tage, was wir dem Urheber an sich nicht zur Schuld anrechnen, wohl aber als ein Zeichen betrachten dürfen, daß in seiner Philosophie ein ausgebildetes höchstes Extrem, keineswegs ein lebendiger Keim universaler Entfaltung niedergelegt ist.

Wollen wir daher etwa noch von seiner Schule reden, so bedarf es deshalb höchstens nur einer literarischen, kaum einer wissenschaftlichen Charakteristik. Am entschiedensten tritt nämlich an ihr die polemisch-reformirende Tendenz hervor, das Abzeichen jeder Schule, wenn sie sich zur Parthei, zur Sekte konstituirt hat. Auch sie ist beflissen, ausschliessend und in lezter Instanz überall zu entscheiden, was wahr ist und gut und schön, und ihre aufdringlichen Belehrungen erinnern unwillkührlich an die frühere Zeit des Berliner Nicolaismus, der durch die deutsche Bibliothek sein Licht nicht minder emsig zu verbreiten wußte, in gleicher Verblendung wie diese, wähnend, Jedermann achte auf sein Wort und richte sich nach ihm. Dabei hat diese Berlinerei damals wie jezt noch das Charakteristische, daß sie selbst sich auf dem Gipfel des Zeitalters dünkt, die andern Zustände um sich her aber nur als in mühsamer Entwicklung zu sich hin begriffen ansieht.

Uebrigens läßt sich wissenschaftlich betrachtet die Kritik dieses gesammten Standpunktes auf einen sehr einfachen Ausdruck zurückbringen. Für Hegel ist Denken und Seyn das absolut Identische. Jenes, aus seinen einfachsten Gedankenbestimmungen immer reicher sich gliedernd, ist darin zugleich auch das Erkennen des Ewigen, des göttlichen Urprocesses der Welt, und die innere subjektive Thätigkeit enthüllt eben damit, weil sie denkend ist, das Wesen der Dinge, ja, sie ist das Bewußtseyn Gottes von sich selbst, und ihre Denkbestimmungen sind die ewigen Urformen, in deren Angeln die Welt sich bewegt. — Aber diese Einheit von Denken und Seyn, mit welcher das System steht oder fällt, bleibt selbst in ihm nur ein Behauptetes, keineswegs Erwiesenes. Wenn wir sie von vorn herein abläugnen, so kann uns die Lehre aus sich selbst Nichts entgegensetzen; sie existirt nur im Umkreis jener Voraussetzung, sie müßte

dazu ihn verlassen, d. h. vorläufig sich aufgeben, um außerhald desselben einen neuen Anfangspunkt sich zu suchen. — Woher doch aber das Recht jener seltsamen Brodverwandlung Deines Denkens in das Seyn des Ewigen, woher die ganz willkührliche Voraussetzung in Deinen logischen und sonstigen Abstraktionen, das innerste Wesen Gottes, Gott an sich selbst erkannt zu haben? Du ordnest mit Tiefsinn die ursprünglichsten Gedanken unseres Geistes zu wissenschaftlicher Harmonie, und dies ist Dein großes und unbestreitbares Verdienst; aber ein Anderes thust, ein Anderes meinst Du zu thun! Willst Du dagegen, wie billig, von dem Beweise jener Einheit anfangen, so mußt Du die Beschränkung sofort durchbrechen, in welche Du ebenso willkührlich als unglücklich Dich gebannt, und da ein solcher Anfang ein verschobenes Resultat zur unabweislichen Folge hat, so kannst Du sicher seyn, mit dem neuen Anfang auch einer völligen Umgestaltung desselben entgegen zu gehen. — Was also im Einzelnen auch gegen Hegel eingewendet werden muß; zunächst wied sein ganzer Standpunkt von Geund aus zerstöet; jener vermeintlich absolute Anfang des Systems, jener ganze dialektische Appaeat, der sich am Ende, man weiß nicht wie, in spekulative Theologie verwandelt, — alles Dies liegt selbst noch inmitten einer Menge von Fragen und Vorunteesuchungen, die erst beseitigt werden müssen, ehe nur das Recht erwächst, in jenen zunächst blos als subjektiv anzusprechenden Denkformen Grundbestimmungen der Objektivität zu sehen.

Und indieekt legt Hegel selbst Zeugniß ab für diese Beschaffenheit der Sache. Mit jeder neuen Aufgabe seiner Encyklopädie weeden der vorläufigen Assertionen, der einleitenden Betrachtungen immer mehr, die er sonst frei und kühn als durchaus unwissenschaftlich verschmähte. Er selbst beginnt zu ahnen, daß mit seinem absoluten Anfang vom Seyn = Nichts im Sinne, den er ihm unterlegt, eben Nichts anzufangen ist. Und wer von seinen Schülern sich nur einige Selbstständigkeit errungen hat, sucht nicht minder von hier aus die Lehre zu stützen. Am deutlichsten hat dies G. A. Gabler zum Bewußtseyn gebracht, den wir überhaupt für den vorzüglichsten jener Schule halten, indem er es nöthig fand, durch eine Kritik des Bewußtseyns vorerst hinzuleiten auf jenen Standpunkt absoluter Wissenschaft: (Lehrbuch der philosophischen Propädeutik, als Einleitung zur Wissenschaft. Thl. I. Erlangen 1827.) Ja noch kürzlich hat sogar der treue, vielgelobte Rußmann, ein Jünger, der am Busen des Meisters gelegen, darauf hin dem Hegelschen System alle Evidenz abgesprochen, und seiner Seits die Verheißung einer höhern, übertreffenden Umgestaltung desselben erregt: (Grundriß der allgemeinen Geschichte der christlichen Philosophie mit besonderer Rücksicht auf die christliche Theologie, Halle bei Ruf, 1830. S. 234 ff. 238 und 39.) Bleibt nun erstgenannter Versuch ungenügend, eben weil er die Richtigkeit der Lehre an sich überall voraussetzend blos durch äußerliche Voebereitungen eine populare Brücke zu derselben schlagen will; muß das zweite Veesprechen, wie billig, abgewartet werden: — (wozu übrigens die Schrift selbst, in der es sich ankündigt, keine bedeutende Hoffnung erregt, welche in ihrem historischen, wie spekulativen Elemente gleich oberflächlich, einstweilen noch wenig selbstständigen Geistes und energischer Ideenfülle im Ueheber blicken läßt), — so bewähren doch jene innern wie äußern Merkmale deutlich genug, daß hier ein Extrem, ein einseitig Leztes erreicht ist, von dem wieder umgewendet werden muß, um sich freier und tiefer von Neuem zu orientiren. Kurz nach allen versuchten Inklinationen und Deklinationen spekulativer Systeme muß man jezt vorerst wieder auf den ehrlichen Weg Kants zurückkommen, der von der Frage nach der Möglichkeit spekulativen Erkennens ausgehend, im Bewußtseyn den leitenden Einschritt desselben entdeckte, mag auch seine darauf gebaute Theorie als völlig falsch sich erweisen.

J. J. Wagner, Chr. H. Weiße u. s. w.

Die charakterisirte philosophische Bildungsepoche naht augenscheinlich ihrem Ende, es ist daher Zeit, alle ihre Formen um sich zu versammeln. Wir gedenken daher sogleich hier einer andern Gestalt jener absolut konstruieenden Philosophie, die sich weniger energisch kund gegeben. Wir meinen

J. J. Wagners Organon der menschlichen Erkenntniß. (Erlangen, Palm, 1830.)

das sich als den lezten reichsten Ertrag aller Unteesuchungen des Verfassers ankündigt. — Das absolute Weltgesetz ist nach Wagner bekanntlich das tetradische, das ewige Wesen (das Einfache) tritt durch Gegensatz und Vermittlung in die Form (das unendlich Mannichfache) hinaus. Umgekehrt aber läuft die Form (die endlichen Dinge) durch Lösung der Vermittlung und Erlöschen aller Gegensätze in das einfache Wesen wieder zurück, — in welchen beiden Sätzen nach Wagner die Geschichte alles Lebens und das Urgesetz für alles analytische wie synthetische Bilden des Geistes gegeben ist. Die ganze Welt vom Einfachsten bis zum Komplicirtesten ist nichts Anderes, als jenes unendliche Fluktuiren zwischen der ewigen Vierzahl, das Heraustreiben des Wesens in die Form, schwebend zwischen Gegensatz und Vermittlung, wo jeder derselben allmählich verlöscht, um immer einen neuen

aus sich zu erzeugen, wie im wogenden Meere ununterscheidbar Welle in Welle sich drängt. Hiernach werden denn auch alle Begriffe, Anschauungen, Dinge vierfach geordnet, oft sinnreich, oft willkührlich, und dies ist hier ihre philosophische Konstruktion. — Da ist denn das Grundgebrechen dieses ganzen Philosophirens wieder aufs Deutlichste zu Tage gefördert. Seine Kunst besteht auch hier in jenem formalen Entleerungsprocesse, im Verflüchtigen und Abstumpfen des unendlich Unterschiedlichen, um sein Allgemeines sich zu retten; und weil das abstrakte Denken, wie zuzugeben, nichts Anderes vermag, so soll auch in den Dingen die hohle Form ihr Wesen, das unergründlich Individuelle dagegen das Nichtige und Scheinende seyn. So wird denn auch in diesem Werke überall geltend gemacht, daß lediglich in der Form der Grund liege von der Vielheit der Dinge, wodurch der Gedanke einer ewigen und substantiellen Individuation völlig ausgetilgt ist. Das Individuelle ist allen diesen Systemen ein durchaus Endliches, Ungöttliches, Abgefallenes; denn es ist irreducibel für die philosophische Konstruktion, und deshalb ihnen tief verhaßt. — So ist auch Gott als Ewiges, keine ewige Persönlichkeit, sondern der starre Abgrund entstehender und verschwindender Gegensätze, so daß Hegel, in diesem Punkte ganz konsequent, die Individualität Gottes sogar in das endliche Bewußtseyn, in die Gottmenschheit, hat flüchten müssen.

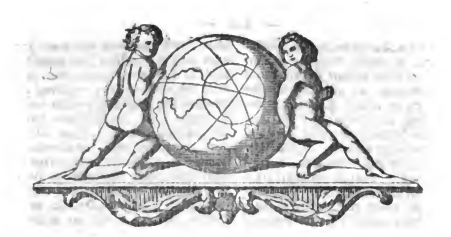
Jene abstrakte Grundformel zu finden, in die alle Weltwesen sich hineingebären, ist übrigens weder schwer noch unversucht geblieben, so wie denn auch Hegel uns einen wissenschaftlich genügenden Ausdruck dafür gefunden zu haben scheint, als der halbsymbolische von Wagner ist. Aber von der indischen Trimurti an oder dem unendlichen Fließen des Herakleitos finden sich mehr oder minder entwickelt bei Mystikern wie Philosophen dafür die sinnreichsten Bezeichnungen. Dies ist aber noch nicht die Erkenntniß der Dinge, vielmehr erzeugt diese Verwechslung eben den gerügten Irrthum. Wie nämlich etwa die Mathematik, indem sie die abstrakten Raum- und Zahlenverhältnisse wissenschaftlich erkennt, nicht zugleich schon Physik ist, wohl aber sie begründet, so können jene Abstraktionen und Schematismen auch nur gefaßt werden, als die formelle Grundlage für die Betrachtung der Dinge, oder der deutende Weiser, um sich in ihrem Reichthum sicher zu ergehen. Sie sind, gleich den mathematischen Formeln, zusammenfassende Gesichtspunkte, um eine Mannichfaltigkeit verwickelter Erscheinungen unter einen gemeinsamen Ausdruck zu bringen, selbst aber ohne alle Bedeutung, abgesehn von dem Besondern, welchem sie gelten. Und so ist es auch das größte Vorurtheil, die Philosophie von der Erfahrung zu trennen, oder beide einander entgegensetzen zu wollen. Wie die Philosophie in der Wurzel nichts Anderes seyn kann noch soll, als die tiefe und vollendete Selbstorientirung des Bewußtseyns in sich und seiner Welt, also recht eigentlich in Selbstbetrachtung anhebt und endet; so ist auch übrigens zur rechten Erfahrung zu bilden, die Aufgabe und wahre Weisheit der Philosophie. In jedem treu aufgefaßten Phänomene hast Du das Gesetz, die abstrakte Formel immer neu und in eindringender Wahrheit wirklich gegenwärtig, und gehst Du, Dich entschlagend jenen recht eigentlich metaphysischen (unwirklichen) Grillen, an der Hand innerer wie äußerer Erfahrung getreulich dahin, so bleibst Du und schreitest sicher fort im allgegenwärtig Wahren, ja Du schaust, wirklich spekulirend, Gott selbst in seinen ewigen Gedanken, wie er sie in die Welt ausgesprochen. Und nur also wird auch die innere Unendlichkeit der Philosophie errungen, die man jezt höchstens nur an dem beständigen Wechsel ihrer Formen äußerlich hat anerkennen wollen. —

Höchst bedeutend ist es, wenn eine Bildungsstufe von Innen her ihr Ungenügendes erkennt und zur Sprache bringt, solche Zeichen sind als die eigentlichen Wendepunkte, als die Reife der Sache sorgfältig aufzufassen. Einen solchen Abschluß über die bezeichnete Epoche enthält unseres Erachtens eine interessante, lange nicht nach Verdienst gewürdigte Schrift:

Chr. H. Weiße (Professor der Philosophie in Leipzig) über den gegenwärtigen Standpunkt der philosophischen Wissenschaft. (Leipzig, Barth, 1830.)

Zwar ist sie zunächst nur gegen Hegel gerichtet, und zeigt, in das Einzelne des Systems eingehend, mit großer Schärfe und Eindringlichkeit das Ungenügende seines Resultats in allen höhern Fragen und Lebensbeziehungen. Doch tiefer blickend, findet der Verfasser die Schuld mit Recht darin, daß es in der abstrakten Idee, die es allein kennt, und in der es einzig verkehrt, nicht die formale Grundlage, sondern den höchsten Inhalt alles Daseyns zu finden meint, kurz in demjenigen, was recht eigentlich als die Entscheidung über Leben und Tod in der Philosophie gelten kann, und nach dessen Vernichtung nicht mehr die beschränkte Form einzelner Systeme, sondern eine völlig neue Fortbildung sich geltend machen wird. Und so enthält die Schrift nicht nur die Widerlegung Hegels, sondern der Grundirrthum, den sein Philosophiren mit so vielen andern theilt, wird in ihr so energisch hervorgearbeitet, daß sie ein weit umfassenderes Ergebniß hat, als ihre nächste polemische Beziehung selbst es beabsichtigte.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 88. — 29. August 1831.

Uebersicht der neuesten philosophischen Literatur.

Von Fichte.

(Fortsetzung.)

Wir verbinden sogleich damit die Anzeige einer verwandten Schrift:

G. Mehring zur Orientirung über den Standpunkt des philosophischen Forschens in unserer Zeit. (Stuttgart, Steinkopf, 1830.)

Diese enthält unseres Bedünkens für eine solche Aufgabe mancherlei zuviel und doch nicht genug. Jene Orientirung kann auf doppeltem Wege erreicht werden: — äußerlich, wenn man das Eigenthümliche der einzelnen Systeme historisch neben einander stellt, mehr auf scharfe Sonderung als auf Vermittlung bedacht, oder innerlich, wenn man ihre Verwandtschaft wie ihren Gegensatz, ihre wechselseitige Ergänzung wie ihr Unversöhnbares, kurz ihr Gesammtresultat sie von Neuem durchphilosophirend ausspricht. Keins von beiden hat eigentlich der Verfasser gethan, sondern mehr im Tone des Räsonnements zum Theil recht treffende Bemerkungen über die einzelnen Systeme vorgetragen, deren Inhalt er schon als bekannt voraussezt. Da sie aber meist nur in der Weise eines subjektiven Urtheils ausgesprochen sind, so bleibt freilich zweifelhaft, ob die Philosophen selbst sie sich zu Nutze machen werden. Bei seiner billigen und unbefangenen Denkweise wird er aber auch keine heftigen Gegner finden. Von der eigenen philosophischen Farbe des Verfassers hat uns Nichts Entscheidendes durchblicken wollen, wiewohl er an einigen Stellen der psychologisch-anthropologischen Richtung sich zuzuneigen scheint.

II.

Die mystischen Philosophen *).

Wir reihen diese sogleich hier an, wegen der polemischen Wichtigkeit, die ihre tiefe und lebendige Gotteslehre direkt wie indirekt gegen die flache Gefühlstheologie nicht minder, als gegen den noch schlimmeren spekulativen Formalismus geübt hat. Und in dieser Beziehung ist besonders Franz Bader anzuzeichnen, den man mit Unrecht den Anhängern der Naturphilosophie beizuzählen pflegt. Er ist seit Kant neben den wechselnden Systemen eigentlich unverändert seines Weges gegangen, doch

*) Hier noch mehr als früher wird dem Kenner nicht entgehen, daß wir bei der Fülle des Stoffes uns blos Andeutungen erlauben konnten, von denen wir nur wünschen, daß ihnen einige Aufmerksamkeit möchte zu Theil werden.

nicht ohne aus jedem sich Eigenthümliches anzueignen. Aber in jeder Form hat er gleicher Weise den oben gerügten Irrthum bekämpft, das Absolute als den Proceß unendlicher Selbstverendlichung, als zeugend-zerstörendes Princip zu fassen, worin er vielmehr das eigentlich Ungöttliche, ja Widergöttliche nachgewiesen; und auch gegen die neueste Gestalt dieses Irrthums hat er sich mit Nachdruck erklärt. (Wir verweisen besonders auf seine Fermenta cognitionis, 1—6tes Heft. 1822—24, und auf die Bemerkungen über einige antireligiöse Systeme unserer Zeit, Leipzig 1824.) Ueberhaupt aber hat auch sonst die Mystik der Selbstgenügsamkeit jenes absoluten Gottwissens manche tiefe und anregende Lehre geliehen, zu welcher sie durch sich selbst kaum gelangt wäre, ohne darum doch den tiefer liegenden Gegensatz ausgleichen zu können. Vielmehr steht das eigentlich Paradore und Kühne der mystischen Ansicht noch immer unangetastet über jener Philosophie. Es ist ein Faktum, eine Grundthatsache, in welcher sie das Geheimniß der Schöpfung gelöst findet. Sie ist daher recht eigentlich Bericht, Hinweisung auf ein Urfaktum, dabei eindringlich an das Gemüth sich wendend, mit dessen tiefsten und geheimnißvollsten Regungen sie verkehrt; während jene in ihrer dialektischen Gedankenbewegung aus sich selbst über ihre abgezogenen Begriffe nirgends hinaus kommt. So ist die Mystik zwar ein anregendes Ferment für die Philosophie geworden; indem jedoch an sich die Wissenschaft blos Ueberkommenes, von wannen es auch sey, nicht in sich aufnehmen kann; bleibt jene Lehre selbst vielmehr Problem, Gegenstand spekulativer Untersuchung, oder wenn man will, das Ziel, dem die Forschung unbefangenen Ganges sich zu nähern, das sie selbstständig zu bewahrheiten hätte. Ein anderes Verhältniß darf die unbedingte, auf sich selbst ruhende Wissenschaft sich nicht verstatten zu irgend einem Voraus gegebenen. Und wenn wir dort vernehmen, daß der Glaube der einzige Weg zur rechten Erkenntniß sey, so kann dies im Sinne der Wissenschaft nur die erste formale Voraussetzung alles Erkennens bedeuten, daß es überhaupt Wahrheit gebe, und daß sie uns zugänglich sey, nicht aber irgend einen vorausgegebenen oder angenommenen Inhalt derselben. —

Die mystische Grundansicht selbst bewegt sich nun durch folgende charakteristische Hauptsätze.

Die Welt ist Schöpfung des göttlichen Geistes und Willens. — Und diese Anschauung einer ewigen, gegen die Welt freien Urpersönlichkeit Gottes ist es, was diese Lehre auf das tiefste abscheidet von jeder pantheistischen Ansicht, in der Gott, so oder anders ausgedrückt, dennoch immer als Urproceß der Welt, als der in ihr sich selbst Vollziehende erscheint, wodurch also die Schöpfung und Weltbewegung, nur ist die innerste Selbstschöpfung und Bewegung des göttlichen Seyns an sich selber. Diese Trennung von jedem Pantheismus und das scharfe Festhalten des göttlichen Urich den endlichen Ichen gegenüber, nicht als eines durch sie sich hindurchprocessirenden, ist ohne Zweifel die tiefste und wichtigste Seite derselben, die eben um ihrer Paradorie und Schwierigkeit willen vorerst rein festgehalten werden muß. Im Paradoxen derselben liegt gerade der höchste Ausschluß. — Natur wie Menschengeschlecht aber, ursprünglich lauter und unvergänglich von Gott geschaffen, ist nach dieser Lehre dennoch herabgesunken von dieser Höhe, durch Verflechtung in einen geheimnißvollen Geisterfall; und erst dadurch ist die Gestalt irdischer Vergänglichkeit, Zeit und Tod, in die Welt gekommen. Deshalb wäre der Verlauf der natürlichen und menschlichen Dinge an sich nur die Geschichte immer größerer Gottentfremdung, wenn nicht die rettende Gnade dazwischen getreten wäre. Durch sich ist nämlich der (gefallene) Mensch der Wahrheit wie des Guten untheilhaftig, blind und träge; und es bedarf besonderer Offenbarung zur Wahrheit, wie erlösender Gnadenwirkung zum Guten, um das gefallene Geschlecht aus seiner Gottesferne wieder in die Einheit mit ihm zurückzuleiten. Jene Offenbarung enthalten die Schriften des alten und neuen Bundes, die erlösende Anstalt ist die Kirche, und das Gebiet jenes Gotteskampfes mit dem Bösen, durch die menschliche Freiheit hindurch, ist die Geschichte, welche in der alten Welt ein ausgewähltes Volk zeigt, als das einzig unbefleckte Gefäß der zuerst in Vorbildern und prophetischen Weisungen sich entfaltenden Uroffenbarung, endlich als die Reife der Zeiten gekommen, in Christo ihre Vollendung fand, und jezt das stets sich erneuernde Wunder der Erlösung in sich aufzunehmen und immer siegreicher bis zur gänzlichen Abscheidung des Bösen zu verbreiten hat. Die physische Ordnung ist daher durchaus dieser höhern Oekonomie der Geisterwelt unterthan, und wie die göttliche Gnadenwirkung, blitzähnlich die Schranken der Natur durchbrechend, recht eigentlich Wunderwerke zu üben vermag, so wird auch am Ende der irdischen Zeit, wenn die Geschichte ihr Ziel erfüllt, bei der Scheidung des Guten und Bösen im Weltgerichte die sichtbare Natur vergehen, nachdem sie ihre Bestimmung erfüllt hat, Hülle und Bewahrerin des göttlichen Funkens zu seyn, — die Zeit wird in der Ewigkeit schwinden, und Gott wieder sein Alles in Allen. —

Ich glaube sonst schon gezeigt zu haben, daß mir die Bedeutung dieser Weltansicht nicht fremd geblieben, indem ich in frühern Darstellungen versucht, manches Mythische an ihr abstreifend, ihr eine allgemein wissenschaftliche Basis zu geben. Wenn ich jedoch mich auch jezt noch zu dem eigentlich Spekulativen jener Schrift bekennen muß, so hat doch eine weiter entwickelte Selbstbildung diese Ansicht selbst in ihrem ganzen Umfang mir nicht als haltbar bewähren können. Sie sezt eigentlich nur ein Unbegreifliches an die Stelle eines noch Unbegriffenen, gibt

ein Sinnbild statt einer spekulativen Lösung. Jener Abfall von Gott — die Wurzel und der Wendepunkt aller ihrer naturphilosophischen wie ethischen Lehren — was ist er eigentlich anders als ein symbolischer Ausdruck, um das Räthsel nur zu umkleiden, eine in der lezten Zeit freilich beliebt gewordene und mannichfach gewendete Redensart, die dennoch jeder schärfern Prüfung in den Nebel der Begriffslosigkeit entflieht. Wir haben darin nur eine Scheinerkenntniß erworben, und wenn die Philosophie nicht Scheu tragen soll, bei manchen Problemen zu bekennen, aber auch es zu erweisen, daß und warum sie jenseits ihres Horizonts liegen; so ist es doch ihrer unwürdig, statt dessen ein Scheinwissen zu bieten. Jene Lehre ist ursprünglich gar nicht Philosophie, sondern religiöse Ueberlieferung, Tradition; sie verwandelt, was Gegenstand der Untersuchung ist, in eine Berichterstattung von Gott und dem geheimnißvollen Verlaufe der Schöpfung. Ganz konsequent beruft sie sich daher auch auf überkommenes Zeugniß, auf heilige Historie! doch ohne unbefangen und auf jede Gefahr hin die vorhandenen Denkmale zu erforschen, sondern gewisse Resultate anticipirend und mancherlei Vorbehalt sich verstattend. Deshalb hat sie auch zu allen Zeiten der Form geheimer Ueberlieferung sich zugeneigt, und neuerdings sogar der sinkenden Maurerei durch sich eine höhere Bedeutung zu verleihen gesucht. — Dennoch wird ihr Einfluß auf Philosophie und religiöse Gesinnung nie verschwinden; denn sie ist nicht nur die älteste Lehre der Menschheit, in tausendfacher Gestalt sich hindurchziehend durch alle Formen der Religion und des Glaubens, sondern auch die kühnste Antwort auf das Räthsel, das Gemüth und Welt uns ahnen läßt. Aber wir wiederholen es, wie sie sich dargibt, ist sie zunächst nur anregendes Problem, Gegenstand der Untersuchung; und selbst von mystischen Philosophen kann nur in dem Sinn die Rede seyn, als sie in ihrem Geiste, oder ihr sich annähernd, jedenfalls aber selbstständig zu spekuliren versuchen. Der rechte Siz der Mystik ist von jeher Deutschland gewesen — ein charakteristisches Zeichen unseres tiefen, in der Fülle und Innigkeit des Gemüthes webenden Geistes, aber auch von der Größe unserer noch nicht erreichten Aufgabe, Religion und Philosophie zu völliger Versöhnung zu bringen; denn die Mystik steht verbindend und wie prophetisch hinweisend auf diese einstige Versöhnung zwischen ihnen. Ueberhaupt hat sich dieser ahnungsvolle Geistesorient der Menschheit fast nur noch unter uns erhalten; Mystik und Sehnsucht gelten nicht nur in der Poesie; auch in der Wissenschaft haben sie sich geltend gemacht in gutem wie in üblem Sinne. — In England ist sie nach Pordage gänzlich erloschen, während sie in Frankreich seit dem Verschwinden der spiritualistischen Schule von Martinez Pasquales und St. Martin, in de Maistre und Bonald mehr eine nationell-politische Richtung auf Kirche und Staat bekommen, und so bleibt hier nur noch übrig, ihre wissenschaftlichen Repräsentanten in Deutschland zu charakterisiren.

1) Friedrich von Schlegel: Die drei ersten Vorlesungen über die Philosophie des Lebens. Wien 1827. — Philosophie des Lebens, in funfzehn Vorlesungen. Wien 1828. — Philosophie der Geschichte, in achtzehn Vorlesungen, gehalten in Wien im Jahr 1828. Erster und zweiter Band. Ebendaselbst 1829. — Philosophische Vorlesungen, insbesondere über Philosophie der Sprache und des Wortes; geschrieben und vorgetragen zu Dresden im Dec. 1828 und Jan. 1829. Wien 1830.

In vorliegenden Werken hat Schlegel nach eigenthümlichem und geistreich entworfenem Plane die religiöse Philosophie umfaßt, und damit zugleich die einzig vollständige Darstellung derselben versucht, die wir in neuerer Zeit besitzen, — in jeder Art ein würdiges Denkmal des vielbegabten Geistes, der noch im Tode Gegenstand bitterer Schmähung wie überschwänglicher Vergötterung, jezt endlich, nachdem die tobenden Stimmen verhallt sind, es wohl verdient, in freier Anerkennung gewürdigt zu werden. Wie verschieden man auch über Einzelnes denken möge, im Principe ist seine Philosophie die einzig wahre, er gründet sie auf die Erkenntniß des persönlichen Gottes und seiner Offenbarung, wie er in Natur, Bewußtseyn und Menschengeschichte sich bethätigt. Und dies fürwahr ist der Antrieb, wie der verborgene Reiz aller Forschung, zugleich aber auch der gemeinsame Mittelpunkt, den wir Alle suchen, in der harten Schale dialektischer Begriffsspaltung, wie in den Irrgängen und Windungen psychologischer Reflexion. Dies Eine ist es aber zugleich, das uns im Tiefsten dennoch geeinigt hält, wie verschieden auch die Form und das Wort sich gestalte in den wechselnden Standpunkten der philosophischen Bildung wie Individualität, und so werden wir auch diesen Ausdruck desselben nicht zurückweisen dürfen. — Jener Eine Grundgedanke, der sich durch die angeführten Werke hindurchzieht, verläuft nun folgender Gestalt. Im allgemeinen Menschenfalle, den er als Mystiker an die Spitze stellt, ist das Erkennen nicht weniger gesunken und verfinstert, als der Wille; er bedarf einer Erweckung und Erinnerung an die ursprüngliche, in ihm nur zurückgedrängte Wahrheit; und diese medicina mentis, diese Erregung des höhern Bewußtseyns ist versucht in den ersten Werken über die Philosophie des Lebens. So hat sie dieselbe Aufgabe, welche die Kritik der Vernunft, die Wissenschaft der Logik u. s. w. nur in anderer Weise sich auch gestellt haben, — das Organ der Wahrheit im Bewußtseyn herzustellen, ja hier sogar umfassender noch den gesammten Menschengeist zu restauriren. Und so wie dort das reflektirende Erkennen, oder das abstrakte, sich in sich

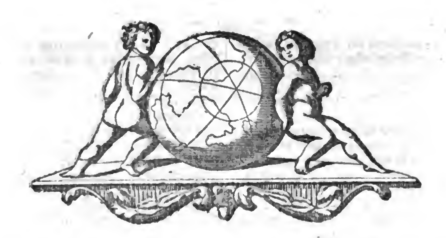
selbst bewegende Denken als dies Organ angesprochen wird, so soll es hier sein das von Gott erleuchtete Bewußtseyn. Doch kann solche Bezeichnung an sich selbst noch nicht das Fundament zu einer Theorie des Erkennens werden, und wirklich zeigt die weitere Ausführung nur zu sehr, wie die ganze psychologische Theorie eines organischen Mittelpunktes ermangelt, sie ist zu weitläuftig gehalten, um als Skizze, zu vereinzelt und ungleichartig, um als wissenschaftliche Ausführung gelten zu können. Ueberhaupt zeigt sich dabei so wenig wissenschaftliche Strenge, daß selbst das Geistreiche und Eigenthümliche einzelner Ansichten dem Scheine der Willkühr nicht entgeht. Dennoch billigen wir höchlich den durchlaufenden Hauptgedanken von dem Einseitigen und Mangelhaften des abstrakten Denkens, und daß, wie im höchsten Sinne Glauben und Erkennen Eines, so auch das Denken nur die lebendigste, gesteigertste Selbsterfahrung sey. — Aber wie schon angedeutet, muß die religiöse Philosophie zunächst der Betrachtung der Geschichte sich zuwenden, um in ihr die niedergelegte Uroffenbarung zu finden, die zugleich als erlösende, herstellende sich bewährt. Diese Wiederherstellung des Menschengeschlechtes zu dem verlornen göttlichen Ebenbilde in den verschiedenen Weltaltern, zuerst von der anfangenden Offenbarung, sodann bis zur Reife derselben in Christo, und von hier aus bis zur letzten Abscheidung und Vollendung durchzuführen, ist Inhalt der Philosophie der Geschichte, ohne Zweifel des Hauptwerks in diesem Cyklus von Darstellungen, und neben den frühern Vorlesungen desselben über Literatur, unstreitig des gediegensten, was F. Schlegel hinterlassen. Aber auch hier bietet sich im Einzelnen manche Einwendung, besonders wird die historische Kritik Manches berichtigen und zurücknehmen müssen. — Das dritte Werk endlich, das der Tod des Verfassers unterbrach, sollte die Philosophie der Sprache, als des Organs im Menschen für Offenbarung und eigenes Erkennen, die Philosophie der Offenbarung selbst und die christliche Naturphilosophie enthalten, woraus sonach die einzelnen Disciplinen nach ihren Hauptumrissen beschlossen worden wären.

Der Vortrag ist überall klar, einfach gehalten und doch scharf bezeichnend, einzelner tiefer und umfassender Blicke voll, und nur selten zu polemischer Uebertreibung sich steigernd. Aber auch hier ist es nicht die saure Aergerlichkeit der sogenannt großen Männer, wenn sie Widerspruch erfahren oder die Zeit ihnen zu entwachsen droht. Vielmehr erkennt man, wie er klar und einig in sich, zwar mit scharfem, doch gelassenem Urtheil über den einzelnen Erscheinungen der Gegenwart steht. Dennoch kann man sich bei der Lektüre von F. Schlegels lezten Schriften des Eindrucks einer gewissen Geistesmüdigkeit nicht erwehren, so wie auch bei der Produktion derselben eine Art von Geburtsschmerz nicht hat verwischt werden können. Es ist das Bild eines edlen, aber müdegerungenen Geistes, der vielversucht in mancherlei Form und Wissenschaft, fast die reichen Blüthen sich abgestreift hat auf der langen Wanderung nach Wahrheit und Schönheit.

2) C. J. G. Windischmann: Kritische Betrachtungen über die Schicksale der Philosophie in der neuern Zeit und den Eintritt einer neuen Epoche in derselben. Frankfurt 1828. — Die Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte; erster Theil: Die Grundlagen der Philosophie im Morgenlande. Erste Abtheilung. Bonn 1827. Zweite Abtheilung. Ebendas. 1829.

Auch in lezterm Werke ist leitende Grundidee die innige Verbindung zwischen Philosophie und Geschichte. Jene entwickelt sich mit dieser, und die Epochen der Weltgeschichte werden bezeichnet durch das philosophische Princip, das in ihnen sich ausspricht. Dieser Begriff wird nämlich hier im weitesten Sinne genommen, als das höhere Intelligible in der Menschheit, das nicht nur in abstraktem Spekuliren, sondern auch in Religion, moralischer Sittigung und Gesetzgebung waltet. Hier soll nun an der ältesten Religion und Gesetzgebung des sogenannten Heidenthums nachgewiesen werden, wie sich auch diesen Völkern die göttliche Offenbarung nicht unbezeigt gelassen, wie vielmehr auch durch ihr Leben eine schätzende und erhaltende Grunderkenntniß sich hindurchzieht; ein tiefer und urwahrer Gedanke, zugleich ein belehrendes Korrektiv für die orthodoxen Zeloten, die gewöhnlich nur in Moses und den Propheten diese Voroffenbarung des Christenthums erkennen wollen. Die beiden ersten Abtheilungen stellen vorerst nur Sina und Indien dar, überall Mythologie, Spekulation und Gesetzgebung umfassend, in der Einigung, wie sie besonders im Oriente statt fand. Seine „Betrachtungen über die neuere Philosophie" führen dies philosophisch geschichtliche Princip an den spekulativ ausgebildetere Gestalten der neuern Systeme durch; besonders darin einen Gegensatz der religiösen und irreligiösen Philosophie festhaltend, was uns indeß ein mißliches Eintheilungsprincip erscheint, indem dieselben spekulativen Grundideen, je nach dem Grad ihrer Entwickelung, bald als fromm, bald als unfromm erscheinen können. So hat man Spinosa des Pantheismus, ja Atheismus beschuldigt, während sein Princip weiter ausgebildet das Fundament jeder wahrhaft religiösen Philosophie werden muß. Malebranche dagegen, den der Verf. seines religiösen Geistes willen mit Recht sehr hoch stellt, kann mit seinem Princip, daß wir alle Dinge in Gott schauen, konsequent durchgeführt, zu den irreligiösesten Folgerungen Veranlassung geben. Die bedeutendste Seite dieser Kritik ist es aber, daß der Verf. am Schluß des Werkes die einzige Hülfe für die Spekulation, auch zu ihrer Versöhnung mit dem religiösen Bewußtseyn, in der strengen Zucht und Ausbildung des wissenschaftlichen Denkens erkennt.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 89. — 2. September 1831.

Uebersicht der neuesten philosophischen Literatur.

Von Fichte.

(Fortsetzung.)

Aeußerlich ergänzend und fortführend schließt sich an jene historischen Untersuchungen an:

3) Die Philosophie der Tradition. (Frankfurt a. M. 1827, von Prof. Molitor daselbst verfaßt.)

die besonders der hebräischen Ueberlieferung folgend, aus der Kabbalah und andern fast unbekannten Quellen hebräischer Geheimlehre, ein reiches System traditionellen Mystik uns vorführen;

4) Franz von Bader: Vorlesungen über spekulative Dogmatik, Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung 1828. Erstes Heft. Zweites Heft: Münster, Theissing 1830. — Philosophische Schriften und Aufsätze. Vom Verfasser gesammelt und neu durchgesehen. Erster Band. Münster 1831.

Die leztere Schrift enthält die Sammlung der kleineren Aufsätze des Verfassers, und ist so eigentlich eine dankenswerthe Erneuerung seiner frühern Beiträge zur dynamischen Philosophie. Hier sind noch zehn Aufsätze dazugekommen (X – XIX), die früher schon einzeln bekannt, bei ihrer vergleichenden Zusammenstellung die vielfachen Wiederholungen nicht verbergen können, von denen Baders Schriften im Einzelnen überhaupt nicht frei sind. In den Vorlesungen über spekulative Dogmatik (1, 2 Heft) begann er seine Denkweise in mehr wissenschaftlichem Zusammenhange darzustellen, ein Unternehmen, das gewiß allen Denkern willkommen, uns nur seine Vollendung wünschen läßt. Unter den Aufsätzen verweisen wir besonders auf seine „Gedanken aus dem großen Zusammenhang alles Lebens," und „die Begründung der Ethik durch die Physik." Ueberhaupt sind die tiefgreifenden und frappanten Analogien zwischen der physisch organischen und geistig göttlichen Oekonomie die anregendste Seite seiner Ansicht.

Die Darstellung bleibt fast überall dieselbe: sie ist beinahe einer unwillkührlichen Explosion des Gedankens vergleichbar, der nachdem er kommentirend oder polemisch am Faden fremder Aussprüche lange fortgeredet, endlich in einer einzelnen lakonischen Wendung sich entladet. Fast nirgends aber findet sich eine architektonische, noch weniger eine organische Entfaltung des Begriffes, wie sie der gegenwärtige Stand philosophischer Bildung fast unabweisbar verlangt. Und diese nicht selten schroffe Paradoxie vereinzelter Aussprüche hat es seinen Gegnern leicht gemacht, oberflächlichen Widerspruch oder Spott wider ihn aufzu-

bringen. Zu der leztern flachen Art können wir nun freilich um seiner übrigen Eigenschaften willen

5) Carl Seebald (in seiner Schrift: Philosophie und religiöse Philosophen ꝛc. Frankfurt, Brönner 1830.)

eigentlich nicht zählen. Doch hat er bei seiner vereinzelnden Auffassungsweise des Gegners Manches härter und schlimmer gedeutet, als es ursprünglich gemeint war, und überhaupt ist Ironie gegen Einzelnes, nicht gegen die Wurzel und das Princip einer Ansicht, ein ungenügendes Zerstörungsmittel; denn aus der unversehrten Wurzel treiben neue Keime hervor. Zugleich gibt es eine zerstückende und rein organisch auffassende Kritik. Jene, wiewohl sie im Fache der Philosophie die gewöhnlichste und beliebteste ist, kann doch eigentlich nur den Vortrag treffen, und genügt sich höchstens daran, aus dem eigenen Gegensatze heraus am fremden herumzureden. Diese wägt Princip gegen Princip, und wenn sie es auch nicht bis zur völligen Aussöhnung des Gegensatzes in einer höhern Einheit bringt, so wird diese dadurch doch immer vorbereitet. —

6) J. Görres: über die Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Weltgeschichte. Breslau 1830.

Bei diesem ausgezeichneten Mann wird die Mystik interessant durch die Verbindung mit der Persönlichkeit, in welche sie eingegangen. Energische Phantasie, Uebergewalt der Sprache, tüchtiger Ingrimm und heroischer Muth gegen das, was er den Schaden der Zeit hält, durchdringt sich seltsam mit Tiefsinn, Religiösität und Milde des Urtheils. Dennoch scheint der Hauptreiz seiner gewaltigen Darstellung abzugehen, wenn der Widerspruch, die Gelegenheit der Opposition ihr entzogen wird; dann aber erhebt sie sich fast zum Orkan, der Alles mit sich von dannen reißt. Der gegenwärtigen Schrift fehlt dieser Stachel: sie ist eine seiner klarsten, ohne doch darum an überzeugender Kraft vor den andern zu gewinnen. Auch er schleicht am eigentlichen Problem vorüber, um dafür beredsam ausführlichen Bericht abzustatten, wie es bei Schöpfung der Welt zugegangen, erzählt von den drei Reichen, die sich in ihr durchdringen, dem Reiche Gottes, als des unbedingt freien, dem der mit Nothwendigkeit gemischten Freiheit im Menschen, und dem der Natur, als der unbedingten Nothwendigkeit, aus diesen Elementen sey die ganze Verflechtung der Geschichte zu begreifen. Aber eine so unbefangene historische Manier, die verwickeltsten Fragen der Spekulation zu besprechen, ohne sich um das Warum und Woher zu kümmern, und nicht einmal versuchsweise eine überleitende Brücke zu jenem Standpunkt anzubieten, zerstört eigentlich sich selbst, indem eine andere Berichterstattung mit denselben Ansprüchen ganz anders lauten kann, wie er selbst ja früher über viele hier berührten Punkte sich in entgegengesezter Weise hat vernehmen lassen. Kurz hier am Wenigsten sind wir dem Gebiete der Willkühr entgangen, und eine Restauration der Philosophie wie der gesammten wissenschaftlichen Denkart muß gelassener begonnen werden. —

Während die bisher Genannten minder oder mehr die Tradition zur Grundlage nahmen, ist ihnen eine andere Gruppe von deutschen Mystikern entgegenzusetzen, welche durch Naturbetrachtung und Anthropologie ihr eine wissenschaftliche Basis zu geben suchen. Unter ihnen ist Schubert (Geschichte der Seele) und H. Steffens (Anthropologie. 2 Bde. 1822.) besonders auszuzeichnen mit ihrem Versuche einer religiösen Naturphilosophie, deren tiefe und reichkombinirte Ansichten ihnen zugleich einen vergleichenden Blick in die Entwicklung des Geisteslebens und der Geschichte geöffnet. Besonders des Leztern Werk halten wir in diesem Betracht für sehr bedeutend, wiewohl es noch wenig Eingang gefunden zu haben scheint in die allgemeine Gedankenmasse. Und vielleicht nicht ganz ohne des Verfassers Schuld, dem es nicht völlig gelungen, über alle Theile des gedankenreichen, tiefverschlungenen Werkes Ebenmaaß der Darstellung und ordnende Verständlichkeit anszubreiten. Ueberhaupt erwarten wir noch sehnlichst, das lezte Wort der Einheit über seine Ansichten von ihm ausgesprochen zu sehen. Seine spätere Glaubensrichtung und seine romantische Darstellungen wird der ursprünglich wissenschaftliche Trieb und die energische Entwickelungskraft seines Geistes überdauern. Je schwerer es ist, bei Tiefe und Vielseitigkeit beherrschend über der eigenen Fülle zu stehen, desto mehr bedarf es strengster Koncentration in sich selbst und einer gewissen Enthaltsamkeit stillen, nur auf Ein Ziel gerichteten Bildens.

Auch Heinroth, wiewohl er sich neuerdings nachdrücklich gegen alle Mystik erklärt hat, kann diese Geistesverwandtschaft nicht abläugnen. Ist doch selbst die Grundidee, auf die er seine Psychologie gebaut (Psychologie als Selbsterkenntnißlehre, 1827), von der Dreitheilung des Menschen in Leib, Seele und Geist, ist doch seine Ansicht vom Bösen und vieles Andere hier wie in seiner Schrift über Wahrheit, ursprünglich mystische Lehre. Ueberhaupt können wir seine Geschichte des Mysticismus fast nur betrachten als einen Abfall desselben von sich selbst, vielleicht um sich mit dem Horizonte seiner Umgebung und dessen beliebten Ansichten etwas mehr in Güte zu setzen, über die er gar zu auffallend sich erhoben hatte. Läßt er doch darin die reichsten und tiefsinnigsten Geister mit so stolzer Selbstbehaglichkeit vor sich die Revue passiren, wie nur irgend sein philosophischer Nachbar es vermag in dem bekannten Lexikon. Gewissen Leuten jedoch gefallen zu wollen, ist vielmehr schon als ein schweres Geistesverhängniß, wirklich ihnen zu gefallen, aber als das größte Unglück anzusehen.

III.

Die reflektirenden Philosophen.

Im Gegensatz mit der dialektisch konstruirenden Philosophie behauptet diese Richtung der Spekulation zunächst gar kein *absolutes Wissen*, sondern nur eine vom Standpunkt des Menschen gewonnene Wahrheit zu besitzen. Jene versprach, erkennend uns den Göttern gleich zu machen; diese will uns zu menschlicher Weisheit bilden, oder bekennt ihren Zweifel, ihre Ungewißheit; daher denn in ihr überall zugleich die praktische allgemein menschliche Richtung hervortritt; ja es findet sich in ihr gar nicht jene Trennung des Esoterischen und Exoterischen, wie sie dort von selbst sich ergibt, und sie kann selbst ihr theoretisches Resultat vollkommen popular und gemeinverständlich aussprechen, indem die Betrachtungen und Beweise über die Schranken unseres Wissens, welche ihren Hauptinhalt ausmachen, alle tiefern Fragen ausdrücklich von sich zurückweisen. So streift sie denn auch nach der besondern Bildung oder Individualität ihrer Beförderer entweder an die Skepsis oder den Glauben, welche Gegensätze überhaupt oft sich näher berühren, als man es sich denkt.

Obwohl nun diese menschlich selbsterkennende Richtung in der Philosophie zu allen Zeiten sich geltend machte, wie sie denn bei den Alten, vorzüglich im *Sokrates* ihren Repräsentanten gefunden, dessen eigenthümlicher Vorzug wie Beschränkung nur hiernach richtig zu beurtheilen ist; so hat doch auch diese erst die neuere deutsche Philosophie zu völlig wissenschaftlicher Ausbildung gebracht. Als ihre Häupter und Stifter müssen wir *Kant* und *Jacobi* bezeichnen, die innerlich verwandt und doch äußerlich entgegengesezt, durch ein merkwürdiges Geschick neben einander traten, um sich zu ergänzen und zu vervollständigen. Beide zeigten, — um zunächst vom Theoretischen anzufangen, — in diesem Punkte übereinstimmend, bis zur höchsten Klarheit, daß alles *vermittelte* Erkennen, alles Wissen, das überhaupt mit Begriffen und Abstraktionen verkehre, gar kein neues und besonderes *Erkenntnißobjekt* zu erwerben vermöge, sondern überall nur das *Nachsehen* habe von dem, was das unmittelbare Bewußtseyn, das lebendige Erfahren ihm darbietet. Die Folgerung lag nahe, und sie ist auch gemacht worden, daß hiernach auch kein Erkennen Gottes aus Begriffen, keine spekulirende Theologie möglich sey. — Hierüber nun mit *Jacobi* einig und die Zerstörung jener Begriffsmethaphysik mit bewundernswürdiger Schärfe durchsetzend, verstrickte *Kant* sich doch nach Unten hin, bei der Frage nach dem *unmittelbaren* Bewußtseyn durch seine falsche Raum- und Zeitlehre, der wahren Stammmutter aller heutigen Verwirrung und unzähliger Irrthümer *) — in einen subjektiven Idealismus, der in ihm eben so sehr das Vertrauen zum unmittelbaren Bewußtseyn zerstörte, als er selbst das abgestammte, spekulirende Erkennen in Mißkredit gebracht hatte, und nach Unten wie nach Oben der Realität entleert, blieb seine Philosophie in einer haltungslosen Oede schweben — nach ihrem ursprünglichen Plane aufs Weiseste angelegt und der höchsten Bewunderung werth, durch die Ausführung aber, wegen eines fast unwillkührlichen Fehlers im Anfange, der durch die Konsequenz, mit welcher er in der Rechnung durchgeführt wurde, zulezt zum ungeheuern Deficit anschwoll — in ungeheuern Widerspruch endend! — Aber hier eben tritt *Jacobi* ergänzend dazwischen, dessen ganze Lehre sich in den einfachen Satz drängen läßt, daß alles Reale nur durch eigene *Offenbarung* dem Bewußtseyn sich mittheile, voraussetzend ein ihm entsprechendes *Organ* in lezterem, wie das Auge dem Licht. Gleichwie nun der äußere Sinn auf übrigens „*unbegreifliche*“ Weise die Außenwelt *wahrnehme*; eben also bedürfe es auch eines eigenthümlichen *Sinnes* (Organs) für das Göttliche und Ewige. *Ein solches sey aber vorhanden in uns*; er nannte es früher *Glaube*, nachher *Vernunft*, mit Recht den *völlig gleichen Grad* der Gewißheit ihm zurechnend, wie dem Sinne, welcher die Außenwelt uns offenbart. Diese einfach großartige Entdeckung, die wir nur mit der gleichbedeutenden in der physischen Welt zu vergleichen wüßten, von dem ewigen Feststehen der Sonne und des Fixsternhimmels *über uns*, — diese tiefe Orientirung unseres Bewußtseyns nach der innern Sonne und dem rechten Ausgange müssen wir nun mit scharfer Klarheit festhalten als das tiefhaltige Samenkorn des neuen Baumes der Erkenntniß. Bei *Jacobi* selbst hat sie sich mannichfach verwirrt, wie wir ihm anderweitig nachgewiesen haben, besonders dadurch, daß er sie der Spekulation feindlich entgegenhielt, statt auf sie die *Erneuerung* derselben zu gründen.

Die verwandte Tendenz der beiden großen Männer mit Scharfsinn erkennend, wollte *J. J. Fries* sie auch durch Theorie vermitteln. Dem Kantischen Idealismus folgend, erklärt er nämlich das Wissen für Nichtwissen des *Wahren*, welches Leztere man nur (nach Jacobi) *glauben* und *ahnen* könne. Aber jener Niederschlag des Wissens zu einer blos *menschlichen* Vorstellungsart, wie es bei ihm immer heißt, macht auch den Glauben nur allzusehr derselben Schwäche verdächtig, je mehr derselbe an sich

*) Was hier nur in Form der Behauptung ausgesprochen werden kann, haben wir in der *Charakteristik der neuern Philosophie* bei *Kant* ausführlich entwickelt. Ohne eine berichtigte Raum- und Zeittheorie ist jezt kein wahrer Fortschritt in der Philosophie möglich. Möchte es daher Beurtheilern wie Mitphilosophirenden gefallen, darauf, als auf den eigentlichen Standpunkt der neuern Spekulation, besonders ihre Aufmerksamkeit zu richten.

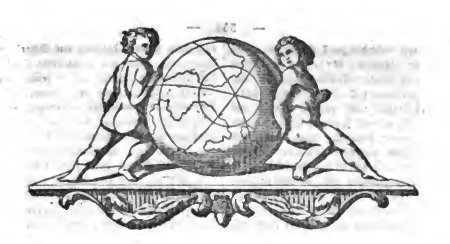
Anm. des Verfassers.

schon als schwankender, ungewisser, kurz subjektiver sich ankündigt, denn das Wissen. Und diese Ungerechtigkeit gegen das unmittelbare Bewußtseyn, diese Zerstörung des gesunden, naturgemäßen Verhältnisses rächt sich auch im weitern Fortgange der Theorie. Zulezt wird ihr nämlich unter den Händen nothwendig Alles subjektiv, Glauben wie Wissen, weil sie das unmittelbare Wissen, die Basis und den Entwicklungspunkt alles Bewußtseyns, sich identistisch zersezt hat. Und keiner hat die nothwendig hier zurückbleibende Negativität siegreicher ins Licht gesezt, als Friedrich Bouterweck, in seiner lezten und reifsten Schrift: die Religion der Vernunft (1824), während die eigene frühere Theorie freilich auch nur den mit Kant sich unterbauenden Jacobischen Standpunkt enthielt, und so sich nicht weniger in den aufgewiesenen Widerspruch verflüchtigte; aber sein Verdienst ist es eben, ihn zu völligem Bewußtseyn gebracht zu haben. — Reiner und nicht ohne Gemüth und Begeisterung, wie sie hier wohl sich ziemen, wo eine lang versiegte Quelle zuerst nun wieder aus ihrer Versteinung hervorzulocken war, haben die Jacobische Grundansicht besonders Fr. Köppen, Chr. Weiße („vom lebendigen Gott") und Clodius („von Gott in der Natur, in der Menschengeschichte und im Bewußtseyn") ausgesprochen. Auch Eschenmayer ist dieser Richtung verwandt, er betrachtet das Gefühl als die Quelle der Religion, aber es ist ihm mehr ein receptives Vermögen, als selbstständiges Erkenntnißprincip, und so bedarf es nach ihm noch besonderer Offenbarung, um den Menschen positiver Wahrheit über die höchsten Dinge theilhaftig zu machen. (Eschenmayers Religionsphilosophie. 2r, 3r Bd. 1822—24.)

Beurtheilen wir diesen Standpunkt, der seiner Verbreitung nach fast als der herrschende anzusehen ist, nach allgemein wissenschaftlichen Anforderungen. Jacobis geniale Anschauung ist eigentlich nicht Philosophie, sondern in einen umfassendern Zusammenhang aufgenommen, wird sie Element, Keim einer solchen. Der Kantisch-Jacobische Synkretismus von Fries dagegen endet in höchstem Widerspruch. Wir kommen nirgends in ihm über die bloßen Thatsachen des Bewußtseyns hinaus, die wir nach dem einmal angenommenen Gegensatze von Wissen und Glauben zwar äußerlich ordnen, nicht aber wissenschaftlich deuten können. — Das Wissen habt ihr schon bezeichnet als menschliche Vorstellungsart; warum soll Glaube und Ahnung dies weniger seyn? Völlig willkührlich glaubt Ihr Euerm Glauben, mißtraut aber Euerm Wissen: woher doch das Recht zu solcher Halbheit? Weil die Resultate, welche Euer Wissen gefunden, kalt und unerfreulich lauten, so soll Alles Wissen sofort verstummen? Freilich kehrt darin nur die Jacobische Lehre von dem nothwendigen Widerstreit zwischen Spekulation und Glauben zurück; aber nicht diese ists, welche Jacobis großer Entdeckung ihre Vollendung gegeben, sondern sie verkürzt und mißleitet hat. Jede Philosophie, die in Selbstzerreißung und Verstümmlung des Geistes endet, sey dies zu Gunsten des abstrakten Denkens oder des Glaubens, trägt darin schon das Zeichen jener Einseitigkeit und Beschränktheit. Der einfach unverkünstelte Sinn faßt vertrauensvoll die Dinge, wie sie sich ihm darbieten; ja er versteht nicht einmal jenen künstlichen Zustand zweifelnder Reflexion, er ruht zuversichtlich in seinem Wissen, und verschließt sich nicht dem Glauben, er ist ganz und mit ungetheiltem Geiste sich gegenwärtig. Aber das Bedürfniß der Philosophie wie ihr Begriff sezt schon voraus, daß die ursprüngliche Harmonie zwischen der Welt und uns getrübt sey, daß der Zweifel Raum gewonnen. Soll nun hieraus die höhere, spekulative Harmonie sich wiederherstellen, so bedarf es, den Zweifel vollständig und in ganzer Kraft gegen Wissen wie Glauben zu richten, Alles zu zersetzen, um es neu und geläutert im Feuer des Erkennens zurückzuempfangen; und dies ist der große spekulative Proceß, der durch die Jahrhunderte sich hinziehend, auch uns in seiner merkwürdigsten Gestalt nahe tritt. Jene paaren dagegen ohne umfassende Untersuchung Glauben und Zweifel, und gerathen dadurch in einen beidlebigen Zustand so seltsamer Art, daß sie sich mit dem natürlichen Bewußtseyn entzweien, ohne eigentlich spekulativen Ersatz dafür zurückzuempfangen. Wie fern sind sie davon geblieben, den Zweifel in ganzer Klarheit und Härte vor sich auszusprechen! Es ist der Widerspruch im Gedanken eines Realen außer dem Bewußtseyn. Indem ich davon weiß, und sein Seyn behaupte, ist es vielmehr in mir, nicht außer mir. Und ob überhaupt dies Außer mir dem In mir entspreche, wie das ganze Verhältniß zu denken, dies ist die entscheidende Frage, welche im großen Zusammenhange wissenschaftlicher Philosophie nothwendig die erste bleibt. Wir müssen die Vorfrage stellen, wie Kant; aber geleitet durch die Einsicht, wo er fehlte, dürfen wir ein völlig anderes Resultat erwarten.

Ueberhaupt scheint der Zeitpunkt gekommen, wo das System der Philosophie zu reicherer Ausbeute und in größerer Umfassung auszuführen ist, als je bisher. Ihre entgegengesezten Richtungen, die reflektirende, wie die abstrakt dialektische, haben sich in ihrer Absonderung aufs Höchste ausgebildet. Jezt gilt es, beide in einem höhern Ganzen zu kombiniren und zu durchdringen. Aber auch sonst sind alle partikulären Standpunkte, die Monographien gleichsam aller spekulativen und geistigen Nüancen, für sich so durchgearbeitet worden, ja es ist Gefahr, diese vereinzelten Strebungen in gänzlicher Verwirrung untergehn zu sehen; daß Alles dazu hindrängt, eine umfassende und vermittelnde Einheit zu suchen.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 90. — 5. September 1831.

Uebersicht der neuesten philosophischen Literatur.

Von Fichte.

(Fortsetzung.)

Zugleich haben sich die Anforderungen des religiösen Bewußtseyns, wie die Richtung auf Naturbetrachtung und Geschichte so entschieden geltend gemacht, daß sich die Philosophie nicht mehr entziehen kann, jene anzuerkennen und diese in sich aufzunehmen. Die Scheidewand zwischen den einzelnen Wissenschaften ist schon durchbrochen; aber auch der Gegensatz zwischen Spekulation und Erfahrung muß schwinden, der noch in den meisten Philosophien mit ganzer Härte festgehalten wird; die Armuth und Dürftigkeit des bisherigen abstrakten Formalismus hat sich selbst überlebt, und wie die Philosophie sich als den höchsten Fokus aller Wissenschaften betrachtet, so soll sie auch nach allen Seiten übergehen in dieselben, Licht verbreitend wie zurückempfangend von ihnen, Probleme lösend, aber auch eigne Fragen an sie richtend, und zu selbstständigen Untersuchungen sie anregend. — Selbst an die wissenschaftliche Darstellung der Philosophie sind jezt größere Anforderungen zu machen. Wie sie in ihrer formalen Entwicklung lediglich aus sich selbst schöpft, und durch sich besteht; wird sie auch nicht mehr auf die vorhergehenden Standpunkte, wie auf äußerlich ihr vorausgegebene, stoßen oder sich berufen können, sondern wird sie in der That in den eigenen, wissenschaftlichen Zusammenhang aufnehmen, und innerhalb ihrer selbst ihren eigenthümlichen Standpunkt aus ihnen begründen müssen. Kurz sie muß zugleich seyn eine wissenschaftlich organische Geschichte der Philosophie, ihre sämmtlichen Standpunkte aus einander entwickelnd und in sich überführend. Dies Verhältniß der einzelnen Systeme zu einander überhaupt gekannt zu haben, ist Schellings und Hegels großes Verdienst; wiewohl man von ihnen selbst höchstens behaupten kann, die vorhergehenden Philosophien verschlungen und in sich aufgezehrt zu haben, nicht aber in ebenmäßiger Ausführung als nothwendige Geschichte des philosophirenden Geistes nachgewiesen und in ihrer wissenschaftlichen Folge erhärtet zu haben. In vollendeter Darstellung derselben muß jeder einzelne Standpunkt vorkommen, in seiner Kraft und nach seinem Recht, wie er übergeht in den andern, und Alles endlich sich vereinigt in dem höchsten, der jezt möglich ist. Denn auch hier ist es der größte, aber weitverbreitetste Irrthum, eine absolute Form der Philosophie für alle Zeiten aufstellen zu wollen, ein Irrthum, wie er nur durch ein völliges, selbst spekulativ verderbliches Mißkennen des Verhältnisses alles Endlichen zum Ewigen möglich ist. Wie sonst, so auch hierin, schafft die Eine ewige Wahrheit sich selbst den immer neuen Ausdruck nach der Reife der Zeit.

Dies sind die einzig rechtmäßigen Forderungen an die Philosophie; dies ihre eigentliche Gegenwart. Alles Andere, das sich noch in isolirter Richtung und Einseitigkeit gefällt und darin verfahren will, ist Vergangenheit, und Hegel z. B. ist deshalb nicht weniger veraltet, als er selbst es etwa von Kant und Jacobi glaubt, indem Zeitverhältnisse oder äußere Autorität dabei Nichts entscheiden. Dagegen gehören dieser Gegenwart recht eigentlich alle Versuche an, die aus dem Bewußtseyn jener tiefern Vermittlung hervorgegangen sind, sey dies in ihnen auch noch minder zur Klarheit entwickelt. Doch auch hier begegnen wir einzelnen, höchst bedeutenden Erscheinungen, über deren besondern Standpunkt das Folgende einige Andeutungen versucht.

Die Schranken des herrschenden Schelling-Hegelschen Dogmatismus zuerst durchbrochen zu haben, in deren einmal gebohrtem Gleise auch jetzt noch Viele mechanisch auf und abschlendern, dies Verdienst gebührt J. E. von Berger. Er hat zuerst wieder darauf hingewiesen, (Grundzüge zur Wissenschaft; 4 Thle. 1817—21.) daß eine wissenschaftliche Verständigung über das Selbstbewußtseyn die erste Grundlage systematischer Philosophie seyn müsse. Aber sein Werk fand nicht die verdiente Anerkennung, indem es zwischen die herrschenden Partheien trat, auch darum vielleicht, weil es, was gerade sein Vorzug ist, mit lebendiger Darstellung mehr einführt in die Probleme, und sie geistreich abwägt, als magisterhaft über sie behauptet und abschließt. —

Einen gleichen Weg wissenschaftlicher Behandlung schlägt Chr. Fr. Krause ein in der letzten Reihe seiner Schriften:

Abriß des Systems der Philosophie; erste Abtheilung. Abriß des subjektiv-analytischen Haupttheiles. Göttingen, 1828. — Vorlesungen über das System der Philosophie. Ebend. 1828. — Abriß des Systems der Logik. 1828. — Vorlesungen über die Grundwahrheiten der Wissenschaft, nebst einer kurzen Darstellung und Würdigung der bisherigen Systeme der Philosophie, vornämlich von Kant, Fichte, Schelling, Hegel und Jacobi. Daselbst, 1829.

Die erste und letzte Schrift ist die wichtigste, wiewohl wir auch auf den kombinatorischen Scharfsinn seiner Logik verweisen. Er theilt die in die subjektiv analytische und die absolut organische Hälfte. In jener begleitet er die Selbstanschauung des Ich durch die verschiedenen Stufen ihres Verhältnisses zur Welt und zu andern Ichen bis zur Anschauung des Urwesens — Gottes, aus welchem theistischen Standpunkte im zweiten Theile nun erst das eigentlich spekulative Begreifen der Welt und des Menschen sich entwickelt. Ueberall begegnet uns Scharfsinn, überschauende Konsequenz, reifes und wohlgeübtes Denken. Doch scheint das Talent zur Analyse, das er besonders auch als Mathematiker geübt hat, ihn oft in einen unfruchtbar subtilen Formalismus hinzuziehen; überhaupt finden wir die methodische Denkbewegung mehr nur äußerlich, ordnend die gegebenen Begriffe, als innerlich sie aus einander ableitend und konstruirend. Mehr noch ist zu bedauern, daß dieser scharfsinnige Denker durch seine Darstellung sich selbst beinahe aller Wirkung beraubt. Erst wenn seine Ansicht gesiegt hätte, würde man ihr zu Gefallen sich auch an seine neuphilosophische Kunstsprache gewöhnen: jetzt aber darin sich selbst verdunkelnd erreicht er bei Gründlichkeit und hochachtbarer Leistung weder diesen noch jenen Zweck.

Verwandt mit dieser vermittelnden Richtung der Philosophie ist auch Th. A. Suabedissen, der eine neue Bearbeitung derselben vom Standpunkt der Selbsterkenntniß in einer Reihe einzelner Lehrbücher verspricht. Bis jetzt liegen vor:

Einleitung in die Philosophie von Th. A. Suabedissen, Marburg 1827. — Grundzüge der Lehre vom Menschen. Daselbst 1829. — Grundzüge der philosophischen Religionslehre. Daselbst 1831.

In letzterer Schrift ist die erfreulichste Seite ihre methodische Entfaltung vom Niedern zum Höhern, ohne den Hegelschen Irrthum, daß dies die Vollendung, der innere Proceß der Sache selbst sey. Er entwickelt den Begriff des Urwesens, daraus des Urlebens; aber darin ist noch nicht Gott erkannt. Erst indem er als Urwissen gefaßt wird, hat sich der höchste und allein wahre Standpunkt ergeben, aus welchem das Verhältniß Gottes zur Welt zu denken ist, wo besonders neu und lichtvoll gezeigt wird, wie vor der Betrachtung der ursprünglich einfache Begriff des Urgeistes in seinem Verhältnisse zur Welt in eine Mannichfaltigkeit der Eigenschaften sich aus einander legt. Erproben wir dies am schwierigsten Begriffe der spekulativen Theologie, dem der Persönlichkeit Gottes: (§. 59.) „Gott ist das weltschaffende Leben durch seinen Geist, ist also von seinem Geiste aus der lebendige Gott, und so erzeugt sich der rechte Begriff der Persönlichkeit Gottes. Sie ist seiner Lebendigkeit als solche gedacht, deren Grund und Wesen die Geistigkeit sey." (Nachdem früher gezeigt worden, daß Gottes Lebendigkeit seine Allwirksamkeit sey, die also getragen und durchschlungen vom Lichte des Geistes, wie wir uns ausdrücken möchten, eben so sehr Selbstbewußtseyn als Allwissenheit ist.) — — „Sie ist also nicht in die Zeitlichkeit zu versetzen, etwa als ein allmähliges und fortgehendes Persönlichwerden," (ein unendlicher Proceß geistiger Verendlichung), „sondern nur von einer Betrachtung aus zu verstehen, vor welcher die weltschaffende geistige Kraft ihre volle Wirkung, und in

dieser ihre eigene volle Bethätigung und Wirksamkeit hat" u. s. w. Man sieht, daß die neuen tiefverwirrenden Irrthümer scharf abgewiesen sind, wenn wir auch hier und da noch einzelne Punkte deutlicher entwickelt wünschen. — Besonders glücklich scheint uns ferner die Entwicklung des Begriffes der Religion von jenem Standpunkte aus nach den verschiedenen Stufen ihrer Vollkommenheit, woraus denn die philosophische Grundlage und Kritik der einzelnen positiven Religionen sich ergibt. Ueberhaupt halten wir dies Werk für eine der gediegensten Arbeiten über Religionsphilosophie, die wir kennen, und es schien erlaubt, etwas genauer auf ihren Inhalt hinzuweisen, indem uns bedünken wollte, daß man die Ansichten des partheilos gründlichen Mannes eben deshalb bisher durch Ignoriren zu beseitigen gesucht hat.

Joseph Hillebrand: Universal-philosophische Prolegomenen oder encyklopädische Grundzüge der gesammten Philosophie. 1830.

Der Verf. zeigt sich vertraut mit den Hauptproblemen der Spekulation, und hat sich auch vielfach umgethan in ältern und neuern Versuchen, sie zu lösen. Aber deshalb kann man sich beim Studium dieses Werks nicht ganz des Gefühles erwehren, als sey es aus der Verbindung an sich unverträglicher Theile anderer Systeme hervorgegangen. So wird die Philosophie bestimmt als Selbstvollziehung der Idee der Wahrheit, in welcher Seyn und Denken als Momente derselben Einheit zusammenfallen, wobei sich der Einfluß Hegelscher Spekulation kaum verkennen läßt, der auch an andern Stellen hindurchblickt. Bald darauf aber findet sich über Gefühl und Glauben die Aeußerung: „Was über dem Gedanken liegt," (in welchem leztern die Philosophie verkehrt,) „fällt, wofern es überhaupt noch verfallbar ist, dem Gefühl und dem darauf beruhenden Glauben anheim." Doch kann auch ein Theil seines Inhalts an die Philosophie abgegeben werden, das nämlich, was von ihm denkbar ist. (S. 10.) Und der undenkbare Theil? Soll er als geoffenbartes Mysterium etwa dem positiven Kirchenglauben zugeschoben werden? — Dies ganze Verhältniß mag indeß eigentlich in den Resultaten seiner Philosophie seinen Grund haben, die es bei der Lehre von Gott, dem Mittelpunkte aller Spekulation, nur bis zum abstraktesten Begriff desselben, dem des Absoluten bringt, — „das weder Geist noch Natur ist." (S. 86.) Und so ist Gott hier der rein unbegreifliche Gegenstand des Glaubens, der nun freilich seiner Seits die abgezogene Leere der Spekulation ergänzen und erwärmen muß.

Freier und eigenthümlicher beweget er sich im zweiten, dem anthropologischen Abschnitte, den Menschen untersuchend in seinem Seyn (im Verhältnisse zur Natur und in seiner Selbstgegebenheit als Geist), in seinem Wirken (was sonst den Inhalt der praktischen Philosophie ausmachte) und in seiner geschichtlichen Ausbreitung (Philosophie der Geschichte). Bemerkenswerth jedoch ist der Mangel einer naturphilosophischen Abtheilung, welche nach dem gegenwärtigen Stande spekulativer Ausbildung nicht fehlen darf.

Einige, welche Solgern einen hohen Rang unter den neuern Denkern zuerkennen, möchten dessen Erwähnung hier vermissen. Wir können indeß nicht ihrer Meinung seyn, indem er uns auch als Schriftsteller höchstens nur als liebenswürdige Individualität, weniger als eigenthümlich spekulativer Kopf, der Auszeichnung werth erscheint. Bei religiösem Sinne und tiefer Innigkeit des Gemüths hat er sich nämlich spekulativ doch kaum über den abstrakten Standpunkt Spinosas erhoben, und so steht er, mit jener ganzen Schule in den gleichen Grundvoraussetzungen sich auf- und abbewegend, an systematischer Ausbildung namentlich gegen Hegel weit zurück.

Ausführlichere Charakteristik verdienen Herbart und Troxler, die am wenigsten verwandt mit irgend einer vorhandenen Schule zugleich auch vielfach in eine noch unerreichte spekulative Zukunft hinüberdeuten.

Joh. Fr. Herbart: Einleitung in die Philosophie. 2te Auflage. Königsberg 1822. — Allgemeine Metaphysik nebst den Anfängen der philosophischen Naturlehre. Erster, historisch-kritischer Theil. Daselbst 1828. Zweiter, systematischer Theil. 1829. — Psychologie als Wissenschaft, 1817—25. 2 Bde.

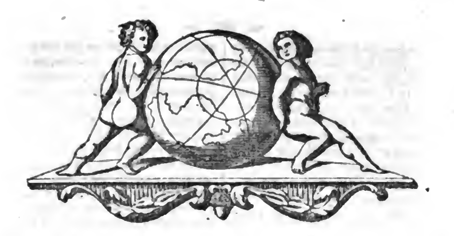
Herbart ist innerlich wie äußerlich eine gleich merkwürdige Erscheinung. Seit mehr als fünf und zwanzig Jahren beschäftigt, mit großem Scharfsinn und höchster Ausdauer eine Lehre auszubilden, die noch revolutionärer als die Kantische, nichts weniger als eine völlige Umschaffung alles wissenschaftlichen Erkennens beabsichtigt, hat er bis jezt jedoch kaum gehörige Beachtung, noch weniger Beistimmung gefunden, und die Anhänger, die er vorübergehend sich erwarb, früher Kaiserlingk, wie neuerdings Ohlers, haben sich alsbald nicht ohne Bitterkeit gegen ihn gewendet. Daß der Grund dieser Unempfänglichkeit in seiner Ansicht selbst liegen werde, läßt sich kaum verkennen; dennoch ist es mehr ein instinktmäßiges Widerstreben, als klare Einsicht in seine Mängel, weshalb man sich bisher wider ihn erklärt, und so möchte der gegenwärtige Versuch in der That der erste seyn, diesen Philosophen der allgemeinen Denkweise etwas näher zu bringen. Gleich Anfangs ist ein Hauptverdienst desselben übersehen worden, wodurch es Manchem freilich höchst unbequem wird, sich mit ihm zu befassen. Er allein hat es nämlich gewagt, all das Geschlepp von metaphysischen Traditionen und unbewußten Zugeständnissen, wie sie seit Kant oder Schelling jeder Neuste seinem Vorgänger ungeprüft nachspricht, völlig

über Bord zu werfen, und mit unerbittlicher Strenge Alles von sich zu weisen, was die Probe nicht bestanden. Schon sein Begriff der Philosophie ist verschieden von jedem frühern. Er findet nämlich in allem Gegebenen Widersprüche, das Ding mit mehreren Eigenschaften, die Vorstellung von Raum und Zeit, von Veränderung und Bewegung, das Ich selbst und der Zusammenhang zwischen Seele und Leib sind sämmtlich in sich widersprechende Begriffe, und somit Probleme des Denkens. Die Aufgabe der Philosophie ist einzig, die Erfahrung begreiflich zu machen durch Hinwegräumung des Widersprechenden. Was dagegen außer der Erfahrung ist, kann vielleicht Gegenstand eines Glaubens werden, für die Philosophie aber ist er nicht vorhanden. Zur Lösung jener Widersprüche findet er zuletzt nöthig, eine unendliche Menge einfacher Wesen anzunehmen, qualitativ verschieden, aber unveränderlich (denn ihre Einfachheit läßt nicht einmal eine Mehrheit von Zuständen zu, und schon die Annahme eines perceptiven Zustandes, einer Leibnitzischen Monade, würde den Begriff der Einheit trüben,) — nicht minder sind sie als untheilbar, unerschaffen, unräumlich, und unberührt durch die Zeit zu denken. Aber sie „berühren" sich gegenseitig, und die daraus sich ergebenden Störungen und Selbsterhaltungen, diese dynamische Attraktion und Repulsion, Häufung wie Trennung der innerlich wandellosen Elemente erzeugt das Schauspiel der Welt und ihre scheinbare Veränderung. Die Realität selbst aber ruht einzig in jenen einfachen Elementen, die an sich nie erscheinend, aus ihrer Zusammenwirkung das Scheingebilde des Weltalls erzeugen, das zwar schön und glänzend, aber täuschend und trügerisch ist. — Was wir ferner Seele nennen, ist nur die vorzüglich innige Verbindung eines jener Elemente mit einem Systeme anderer, welches sein Körper heißt. Die Veränderung im Einen pflanzt sich daher unmittelbar im Andern fort, und dieser Zusammenhang gibt die Erscheinung des Menschen. Doch auch dieser beruht nicht auf einem besondern Principe; jene Harmonie ist nichts Wesentliches und Substantielles, sondern die Umstände haben sie hervorgerufen, die eben so gut irgend ein anderes Element an die Stelle der Seele hätten setzen können. Es ist ein zufälliges Anhäufen wie Trennen der Urelemente, das auch diese Scheingebilde hervorruft. (Schon hier geht der verkünstelten Ansicht ihre Kraft aus. Jede Philosophie, die das Seelische und Leibliche nicht gleich ursprünglich als Eins faßt, — nach Herbart besteht es sogar nur aus einem Aggregat unendlicher Einzelnheiten, — mußte ein absolut Harmonisirendes dafür, — Gott, — voraussetzen. Hier ist es eigentlich nur der Zufall, dieser Nichtgedanke, dieses sinnloseste Wort der Sprache; und der scharfsinnige Philosoph, der Anfangs alle Scheinbegriffe unerbittlich von sich wies, begnügt sich hier mit dem allerleersten, wenn er auch das Wort selbst vermeidet, statt offen das Ungenügende seines ganzen Erklärungsapparats anzuerkennen; wiewohl auch darüber in seiner Psychologie ein merkwürdiges, anderswo zu besprechendes Geständniß vorkommt. Und selbst diese precäre Einheit zwischen Seel' und Leib — worin besteht sie? Die Veränderungen des Körpers bringen Störungen in der Seele hervor, welchen Widerstand entgegensetzend, sie sich zu erhalten strebt in ihrem ursprünglichen Zustande, und dies selbsterhaltende Ankämpfen dagegen ist, was wir Vorstellung nennen. So ist jene Harmonie vielmehr der innerste Streit, die hartnäckigste Zwietracht, und wenn eine so widerspenstige Zusammengesellung blos durch Umstände sich fügt, so sehen wir nicht ein, wie sie nur einen Augenblick bestehen könne, wie die Elemente überhaupt sich nicht ewig fliehen, da ihr Wechselverkehr nur in gegenseitigen Störungen besteht.)

Auf welchem mühsamen, ja halsbrechenden Wege hieraus die einzelnen Formen des Bewußtseyns, endlich auch die Vorstellung des Ich gefunden werde (letztere nämlich erst durch einen Rückschluß von den vorstellenden Wesen außer uns auf die gleiche Beschaffenheit in uns, was, wenn es auch nicht ein Schluß im Zirkel wäre, dennoch allem Selbstbewußtseyn widerspräche); diese Nachweisung würde hier zu weit führen. Aber um die psychologische Grundansicht allgemeiner zu charakterisiren — so sind nach Herbart alle Vorstellungen durchaus ein innerer Zustand der Seele, und nur fälschlich trägt diese ihre Sensationen auf die Außenwelt über, deren Ansich vielmehr ihr völlig unbekannt bleibt. Aber die Vorstellungen selbst entstehen durch Selbsterhaltung der Seele gegen die äußern Störungen, d. h. der Reiz von Außen ruft in dem an sich blinden Elemente, das wir Seele nennen, die Doppelheit des Selbstsehens hervor. Es ist, als wenn man aus der Zusammenpressung des Wassers den ersten Lichtfunken herleiten wollte. — Man hat zu allen Zeiten versucht, das an sich Blinde also zu subtilisiren und zu verfeinern, ob nicht endlich das Licht des Selbst daraus hervorspringe, doch bis jetzt vergeblich. Der gegenwärtige Versuch, aufrichtig und unverholen, wird um dieser Aufrichtigkeit willen nicht Viele täuschen, und deshalb ist er lehrreicher, als die vermeintlich phantasiereicheren Ausgeburten desselbigen Strebens. Fürwahr, gäbe es nicht ein Ursehen von Anfang, ja wäre nicht dies die Wurzel der Schöpfung, das lezte Wort aller Räthsel, weder die Natur könnte sich endlich auf das Bewußtseyn besinnen, noch die Spekulation so leicht und behende mit dessen Ableitung zu Stande kommen. Dennoch scheint uns die Hindeutung von Oblers auf den irreligiösen Geist jener Philosophie nicht ganz gerecht. Vielmehr findet Herbart den Glauben an Gott durch die teleologische Betrachtung der Natur wie durch das sittliche Bewußtseyn hinlänglich begründet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 91. — 7. September 1831.

Uebersicht der neuesten philosophischen Literatur.

Von Fichte.

(Fortsetzung.)

Freilich ist dies nur ein Widerspruch mehr, indem jene teleologischen Betrachtungen nur die Einbildung der in sich verschlossenen Seele sind, die sie irrig auf die Aussenwelt überträgt; und überhaupt ist in dieser Ansicht Gott das überflüssigste und unverständlichste Wesen, was es gibt, mehr noch Lückenbüßer und Widerspruch, als in der Kantischen Lehre; die Urelemente und ihre Trennung wie Verbindung reichen hier ja hin, Alles zu *erklären*. — Desto höher ist dennoch die Gesinnung des Philosophen zu stellen, welche die engen Schranken seines Systemes durchbrechend, der eigenen Konsequenz widerspricht; und gerade durch solche unbewußte Selbstwiderlegungen werden manche Lehren am interessantesten.

Was aber vermochte nun einen so scharfsinnigen Denker — dies ist er selbst im Irrthume — allen bisherigen Ergebnissen gegenüber sich in so leere Grübeleien zu versenken? Es ist die falsche Grundvorstellung von den Widersprüchen im *Gegebenen*, und der noch größere Irrthum, zu meinen, daß wenn unser ursprüngliches Bewußtseyn mit solchen behaftet wäre, das sekundäre und abgestammte, das Denken, uns davon befreien könnte durch allerlei künstliche Hypothesen; als ob dann nicht vielmehr unser tiefstes, geistiges Leben unentfliehbar ihnen anheim fiele! Und so beschäftigt sich *Herbarts* Philosophie mit Schwierigkeiten, die gar nicht existiren; löst mühsam nicht vorhandene Aufgaben, die sogar, wenn sie vorhanden wären, unlösbar bleiben müßten. Dennoch hätte er all jene einzelnen Widersprüche im Gegebenen, über die er weitläuftig verhandelt, zu eigener Erleichterung und zu fremder Klarheit auf einen einzigen Ausdruck zurück bringen können. Sie lassen nämlich sich insgesammt darauf zurück führen, daß er behauptet, die Einheit könne kein Vielfaches in sich befassen; denn dies ist es, was er bei seinem hartnäckigen Auseinanderhalten der Gegensätze durchaus nicht begreifen kann. Die Einheit ist ihm immer die todte, leere Einfachheit, das Viele ein Aggregat *neben* einander gehäufter Atome; wovon doch weder die Erfahrung, noch die rechte Spekulation Etwas weiß. Vielmehr zeigt die leztere gerade, wie es keine Einheit gibt, ohne in ein Mannichfaltiges, kein Mannichfaltiges und kein Widerstreit, ohne sich in versöhnende Einheit aufzulösen. *Herbart* versteht eben den Gegensatz nicht, der doch das Leben der Welt ist, und so verzerrt er jede Vielheit in Einem zu einem künstlichen Widerspruch, welchen er dann mit dem Messer seiner gewaltsamen Lösungen behandelt.

Dennoch ist seine Philosophie bedeutend zu nennen,

freilich mehr in anregender, als belehrender Weise. Ihre Kühnheit und vor Allem der Muth zu einer Zeit, die sich auch in der Wissenschaft von Autoritäten und Unterthänigkeiten nicht losmachen kann, jeder hergebrachten Meinung zum Trotz eine völlig neue Bahn sich zu brechen, ist achtungswerth und erfreulich, und es thut Noth, ein solches Beispiel sich zu Herzen zu nehmen, ohne damit freilich muthwillig zerschlagen zu wollen, was die Jahrtausende am Gebäude der Wahrheit aufgeführt haben.

A. L. J. Ohlers: Der Idealrealismus als Metaphysik. In die Stelle des Idealismus und Realismus gesezt. Neustadt a. d. Orle. Wagner 1830.

Der Verf. schließt sich zunächst an Herbarts Lehre an, wiewohl sich gegen dieselbe erklärend. Er ist vielmehr bedacht, auf ihren Trümmern eine eigene zu errichten, welche den einseitigen Idealismus der Wissenschaftslehre und den eben so einseitigen Realismus Herbarts kombiniren soll, während er beide in ihrer Art für die einzig konsequenten Formen dieser Einseitigkeit erklärt. In Beidem können wir indeß nicht seiner Meinung seyn. — Die eigene Lehre soll sich dagegen auf die Einheit von Geist und Sinnlichem gründen. Der inflektirende Verstand finde nämlich alsbald in sich ein dreifaches Bewußtseyn, das seiner selbst, der Aussenwelt, und des Urgrundes. „Es kann nämlich jeder vernünftige Mensch sich seiner wie der Außenwelt nicht anders bewußt seyn, als mit der deutlichen Ueberzeugung der Abhängigkeit beider von einem höhern Urgrunde aller Existenz, so daß diese drei Bestandtheile sich immer zusammen finden.“ (S. 173.) — Richtig, und wenigstens auf die Tiefe deutend, aber es kommt auf die Entwicklung dieses Verhältnisses an und auf den Beweis. Hier erlaubt sich der Verf. nun die raschesten Sprünge, um jenen Urgrund, welchen er (noch ganz Herbartisch) zunächst als das absolut Einfache bestimmt, zu dem Begriffe der absoluten Vernunft, ja Individualität zu steigern, die sich zu relativen Individualitäten gestaltet, einen Gang, den er einem so scharfsinnigen Philosophen, wie Herbart, kaum wird plausibel machen können. Hier einmal angelangt, öffnet ihm ein reicher Schacht frommer Betrachtungen, welchen er auszubeuten nicht unterläßt. Jene relativen Individualitäten sind in steter Perfektibilität und Fortentwicklung begriffen, dies sichert ihnen ein Leben nach dem Tode. „Und so ist Sterben nichts Anderes, als ein Wandern, eine Reise zur Erlangung größerer Ruhe im Innern, und höhern Wohlseyns auf einem andern Wohnplatze, worauf neue und immer neue Reisen in schönere Gefilde folgen“ u. s. w. (S. 196.) Wir wollen dem Verf. diese symbolischen Vorstellungen gewiß nicht verkümmern, unter denen er sich das ewige Leben des Geistes denkt, in welchem wir uns eigentlich doch schon befinden, nur wird er selbst bekennen, damit nichts besonders Neues oder Philosophisches gesagt zu haben. In der Einleitung sezt er der Vernunft und natürlichen Theologie die Offenbarung entgegen, in Bezug auf die leztere, als die höhere, hinzusetzend: „Wie das für den Menschen Unbegreifliche darum doch nicht an sich unmöglich sey.“ (S. 12.) Wir legen auf dies Geständniß großen Werth, indem es zu beweisen scheint, daß bis jezt wenigstens der Verf. sich noch keiner Philosophie bemächtigt, die den Verstand und die höchsten Anforderungen des Gemüths zugleich in ihm befriedige. Es verdient die höchste Anerkennung, dies unbefangen einzuräumen, und seiner Philosophie nach Außen hin eine Ergänzung offen zu erhalten, welche die Philosophie an sich nicht zugibt. So können wir diesen Idealrealismus vorerst nur als einen Versuch ansehen, im Gegensatz mit dem zwar unbefriedigenden, jedoch spekulativen Realismus Herbarts, sich mit dem natürlichen Bewußtseyn und den religiösen Gefühlen wieder in Einklang zu setzen, ohne damit vorerst noch einen eigentlich philosophischen Fortschritt gewonnen zu haben. Doch läßt der Scharfsinn im Einzelnen und die Darstellungskraft, welche der Verf. bewährt, für die Zukunft von ihm das Erfreulichste hoffen.

J. P. Troxler: Ueber Philosophie, Princip, Natur und Studium derselben; eine Rede, gehalten beim Antritt der Lehrstelle der Philosophie zu Basel; zugleich als Einleitung in seine Vorträge über Anthropologie. Basel 1830. — Naturlehre des menschlichen Erkennens oder Metaphysik. Aarau 1828. — Logik, die Wissenschaft des Denkens und Kritik aller Erkenntniß. Drei Theile. (Der dritte eine Geschichte der Logik enthaltend.) Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung, 1829 — 1830.

Troxler hat in diesen Schriften eine neue und höchst bedeutende philosophische Umgestaltung an den Tag gelegt; und gewiß nicht Viele gibt es, denen zu einer solchen geistigen Selbsterneuerung bei vorgerücktem Mannesalter Energie genug übrig bliebe. Zugleich ist aber auch das Geleistete so bedeutend für die gesammte Fortbildung der Spekulation, daß wir mit Beseitigung mancher Nebendinge zunächst nur den springenden Punkt der neuen Lehre hervorzuheben suchen, zumal da er das Studium seiner Werke durch die minder strenge, oft halbbildliche, zugleich mit Polemik und mancherlei Ausführungen durchwachsene Darstellung keineswegs leicht gemacht hat. — Centrum, Quell, wie Gegenstand der Philosophie ist nach Troxler allein der Mensch. Aber die gegenwärtige Bildung trennt sich bei seiner Betrachtung in die Extreme, daß man entweder den Menschen aus der Natur der Dinge, Anthropologie aus Philosophie, oder aus dem Menschen die Welt begreifen, Philosophie durch Anthropologie begründen will. Vielmehr müssen beide sich auf die rechte Weise durchdringen in der Anthroposophie, deren Ausführung hier versucht wird. (S. über

Phil. Pr. N. u. Stud. S. 12, 17 ff., die Naturlehre passim, und sonst.) — Mittelpunkt seiner Lehre ist ein scheinbar paradoxer Satz, der indeß richtig und in seiner ganzen Tiefe gefaßt, nicht nur die Versöhnung zwischen Idealismus und Realismus verstrickt, sondern zugleich auf die tiefste und lebendigste Einheit zwischen Gott und dem Menschen hinweiset. Alle Wahrheit und Gewißheit der Erkenntniß, so wie sie selbst, in ihren Formen und Graden, ist nur die Offenbarung und das Innewerden unseres Geistes in seinem eigenen Bewußtseyn. Der Mensch kann Alles nur in sich erkennen; seine Seele ist der Spiegel der Welt, in welchen hineinblickend, und treu und ganz ihn durchforschend, er Gott und das Wesen der Natur, kurz die Wahrheit findet, und auf diesem gottverliehenen Wege treuer Beobachtung selbst des Einzelsten, nie desorientirt werden kann, weil er die Wahrheit selbst in sich walten läßt, und seine eigenwillige Subjektivität nicht einmischt, die jenen klaren Spiegel nur trüben könnte. Solcher eigenwillig experimentirenden und zerreißenden Verstandesspekulation sey alle Verwirrung in der Philosophie zuzuschreiben, indem man gleich willkührlich entweder vom Subjektiven (Idealen) oder dem Objektiven (Realen) als dem Ersten ausgegangen, dann wieder beide kombinirt habe, woraus aber nur eine leere Verstandesidentität heraus gebracht worden sey, mit nichten aber die wahre und lebendige Einheit des Wirklichen. So erklärt er sich denn überall gegen die Abstraktionen unserer Schulmetaphysik als ein Erkennen aus zweiter Hand, die zugleich nur eine vielfach entstellte und verkünstelte Ansicht übrig lassen, und es ist interessant zu sehen, wie er die Systeme der leztern Zeit sich gegenseitig kombiniren und aufreiben läßt nach den mannichfachen Gegensätzen, die sich dennoch nicht wahrhaft ergänzen und ausfüllen können, weil ihnen die lebendige Basis der Wahrheit fehlt. Die Grundkraft der Seele ist aber eine doppelte, nach Unten gerichtet die Sinnlichkeit, die jedoch nicht etwa als Receptivität blos die Bilder der Dinge von Außen empfängt, sondern ihre Wahrheit, Gesetz und Maaß ursprünglich schon in sich trägt; vielmehr liegt auch der äußern Erfahrung ein prius, Ahnungen und ursprüngliche Gewahrungen, ein untersinnliches a priori zu Grunde. Nach Oben gerichtet das Gemüth, die unmittelbare Intuition der übersinnlichen Welt der Gemüthsideen, welche ihrerseits das wahrhafte prius oder a priori aller Vernunfterkenntniß, wie die Sternbilder des Himmels dem Menschen auf seiner dunkeln Erdbahn leuchten. Zwischen beiden schweben auf und ab zwei andere Kräfte der Seele, die eine, herabsteigend vom Gemüthe, vergeistigt das Sinnliche, mannichfaches ordnend und bearbeitend. Es ist die Vernunft mit ihren Formen und Gesetzen, wie sie die Logik aufweist. Die andere, von der Sinnlichkeit aufsteigend, versinnlicht das Geistige, die Phantasie. Nur zusammenwirkend und in ihrem rechten Verhältnisse sind sie der ganze Mensch, und bilden die wahre Philosophie, welche nur die Selbstverständigung über dies Verhältniß seyn kann, und die Enthüllung jener ursprünglichen Mitgaben des Geistes.

Mit dieser Grundansicht, im Großen und Ganzen wenigstens, einverstanden, befolgen wir selbst nur eine andere Eintheilung des Bewußtseyns und eine mehr entwickelnde Methode dabei, die überhaupt in der Troxler'schen Darstellung noch allzusehr vermißt wird. Dennoch hätte unserm eigenen Streben keine ermuthigendere Anregung und keine wichtigere Vorarbeit für den langen Weg zu Theil werden können, den unseres Erachtens die Spekulation auf der neugebrochenen Bahn noch zurückzulegen hat, als durch diese Theorie. Auch uns ist die Philosophie die vollendete Selbstorientirung des Menschengeistes in sich, gleichfalls nicht in einseitiger Richtung, durch Hervorziehen irgend einer einzelnen Thätigkeit desselben, sondern in seiner ganzen Fülle und Tiefe ihn anerkennend und nutzend. Kein Gefühl, keine Ahnung der Seele darf unbeachtet oder ungedeutet bleiben, und der oft mißbrauchte Spruch: nihil humani a se alienum putare muß in ihr eine Wahrheit werden. Damit ist die Philosophie aber auch die ganze, intensive wie extensive Geschichte der Selbstentwicklung des Geistes, indem sie einerseits die Entfaltung aus dem niedersten Bewußtseyn bis zur höchsten Erkenntniß in sich vollzieht, andererseits aber auch die verschiedenen Standpunkte dieser Erkenntniß in Glauben wie Philosophie, nicht als widerstreitende Gegensätze, sondern als allmähliche Selbstvollendung des Geistes zur höchsten Wahrheit, in sich hindurchführt. Hierzu ist bei Troxler zwar Vieles vorbereitet, aber noch unausgeführt geblieben, so wie sich auch sonst, wenn man die Theorie nicht als Vorbereitung, sondern als beschlossenes System betrachtete, manche Lücken sich aufdrängen möchten. Der Mensch ist Vermittler zwischen Gott und der Natur: Wohl; aber was ist an sich selbst das Verhältniß der Natur zu Gott? Eben so ist nirgends der entscheidende Wendepunkt bezeichnet, wo das in sich versunkene und erstarrte Ich, bis zum höchsten Widerspruche sich steigernd, seine subjektive Schranke durchbrechen muß, um sich lediglich als abgestammtes, Sekundäres, als die Offenbarung Gottes zu begreifen, wodurch das Bewußtseyn in allen seinen Formen und Standpunkten als die mehr oder minder vollkommene, verhülltere, oder reinere göttliche Selbstoffenbarung begriffen würde. Von hier aus allein, dünkt uns, ließe sich Einheit und Harmonie über jene Ansicht verbreiten, die sonst in ihrer Lehre von den absoluten Gemüthsideen, von einer übersinnlichen Urerkenntniß in der Seele, u. dgl. den Schein eines willkührlich Assertorischen nicht ganz vermeiden kann. Dies müßte denn aber wohl spätern Darstellungen überlassen bleiben, und damit möchte die Gränze des Troxler'schen Standpunktes angedeutet seyn.

Johannes Erichson (Prof. der Philosophie zu Greifswalde): Ueber Entwicklung der moralischen Wahrheit in den neuern Systemen. Greifswald 1825. — Ueber die philosophische Idee des Optimismus. Das. 1827. — Ueber den Parallelismus des sittlich Guten und des Schönen. 1828. — Ueber die Theodicee. 1830.

Es wird immer seltner, Gedankentiefe mit klarer und belebter Darstellung verbunden zu sehen, welche sich von dem Wortschwall einer betäubenden Terminologie frei zu halten weiß. Die Sprache ist hier fast durchaus trefflich, klar und gedrängt, und in der kurzen Wendung eines halbbildlichen Ausdrucks begegnet uns oft ein tiefer und überraschender Gedanke. Wir zeichnen besonders die dritte und vierte Rede aus. Jene verfolgt scharfsinnig den noch zu wenig ergründeten Gegensatz, wie die Uebereinstimmung zwischen den Ideen der Sittlichkeit und Schönheit, wobei besonders der Ernst der moralischen Gesinnung, unserer verderbten Schöngeisterei gegenüber, die Alles für erlaubt hält, wenn sie es nur ästhetisch nennen kann, doppelt zeitgemäß und würdig erscheint. Indem er aber endlich beide Gegensätze in ihre höchste Einheit zurückführt, deutet er darauf hin, wie die wahre Sittlichkeit die innere Schönheit sey; die wahrhafte Schönheit selbst also nicht bestehen könne ohne jene; beide also, an sich Eins, sich nur wie Inneres und Aeußeres (Wesen und Gestalt) zu einander verhalten.

Die lezte Rede behandelt die bekannte Frage nach dem Ursprunge des physischen und moralischen Uebels in der Welt, und wie sich Gott gleichsam rechtfertigen lasse deßwegen. Nun hat zwar die neuere Philosophie in affektirter Vornehmheit solche Fragen und Betrachtungen gänzlich von sich gewiesen, indem nur auf dem Standpunkt der Vorstellung und des Gefühles, keinesweges dem der absoluten Vernunft von dergleichen die Rede seyn könne. Dennoch zeigt der Verf., wie auch die Philosophie sich solchen Fragen nicht entziehen dürfe, wenn sie nicht blos die abstrakte Klarheit, sondern auch das Gemüth befriedigen wolle. Doch läßt er sich zulezt, den Allwißlern gegenüber, durch falsche Scheu von dem Bekenntniß nicht abhalten, daß Manches hierbei, als in dem unendlichen Zusammenhange der Natur- und Lebensverwicklungen gegründet, im Einzelnen unerforschlich, dem Glauben und der Hoffnung anheimzugeben sey. Uns dünkt, daß er hierin die rechte Gränze zieht, die überhaupt dasjenige, was für die Philosophie ein Zufälliges bleiben muß, von dem Wesentlichen und Nothwendigen abscheidet, wie es sich aus Erkenntniß der ewigen Idee ergibt. Jenes ist für die Betrachtung immer ein Vereinzeltes, mithin Unerklärliches, weil sie den unendlichen Zusammenhang der Fügungen nicht durchdringen kann, in dem es liegt, während es an sich und in Gott ein Nothwendiges, Vorgesehenes, im Weltplane Gegründetes ist, und in diesem Sinne an den Glauben zu verweisen, dünkt uns sogar wahrhaft philosophisch. Wir nehmen aus der ewigen Vernunft und Weisheit, die wir erkannt haben, nun auch das einzelne innormal Erscheinende, gleichsam auf ihren Kredit dahin! —

* * *

Hoffentlich werden unsre geneigten Leser mit uns dem Herrn Prof. Fichte für eine philosophische Statistik von so seltner Klarheit, für eine so genaue Orientirung in dem verworrenen Gebiet den neuern Philosophien Dank sagen, und hoffentlich wird er manche vorgefaßte Meinung berichtigen. Unwidersprechlich gewiß ist, daß nur eine geschichtliche Durchbildung und vergleichende Zusammenstellung alles bisher einzeln Gewonnenen die Philosophie weiter führen kann, wie wir dies schon längst von allen Wissenschaften behauptet haben.

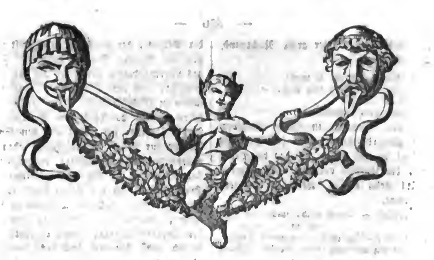
Wir wollen hier noch einiger philosophischen Schriften gedenken, die sich theils in polemischer Beziehung, theils als Ausstrahlungen einer Hauptlehre den oben betrachteten unterordnen, theils als Populärphilosophie und Geschichte der Philosophie in die Vorhallen gehören. — Sofern Fichte mit Hegel begonnen, schließen wir hier zunächst einige Schriften an, die gegen ihn gerichtet sind, und andre, die seine Lehre modificiren. Was die Schriften gegen Hegel betrifft, so müssen wir an die früher schon von uns besprochenen erinnern. (Vergl. Literaturblatt von 1829. Nr. 50. 51.).

Ueber die Wissenschaft der Idee. Erste Abthl. Die neueste Identitätsphilosophie und Atheismus oder über immanente Polemik. Breslau, W. G. Korn, 1831.

Der Verf. ist derselbe, der früher die Schrift über die Hegelsche Lehre oder absolutes Wissen und modernen Pantheismus geschrieben hat. Wir haben jene Schrift vor zwei Jahren belobt, weil sie vom religiösen Standpunkt aus die Nichtigkeit des Hegelschen absoluten Wissens darthut. Herr Hegel hat nun (in den Berliner Jahrbüchern von 1829 Juliheft S. 77—88. S. 97—109. Augusth. S. 293 bis 308, 313—318) kraft seines absoluten Wissens den Ausspruch gethan, der so unberufen gegen ihn auftretende anonyme Verf. sey ein Geistlicher, ein katholischer Geistlicher, ein alter katholischer Geistlicher. Nun erklärt aber der Verf. in dieser vorliegenden Schrift, daß er ein Jurist, ein protestantischer Jurist, ein junger protestantischer Jurist sey. Die Ruhe und Höflichkeit, mit welcher er ferner dem in seiner ganzen göttlichen Grobheit gegen ihn polternden absoluten Wisser begegnet, ist platonisch und liebenswürdig.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 92. — 9. September 1831.

Uebersicht der neuesten philosophischen Literatur.

(Fortsetzung.)

Die Winde, oder ganz absolute Konstruktion der neuen Weltgeschichte durch Oberons Horn gedichtet von Absolutus von Hegelingen. Leipzig, Haack, 1831.

Eins der geistreichsten Produkte der neuern satyrischen Poesie, ein aristophanisches Lustspiel, trefflich angelegt und durchgeführt. Oberon, der Elfenkönig, hat die Zauberformel verloren, durch die er die Welt beherrscht, und seine Geister fliegen aus, sie zu suchen. Nokturn, der Nachtwind, geräth in das Studierzimmer des Herrn Hegel. Der große Philosoph sizt vor seinen Büchern und „fördert das Denken des Weltgeists," der ohne ihn nicht weiter denken könnte. Wenn Hegel nicht dächte, wäre es aus mit der ganzen Welt, denn er allein hat den Begriff und der Begriff ist das Wesen selbst. Und diesen Begriff entführt ihm der Nachtwind, in der Meinung, Oberons Zauberformel zu erbeuten. Der Philosoph jammert aristophanisch:

Hülfe! Dieb Nokturn! o Diebstahl! der Begriff gestohlen — Nacht.
Erste Urnacht, nicht entfaltet, finster, ew'ger düstrer Schacht,
Nichts — das reine Nichts — das reine — ohne Inhalt — mir entwandt
Der Begriff, Substanz, Gedanke, das Papier, worauf er stand. —
Welche Welt, in der ich schwebe! — Ha, das Allgemeine nur.
Weh, ich bin abstrakt geworden — hier ist keiner Schranke Spur.

Famulus.

Herr Professor, was ist Ihnen zugestoßen über Nacht?
Sind Sie krank? — Ich werde morgen in den Hörsaal Nummer VIII
Zettel schlagen, daß die Logik bleibet Mittags ausgesezt.
Reden Sie, was Ihnen fehlet. Sie sind außer sich gesezt.

Philosoph.

Bin ich außer mir? Ja wohl ists nur mein Aeußerlich — mir — Seyn.
O entsezlich, ganz entsezlich, aber sehr begreiflich — nein,
Anderseits mir nicht begreiflich — denn, begreifen Sie es ganz,
Mir ist der Begriff gestohlen, er, die Sache, die Substanz,
Drum im dunkeln Allgemeinen schweb' ich aufgelöst herum.

Der Nachtwind ist unterdeß mit dem Papier davongeflogen und versucht, darin zu buchstabiren. Er findet das Kapitel von der Luft, die er selber ist, und liest beim Mondschein: „Das Element der unterschiedlosen Einfachheit ist nicht mehr die positive Identität mit sich, die Selbstmanifestation, welche das Licht als solches ist, sondern ist nur negative Allgemeinheit, als zum selbstlosen Moment

eines Andern herabgesezt ꝛc. ꝛc." **Der arme Nachtwind,** es wird ihm so duſſelich dabei.

> Ich kanns nicht leſen, doch iſts ſo was;
> Die Schrift iſt ganz von Thau mir naß,
> Iſt mit Aurikelſtaub beſtäubt
> Und überdies mein Kopf betäubt.

Der Philoſoph, der überhaupt in ſtarker Wahlverwandtſchaft mit der Behörde ſteht, zeigt den Diebſtahl ſogleich bei der Polizei an und macht auf das ungeheure Unglück aufmerkſam, das daraus entſtehn würde, wenn die Weltgeſchichte ſtill ſtehn müßte, weil der Weltgeiſt nicht weiter denken könne.

> Welch Verluſt — Verluſt — betraf mich, mich und euch und unſern Staat.
> Alſo — wie geſagt nun aber — ſag' ich dies dem hohen Rath.
> Daß mit des Begriffs Entwendung ſeine Schlüſſ' abſtrakt und leer,
> Nicht vernünftig; dann das Andre — andrerſeits nicht wirklich mehr.
> Und es iſt ſich nicht zu wundern, daß die Weltgeſchichte — dann —
> Welt — der Welten Weltgeſchichte ſich nicht weiter denken kann.
> — Doch den Steckbrief laſſet eilen, denn in ſelbem Augenblick
> Wo der Dieb erreicht die Grenze, ſinkt der Staat ins Nichts zurück.

Es treten nun auch Hegels Schüler auf, die äußerſt witzig perſiflirt ſind. Am niedlichſten nehmen ſich die beiden vornehmſten unter ihnen aus.

Henning, der Hahn.

> Seit in der Welt nun iſt
> Das Abſolute:
> Originellthun, wißt,
> Verdient die Ruthe. Kikeriki!
>
> Eins iſt allein Heil
> Ihm nachzubeten,
> Drum iſt es mein Theil
> Ihn flach zu treten. Kikeriki.

Sodann erhebt eine Gans lautes Geſchnatter.

> Mit Schnattern rettete ſies Kapitol
> Mit Schnattern macht ſie um der Staaten Wohl
> Beſonders wenns den Gallier gilt,
> Da wird ſie gar mit Schnattern wild.

Im Vorbeigehn erwähnen wir hier nachträglich noch eine andere kleine Schrift gegen Hegel:

Ueber Seyn, Nichts und Werden. Einige Zweifel an der Lehre des Herrn Profeſſor Hegel. Berlin, Poſen und Bromberg, Mittler, 1829.

Sie beſtreitet gleich die erſten Sätze der Hegelſchen Philoſophie und weiſt nach, daß die Definitionen des Etwas und des Nichts, worauf doch das ganze Gebäude ſteht, unklar und ungenügend ſind.

Andeutung eines Syſtems ſpekulativer Philoſophie. Von G. Fr. Daumer. Nürnberg, Campe, 1831.

Wie Hegel Vieles aus Jakob Böhme geſchöpft hat, ſo der Verfaſſer der vorliegenden Schrift Vieles aus Böhme und aus Angelus Sileſius zugleich. Ich habe in Nr. 50 des Literaturblatts von 1827 auf den leztern aufmerkſam gemacht, und eine Skizze ſeines aus Furcht vor den Jeſuiten in zahlloſen Aphorismen zerſtreuten und maskirten höchſt kühnen pantheiſtiſchen Syſtems gegeben. Warum ſowohl Daumer als Hegel aus den Syſtemen jener alten Denker nur Fetzen herausgeriſſen haben, um ungleich unvollkommenere, lückenhaftere, engherzigere Syſteme aufzuſtellen, mögen ſie ſich ſelbſt beantworten. Daumer folgt Hegel in der oben von Herrn Fichte ſo klar und ſcharf erörterten Anſicht, daß der Weltgeiſt in der modernen deutſchen Philoſophie zu ſich ſelbſt komme; aber er weicht von Hegel wieder ab, indem er ſagt, daß es mit dieſem zu ſich ſelbſt kommen noch nicht gethan ſey, daß darin Vernunft und Wirklichkeit, Ideales und Reales nicht identiſch ſeyen, wie Hegel meint, ſondern daß dieſes zu ſich kommen eben bloß ideal ſey, und daß der auf dieſe Weiſe zum Bewußtſeyn gekommene Weltgeiſt noch das ſchwere Amt habe, ſich zu verwirklichen, die Wirklichkeit aus ſich wieder zu gebären; denn nach Böhme und Sileſius nimmt er an, Gott habe ſich in die Aeußerlichkeit, Welt, Natur verloren, und im Gegenſatz gegen dieſe Aeußerlichkeit ſich als Innerlichkeit, als Geiſt in Chriſto wieder gefunden, nun aber ſtehe ſich erſt beides, Geiſt und Natur, entgegen, und die Aufgabe ſey, ſie innig zu vereinigen. Daher ſagt Daumer: „Die abſolute Vollendung kann ſo lange nicht eintreten, als ſich die Natur in ihrem gegenwärtigen, von der freien Geiſtigkeit getrennten Zuſtande befindet." Dieſe uralte pantheiſtiſche Lehre von dem mit ſich zerfallenen und ſich wieder mit ſich vereinigenden Gotte iſt ſchon durch ihr Alterthum ehrwürdig, aber Daumer hat ſie bei weitem nicht ſo tief aufgefaßt, als ſeine Vorgänger Böhme und Sileſius. Er motivirt nämlich die Trennung in Gott nicht, die jene beiden ſo tiefſinnig und ſchön motivirt haben, indem Böhme den Sündenfall, den Urſprung des Böſen, mit der Entſtehung der natürlichen Welt gleichſezt, Angelus Sileſius aber den Grund des Sich ſelbſt entäußern, des Sich ſelbſt opfern Gottes, indem er Welt wird, in Gottes unendlicher Liebe findet. Gott iſt, nach Sileſius, die Liebe, aber die Liebe bewährt ſich nur in dem Opfertode für den Geliebten, darum ſtirbt Gott ewig für ſich ſelbſt, und die Welt iſt der ewige Roman dieſer Liebe. Mit einem Roman wird nun freilich das All nicht erklärt, wenn aber alle philoſophiſchen Erklärungen deſſelben doch nur Romane ſind, ſo iſt uns eine wenigſtens in ſich ſelbſt hübſch motivirte Dichtung immer noch lieber, als eine, die gar kein Motiv hat, nicht einmal ein poetiſches. Daher werden die Religion und die ihr verwandte Myſtik, weil ſie von den ſittlichen Motiven der Liebe und der Sünde ausgehn, wie bisher, ſo zu allen Zeiten wirkſamer bleiben, als die Philoſophien,

die über dem Weltgeist und Weltkörper das Weltgemüth gleichsam ex officio allemal vergessen.

Mittheilungen über den Einfluß der Philosophie auf die Entwicklung des innern Lebens. Münster, Theissing, 1831.

Der unbekannte Verfasser folgt ziemlich genau demselben Gedankengange, wie Daumer. Allein er sagt: „das früher unfreie Verhältniß des Geistes zur Natur wird schon dadurch ein freies, daß wir es erkennen.“ Es bedarf also nicht erst, wie Daumer meint, einer langen Arbeit, die Freiheit des Geistes auf die Wirklichkeit überzutragen, sondern diese Arbeit ist in der Erkenntniß schon vollbracht, die That fällt mit dem Erkennen zusammen. Dies wäre nun reiner Hegelianismus, wenn der Verf. nicht unter dem Erkennen noch etwas mehr verstünde, als was Hegel unter seinem absoluten Wissen versteht. Dieses leztere erscheint dem Verfasser nur als eine hochmüthige Verwechslung des eignen Wissens mit dem göttlichen, und er verlangt, wir sollen nicht Gott zu uns herabziehen, sondern uns zu Gott erheben, nicht unser Wissen schon für das göttliche ausgeben, sondern es dem göttlichen nähern, nicht die ewige Wahrheit zum Sklaven unserer persönlichen Zwecke und Liebhabereien machen, sondern diesen unsern Egoismus demüthig an die ewige Wahrheit ergeben. Erst in dieser freiwilligen und bewußten Hingebung, wie sie das Christenthum befiehlt, wird die wahre Wahrheit gewonnen, und diese Hingebung ist, weil sie Hingebung ist, von dem selbstischen absoluten Wissen eben so sehr, als, weil sie frei und mit Bewußtseyn erfolgt, von dem blinden Glauben zu unterscheiden.

Irene, oder Versuche zur Vermittlung der philosophischen Systeme. In Briefen. Herausgegeben von Ch. J. Eisenlohr. Carlsruhe, Groos, 1831.

Das Hauptverdienst dieser Schrift besteht in Andeutungen zur Berichtigung der immer noch höchst verworrenen, bei so vielen Philosophen sich widersprechenden Seelenlehre. Ein zusammenhängendes System gibt der Verfasser nicht, auch wagt und vermag er nicht, aus bloßen Andeutungen bestimmte Behauptungen zu machen, wie es auch bei einer so dunkeln Lehre nicht anders möglich ist. Wer in die Tiefen der Seelenlehre eindringt, und überall auf verschlossene Pforten, auf unauflösliche Räthsel stößt, lernt bescheiden seyn. Die fruchtbarste seiner Andeutungen scheint uns die zu seyn, daß uns unsre eigne Seele nur bekannt ist, sofern sie sich reflektirt, daß sie sich aber eben immer nur einzeln und theilweise reflektiren kann, und daß noch unendliche Kräfte in ihr schlummern, die uns aus Mangel an Reflexion nicht bewußt werden.

Die folgenden Schriften gehn auf Kant zurück und setzen dessen Kritik der Vernunft und Erfahrungsseelenlehre fort.

Die Gefühlslehre, von Andreas Neubig, Prof. in Bayreuth. Bayreuth, Grau, 1829. — Die Grundlage der Philosophie von Demselben. Daselbst, 1830.

Der Verfasser vertheidigt die Verdienste Kants gegen die allerdings unwürdigen Angriffe Hegels. Sodann schickt er die Kantischen Behauptungen 1) wir erkennen die Dinge nur so, wie sie uns erscheinen, nicht wie sie an sich sind, und 2) wir können nicht das Ziel, sondern nur die Grenze unsers Denkens finden — voraus und zieht daraus den Schluß, die Philosophie könne sich also überhaupt nur innerhalb unsres Ich bewegen, und ihr Gegenstand sey das Seelenleben, das jeder in sich selbst wahrnehme. Mithin ist seine Philosophie wesentlich Seelenlehre, und beschränkt sich auf eine Aufzählung aller menschlichen Seelenkräfte. Allein er folgt dabei dem richtigen Grundsatz, daß es nur Eine untrennbare Kraft der Seele oder des Ich gebe, und daß alle sogenannten Seelenkräfte nur verschiedene Aeußerungen derselben Kraft seyen. Er will nicht, daß man „den Sinn zum Hausknecht, den Verstand zum Hausmeister und die Vernunft zur gnädigen Frau, die Besinnung zur Kammerjungfer mache.“ Er will nicht, daß sich der Mensch, wenn er fehlt, mit der Untreue eines seiner Diener entschuldige, er behauptet vielmehr, daß überall der ganze Mensch thätig sey.

Versuch einer systematischen Behandlung der empirischen Psychologie von Fr. Xav. Biunde, Prof. zu Trier. Zwei Bände. Trier, Gall, 1831.

Sehr wahr sagt der Verfasser, daß kein einziger Philosoph ein System bauen könne, ohne gewisse psychologische Thatsachen zu Grunde zu legen, daß aber ein Jeder kühn darauf los baut, ohne zu fragen, ob auch diese Grundlage genügt, und daß man am Ende die Unhaltbarkeit jedes Systems aus der fehlerhaften Grundlage, aus der Mangelhaftigkeit oder Irrthümlichkeit der psychologischen Grundbegriffe nachweisen kann. Daher ist nun nichts so dringend, als die schärfste Prüfung der Seelenlehre und die Feststellung derjenigen ihrer Wahrheiten, auf die man philosophische Systeme baut. Mit eben so viel Recht erklärt sich der Verfasser ferner gegen die Gattung von Psychologen, die von irgend einer metaphysischen Idee aus, vom Absoluten, von Gott aus heruntersteigen und die Seele a priori konstruiren, und gegen die, welche von der Natur, vom Körper, von der Physiologie ausgehend die Seele, die unbegreifliche, gleichsam mit Fingern greifen möchten. Nicht von außen, nur von innen läßt sich die Seele erkennen, durch Beobachtung des eignen Ichs, und also auch immer nur durch Erfahrung.

Der Erfahrung gemäß unterscheidet nun der Verfasser drei Hauptseelenvermögen, der Erkenntniß, des Gefühls und der Begehrung. A. Erkenntniß. I. Anschauung. 1. Sinn. 2. Einbildungskraft. II. Denken. 1. Verstand. 2. Vernunft. III. Erkennen im engern Sinn. IV. Anerkennen (Wissen, Glauben). Nur so weit hat der Verfasser in den beiden ersten Bänden die Untersuchung geführt; von dem Gefühls- und Begehrungsvermögen wird erst in den folgenden Bänden die Rede seyn. Diese Bände sind stark und in so ausgedehntem Raum war es dem Verfasser möglich, seine Lehre bis ins kleinste Detail hinauszuführen. Am interessantesten ist die Untersuchung über die Einbildungskraft. Allein der Verfasser hat sich hier die Arbeit etwas zu leicht gemacht, indem er die in neuerer Zeit so viel besprochenen Erscheinungen des Somnambulismus nur mit wenig Worten erwähnt, um sie sogleich verächtlich zu beseitigen. Gerade hier und bei der Lehre vom Wahnsinn hätte er nicht ausführlich genug seyn können. Wir billigen keineswegs den krassen Glauben an jede erste beste Einbildung, die sich für Vision ausgibt; allein der Somnambulismus hat ein Gefolge von anerkannten Thatsachen, wodurch die Seelenlehre ungemein bereichert wird, und die der Verfasser wohl hätte berücksichtigen sollen. Doch eben fällt mir ein, daß der Verfasser in der Einleitung, wo er von den Quellen der Psychologie spricht, die Erfahrungen Andrer und an Andern von diesen Quellen ausschließt, indem er den Grundsatz aufstellt, daß alles trüglich sey, was der Psycholog nicht selbst an sich selbst beobachte. Da nun der Verfasser nicht somnambul ist, so gelten ihm auch die Erfahrungen Andrer in dieser Hinsicht nichts, und es ist schon inkonsequent, daß er den Somnambulismus nur genannt hat. Aus demselben Grunde hat der Verfasser dem Denken mehr Aufmerksamkeit geschenkt, als dem Schauen, weil ihm individuelle Gedanken geläufiger scheinen, als Bilder. Und wie? Sollte die genaue und ausschließliche Beziehung der Vernunft auf die Wahrheit, wie sie hier im Buch vorkommt, denselben Grund in der Individualität des Verfassers haben? Warum hat er nicht hier schon an die Schönheit gedacht? Ist diese etwa blos Sache des Gefühls und nicht jener urtheilenden, wählenden, anerkennenden Vernunft, ja schon Sache der Einbildungskraft? Daß alle ästhetischen Fragen durch die Lehre vom Gefühl allein beantwortet werden sollen, will mir nicht einleuchten. Hier ist nicht blos Gefühlsvermögen, sondern Erkenntnißvermögen. Das Schöne wird nicht blos gefühlt, es wird erkannt.

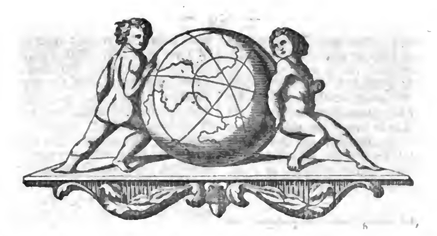
Doch was kann die Psychologie anders, als dasjenige endlos zersplittern, was in uns Eins ist? Ich bin eines ungetheilten, mein ganzes Seyn erfüllenden Zustandes mir bewußt, und wenn ich ihn beschreiben will, da zersplittert er in Gedanken, Gefühl, Trieb ꝛc. Ich schaue, erkenne, beurtheile, fühle, liebe, begehre, will, das alles in einem Moment, in einem einzigen Blitz meines Ich. Wenn ich nun den Blitz fange, secire, analysire, dann bekomme ich freilich Licht, Wärme, Stoff, aber keinen Blitz mehr. Und so gibt es auch Phänomene der Seele, wie Meteore in der Luft, die man noch weniger als den Blitz erklären kann, und bei denen man schwankt, ob sie tellurisch, ob kosmisch, der niedern oder einer höhern Welt angehören.

Grundriß zu Vorlesungen über Psychologie, mit Verweisung auf G. E. Schulzes psychische Anthropologie. Von Dr. K. H. Scheidler, Prof. in Jena. Jena, Bran, 1830.

Die Anordnung und Eintheilung ist bei diesem kurzen Grundriß die Hauptsache. Mit Recht bringt der Verf. in den ersten Theil, die allgemeine Seelenlehre, das, was in der Seele das Bleibende und Allgemeine ist, also ihre Hauptkräfte, das Erkenntniß-, Gefühls- und Thatvermögen, — in den zweiten Theil, die specielle Seelenlehre, dagegen alles, was daran zufällig und besonders ist, also die Modifikationen des Alters, des Geschlechts, der Temperamente, der physischen Einflüsse und der Krankheiten. Da es dem Verf. aber so sichtbar um eine gute Anordnung zu thun war, wünschen wir, er hätte bei den einzelnen Seelenvermögen noch deutlicher die Arten und die Grade unterschieden. Bei dem Erkenntnißvermögen ist das Genie, bei dem Gefühlsvermögen der Affekt und die Begeisterung, bei dem Thatvermögen die Leidenschaft nur ein höherer Grad, nicht eine neue Art, und dieser Unterschied hätte durch die ganze Lehre schärfer hindurchgeführt werden sollen. Auch würde es vielleicht nicht unpassend gewesen seyn, die mangelhaften oder zerstörten Seelenzustände, die Seelenkrankheiten schon je bei jeder Art der Seelenkräfte zu erwähnen, da eben immer die Störung oder Krankheit sich nur je auf dieses oder jenes Seelenvermögen bezieht. — Schätzbar ist die Bemerkung des Verfassers, daß die Lehren der Psychologie bisher zu wenig Rücksicht auf die Dichter genommen haben. Shakespeares Hamlet, Cervantes Don Quichote, Tiecks Reisende wiegen allein dreißig Kompendien der Psychologie auf. Die zartesten Saiten der menschlichen Seele hat von jeher nur der Dichter berührt. Wenn die Psychologen auf die von Dichtern geschilderten Stimmungen, Kollisionen, und Aeußerungen der Seele Rücksicht nähmen, so würde dadurch nicht nur die Seelenlehre ungemein bereichert, sondern auch umgekehrt der gute Geschmack gefördert werden. Wahre Dichter würden in dem einen Fall dem Psychologen Probleme von der größten Wichtigkeit auflösen, und der Psychologe würde in dem andern Falle den falschen Dichtern beweisen, daß ihre Helden unmöglich so fühlen, reden und handeln können, als sie thun.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 93. — 12. September 1831.

Uebersicht der neuesten philosophischen Literatur.

(Fortsetzung.)

Spekulation und Traum, oder über das Fundament und den Umfang des Wahren in der Spekulation. Von J. A. W. Geßner, Doktor der Philosophie. Zwei Bände. Leipzig, Weygand. Wien, Gerold, 1830.

In der Vorrede heißt es, die Philosophie sey wirklich das geworden, was man sie spottweise zu nennen pflege, eine Träumerei, und es sey daher dringend nöthig, sie aufzuwecken, sie von ihrer Lustfahrt unter Traumnebeln auf den festen Boden der Wahrheit zurückzuführen. Herr Geßner versucht dies vermittelst einer neuen Kritik des Erkennens, und diese hat das Eigenthümliche, daß sie nicht wie Kants Vernunftkritik auf die Untersuchung unsrer eignen Thätigkeit beschränkt ist, sondern den Accent vielmehr auf die Außenwelt legt und die Nothwendigkeit, den Zwang darzuthun sucht, vermöge dessen wir so und nicht anders, dies und nichts anders erkennen. Er hält es für eine blos sophistische Taschenspielerei der Begriffe, die Außenwelt zu läugnen, oder sie erst zu suchen, und gewiß mit Recht sagt er, Theil II. Seite 320: Betrachtet man die Frage: gibt es Wesen außer mir? Nicht blos oberflächlich, so erscheint ihre Verneinung als etwas so lächerliches, daß sie allein schon die Spekulation beim schlichten Menschensinne in Verachtung bringen kann, ja dem Philosophen selbst als etwas seiner ganzen Natur Widerstrebendes sich darstellen muß. Man kann die Frage gar nicht aufwerfen, ohne sie schon als bejaht vorauszusetzen. Oder was könnte widersinniger seyn, als wenn ein Philosoph gegen Andre behauptete, es existire außer ihm nichts Wesenhaftes? Kann er etwas gegen sie behaupten, ohne sie insofern schon als wesenhaft existirend vorauszusetzen?

Dies hat alles seine Richtigkeit, und unsre Leser werden wahrscheinlich an die Wirklichkeit der Außenwelt glauben, auch ohne daß wir ihnen noch die vielen andern Gründe, welche Herr Geßner dafür aufbringt, mittheilen. Nun stehn wir aber am Schluß der langen Untersuchung doch unvermerkt wieder beim Anfang aller Philosophie. Zugegeben, „daß all unser Wissen auf Empfindung und Denkzwang beruht," so ist damit die Schwierigkeit der Philosophie nicht aufgehoben, sondern nur durch eine optische Täuschung verkehrt, denn wenn wir früher zu sagen pflegten: wir vermögen mit unserm Denken die Außenwelt nicht zu bezwingen, so müssen wir

jezt sagen: die Außenwelt vermag unser Denken nicht zu bezwingen. Sie zwingt uns, zu wissen, was wir wissen, aber sie ist nicht so tyrannisch uns zu zwingen, alles zu wissen. Wir wissen also so wenig, als vorher. Der Denkzwang, den uns die Aussenwelt auferlegt, ist mit der Denkfreiheit, die wir von Innen heraus kultiviren, ein und dasselbe. Die Aussenwelt kommt uns nicht ein Haar breit weiter entgegen, als wir ihr, und Alles bleibt beim Alten. Zwar hat der Verfasser das unbestreitbare Verdienst, einen Irrthum siegreich widerlegt zu haben. Ist aber ein Irrthum weniger auch schon eine Wahrheit mehr?

Philosophie der Erfahrung oder Untersuchungen über den Menschen und sein Vermögen durch Karl Viktor von Bonstetten. Zwei Bände. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1828.

Diese ursprünglich französisch geschriebene Schrift ist auch in der französischen Manier geschrieben, und zwar im guten wie im schlimmen Sinn; populär nämlich, unterhaltend, hin und wieder geistreich, zugleich aber auch ohne die Strenge und Tiefe, die der deutschen Philosophie eigen ist. Da ist keine Spur von der Dürre und Trockenheit eines deutschen Kompendiums; vielmehr ist die Sprache lebendig und reich geschmückt mit eingestreuten Anspielungen, Beispielen, kurz mit allem was eine Untersuchung unterhaltend machen kann und nicht blos den grübelnden Verstand, sondern auch die Phantasie und das Gemüth angenehm beschäftigt. Da ist keine Spur von jener heiligen Unverständlichkeit und Geheimsprache unsrer Hegelianer, vielmehr fließt die Rede klar und munter dahin. Allein der Untersuchung fehlt es auch oft an Schärfe und Tiefe. Gleich auf den ersten Seiten lesen wir: „Die Psychologie ist für die rationellen Wissenschaften, was die Mathematik für die physikalischen ist." Dies klingt geistreich, ist aber eine Unwahrheit, eine Unmöglichkeit. Die Psychologie oder Seelenlehre hat es keineswegs mit Abstraktionen zu thun, wie die Mathematik, sondern mit Erfahrungen. Sie verhält sich also zu den rationellen Wissenschaften, Logik, Ethik, Aesthetik, Metaphysik, wie sich die Naturgeschichte zur Mathematik, Mechanik, Physik und Naturphilosophie verhält. — Gleich darauf erklärt Herr von Bonstetten die Gefühle für Bestandtheile des Gedankens. Daß sie es nothwendig und immer seyn müßten und nur bles, ist nicht wahr. Es gibt ganz sichere Gefühle, wobei man nichts denkt, nichts zu denken hat, und Gedanken, wobei man nichts fühlt; mag auch allerdings sehr oft beides in Eins zusammenfallen. Allein wir müssen Herrn von Bonstetten die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er diese vagen Behauptungen nur in der etwas flüchtig entworfnen Einleitung hat stehn lassen, und daß die systematische Entwicklung seiner Lehre davon abgeht. Hier sagt er, und dies ist die Konsequenz seines Systems: „In der Seele müssen zwei große Klassen von Erscheinungen unterschieden werden. Die eine derselben ist die Einbildungskraft, die Wechselwirkung zwischen Anschauungen und Gefühlen. Die andre ist der Verstand, das Vermögen, Verhältnisse zwischen den Anschauungen zu schaffen. Die Einbildungskraft ist Quell des Wohlseyns, der Verstand Ursprung der Wahrheit. Die Harmonie beider erzeugt die Tugend." Die schwierige Lehre, wie sich Vorstellungen und Gefühle wechselseitig bestimmen, hat der Verfasser durch Hinweisung auf das Leben und die dasselbe beherrschenden Stimmungen und Vorurtheile anziehend gemacht, und diese Anwendung der Philosophie auf das gesellschaftliche und Staatsleben ist wieder im guten, ja im besten Sinne französisch, denn das eben ist die nicht genug zu schätzende Kunst der Franzosen, daß sie von ihren wenigen und oberflächlichen philosophischen Begriffen doch einen vortrefflichen Gebrauch im Leben zu machen wissen, während wir mit den tiefsinnigsten Ideen im Kopf überall leere Hände behalten. Was aber würden die deutschen Philosophen sagen, wenn man ihnen die Zumuthung machte, von all ihrer Weisheit nur so zu denken, wie der Franzose von der seinigen denkt. Bonstetten, ein Wort von Diderot wiederholend, sagt mit liebenswürdiger Naivetät: „man muß die Meinungen Andrer gleichgültig wie Mücken bei sich vorbeifliegen sehn, und seinen eignen Meinungen eben so wenig Werth zuschreiben." Dies ist die wahre französische Lebensweisheit, womit man die Gesellschaft überall erträglich finden und sich ihr erträglich machen kann. Aber ein deutscher Philosoph wird lieber wie der heil. Antonius von Padua den Fischen predigen, ehe er zugäbe, daß seine Meinung nicht gehört würde. Wenn der Franzose sogar die Wahrheit aus Höflichkeit oder Politesse verläugnet, legt der Deutsche nicht einmal seinen Irrthum eher ab, als bis er muß.

Ansichten von höhern Dingen von Fr. Ludw. Bührlen. Stuttgart, Löflund, 1829.

In diesen Ansichten herrscht das moralische Element vor, und es ist zu verwundern, daß auf dieses Element in neuerer Zeit so selten mehr Rücksicht genommen wird. Es ist zwar natürlich, daß sich der menschliche Geist nach der Sündfluth von moralischen Schriften, mit denen er früher überschwemmt wurde, ein wenig erholt; doch vermeiden unsre modernen Denker auf eine verdächtige Weise die Fragen, die sich auf das moralische Gefühl, auf

das Gewissen, auf das Gute und die Tugend beziehn. Man sollte meinen, diese Fragen seyen nicht nur allzu abgedroschen, sondern auch etwas zu demüthigend für den Stolz der neuern Philosophie, und diese liebt es in genialer Gewissenlosigkeit dahinzuleben. — Wenn Bührlen die verschämte Tugend wieder in den Kreis der andern philosophischen Göttinnen einführt, hegt er eine zärtliche, väterliche Besorgniß für das arme Pflegekind. Ihre Schwestern sind so erstaunlich vornehm geworden und werden sie nicht wiedererkennen wollen. Darum läßt er sie eine recht freundliche, liebkosende Miene annehmen und empfiehlt sie nicht als eine lästige Miterbin der vornehmen Schwestern, sondern als einen überall gern gesehenen Gast, nicht um ihres Rechts, sondern um ihrer Liebenswürdigkeit willen. Fern also von aller Strenge und Morosität macht er mehr das Herz geltend, als das kalte Vernunftgesetz, und die Hauptansicht seines Buches ist: suche in allem das Gute, wo du es finden kannst, und ertrage das Böse mit möglichster Heiterkeit. Mag man darin auch einen gewissen moralischen Epicuräismus finden, so ist derselbe doch bei weitem jener jesuitischen und altprotestantischen geheimen Polizei der Seele vorzuziehn, die überall nur Unheil und den Teufel wittert, aus allem nicht das Gute, sondern das Böse herausfindet, und nichts heiter ansieht, sondern alles schwärzt. Gewiß ist, daß Frohsinn die Tugend befördert, Trübsinn dagegen der Vater böser Gedanken ist.

Das dichterische Gemüth des Verfassers läßt sich in seinen Darstellungen nicht verkennen. Ueberall macht sich neben dem verständigen Urtheil eine blühende Phantasie geltend, und fühlen wir durch die kalte Untersuchung die Wärme eines Jean Paulschen Herzens durchschlagen. Einige Proben: „Mich schreckt die Nachtseite des Lebens nicht; sie müßte mich an meinem eigenen Leben zuerst schrecken. Ich sehe auch in dem tiefsten Schwarz noch Farbentöne spielen, sehe das Weh der Menschheit durch Thätigkeit, durch Verstand und Scharfsinn, durch Rath, Trost, Hoffnung und Geduld, und wenn es nichts Besseres mehr gibt, durch Gewohnheit und Apathie bis in die kleinsten Theile zersezt. Das „menschliche Elend“ ist so alt, als das menschliche Geschlecht und wird nur mit diesem enden; es ist die Schattenseite, ohne welche keine Lichtseite gedankenklar wäre. Es ist ein schreckender Begriff, ein Ungeheures im Zusammenfassen; im Einzelnen arbeitet sich fast jeder über seine Schmerzen empor, athmet über dem erstickenden Qualm Lebensluft und empfindet seinen Theil Daseynslust. Ich sehe, wie nach Gottes Willen jede Kreatur täglich und stündlich ringt, die Empfindung des Wohlseyns über die des Wehes hinauf zu heben, und durch den Moment die Last eines ganzen Lebens zu bezwingen. — Nehmen Sie das barockeste Volk vor sich, wandeln Sie in Gedanken unter, und, so weit Ihre Einbildungskraft es vermag, mit demselben, und sehen Sie, wie das, was Ihnen wunderlich, wo nicht unsinnig vorkommen wollte, für diese Menschen überschwängliche Größen, erhebende Aufgaben für ihr geistiges und sittliches Wesen sind. Gerade die groteskesten Naturen haben gewisse Seiten der Humanität besonders schön ausgebildet, auf einen Grad, den unsere beliebte harmonische Ausbildung niemals erreichen kann, ja für welchen wir kaum, in den besten Momenten ein ahnendes Gefühl in uns aufbringen. — Denken Sie an alles Schöne und Erhabene, was aus den asiatischen Reichen zu uns gekommen, und was noch jezt im Orient neben zahllosen Verschränkungen Großartiges besteht, — denken Sie an so manchen, seinen himmelanstrebenden Kirchen vergleichbaren, geistigen Aufbau des Mittelalters, und daß eine solche Großes gestaltende Symbolik sich nicht vereinigt denken läßt mit einem verstandesmäßigen Hellsehen, einer aufgeklärten Elementarbildung, einer philanthropischen Familiarität, wie wir sie so gern allen Völkern auf Erden gönnen möchten. — — Unwillkührlich halten wir behagliche Ruhe für den Normalzustand des Menschen, obgleich sie es nur in den seltensten Fällen ist. Da, wo die organischen Kräfte, die Elemente des Lebens in größern oder kleinern Vereinen sich entzweit haben, ist der Kampf das einzige Mittel, in welchem die Glieder ihrer Totalität sich bewußt werden. Im Streit fühlt man sich und seinen Feind, seine und des Feindes Sache; er ist Uebung und Schule, Thätigkeit und Befriedigung. Von dem ewigen Streit, der die ganze Menschheit durchwühlt und als die eine Seite ihres Lebens angesehen werden kann, ist „Krieg“ die an Völkermassen naturgemäß zu Tage gehende größte Erscheinung desselben, seine groteskeste flammenrothe Blume, aus dem Zusammensprühen entgegengesezter Lebensströme entsprossen. Oft ist er den Ansichten und Wünschen der Nation gemäß, die Krieger verlangen, dürsten nach ihm, in seinen Bewegungen finden sie Ruhe, während sie in Friedensruhe von ungestümer innerer Bewegung geplagt werden; ihnen, den Betheiligsten, ist er ein ernstes Lustlager und, das ganze Kriegsleben abgewogen, halte ich den Zeitungsjammer für das kleinste Moment dabei, und im Verhältniß zur Empfindung des Daseyns überhaupt nicht für so wichtig, als den Nationalschmerz, den keine Zeitung verkündet, keine Geschichte einbucht.“ — Eine der schönsten Ansichten Bührlens ist die vom Christenthum: „Bei dem Glauben, der unserer Religion zum Grunde liegt, tritt aber im höchsten Maaße das Bemerkungswerthe ein, daß er durch sich selbst gibt, was er verheißt. Fassen Sie diese ihm inwohnende Gewalt wohl ins Auge. Er ist auf das Vertrauen gegründet, daß über den Erscheinungen alles Lebens ein Weltgemüth wal-

tend throne, und durch dieses in den Bekennern herrschende Vertrauen baut sich ihr Daseyn hinwiederum organisch so auf, daß ein höheres Walten daran unverkennbar sich beweist, indem alles Aeußerliche, nach außen der Divergenz, der Zerstreuung, den Naturgewalten, den Elementen Anheimfallende, innerhalb des Vereins vom Geist des Ganzen lebendig fortgetragen, und, wenn auch noch so angefochten, doch ihm erhalten, gerettet wird. — Erkennen Sie, wie im äußerlichen Leben alles Drückende durch Angst, Sorge und die nie rastende Geschäftigkeit der Einbildungskraft noch lastender wird, wie aber Schmerz und Reue durch Vertrauen und Hingebung an den heiligen Geist des Vereins gelöst und nur die Freuden des Daseyns verewigt werden. Erkennen Sie, daß nur durch die Richtung auf ein Vorbild Einheit in das Leben kommt, und eine Kraft in das Gemüth gelegt wird, die im kleinsten Moment die höchste Gewalt äußert, und allen Weltkräften Widerstand leistet."

Ueber das Wesen des Gefühls. Inaugural-Abhandlung von Hubert Beckers. München, 1830.

„Zuerst Collegium logicum," Herr Doktor! wenn ich bitten darf. Was ums Himmelswillen machen Sie für Schlüsse! Sie sagen Seite 42: „Das innerste Wesen der Mystik besteht in der Verschließung des Gefühls gegen den Einfluß der Intelligenz. Mystik kommt bekanntlich von μύω her, das, als verschließen, zuschließen, insbesondere auch die Augen zuschließen bedeutet. Sie ist also (!!!) eigenwillige Blindheit, die in ihrer Ohnmacht, den Strahl des Lichts zu ertragen, gegen alles Licht sich ereifert und nur im Dunkeln sich gefällt." Wenn Sie auch, logischer Denker, Ihre Augen zuschließen, so wird dies doch kein Mystiker weder von Ihnen verlangen, noch auch selber thun, denn bisher haben noch alle Mystiker angenommen, daß jenes „Zuschließen" sich nicht auf die Augen des Betrachtenden, sondern auf den betrachteten Gegenstand bezieht, und daß überall nur von einem Mysterium, von einem Geheimniß der göttlichen Dinge die Rede ist, welches sich dem profanen Blicke oder der geistigen Blindheit zuschließt, keineswegs aber diese Blindheit gutheißt, sondern vielmehr die Erweckung einer Sehkraft verlangt, die es erkennt. Wie nun aber der Gegenstand, das Mysterium, in der innersten Einheit der Dinge, des Weltgeists, Weltgemüths und Weltkörpers besteht, so besteht auch die Sehkraft des Mystikers in der innersten Einheit des Gedankens, Gefühls und der Anschauung, und es ist überall nicht von einem Verschließen des Gefühls gegen die Intelligenz die Rede, sondern von einer Durchdringung derselben. Daß dazu Begeisterung gehört, soll nicht geläugnet werden, und wer derselben nicht fähig ist, der mag sich immerhin mit den Resultaten einer so intelligenten Schlußfolge begnügen, als sie der Herr Verfasser zu Tage gelegt hat. Und gesezt auch, das Werk der Begeisterung sey nur Täuschung, Poesie, so muß es doch auch eine solche geben, da ja der grundgütige Gott sogar zuläßt, daß es Schlußfolgen gibt, wie die des Verfassers.

Tiefstes Denken und höchstes Gefühl, oder die lezten Gründe von Religiosität und Sittlichkeit, von Dr. W. Braubach. Gießen, Ferber, 1829.

Hier wird die Sache so erklärt: „Dem Verstande ist seine Grenze gesteckt, was dahinter sich befinden möge, ist dem Menschen ein Geheimniß, ein Mysterium. Darum kann es nicht anders seyn, als es muß das tiefste Denken des Menschen in sich selbst zurück und in ein Gefühl übergehn." (Seite 72.) Doch hat der Verfasser Unrecht, wenn er die Mystik lediglich zur Gefühlssache macht. Die ächten Mystiker sind allezeit große Denker gewesen und in ihren Systemen gibt sich der kunstreichste Verstand zu erkennen, wie denn Liebe und Begeisterung in ihrer höchsten Energie den Verstand nie ausschließen. Wenn dagegen die modernen süßlichen Pietisten mit ihrem schwachen und krankhaften Gefühl Abgötterei treiben und einen läppischen Krieg mit dem Verstande führen, so ist da nur Flachheit, nichts Tiefes, nur Einseitigkeit, nichts Centrales, und man würde sehr Unrecht thun, wenn man diese offenkundige Geistesarmuth irgend mit dem Namen der Mystik ehren wollte.

Betrachtungen über die leidende Kraft des Menschen. Eine philosophische Reliquie des Freiherrn Karl Theodor von Dalberg, ehemaligen Fürsten Primas. Neu herausgegeben. Mannheim, Schwan und Götze, 1830.

Gedanken über die Fähigkeit, Leiden standhaft zu ertragen, in der Manier Ciceros, Senecas und Garves ohne philosophische Strenge, in heiterm Unterhaltungston vorgetragen und reichlich mit Beispielen und Citaten belegt. Der Verfasser unterscheidet insbesondre den höhern moralischen Muth feinfühlender Menschen von der Apathie oder athletischen Schmerzverachtung der rohern Völker. Wir glauben, jeder, der diese Schrift in die Hand nimmt, wird sie mit Vergnügen lesen, und wer Muth braucht, wird im Stande seyn, ihn aus den darin gegebenen Lehren und Beispielen zu schöpfen.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 94. — 14. September 1831.

Neuere und neueste Lustspiele.

Von Lobbauer.

Wenn die ganze Menschheit vereint an den Wissenschaften baut, und jedes spätere Volk, jedes spätere Individuum nur da fortbaut, wo die frühern angefangen, wenn demnach eine genaue Kenntniß des bisher Geleisteten jedem neuen Arbeiter an der Wissenschaft nothwendig ist, so sind umgekehrt die Künste allezeit eigenthümliche Produkte einer besondern Zeit, eines besondern Volkes, eines besondern Individuums allein, und nichts ist für Künstler und Dichter so nachtheilig, als wenn sie, anstatt sich die Gegenwart selbstständig nach ihrem eignen Typus zu bilden, in die Illusionen der Vergangenheit vertieft, nur das, was frühere Zeiten geleistet, unter ganz veränderten Umständen und während es für die Gegenwart nicht mehr paßt, nachbilden wollen. Der denkende wissenschaftliche Geist kann sich nicht genug durch die Kenntniß der Vergangenheit nähren und schärfen; aber der bildende Künstlergeist wird durch die Häufung alter Muster erdrückt und um seine Originalität gebracht. Er sucht entweder nachzuahmen und auch die beste Nachahmung ist unter dem Original, oder er sucht die Nachahmung allzuängstlich zu vermeiden und da ihm allzuviele Muster vorschweben, fällt er in eine erkünstelte Originalität, der nur Uebertreibungen oder barocke Gegensätze übrig bleiben, um sich auszuzeichnen. Daher ist in neuerer Zeit die häufige Klage, daß die Dichter ihre Werke nicht aus dem eignen Geist, sondern aus dem fremden, nicht aus Natur und Leben, sondern aus Büchern schöpfen.

Seit das Geschlecht der Homeriden begann, hat die Welt keinen Homer mehr gesehen. Als Graf Platen von Hallermünde, ein Poet, der unläugbare Spuren des ächten Berufs zur Dichtkunst in sich trug, in der Lesewelt auftrat, erschien er bereits wie ein rings Gefesselter, der im Irrwahn der Zeit stolz mit seinen Fesseln klirrte, statt sie zu lösen. Nachdem hier die italienische Canzone, dort die persische Ghasele in seiner Lyrik herrschte, nachdem es fast schien, er fühle da einen Druck, er wolle sich frei machen, warf er sich auf die andere Seite und wurde „Deutschlands Aristophanes!“ Er ernannte sich nämlich in selbstgefälliger Begeisterung am Ende einer längeren Rede in der „verhängnißvollen Gabel“ dazu; er ertheilte sich selbst das Diplom, allein ob er auch wirklich funktionirte, ist der Welt bis jezt noch nicht bekannt geworden. Platen wurde ein Opfer des Wissens; wohin ihn vielleicht sein innerer Genius trieb, da trat ihm von außen aus der ungeheuern und bis zur nächsten Gegenwart herangeschwollenen Vergangenheit ein verwandtes Bild entgegen, das ihn, indem er es mit Liebe umfassen wollte, überwältigte und in Bande legte. Aristophanes, der Grieche, verdarb dem Graf Platen gerade, ein Aristophanes der Deutschen zu werden,

wenn er hiezu Beruf hatte, und wenn er ihn nicht hatte, so trug er mit Anderen dazu bei, die Blicke des Werbenwollenden von der ruhigen Selbstbetrachtung ab und in das gefährliche Meer der Vergleichungen zwischen sich und andern hinabzuziehen. Wir haben aus dem Kreis der Beispiele diesen „Aristophanes Deutschlands" darum hervorgehoben, weil im Laufe der Prüfung unserer Aufgabe ein noch viel merkwürdigerer Fall, bei dem Aristophanes auch eine Rolle spielt, erscheint.

Richten wir das Obengesagte gegen unsere Aufgabe, so sehen wir, daß jener überwältigende Druck hauptsächlich in zwei Richtungen die neuesten Erscheinungen des Lustspiels in Deutschland vor sich hertreibt; in der einen zeigt sich die einfachere Nachbildung in Uebersetzungen und Bearbeitungen und nennt sich selber harmlos und unverholen beim ersten Namen; die andere ist die prätenziösere, entweder indem sie in einer gewissen Kühnheit ihres Auffassens aller Dinge sich ein Ansehen zu geben sucht oder indem sie mit neuen Kleidern dem schon vom Aeltervater herunter gearteten Gliedermann auch einen neuen Menschen angethan zu haben glaubt. Die größere Hälfte unseres vorliegenden Stoffs gehört eigentlich kaum unserer Betrachtung an. Das französische Lustspiel, wie es eingefangen in dem Berliner Taubenhaus, von dort sich wieder schaarenweise über ganz Deutschland und jährlich in dichteren Schwärmen verbreitet, spricht leider stärker als eine kritische Stimme von der Armuth der einheimischen Lustspielliteratur. Woher kommt es aber, daß der Deutsche so wenig in die eigene Wagschale zu legen weiß, daß jene welsche nicht hoch in die Luft, wohin sie, die gaukelnd flatternde gehört, schnellt? Wiederum daher, daß er nicht sich selber und mit sich sein Leben, seine Zeit, seine Geschichte faßt, die, wenn sie vielleicht zu locker, zu zerbröckelt, ja zu traurig fürs Trauerspiel, doch gerade für die zwei stärksten Arme des Lustspiels, für die bittere Satyre wie erfunden, für den schmerzlich-lachenden Humor wie gemacht ist. Treu bleibt der Franzose im Lustspiel seinem Nationalcharakter, gewandt versteht er seine Puppe vielmal einzukleiben, geschickt benützt er seine Geschichte im Großen oder den Anekdotenschatz seiner muntern Chronik und wenn immer noch in der französischen Komödie als unerschütterliche Basis die konventionellen Verhältnisse der Geschlechter ruhen, so halten wir das dem galanten Volk zu gut; der Deutsche aber sollte den hohlen Spaß der Fopperei, die wässerige Rührung in den Liebesgeschichten seiner Lustspiele bald genug haben, da sie ihm bei diesem ewigen Hinum- und Herumdrehen, bei dieser scheinbar unbegränzten Abwechslung endlich doch einmal die Einförmigkeit des Kaleidoskops zeigen müssen. Der größere Theil der deutschen Hälfte, der vor uns liegenden Lustspiele gehört in diese Klasse. Sie laufen mit einander wie eine Heerde unschuldige Thiere, indeß einige andere als nicht minder gute Hunde bellend hinterherfahren. Beachtenswerth ist an dem kritischen Oppositionsgeist dieses, daß er viel zu viel bellt, um — siegen zu können, indeß er sich Lyra und Maske aufheften läßt und sich ins Kunstgewand kostumirt, ja selber sich nicht entblödet, in einen aristophanischen Faltenmantel zu schlüpfen. Jedoch zählen wir nicht nur Namen von gutem Klange, sondern auch einzelne Erscheinungen und einzelne Theile von Erscheinungen, die sich vom Gewöhnlichen zu ihrem Vortheile unterscheiden.

Vergebens aber späht das Auge nach einem ächt deutschen Lustspiel unserer Tage, sey es im Gebiet jener Phantastik, die Tieck uns eröffnete, und die vielleicht nur eines Funkens bedurfte, um ihr jenes farbige Leben des Shakespearischen Lustspiels zu geben: sey es im Gebiet jener hochkomischen, derben und doch tiefen Volkscharakteristik, die nicht im engen und gekünstelten Kreis einem Berliner Stubenmädchen- und Handwerker-Maskerade, sondern in jenem weiten Kreis des Volkes wohnt, das seinen Mittelpunkt im freieren Treiben der Geistvollen des deutschen Mittelstandes hat. Raupach ist in einem und dem andern seiner Lustspiele an diesem Geist vorbeigestreift, aber er hat ihn nicht gebannt und festgehalten, und ein Schwank, das einzige, mit dem er in der Lustspielreihe dieser Periode auftritt, hat nur einen ausgezeichneten Zug, der aber an ächt dramatischer Komik hundert Passagen und Situationen der andern aufwiegt.

Wollen wir von den formellen Verdiensten dieser Lustspiele im Allgemeinen reden, so müssen wir gestehen, daß die Resultate des Gelernten, Gewandtheit, Takt und meist ein Ebenmaaß der Behandlung, besonders in der Nähe der Bühnen von Berlin und Wien, um die sich die Mehrzahl unserer Lustspiele in huldigendem Reigen dreht, nicht ausbleiben konnten. Leute, die sich zu helfen wissen, Praktiker, die allzeit fertig sind, fehlen besonders dem deutschen Norden und Osten nicht. Im Süden ists stille. Sollte unter diesem Schweigen nicht ein verborgenes Werden ruhen, sollte nicht aus dem heiterfreien, zwangloseren Leben dieser kleinen Stämme zwischen dem Rhein, dem Neckar und der Donau ein National-Lustspiel sich erheben können, das geistreich und phantastisch, unschuldig-keck und derb, politisch, bedeutsam, bitter und lachend durch Thränen, gerad und ehrlich, und wenn die Welt erschrecken sollte, ohne falsche Schaam und schlechter Zier vor Weib und Mann, — sollte sich da nicht ein Lustspiel erheben können, wo sich seit Wieland so manches Freie erhob, wo seit Uhland die lyrische Poesie und namentlich in neuesten Tagen wie eine hoch und lieblich aufschießende Feldblume im Sturme der Zeit leicht ihr Haupt wiegt? Wer die schwäbische Lyrik beobachtet, findet, wie häufig sie sich zur Dramatik neigt, wer das gesellschaftliche Leben der Schwaben kennt, sieht hundertfältig ihre Verhältnisse als Fragmente humoristischer Lustspiele sich abrollen; er kann sich aber auch des Glau-

dens nicht erwehren, daß es nur günstigerer Veranlassungen von außen bedarf, um fürs darstellbare Lustspiel seine Talente von einer Frische, deren man sehr bedarf, zu erwecken *).

Die Lustspiele, wie sie uns hier vorliegen, sind ein leichtes Korps, wie wandernde Komödianten, oder wie die Neuigkeiten eines Buchhändler-Ladens, schwere Kavalleristen zu Fuß, ja alte Partisanen und Blechhauben der romantischen Zeit darunter — und unterm Helm da die leichte Physiognomie wie dort unter der *Feldpredigers* Perücke, wie hier unterm Damentschakow. Theil ab in Gottes Namen und bedenke zu deinem heimlichen Troste gleich, daß du sie nicht viel besser rangirst und magst du da anfangen oder dort, die zusammenstelle oder die. Nur laß die Ausländer bei Seite stehen und die Einsteher; wir wollens zuvor doch mit *unsern* Leuten versuchen. Partisanen und Pluderhosen vor, oder die Romantik! Das Kostüm deutet auf poetisches Gemüthe; da werden die besten seyn:

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Was der Verfasser von den Süddeutschen erwartet, davon ist in der eigenthümlichen Komik des Wiener Volkstheaters schon längst ein Anfang gemacht, und wie bisher, so dürfte auch ferner dort mehr das Dramatische, in Schwaben aber mehr das Lyrische vorwaltend bleiben.

Anm. der Redaktion.

Uebersicht der neuesten philosophischen Literatur.

(Beschluß.)

Handbuch der allgemeinen Geschichte der Philosophie für alle wissenschaftlich Gebildete. Von Ernst Reinhold, Prof. in Jena. Zwei Theile. Gotha, Hennings, 1828—1830.

Dieses bereits vollendete Werk umfaßt die Geschichte der Philosophie von der ältesten bis auf die neueste Zeit, in zweckmäßiger Kürze und Klarheit auch für solche Leser, die nicht zum Handwerk gehören. Es ist im Allgemeinen nach denselben Grundsätzen abgefaßt, wie die rühmlich bekannte Geschichte der Philosophie von Tennemann; insofern theilt sie aber auch denselben Fehler. Im Kantianismus befangen, hält der Verfasser die Philosophie einseitig nur für die Lehre vom Erkenntnißvermögen und von den Erkenntnißgrenzen, und dies hebt er nun vorzugsweise hervor, darauf bezieht er alles. Daher nimmt er auch die Philosopheme, die desfalls keine Beziehung zulassen, auf die in den orientalischen Religionsbüchern, in den Mythen der Alten und in der ältern und neuern Mystik enthaltenen Lehren überall keine Rücksicht. Mich dünkt nun, wer eine Geschichte der Philosophie (und nicht blos eine Geschichte des Erkenntnißvermögens) schreibt, müsse auch alle Seiten, die der Gegenstand darbietet, in die Darstellung aufnehmen. Die tiefsinnigen Orientalen, die mythischen Dichter der Griechen, die Gnostiker, die Paracelsisten ꝛc. haben zwar nicht viel darüber nachgedacht, wie man denkt, aber sie haben doch gedacht, so wie der Dichter zwar des kritischen Gesetzes sich nicht bewußt ist, aber doch dichtet. Ist etwa in der Bibel keine Philosophie enthalten, weil sie nicht wie Aristoteles und Kant über ihren Standpunkt reflektirt? Zugegeben nun, daß eine Geschichte des Erkenntnißvermögens im engern Sinn nicht anders geschrieben werden dürfe, als wie Reinhold sie geschrieben hat, so wird eine solche doch nie die Erwartung erfüllen können, die wir von einer Geschichte der Philosophie im weitern Sinne zu hegen berechtigt sind. Wir erwarten nämlich eine zusammenhängende Darstellung aller Resultate, aller philosophischen Methoden, und was auch eine strenge Vernunftkritik von diesen Resultaten verwerfen, von diesen Methoden als falsch bezeichnen möchte, in eine *Geschichte* der Philosophie gehören sie doch alle, jeder philosophische Irrthum so ungeschmälert, wie jede Wahrheit. — Durch die gerügte Einseitigkeit erhalten die Werke von Tennemann und Reinhold etwas Trocknes und Ungenügendes. Man kommt aus dem einförmigen Geleise des Aristotelo-Kantianismus nicht heraus. Die reiche Fülle alter und neuer Weltansichten wird als nicht vorhanden betrachtet, sofern sie (mit Unrecht) als bloßes Werk der Phantasie beseitigt bleibt, und der unbefangene Leser, der hier alles zu finden hofft, was die tiefsten Denker je über die wichtigsten Fragen gedacht, findet sich grausam getäuscht, denn gerade die Denker, die sich mit dem Wesen Gottes, mit der Harmonie der Natur, mit dem Ursprung des Bösen, mit der Freiheit, mit dem Zusammenhange des Körpers und Geistes, mit der Unsterblichkeit am meisten beschäftigt haben, sind hier als Phantasten und Mystiker unberücksichtigt gelassen, mögen sie auch als Religionsstifter noch so großen Einfluß auf die Geschichte der Philosophie wie auf die Geschichte des Menschen überhaupt geübt haben, und nur die Schulphilosophen, welche sich einseitig mit der Reflexion über die Reflexion, mit der Erkenntniß des Erkennens beschäftigt haben, sind als Philosophen anerkannt und in das Werk aufgenommen worden. — Wir bitten unsre Leser, die treffliche, oben von Herrn Fichte aufgestellte Unterscheidung der *konstruirenden*, *reflektirenden* und *mystischen* Philosophen sich ins Gedächtniß zurückzurufen, um die Einseitigkeit einer Geschichte der Philosophie

zu begreifen, die lediglich vom reflektirenden Standpunkt ausgeht. Innerhalb dieser Einseitigkeit indeß hat der Verfasser des vorliegenden Werks eine schöne Aufgabe gelöst, namentlich dadurch, daß er überall klar und Jedermann verständlich geschrieben hat.

Geschichte der Philosophie von H. Ritter, Professor zu Berlin. Zweiter Theil. Hamburg, Perthes, 1830.

Dieser zweite starke Band beschäftigt sich ausschließlich mit Sokrates und Plato, der Verfasser hat sich mithin, wenn er mit dieser umständlichen Genauigkeit fortfährt und die Philosophie auf diese Weise bis in die neueste Zeit verfolgen will, eine ungeheure Aufgabe gestellt. Seine Methode zeichnet sich dadurch aus, daß er nicht nur die Philosophie an sich, sondern auch die Person des Philosophen und den Zusammenhang desselben mit seiner Zeit in Betrachtung zieht. Dies macht zwar die Untersuchung ungemein ausgedehnt, allein wir können uns nicht verhehlen, daß das Interesse der Geschichte dadurch sehr gewinnt. So lernen wir hier den Platonismus nicht blos nach seinen innern, sondern auch äußern Beziehungen kennen, und lebendig werden wir in jene geistreiche Schule zu Athen versezt, deren Polemik so tief in das Volks- und Staatsleben verwickelt war, daß ihre meisten Sonderbarkeiten sich nur daraus erklären lassen. Erscheint demnach der göttliche Platon auch um vieles menschlicher, so wird dieser Umstand doch durch das gewissermaaßen dramatische Interesse des Kampfes hinlänglich aufgewogen. Wir wünschen sehr, daß der Verfasser nicht ermüden möge, diese treffliche Arbeit in demselben Sinne fortzuführen.

Hauptmomente der Geschichte der Philosophie von Dr. Fr. Ast. München, Weber, 1829.

Ast ist bekanntlich ein Schüler Schellings, und sieht insofern die Geschichte der Philosophie als einen großen, reichgegliederten Organismus an, dessen Leben zwar in ewigen Gegensätzen sich bewegt, diese Gegensätze aber auch ewig an eine innere Mitte bindet. Diese Ansicht schließt mithin auch jede Einseitigkeit aus, und nimmt, wie es Recht ist, alle Systeme und Ideen von den göttlichen Dingen in die Geschichte der Philosophie auf, mögen sie nun auf der einen Seite von der konstruirenden, oder auf der andern von der reflektirenden Parthei ausgegangen seyn, oder der die Mitte suchenden mystischen Parthei angehören. Ast charakterisirt den geschichtlichen Gang der Philosophie demnach auf folgende Weise.

Erste Periode. Ungetheilte, in sich verhüllte Einheit des ursprünglichen Lebens. Der Orient.

Zweite Periode. Das aus der Einheit hervortretende äußere Leben. Klassisches Alterthum.

Dritte Periode. Das aus dem Aeußern ins Innere zurückstrebende Leben. Christenthum.

Vierte Periode. Das nach frei gebildeter Einheit des Aeußern und Innern strebende Leben. Neuere Welt.

Man könnte dies auch so ausdrücken: Unbewußte Einheit in der ältesten Mystik — Einseitigkeit der Reflexion und des Zweifels — Einseitigkeit der Konstruktion und des Glaubens — Streben nach bewußter Einheit der neuern Mystik.

Abgesehn von diesen Zeiteintheilungen bleibt es immer die Hauptsache und das große Verdienst Asts, daß er, die Einseitigkeit ausschließend, vielmehr alles Einseitige auf die Seite, wohin es gehört, stellt, und somit den ganzen Rahmen der Philosophie ausfüllt. Dasselbe hat auch Windischmann in seinem nach weit größerm Plan angelegten (oben erwähnten) Werke gethan, und es ist zu hoffen, daß dieses Verfahren als das allein richtige auch das allein herrschende werden wird. Ohne Berücksichtigung aller Religionssysteme älterer und neuerer Zeit, und aller mystischen Philosophen, kann die Geschichte der Philosophie niemals vollendet und das Panorama aller Weltansichten zur Uebersicht gebracht werden.

Franz Bakons neues Organ der Wissenschaften. Aus dem Lateinischen übersezt, mit einer Einleitung und Anmerkungen begleitet von Anton Theobald Brück. Leipzig, Brockhaus, 1830.

Das Verdienst dieser Schrift anerkennend, wünschen wir nur, der Uebersetzer hätte in der Einleitung nicht von Bakon allein gesprochen, sondern auch auf den Zusammenhang seiner Ansichten mit verwandten Erscheinungen seiner tiefbewegten Zeit aufmerksam gemacht. Die Reformation mußte die Gährungsstoffe der Zeit in zwei Extreme zersetzen, Aberglauben und Unglauben, und wie der eine sich in den Hexenprocessen und in den Jesuiten-Harlekinaden ins Ungeheure ausbildete, so der andre in der Voltairischen Schule. In der Sage von Doktor Faust ist der Zusammenhang beider aufs anschaulichste dargethan. Einzelne rege Geister jener Reformationszeit machten, als Spiegel ihrer Zeit, beide Extreme durch, so nicht nur Bakon in England, sondern auch namentlich Agrippa von Nettesheim in Deutschland, der wie Bakon zuerst in der Magie nach dem höchsten Wissen strebte, und später in einer Kritik aller Wissenschaften, aller Unzulänglichkeit darthat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 95. — 16. September 1831.

Neuere und neueste Lustspiele.

Von Lohbauer.

(Fortsetzung.)

1) Aennchen von Tharau, Drama in drei Akten von Willibald Alexis. — (Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von Carl v. Holtei. Achter Jahrgang für 1829. Berlin, in der Vereinsbuchhandlung, 1829.) — tritt ungefragt mit naiv keckem Selbstgefühl aus der Fronte. Ein Entsagungsstück, in dem ein alter Churfürst wie ein Heiliger im Hintergrunde, der wackere Dichter am Scheidepfahl des Mittelalters Simon Dach wie sein Narr im Vordergrund steht. Ein Entsagungsstück, ein gewaltsames Selbstentreissungsstück von fast jesuitischer Natur. Simon Dach liebt die adelige Anna von Tharau. Er ist (dem Stück nach) nichts weniger als unliebenswürdig, alt, kalt oder pedantisch, und die Naive liebt den Dichter wieder. Da kommt ein Rittmeister mit einem eben noch viel liebenswürdigern, mittelalterlichen Schleifsäbel in die Queere. Anna fällt ab. Dem armen Simon Dach wird arg mitgespielt, bis endlich bei einem churfürstlichen Einzug im Hintergrund Anna vor Simon Dachs churfürstlichem Gönner Gnade findet, und Simon Dach ausruft:

„Er hat sie geküßt! Sie ist heilig! Der Churfürst hat mein Aennchen geweiht!" Der Churfürst hat dem bürgerlichen Simon und Professor Dach seine adeliche, trutzliche, nette Dirne geküßt; nun ist sie heilig, — das heißt, nun gehört sie dem überaus adelichen, überaus groben, aber noch liebenswürdigern Rittmeister, dem Dach sogar Verse machen mußte, um sich bei Aennchen zu empfehlen. Wiederum ein Beweis des poetischen Mißbrauchs, der statt Elemente des Mittelalters, schlichte Frömmigkeit, aber auch kräftige, gesunde Ehrlichkeit zum dichterischen Bilde zu verwenden, krankhafte Schwäche, bewußte Servilität in die romantische Uniform steckt, und so den allermodernsten Zwecken dient. Wie es Hering gelang, Saiten von der Leyer eines Walter Scott geschickt auf seine Geige zu spannen und à la Scott zu spielen, so gelang es ihm auch hier, das ächte Feuer eines H. Kleists uns jedoch ohne Wärme und Licht vorzumalen, das, so sehr er sich auch außer Athem bläst, nicht sich entzünden will und das uns nicht entzündet, sondern nur ermattet, bei der Eile, bei der peinlichen Hast, mit der er uns von Stückes Anfang zum Ende jagt. Das Stück ist in Prosa mit einzelnen Dach'schen Liederklängen.

2) Das Urtheil, Drama in einem Akt von F. W. Gubitz. (Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von C. v. Holtei. Zehnter Jahrgang 1831. Berlin, Vereinsbuchhandlung, 1831.) Ein christlich-moralisches Justizstückchen, in dem kurzfüßigen, wasserpatschenden

Müllner'schen Schicksalsdrama-Schritt, dessen Katastrophe einem Urtheilsspruch Alphons nur wieder die nebelgraue, romantische Fernzeit Bedeutung gibt, in der man für gewöhnlich nur Faust- und Unrecht erwartet. Der christliche König Alphons hat den heidnischen Feldherrn seines heidnischen Gegners gefangen und hält in einem Kloster Gericht über ihn. In langen Hin- und Herreden von Nebenpersonen wird zuvor Recht und Macht gegen einander verglichen und die Gerechtigkeit auch gegen den Feind aus einander gesezt und gepriesen. Die heidnische Gattin des Gefangenen hat indeß das Kind Alphons geraubt, und als dieser mit dem Gefangenen und seinen Rittern aus dem Kloster tritt, um das kollegialisch gefällte Urtheil, das mit kleiner Stimmenmehrheit den Gefangenen zum Tod verurtheilt, zu bestätigen oder zu vernichten, läßt das Weib das Kind auf einem Felsen über des Königshaupt in Bereitschaft halten, um es, wenn er Tod spricht, zu seinen Füßen niederzuschleudern. Er raisonnirt sehr christlich-moralisch und spricht Leben. Die Heldin ist zerknirscht, wird immer zerknirschter und hat, bisher eine Zweiflerin, nun die wahren Götter kennen lernen. Zum Schluß allgemein Verzeihung und Loslassung. Besonders hoch ist dem gefangenen Feldherrn das Verdienst der Treue gegen seinen Herrn angerechnet worden; daß überhaupt dieser Punkt geschärft ist, geht aus einer Rede des Sklaven Hissem hervor, der sich endlich beruhigt beim Gedanken, das Kind herabzuschleudern, weil es ihm seine Herrin befiehlt. Haltung und alle andern Mittel gewöhnlich.

3) Der Bär, Lustspiel in einem Akt von Ch. Oeser. (Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von C. v. Holtei. Neunter Jahrgang 1830. Berlin, Vereinsbuchhandlung, 1830.) Iwan Wasilievitsch, der Czaar von Moskau, sieht Anastasia Roman Sacharnitts und verliebt sich in sie. Das wüste, wilde, russische Treiben ist in den ersten Scenen mit einigen guten Zügen geschildert; der Czaar, ein Jüngling, mitten darunter. Anastasia erschießt einen Lieblingsbären des Czaar, der losgekommen und ein Weib zerreißen wollte und wird vor ihn gebracht. Sie kennt ihn nicht; er erkennt in ihr, die schon sein Herz traf; er spricht incognito mit ihr und auch ihre Liebe erwacht für den schönen Jüngling mit mildem Auge, den sie bittet, sie vor dem wilden Czaar zu schützen. Ihr Name ist derselbe, wie der eines andern Mädchens, das ein poetischer Weichling Alexei liebt, den Iwan, der diese unmännliche Weise der Leidenschaft nicht leiden mag, züchtigt, indem er ihrem Vater verbietet, ihm das Haus zu öffnen. Die Namensgleichheit gibt zu einem Irrthum und zu einer kleinen Verwicklung Veranlassung, in der des Czaar natürliche Güte und Milde, die nur eine bestialische Bojaren-Erziehung verunstaltet hat, noch heller hervortritt; er läßt Alexei kommen, um ihn mit seiner Geliebten zu vermählen, der Irrthum klärt sich auf und Iwan und Anastasia verbinden sich, indem er ein humanes Glaubensbekenntniß freiwillig in ihre Hände schwört. Alexeis phantastische, bald natürliche, bald künstliche Verrücktheit, in der er Liedchen singt, die gerade nicht so übel und Dinge sagt, die sich schon hören lassen, kann nur als Unterlage für den ächten Diamant der Liebe des Czaar erscheinen. Das Schicksal dieser Bedeutung hängt aber hier vom Schauspieler ab; denn hält ihn dieser nur etwas ächt, so erlangt die Figur eine Selbstständigkeit, die ihren Sinn hier verliert: behandelt er ihn aber als einen poetischen Daßgotterbarm, so tritt er wieder dem Buchstaben zu nah. Er ist verzeichnet; die übrigen Gestalten unbedeutend. Prosa und ziemlich prosaische Sprache.

4) Hans Sachs oder Dürers Festabend. Dramatisches Gemälde von F. W. Gubitz. (Daselbst. Jahrgang 1829.) Pluderhosen von ächterem Schnitt und besserer Erfindung als die bisherigen romantischen Requisiten. Hans Sachs will Dürern an seinem Geburtstag, an den natürlich sein böses Weib nicht denkt, die ihm immer nur Unlust bereitet, eine Freude machen. Er kennt einen Junker, der in ein Mädchen, welche einen jungen Schneider liebt, grob genug verliebt ist. Das Pärchen möchte Dürer gern verbunden sehen. Er bestellt den Junker her, dem er eine Zusammenkunft mit der Dirne verspricht und macht einen Kontrakt mit ihm, daß dieser eine namhafte Summe zahlen will, wenn er sie eine Stunde schauen und Worte der Liebe von ihr hören kann. Von dem Geld soll das Pärchen ausgestattet und ein Nachtmahl bestritten werden, das man aber natürlich nur in der Abwesenheit von Dürers Weib feiern kann. Nachdem nun Hans Sachs noch es einzuleiten wußte, daß der Junker sich von Dürer, wieder um ein schönes Geld malen lassen will und ihm ein erster Versuch, das Weib wegzubringen fast mißlungen wäre, macht er, daß sie lauscht, und erzählt nun Dürer etwas von einem Kometen, der heut Abend am Himmel stehen soll: wer von einem Ehepaar ihn zuerst sieht, herrscht beständig über das andere. Da geht das Weib mit der Magd eilig davon und das Haus ist rein. Die Gäste kommen herbei, worunter außer dem bekannten Pirkheimer auch ein spaßhafter, halbkluger Taugenichts, der an allen Künsten herumposselt und sich, von Sachs an der Ehre seines Witzes angegriffen, den Spaß macht, in Dürers Weib verkleidet, zu erscheinen und sie zu imitiren. Die Maskerade ist aber vollständig geworden, denn der andere böse Feind, der männliche Ehefriedenstörer, der Junker, läßt sich, bevor die Leute kommen, auf recht glaubliche Weise von dem Schelmen Sachs bereden, in die Kleider des Maler-Gliedermanns zu schlüpfen und diesen so lange vorzustellen, bis die Dirne allein sey. Der Gliedermann hatte zufällig das Kostüm eines Judas Ischariot an. Die Leute kommen, der Judas steht steif — und der Kontrakt

wird gehalten, indem der Junker Susanne nicht nur sieht, sondern auch Worte der Liebe, an ihren Bräutigam gerichtet, genug von ihr hört. Die Tafelscene, mit Trinksprüchen gedehnt, wären wohl etwas langweilig, wenn der steife Judas und die männliche Dürerin die gute Laune und das Zwerchfell **wenigstens der Schauenden** nicht in Regung erhielten. Zuletzt kommt Agnes, Dürers Frau, und sprüht Feuer. Der Spaßmacher hat sich ins Nebenstübchen retirirt, wird plötzlich als Tableau sichtbar, macht alle Zorngeberden der Agnes nach; die andern beruhigen; der Junker, dem in seinem gänzlich niedergedrückten, erbärmlichen Zustand endlich das Lachen kommt, lacht hell auf aus seiner Judas-Maske heraus und tritt unter die zum Theil überraschte Gesellschaft — zahlt, macht gute Miene zum Spiel. Agnes sühnt sich wenigstens mit dem guten Dürer aus. Hans Sachs, der Intrignant, sieht mit Wohlgefallen auf seine gelungene Streiche, und mit etwas theatralischer Bescheidenheit auf seinen Freund, dem die Nachwelt geben wird, was Freunde ihm noch nicht alles geben konnten. Der Vorhang fällt. Das Stück ist eigentlich nur Scene und fragmentarische Scene und dreht sich um keine feste Spindel. Aber wie wir sehen, ist unbefangene Lust darin und nette Figuren. Dürer ist in seinem Pantoffelstand natürlich anmuthig ohne Schmach gehalten. Sein Wesen hat etwas rührendes, ja komisches und gerade das leztere hebt den Widerwillen auf, eine historische Person in kleinlichen Verhältnissen zu sehen. Hans Sachs hat eine Komödie **gemacht**. Des Stückchens Anspruchlosigkeit verleiht manchem Worte, mancher Zeile und Strophe eine eindringlichere Bedeutung. So sagt Dürer einmal:

— — — Ein Künstler gleicht dem Kinde,
Er geht so gern an Hand und Binde,
Und weiß nur dort allein zu stehn,
Wo keiner wagt, ihm nachzugehn.
Das Leben hat gar vieles nöthig,
Wo er die Hand sucht die erbötig
Zu solchem Dienst sich trefflich schickt —
Und wenn sie dann ihn niederdrückt
So läßt er's auch geschehn und schweigt.

Oder:

Sachs. Trefft wie mit Bärentatzen
In Schelmen- und in Heuchlerfratzen,
Sie finden Alles wie'ger Art
Was sie vor Beßrung nur bewahrt.

5) **Der alte Feldherr.** Liederspiel in einem Akt von C. v. Holtei. (Daselbst.) Darin ist es auf eine der jezt beliebten Ueberraschungen, „mit der großen Unbekannten“ abgesehen. Seit die kleine Zeit es nicht mehr wagt, einen großen Mann groß und frei und unter seinen Namen hinzustellen, tritt er incognito und hinter Nebeln auf, wo es mehr ein unbestimmtes Malen, als festes Zeichnen gilt, und wenn endlich der Nebel plötzlich steigt und — Ach! Der ists! — der Mann dasteht, fällt plötzlich der Vorhang nach. — Zwei deutsche Damen, Mutter und Tochter, wohnen auf einem Schlosse, in dessen Nähe ein Kriegsschauplatz aus den Napoleon'schen Zeiten ist. Ein Greis bewohnt in ihrer Nähe ein Gut und ist ihr Freund. Ahnung alter herrlicher Thaten und großer Leiden, ein verlornes Vaterland ꝛc. spielt in seinen Worten und Liedern. Er ist besonders mit der heroischen Tochter gut Freund, die ihn vergötternd liebt und ihm ein schmeichelhaft-rührendes Lied bei dessen Schlusse sie ihn küßt, vorsingt und mit ihm trinkt. Diese Scene ist wirklich, gut gespielt, von Effekt. Später wird der Alte abgerufen, durch den Brand seines Schlosses; dann stürmen polnische Uhlanen herein, hausen übel, dringen in Schloßkeller, betrinken sich. Finden endlich in den Zimmern die Mutter und die in ihres Bruders Uniform verkleidete Tochter, die die Kerls verfolgt, endlich aber entwaffnet wird. Jezt soll's noch ärger kommen; da kehrt der Alte wieder, den sie, der bittet und dräut, anfangs verspotten, bis sich — Kosciusko zu erkennen gibt. Sie fallen nieder, ziehen sich zurück. Ein alter Uhlane, sein ehemaliger Kriegsgefährte bleibt in seiner Nähe, mit dem er einen Wechselgesang singt, der Kosciuskos und Polens tragisches Schicksal in angenehm klingenden warmen Versen beklagt. —

Bürgerliche Rührstücke im engern Sinn stellen sich nur zwei dar. Das eine eng abgeschlossen in seiner Sphäre strebt absoluten Reiz aus seiner Bedeutung zu entwickeln, das andere trachtet ihn auf dem Weg der Vergleichung zu finden. Das eine hat seine Mittel enger beisammen und entwickelt mehr innere Kraft, das andere hat und sucht mehr sein Heil auf dem breiten Boden in der Handlung des ersten.

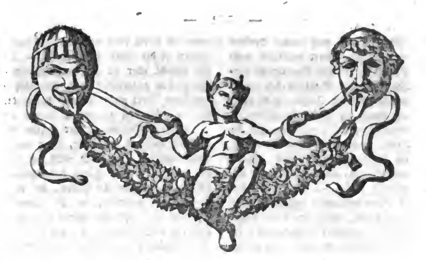
6) **Ein Tag vor Weihnacht**, Gemälde aus dem Bürgerleben in zwei Aufzügen von C. Töpfer. (Almanach dramatischer Spiele ꝛc. von Carl Lebrün. 29ster Jahrgang. Hamburg, bei Hoffmann und Campe, 1831.) Ein Kanzleiverwandter mit Frau, zwei Kindern und Nichte lebt in großer Armuth. Weihnachten ist vor der Thüre. Gerne möchten die Eltern den Kleinen eine Freude machen. Die Mutter, eine etwas jästige und schwache, im Grund herzgute und gemüthliche Frau, verlangt, das Silber von einem Gesangbuch, das der Mann, ein Muster von Biederkeit, als einziges Erbstück von seinem Vater bekam, zu verkaufen, um die Kinder dafür auf Weihnachten zu erfreuen. Der Mann sagt „Nein“, denn er hat seinem Vater geschworen, nur in der äußersten Noth,

in Hunger und Elend, und auch dann nur freiwillig das Silber abzulösen; er hat indeß bei Nacht heimlich abgeschrieben und etwas weiteres verdient und die Mutter beruhigt sich wieder. Indeß erfährt der Leser auf hübsche Weise und in der Handlung, daß die Nichte, ein treffliches Mädchen, in einem Verhältniß mit einem jungen Anfänger im Staatsdienst in der Nachbarschaft steht. Auch hat die Familie eine Muhme, die schlechte Person des Stücks, die das Mädchen um den Preis, daß den armen Leuten geholfen werde, an einen alten reichen Kerl, der eine Art Vorgesezter des Mannes ist, verkuppeln will und er durch sie kostbare Weihnachtsgeschenke für die Kinder schickt. Da spielt zuerst etwas von einer Christbaumfreude. Aber das Mädchen weist die Muhme stolz ab, während die Frau sie freundlich, das Mädchen hart behandelt und diese undankbar schilt. Jezt tritt ein Entsagungsmotiv ein, das zur weitern Ausdehnung des Stücks bedeutend beiträgt. Das Mädchen will nun, resignirend mit gebrochenem Herzen, die Mutter wendet um, der Vater kommt dazu, die Muhme zieht mit Schimpf ab und mit einer Effekt-Familiengruppe schließt der erste Akt. Der zweite beginnt mit einer vortrefflichen komischen Scene. Die Muhme schnuffelt wieder ins Haus, die Kinder sind allein da. Nun geberdet sie sich aus Leidenschaftlichkeit und Dummheit kindischer, als die Kinder selber gegen diese, so daß sie von den kleinen Klugen ganz schlecht abgefertigt wird und von ihrem vergeblichen Versuch, denselben durch kindisches Vormalen ihrer schönen Spielsachen, die nun wieder fort sind, wehe zu thun, mit einer höchst lächerlichen Niederlage absteht. Dieser Zug erscheint so wahr als neu, und ist bei weitem der ausgezeichnetste des Stücks, das sonst sich durch meist abgebrauchte Situationen, wie man aus den bisherigen Andeutungen merken kann, fortbewegt. Die Exekution wegen Schulden droht endlich der Familie; der Liebhaber der Nichte, ein braver junger Mensch, kommt auch herbei und verspricht mit Aufopferung Hülfe; das Mädchen will noch einmal und jezt freiwillig dem Alten die Hand reichen; der Mann, der die Frau, die abermals schwach ward, abermals mit Liebe beschämt hat, schließt nun alle die Seinen noch enger um sich; die rachsüchtige Muhme, die sich von allen Seiten der Familie mit Verachtung abgestoßen sieht, kommt mit der Exekution und läßt gleich auf das Gesangbuch losgehen, das ihr schon früher gefallen hat. Der Vater wehrt sich verzweifelt seinem Schwur treu, man reißt sich um das Buch, die Decke geht los, und — des Großvaters Vermächtniß, 20,000 Thaler in Noten, fallen aus der Decke. Die Standhaftigkeit und fromme Pietät gegen den Vater wird dem Mann belohnt, und das Drama würde mit seinem Weihnachtsliederklang recht fromm und wohlthuend schließen, wenn Töpfer die Muhme still und unbemerkt entfernt hätte; aber sie zieht zum wiederholten Mal mit komischem Gepolter ab und schwächt und vernichtet fast die werdende milde Stimmung, die sonst gewiß das Ende hervorgerufen hätte. Wir haben nun außer dem Weihnachtsschimmer, der jedoch doch nur schwach ist, und außer der Katastrophe, die übrigens auch nur dem äußerlichen Gegenstand nach neu ist, außer der angeführten Scene und einigen andern Punkten, nichts, was uns nicht schon hundertmal gegeben worden wäre. Unser Herz aber empfindet nicht so leicht wie unser Zwerchfell. Das Komische ist etwas negatives, das man freilich oft gerade da geltend machen kann und oft unwillkührlich wirken läßt, wo man mit der Rührung nicht ausreicht. Darum sieht man auch so häufig Kluge und Denkende, bei denen das Gefühl nicht fehlt, sondern nur tiefer liegt, da lachen, wo Unwissende weinen. Die Motive dieser bürgerlichen Rührspiele sind in der Regel und nach der Natur der Sache, Geld und seine Noth. Die drehen sich aber zu nahe um uns im Leben, als daß uns seine Wirkungen auf der Bühne nicht etwas gemein und unpoetisch vertrautes hätten. Das Moralische im Menschen im Konflikt mit dem Mammon hat sich durch den langen Gebrauch auf unsern Brettern fast abgerieben an einander; das poetische des Zeit- und Lokalverhältnisses, an das es Töpfer knüpfte, das Zarte, Geistige, schlüpfte ihm fast durch die Finger, und er wußte es nur zum Knallschlußeffekt zu gebrauchen. Die Sprache hat Leben und ist natürlich in Prosa.

7) Anna Rossignoli oder Arm und Reich. Lustspiel in drei Akten von C. v. Holtei. (Daselbst. Jahrgang 1831.) Troz den großen Schritten der Handlung, die, beginnend mit einer einfach ländlichen Schulmeisterstochter, einen fast biographischen Gang fortgeht bis zu ihrer Transfiguration als berühmte Sängerin und edle Person, die ihren ersten bescheidenen Liebhaber wieder an sich zieht, troz einer ziemlichen Menge von Nebenfiguren, und troz einigen artigen und rührenden Situationen, ermangelt das Stück doch der eigentlichen kompakten dramatischen Kraft. Die Individualität der Personen erreicht keine bedeutende Höhe; so erscheint zulezt das Ganze wie eine Erzählung, die durch diese dramatisirte Behandlung hie und da nur Gewaltsamkeiten erleidet, die sie bei jenem Gewande nicht hätten erleiden müssen. Namentlich hat eine ans Komische streifende Verwicklung im dritten Akt mit der Hauptsache nichts zu schaffen und geht nebenher so, daß der Reichthum dieses Aktes nur Flitterstaat ist. Für die Schauspielerin, die die Anna Friedenreich, später Rossignoli macht, sind übrigens Nüsse da, sie naiv aufzuknacken. Ueberhaupt eine Bravourrolle. Prosa.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 96. — 19. September 1831.

Neuere und neueste Lustspiele.

Von Lobbauer.

(Fortsetzung.)

Nun sind wir an einem Kunstrührspiel, einer Art Kunstdrama, das fast zu rührend würde, wenn ein Arzt nicht mit einer Zwischenplatte von Wortspielen aufwartete und das tragi-komisch werden könnte, wenn die Heldin des Stücks, wieder eine Sängerin, am Ende mit ihrer Stimme das Publikum nicht rührte, mit der sie ihren wahnsinnigen Geliebten heilt. Es heißt:

8) Die Macht der Töne, ist aber auch nur eine dramatische Scene in einem Akt von Leopold Bartsch. (Jahrbuch ꝛc. von Holtei. Jahrgang 1830.) Ein Komponist und eine Sängerin haben mit einander debütirt. Sängerin und Stück fallen durch. Der Liebhaber fällt auch noch bei der erzürnten Geliebten durch und wird — wie kann es anders seyn — wahnsinnig. Eine Zeit vergeht. Die Gefallene ist an einem andern Ort wieder aufgestanden und eine berühmte Sängerin geworden. Jezt fängt die Sympathie an zu ziehen wie ein Pflaster. Sie kommt wieder an den Ort ihres Durchfalls. Ein suffisanter Dichterling, ein komischer Kontrast zur Hebung des ächten Komponisten, ihres alten verlassenen Geliebten, der ihr seinen Zustand verräth, ein Bruder zur Begleitung, ein Arzt bei ihm zur Bewachung. Er faselt tüchtig und sehr selbstgefällig; sie ist in der Nähe; jezt ziehts stärker; man führt im Nebenzimmer seine Oper auf; jezt reißts; die Sängerin und Geliebte singt mit; jezt brichts ꝛc. Diese sympathetische Verrücktheitskuren sind alt und die Katastrophe von gar keiner Wirkung. Gewöhnliche Prosa. Mit Fug hätte der Verfasser aus dem dummen Herrn von Daus, dem Dichter, einen schlechten Modemusiker gemacht; aber um Darstellung der Kunst schien es ihm nicht eigentlich zu gelten; er spielte nur um die Außenseite, nämlich um den Künstler und höchstens sein Nervensystem und die krankhafte Beziehung, in die dieses auf einem rein zufälligen Wege mit der Kunst treten mag.

Wir nahen dem Lustspiel im engeren Sinne des Worts. Wir werden bemerken, daß bei weitem ihre größere Anzahl sich um Liebe und Ehe, das heißt, um die konventionellen Geschlechtsverhältnisse dreht, daß sie in der Regel für eben so viele galante Dedikationen an das schöne Geschlecht gelten können, daß in der Regel alles Kecke, alles Freie seinen Eintrittspaß nur bei der Schmeichelei oder bei der „Rechnung auf Verzeihung“ holt, daß Grafen und Gräfinnen noch immer den ersten, Domestiken noch immer den zweiten, Onkel und Tanten noch immer den dritten Rang einnehmen, daß im ernsteren, im didaktischen Lustspiel namentlich, noch immer die sieben Kardinal-Tugenden als Lehrthemata einfach oder in Kup-

pelung an der Reihe, die Personen noch immer Personifikationen, Personentheile, die Charaktere moralisch mehr als menschlich sind, daß im heiterern der situationelle Kontrast noch immer die charakteristische Wahrheit sich opfert, daß wo endlich die Komödie zu ihrer Quelle, zum Leben zurückkehrt, sie dies nur durch die niedrigste Thüre, in Gesindestube und Ankleidezimmer thut; — kurz, wir finden noch das alte Lustspiel, wie es Kotzebue hinterließ, verändert und erneut im Sinne eines Menschen, der sich nach dem Neusten kleiden möchte, bei dem es aber nur für die leichteren Toilettstücke reicht. — Unter den didaktischen Charakter- und Konversations-Lustspielen steht durch reineren moralischen Hauch, durch Ernst des Sinns und Lebens ausgezeichnet ein würdiger Flügelmann, ein Lustspiel des Grafen Benzel-Sternau da. Am andern Ende des Glieds, gleichsam in polarischem Verhältniß damit steht im poetischen Sinne des Lustspiels in seiner ächteren, künstlerischeren, spielenden Form eine Komödie von Immermann.

9) Mein ist die Welt. Lustspiel in 5 Akten von Ch. Graf v. Benzel-Sternau. (Hanau, Verlag von Friedrich König, 1830.) Der Werth der irdischen Güter wird mit dem der Schätze des Gemüths im Geiste eines liebenswürdigen Weisen verglichen, dargestellt in den Personen zweier jungen reichen Banquiers. Dem Guten gehört die geistige Welt, ihr opfert er die materielle; der Schlimme hängt an dieser. Ihr gemeinschaftlicher Onkel, der wie man glaubte, kinderlos starb, und dessen ungeheures Vermögen auf die beiden Neffen überging, hat ein heimliches Testament gemacht, das zu verschiedenen Zeiten im Stück in einer ersten verkündenden, drohenden Hälfte und in einer zweiten Hälfte seinem eigentlichen Wesen und Inhalt nach eröffnet wird. Es liegt in den Händen eines Freundes des Alten, eines Kaufmanns und trefflichen ernstfröhlichen Menschen, der die Hauptmaschinerie des Stückes leitet. Gleich in den ersten Scenen kündet sich, wie eine böse Ahnung, das Testament an, an der sich der edle Neffe erhebt, an der sich der unedle quält. Die erste Hälfte desselben, gleichsam der Vorschlag der eigentlichen Note, wird endlich gegen die Mitte des Stücks bekannt und mit ihr das Daseyn einer rechtmäßigen Tochter des Oheims. Welche Folgen das haben soll, wird an demselben Tag, um eine spätere Stunde das eigentliche Testament verkündigen. Bis in diesen Punkt wird der schlimme Neffe durch alle Grade der Tortur einer Seele, die sich vom gewohnten Besitz nicht losreißen kann, durchgequält. Aber die Eröffnung des Testaments, die die Katastrophe bildet, zeigt endlich, daß es — eine Mystifikation war. Des Onkels Tochter ist die Wahl seiner Neffen. Der Gute wählte nach seinem Herzen und entsagte dem Reichthum. Der Schlimme verbindet sich mit der, die er für die Tochter hält und die schlimm ist, wie jene gut. Er bleibt reich und schlecht, jener dasselbe und gut. „Mein ist die Welt" sagen beide. — Die Charaktere sind klar gedacht aber in den verschiedenen Situationen nicht immer klar ausgeführt. B. St. läßt errathen, wo ein deutliches Wort nicht geschadet hätte; die Motive der Intriguen, die den schlimmen Neffen an das Daseyn der rechtmäßigen Tochter in der Person derjenigen, mit der er gleich anfangs, in einem, wenn auch lauen Verhältniß, stand, glauben lassen, sind nicht klar herausgestellt, so daß sich dem Leser oder Hörer das undankbare Geschäft aufbürdet, da weiter zu spüren, wo er den Fund nachher doch wieder wegwirft. — So häufig wir Wärme oder Feinheit des Ausdrucks finden, so wenig stoßen wir aber auf eine andere Poesie, als auf die eines edeln Gemüths. Sind Stück und Charaktere auch nicht platt, so sind sie doch breit. „Mein ist die Welt" hat etwas modernisirtes Ifflandisches im guten Sinne. Es zeigt sich in ihm das Glück der Güter der Seele und des Gewissens mit Charakteren, die Ifflandischer Natur sind, und in einer Handlung vereinigt, die pikanter erfunden, runder in sich geschlossen und namentlich von einer sinnigeren, geistigeren Katastrophe ist, als gewöhnlich bei Iffland. Das ist nämlich das schöne Verdienst dieses Lustspiels noch weiter, daß der Doppelknoten, der das Schicksal beider Neffen schürzt und mit der hergebrachten Nemesis „wenn sich das Laster erbricht ꝛc." droht, bei der Katastrophe sich auflöst, wie jene Taschenspielerkünste mit Schnüren, wo man Wunder glauben möchte, wie fest der Knoten gebunden sey, der sich nun überraschend durch einen leichten Zug wieder trennen läßt. Das drohende Gespenst dieser ganzen Katastrophe war eine Fiktion, die um so angenehmer überrascht, nicht nur weil wir den hergebrachten Gebrauch plötzlich frei und frisch verlassen sahen, sondern weil uns die fade Gerichthaltung der Nemesis, wie sie die Poesie, die doch geistreicher seyn sollte als das Leben, diesem gewöhnlich suppleirt, aus den Augen geraubt ist, weil die Sache, wie im Leben, beim Alten bleibt, weil die Lehre, statt sich durch eine plumpe Exekution zu unserer sinnlichern Befriedigung zu verunreinigen, recht geistig, wie es dem edeln Lustspiel geziemt, sich mit ihrem ganzen Gefolge plötzlich unsern Augen entwindet, nachdem sie den Willen der unsichtbaren Göttin gethan. Prosa wie natürlich.

10) Der beste Ton. Lustspiel von Dr. Carl Töpfer. (Berlin, bei Duncker und Humblot, 1830.) Zwei junge Cavaliere, ein Ehemann und ein Liebhaber, werden von ihren Frauenzimmern, mit denen sich ein alter Oberjägermeister und Onkel alliirt, behandelt und kurirt. Jener von der Modekrankheit des guten Tons, den Libertin als Ehemann zu spielen, dieser von der Eifersucht und übertriebnen Soldaten-Ambition, dem martialischen Zorne. Jener von einer sanften und häuslichen Frau, die im

Spiegel eines angenommenen Wesens endlich ihrem Mann die schlimme und wahre Seite seiner Aufführung vorführt, nachdem sie vergeblich den ehrlichen Weg der Bitte, Vorstellung und Lehren versucht hat. Dieser durch den allergeradesten, niederwerfenden Angriff des imponirenden Geistes, des weiblichen Humors, der vollendeten Liebenswürdigkeit, der geistigen Amazonerie seiner Geliebten. Nachdem hier der Sieg des direkten Angriffs bälder gelungen, schiebt sich freilich dort der des indirekten weiter hinaus. Der Ehemann verdrängt eher durch neue Leidenschaften, durch Eifersucht namentlich seine alten, als daß in einem großartig herbeigeführten Selbstbeschauen der Grund einer Katastrophe sich darböte. Die Kur, die allmählich gemacht, die eine homöopathische war, konnte keine Krise hervorbringen. Töpfer half sich mit einem Impromptu, das den Zuschauer mit den Mitspielenden zugleich tüchtig genug überrascht; während der Ehemann den Freund, auf den er eifersüchtig ist und der in der Schule seiner Geliebten, seines Zorns bereits trefflich Meister geworden ist, durch Insultation zwingen will, sich mit ihm zu schießen und ihn in den Hof oder Garten hinunterzieht, oben die Frau davon Wind bekommt, schießt der Onkel drunten seinen Zwilling zur Probe los; jezt fällt der Frau die Rolle aus den zitternden Händen, der Schwank beschleunigt ihre Erklärung, die sie dem erstaunten und beschämten blinden Eifersüchtigen mit voller Liebe gibt und mit den Tönen der Freundschaft und Liebe und Häuslichkeit, als den allerbesten Tönen, schließt das Stück, dessen Intriguen durch die zwei Paare gegenseitig hübsch durchflochten sind, dessen Dialog kurz, fließend, gewandt, ächt konversationell ist, das lebhafte und meist sehr unterhaltende Scenen hat. Eine ausgezeichnete, im höheren Sinne komische, schließt trefflich den ersten Akt. Bei den rührendsten Reden der Frau, bei ihren herzerschütternden Vorstellungen ist endlich der Mann, von einer Nachtschwärmerei kaum heimgekehrt, indem er beschämt und in sich gehend da zu sitzen und zuzuhören scheint, eingeschlafen.

11) Schein und Seyn, von demselben. (Daselbst.) Wieder ein Liebes- und Eheschulstück, insbesondere eine Apologie der deutschen Damen, gegenüber den Süd- und Westländerinnen. Ein junger deutscher Graf ist von Reisen zurückgekehrt und trägt als weibliches Ideal Leben, Feuer und Grazie der Italienerin und Französin in sich. So trifft er seine bestimmte Braut und glaubt eine unbeholfene Deutsche in ihr zu sehen, weil bei seinem ersten Anblick die Liebe sie verlegen und einsylbig macht. So weit hat sichs natürlich eingeleitet und seine Beschauung könnte nun ebenso nachfolgen, wenn — wir keine Komödie brauchten. Jezt geschieht aber eine Gewaltthätigkeit, die nach theatralischer Effekthascherei schmeckt. Die Braut spielt nun die Blöde, Unwissende, ja Einfältige vor ihm, um ihn noch weiter von der Spur zu leiten, und ihn Abends auf einem Balle als Maske, als Unbekannte noch feiner täuschen, um noch stolzer über ihn triumphiren zu können. Aber ist das nicht eine Klippe, an der eine wahrhafte Begründung der Lehre, die Töpfer dem einseitigen Verehrer undeutscher Weiblichkeit geben will, scheitert? Soll dies Spiel ein Vorzug der schlichten, deutschen Natur seyn, deren schöne gemüthliche Eigenthümlichkeit gerade in der Natürlichkeit und in allen oft tragischen, oft komischen Schicksalen der Natürlichkeit besteht, die der sinnige Betrachter wie eine Geschichte, nämlich wie eine wahre Geschichte beobachtet, während ihm jene Persönlichkeiten eher wie schöne Poesie, wie Romane vorkommen mögen? Wenn Töpfer sein deutsches Mädchen in den Augen des oberflächlichen Grafen gerechtfertigt hat, so ist das darum noch nicht im Auge der Nation geschehen. Die Einleitung in die Katastrophe ist etwas gedehnt, der Dialog erhält jedoch die Spannung. Nachdem sie in der Maske mit Tanz, Liebreiz und Wort den Grafen zu ihrem Sklaven gemacht, wirft sie sie ab, und — Seyn hat den Sieg über Schein davongetragen. Hinzuschattirt zur Verstärkung und Erweiterung dieses Gegensatzes ist die Figur einer höchst faden alten Kokette, die die italienische Lebhaftigkeit höchst erbärmlich affektirt; die Folie ist massiv genug, wirkt aber für sich etlichemal komisch. Zwei andere Liebes- und Eheverhältnisse bewegen sich ohne besondere eigene Bedeutung und noch weniger ohne organische Ineinanderflechtung nur neben her. In dem einen ist ein junger Ehemann, der seine Frau, um sie sich und dem häuslichen Leben recht zu bewahren, der Welt fern halten zu müssen glaubt und sie eifersüchtig bewacht; dies stürzt ihn in Lächerlichkeiten und am Ende in die Gefahr, daß sie ihm beinahe auf dem Balle, wohin er endlich nicht mehr umhin kann, die Drängende zu lassen, entführt würde. Soll hier die Lehre verborgen liegen, daß wir ein Gut leicht verlieren, das wir allzu ängstlich bewachen, so ist sie auch da nur halb. Denn die Frau erscheint wirklich nur als Gut, das auf dem Ball geraubt werden soll, nicht als menschliches Wesen, das verlockt werden kann vom Schimmer einer fremden prächtigen Welt, die man es nie kennen lernen ließ. Ein schlechter Mensch, einige andere minder bedeutende Personen und Persönlichkeiten bilden die etwas wässerichte Sauce dieses Stücks, das übrigens gleich dem vorigen eine gute Konversationsprosa hat, und wie jenes zu den galanten Stücken vorzugsweise gehört.

12) Die Hofdame. Lustspiel in 5 Akten. (Schauspiele von F. v. Elsholtz. Erster Band. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1830.) Aehnlichkeit mit dem vorigen. Zwei Personen sollen sich

heirathen, das Soll tritt der Neigung hemmend in den Weg, die sich mehr aus Widerstand gegen den Zwang, als aus wahrer Liebe auf andere wirft; diese andere glauben beide auf einem Maskenball zu treffen; eine Kostümverwechslung führt sie sich selber zu, sie tauschen Ringe und bestellen sich zu einer heimlichen Zusammenkunft auf die Nacht in eine Bildergallerie. Die Personen sind Fürsten. Der Fürst hat sein Auge auf eine schöne, aber einfältige Hofdame, die Fürstin auf den Freund des Fürsten und Geliebten ihrer Vertrauten, einer andern Hofdame, geworfen. Es entsteht auch wieder durch die Maskenverwechslung Eifersucht zwischen diesen, die aber sich noch im Lauf des Stücks ausgleicht, worauf mit guter Absicht die Dame die Intrigue, den Irrthum der Hoheiten weiter führt. Zwar ist der Fürst in einer Zusammenkunft mit der einfältigen Schönen stutzig geworden, aber die andere Hofdame weiß selber seinen Entschluß zur Gallerie-Zusammenkunft wieder zu befestigen. Nun hat aber auch der einfältige Hofmarschall auf die einfältige Dame seine Neigung gewendet, und dieselbe gleichfalls zu einem Rendezvous in die Gallerie bestellt. Sie glaubt das Billet komme vom Fürsten. So trifft zuerst daselbst das fürstliche Paar im Mantel und verschleiert zusammen; später kommt die Einfältige mit dem Einfältigen, den sie anfangs für den Fürsten hält, und verscheuchen jene in einen Winkel, — dann kommt der Vater der Fürstin und dem jagt das retirirende erste Paar das zweite in die Hände. Diese Situation ist gut. Der alte Herzog glaubte seine Kinder bei der Vermählungsfeyer zu finden und trifft sie hier in der dunkeln Gallerie, wie sie sich liebend — erst vor ihm erkennen 2c. Die Alexandriner sind mittelmäßig, der Ton gut getroffen von jenem vornehmen, gebildeten Indifferentismus, der die gemeine Moral verwischt und mit den Handlungen in Uebereinstimmung steht. Wir schließen diese ernstere Klasse mit:

13) **Die Schule der Frommen.** Lustspiel in 3 Aufzügen von Carl Immermann. (Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1829.) Ein Bonvivant wird von einem Hof verbannt, wo der Pietismus auf einmal aufkam. Um sich wieder in Gunst zu setzen, beschließt er, auch sich in den Schafspelz zu stecken. Als Exercitium und um zwei Fliegen zu treffen, leitet er mit einer jungen Wittwe, die auf dem Gut eines Bekannten von ihm wohnt, und auch seit einiger Zeit dem Pietismus sich ergab, ein geistliches Verhältniß ein, um nachgerade ein weltliches daran zu knüpfen und von hier aus zugleich wieder Ruf bei Hof zu erhalten. Indeß kommt der frühere Geliebte der Schönen, Cleanth, den sie aus Frömmigkeit aufgab, aufs Gut, und sein Diener, ein kluger Schelm, und der vernünftige Onkel machen einen Plan mit ihm, nach welchem er versuchen soll, Cephisens Gunst durch Annahme der Frommen-Maske wieder zu gewinnen. Entfernen will aber der Diener den andern (H. v. Chamäleon), indem er ihm aus seinem früheren Sündenleben mit der Nähe eines Mädchens droht, die er einst verführte, und die Wiederkehr oder Rache will. Gelingt das leztere und ist Chamäleon zur Retirade bereit aus Angst, so mißlingt das erstere, weil Cleanth, wo er am standhaftesten hätte bleiben sollen, wankt, und Maskarill (der kluge Diener) das Spiel nur durch den verwegnen Zug herstellen kann, daß er Cephisen versichert, Cleanth habe beim Onkel sich über ihre Reize, als über Trivialitäten, über ihren Teint als einen groben geäußert. Cephise verspricht in der verlezten Eitelkeit nun übereilt dem eintretenden Chamäleon ihre Hand. Der Zorn verfliegt bald, und mit den wahren Schmerzen zieht auch die Vernunft hinter der weichenden Frommthuerei ein. Eine ernste schöne Scene vereinigt die Liebenden jezt. Cleanth bekennt seine Heuchelei, will sie mit seiner guten Absicht entschuldigen. Cephise tadelt ihn schwer aber mild, um des Mißtrauens willen, das er in die richtigen Grundlaute ihres Wesens gesezt, aber sie verzeiht ihm. Indeß hat aber Chamäleon schon das Versprechen ihrer Hand; wird er freiwillig zurücktreten? Dafür steht Maskarill. Die Kammerzofe heißt wie die von ihm verlassene Geliebte Lisette. Maskarill legt es nun durch allerlei Kniffe an, daß die Zofe neben Chamäleons Zimmer sich verbirgt, um auf ein Zeichen vor ihm zu seufzen. Dieß geschiebt wirklich. Chamäleon, den das Gewissen von der ersten falschen Nachricht an, nicht ruhen ließ, ist überzeugt, es sey die alte Geliebte. Maskarill droht ihm mit der Entdeckung, verspricht ihm endlich sie wieder zu entfernen, wenn Chamäleon Cephisens Hand entsage. Nach langem Kampf und Jammer geht dieser die harte Wahl ein, entsagt 2c. Zum Schluß kommt auch noch ein Brief von Hof an Chamäleon, der die Thronbesteigung des neuen Fürsten, die Wiedereinführung des Welttons meldet, und seine Zurückberufung. Fröhlich endet Alles.

(Die Fortsetzung folgt.)

Druckfehler im Aufsatz: „Uebersicht der neuesten philosophischen Literatur.“ Nr. 86 u. 87 des Literaturblattes.

S. 342. Sp. 2. Z. 5 v. o. st. welt zu vermittelnden l. weiter. — S. 343. Sp. 2. Z. 4 v. u. st. identistischen l. idealistischen. — S. 344. Sp. 2. Z. 18 v. o. st. einfache Geister l. mannichfache. — S. 344. Sp. 2. Z. 25 v. o. st. seine Bearbeitung l. Erarbeitung. S. 346. Sp. 2. Z. 6 v. o. st. um statt l. und statt. — S. 346. Sp. 2. Z. 11 v. o. st. aufgerissener l. aufgegriffener. — S. 347. Sp. 1. Z. 22 v. u. st. Aufgabe seiner Encyklopädie l. Ausgabe. — S. 347. Sp. 2. Z. 20. v. u. st. weniger energisch l. nicht weniger energisch. S. 348. Sp. 1. Z. 22 v. u. st. genügenden l. genügendern u. s. w.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 97. — 23. September 1831.

Neuere und neueste Lustspiele.

Von Lobbauer.

(Fortsetzung.)

Dies Stück in Alexandrinern, die leicht fließen, ist voll treffender Satire, auf alles C[illegible]ltanthun und besonders auf jenes, was das Erdenseyn des Menschen verläugnet und doch nicht vertilgt. So fein Immermann da die geheimste Falte des Herzens der Cephise verfolgt, so derb ist er auch wieder hinter ihr selber wie hinter Chamäleon her, der den Mäßigen spielt und in seinem einsamen Zimmer sich treffliche kalte Küche aufdeckt. Erinnert auch die Scene zwischen Cleanth und Cephisen etwas an Moretos Donna Diana und klingt überhaupt hie und da eine ältere Saite mit, so wollen wir doch dem Talent und Geschmack, die vor allem andern diese ächte Komödie bezeichnen, alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Blinde Rotten nun! Und jezt leichte Waare vollauf.

14) Nehmt ein Exempel dran. Lustspiel in einem Aufzug in Alexandrinern. (S. o. Töpfers Lustspiel.) Nitimur in vetitum. Der Mann will der Frau durch den Onkel sagen lassen, sie soll nicht nach dem Offizier sehen. Der Onkel sagt ihr, sie solle auf des Mannes Befehl nicht rauchen. So lächerlich sie dies anfangs findet, kommt endlich doch das Gelüsten nach dem Verbotenen und — zulezt dampft sie wirklich mit großem Widerwillen. Der Mann kommt wieder; sie wirft die Pfeife in den Kleiderkasten. Er mißtraut. Sie bekennt reuig mit halber Zunge. Er mißversteht; meint endlich, der Offizier stecke im Kasten; reißt auf, reißt die Kleider heraus. Der Onkel kommt dazu. Die Geschichte klärt sich auf und die Lehre präsentiert sich. Der Irrthum ist witzig behandelt. Obgleich unstreitig für die Bühne berechnet, hat es dort dem gesunden Auge etwas widerlich grelles; kokette Schauspielerinnen spielen die Raucherin gern.

15) Das eingebrachte Stündchen, oder Gellert im Schlafrock. Nach einer Anekdote. Original-Lustspiel in einem Akt von Karoli in Alexandrinern. (Jahrb. deutscher Bühnenspiele 2c. Jahrgang 1831. (w. o.) Der alte sittsame, ehrwürdige Gellert bekommt in seiner Bettgangsstunde unter mehreren andern einen Besuch von einem jungen Frauenzimmer, die ihrem Vater entfloh und bei ihm sich Rath und Trost holen will, den sie aus seinen Schriften ehrt. Sie glaubt nämlich, ihr Vater wolle sie an einen alten Kriegskameraden verheirathen. Gellert geräth in keine kleine Noth, besonders als ihr Vater selber noch kommt, und sie sich ohne lang zu fragen in des alten Junggesellen Schlafkabinet versteckt. Auch der Liebhaber kommt dazu. Die Sache nimmt ein fröhlich Ende. Die Farbe der alten Zeit ist in den Alexandri-

nern gut getroffen; das Lächerliche, das Gellert in dieser Situation hat, leise und nicht verletzend.

16) Was doch die Vorstellung thut. Lustspiel in einem Aufzug von St. Schütze. (Jahrb. deutscher Bühnenspiele v. Holtei. 1830.) Die Sucht, berühmte Männer aufzusuchen, um sie begaffen zu können, der Glaube, sie sehen anders aus, als andere Leute, ist in einigen lustigen Verwechslungsscenen hübsch durchgenommen. Daß ein Mädchen, um einen berühmten Dichter sehen und sprechen zu können, sich männlich verkleidet, dann mit dem Bedienten, der sich für ihn ausgibt, anstoßt und trinkt, ist, wenn auch nicht gerade zu natürlich, doch lustig genug. Prosa.

17) Steckenpferde, Lustspiel in 5 Aufzügen von P. A. Wolf. (Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Holtei. 1829.) In eine Gesellschaft von Leuten, die alle Steckenpferde reiten, kommt ein junger Mann ohne ein solches und möchte die Hand der Tochter des Hauses, die auch keines hat. Weil er aber von einer Familie ist, die die Eltern hassen, so nimmt er einen andern Namen und geht in die Steckenpferde der Personen, je nach Umständen ein, um sich zu insinuiren. Die Steckenpferde sind: des Vaters oder Barons: Komödiespielen, der Baronin: Gärtnerei, zweier Damen, die mit auf dem Landgut wohnen: Trauerspielschreiberei und Opernkomposition, eines Junkers: Antiquitätentümlerei, eines Majors, das schönste und das manchen poetischen Funken aus sich schlägt: Hinträumen in glänzende Zukunft. Die Pferde tummeln sich derb genug durch einander. Der Junker und Major, die auch um die Tochter werben, nehmen die zwei Kunststeckenpferdreiterinnen, der junge Vernünftige bekommt seine Vernünftige. Freie Verse.

18) Sechs und dreißig Jahre, aus dem Leben zweier Liebenden, ein Drama mit etwas Musik und Gesang in einem kurzen und in einem langen Akt. (Jahrb. deutscher Bühnenspiele. Holtei. 1830.) Im kurzen Akt trennen sich zwei junge Liebende aus dem vorigen Jahrhundert. Er nach Amerika, um dort sein Glück zu versuchen. Sie bleibt, um seiner zu harren; beide um einander treu zu bleiben. Sie führen ihren Vorsatz aus. Beide behalten unverwischt das Bild ihrer Liebe im Herzen. Nach 36 Jahren kommt er wieder, im langen Akt, ein alter Kahlkopf und steinreich. Er bezieht zufällig einen Gasthof neben ihrer Wohnung, erfährt ihr Leben, daß sie bisher nur seinem Andenken lebte, bestellt ein Freudenfest, ein Fest der Wiederkunft im Wirthshaus, ladet die halbe Stadt dazu ein, wo ihn nur noch ein paar alte Männer kennen, ladet sie ein, sie ahnt, erfährt, kommt selig. Aber er hat einen jungen Amerikaner bei sich, dem er seinen Rock, den er vor 36 Jahren trug, angezogen hat, sie hat ihre Pflegetochter, ein junges Mädchen, in ihre Gewänder von damals gekleidet. Er — stürzt in die Arme des Mädchens, sie in die Arme des jungen Amerikaners. Sie erwachen aus ihrer Täuschung und finden es für gut, sich wieder zu trennen. Der Verfasser hat eine Sache, die nur unter die Behandlung zarter geistiger Fingerspitzen gehörte, mit plumpem Spaß schwer verletzt. Er hat den Menschen das Bild ins Auge tiefer gedrückt als ins Herz und doch — kann ja nur in der Tiefe des Herzens die Erinnerung 36 Jahre als stille Wurzel liegen! Prosa.

19) Der Degen, dramatischer Scherz in 2 Aufzügen von Raupach. (Almanach dramat. Spiele v. Lebrün. Hamburg, Hoffmann, 1831.) Eine der hundert Geschichten von den tölpischen Landjunkern, die aus einer Verlegenheit in die andere stürzen, in der viel französisch gesprochen wird, die aber einen Moment von der höchsten dramatischen Komik hat und Raupachs Talent hiefür, das er namentlich in kleinen, von manchen übersehenen Scenen in den Schleichhändlern zeigt, aufs neue bestätigt. Der Junker wäre um alle Welt gern fort, ist überhaupt gar nicht aus Ungeschicklichkeit mehr da, die Dame vom Haus, die ihr Mittagsschläfchen machen will, versucht alle Mittel, ihn, den Ueberlästigen, der allein bleibt, während sich die übrige Gesellschaft empfohlen hat, zu entfernen. Weil sie aber auf seinem altväterischen Degen sitzt, den er in einer frühern Verlegenheit unter die Sophapolster schob, so ist es ihm endlich selber gar lieb, als sie wirklich schläfrig zu werden scheint. Er bemerkt dies mitten in langweiligem Desperations-Geschwätz, und ohne den erzprosaischen Gegenstand und Styl zu ändern, spricht er langsamer, rhythmisch endlich singend und schläfert so die gnädige Frau, wie eine Amme das Wickelkind, glücklich ein, um unbemerkt sich seines Degens wieder bemeistern und fort zu können.

20) Das Spiegelbild, Lustspiel in einem Akt in freien Versen von Wilh. Marsano. (Daselbst.) — Wieder ein gezüchtigter Eifersüchtiger von der geringsten Sorte. Der Freund Lieutenant spielt mit der Frau Liebens, während der Mann, was sie aus einem Spiegel bemerken, in der Thüre lauscht. Die Garantie, daß sie bei dessern Gelegenheiten nicht Ernst machen wollen, beruht auf beider Wort.

21) Die vier Jahreszeiten, oder die Badereise eines Hypochondristen, Lustspiel in 2 Aufzügen von Charron. (Ebendaselbst.) Eine junge Fräulein Lenz und junger Herr Sommer sammt einem älteren Fräulein Herbst treffen in einem Bade zusammen; später kommt ein alter Liebhaber Winter der Fräulein Herbst dazu, nachdem der Becher etwas durch einander gerüttelt ist, springen zwei Paschen, zwischen Sommer und Lenz, und Winter und Herbst heraus. Daß die Namen der Personen mit den

Beziehungen fast etwas phantastisches haben, das einen närrisch machen könnte, wird gelegentlich auch bemerkt. Prosa.

22) Die Sonnette, Lustspiel in einem Akt und in Alexandrinern. (Ebendaselbst.) Wieder eine kleine Eifersucht aus einem kleinen Irrthum, welcher aus der Verwechslung zweier Sonnette entsteht, deren eines der rechte Liebhaber des Fräuleins, ein rechter Dichter, das andere der unrechte Liebhaber und schlechte Dichter an sie gerichtet hat. Die absagende Antwort für den Unrechten kommt in die Hände des Rechten 2c.

23) Lustspiele von Costenoble. Wien, Tendler, 1830.

1. Der todte Onkel. Posse in einem Aufzug. Ein junger Baron braucht Geld und macht mit Hülfe seines Bedienten einem Pächter, der seinem Onkel schuldet, und seinen Angehörigen weiß, der Onkel sey gestorben und er, der Erbe, habe nun das Geld in Empfang zu nehmen. Eine Liebschaft mit des Pächters Tochter, die entführt werden soll, fehlt nicht. Da kommt der Onkel, wie alles im besten Zug ist, an. Man hält ihn für seinen Geist. Der Großknecht sezt sich ihm mit der Heugabel entgegen. Endlich kommt dies und das andere ins Glatte. Alexandriner.

2. Der Schiffbruch, dramatische Kleinigkeit in einem Aufzug. Zwei junge Leute, ein Knabe und ein Mädchen, sind an eine seit kurzem bewohnte Insel verschlagen. Sie haben sich vorher geliebt und begegnen sich nun wieder an diesem Ort. Aber sie hat dem Gouverneur der Insel ihre Hand versprochen und die Hoffarth hilft ihr den Kampf, sich von ihrem alten Freund zu trennen, glücklich überstehen. Er, um sich Satisfaktion zu geben, erscheint wieder vor ihr in prächtiger, gold bortirter Kleidung, die er von einem untergegangenen alten Herrn aus dem Schiffbruch gerettet und trozt ihr mit der Verbindung zwischen ihm und einer vornehmen jungen Dame, die in seiner Gesellschaft dem Schiffbruch entkam. Es ist ein lustiger welscher Hahnen-Hochmuthskampf, aus dem er wüthend abzieht, und worauf sie im leichtbeweglichen halben Kinderherzen bald Reue empfindet. Wie sie aber wieder einlenken will, sagt er ihr triumphirend, daß der Gouverneur sich nun die mit ihm geretteté Dame zur Geliebten erkiest habe. Die stolzen Träume sind für beide dahin und nach dem sie beide recht gedehmüthigt wieder in ihren alten schlichten Kleidern dastehen, reichen sie sich lächelnd zum treuen Bund die Hände. Das Stückchen hat viel Beweglichkeit in den Charakterzeichnungen und einen naiven Kindermährchen-Ton, der es besonders günstig auszeichnet. Alexandriner.

3. Die Testament-Klausel, Lustspiel in einem Aufzug. Ein Graf soll nach einer Testament-Klausel ein Fräulein heirathen, die er nicht liebt und die einen Rittmeister zum Geliebten hat. Der Graf, ein Mensch von 58 Jahren, liebt dagegen eine 25jährige Grafen-Wittwe. Troz aller Bemühungen des andern Paares, troz der aufgebotenen Hülfe der Dienerschaft, weiß der Verfasser, die Erklärung zwischen den beiden Liebenden von gesezten Jahren einen langen Akt hindurch, dadurch hinauszuschieben, daß er die alten Leute wie verlegene Schulknaben und gezierte Pensionsmädchen sich geberden läßt, daß Mißverstehen bei ihm auf den Gipfel der naivsten Dummheit treibt, und die Geduld bei ihr nicht minder hoch. Prosa.

4. Die Terne. Lustspiel in einem Aufzug. Ein Mädchen mit Vater und Mutter, um die ein geiziger roher Pächter und ein junger ordentlicher Mensch wirbt. Sämmtliche Personen sezen in die Lotterie, die Dienerschaft mit. Während die Eltern und der Pächter, die auf Rechnung und Traum gehen, Nieten ziehen, gewinnen die Domestiken und die jungen Liebenden, die mit leichtem Muth und ohne Aberglauben sezten. Dem Vater, der schlecht steht und seine lezte Hoffnung auf die Lotterie und den Pächter sezte, der nun abzieht, legt der Sohn seinen bedeutenden Gewinn zu Füßen und empfängt die Tochter. Alexandriner.

5. Fest gegriffen. Lustspiel in einem Aufzug. Eine Schnacke mit Verkleidungen und Verwechslungen. Prosa.

6. Amor hilft. Schwank in einem Aufzug. Wiederum wirbt ein alter — Weinmäckler um eines Weinhändlers Tochter, die einen jungen Liebhaber hat. Die Intrigue, mit der dieser die Tochter erringt, besteht darin, daß er sich harthörig stellt und nicht vom Fleck bringen läßt, und endlich als Zeuge zum Verlobungskontrakt zwischen seiner Geliebten und dem Mäckler gezogen, seinen Namen an den Plaz des Bräutigams sezt, diesen an die Stelle seines Namens sich schreiben läßt und Kraft des Notars, der auf der Gültigkeit des Papiers besteht und Kraft der übrigen Umstimmung des Alten die Tochter erhält. Prosa.

24) Der Mann von fünfzig Jahren, Lustspiel in 2 Aufzügen von Pius Alex. Wolf. (Jahrbuch deutscher Bühnenspiele von Holtei. 1830.) Der Vater verliebt sich in die dem Sohn von ihm selbst bestimmte Braut, — die dieser nicht mag, wie sie ihn nicht, — nachdem er erfahren hat, und gerne glaubt, daß die junge Wittwe ihn liebt. Daß er sich einige Jahre auf das Land zurückgezogen hat, und etwas ländlich roh geworden ist, wovon er nun schnell sich wieder reinigt und herstellt, weil ihn die Liebe wieder eitel gemacht hat, ist ein Nebenzug, der

fast nur um seines Landbedienten willen da zu seyn scheint, welcher als solcher und nachher als gleichfalls Toilettirter und Verliebter den spaßhaften Knecht macht. Unter diesen Umständen kann es nun gar keinen Anstand mehr finden, daß der Alte den Sohn der Geliebten desselben, einer andern, die die Tochter seines Feinds ist, gerne gönnt. Dem Stückchen fehlt eine überraschende Katastrophe; dagegen ist der Bau leicht und natürlich, — beides freilich wieder in der Art kompleter Mittelmäßigkeit. Fliessende Prosa.

25) Spleen, oder die Geliebte in der Einbildung. Schwank in einem Aufzug von Fr. Tietz. (Jahrbuch deutscher Bühnenspiele von Holtei. 1829.) Ein reicher verrückter Engländer bildet sich ein, ein deutsches Mädchen in einem Hause, wo er auf einen Unfall, der ihm begegnete, wohl aufgenommen und verpflegt wurde, sey in ihn verliebt. Er hat einen Aventurier von Berlin, der von seinen Narrheiten profitirt, bei sich. Er wird von diesem, der selber das Mädchen gern hätte, in seiner Narrheit bestärkt, und weil er eine Frau zu Haus hat, das Mädchen ihn also nicht bekommen kann, weiß er keinen Ausweg, als ein großmüthiges Testament zu machen und sich zu hängen. Daran wird er doch noch verhindert. Der Aventurier zieht ab und der Engländer ist selig, als er erfährt, daß das Mädchen einen artigen jungen Menschen liebt. Er steuert beide fürstlich aus. Des Engländers Dummheit ist wieder größer als seine Narrheit, wie es denn auch auf andere Weise gegen die Natur in den deutschen Lustspielen herzugehen pflegt.

Sogenannte Lokalstücke oder Griffe aus dem Provinzialleben zeigen sich in unsern Reihen drei und zwar lauter Berliner. Die Decenz der Zeit erlaubt die nackte Wahrheit des Volkstons auf den Brettern nicht und darum erscheinen uns diese Gestalten aus dem Volk nicht viel natürlicher, als ihre Masken, in denen Honoratioren stecken. Die heitere Außenseite, die uns entweder beruhigt oder die wir belächeln, wird nun vorgewiesen. So treten im Fest der Handwerker verschiedene preußische Provinzen in ihren Dialekten auf; aber ihre Nationalunterschiede sind nicht weiter hierin gespalten, als die europäische Völkerstämme in den alten französischen Grammatiken: „der Spanier ist stolz 2c.“ Wie die Leute sprechen, buchstabirt man sich wohl zusammen, wie sie denken, davon erfährt man nicht vieles.

26) Das Fest der Handwerker. Komisches Gemälde aus dem Volksleben in einem Akt als Vaudeville behandelt von Louis Angely. (Vaudevilles und Lustspiele, theils Originale, theils Uebertragungen und Bearbeitungen von L. Angely 2c. Berlin. 1830. Kosmar und Krause.) Ein braver junger Zimmermann, der um eine Wirthstochter wirbt, ein wackerer Zimmermeister und Bauunternehmer, der ihn unterstützt, die Wirthin, die ihre Tochter dem armen Menschen nicht geben will und sich einbildet, der Herr Zimmermeister nehme sie selber, sind die Hauptpersonen des Gemäldes, dessen belebten Hintergrund andere Handwerker mit ihren Frauen bilden. Die Scene ist in Berlin. Prosa.

27) Die Lokalposse, Berliner Lokalposse mit Gesang. (Jahrb. d. Bühnenspiele von Holtei. 1830.) Ein armer Dichter voller Schulden bekommt den Auftrag von der Theaterintendance, eine Lokalposse zu liefern. So willkommen ihm die Aussicht auf einen Verdienst ist, so wenig wills ihm gelingen, den Zipfel eines glücklichen Stoffs zu erwischen. Er treibt sich im Garten des Pommerschen Saals (in Berlin) herum, um Ausdrücke und dergleichen aufzufassen, da sich kein rechtes ganzes Bild darbietet. Dort kommt er mit seiner Hauswirthin, seinem Waschmädchen und einigen Bürgern, denen er alle schuldet, in Kollision und aus der großen Klemme, in die er endlich geräth, zieht er sich dadurch, daß er die Schicksale des Tags, in denen alle Anwesenden auftreten, für sein Thema verwenden und von dem Honorar seine Gläubiger bezahlen will, die das zufrieden sind. Die Handlung ist lebhafter und verwickelter, der Ton komischer als im vorigen Stück.

28) Das Heirathsgesuch, Berliner Lokalposse mit Gesang in einem Akt. (Jahrbuch d. Bühnenspiele von Holtei. 1831.) Die bekannten Heirathsgesuche in den Zeitungen geben zu dieser Posse Veranlassung. Ein lustiger Mensch macht ein solches aus Scherz; junge Dämchen in einer Pension machen den Plan, einer älteren Schwester, die einen Liebhaber hat, eine Verlegenheit zu bereiten, indem sie eine Einwilligung in den Antrag an den lustigen Menschen abgehen lassen. Es ist ein bestimmter Platz (in einem Berliner Garten) ausgemacht, wo man sich treffen und an gewissen Zeichen erkennen soll. Sie wissen die Aeltere zu bestimmen, sich nach diesen Zeichen zu kleiden; der lustige Mensch praktizirt ihrem Liebhaber, der sein Freund ist, sein Erkennungszeichen, die weiße Rose, ins Knopfloch; das Stubenmädchen der Dämchen, das ihre Herrinnen beim Besprechen des Plans belauscht, will den öffentlichen Werber für sie fischen; sie kleidet sich eben so, wie ihre gefoppte Gebieterin; es gibt Verwechslungen, Irrthümer, Vorwürfe, Skandale 2c. Freude und Herrlichkeit.

Wir kommen nun an einige Dramen die Kunst und Kritik zum Vorwurf haben. Der Gegenstand ist anziehender, ernster, der Charakter dieser Gattung eigenthümlicher deutsch und verdient unsere nähere Prüfung.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 98. — 26. September 1831.

Neuere und neueste Lustspiele.

Von Lobbauer.

(Beschluß.)

29) Komm her. Dramatische Aufgabe in einem Akt. (Elsholtz Schauspiele, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1830.) Ein Schauspieldirektor prüft eine Schauspielerin, die bei ihm ein Engagement sucht, indem er sie rasch nach einander die Worte: Komm her! in den verschiedensten Lagen von den verschiedensten Personen hersagen läßt. Es fragt sich nun freilich, ob das der wahre Prüfstein des Genius ist, und wirklich kann der Leser leicht getäuscht werden, wenn er an die Stelle kommt, wo die Schauspielerin auf die Frage des entzückten und befriedigten Direktors, was er für sie thun könnte, erwidert, er solle sie entlassen. Er meint leicht, eh' sein Blick weiter streift, sie wolle nach einer solchen Hundskunststück-Probe, aus der sich oberflächliches gewandtroutinirtes Talent vielleicht besser ziehen mag, als das eigensinnigere in der Tiefe auch breiter gehende Genie, von einem, der die Kunst nach aufgehobenem Stock tanzen läßt, sich wieder trennen. Allein er läßt sich auch wieder versöhnen, wenn er findet, daß die Schauspielerin eine frühere Geliebte ist, mit der er sich nun mit doppelter Lust wieder verbindet und sie recht ergötzlich schliessend auf die letzte Probe stellt, indem er, Herz und Hand ihr bietend, sie noch einmal: Komm' her! sagen läßt.

30) Der Dichter im Versammlungszimmer, oder das phantastische Lustspiel in einem Akt von C. v. Holtei. (Jahrb. deutscher Bühnenspiele von Holtei. 1830.) Die Grundlage der Handlung ist dieselbe, wie in der „Macht der Töne," wenn gleich der Boden ein ganz anderer und hier eigenthümliches Lokal, ja eine eigenthümliche Lokalität ist. Es ist wirklich eine phantastische Erfindung zu nennen, daß die Bühne ein Versammlungszimmer im Schauspielhaus vorstellt, aus dessen Hinterthüre, der Eingang auf die Bühne weiter hinaus ins Haus geht. Jenes geheimnißvolle, unsichtbare, fast geisterhafte Proscenium, das sich mit Zuschauergeistern hinten hinaus öffnet, gleichsam der Doppelgänger des vordern, in dem wir stehen, verstärkt, die Lehre, die uns der Dichter von ihm gibt, unstreitig durch diese gleichzeitige Erregung unserer Phantasie. Ein junger Dichter und eine junge Schauspielerin machen einen ihrer ersten Versuche gemeinschaftlich; der Dichter versucht es mit einem phantastischen Lustspiel. Das Stück (im Stück nämlich) fängt an: Souffleur, Theaterdiener, Friseur, Schauspieler ein Lieutenant, der der Schauspielerin hofirt, gehen recht hübsch nach dem Leben ab und zu; der Dichter, der so ahnungsvoll ängstlich ist, daß er nicht einmal den Muth hat, in eine Loge zu sitzen, bleibt, nachdem

er mit der Schauspielerin, die er liebt, und wegen der er auf den Lieutenant eifersüchtig ist, noch ziemlich ernste Verdrüßlichkeiten hatte, endlich nur noch mit dem Regisseur ganz allein und in einem wenig unterbrochenen Dialogen, dem übrigens der lebendige dramatische Hintergrund nicht fehlt, weil von der Bühne her immer von Zeit zu Zeit Berichterstatter über die Aufnahme des Stücks, wie einzelne fliegende Adjutanten durchs Versammlungszimmer eilen, werden Betrachtungen über den Stand des jungen namenlosen Anfängers dem Publikum gegenüber entwickelt, die diesem leztern manche leider nur zu wahre Wahrheit sagen. Im strengsten Sinn ist jedoch dem dritten, hinter Bühne und Publikum stehenden Beurtheiler die Prüfung des Gleichgewichts der Waagschaalen darum entzogen, weil er das Gegengewicht des Publikums, das phantastische Lustspiel nicht kennt — und wieder gegeben: aber nicht zu Gunsten desselben, weil er aus den Andeutungen und Fragmenten dieses Lustspiels, gerade auch nicht den besten Glauben an dasselbe im Namen des unsichtbaren Publikums schöpfen kann und den Durchfall — der wirklich erfolgt — vielleicht eben so gut dem Mangel an Sinn beim Dichter für das, was auf die Bühne als phantastisches Lustspiel paßt, als dem mangelnden richtigen Sinn für das Rechte beim Publikum zuschreiben müßte. Der Verfasser selber ist aber auch am Ende nicht im Stand eine reine Lehre auszuziehen, nachdem der Durchfall des Stücks geschehen ist und das unglückliche Personale im Versammlungssaal beim unglücklichen Dichter wieder versammelt. Er läßt nämlich die Schauspieler und die Geliebte des Dichters selber einen Theil der Schuld übernehmen; es ist statt einer vollendeten Durchforschung eine ziemlich oberflächliche Beruhigung da; die kluge und muntere Schauspielerin führt ihren Dichter und die übrigen in heiteres Hoffnungsland zurück, findet endlich auch für die Unbilden der Kunst Ersatz in der Liebe und hört zulezt gar noch mit einem Kompliment ans Publikum, das nicht immer böse seyn werde, auf. So bleibt der kritische Boden der Sache viel zu locker; die Seite, die Recht hat, wird nicht ganz hervorgedreht und die Sache lauft zulezt auf einen bloßen Vertrag zwischen Kunst und Publikum hinaus.

Aus diesem Grunde läßt sich dies Stück auch nur mit halber Wendung auf die Seite derjenigen stellen, die das Publikum und die Kunst, so fern sie unter seinem despotischen Einfluß steht, zum Gegenstand ihres Inhalts machen, wohin das Folgende mit weit größerem Rechte gehört:

31) Das stehende Theater zu Neuabdera, eine dramatische Pille allen Abderiten zu gesegneter Wirkung verschrieben von Michael Minder. (Leipzig, in Kommission bei Wienbrack, 1829.) Diese dramatisirte Kritik hat zwar einen weit engern Kreis als die vorige, denn sie ist nur gegen solche bedeutendere deutsche Städte gerichtet, die ein Theater auf eigene Faust haben, aber sie trifft überall das Leben und fast scheint unmittelbare Erfahrung zu Grunde zu liegen. Ein Schauspielunternehmer ächten Schlags, dem die Kunst heilig ist, macht alle Grade der Leidensschule gegen den Geiz, die prosaische Seelenarmuth, die Herzensschlechtigkeit dieser Neuabderiten durch, sinkt, nachdem er ihnen Alles, Hab und Gut, geopfert, bis unter ihre Füße herab und entzieht sich ihrem Tritte nur durch die Flucht. So wahr aber das Leben darin geschildert ist, so begründet mannichfach die Raisonnements sind, so wenig weiß sich das Stück in die Luft der dramatischen Poesie zu erheben und die schwachen Fingerchen eines geflügelten Vor- und Nachspiels vermögen es nicht vom Boden zu lüpfen, wo in pathetischen Versen die Göttin der Kunst mit dem Genius auftritt, dort ihn entsendet um der Stadt unten Heil durch ihren Liebling (den Schauspieldirektor) und Segen der Kunst spenden zu lassen, hier als den Fluch über die Unwürdige, die ihren Zögling verstieße, als den Fluch der Kunst — nur die Entbehrung ihres Segens — verhängt. — Es scheint, daß der trockene, traurige Ernst, der des Verfassers Seele erfüllte, ihn lieber gar keine poetische Form für seinen Gegenstand hätte wählen lassen sollen. Das eben ist das Tragische in unsrer heutigen Literatur, daß so sehr die Poesie aus dem Drama der positiven Natur gewichen ist, so sehr der Herbstwind Jahr für Jahr da nur dürrere Blätter, der Frühlingshauch immer weniger Blüthen herabschüttelt, eben so wenig in die Dramen der negativen Natur, in die Prediger in der Wüste oder in die Feldprediger unseres bunten Haufens der poetische Geist hinein fährt! Da gleich noch einen lauter schreienden Fall der Art.

32) Die modernen Frösche. Eine Parodie der Frösche des Aristophanes, von Philander von Sittewald dem jüngern. (Braunschweig, im Verlagskomtoir.) Aristophanes trat gegen alle Gebrechen seiner Zeit, gegen jede Prätension, gegen jede Miene, die sich in eine Falte weiter legte, als der Ernst im Herzen verlangte, mit einer unbegränzten Keckheit, mit der frischesten Originalität und durchaus und überall als — Dichter auf. Während sein Scharfsinn ihn zum Freund des Sokrates machte, der selbst einmal Gegenstand seiner Satire war, konnte er es kühn wagen, den Aeschylus und Euripides in den Kreis seiner Stücke zu ziehen, ja vor den Richterstuhl seines göttlichen Lachens, denn — er war ein Dichter wie sie! und Aeschylus selber wird in den Fröschen von ihm, während er ihm in wenigen, alles sagenden Zügen die höchste Gerechtigkeit widerfahren läßt, mit einer kühnen Schelmerei behandelt, die wir an dem über Allem schwebendem Humor nie vermissen können. Und da also nur der Graf Platen von Hallermünde Deutsch-

lands Aristophanes zu werden versprach und sein Wort nicht hielt, kommt Philander von Sittewald der zweite und — löst es, löst es noch weit kecker als Platen sich nur träumte, indem er nicht als Deutschlands Aristophanes, sondern als **Aristophanes selber** auftritt, der indeß in der Schule nur etwas schlecht deutsch lernte, in der Geschwindigkeit Notiz von den neuern belletristischen Verhältnissen nahm und nun im Jahr Christi 1829 seine Frösche neu auflegt. Keine bittere Satire hätte man freilich auf unsere Zeit schreiben können, als wenn man sie in der erborgten Löwenhaut, troz dem aufrichtigen Geständniß, wie von dem Handwerker im Sommernachtstraum: ich bin der Löwe nicht! erschrecken will und mag. Um kurz die Sache zu berühren: Aeschylus hat sich in Schiller, Euripides in Raupach, Xanthos in Angely und — um es noch einmal zu sagen, Aristophanes in Philander von Sittewald den zweiten umtaufen lassen; noch einige andere haben christliche Namen bekommen; die phantastischen, wundersamen Frösche sind belletristische Wiener Blätter geworden! Die politischen Hiebe, die der Alte rechts und links thut, behält freilich der Neue unterm Mantel; wo ihn ein Auge ärgert, reißt er es frisch aus, wo er über einen Fuß stolpern könnte, wirft er ihn munter weg — nun, wie es eben eine Parodie mit sich bringt. Den Schelmen-Geist auch gegen Schiller spielen zu lassen, wie der Alte gegen Aeschylus, das versteht und wagt der Neue doch in christlichem Respekt nicht; aber er beißt sich selbst zusammen, spuckt ganze Stücke dem armen Raupach ins Antliz, besudelt einige andere unschuldige Leute und legt den Rest seiner selbst, ein vom Alter doch schon etwas angegangenes Thieropfer auf Schillers Weihaltar.

Besser steht es freilich um:

33) **Faust im Gewand der Zeit.** Ein Schattenspiel mit Licht. Von Harro Harring, dem Friesen von Ibershof an der Nordsee. (Leipzig, im literarischen Museum, 1831.) Eine mindestens freiere parodische Benuzung des rechten Faust. Nur schade, daß eben gerade einer der Hauptmängel der Zeit sich auch in diesem Buche, das sie zu geisseln am höchsten den Arm aufhebt, die Ruthe zum weitesten Umschwung ansezt, selber kund gibt, Verworrenheit, Nebel, Schatten ohne Licht. Mit Neugierde öffnet man das Buch, wenn man den Titel gelesen, begierig auf die moderne Erscheinung von Fausts Höchstem, von ihm und Gretchen. Davon steht nun aber freilich nichts drinnen, wohl aber sezt Faust in den Zauberkreis, in dem er seinen neuen Mephistopheles zu sich beschwört, ein Fläschchen mit Kindesthränen, Thränen des Kindes von Gretchen. Wir können nicht umhin, die Stelle anzuführen, die in eigenthümlicher rührender Wildheit von diesen Thränen spricht:

> Und hier sind eines Kindes Thränen
> Mit Blut gemischt, als es erblich' —
> Als unter leisem Todesstöhnen
> Des Lebens Odem ihm entwich.
> Gesehn nicht — nur geweint im Krampfe
> Hat dieses Kindes Aeugelein;
> Geboren — und im Todeskampfe
> Beschlossen schon das kurze Seyn.
> Ihm bot das Leben kein Erwachen
> An Mutterbrust, mit wildem Blick,
> In halb ersticktem Wahnsinn Lachen,
> Stößt sie das Pfand von sich zurück, —
> Verflucht das Kindlein, das, geboren
> Im Fluch, nun weinend sie begrüßt,
> Und mit dem ersten Schrei verloren,
> Vom Stahl durchzuckt, das Aeuglein schließt.
> Und an der kleinsten kleinen Wange,
> Vom Kuß der Liebe nie berührt,
> Hing dieser Thränenthau. —

Außer der Beschwörungsscene, die mehr an Byrons Manfred, als an Faust erinnert, wie überhaupt die hypochondrische Düsternheit des Britten mehr auf der ernsten Seite spielt, auf der scherzenden aber trivialere Tollluft, als irgend bei dem geschmackvollen Goethe, finden wir nur noch zwei Scenen herübergespiegelt aus dem Vorbild, die zwischen Mephistopheles und dem Schüler und die in Auerbachs Keller; ist jene in unserer Parodie in ein kleineres Bild zusammengezogen, sind die ewigen Worte über die drei Fakultäten in die Beantwortung der Frage eines Literat à la Mode nach einem „recht belehrenden Wort in Sachen der Dramaturgie“ verwandelt, so ist dagegen die Scene im Rathskeller erweitert bis zum Ende des Buchs zerstäubend hinaus getrieben nach allen Seiten einer von der tollsten Formlosigkeit losgezügelten Kritik, die Kunst, Leben, Politik durch einander schleudert, wie eine Windhose Hagel, Regen, Staub, Vögel, Pferde, Dächer, Meubles, Menschen; die sich in sich selber vernichtet und was sie erfaßt hat mit, weil ihr die Bedingung ihres Wesens, Ruhe und Klarheit fehlt, die dem Schönen namentlich, dem Lezten und Höchsten, das sie doch allein meinen kann, mit steifem zucken ausgerecktem Finger, indem sie auf dasselbe weisen will, die Augen ausstoßt. Der Verfasser schließt seinen Faust mit einem patriotischen Lied, das in allen deutschen Herzen mitklingen sollte und besser ist, als das ganze übrige Buch, sein lezter Vers heißt:

> Drum lob ich die drei Dinge
> Und hab' sie stets bereit:
> Das **Herz**, den **Mund**, die **Klinge** —
> In unsrer großen Zeit.

So hätten wir denn noch einen Einsteher, nämlich ein für die Darstellung eingerichtetes Stück des alten Schröder, und eine Reihe französischer Deserteure, die wir als nicht auf unser Gebiet gehörig mit namentlichem Ausruf entlassen wollen.

34) Neue Bühnenspiele und Original-Lustspiele und Bearbeitungen von C. Lebrün. (Mainz 1830. Florian Kupferberg.) Zweiter Band enthält: Die Stimme der Natur. Der Zeitspiegel. Hans Luft. Das erste Stück ist eine zeitgemäße Bearbeitung des guten Schauspiels von Schröder. Das zweite nach Picard's und Mazere's Trois quartiers, ein Lustspiel in 3 Akten, worin mehrere glückliche Liebschaften zwischen Bürgerlichen und Adelichen, in die sich vergeblich ein reicher englischer Handelsherr und schlechter Kerl drängen und den Hahn im Korb machen wollte, vorkommen. Das dritte wieder nach dem Französischen in drei Abtheilungen, Geschichte eines rohen aber braven Burschen und Ziegenhelners, der anfangs mit der feinen Welt in Opposition steht, am Ende aber von ihr besiegt und abgeschliffen wird, natürlich durch die Liebe, ein Feiner wird und ein Edler bleibt; ob Spaß oder Ernst merkt man nicht recht.

35) Kurländers dramatischer Almanach. 19ter Jahrgang 1829. (Leipzig Baumgärtner.) Die Goldheirath. Der Hochzeitstag. Das erste Stück nach Scribe hat eine ernste, würdige Haltung. Die Katastrophe ist überraschend, denn die Heldin reicht plötzlich dem würdigen Freund, ihres unwürdigen Geliebten die Hand. Die Ueberraschung liegt hauptsächlich darin, daß die Fehler des ersten Liebhabers nicht in die Augen springen, sich nur allmählich entwickeln, aber tiefliegend sind. Uebrigens hat Kurländer am Stück verändert, einige Rollen vergrößert, weil „man einige Schauspieler am Wiener Burgtheater nicht zu viel auf den Brettern sehen kann." Das zweite rassortirt hauptsächlich von einer peinlich gewaltsam gegen die Illusion austretende Verkleidung, behandelt wiederum die Liebe und gehört durchaus in die leichtere Gattung.

36) Castelli's dramatisches Sträußchen für das Jahr 1830. (Wien. Wallishäuser.) Eine für die andere. Wieder eine lustige Liebekomödie mit allerlei Verwechslungen. Diana von Poitiers, ein geschichtliches Drama nach dem Französischen und nach einer Anekdote aus Franz I. Leben, wo wiederum Verwechslungen den Hauptfaden der Geschichte ausmachen. Die in ein Weib verwandelte Katze. Operette in einem Akt, nach dem Französischen des Scribe und Malesville. Enthält weniger Lehre in seinem allegorisch-symbolischen Schnickschnack, als Gelegenheit für eine Schauspielerin, sich mit dem Nachmachen von Katzengeberden ganz naiv zu prostituiren.

37) Vaudevilles und Lustspiele, theils Originale, theils Uebertragungen und Bearbeitungen von L. Angely. Zunächst für das Königsstädter Theater in Berlin. Erster und zweiter Band. (Berlin 1828. 1830.) Außer den von uns aufgeführten Originalen lauter Bagatellen aus dem Französischen, theils Lustspiele, theils Vaudevilles, lustig und leicht, neue Röcke, alte Westen, schwarze Hemden, oder gewaltsame Sinnenreitze, Mädchen in Männertracht, kokette Naivetät, Karrikaturen durchaus, einmal zum sehen, keinmal zum lesen.

38) Both's Bühnenrepertoire, der mit den sämmtlichen französischen, italienischen und englischen Tags-Theater die deutsche Erde zu düngen droht und bereits in klein Folio mit drei Lustspielen nach Scribe und Mazeres in 1 Hefte begonnen hat, wird bei gutem Fortgang das Deutsche allmählich vollends ganz auf die Seite schieben, wenn nicht vorher noch überhaupt auf allen deutschen Bühnen französisch gespielt wird, wozu Aussicht da ist, denn das

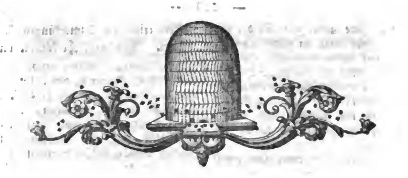
39) Repertoire du theatre français à Berlin liegt mit 7 Comédies und Comédies-Vaudevilles etc. aus der neuesten Zeit vor uns, flüchtig broschirt aber schön gedruckt auf treffliches Papier chez Ad. Mt. Schlesinger, libraire et éditeur de Musique à Berlin, unter den Linden. Nr. 34.

Novellen-Literatur.

Glyptothek treffender Bilder und Gemälde aus dem Leben für alle Stände. Herausgegeben von einem Verein für Kunst und Wahrheit vereinigter Freunde. Leipzig, Brockhaus, 1831.

Eine Sammlung kleiner Novellen aus der jüngsten Zeitgeschichte, darauf berechnet, durch das doppelte Interesse der wirklichen Geschichte und der Romantik die Leser anzuziehen. Es ist löblich, daß man nicht mehr bei der Liebelei und dem häuslichen Jammer allein stehn bleibt, daß man auch an die großen Leiden und Freuden der Völker, daß man an die Weltgeschichte denkt; allein diese Weltgeschichte erscheint bis jezt wohl immer noch zu sehr als bloße Dekoration im Hintergrunde, leblos und gleichgültig, während im Vordergrunde immer noch die alten Liebhaber und Väter, Töchter und Mütter ihre alten Rollen fortspielen. Es wird vielleicht nöthig werden, daß man, um der Poesie des historischen Romans ganz auf den Grund zu kommen, einmal das Familienleben im Vordergrunde ganz fallen läßt. Wir werden dann vielleicht etliche Rührung weniger haben, aber gewiß mehr poetische Kraft und Tiefe.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 99. — 30. September 1831.

Naturwissenschaften.

Wir haben uns bisher in diesen Blättern die hoffentlich nicht undankbare Mühe gegeben, neben den leichteren Produkten der Muse und Muße auch die gewichtigen Hervorbringungen des strengen wissenschaftlichen Fleißes zu besprechen, die zwar gewöhnlich nur in fakultativen Journalen für Fakultätsgelehrte in der streng gelehrten Form angezeigt und rezensirt werden, von denen aber wenigstens ein Theil es immer verdient, auch dem größern gebildeten Publikum bekannt gemacht zu werden. Dieses Publikum, ich will es im Allgemeinen die Nation nennen, die Nation hat ein Recht, ohne selbst in Masse in den gelehrten Orden zu treten, doch seine Wirksamkeit zu kennen und sich an seinen Werken zu erfreuen, zu belehren. Wozu gibt es Wissenschaften, wenn dieselben nur einer Schule, Klasse oder Sekte nützen, wenn dieselben nicht gemeinnützig werden sollen? Wir können daher nicht oft genug den Wunsch ausdrücken, daß in Deutschland einerseits die Gelehrten sich mehr zum großen Publikum herablassen und populärer schreiben, andrerseits das Publikum neben der nur allzu frivolen Belletristik auch den ernsteren Wissenschaften einige Neigung zuwenden möchte. Zwar muß der ungeheure gelehrte Apparat, die Detailkenntniß der Mittel, durch welche die Gelehrsamkeit zu ihren Resultaten gelangt, immer Sache der Schule bleiben, allein die Resultate selbst sollten Gemeingut werden. Die ganze Nation ist berufen, große Bauwerke, Statuen, Gemälde zu beurtheilen und zu schätzen, ohne daß darum alle ihre Individuen in Baumeister, Bildhauer und Maler verwandelt würden. Eben so sollte es mit den Werken der Gelehrsamkeit seyn. Sie sollten der Nation eben so offen vor Augen liegen, wie die Kunstwerke, ohne daß darum Jeder in einen Gelehrten verwandelt zu werden brauchte.

Die Resultate der Naturwissenschaft sind theils an sich selbst so anziehend, theils in ihrer Anwendung auf Gewerbe, Handel, Luxus so praktisch wichtig, daß sie vor allen andern Gemeingut der ganzen Nation werden sollten. Allein diese Wahrheit ist noch wenig anerkannt. Was geschieht z. B. in den Schulen für naturwissenschaftlichen Unterricht? Es ist eine Erbärmlichkeit. Schüler, die sehr gut im Homer lesen, wissen oft nicht eine Erle von einer Buche zu unterscheiden. Wie viel würde die Naturwissenschaft selbst gewinnen, wenn die Menschen im Allgemeinen nur einigermaßen bessere Vorkenntnisse darin hätten, und theils auf vorkommende Fälle aufmerksamer wären, theils dieselben besser beurtheilen könnten. Wie viele Entdeckungen gehn blos darum verloren, weil die Zuschauer eines Phänomens es nicht zu würdigen wissen. Und überhaupt, ist uns die Natur nicht immer das erste und nächste, unsre Mutter, und eine für unsre Liebe

immer dankbare Mutter? Nie geben wir uns der Naturbetrachtung hin, ohne uns daran zu erfreuen und zu stärken. Aber bisher war unsre Erziehung eigentlich darauf berechnet, uns die Natur systematisch zu entfremden. Das erste, was Adam im Paradiese that, war, sich umzusehn und allen Geschöpfen, die er sah, einen Namen zu geben. Warum wollen wir weniger thun, da die ewig junge und unerschöpfliche Natur uns immer neu bleibt?

Von hoher Wichtigkeit war der Gedanke einer periodischen Versammlung der Naturforscher. Als wir uns früher darüber ausgesprochen, hegten wir den Wunsch, sie möchte als ein Concilium über gewisse Streitfragen der Zeit (Homöopathie, Cholera rc.) Beschlüsse fassen. Sie hat es indeß vorgezogen, anstatt die vorhandenen Kräfte und Talente unter einander streiten zu lassen, vielmehr alle zu erfrischen und zu beleben durch die Freude friedlicher Zusammenkünfte und Huldigungen, die der Wissenschaft im Allgemeinen zu Theil wurden. Es mag seyn, daß diese Versammlungen ihren Zweck verfehlen und bald aufhören würden, wenn sie ein Tummelplatz der Schulstreitigkeiten würden, die ohnehin in so kurzer Zeit, als solche Zusammenkünfte dauern, nicht ausgefochten werden können. Allein, wir wiederholen es, sie sollten doch nicht blos indirekt und innerlich den wissenschaftlichen Eifer beleben, sondern auch direkt das äußere Interesse der Wissenschaft fördern. Und so würden wir wünschen, daß von ihnen, als von einer so respektabeln und imponirenden Gesammtheit, wenigstens Programme ausgiengen, in denen allgemeine Wünsche und Bedürfnisse zur Sprache gebracht und eindringlicher gemacht würden, als sie es durch den Einzelnen werden können. Sollten die Versammlungen nicht z. B. in Bezug auf den naturwissenschaftlichen Unterricht in Schulen, in Bezug auf Lehrbücher und Prachtwerke, in Bezug auf Sammlungen und naturhistorischen Reisen heilsame Winke geben, gemeinsame Unternehmungen veranlassen, disponibeln Talenten eine passende Bahn öffnen können?

1) Amtlicher Bericht über die Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Heidelberg im September 1829, erstattet von den damaligen Geschäftsführern F. Tiedemann und L. Gmelin. Nebst einer lithographischen Sammlung eigenhändiger Namenszüge der Theilnehmer. Heidelberg, Winter, 1829.

2) Rede bei Eröffnung der Versammlung rc. in Heidelberg 1829 von F. Tiedemann. Daselbst.

3) Bericht über die neunte Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte zu Hamburg 1830. Mit kritischen Anmerkungen fürs größere Publikum. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1831.

Aus diesen Schriften ersehn wir, welche Naturforscher und Aerzte sich in den lezten beiden Jahren zusammengefunden, welche Reden sie gehalten, was für Abhandlungen sie einander vorgelesen, was für Neuigkeiten sie einander mitgetheilt haben. Gegenstände von allgemeiner Wichtigkeit, wie etwa die Cholera, sind darin nicht besprochen worden, und so interessant auch einzelne Mittheilungen gewesen seyn mögen, dürfte doch bei andern den Zuhörern die Zeit etwas lang geworden seyn. Wäre es demnach nicht besser, wenn dergleichen kleine Mittheilungen in Journalen erschienen, anstatt daß sie der Versammlung die Zeit wegnehmen, welche dieselbe größern Dingen widmen könnte. Doch, aller Anfang ist schwer, zumal in Deutschland, und man kann immerhin fünfzehn und noch einmal fünfzehn Jahre eine Konstitution haben, ehe dieselbe eine Wahrheit wird. Das Interessanteste in der erstgenannten Schrift sind die Namenszüge der anwesenden Gelehrten; in der leztern Schrift findet sich ein romantischer Zug, der Besuch der Naturforscher auf der alten Insel Helgoland. Der einzige öffentliche Akt der Autorität, den die lezte Versammlung in Hamburg ausübte, war, daß dem Dr. Jahn für seine Vergleichung der ältern Lesarten des Plinius auf den Antrag des Prof. Oken ein öffentlicher Dank dekretirt wurde.

4) Geschichte der Fortschritte der Naturwissenschaften seit 1789 bis auf den heutigen Tag, von Baron G. Cuvier. Aus dem Franz. von Dr. F. A. Wiese. Zweiter bis vierter Band. Leipzig, Baumgärtner, 1829.

Der erste Theil dieses großen Werkes erschien schon vor längerer Zeit und ging bis zum Jahr 1808. Die hier folgenden Theile sezen die Geschichte der großen Entdeckungen und Umwandlungen im Gebiet der Naturwissenschaften von 1809 bis 1827 fort. Es erfordert einen so allseitig umsichtigen Sammler- und Forschergeist, und einen so reich unterstüzten, berühmten, im Centralpunkt des naturwissenschaftlichen Verkehrs befindlichen Mann, wie Cuvier, um ein so ausgedehntes Werk zu unternehmen. — Wenn auch das zahllose Detail der einzelnen kleinen Untersuchungen und Entdeckungen in der neuern Naturkunde den Leser allerdings etwas ermüdet, so hat doch Cuvier ganz Recht, wenn er sagt: „Es gibt keine Entdeckung, die nicht einigen Nutzen für die Wissenschaft hätte; jede Thatsache erfreut sich eines bestimmten Platzes, der nur durch sie allein ausgefüllt werden kann. Man kann noch mehr behaupten. Es geschieht zuweilen ohne wesentlichen Nachtheil für die Fortschritte der Wahrheit, daß diejenigen Männer, welche sich der Erforschung derselben widmen, auf Abwege gera-

then. Man hat aus den bedeutendsten Irrthümern die nützlichsten Entdeckungen hervorgehen sehen.“ In den vorliegenden drei Bänden werden zuerst die Fortschritte der Physik, Chemie und Meteorologie, dann die der Geologie, Botanik und Zoologie, endlich der Medizin und Chirurgie, je nach der Zeitfolge von 1809 bis 1827 abgehandelt. Die Astronomie und die mathematischen Wissenschaften werden dabei vermißt. Auch finden sich unter den französischen Namen überall nur wenige deutsche, englische und italienische eingestreut, und namentlich die zahllosen Leistungen und Meinungen deutscher Naturforscher sind bei weitem nicht vollständig benuzt. Allein wir können daraus dem Franzosen keinen Vorwurf machen, da wir Deutsche selbst unsern Reichthum in diesem Gebiete noch keineswegs gehörig kontrolirt haben. Wir können nur wünschen, daß ein deutscher Gelehrter sich die Mühe nehmen möge, nach dem Muster des Cuvier'schen Werks ein anderes zu dessen Ergänzung zu schreiben, worin alle auf irgend eine Weise mehr oder weniger um die Naturwissenschaft verdiente deutsche Namen einregistrirt würden. Auf jeden Fall dürften die Abhandlungen und Monographien, welche jährlich in so vielen deutschen naturwissenschaftlichen oder medizinischen Annalen erscheinen, so viel Aufmerksamkeit verdienen, als die der französischen Gelehrten.

Wir schließen an dieses historische Werk ein encyklopädisches an, welches als bloßes *résumé* zum populären Gebrauch zwar auf wissenschaftliche Strenge keinen Anspruch macht, allein um des großen und ausgebreiteten Nutzens willen, den es gewähren kann, alle Aufmerksamkeit verdient.

5) Taschen-Encyklopädie, oder allgemeine Uebersicht der Künste und Wissenschaften in einer Sammlung von gesonderten Abrissen (résumés) von einer Gesellschaft Gelehrten unter Leitung des Herrn Bailly de Merlieux. Aus dem Französischen. Leipzig, Industrie-Comptoir.

Nicht als ob wir glaubten, daß dieses rasch und auf Spekulation unternommene Werk seine wahre Bestimmung schon vollkommen erfüllte, können wir dennoch die Idee eines solchen Unternehmens nicht laut genug loben. Nur durch solche Résumés ist es möglich, wissenschaftliche Kenntnisse im ganzen Publikum zu verbreiten und die Barbarei in Masse auszurotten. Nicht Jeder kann eine gute Schulbildung genießen, aber irgendwann im Leben kann Jeder solche wohlfeile und einfache Résumés lesen und daraus leicht und bequem Kenntnisse schöpfen, deren Verbreitung allein eine Nation aus der Barbarei emporhebt. In den vor uns liegenden Bändchen wird die Chemie, Botanik, Archäologie und Staatswirthschaft vorgetragen, und in derselben kurzen und gedrängten Weise lassen sich auch die wissenswürdigsten Resultate aller andern Wissenschaften mittheilen. Er kann dabei, wie gesagt, nicht auf eine gründliche Durchbildung, sondern nur auf eine erste und allgemeinste Aufklärung, auf ein Herausreißen aus der dicksten Unwissenheit ankommen. Aber gerade hiefür ist die Methode der Résumés ungleich passender als die gründliche Methode, die den Wißbegierigen mit Vordersätzen und Einleitungen ermattet und nicht zum Resultate kommt.

6) Der Geist der Natur. Von Dr. Rudolf Meyer. Aarau, Sauerländer, 1829.

Der Verfasser ist derselbe, der zuerst die Jungfrau im Berner Oberlande erstiegen hat oder dem höchsten Gipfel derselben wenigstens am nächsten gekommen ist, und dem wir nächst der Beschreibung jener Alpenreise zur Jungfrau einige sehr poetische Naturgemälde in dem schweizerischen Taschenbuch „die Alpenrosen“ verdanken. Das vorliegende Werk ist ein Prospekt aller Resultate und Schätze der Naturwissenschaft, aber wenn auch geordnet mit dem Auge des Verstandes, doch aufgefaßt mit dem Auge der Liebe, des in den Schönheiten und Wundern der Natur schwärmenden Gemüths, und wiedergegeben mit dem Pinsel einer lebhaften und poetischen Einbildungskraft. Allein wie man von Klopstocks Messias mit Grund gesagt hat, daß zu viele Sonnen darin gehäuft sind, und daß eben dadurch die erhabne Wirkung der einfachen Sonne verloren geht, so muß man auch von diesem Buch sagen, daß es den Leser durch zu lange und ununterbrochne Begeisterung abspannt, und daß die zu sehr gehäuften Ausrufungszeichen zulezt nicht mehr wirken. Eben darum aber macht es dem Geschmack des Verfassers Ehre, daß er in der jüngsten Zeit sich beschränkt hat, aus jener großen Zauberwelt der Natur nur einzelne Bilder hervorzuheben, deren zarte Ausmalung doppelten Werth erhält durch die Vereinzelung, durch den engeren Rahmen.

(Die Fortsezung folgt.)

Geschichte.

Histoire de la Ville d'Orléans par Vergnaud-Romagnesi. Orléans 1830. 1 Vol.

Wie in der französischen Provinz alles anders ist, denn in Paris, so auch die Geschichte. An der Loire wird Geschichte genannt, was in der Hauptstadt nicht dafür gilt. So ists denn auch mit vorliegendem Buch, das in einer frühern Ausgabe passender Indicateur Orléanais

heißt. Als solcher aber würde ich im Literaturblatt nicht davon sprechen, wenn es nicht voll historischer Züge und anziehender Einzelnheiten wäre. Es erinnert sehr an die Essais de Sainte-Foix sur Paris. Wir lassen hier alle örtlichen, statistischen, industriellen, kommerziellen Nachweisungen links liegen, zumal da sie nicht mit besonderer Genauigkeit abgefaßt sind, und halten uns lediglich an die historischen Erinnerungen.

Orleans ist eine uralte Stadt, denn römische Mauern und Urnen werden da gefunden. Von den Merovingern — bis auf unsere Zeit haben sich gar manche Ereignisse da zugetragen, und von all diesen Jahrhunderten finden sich Spuren: antike Grabgefässe und gothische Kirchen. In den frommen Zeiten des Mittelalters stieß man alle zehn Schritte auf eine Kirche, eine Kapelle oder ein Kloster. Aus der Orleaner Universität sind ganze Generationen von Rechtsgelehrten hervorgegangen. Jeanne d'Arc, dies von den Franzosen mit Lachen und Spott so mißhandelte Heldenbild, schüzte die Stadt gegen die Engländer und entsezte sie. Man ließ das Mädchen als Hexe von ihnen verbrennen, ihre Mutter wurde aber doch von der Stadt ernährt. Welche Großmuth! Die Alterthümer in Beziehung auf Johannen wurden bis ganz vor Kurzem vernachläßigt und vornehm ignorirt. Erst vor einigen Wochen entdeckte man den größten Theil der Thürmchen an dem Vieux-pont, die bei der Entsezung Orleans durch Johannen eine so große Rolle spielen. Diese Entdeckung ist um so interessanter, als die Lage und Oertlichkeit dieses Forts von den neuern Schriftstellern, die sich mit Johannens Geschichte beschäftigen, sehr bestritten worden ist. So viel ist gewiß, neben dem östlichen Thürmchen kämpfte die Jungfrau und wurde verwundet. Wichtiger für die Franzosen ist, daß die Mätressen Karls IX. und Franz I. in Orleans schöne Hotels hatten. Hier wurden Katholiken von Protestanten und leztere wieder von der Ligue verfolgt. Einige Jahrhunderte darauf kam die Revolution, welcher Kirchen und Klöster ein Greuel waren und die sie größtentheils zerstörte und aufhob. Die Straßenbenennungen wurden verändert. Die St. Johannes und St. Jakobsstraßen bekamen Namen, die nicht an Religion, Kirche und Heilige erinnerten: Republik- und Sanskülotten-Straße. Als das Kaiserthum kam, wurden diese Namen wieder verändert, bei der Restauration verschwanden die Kaiserlichen und aus einer künftigen Ausgabe dieses Buchs wird man vernehmen, daß das Boulevard und die Straße des Duc de Berry auch nicht mehr existiren. In Napoleons Zeiten exerzirte man die Rekruten, unter der Restauration aber wurden die Kähne auf der Loire zusammengebunden, um ein ungeheures Missionskreuz in Prozessiou zu tragen, wo dann sämmtliche Civil- und Militärbehörden in großer Andacht folgten! Karl IX., der eine seiner Mätressen besuchte, beleidigte die Hugenotten, denen er auf seinem Weg begegnete und die von einer Trauung in der Kirche zurückkamen. Die Hofschranzen, die immer ihre Herren nachäffen, thaten es auch hier und begannen damit, den protestantischen Frauen ihre Hauben vom Kopf zu nehmen. Darum heißt dieser Tag in Orleans Geschichte: journée des chaperons.

Als die Pampadour zuerst über die eben von Hupeau vollendete Brücke fuhr, machte man in Orleans folgendes Epigramm:

Censeurs de notre pont, Vous, dont l'impertinence
Va jusqu'à la témérité,
Hupeau par un seul fait vous réduit au silence
Bien solide est son pont: ce jour il a porté
Le plus lourd fardeau de la France.

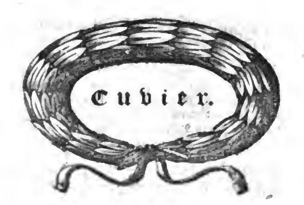
König Heinrich II. schrieb dem Kapitel der Kathedrale von Orleans folgenden Brief, als es einen vom König ernannten Bischof nicht annehmen wollte, weil er einen Bart trug: „Der Bischof — so schreibt Heinrich II. — hat nach seinem Dienst mit mancherlei Leuten zu thun und zu negoziiren, muß auch oft nach Hof kommen, wo die Bärte herkömmlich sind. Demnach halten wir dafür, Ihr werdet den besagten Bischof nicht ausschlagen und Euch nicht förder an seinen Bart kehren.“

Die Hofleute hatten zu allen Zeiten große Vorrechte in Orleans. Davon nur Ein Beispiel aus der kaiserlichen Zeit. Auf Napoleons Befehl wurden sämmtliche Klosterbibliotheken der Stadt in einer Kirche vereinigt. Da kam zuerst der Kammerherr August von Talleyrand mit Erlaubniß (?) des Kaisers und suchte einige Wochen lang für sich aus — Sechstausend Bände. Dann folgten der Präfekt, der Bischof und der Grand-Aumonier des Kaisers nach. Was sie übrig ließen, wurde durch ein Dekret voll ungeheurer Phrasen der Orleanischen Stadtbibliothek übergeben!

Diese Stadt hatte sehr früh Klöster, aber erst 1776 Straßenerleuchtung. Die erste Buchdruckerei wurde 1490 angelegt, im Universitätsgebäude in der Schreiberstraße (rue de l'Ecrivinerie), deren Bewohner durch die neue Erfindung bald brodlos wurden. Schon im Jahr 1670 hatte Orleans eine musikalische Akademie, freilich französisch genug. Nach einigen Jahren gieng sie auch schon wieder ein, denn die Orleaner haben keine Anlagen für diese Kunst, sogar gute Männer- oder Frauenstimmen finden sich nicht bei ihnen. Sonderbar ists, daß mehrere französische Provinzen gleichen Mangel leiden. Ein musikalischer Dupin könnte auch eine Charte darüber machen. Darauf würde aber fast Alles dunkel seyn.

Mr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 100. — 3. Oktober 1831.

Naturwissenschaften.

(Fortsezung.)

7) Die Umwälzungen der Erdrinde, in naturwissenschaftlicher und geschichtlicher Beziehung von Baron G. Cuvier. Nach der fünften Originalausgabe übersezt und mit besondern Ausführungen und Beilagen begleitet von Dr. J. Nöggerath, kônigl. preuß. Oberbergrath und Prof. Zwei Bånde. Bonn, Weber, 1830.

Cuvier gab sich die ungeheure Mühe, aus der allseitigen Vergleichung der versteinert gefundenen Thierknochen mit den Knochen noch lebender Thiere die Gattungen der erstern zu erforschen, und die Kenntniß dieser Gattungen und ihrer Lebensweise ließ ihn Schlüsse machen auf das Klima und die Beschaffenheit der Erdoberfläche zur Zeit, da jene Thiere darauf lebten, und auf die Revolutionen, durch welche sie untergiengen. Cuvier behauptet Seite 54, daß, so wichtig auch der mineralogische Theil der Erdkunde sey, doch die Kenntniß der fossilen Knochen weit mehr Aufschlüsse über die Urgeschichte der Erde darbiete, als die Kenntniß der Erdschichten und Steinarten. Während sich die Mineralogen noch immer über den neptunischen oder vulkanischen Charakter der frühern Erdrevolutionen streiten, beweisen die wohlerhaltenen unter der Erde gefundenen Knochen von Landthieren, daß sie nur durch Anschwemmungen überschüttet worden seyn können, daß also das Meer ehemaliges Land überdeckt habe, und da dergleichen Knochen in verschiedenen Schichten von verschiedenem Alter übereinander gefunden werden, so müssen dergleichen Sündfluthen öfter erfolgt seyn.

Wie Cuvier zur genauesten Kenntniß der fossilen Thiere gelangte, möge der Leser von ihm selbst hören: „Glücklicherweise hatte die vergleichende Anatomie ein Gesetz, welches in seiner zweckmäßigen Ausführung und Anwendung alle Schwierigkeiten zu beseitigen vermochte. Es ist dies das Gesetz von dem gegenseitigen Verhältnisse der Formen in den Leben-Wesen, mit dessen Hülfe, strenge genommen, ein jedes dieser Geschöpfe aus jedem Fragment von irgend einem seiner Theile erkannt werden könnte. — Jedes Leben-Wesen bietet ein Ganzes, ein einziges und geschlossenes System, in welchem alle Theile gegenseitig einander entsprechen und zu derselben endlichen Aktion durch wechselseitige Gegenwirkung beitragen. Keiner dieser Theile kann sich verändern, ohne daß die übrigen auch verändert werden, und folglich bezeichnet und gibt jeder Theil einzeln genommen alle übrigen. — Wenn daher die Eingeweide eines Thieres auf eine solche Weise organisirt sind, daß sie nur Fleisch, und zwar blos fri-

ches verdauen können, so müssen auch seine Kiefer zum Fressen, seine Klauen zum Festhalten und zum Zerreißen, seine Zähne zum Zerschneiden und zur Zerkleinerung der Beute, das ganze System seiner Bewegungs-Organe zur Wahrnehmung derselben in der Ferne eingerichtet seyn. Es muß selbst in seinem Gehirne der nöthige Instinkt liegen, sich verbergen und seinen Schlachtopfern hinterlistig auflauern zu können. Diese sind die allgemeinen Bedingungen, welche bei allen fleischfressenden Thieren vorkommen müssen; jedes Thier, das zu dieser Lebensart bestimmt ist, muß sie nothwendig alle in sich befassen, denn ohne diese würde seine Raçe nicht haben bestehen können. Allein unter diesen allgemeinen Bedingungen sind auch noch einige besondere begriffen, in Rücksicht auf die Größe, die Art und den Aufenthalt der Beute, von welcher das Thier lebt, und aus jeder dieser besondern Bedingungen gehen specielle Modifikationen der durch die allgemeinen Bedingungen bedingten Formen hervor, so daß sich nicht blos die Klasse, sondern auch die Ordnung, die Gattung und selbst die Art in der Bildung eines jeden Theiles kund geben. — Wenn nun die Beobachtung dort als Hülfsmittel angenommen wird, wo uns die Theorie verläßt, so gelangt man zu erstaunenswerthen Einzelnheiten. Die kleinste Knochenfläche, die geringste Apophyse hat einen bestimmten Charakter in Bezug auf die Klasse, auf die Ordnung, die Gattung und Art, der sie angehört, und dieser geht so weit, daß man mit der erforderlichen Geschicklichkeit und mit etwas gewandtem Zuhülfekommen durch Analogie und wirkliche Vergleichung, aus jedem wohlerhaltenen Endstück eines Knochens eben so sicher alle übrigen Beziehungen bestimmen kann, als wenn man das Thier selbst besäße. Ich habe sehr oft diese Methode an Theilen von bekannten Thieren versucht, ehe ich mein ganzes Vertrauen für die Bestimmung der fossilen Thiere darein setzte; immer war aber der Erfolg so richtig, daß ich keinen Zweifel über die Gewißheit der durch sie erzielten Resultate mehr haben kann."

Auf diese Weise hat nun Cuvier mehr als hundert und funfzig vierfüßige Thiere der Urwelt entdeckt. Den vierten Theil davon bilden gewisse Arten eierlegender Vierfüßer, und diese kommen nicht nur in älteren Schichten vor, als die Säugethiere, sondern auch in viel zahlreicherer Menge, als die noch jezt lebenden eierlegenden Vierfüßer. Hieraus geht also hervor, daß sie in der Urwelt, als aus einer niedern Stufe der organischen Bildung, vorgeherrscht haben. Säugethiere kommen nur in den lezten Anschwemmungen der jüngsten Zeit vor und fossile Menschen durchaus gar nicht.

Nachdem nun Cuvier in einer langen Abhandlung zu beweisen sucht, daß die Angaben der Alten über das hohe Alter der Erde fabelhaft seyen, zieht er aus seinen Beobachtungen schließlich das Resultat: „Ich glaube daher mit De Luc und Dolomieu, daß, wenn irgend ein Gegenstand der Geologie feststeht, es der ist, daß die Oberfläche unserer Erde eine große und plötzlich eingetretene Umwälzung erlitten hat, deren Epoche nicht viel über 5 bis 6000 Jahre hinausreichen kann; daß durch diese Umwälzung derjenige Theil des festen Landes, auf welchem vormals die Menschen und die heutiges Tages bekanntesten Thiere wohnten, in Abgründe versenkt worden, und gänzlich verschwunden ist; daß dieselbe Umwälzung dagegen den Boden des vorherigen Meeres aufs Trockene gesezt und dadurch das jetzige bewohnte Festland gebildet hat; daß seit dieser Revolution die kleine Zahl Individuen, welche dieser Katastrophe entgangen sind, auf der neuen, aufs Trockene gekommenen Erdoberfläche sich verbreitet und vermehrt hat, und daß folglich seit jener Epoche erst die menschlichen Gesellschaften sich wieder ausgebreitet, Staaten gegründet, Denkmäler errichtet, naturhistorische Thatsachen gesammelt und wissenschaftliche Systeme erdacht haben. — Aber die jezt bewohnten Länder, welche durch die lezte Umwälzung auf das Trockene gesezt worden sind, waren schon vordem bewohnt, wenn auch nicht von Menschen, doch wenigstens von Landthieren, folglich hatte dieses Land mindestens bei einer vorgängigen Umwälzung schon unter Wasser gestanden, und wenn die verschiedenen Folgen von Thieren, deren Ueberreste wir darin finden, zu einem Schluße berechtigen, so hatte dasselbe vielleicht schon zwei bis drei Meeres-Irruptionen erlitten."

Indem es Cuvier nun zweifelhaft läßt, ob in der jüngst vergangenen Erdperiode schon Menschen existirt haben oder nicht, und ob diese Periode mit der jetzigen mehr oder weniger Zusammenhang gehabt habe, — geht er zur Betrachtung der noch frühern Erdperioden über, und zeigt, wie die Gebirgschichten mit ihren Fossilien auf einander folgen, eben so viele Stufen der Erdbildung oder Revolutionen beurkundend. Schade nur, daß wir hier keinen Pinsel bei der Hand haben, um unsern Lesern die grotesken Thiere der Urwelt zu malen, anstatt blos zu beschreiben.

„Wir haben gesehn, daß Zoophiten, Mollusken und gewisse Krustaceen schon mit den Uebergangsgebirgen erscheinen; vielleicht finden sich in denselben gleichzeitig auch Knochen und Gerippe von Fischen; aber so bald wird man gewiß noch keine Reste von Thieren finden, welche auf dem Festlande leben und die natürliche Luft athmen. — Die bedeutenden Lager von Steinkohlen und die Stämme von Palmen und Farren, deren Abdrücke sich darin erhalten haben, obgleich sie schon das Daseyn eines trockenen Bodens und eine Atmosphäre zu ihrer vegetativen Bildung voraussetzen, zeigen noch keine Knochen von Vierfüßern, selbst nicht einmal von eierlegenden. — Etwas höher erst, in dem bituminösen Kupferschiefer, sieht man die erste Spur davon; und was merkwürdig ist, die ersten

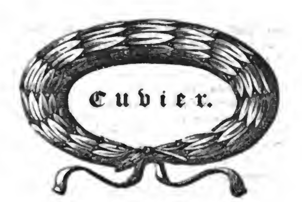
Vierfüßer sind Reptilien aus der Familie der Eidechsen, welche sehr viel Aehnlichkeit mit den großen heutzutage in den heißen Zonen lebenden Monitor haben. Mehrere Individuen davon sind in den thüringischen Bergwerken gefunden worden, umgeben von unzählig vielen Fischen einer heute unbekannten Gattung, die jedoch gemäß ihrer Aehnlichkeit mit jenen der Jetztzeit, im Süßwasser gelebt zu haben scheint. Es ist bekannt, daß die Monitor auch Süßwasserthiere sind. — Ein wenig höher liegend findet sich der Alpenkalk, und über diesem der Muschelkalk, reich an Entrochiten und Encriniten, welcher die Grundlage eines großen Theils von Deutschland und von Lothringen darstellt. — In dem Alpenkalk hat man die Knochen einer sehr großen Meerschildkröte gefunden, deren Schaalen sechs bis acht Fuß lang seyn konnten, und die eines andern eierlegenden Vierfüßers aus der Familie der Eidechsen von großer Gestalt und sehr spitzer Schnauze.

Steigt man noch weiter aufwärts die Sandsteine hindurch, welche nichts als Pflanzenabdrücke von großem Arundinaceen, von Bambus, Palmen und andern Monocotyledonen liefern, so kommt man zu den verschiedenen Lagern desjenigen Kalkes, welcher den Namen Jurakalk führt, weil er die Hauptmasse dieser Gebirgskette bildet. Hier erreicht die Klasse der Reptilien ihre gänzliche Ausbildung und entwickelt die mannichfachsten Formen und eine wahrhaft riesenhafte Größe. — Der mittlere Theil, welcher aus Orlithen und Lias oder aus grauem Gryphitenkalk besteht, umschloß bei seiner Ablagerung die Reste zweier vor allen ausgezeichneter Gattungen, in denen sich die Charaktere der Klasse der eierlegenden Vierfüßer mit Organen zur Bewegung, ähnlich jenen der Cetaceen, vereinigen. — Der Ichthyosaurus, von Sir Eduard Home entdeckt, hat den Kopf einer Eidechse, jedoch mit langer ausgespitzter Schnauze, mit konischen und spitzen Zähnen versehen; außerordentlich große Augen, deren Sclerotica durch eine Einfassung von knochigen Theilen verstärkt ist; ein Rückgrad bestehend aus flachen Wirbeln, ähnlich den Steinen des Damenspiels, und konkav auf beiden Flächen, wie jene der Fische; dünne Rippen; ein Brustbein und Schulterknochen, welche jenen der Eidechsen und der Ornithorynchen gleichen; ein kleines und schwaches Becken und vier kleine Glieder, deren Achselbeine und Schenkelknochen kurz und dick und deren übrige Knochen abgeglättet sind und wie Pflastersteine aneinander schließen; diese Glieder sind mit einer Haut bedeckt, und bilden Floßfedern aus einem Stück, beinahe ohne Eindiegungen; kurz, sie sind, was ihren Gebrauch und ihre Organisation betrifft, jenen der Cetaceen analog. Diese Reptilien lebten im Meere; aufs Land konnten sie höchstens nur wie die Phoken kriechen; immer athmeten sie die elastische Luft. — Man hat die Reste von vier verschiedenen Arten derselben gefunden. Die am meisten verbreitete (Ichthyosaurus communis) hat stumpfe konische Zähne; ihre Länge beträgt zuweilen mehr als zwanzig Fuß. — Der Plesiosaurus, von Herrn Conybeare entdeckt, muß noch monströser ausgesehen haben, als der Ichthyosaurus. Er hat auch die Glieder von ihm, allein schon ein wenig länger und biegsamer, seine Schultern, sein Becken vornen stärker; seine Wirbelbeine nahmen schon mehr die Formen und die Articulationen von jenen der Eidechsen an; allein was ihn vor allen eierlegenden Vierfüßern auszeichnete, war ein dünner Hals, von der Länge seines Körpers, der aus dreißig und einigen Wirbelbeinen bestand (welche Anzahl größer als die bei dem Halse aller übrigen Thiere ist), die sich über den Rumpf, gleich dem Körper einer Schlange erhob, und sich in einen kleinen Kopf endigte, in dem man alle wesentlichen Charaktere von jenem der Eidechsen wahrnimmt. — Wenn irgend etwas jene Hydren und andere Ungeheuer rechtfertigen könnte, deren Gestalten die Monumente des Mittelalters so oft wiederholt haben, so wäre es unstreitig dieser Plesiosaurus. — Man kennt bereits fünf Arten davon, wovon die am meisten verbreitete (Plesiosaurus dolichodorius) über zwanzig Fuß Länge erreicht. — Eine andere merkwürdige Gattung von Reptilien, deren Ueberreste bei dem Niederschlag der Lias schon vorhanden waren, und die häufig, vorzüglich in dem Orlith und dem obern Sande gefunden werden, ist der Megalosaurus, mit Recht so genannt, denn mit den Formen der Eidechsen und besonders der Monitor, deren schneidende und gezackte Zähne er auch besitzt, verband er eine solche Riesengestalt, daß, wenn man bei ihm die Verhältnisse des Monitor annimmt, er über siebenzig Fuß Länge haben mußte. Es war also eine Eidechse von der Größe eines Wallfisches. — In der Kreide selbst gibt es nur Reptilien; man sieht hier Reste von Schildkröten und Krokodillen. Die berühmten Kreidetuff-Brüche am Petersberge bei Mästricht, welche der Kreideformation angehören, haben, neben sehr großen Meerschildkröten und einer unermeßlichen Zahl von Seeconchilien und Meerzoophyten, eine Gattung Eidechsen geliefert, die eben so riesenhaft wie der Megalosaurus, und durch die Forschungen Camper's, so wie durch die Abbildungen, welche Faujas-Saint-Fond von ihren Knochen in der Naturgeschichte dieses Berges geliefert hat, berühmt geworden ist. — Sie war fünf und zwanzig Fuß lang, und darüber; ihre großen Kiefer waren mit sehr starken, konischen, ein wenig gebogenen und mit einer Erhabenheit versehenen Zähnen bewaffnet; auch hatte sie einige dieser Zähne im Gaumen. Man zählte in ihrem Rückgrade mehr als hundert und dreißig Wirbelbeine, die nach vorne konvex, nach hinten konkav waren. Ihr Schwanz war hoch und flach und bildete ein breites vertikales Ruder. Herr Conybeare hat neuerlich vorgeschlagen, sie Mosasaurus zu nennen.

Die Thonarten und die Braunkohlen, welche den obern Theil der Kreide bedecken, haben mir bisher nur Krokodille dargeboten, und ich habe alle Ursache zu glauben, daß die Braunkohlen, welche in der Schweiz Knochen des Bibers und des Mastodonts geliefert haben, einer jüngern Zeit angehören. Nur erst in dem Grobkalke, welcher über diesen Thonarten gelagert ist, habe ich Knochen von Säugthieren gefunden; es sind noch blos Meersäugthiere, unbekannte Delphinen, Manati und Wallrosse. — Nur in den Lagern, welche nach dem Grobkalke entstanden sind, oder höchstens nur in denen, die sich gleichzeitig mit ihm, jedoch in Süßwassern, gebildet haben mögen, fängt die Klasse der Landsäugthiere sich in einer gewissen Fülle zu zeigen an. — Diese Thierbevölkerung hat einen höchst merkwürdigen Charakter durch die Menge und Mannichfaltigkeit gewisser Pachydermen-Gattungen, welche unter den heutigen Vierfüßern gänzlich fehlen, und deren Charakter mehr oder weniger Aehnlichkeit mit denen der Tapire, der Rhinoceros und der Kamele haben. — Diese Gattungen, deren Entdeckung man mir allein verdankt, sind: die Paläotherien, die Lophiodonten, die Anoplotherien, die Anthrakotherien, die Cheropotamen, die Adapis. — Die Paläotherien glichen den Tapiren durch ihre Gestalt überhaupt, durch die des Kopfes, namentlich durch die Kürze der Nasenknochen, welche anzeigt, daß sie, wie die Tapire, einen kurzen Rüssel hatten ꝛc. — Die Anoplotherien haben sich bis jezt nur in den Gypsbrüchen der Umgegend von Paris gefunden. Sie haben zwei Charaktere, die man bei keinem andern Thiere wahrnimmt: Füße mit zwei Zehen, deren Mittelhandknochen und Mittelfußknochen getrennt bleiben, und sich nicht zu Beinröhren, wie jene der Wiederkäuer vereinigen, und Zähne in fortgesezter Reihe, welche keine Lücke unterbricht. Der Mensch allein hat solche ohne leere Zwischenräume aneinander gefügte Zähne. Jene der Anoplotherien bestehn aus sechs Schneidezähnen in jedem Kiefer; einem Eckzahn und sieben Backenzähnen auf jeder Seite, sowohl oben als unten; ihre Eckzähne sind kurz und gleichen den äußern Schneidezähnen. Die drei ersten Backenzähne sind breitgedrückt. Die vier andern sind im Oberkiefer, viereckig mit Erhabenheiten in der Quere und mit einem zwischen diesen liegenden Zapfen, und in dem Unterkiefer mit doppeltem Halbmonde, aber ohne Hals an der Basis. Der lezte hat drei Halbmonde. Ihr Kopf hat eine längliche Gestalt und gibt nicht zu erkennen, daß sich die Schnauze in einen Elephanten- noch in einem Schweinrüssel geendigt hätte. — Diese ungewöhnliche Thiergattung, die sich mit nichts in der lebenden Natur vergleichen läßt, zerfällt in drei Untergattungen. — Die Gattung der Anthrakotherien steht ungefähr in der Mitte zwischen den Paläotherien, den Anoplotherien und den Schweinen. Ich habe sie so genannt, weil zwei ihrer Species in den Braunkohlen von Cadibona bei Savona gefunden worden sind. Die erste kam in der Größe dem Rhinoceros nahe; die zweite war viel kleiner. Man findet sie auch im Elsaß und Velay. Ihre Kiefer haben Aehnlichkeit mit jenen der Anoplotherien; jedoch haben sie vorspringende Eckzähne. — Die Gattung Cheropotamus kommt aus unsern Gypsbrüchen, wo sie die Paläotherien und die Anoplotherien begleitet, aber viel seltner als diese ist. Ihre hintern Backenzähne sind oben viereckig, unten rectangulär und haben viel starke konische Erhabenheiten mit kleinern Hervorragungen umgeben. Die vordern sind kurze Zapfen, welche nicht sonderlich breit gedrückt sind, und zwei Wurzeln haben. Ihre Eckzähne sind klein. Man kennt noch nicht ihre Eckzähne und ihre Füße. Ich besitze nur eine Species von der Größe des siamischen Schweins. — Die Gattung Adapis hat ebenfalls nur eine Species, die höchstens die Größe eines Kaninchens hat; sie kommt auch aus unsern Gypsbrüchen und dürfte den Anoplotherien am nächsten stehn. — Das wären also beinahe vierzig Arten von Pachydermen, von gänzlich ausgegangenen Gattungen, und in Größen und Formen, denen ähnlich das gegenwärtige Thierreich nur zwei Tapire und ein Klippenthier (Hyrax Herm.) aufzuweisen hat. — Diese große Zahl von Pachydermen ist um so merkwürdiger, als die Wiederkäuer, welche heutzutage in den Hirsch- und Gazellengattungen so zahlreich sind, und die eine so bedeutende Größe in denen der Stiere, der Giraffen und der Kamele erreichen, sich fast gar nicht in den Gebirgsbildungen finden, wovon wir jezt reden. — Allein unsere Pachydermen waren darum doch nicht die einzigen Bewohner des Landes, worin sie lebten. Wenigstens finden wir in unsern Gypsbrüchen Fleischfresser, Nager, einige Gattungen von Vögeln, von Krokodillen und Schildkröten mit ihnen vereinigt; und diese beiden leztern Gattungen begleiten sie auch in den Molassen und verhärteten Mergeln des mittleren und südlichen Frankreichs. — Die Süßwasserseen, um die herum diese verschiedenen Thiere lebten, und welchen ihre Knochen zu Theil wurden, nährten, außer den Schildkröten und Krokodillen, einige Fische und Konchilien. Alle, die man gesammelt hat, sind unserm Klima so fremd und selbst in den heutigen Gewässern so unbekannt, wie die Paläotherien und die übrigen Vierfüßer die ihre Zeitgenossen waren. — Selbst die Fische gehören zum Theil unbekannten Gattungen an. Daher darf man nicht zweifeln, daß diese Thierwelt, die man die der Mittelzeit nennen könnte, diese große Bevölkerung von Säugthieren, gänzlich untergangen ist, und in der That überall, wo man ihre Reste entdeckt, liegen darüber mächtige Niederschläge einer Meerformation, so daß das Meer über die Länder hereinstürzte, welche diese Geschlechter bewohnten, und während einer geraumen Zeit über ihnen gestanden hat."

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 101. — 5. Oktober 1831.

Naturwissenschaften.

(Fortsezung.)

7) Die Umwälzungen der Erdrinde, in naturwissenschaftlicher und geschichtlicher Beziehung von Baron G. Cuvier. Nach der fünften Originalausgabe übersezt und mit besondern Ausführungen und Beilagen begleitet von Dr. J. Nöggerath, königl. preuß. Oberbergrath und Prof. Zwei Bände. Bonn, Weber, 1830.

(Beschluß.)

„Man darf, so lange das Gegentheil nicht erwiesen ist, glauben, daß in der Epoche, wo diese zahlreichen Pachydermen lebten, die Erde ihnen nur eine kleine Zahl von Ebenen zu Wohnplätzen gestattete, fruchtbar genug, daß sie sich darauf vermehren konnten, und daß vielleicht diese Ebenen, Inselartig, durch große Massen höherer Gebirgsketten von einander getrennt waren, in denen wir keine hinterlassene Spuren unserer Thiere bemerken. Wir verdanken es den verdienstvollen Untersuchungen des Herrn Adolph Brongniart, daß wir jezt auch die Charaktere der Pflanzen kennen, welche diese wenig zahlreichen Länder bedeckten. Man findet in denselben Lagern mit unsern Paläotherien Stämme von Palmen und viele andere jener schönen Pflanzen, deren Gattungen jezt nur noch in den warmen Ländern wachsen; die Palmen, die Krokodille, die Tronyx finden sich immer in größerer oder geringerer Menge da, wo sich unsere alten Pachydermen vorfinden.

Allein das Meer, welches diese Länder bedeckt und ihre Thierwelt zerstört hatte, hinterließ große Niederschläge, welche noch heutzutage mit unbedeutender Tiefe unsere großen Ebenen bilden; endlich trat es von neuem zurück, und räumte einer neuen Bevölkerung unermeßliche Streken ein, jener nämlich, deren Reste die Sand- und Lettenlager aller bekannten Länder erfüllen. In die Reihe der, diesem ruhig erfolgten Meerniederschlag angehörenden, Wesen glaube ich einige Cetaceen setzen zu müssen, welche die größte Aehnlichkeit mit denen unserer Zeit haben: einen Delphin, der unserm Schwerdfisch (Delphinus orca und Delphinus gladiator) nahe kommt, und einen Wallfisch der unserm Jupiterfisch (Balaena boops) sehr ähnlich ist, beide in der Lombardei von H. Cortesi gefunden, einen großen Wallfischkopf, welcher im Innern von Paris selbst gefunden ward, und von Lamanon und Daubenton beschrieben worden ist; dann eine ganz neue Gattung, die ich entdeckt und Ziphius genannt habe, und die bereits aus drei Species besteht. Sie nähert sich den Cachelot (Physeter) und den Hyperodoon (Delphinus edentulus Schreb.). Unter der Thiermenge, welche un-

sere inkohärenten und oberen Lager erfüllt, und welche auf dem eben erwähnten Niederschlage gelebt hat, gibt es weder Paläotherien, Anoplotherien, noch irgend eine von diesen sonderbaren Gattungen. Die Pachydermen herrschten jedoch noch vor; allein es waren gigantische Pachydermen, Elephanten und Rhinoceros, Hippopotamien, von unzähligen Pferden und mehrern großen Wiederkäuern begleitet. Fleischfresser von der Größe des Löwen, des Tigers, der Hyäne verwüsteten dieses neue Thierreich. Im Allgemeinen glich sein Charakter selbst im äußersten heutigen Norden und an den heutigen Küsten des Eismeeres, jenem, den uns jezt einzig und allein die heiße Zone zeigt, aber nie ist eine der heutigen Species einer aus jener Zeit vollkommen gleich. Unter diesen Thieren zeigte sich vor allen der Elephant, von den Russen Mammuth genannt (Elephas primigenius Blumenb.), welcher fünfzehn bis achtzehn Fuß hoch, und mit einer dicken und rothgelben Wolle bedeckt war, dabei lange steife und schwarze Haare hatte, welche längs seinem Rücken eine Mähne bildeten; seine ungeheuren Stoßzähne saßen in Zahnladen, welche länger als die der heutigen waren; übrigens glich er aber sehr dem indischen Elephanten. Er hat Tausende seiner Cadaver von Spanien bis zu den Küsten Sibiriens hinterlassen, und man findet sie in ganz Nordamerika, so daß er auf beiden Küsten des Oceans verbreitet war, wenn anders der damalige Ocean auf der Stelle sich befand, wo er gegenwärtig ist. Es ist bekannt, daß seine Stoßzähne noch so gut in den kalten Ländern erhalten sind, daß man sie zu denselben Arbeiten wie frisches Elfenbein benuzt; und wie wir früher bemerkten, man hat Individuen davon mit ihrem Fleische, ihrer Haut und ihren Haaren gefunden, welche eingefroren bleiben seit der lezten Katastrophe des Erdballs. Die Tartaren und Chinesen glauben, daß er ein Thier sey, welches unter der Erde lebe, und das, sobald es den Tag erblicke, sterbe. Nach ihm und beinahe gleichzeitig mit ihm lebte auch in jenen Ländern, welche heutzutage die beiden Erdfesten bilden, das Mastodont mit schmalen Zähnen, ähnlich dem Elephanten, und wie er mit ungeheuren Stoßzähnen bewaffnet, welche jedoch mit einer Glasur überzogen sind; es war niedriger auf den Füßen, als der Elephant, und hatte Backenzähne, welche mit zizzenförmigen Erhabenheiten versehen und mit einer dicken und glänzenden Glasur umgeben waren, und seit langer Zeit die sogenannten occidentalischen Türkise geliefert haben. — Mit diesen ungeheuren Pachydermen lebten die zwei etwas kleinern Gattungen der Rhinoceros und der Hippopotamen. Der großen Rhinoceros gab es wenigstens drei; alle mit zwei Hörnern. Diesen Gattungen von großen Pachydermen schloß sich ein Tapir an, der ihnen an Größe gleich kam; er war folglich mehr als zweimal, vielleicht gar dreimal so groß in seinen Lineardimensionen, als der amerikanische Tapir. Auch die Gattung des Pferds war zu dieser Zeit schon vorhanden. Die Wiederkäuer waren in unendlich größerer Anzahl vorhanden, als in der Epoche der Paläotherien; ihre numerische Proportion dürfte selbst wenig von der heutigen unterschieden seyn, jedoch hat man sich bei mehrern Arten überzeugt, daß sie von den heutigen verschieden sind. Dieß läßt sich besonders mit vieler Sicherheit von einem Hirsche behaupten, der selbst noch größer als das Elenn, in den Mergel- und Torfgruben Irlands und Englands gewöhnlich ist, und wovon man auch Reste in Frankreich, Deutschland und Italien in denjenigen Gebilden entdeckt hat, welche Elephantenknochen enthalten: sein breites ästiges Geweih hat bei zwölf bis vierzehn Fuß Länge von einem Ende zum andern, wenn man die Krümmungen rechnet. — Vorzüglich haben in der Ordnung der Säugthiere ohne Schneidezähne (Edentés Cuv.) die Gattungen der vorlezten Epoche eine viel größere Gestalt, als die heutigen ihnen verwandten Arten, und gelangen sogar zu einer wahrhaft gigantischen Größe. Das Megatherium vereinigt einen Theil der generischen Charaktere von den Gürtelthieren mit einem Theile derselben von den Faulthieren, und hinsichtlich seiner Größe kommt es den größten Rhinoceros gleich. Seine Krallen müssen eine außerordentliche Länge und Kraft besessen haben; sein ganzes Knochengerüst ist von außerordentlicher Festigkeit. Man hat es bis jezt nur in den Sandflözen Nordamerikas gefunden. Der Megalonyx war ihm in seinen Charakteren sehr ähnlich, jedoch war er ein wenig kleiner; seine Krallen waren länger und schärfer. Man hat einige Knochen und ganze Zehen in gewissen Höhlen Virginiens und auf einer Insel an der Küste von Georgien gefunden. — Die Knochenbreccien enthalten auch, jedoch sehr selten, Knochen von Fleischfressern, welche sich häufiger in den Höhlen finden, d. h. in unterirdischen Räumen, die größer und mannichfaltiger sind, als die mit Knochenbreccien ausgefüllten Spalten oder Gänge. Es gibt besonders im Jura berühmte Höhlen, namentlich in denjenigen seiner Fortsetzungen, die sich in das innere Deutschland verbreiten; man hat aus denselben seit Jahrhunderten unglaubliche Mengen von Knochen verschleppt und zerstört, weil man ihnen besondere Heilkräfte zuschrieb, und demungeachtet sind noch so viele vorhanden, daß man darüber erstaunen muß. Hauptsächlich sind es Knochen einer sehr großen Bärenspecies (Ursus spelaeus), ausgezeichnet durch eine mehr gewölbte Stirne, als bei irgend einer der heutigen Bärenspecies. Mit diesen Knochen finden sich zusammen die Knochen von zwei andern Bärenspecies (Ursus arctoideus und U. priscus); die einer Hyäne (Hyaena fossilis), die der gefleckten Hyäne vom Kap nahe steht, jedoch durch einzelne besondere Beschaffenheiten ihrer Zähne und ihrer Schädelform von ihr verschieden ist; die zweier Tiger oder Pan-

ther; die eines Wolfes; die eines Fuchses; die eines Vielfrasses; die von Wieseln, von Genettkatzen und andern kleinen Fleischfressern. — Der Aehnlichkeit ungeachtet, welche gewisse Species mit den heutigen besitzen, kann man nicht läugnen, daß das Ganze dieser Thierwelt einen ganz verschiedenen Charakter trug, und daß der größte Theil der Thiere, aus der sie bestand, vernichtet ist. Auffallend ist es, daß unter all' diesen Säugthieren, deren Verwandte in der heutigen Zeit in den warmen Klimaten leben, sich kein einziger Quadrumane befindet, daß man keinen Knochen, keinen Zahn irgend eines Affen entdeckt hat, und zwar auch nicht einmal Knochen oder Zähne von ausgegangenen Affenspecies. Auch gibt es keine Menschen; alle Knochen unsers Geschlechts, die man bei den eben erwähnten gefunden hat, waren nur zufällige Vorkommnisse.

Gewiß ist es, daß wir uns jezt wenigstens mitten in einer vierten Reihenfolge von Landthieren befinden, und daß auf das Zeitalter der Reptilien, auf das der Paläotherien, auf das der Mammuth, Mastodonten und Megatherien, dasjenige gefolgt ist, in welchem das Menschengeschlecht, von einigen Hausthieren unterstüzt, friedlich die Erde bewohnt und nutzbar macht, und daß nur in den nach dieser Epoche erfolgten Terrain-Bildungen, in den Anschwemmungen, in den Torfgruben, in den neuesten Anhäufungen fossile Knochen vorkommen, welche sämmtlich blos noch jezt bekannten und lebenden Thieren angehören. Von dieser Art sind die Menschenskelette von Guadeloupe, die in einem Travertino, mit Landkonchilien, mit Schiefer und Bruchstücken von Seemuscheln und Madreporen aus dem benachbarten Meer inkrustirt sind; die Stier-, Hirsch-, Reh- und Biberknochen, welche häufig in den Torfgruben vorkommen, so wie alle Menschen- und Hausthierknochen, die in den Ablagerungen der Flüsse, auf Todtenäckern und alten Schlachtfeldern begraben liegen."

Im Anhang des ersten Theils wird noch über den Vogel Ibis der Aegypter gesprochen. Der zweite Theil besteht gänzlich aus Zusätzen und Citaten des deutschen Uebersetzers. Am interessantesten darunter sind die Abhandlungen über die in Sibirien gefundenen Mammuthe, über die von den Hochgebirgen Schwedens abgerissenen und auf die norddeutschen Ebenen ausgestreuten Felsen, über die Korallenriffe, über das seit Jahrtausende unverändert gebliebene Niveau des Meeres, über das Einhorn, über fossile Menschenknochen, über die Sündfluth, über die großen Höhlen und Höhlenthiere ꝛc.

Ueber die neuesten **astronomischen** Schriften ist in Nr. 56, 57 und 58 und über die neuesten **physikalischen** in Nr. 77 und 78 des diesjährigen Literaturblatts schon berichtet worden. An die leztern schließen wir hier noch an:

8) Theoretische Mechanik oder Gleichgewichts- und Bewegungslehre fester, tropfbarer und luftförmiger Körper von A. Freiherrn von Forstner. Erster Band, mit drei Kupfern. Berlin, Laue, 1831.

9) Die Lehre von der Bewegung fester Körper von Joh. Paul Brewer. Mit fünf Steindrucktafeln. Düsseldorf, Schaub, 1830.

Beides sehr ausführliche Handbücher; das erstere, weil es die Hydrostatik und Aerostatik nicht ausschließt, noch umfassender und praktischer, und ganz geeignet, dem wißbegierigen Leser eine genaue Einsicht in die heutzutage so sehr verbesserte und erweiterte Maschinenlehre zu gewähren. Gern würden wir Einzelnes mittheilen, wenn wir bei allen unsern Lesern die mathematischen Vorkenntnisse voraussetzen dürften, ohne die auch die interessantesten Lehren auf diesem Gebiet unverständlich bleiben.

10) Die Perspektive in der Glastafel- und Grundlinienkonstruktion wie auch in der Spiegelung auf der Wasserfläche, für Maler, Zeichner und Architekten von K. F. Muhlert. Mit 8 Kupfern. Leipzig, Baumgärtner, 1830.

Außerdem, daß hier die reinmathematischen Geseze der Perspektive gründlich und einfach entwickelt sind, hat der Verfasser sich auch noch insbesondre die Mühe gegeben, zugleich auf die ästhetischen Geseze derselben aufmerksam zu machen und die Fälle anzugeben, in welchem dieser oder jener Gebrauch perspektivischer Linien und Verhältnisse passend oder unpassend ist.

11) Ueber die Wärme und deren Verwendung in den Künsten und Gewerben. Ein vollständiges und nöthiges Handbuch von E. Péclet. Aus dem Französischen von Dr. C. F. A. Hartmann. Erster Theil, mit 7 lithographirten Tafeln. Braunschweig, Vieweg, 1830.

Eine sehr umständliche Theorie der Brennmaterialien, der Oefen, Heerde, Essen und was dazu gehört, gegründet theils auf die allgemeine Theorie der Wärme, theils auf die Erfahrungen. Wenn man nun bedenkt, wie viel immer noch in diesem Punkt gefehlt wird, wie so sehr übel noch oft die Oefen, Essen ꝛc. angelegt und eingerichtet sind, so ist sehr zu wünschen, daß richtige Ansichten über diese Dinge allgemeiner verbreitet würden.

12) Chemische Briefe für Frauenzimmer von Bildung und Häuslichkeit. Von W. A. Lampadius. Neue Ausgabe. Freiberg, Craz und Gerlach. Zwei Bände.

Ein recht gutes Lehrbuch, populär geschrieben und mit besonderer Hinsicht auf die Anwendung, welche Frauenzimmer in der Wirthschaft von der Chemie zu machen pflegen. Wenn es auch von jeher gute Hausfrauen ohne alle Gelehrsamkeit gegeben hat, und wenn es im Ganzen besser ist, die Damen verstehn eine Suppe zu kochen, als gelehrt über deren chemische Bestandtheile zu sprechen, so ist doch die Kenntniß der Chemie in sehr vielen Dingen nutz, indem sie oft den Krämer und Apotheker erspart, vieler Dinge unbekannten Gebrauch, vieler Gebräuche Vereinfachung, vieler Mißbräuche Schädlichkeit kennen lehrt. Ueberdies kann es einer Frau gar nicht schaden, anstatt andrer Zerstreuungen, zur Abwechslung einmal in die geheime Werkstätte der Natur zu blicken, um zu erkennen, wie, was sie täglich in Küche und Keller thut, eigentlich zugeht, und gewiß wird es sie angenehm überraschen, da, wo sie nur ein Alltägliches und Gemeines zu erblicken gewohnt ist, plötzlich Naturkräfte thätig zu sehn, die ihm den Reiz der Neuheit und des Außerordentlichen verleihen. Wir geben eine kleine Probe von der ganz populären und praktischen Darstellungsweise des Verfassers: „Nach des berühmten Berzelius genauern Untersuchung enthalten 1000 Theile abgerahmte Milch, 928 Wasser, 28 Theile Käse, 35 Milchzucker, noch etwas Butter, und als Nebenbestandtheile Milchsäure und einige phosphor- und salzsaure Salze. Der abgeschöpfte Rahm wurde von ihm zerlegt in 4½ Theile Butter, 3½ Theile Käse und 92 Theile Molken. Die Menge von Butter, welche man aus der Milch erhält, ist bekanntlich sehr verschieden. Nach den mehrsten Beobachtungen ergibt es sich, daß die Kuhmilch in den ersten Monaten nach dem Kalben den 32sten Theil Butter gibt; allmählich vermehrt sich dieser Gehalt, und nach vier Monaten enthält sie ungefähr den 24sten Theil derselben. Im Allgemeinen wird angenommen, daß 28 Pfund Milch zu 1 Pfunde Butter gehören. Wie viel hierbei und überhaupt bei der Bildung der Milch auf die Nahrung der Thiere ankommt, ist bekannt. Manche Milcharten schmecken offenbar nach den Kräutern, welche das milchgebende Thier genoß. — Das Gerinnen der Milch ist ein, zum Theil durch den Sauerstoff der Luft hervorgebrachter, chemischer Prozeß. Wenn die Milch in einer mäßigen Wärme an der Luft steht, so wird ihr Milchzuckergehalt zum Theil in Essigsäure verändert. Diese Säure bringt den Eiweißstoff zum Gerinnen, und das Fett steigt mit etwas unzersetzter Milch als Rahm auf die Oberfläche. Die Milch ist nur ein inniges Gemenge der genannten Bestandtheile; daher steigt auch schon beim bloßen Stehen, ohne chemische Zersetzung, der leichtere fettere Theil der Milch als süßer Rahm in die Höhe. Erwärmen Sie die Milch und setzen ihr sodann eine Säure hinzu, so bringt letztere den Eiweißstoff der Milch zum Gerinnen, und auch das Fett oder die Butter hüllt sich in das Geronnene mit ein. Der Milchzucker bleibt aber hierbei unverändert in der Milch. Ein geringer Zusatz von Pottasche, z. B. 15 Gran auf 1 Pfund Milch, verhindert das Sauerwerden derselben. — Bei der Zubereitung der Butter hat man vorzüglich auf das zweckmäßige Ausrahmen der Milch, auf das gehörige Schlagen des Rahms und die Reinigung der Butter von der Buttermilch zu sehen. Zum Ausrahmen ist die Temperatur von 10 bis 12 Grad Reaumur am besten. Man erhält mehr Butter, wenn man die Milch geronnen abrahmt, als wenn man nur süßen Rahm abschöpft. Das Schlagen des Rahms muß mit einer mäßigen Bewegung gleichförmig geschehen, und man muß, da die Abscheidung der Butter durch eine Oxidation mittelst des Sauerstoffes der Luft bewirkt wird, die Luft in den Butterfässern zuweilen zu erneuern suchen. Auch bei diesem Prozeß ist eine Wärme von 12 Grad die zuträglichste. Ist dieselbe viel höher oder geringer, so muß man sie durch äußere Mittel zu vermindern oder zu erhöhen suchen. Die abgeschiedene Butter verliert durch häufiges Waschen ihre milchichten Nebenbestandtheile. Noch vollkommner werden diese durch eine ganz gelinde Schmälzung geschieden, es setzt sich dabei noch etwas Käse zu Boden, die Butter verliert allen Wasser- und Luftgehalt, und hält sich so als Schmälzbutter länger. Ist die Butter sonst gehörig fest ohne Luft eingedrückt und mit der nöthigen Menge fein gepulverten Salzes, auch wohl mit etwas Zucker durchknetet, so behält sie in genau verschlossenen Gefäßen lange ihren angenehmen Geschmack. Gibt man den Kühen im Winter täglich einige Löffel voll Kleeextrakt unter die Nahrung, so fällt auch in dieser Jahreszeit die Butter gelb und angenehm schmeckend aus. Die Wiederherstellung ranzicht gewordener Butter durch Alkali und Weingeist, habe ich Ihnen schon früher gelehrt."

13) Repertorium für die Chemie als Wissenschaft und Kunst. Von Dr. Rudolf Brandes. Dritten Bandes erste Lieferung. Hannover, Hahn, 1829.

Ein Wörterbuch der Chemie, gewiß ein sehr gutes Unternehmen. Was davon vor uns liegt, enthält die Wörter von Aselli — Bargum, 416 Seiten, woraus man sieht, welche große Ausdehnung das Buch erhalten wird. Der Name des Verfassers bürgt für dessen Gründlichkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 102. — 7. Oktober 1831.

Naturwissenschaften.

(Fortsetzung.)

14) Handbuch der Meteorologie. Für Freunde der Naturwissenschaft entworfen von Dr. K. W. G. Kastner, Hofrath und Prof. zu Erlangen. Zweiten Bandes zweite Abtheilung. Mit fünf Kupfertafeln. Erlangen, Palm und Enke, 1830.

Die Meteorologie oder die Lehre von den Erscheinungen in der Atmosphäre muß uns besonders in einer Zeit wichtig seyn, in welcher die Himmelszeichen drohender und drohender sich häufen. Da so entsetzlich viel geschrieben wird, muß man sich billig wundern, daß noch kein Naturforscher daran gedacht hat, jene zerstreuten Thatsachen zu sammeln und über ihre gemeinschaftliche Quelle Vermuthungen anzustellen. Die Cholera selbst hat offenbar eine meteorologische Seite, aber sie ist noch nicht genug erwogen werden. Selbst in Bezug auf ihre Heilung ließen sich aus ihrer meteorologischen Erscheinung Schlüsse ziehn, sofern daraus der eigentliche Stoff des Kontagiums ermittelt werden könnte. Man hat im Allgemeinen von einer Krankheit der ganzen Atmosphäre, der Erde selbst gesprochen, deren eines Symptom die Cholera sey, aber man ist nicht näher darauf eingegangen. Es wäre doch sehr wichtig, zu erforschen, von welcher Seite das Uebel kommt, und worin es eigentlich besteht, welches der Erdorgane, wenn ich mich so ausdrücken darf, affizirt ist? Auf der einen Seite scheint es, der Krankheitsstoff komme aus dem Innern der Erde. Der neue Vulkan bei Sicilien und die ungewöhnliche Wärme der Ostsee deuten augenscheinlich auf innere Erdrevolutionen. Auf der andern Seite jedoch scheinen höhere, kosmische, astralische Kräfte in der obern Luft zu wirken. Jene sonderbaren Abendröthen, die man unpassend Zodiakallichter genannt hat, folgten in den sechs Tagen, in welchen ich sie beobachtet, jedesmal so spät auf den eigentlichen Sonnenuntergang, daß sie nothwendig einer sehr hohen Luftschicht angehören müssen. Auch der Umstand, daß der scheinbare Mittelpunkt dieser rothen Kreisbogen nicht in den Punkt des Sonnenuntergangs, sondern in einen Punkt fiel, der zwischen der untergegangenen Sonne und dem Nordpol lag, scheint auf ein astronomisches Verhältniß bei diesem Phänomen hinzuweisen. Wenn es nun wahr ist, wie in Zeitungen behauptet wird, daß auf einem mit einem Luftball aufgestiegenen Stück Fleisch eine neue Insektenart entdeckt, und daß auch aus andern Beobachtungen eine ungewöhnliche Wärme der obern Luft ermittelt worden sey, so würde dies alles auf eine Erregung der Atmosphäre von oben her hindeuten. Vielleicht aber ist beides der Fall und eine doppelte Erregung, eine kos-

mische und eine tellurische, korrespondiren und nähren sich wechselseitig, wie positive und negative Elektricität. Wird die gestörte Ordnung der Natur sich wiederherstellen, oder wird eine Katastrophe folgen? Wenn das leztere der Fall ist, so doch gewiß nur theilweise, denn gegen einen förmlichen Weltuntergang würde ich noch mitten im Feuerregen protestiren, sintemal die Weltgeschichte noch nicht fertig ist, und die Welt doch wahrhaftig nicht eher untergehn kann, als bis wir damit fertig sind. Nun hat zwar die Glocke in Leipzig 13 Schläge gethan, als ein, nach alter Sage, untrügliches Zeichen, daß die Welt untergehn werde, und die Frommen haben auf das Jahr 1836 das Ende gesezt; aber so geschwinde geht es nicht. Die Sibylle der Zeit webt auf ihrem Webstuhl die Weltgeschichte fort und fort und wird die Fäden nicht eher zerschneiden, als bis das Kunstwerk fertig ist.

In jedem Fall ist das Studium der Meteorologie jezt ganz an der Zeit, und das vorliegende Buch dürfen wir als eins der besten Handbücher dieser interessanten Wissenschaft empfehlen. Man findet darin neben den alten Erfahrungen eine überraschende Menge ganz neuer, denn grade in der jüngsten Zeit ist das Wetter, wie in der Politik, so in der Natur sehr fleißig beobachtet worden. Der ganze Band, von dem wir hier sprechen, handelt von den Luftmeteoren, oder von den Erscheinungen, welche die Atmosphäre im Ganzen oder Einzelnen darbietet.

Zuerst beweist der Verfasser, daß die Luft sich an Masse und Beschaffenheit immer gleich bleibe, und nach jeder durch die Sonnenwärme, durch den Umschwung der Erde, und durch andre Ursachen bewirkter Veränderung immer wieder in ihr altes Maaß zurückkehre. Nur nach Jahrtausenden scheint die Dichtigkeit der Luft sich um etwas vermindert zu haben, was aus der veränderten astronomischen Strahlenbrechung erkannt wird. Die regelmäßigen und unregelmäßigen Veränderungen in diesem stetigen Luftmeer geht der Verfasser nun nach der Reihe durch, und der außerordentlich starke und enggedruckte Oktavband gibt ihm Raum genug, sich auszubreiten, und von jedem Phänomen die bisherigen Beobachtungen, Versuche und Theorien aufs ausführlichste mitzutheilen. Nachdem er die unsichtbaren Luftmeteore, Wärme, Kälte, Luftverdichtung, Luftströme, Winde durchgenommen, geht er zu den sichtbaren Meteoren über, welches folgende sind: Erdschimmer (die Beleuchtung des Mondes im Neumond); Dämmerung; Gegendämmerung; Sonnenauf- und Untergang; Tageshelle; Himmelsbläue; Morgen- und Abendröthe; gefärbte Wolken; Regenbogen; Höfe um Sonne, Mond und Sterne; Lichtkronen; Nebensonnen; Heiligenscheine (Herenringe); Lichtsäulen (Zodiakallichter); Dunststreifen (Wasserziehen der Sonne); Luftspiegelung (Strahlenkrümmung); Wolkenspiegelung; Flimmerlicht; Brockengespenst; gefärbte Schatten; Kreuzlicht; Gewitter; Wetterleuchten; feuriger Regen; Wasserhosen; St. Elmsfeuer; Nordschimmer; Nordlicht; Sternschnuppen; Feuerkugeln; Irrlichter; vulkanisches Feuer; Sonnenstaub; Steinstaubregen; Sandregen; Schwefelregen; Blutregen; Hehrrauch; Nebel; Bergrauch; Wolken; Thau; Honigthau; Mehlthau; Regen; Schnee; farbiger Schnee; Hagel; Reif.

Auf diese zahlreichen Gegenstände näher einzugehn, ist hier unmöglich, doch können wir nicht umhin, eine kleine Probe aus der sehr genauen Darstellung der Wolkenbildung zu geben: „Wolken, die in Höhen vorkommen, welche mehr oder weniger beträchtlich hinausragen über die Schneegränze eines Ortes, können nicht bestehen aus Wasserdunstbläschen, sondern müssen zusammengesezt seyn aus hohlen Eissphäroiden, deren jedes einzelne erfüllt ist mit Wassergas; von der Temperatur der Hülle, und die, weil solches Gas eine weit geringere Dichte besizt, als die umgebende Luft — auch das Eis mehr ausgedehnt und daher minder gewichtig erscheint, als das tropfbare Wasser — in einer weit dünneren Luft sich werden schwebend erhalten können, als dieses denen gewöhnlichen Dunstbläschen möglich ist. — Vermuthlich entstehen diese Hohleis-Sphäroidchen aus kleinsten Tröpflein, die, indem sie gefrieren, sich vorzugsweise nach Außen hin ausdehnen, weil ihre Außenflächen erstarrend von Außen her einem geringeren Drucke unterliegen, als von Innen zu; wo in solcher Zeit noch tropfbares Wasser gegeben ist. Vermöge ihrer ungemeinen Kleinheit werden sie sich in der sehr verdünnten Luft schwebend erhalten: a) weil sie im Verhältniß zu ihrer Masse zu große Oberfläche darbieten, um den Widerstand der Luft überwältigen zu können; b) weil sie durch die fortdauernd aufsteigenden wärmeren Luftströme mechanisch am Fallen gehindert werden; c) weil sie gegenseitig das auffallende Licht so mannichfach und vielfach rückstrahlen, daß sie dadurch die zwischen ihnen befindliche Luft der Durchsichtigkeit berauben und mithin bewirken: daß auch diese Zwischenluft — mehr erwärmend und entsprechend ausgedehnt — aufschnellt, und so aufwärts stoßend gleichfalls die Bläschen am Untersinken hindert; d) weil sie gleichnamig elektrisirt einander abstoßen und dadurch sich nicht blos in den Abstoßungskräften entsprechenden Abständen erhalten, sondern sich auch gegenseitig verhindern am Fallen. — Aber nur für jene Wolken oder Dunstbläschen-Schichten, welche ursprünglich in sehr hohen Regionen durch Wassergaskühlung erzeugt werden, lassen sich Eissphäroiden annehmen, die zu klein sind, um beim Werden in Eisschüppchen zu zersplittern; jedes in niederen Luftschichten erzeugte Bläschen dagegen, das — aufwärts getrieben — bis zum Gefrieren seiner Hülle erkaltet, wird gefrierend zerreißen und so zunächst das bilden, was im I. B. durch Eisflimmern bezeichnet wurde, die beim Entstehen sich gegenseitig vereinen, oder, wahrscheinlicher, die schon entstanden

durch Feuchtziehung sich vergrößern und so in vollständige Eiskrystalle übergehen. — Hienach gibt es der Entstehung, Theilchen-Gestaltung und Theilchen-Beschaffenheit nach zweierlei Familien von Wolken, nämlich Eiswolken und Wasserwolken, deren jede, theils ihrer inneren Beschaffenheit, theils ihrer Umgrenzung und räumlichen Ausdehnung nach in einige Gattungen, Arten und Abarten zerfällt. Die erstere von diesen Familien bezeichnet sich durch starkes Weißleuchten, die leztere durch größere Dunkelung und Farbenmannichfaltigkeit; beide sind durch Abändern ihres Höhenstandes, Luftbewegung und elektrische Gegenziehung in Absicht auf Ansehen veränderlich, leztere jedoch mehr als erstere und beide können sich abwechselnd mehr senken und wieder mehr heben, je nachdem sie schwerer und wieder leichter werden: durch hygroskopische Wirkung ihrer Bläschenhüllen und Wiederverdampfung solches Hüllenverdickenden tropfbaren, oder eisigen Wassers; oder auch je nachdem sie zuvor durch Elektricitätsentladung angehäuftes und sie beschwerendes Wasser in Form von Gewitterregen oder Hagel verlieren, und also erleichtert nicht selten zu Höhen hinauf schweben, entfernt genug, um sie unseren Blicken gänzlich zu entziehen."

Ihrer Anhäufung und Gestalt nach werden die Wolken ferner eingetheilt in 1) Cirrus, zarte Wolkenfädchen, Streifchen (an sogenannten Wetter- oder Windbäumen); 2) Cumulus, gerundete, kuglige Wolken, am Gipfel glänzend, wie Gebirge; 3) Cirro-cumulus, wellenförmige Wölkchen, die sogenannten Schäfchen am Himmel; 4) Cumulo-stratus, dichtere Haufenwolken, von denen Streifen herabhängen (Regenwolken); 5) Nimbus, stark gedehnte, geschichtete Haufenwolken, die sich oben in lockigen Fasern oder in eine Federkrone endigen; 6) Paries, Schichten von Wolken am Horizont (Wolkenwand); 7) Velum, trüber Himmel, ein über den ganzen Himmel ausgedehnter Nebelschleier. Das verschiedene Vorkommen dieser Wolken und ihre regelmäßigen Beziehungen auf die Witterung sind sehr interessant. Auf diese Weise nun sind alle Gegenstände der Meteorologie hier äußerst speciell behandelt.

15) Lehrbuch der Meteorologie von Ludwig Friedrich Kämtz, Prof. zu Halle. Erster Band. Mit drei lithographirten Tafeln. Halle, Gebauer, 1831.

Wenn Kästner die Erscheinungen selbst dem Leser anschaulicher macht, so geht doch Kämtz tiefer in die Kritik ihrer Theorie ein, und ist mehr Naturgeschichtsforscher, wenn jener mehr Naturgeschichtsschreiber ist. Dabei versteht es sich von selbst, daß je gründlicher die Untersuchungen über die chemische Beschaffenheit der Atmosphäre, über die Temperatur ꝛc. sind, dieselben desto weniger unserm Leserkreise verständlich oder unterhaltend seyn können, denn nichts ist wohl an sich so trocken und mühselig, als die Beobachtungen am Barometer, Thermometer ꝛc. die gleichwohl an hundert Orten wiederholt und verglichen werden müssen, wenn ein Resultat daraus hervorgehen soll. So wird Saussure, selbst Humboldt gerade in seinen Meisterwerken dem großen Lesepublikum immer fremd bleiben.

16) Aristoteles Physik. Uebersezt und mit Anmerkungen begleitet von C. H. Weiße, Prof. in Leipzig. Erste Abtheilung, die Uebersetzung enthaltend. Leipzig, Barth, 1829.

Wir erwähnen dieser Uebersetzung nur, als eines Beweises, wie in unserm Zeitalter, welches die mechanischen Kräfte so wohl zu schätzen und zu gebrauchen weiß, auch ältere Erkenntnißquellen derselben nicht vergessen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

D i c h t k u n s t.

Pfefferkörner. Im Geschmack der Zeit, ernster und satyrischer Gattung von G. A. Freiherrn von Maltitz. Erstes Heftlein. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1831.

Nicht alles hat gleichen Werth in dieser bunten Schrift, doch hat uns sehr vieles darin ungemein ergözt und wir geben einige der treffendsten und witzigsten Gedanken zum Besten: „Viele jetzige Staatsmänner verstehen unter Opposition Revolution, unter Energie Eigensinn, unter Kraft Rohheit, unter Gradheit Grobheit, unter Wahrheit Unverschämtheit, unter Männerstolz Narrheit, unter freidenkenden Männern Demagogen, unter Freiheit Frechheit, unter Volk Pöbel, unter Regierung Beamtenregiment, unter Studentenbündnissen Staatsverschwörungen, unter Adel Hofadel, unter Volksständen Volksschreier, unter deutschem Sinn deutschen Unsinn, unter Schriftstellern Scribler, unter Soldaten Soldknechte, unter Staatsdienern Staatsknechte u. s. w."

„Geruhen Eurer Majestäten,
In meiner und meiner Brüder Nöthen
Uns gnädig dero Schutz zu leih'n,
Minister Wolf würgt alles nieder
Und frißt trotz Angst und Klaggeschrei,
Die Landeskinder Euch wie Heu!"
Da fährt der Löwe zornig auf.
„Wie?" spricht er, „kennt der dumme Hund
So wenig den Gebrauch im Reiche,

Was klagt der Narr sein Unglück mir?"
Und eilig schreibt das weise Thier:
„Den Supplikanten der Beschwerde,
Verweisen wir an die Behörde." –

Unter den **Examinationsfragen für Staatsdiener** bemerken wir:

„Welche Mittel gibt es, um heilige Versprechungen, so Regierungen ihren Unterthanen gelobt, auf eine feine Art zu brechen, und dennoch den Schein des Rechts dazu vor der Welt für sich zu behalten?

Was für Mittel gibt es, um Völker ihren Fürsten, und Fürsten ihren Völkern verdächtig zu machen und das gegenseitige Vertrauen zu zerreißen?

Wie entfernt man am besten den Landesfürsten von allen Staatsgeschäften und sucht ihm solche zuwider zu machen?

Auf welche Art verhindert man am besten die Wahlen vernünftiger, freidenkender Männer bei den Ständeversammlungen?

Wie erschwert man den Unterthanen den Zutritt zu ihren Fürsten am besten?

Welche Mittel gibt es, dem Fürsten alle wahren, redlichen Patrioten als Rebellen verdächtig zu machen?

Auf welche Art schafft man am besten künstliche Rebellionen und Widersetzlichkeiten, um sich dadurch scheinbar dem Fürsten als unentbehrlich zu zeigen?

Wie stellt man es am geschicktesten an, um im Geheimen für das Interesse fremder Höfe zu handeln, und doch vor dem Landesfürsten den Patrioten zu spielen?

Wie und auf welche Art stopft man zu freischreibenden Schriftstellern das Maul, und wie verfährt man mit solchen, die es dennoch nicht halten wollen?

Welche Mittel gibt es, sich der Mätresse des Fürsten unentbehrlich zu machen?

Nach welchen Regeln verfährt man, um, wenn man dem Volke eine repräsentative Verfassung zu geben gezwungen ist, sie demselben dergestalt geschickt zu geben, daß es am Ende doch keine hat?

Wie viel Moral muß ein Staatsminister vor der Welt zeigen, um nicht in der Meinung des gemeinen Mannes zu sinken?

Wie bringt man liberaldenkende Staatsminister und ehrliche Männer überhaupt in ihrem Ruf beim Volke herunter?

Wie richtet man am zweckmäßigsten eine geheime Polizei im Staate ein, und wie mißbraucht man am besten das Vertrauen offenherziger Menschen?

Auf welche Art übt man mit dem Schein der Liberalität den härtesten Censurzwang aus, und wie verbirgt man am besten vor dem Volke die geheime Absicht, die man hat; wenn man ungerechter Weise dem Schriftsteller sein literarisches Eigenthum nicht sicher zu stellen sucht, und die darin besteht, durch so geringen Verdienst als möglich, den Schriftstellern das Schreiben zu erschweren. — Wie verbirgt man dasselbe geschickt vor dem Volke?

Wie bringt man durch Orden, Titel und dgl. Mittel zu freymüthigsprechende Landstände-Repräsentanten nach und nach zum Schweigen?

Auf welche Art schwächt man am besten den Adel des Landes in seinen Einkünften, und sucht ihn dadurch allein vom Hofe abhängig zu machen und ihn nur zum stimmlosen Hofadel zu stempeln?

Wie verbrüdert man sich im Geheimen mit Regierungen des Auslandes für das gemeinschaftliche Interesse, jedweden im Geruch der Freisinnigkeit stehenden Mann gegenseitig auszuliefern, und was für Gesichter der Gleichgültigkeit muß man schneiden, wenn man dennoch des Individuums nicht hat habhaft werden können, um dem Volke glauben zu machen: die Trauben wären sauer?

Was für Arten gibt es, das gesetzlich richterliche Verfahren in einem Staate immer mehr und mehr zu beschränken, und dafür Polizei-Willkühr und Kabinets-Justiz eintreten zu lassen?

Auf welche geheime Art signalisirt man in Pässen Personen, die im Geruch der Freisinnigkeit stehen?

Wie viele geheime Methoden gibt es, um Privatbriefe geschickt zu erbrechen, wie ingleichen wieder, sie eben so unkenntlich zu schließen?

Wie treibt ein Finanzminister geschickt Staatspapiere in die Höhe, um ihnen einen Scheinkredit zu verschaffen, und wie sucht er das Volk im wahren Werth des Staatsvermögens zu täuschen?

Welche Arten gibt es, um Steuern, so man aufzuheben dem Volke versprochen hat, unter einem andern Namen wieder geschickt einzuführen?

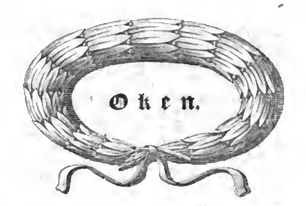
Wie sucht man scheinbar in kleinlichen Sachen zu sparen, um dadurch im Großen Tausende liederlich verschleudern und dem Landesherrn glauben zu machen, man gehe gewissenhaft mit dem Staatsgute um?"

„In N. N. ist ein Student demagogischer Umtriebe angeklagt und zu lebenslänglicher Untersuchung verurtheilt worden."

Wenn man für jeden wäßrigen Witz
Den man dort losläßt von der Zungenspitz
Einen Tropfen Wasser gösse auf die Straßen her
Da wär's in Berlin nicht staubig mehr.

Gefährlich ist es zu erwecken
Den Deutschen aus der Trunkenheit;
Allein der schrecklichste der Schrecken
Ist seine stete Nüchternheit.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 103. — 10. Oktober 1831.

Naturwissenschaften.

(Fortsetzung.)

17) Lehrbuch der Naturphilosophie von Oken. Zweite umgearbeitete Auflage. Jena, Frommann, 1831.

Dieses bewundernswürdige Werk sollte keinem Deutschen fremd bleiben. Es ist der Schlüssel zur Kenntniß der ganzen Natur. Was sich auch im Einzelnen daran noch von Irrthümern, Verwechslungen oder Lücken finden mag, die Grundidee und die Konstruktion des Werkes im Ganzen ist richtig und probehaltig für immer. Die Grundzüge des Oken'schen Systems sind in Bezug auf die ganze Natur so unwiderleglich, wie die Keppler'schen Gesetze in Bezug auf die astronomischen Verhältnisse allein, und beide so ewig, als die Natur selbst. So oft der menschliche Geist sich nicht begnügt, einzelne Bruchstücke der Natur zu betrachten, so oft er das Ganze der Natur überblickt und durchdringt, wird er immer auf Okens Konstruktion zurückkommen müssen.

Die unsterbliche Grundidee des Oken'schen Systems ist philosophisch ausgedrückt, daß die synthetische Einheit der Natur gleich sey der analytischen, oder populär ausgedrückt, daß es genau so viele Reiche, Klassen, Gattungen und Arten der natürlichen Dinge geben müsse, als es Kräfte, Eigenschaften, Theile derselben gebe, indem jede Gattung das einseitige Uebergewicht einer solchen Kraft und Eigenschaft repräsentirt. Die Erfahrung bestätigt diesen Grundsatz von allen Seiten.

Wenn Oken in den Schranken der materiellen Natur geblieben wäre, wenn er nicht zugleich versucht hätte, diese Materie aus einem immateriellen geistigen Princip philosophisch herzuleiten, so würde er gewiß weniger Anfechtung erfahren haben, so würde sein großes Verdienst um die Naturkunde nicht um philosophischer Spitzfindigkeiten willen so häufig verkannt worden seyn. Es ist wahr, die Art und Weise, wie Oken sich die Materie producirt, kann nicht befriedigen. Wenn er sagt, das absolute Nichts werde real, werde Etwas, sofern es sich selbst denke und gegenübersetze, so ist das ein Widerspruch in sich selbst, denn Nichts denkt nicht. Und wenn er ferner sagt, das außer sich gesezte Nichts strebe zurück in das erste setzende Nichts, könne aber nicht dahin, weil eben jenes schon da sey, und aus diesem Druck eines Nichts auf das andre, aus diesem Zug zur Mitte entstehe die Schwere, und mithin auch die Materie, so kann wohl kein Sophisma wunderlicher seyn, denn warum sollte denn nicht ein Nichts im andern Platz haben? Ein sich selbst setzendes Nichts (gesezt, es könne sich überhaupt setzen) kann so wenig aus sich heraus,

als der mit sich selbst multiplizirte Bruch. Nimm halb ein halbmal in Ewigkeit, es kommt doch nie ein Ganzes heraus. Laß einen leeren Spiegel sich selber ins Unendliche spiegeln, es wird kein Bild zum Vorschein kommen.

Glücklicherweise können wir diese sonderbare Erklärung vom Ursprung der Materie entbehren, wenn wir nur die Materie selber haben. Sobald Oken bei derselben angelangt ist, hat er es nur noch mit unbestreitbaren Thatsachen, mit der Erfahrung zu thun, und hier bietet ihm seine unermeßliche Kenntniß der Naturreiche und sein kombinatorischer Scharfsinn die Mittel dar, jenes große System auszubauen, in dem sich gleichsam die Schöpfung der Natur wiederholt, und das ein vollkommnes Abbild ihres ganzen Umfangs ist.

Im Eingang vermissen wir noch die Rücksicht auf die große Mannichfaltigkeit am Fixsternhimmel. Von der Konsequenz seiner ersten Sätze verleitet, nimmt Oken nur eine unendliche Menge gleichartiger Sonnensysteme im Weltraume an (weil endlos sich nur immer dasselbe Nichts sezt), und indem er unser Sonnensystem als das Muster aller andern ansieht, übergeht er gänzlich die Milchstraßen, Nebelflecken, beweglichen Sonnen, Doppelsterne rc., welche leztere namentlich eine Erklärung verdient hätten, da sie, als zwei gleich leuchtende und doch um einander kreisende Sonnen, die Lehre von der einseitigen Fixirung des Lichts an eine Sonne im Gegensatz gegen die dunkeln Planeten, modificiren. Es wäre sehr interessant, von Oken zu vernehmen, wie er sich dieses wechselseitige Ueberspringen des Sonnen- und Planetenpols, diese Verwandlung des Männlichen und Weiblichen in zwei Zwitter, die sich beide gleichzeitig als Sonnen und als Planet gegen einander verhalten, erklären würde. — Was er über unser Sonnensystem allein sagt, ist sehr schön. Um unsern Leser eine Andeutung davon zu geben, heben wir nur den einen Gedanken hervor, daß Oken die Bildung der Planeten gleich sezt mit den Wirkungen des Lichts, weil das Licht das Producirende gewesen. Wie nun noch jezt das Licht, indem es in den dunkeln Stoff einwirkt, auf den verschiedenen Stufen seiner Wirkung die Farben bildet, so habe auch ursprünglich die Sonne, der lichtstrahlende Mittelpunkt einer großen Aetherkugel im Umkreis derselben Farbenringe gebildet, aus denen sich durch Umschwung und Verdichtung je die Planeten gebildet hätten. Unvollkommen habe sich dieser Prozeß bei der Bildung der Monde um die Planeten wiederholt, und der Ring des Saturn stelle noch jezt einen noch schwebenden Aetherkreis, einen noch nicht fertigen Mond dar. Unvollkommen ferner bilden sich durch Konstellationen an leeren Räumen noch immer kleine Verdichtungen des Aethers, die Kometen, deren Schweif die zerrißnen Bahnringe darstellen, die aber, weil sie keinen kräftigen Gegenpol auszubilden vermögen, in den der Sonne stürzen.

Der Aether ist nach Oken die gleichgültige, indifferente Urmaterie, in welcher durch Polarisirung zwischen dem Lichtpol und Schwerepol die äußerste Spannung entsteht, die aber in der Rückwirkung durch die Wärme wieder ermäßigt wird, indem die Wärme alles wieder gleich machen und in Aether verwandeln möchte. Je nachdem nun im Aether diese drei Kräfte vorherrschen, zerfällt er in die Urstoffe. Der Lichtstoff ist Sauerstoff, der Schwerestoff Kohlenstoff, der Wärmestoff Wasserstoff. Sie sind aber beständig mit einander verbunden, weil jene Kräfte immer zugleich, nur in verschiedenem Maaß wirken. Darnach bilden sich die Elemente. Wo der Wasserstoff vorherrscht, ist Luft; wo der Sauerstoff, Wasser; wo der Kohlenstoff, Erde. Ihr allgemeines Urelement aber, das ätherische, ist Feuer, denn alle Wirkung im Aether geht aus Licht und Wärme hervor, ist mithin Feuer. Die Welt ist aus Feuer entstanden, ist erkältetes Feuer und wird wieder in Feuer untergehn. — Die Sonne ist Feuer, roth. Die nächsten Planeten um sie, Merkur, Venus, Erde, Mars, Vesta, Juno, Ceres und Pallas sind Erde, gelb. Jupiter und Saturn sind Wasser, grün. Uranus ist Luft, blau. Die Kometen sind übriger Aether, der Luft werden will.

Die Elemente wirken auf einander. Luft und Wasser bewirken die positive, Luft und Erde die negative Elektricität. In dieser Wechselwirkung produziren zwei Elemente das dritte, Luft und Erde das Wasser im Regen, Luft und Wasser die Erde in den Meteorsteinen, beides elektrische Produkte. Erde bewirkt in Verbindung mit je einem der andern Elemente die Mineralien. Kommen aber drei Elemente zusammen, Luft, Wasser und Erde, so entsteht daraus der erste Organismus der Pflanze, und kommt noch das vierte Element, das Feuer, dazu, so entsteht das Thier.

Es kann nur vier Mineralien geben, je nachdem das Erdige entweder vorherrschend bleibt, oder durch Wasser oder Luft oder Feuer verändert wird. Es gibt also Erderden = Erden; Wassererden = Salze; Lufterden = Inflammabilien; Feuererden = Metalle. Jede dieser Erden hat wieder Unterarten, worin sich dieselben Verhältnisse wiederholen. Die eigentliche Erde, die Erderde, hat bei der Bildung unsrer Planeten vorgeherrscht. Aus dem Aether hat sich die Luft, aus der Luft das Wasser, aus dem Wasser die Erde gebildet, und die leztere als das allein Feste durchaus krystallinisch. Wie nun jedes Erdatom schon ein Krystall ist, so ist es auch die Erde selbst ursprünglich gewesen und ihre Gebirge, die um den Aequator her parallel neben denselben laufen, von den Polen aus aber sich fächerartig gegen denselben ausbreiten, sind noch Ueberreste dieser vielseitigen Krystall-

formen. Granit, die Erderde, bildet auch den ganzen Erdkern und stand ursprünglich in scharfen Krystallkanten hervor. Indem aber das Wasser, das diesen Krystall bedeckte, sich abermals niederschlug, und die Uebergangsgebirge absezte, schossen diese durch polare Anziehung an die Seiten der Krystallkanten an, und erst später, als das in den Thälern eingeschlossene Wasser gewaltsam sich Bahn brach, entstanden die mechanischen Zerreißungen und Umwälzungen der späteren Erdschichten. Diese Ansicht ist sehr schön und bei weitem der Ansicht Cuviers, die eigentlich gar nichts erklärt und alles auf Zufällen beruhen läßt, vorzuziehn. Was Oken von der Entstehung der Gebirge sagt, stimmt ganz mit der wirklichen Erscheinung derselben überein. „Gneis und Glimmerschiefer setzen sich keineswegs an den Granit vermöge ihrer todten Schwere, sondern vermöge der lebendigen polaren Anziehung. Daher setzen sie sich nicht blos in die Tiefe der Urthäler, sondern werden von den Granitwänden angezogen und stellen sich als Krystallisationsblätter mehr oder weniger in senkrechte Schichten. Es gibt auch Granit auf Gneis. Dies beweist, daß die Formationen nicht mechanisch niedergefallen sind, und daß es nicht die bloße Zeit ist, welche bestimmt, sondern der lebendige Akt. Das verkehrte oder abwechselnde Vorkommen des Granits ist Folge einer Umkehrung der Pole oder des Einsturzes einer Granitwand, nachdem sich der Gneis schon festgesezt hatte. Die Lagerung ist kein mechanisches Phänomen, sondern ein polares.“ Nachdem nun die Erderden aus dem Wasser niedergeschlagen und krystallinisch an einander gesezt waren, blieb im Wasser noch Erdstoff zurück, in dem aber nicht mehr das reine Irrdische, sondern das Wässerige vorherrschte. Dies bildete die Wassererden in den Flözgebirgen. Dann folgten die Lufterden in den Trappgebirgen und endlich die Feuererden in den Metallen. Schon vor den Flözgebirgen finden sich Muschelkalke als Zeichen, daß sich damals schon organische Wesen gebildet hatten, und diese mußten sich bilden, sofern das feste Land über das Wasser hervorragte, denn wo Erde, Wasser und Luft zusammenkommen, da muß sich nothwendig organisches Leben erzeugen.

Die Metalle sind das lezte Produkt der Mineralienbildung. Sie erzeugen sich in den finstern Gängen zwischen den früher schon gebildeten Bergwänden. Zur Erzerzeugung gehören zwei sich nahe stehende Wände. An einer freien Felsenwand finden sich keine Erze. Die Polarität besteht entweder zwischen den beiden Wandflächen allein, dann entsteht Elektricität, oder zwischen den beiden Wänden und dem Mittelpunkt der Erde, dann entsteht Magnetismus. Das Produkt von jenem sind die Inflammabilien, das Produkt von diesem die Erze. Das Metall, das späteste Kind der Erde, kann also nicht den Erdkern bilden, wie man oft geglaubt hat, es kommt nur in den Gängen zwischen den Gebirgen und verhältnißmäßig in nicht großer Tiefe vor. Da man ferner das Eisen vorzugsweise an den Polen, die edlen Metalle aber am Aequator findet, so ist auch dies ein sicherer Beweis, daß sich seit Erschaffung der Erde die Erdachse keineswegs, wie einige geglaubt haben, verändert hat. Endlich beweisen die Abweichungen der Magnetnadel je nach dem geringeren oder häufigeren Vorkommen der Eisenerze, daß nicht die Erde als solche, wie einige geglaubt haben, sondern daß nur das Eisen auf der Erde magnetisch ist, und daß die Magnetnadel nicht nach dem Nordpol zeigt, weil dort der Nordpol ist, sondern weil dort Eisen ist.

Wie der Erde die Krystallisation, den Inflammabilien die Elektricität, den Metallen der Magnetismus zukommt, so den Salzen der Chemismus, der chemische, auflösende Prozeß. Durch Auflösung der schon geschaffenen Elemente schafft die Sonne im Wasser etwas Neues, das auf seinen höchsten Stufen die Wiederholung der ganzen Natur, der Organismus ist. Die Kalkbildung, die mit dem Salz sich schließt, ist das Vorbild der organischen Welt.

Wenn statt der bisherigen zwei Elemente deren drei zusammenwirken, wenn zu der Wechselwirkung zwischen Luft und Erde (Elektricität) auch noch die zwischen Wasser und Erden (Chemismus) kommt, und also Luft, Wasser und Erde zusammenwirken, welches überall am Meeresufer geschieht, so entsteht ein neuer Prozeß, Elektro-Chemismus, ein durch Elektricität beständig unterhaltener chemischer Prozeß, eine durch die Luft beständig rege gehaltene Polarität zwischen Wasser und Erde. Diesen Prozeß nennt man Galvanismus, und er ist der Anfang alles organischen Lebens, das organische Leben selbst. Sein Produkt ist eine mit Wasser und Luft gemischte Erde, ein oxydirter und gewässerter Kohlenstoff, d. h. Schleim. Aus dem Schleim am Meeresufer ist alles lebendige hervorgegangen. „Die Liebe ist aus dem Meerschaum entsprungen.“

Sofern nun aber in diesem ersten organischen Prozeß nur die drei niedern Elemente zusammenwirken, ist er auch nur eine Wiederholung des Planeten. Soll er das ganze Sonnensystem wiederholen, so muß auch das vierte und höchste Element, das Feuer, hinzukommen. Dies bildet den Unterschied in der organischen Welt. Zu den Pflanzen gehören nur drei, zu den Thieren vier Elemente.

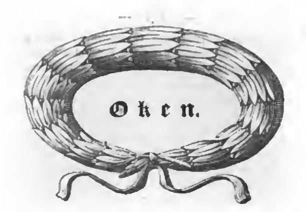
Zuerst von den Pflanzen. Sie gehören zugleich der Erde, dem Wasser, der Luft an, bilden sich in alle drei hinein, aus allen dreien heraus, durch den mag-

netischen Ernährungsprozeß (Wachsen) durch den chemischen Verdauungsprozeß (Saftbildung) und durch den elektrischen Athmungsprozeß (Lufteinsaugung). Dem entspricht denn auch die Bildung der Pflanze. Sie besteht aus Zellgewebe (Erde), Saftröhren (Wasser), Spiralgefäßen (Luft). Das erstere herrscht vor in der Wurzel, das zweite im Stengel, das dritte im Laub. — Indem aber das höhere Element in die niedern einwirkt, indem das Feuer aus der Pflanze das Thier zu erzeugen strebt, geschieht der erste Versuch dazu in der Blüthe der Pflanze, die nichts ist als eine Wiederholung der ganzen Pflanze, aber ins Feuerelement erhoben. Daher tritt auch in der Blüthe die erste selbstständige Bewegung, die thierische ein (im Moment der Befruchtung) und zugleich der Gegensatz der Geschlechter, denn ein Männliches im Gegensatz gegen ein Weibliches gibt es nur, wenn die Sonne und ihr Feuerelement mit den Planeten und dessen drei niedern Elementen polarisirt wird. — „Die Eintheilung der Pflanzenorgane ist aber zugleich die Eintheilung des ganzen Pflanzenreichs.“ Also gibt es zwei Hauptklassen, blüthenlose (geschlechtslose) und Blüthenpflanzen (geschlechtliche). Unter den erstern sind die niedrigsten, die blos Zellgewebe sind, Brande, Schimmel, Pilze; dann folgen die, welche blos Saftröhren sind, Tremellen, Konferven, Flechten, Moose; hierauf die Spiralgefäßpflanzen, Farrenkräuter. Bei den Pflanzen der höhern Klasse erscheinen die drei ersten Bestandtheile der Pflanzen schon scharf gesondert als Rinde (Zellgewebe), Bast (Saftröhre) und Holz (Spiralgefäße). Daher sind die niedrigsten dieser Klasse die Rindenpflanzen (Rohrgewächse, Gräser); dann folgen die Bastpflanzen (Lilien), endlich die Holzpflanzen (Palmen). Noch eine Stufe höher, und jene ersten drei Bestandtheile sondern sich noch schärfer in Wurzel, Stengel und Laub. Es folgen nun die Wurzelpflanzen (Rüben), die Stengelpflanzen (Cicoiden und Stellaten), und die Laubpflanzen (Personaten, Labiaten, Asperifolien, Gentianen ꝛc.). Wieder eine Stufe höher, und die Blüthe wird vorherrschend. Deren Theile sind Samen, Gröps (Pistill) und Blume. Es gibt also Samenpflanzen (Ranunkeln, Malven, Geranien) Gröpspflanzen (Rutaceen, Reseden ꝛc.) und Blumenpflanzen (Nelken, Mohne ꝛc.) Zuletzt bildet sich die Frucht aus, in drei Formen, der Nuß, der Pflaume, des Apfels. Dahin gehören nun die vollendetsten und edelsten Pflanzen, die Nuß-, Pflaumen- und Apfelpflanzen.

Wie die Pflanze in ihrer höchsten Lebensäußerung, in der Blüthe, Thier wird, so ist das *Thier* eine fortlebende, losgerissene, sich frei bewegende Blüthe. Im Thier ist die ganze Pflanze enthalten, es ist nur etwas Neues hinzugekommen, zu den drei niedern Elementen der Pflanze ist das höchste Element hinzugekommen. Die Pflanze ist Planet. Das Thier ist Sonne und Planet zugleich. Der Anfang des Thiers ist Blüthenstaub, Sonnenäther, bewegliche Pünktchen, Nervenmasse. Dieser solaren Nervenmasse setzt sich zuerst die härteste, planetarische Erdmasse im Knochen entgegen. Die niedrigsten Thiere, Infusorien, sind nackte Nervenmasse; eine Knochenmasse umgibt dieselbe und es entsteht die Koralle. Zwischen Nerv und Knochen bildet sich dann das Fleisch aus. Diese drei Dinge, Nerv, Fleisch und Knochen, bilden das Thier im Thier; was sonst noch im Thier ist, das ist Pflanze. Alle Eingeweide sind die Pflanze im Thier, die Wurzel der Darm, der Stamm das Gefäßsystem, das Laub die Lunge. Diese Pflanze im Thier ist aber frei geworden, nicht wurzelnd in der Erde, sondern in sich geschlossen und im eignen Kreislauf sich bewegend; daher das geschlossene Adersystem und der Kreislauf des Bluts. Was viertens die Blüthe in der Pflanze war, das ist im Thier das Geschlecht. Die Organe, durch welche alle diese Theile des Thiers in einander greifen und sich der Außenwelt vermitteln, sind vom Verfasser mit bewundernswürdiger Genauigkeit im thierischen Körper anatomisch nachgewiesen. Wir können hier nicht näher darauf eingehn, und führen nur einiges von dem an, was Oken über die edelsten Organe, die Sinne, sagt. „Es gibt so viele Sinne, als es verschiedene anatomische Systeme gibt, mithin vegetative und animale. Die Zahl der vegetativen Systeme ist 3; Gefäß-, Darm- und Lungensystem. Die vollkommenste Verbindung des Gefäßsystems mit dem Nervensystem ist die Haut — Hautsinn, *Gefühlssinn*. Die vollkommenste Verbindung des Darmsystems mit den Nerven ist die Zunge, Darmsinn, *Schmecksinn*. Die vollkommenste Verbindung der Lunge mit den Nerven ist die Nase — Lungensinn, *Riechsinn*. Unter den drei animalen Systemen bringen Knochen und Muskeln nur in ihrer Vereinigung eine Aktion hervor — die Bewegung. Die vollkommenste Verbindung des Bewegungssystems mit den Nerven ist im Ohr — Knochen-Muskelsinn, *Hörsinn*. Das Nervensystem zu einem selbstständigen Organ geworden ist, das Auge — Nervensinn, *Sehsinn*. Es gibt daher nur fünf Sinne; sie sind nichts anderes als Wiederholungen der anatomischen Systeme in der Empfindung; sie sind die höchsten Entwickelungen, welche in den untern Systemen möglich sind, die Blüthen oder Köpfe solcher Systeme. Diese Systeme sind aber Weltprozesse in die Organisation aufgenommen. Es werden also in ihren Sinnorganen nicht blos ihre eigenen, sondern auch die Weltprozesse empfunden. Die Sinne sind Weltorgane und stehen daher mit der Welt in Berührung oder liegen noch außen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 104. — 12. Oktober 1831.

Naturwissenschaften.

(Fortsetzung.)

17) Lehrbuch der Naturphilosophie von Oken. Zweite umgearbeitete Auflage. Jena, Frommann, 1831.

(Beschluß.)

„Das Gefäßsystem ist das Ernährungssystem. In ihm gerinnt das Blut zu den vesten Theilen des Leibes. Der Gefühlssinn empfindet daher die Ernährung oder den Erstarrungsprozeß des Leibes. Das Veste des Planeten ist aber die Erde. Der Gefühlsinn empfindet daher Widerstand — Erdsinn. Die Verrichtung des Darms ist Verdauung. Im Schmecken wird der Verdauungsprozeß empfunden. Das Verdauen ist aber ein Auflösen, ein Wasserbilden; im Schmecken wird daher das Wasser empfunden — Wassersinn. Das Athmen ist ein Oxydationsprozeß. Im Riechen wird der Athemprozeß empfunden. Oxydieren ist aber ein Luftprozeß — Luftsinn. Die drei vegetativen Sinne empfinden die Elemente des Planeten — Planetensinne. Die animalen Systeme sind Ebenbilder des Aethers, der Schwere, mit der Wärme oder der Bewegung und des Lichts. Die Bewegung ist nur bewegte Materie, also Verbindung des Muskel- und Knochensystems. Das Ohr nimmt daher die Bewegung der Urmaterie oder die Atomenbewegung wahr — Aethersinn. Das Licht ist der Spannungsprozeß des Aethers. Sehen ist daher Leuchten im Organismus — Lichtsinn."

Dem fügen wir noch folgendes äußerst interessante Detail über das Auge bei. „Das Auge ist ein ganzer Leib, ein ganzes Thier. Zunächst sind aber die animalen Systeme in ihm am deutlichsten dargestellt; Glieder, Brust, Bauch. Das Licht wird vom Auge ergriffen, geathmet, verdauet und dadurch empfunden. Wie das Licht die ganze Natur chaotisch darstellt, diese materiale Natur aber ganz und gar in das Thier durch die Rumpfprozesse eingeht, so das Licht durch das Auge. Das Auge ist die chaotische Darstellung aller materialen Leibesprozesse. Die Glieder des Auges wiederholen sich in den Augenmuskeln und dem Knochenring; bei manchen Fischen steht es auf einem Stiel, wie bei den Krebsen. Diese Muskeln bewegen das Auge hin und her wie eine Hand. Die harte Augenhaut entspricht der Lederhaut, die Hornhaut dem Fingernagel. Die Gefäßhaut ist das Athemsystem im Auge. Die Regenbogenhaut entspricht dem Kehlkopf, die Pupille der Stimmritze; ihr Erweitern und Verengern ist eine Athembewegung. Die Gefäßhaut schließt auch Knochenmasse ein, die Linse — Kiemenknochen. Die Krankheiten der Linse sind Knochenkrankheiten, Gicht. In

den Augenkammern wird beständig Wasser abgesondert, Verdauungsprodukt. Die Augenhöhle ist ein Mund mit Speicheldrüsen — Thränen. Der Thränenkanal ist ein Speichelgang, der sich in die Nase öffnet. Die Augenlieder entsprechen mithin den Lippen, und sind auf gleiche Weise mit Haaren begränzt. Da der Leib überall zwei Hälften hat, und er auch seitlich zwei ganze Organismen vorstellt, so ist auch die Bildung des Nervensinns eine doppelte. Jedes Auge ist ein ganzer Leib.

Auf dieselbe Weise wie die Organe hat Oken auch die thierischen Verrichtungen in überraschender Klarheit und Konsequenz erörtert. Wir wollen nur hier anführen, was er über den Schlaf sagt: „Der Schlaf ist der Tod des animalischen Systems, während das vegetative fortlebt. Jedes Aufwachen ist ein Auferstehn vom Tode, ein neues Sympathisiren mit dem Pflanzenleib, aus dem der thierische wieder entsteht. Wie ursprünglich das Thier aus der Pflanze und nur durch sie entstanden ist, so auch wiederholt im Individuum. Die Pflanze ist das Immerlebende, Immergrüne, aus dem täglich das Thier als Blüthe hervorsproßt. — Der Nervenschlaf geht parallel dem Schlafe des Planeten. Tag ist Wachen der Natur, Nacht ihr Schlafen. Das Thier ist aber in und durch diesen Naturwechsel entstanden."

Wie das ganze Pflanzenreich nur die auseinandergelegten Theile und Eigenschaften der Pflanze sind, so auch ist das Thierreich nur das zerfallende Urthier, der auseinandergelegte Mensch. Im niedrigsten Thier ist nur das niedrigste Organ entwickelt, es entsteht eine neue und höhere und immer wieder eine höhere Thierart, je mehr neue und höhere Organe hinzutreten. Es gibt mithin genau so viel Thierarten, als es Organe gibt, nicht mehr und nicht weniger. Da wir im Thier überhaupt zwei Systeme, das pflanzliche und das thierische, unterschieden haben, so unterscheiden wir darnach auch zuerst Pflanzenthiere und Thierthiere. In den erstern herrschen die drei vegetabilischen Systeme der Gefäße, des Darmes und der Lunge, und der niedrigste Sinn, das Gefühl vor; in der zweiten dagegen die drei animalischen Systeme der Knochen, Muskeln und Nerven, und die höhern Sinne. Beim Gefäßsystem unterscheiden wir Saugadern, Venen und Arterien. Danach zerfällt die erste und niedrigste Klasse der Thiere in Infusorien, Polypen und Quallen. In jeder dieser Klassen gibt es wieder Unterarten, je nachdem sich die Thiere der benachbarten Art nähern. Unter den Infusorien gibt es also reine Infusorien = Monaden, ferner Infusorien, die sich schon den Polypen nähern = Vorticellen, und Infusorien, die sich den Quallen nähern = Räderthiere. Eben so zerfallen die Polypen in Infusorienpolypen = Tabularien, reine Polypen = Corallinen, und Quallenpolypen = Corallen; und hinwiederum die Quallen in Infusorienquallen = Physalien, in Polypenquallen = Beronen, und reine Quallen = Medusen. — Die zweite Thierklasse bilden die Darmthiere, und da wir im Darmsystem Magen, Leber und Drüsen unterscheiden, so zerfällt darnach diese Klasse in Maden, Muscheln und Schnecken, welche wieder nach dem Gesetz ihrer nachbarlichen Verwandtschaft Unterarten haben. — Die dritte Klasse sind die Lungenthiere und wie im Lungensystem das Fell, der Kiemen und die Luftröhren (Drossel) unterschieden werden, so unterscheiden die Thiere, in welchen dieses System vorheerscht, sich in Würmer, Krabben und Käfer. — Die höhern Thiere, in denen die animalischen Systeme, Knochen, Muskel, Nerv und Sinne sich ausbilden, zerfallen in Knochenthiere = Fische, Muskelthiere = Lurche (Amphibien), Nerventhiere = Vögel, Sinnenthiere = Säugthiere. In jeder dieser Klassen wiederholen sich aber neben den höhern animalischen Systemen auch die frühern vegetabilischen, und dadurch werden die Unterarten derselben bedingt. Es gibt also, wenn wir gleich bei der erstgenannten Klasse, den Fischen, stehn bleiben, Fische mit vorherrschendem Gefäßsystem, und unter diesen wieder Fische mit vorherrschendem Saugadersystem = Aale, mit vorherrschenden Venen = Schmälte, mit vorherrschenden Arterien = Dorsche. Dann Fische mit vorherrschendem Darmsystem, und zwar Magenfische = Schollen, Leberfische = Karpfen, Drüsenfische = Häringe. Dann Fische mit vorherrschendem Lungensystem und zwar Fellfische = Bärsche, Kiemenfische = Brachsen, Drosselnfische = Thune. Endlich nach der Verwandtschaft mit den animalischen Systemen Knochenfische = Welse, Muskelfische = Groppen, Nervenfische = Störe, Sinnenfische = Hayen. Ganz auf dieselbe Weise theilt Oken auch die Amphibien, Vögel und Säugthiere ein, ja er führt diese natürlichen Unterschiede bis in die Menschenraçen über. Er sagt, es gibt nur ein Menschengeschlecht und nur eine Gattung, weil der Mensch der Inbegriff des ganzen Thierreichs ist, aber nach der Entwicklung der Sinnorgane gibt es fünf Menschenarten: Der Hautmensch ist der Schwarze, Afrikaner; der Zungenmensch der Braune, Australier; der Nasenmensch der Rothe, Amerikaner; der Ohrenmensch der Gelbe, Asier; der Augenmensch der Weiße, Europäer.

An der Gränze zwischen Körper und Seele, womit diese Naturbetrachtung endet, tritt wieder derselbe Fall ein, wie an der Gränze zwischen Gott und der Welt, womit sie anfing. Ohne hier ein Zweites, Fremdes anzunehmen, was in der Seele zum Körper hinzutritt, erscheinen Verstand und Vernunft, Wissenschaft und Kunst unserm Naturphilosophen nur als die höchste Blüthe des Sinnenbaums und als die feinste Sublimation der Materie. Oken sieht in der höchsten Kraft und Fähigkeit des menschlichen Geistes nicht das Walten eines andern, der Natur

entgegengesezten, höheren geistigen Wesens, sondern nur das Selbstbewußtseyn und die Selbstanschauung, die Selbstvergleichung der Natur. Wie hoch wir auch uns geistig erheben, wir kommen nicht aus der Natur heraus. Die Vernunft ist nach Oken nichts anders als „das Durchschauen aller Symbole des Thiers, das Vergleichen aller Symbole der Welt.“ Gesezt nun auch, er hätte damit Recht, gesezt auch unsre geistige Welt wäre nur eine Naturerscheinung, so hätte doch Oken es als eine der allerwichtigsten Naturerscheinungen betrachten sollen, daß sich in der Menschenwelt eine so starke Polarität zwischen dem, was wir Natur, und dem, was wir Geist nennen, offenbart; er hätte hier über die menschlichen Vorstellungen von Gott, von der Seele, von der Unsterblichkeit ꝛc. sprechen sollen, Vorstellungen, die, wenn sie auch lediglich als bloße Naturphänomene, als bloße Verrichtungen des Menschenthiers betrachtet werden könnten, dennoch wegen ihrer Allgemeinheit und Wichtigkeit für den Menschen den Naturphilosophen zu einer neuen und scharfen Untersuchung hätten anspornen müssen.

Allein wir wollen von dem Forscher der Natur nicht verlangen, daß er über deren Gränzen hinausgehe. Innerhalb ihrer Gränzen, d. h. von da an, wo die Materie beginnt, bis dahin, wo die Sinne in die höhere und fremde Welt der Seele übergehn, hat Oken die Natur umfassender und tiefer erforscht, als je zuvor ein Menschengeist, und indem er die in ihrer unermeßlichen Mannichfaltigkeit liegende Einheit und Harmonie erkannte, hat er keine andern Geseze für sie aufgestellt, als die er in ihr selbst gefunden, und die jedem erkennbar und unumstößlich sind. Fände sich auch, daß er eine untergeordnete Thierart nicht an ihren rechten Plaz gestellt, wie er selbst zuweilen noch seine Zweifel darüber ausdrückt, so streitet eine solche kleine Ausnahme nicht wider die Regel, und das große Grundgesez der Lehre, wie wir sie hier skizzirt haben, bleibt unerschütterlich.

Nur bei einer so großartigen Vergleichung aller Naturreiche ist es möglich, zu Principien zu gelangen, und endlich die vagen und lächerlichen Erklärungsversuche aus der Naturlehre zu verbannen. Bisher nahm sich Jeder, der nur eine einzelne Naturerscheinung, ein einzelnes Naturprodukt für sich betrachtet, heraus, es sofort willkührlich durch den ersten besten Einfall zu erklären, ohne sich darum zu bekümmern, daß andre Naturerscheinungen damit gradezu widersprächen. Was ist nicht in Bezug auf die Urgeschichte der Erde alles gefaselt worden? Wie oft hat man die Erdachse umgedreht? Würde das der Fall gewesen seyn, wenn man bei dergleichen astronomischen Hypothesen zugleich auf die Lage der Metalle geachtet hätte, die ihnen ganz entschieden widerspricht? Eben so verhält es sich mit den Phantastereien, wornach die Erde inwendig bald hohl, bald voll Feuer, bald ein Magnet, bald ein Metall ꝛc. seyn solle, und mit den sogenannten mechanischen Erklärungen, wonach das Meersalz nur eine Auflösung von Steinsalz, die Thalbildung nur Folge von Ueberschwemmungen, die Entstehung der Organismen auf wüsten Inseln nur Folge von durch Winde oder Vögel dahingetragnen Sämereien seyn solle ꝛc. Endlich gehören dahin auch die willkührlichen Eintheilungen. Nicht die Zahl der Staubfäden bei den Pflanzen, oder die Zahl der Zehen bei den Thieren bieten einen durchgreifenden und untrüglichen Eintheilungsgrund dar, überhaupt nicht einzelne äußre Zeichen, sondern lediglich die ganze innre Struktur und Bildung, die stufenmäßige Entwicklung aller Organe. Daß dies endlich scharf erkannt und durch Oken zum Gesetz erhoben worden ist, das ist einer der folgenreichsten Fortschritte der Naturkunde und Okens unsterbliches Verdienst für alle Zeiten.

18) Lehrbuch der Naturgeschichte von H. Burmeister. Halle, Anton und Gelbke, 1830.

Der Verfasser wagt es nicht, die hergebrachten Wege zu verlassen, um wie Oken einem Princip zu folgen; allein er wagt es auch nicht, dem alten Schlendrian unbedingt treu zu bleiben. Er sucht also einen geistreichen Mittelweg einzuschlagen, und nachdem er einen kurzen Ueberblick über die verschiednen Eintheilungsgründe bei jedem Naturreich der Beschreibung desselben vorangeschickt hat, wählet er unter den verschiednen Ansichten die aus, die ihm die beste scheint, oder vermittelt eine mit der andern. Ueberall leitet ihn dabei ein richtiger Blick und Takt, und er weiß alles Hypothetische, Allzukühne sowohl als Allzutriviale, geschickt zu vermeiden. Freilich fehlt dann für das Ganze das einfache überall durchgreifende Princip, und da die Naturgeschichte eines solchen Princips keineswegs entbehren kann, sofern es eben in der Natur selbst liegt, so müssen wir das Oken'sche Verfahren schlechterdings jedem blos empirischen oder eklektischen vorziehn. Es kommt nur darauf an, die Anwendung des Oken'schen Princips zu korrigiren und zu ergänzen, nicht aber es ganz fallen zu lassen, weil er etwa hie und da etwas verwechselt oder ausgelassen hat.

19) Naturgeschichte für Real- und Bürgerschulen mit besondrer Hinsicht auf Geographie ausgearbeitet von Dr. Ch. G. D. Stein. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 21 kolorirten Abbildungen. Leipzig, Hinrichs, 1830.

20) Naturgeschichte für Kinder. Verfaßt von C. Ph. Funke, herausgegeben von G. H. C. Lippold. Achte sehr vermehrte und verbesserte

Ausgabe. Mit Kupfern. Leipzig, Kummer, 1830.

Obgleich wir für alles dankbar sind, was für die beim deutschen Unterrichtswesen noch immer so sehr vernachläßigten Realfächer und namentlich für die in den Schulen ganz hintangesezte Naturwissenschaft geschieht, so können wir doch die alte, in den obgenannten Lehrbüchern vorherrschende Methode nicht billigen. Sie überhäufen das Gedächtniß der Kinder mit allzu vielen Pflanzen- und Thiernamen und mit detaillirten Beschreibungen, welche die Kinder unmöglich genau behalten können, besonders da die Kupfer doch nur einen verhältnißmäßig geringen Theil dieser Pflanzen- und Thierarten dem Auge anschaulich machen. Es wäre daher wohl besser, wenn die Kinder vorerst nur mit dem bekannt gemacht würden, was ihnen zunächst liegt, was ihnen von Nutzen seyn kann und was ihr Gedächtniß nicht überladet, noch verwirrt, also nur mit den wichtigsten, in Europa und Deutschland bekanntesten Mineralien, Pflanzen und Thieren, (die ihnen dann auch ohne Ausnahme im Bilde vorgezeigt werden müßten), und nicht mit zu vielen fremden oder untergeordneten Arten derselben, die ihnen ohne Bilder ohnehin immer noch unbekannt bleiben werden, da die bloße Beschreibung nicht genügt. Man müßte dabei mehr auf den Bedarf der Kinder, als auf den Reichthum der Naturwissenschaft Rücksicht nehmen, und von dem leztern nicht mehr ausgeben, als den Kindern gerade gut ist. Die Hälfte dürfte dann vielleicht mehr als das Ganze seyn und Philologen, wie Thiersch, würden dann nicht mehr darüber spotten, daß man in den Realschulen die Kinder lehre, die Haare im Schwanze des Kameels zu zählen.

21) Annalen der Gewächskunde, nebst ihrer Anwendung auf Land- und Gartenbau, Künste und Gewerbe, als Folge der botanischen Literaturblätter herausgegeben von der königl. botan. Gesellschaft in Regensburg. Vierten Bandes erstes Heft. Regensburg, Pustet, 1830.

Wir wünschen diesem geistreich redigirten Journal guten Fortgang. Es hat sich den Zweck gesezt, das Publikum mit allen bedeutenden neuen Erscheinungen in der Pflanzenkunde bekannt zu machen, wie dies aus dem Inhalt des vorliegenden Heftes erhellt. Zuerst findet sich darin eine Anzeige des höchst interessanten Werkes von Brogniart über die fossilen Pflanzen, welches ein würdiges Seitenstück zu dem erst kürzlich von uns besprochenen Werk über die fossilen Thiere von Cuvier ist. Dann folgt ein Bericht über das Werk von Schouw, worin derselbe die Pflanzen der Alpen, Pyrenäen und skandinavischen Gebirge verglichen hat, ferner über die Werke von Labram und Gaudin, die Schweizerflora betreffend, über die Werke von Mohl, Jussieu und Candolle, und Barthing, betreffend die Anordnung des Pflanzenreichs, über die Botanik von Agardh, über das Handbuch der botanischen Systemkunde und Terminologie von Bischoff, und über eine noch ansehnliche Menge von Werken, worin nur einzelne Theile des Pflanzenreichs oder einzelne Pflanzen und deren Kultur behandelt werden. Zum Schluß wird über die Verhandlungen und Preisfragen der verschiedenen botanischen Gesellschaften Bericht erstattet. So verschafft uns dieses treffliche Journal eine klare Einsicht in das große jezt so fleißig angebaute Gebiet der Botanik, und mit Recht erstaunt der Leser über diese Menge von botanischen Arbeiten, die fast so unbemerkt neben dem lauten Lerm des übrigen literarischen Treibens vor sich gehn, wie die stille Wirksamkeit der Natur in dem Wachsthum der Pflanzenwelt selbst. Wir müssen uns darauf beschränken, die Liebhaber der Botanik auf Werke, wie das vorliegende nur aufmerksam zu machen, indem uns der Raum und die Rücksicht auf andre Literaturzweige von allgemeinerem Interesse hier Abkürzung gebieten, wie sehr es auch die Phantasie verlocken mag, in einem ruhigen Augenblick fern von dem Kampf des Tages in jenem ewigen Frieden der Blumenwelt, in dem noch immer nicht verlornen Paradiese der Natur sich zu ergehen.

Wir zeigen daher auch folgende Werke nur kurz an, um sie als praktische Handbücher den Gartenfreunden zu empfehlen:

22) Vollständiges Handbuch der Blumengärtnerei, oder genauen Beschreibung von mehr als 4060 wahren Zierpflanzen-Arten. Von J. F. W. Bosse. Zwei Abtheilungen. Hannover. Hahn, 1829.

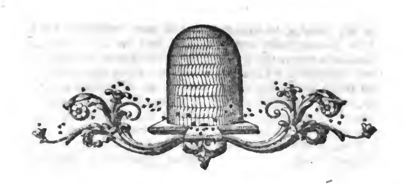
23) Der Blumenfreund, oder faßliche auf vieljährige eigene Erfahrung gegründete Anleitung zur Behandlung der Zierpflanzen. Von demselben. Daselbst, 1831.

24) Der Blumengärtner. Herausgegeben von F. L. Finkh und G. F. Ebner. Erster und zweiter Jahrgang. Stuttgart, Hoffmann, 1830, 1831.

Die zweite Schrift ist ein kürzerer und wohlfeilerer Auszug der ersten, und beide enthalten in alphabetischer Folge die ausführliche Beschreibung der Zierpflanzen. In der dritten Schrift werden dagegen nach der Zeitfolge eine Menge neue Erfahrungen und Entdeckungen in der Blumenkultur bekannt gemacht, namentlich Rathschläge zu besserer Pflege und Erhaltung der schwieriger zu behandelnden Blumen.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 105. — 14. Oktober 1831.

Naturwissenschaften.

(Fortsetzung.)

25) Handbuch der Zoologie oder Beschreibung der Thiere nach dem äußern und innern Bau und ihren Verrichtungen, von S. C. Fischer. Wien, Heubner, 1829.

Ein sehr brauchbares Handbuch, an welchem besonders die präcise Kürze der Beschreibungen zu loben ist, da sich die Naturbeschreiber so selten kurz zu fassen wissen. Uebrigens thut diese Kürze der Deutlichkeit durchaus keinen Eintrag. Der Leser lernt darin die ganze ungeheure Thiermenge, die bis jezt entdeckt ist, jegliches in seiner Art nach seinen hauptsächlichsten innern und äußern Verhältnissen kennen. In der Eintheilung hat der Verfasser Schweiggers System befolgt, d. h. er hat unterschieden Thiere ohne geschlossenen Kreislauf mit Wasserathmung (Zoophyten, Eingeweidwürmer, Medusen, Strahlthiere) mit Luftathmung (Insekten, Arachniden), Thiere mit geschlossenem Kreislauf ohne Lungen (Krustaceen, Anneliden, Mollusken, Fische) und mit Lungen (Reptilien, Vögel, Säugthiere). Das Buch ist lauter Nomenklatur und Beschreibung mit Weglassung aller raisonnirenden Untersuchung. Ein Namenregister am Schluß erleichtert die Uebersicht.

26) Ueber die geographische Vertheilung der Säugthiere, von J. Minding. Berlin, Enslin, 1829.

Aus dieser interessanten Untersuchung ergibt sich, daß der Norden besonders 317, der Süden besonders 817, beide gemeinschaftlich 68, — der Osten besonders 672, der Westen besonders 469, beide gemeinschaftlich 61 Arten von Säugthieren haben. Folglich hat der Südosten oder das südliche Asien augenscheinlich die Mehrzahl. Europa zählt kein besonders Genus, aber 66 besondre Species, und 41 mit andern Welttheilen gemeinschaftliche Genera und 91 Species, wovon es die meisten mit Nordasien, die wenigsten mit Südamerika gemein hat. Nordasien zählt 1 eignes Genus und 559 eigne Species, dazu 45 gemeinschaftliche Genera und 103 Species, wovon es die meisten mit Europa, die wenigsten mit Südamerika gemein hat. Nordamerika zählt 7 eigne Genera und 129 eigne Species, dazu 42 gemeinschaftliche Genera und 68 Species, wovon es die meisten mit Europa, die wenigsten mit Australien gemein hat. Südamerika zählt 39 eigne Genera und 331 eigne Species, dazu 33 gemeinschaftliche Genera und nur 25 gemeinschaftliche Species, die meisten gemein mit Nordamerika, die wenigsten mit Nordasien. Afrika zählt 13 eigne Genera und 221 eigne Species, dazu 50 gemeinschaftliche Genera und 51

Species, die meisten gemein mit Südasien, die wenigsten mit Südamerika. Südasien hat 11 eigne Genera und 191 eigne Species, dazu 33 gemeinschaftliche Genera und 67 Species, davon die meisten gemein mit Afrika, die wenigsten mit Südamerika. Australien endlich hat 11 eigne Genera und 54 eigne Species, dazu 13 gemeinschaftliche Genera und 24 gemeinschaftliche Species, die meisten gemein mit Südasien, die wenigsten mit Nordasien. Sehr ausführliche Tabellen weisen das Vorkommen aller einzelnen Species in den verschiedenen Welttheilen nach.

27) Beiträge zur vergleichenden Naturgeschichte der Thiere und des Menschen, in zwei Reden von Dr. G. F. Jäger. Stuttgart, Metzler, 1831.

In der ersten Rede zeigt der Verfasser, wie genau die Aeußerungen des thierischen Verstandes, die Kunsttriebe und die gesellschaftlichen Verbindungen der Thiere mit ihrem Nahrungs- und Erhaltungstriebe zusammen hängen und wesentlich Mittel sind, denselben zu befriedigen, und wie hier gleichsam die Thiere sich höherer menschlicher Talente bedienen, um niedre Zwecke zu erreichen, während umgekehrt in der Menschenwelt die thierische niedre Sorge für Nahrung und Erhaltung wieder die Grundlage für alle höhern Bestrebungen und Vereine wird. Was beim Thiere menschlich scheint, wird herabgezogen zum thierischen Zwecke; was beim Menschen thierisch scheint, wird hinauf gesteigert zum höhern und edlern menschlichen Zweck. Da indeß unter den Fähigkeiten der Thiere, namentlich der höhern Thiere, noch viele übrig bleiben, die sich nicht auf den Erhaltungstried beziehn, sondern eine freiere Wahl, höhere Leidenschaften und Tugenden beurkunden, so hat der Verfasser in der zweiten Rede diese höheren Aeußerungen der Thierseele besonders in Betrachtung gezogen, und sie mit den Aeußerungen der menschlichen Seele verglichen, als deren erste, niedre Anfänge und Stufen sie sich zu erkennen geben. Den Unterschied dieser Aeußerungen sucht der Verfasser mit Recht in der geringern oder vollkommnern Ausbildung des Nervensystems. Dabei macht der Verfasser zuerst auf einen bisher wohl zu wenig beachteten Umstand aufmerksam, daß sich nämlich bei den Thieren der niedrigsten Art, bei den Infusorien Zeichen von einer Lebendigkeit und Leidenschaft finden, welche sogar den zunächst folgenden höhern Thieren abgehn. Wer sich je das Vergnügen gemacht hat, Infusorien unter dem Mikroskop zu betrachten, wird mit Erstaunen bemerkt haben, welche Lebenskraft, welche Behendigkeit, welches Seelenfeuer diesen Punkt- und Kugelthierchen inwohnt, wie sie rasch und klug sich ausweichen, oder wüthend sich verschlingen, wie die ganze Lebhaftigkeit der Fische, Vögel und Raubthiere schon bei ihnen zum Vorschein kommt, während die vollkommneren Korallen, Würmer, Schnecken rc. darin weit hinter ihnen zurückbleiben. Hier oder nirgends bewährt sich die Theorie Okens, daß in dem Infusorium der Keim, die Seele des ganzen Thieres mit allen seinen Kräften und Talenten liegt, daß aber die Natur bei der Hervorbildung der Thierwelt aus diesen Infusorien einen allmähligen Stufengang befolgt, und von den Organen, die im Infusorium schlummern, nur eins nach dem andern einseitig entwickelt, bis sie im Menschen alle in ihrer höchsten Vereinigung und Blüthe erscheinen. Daraus allein kann erklärt werden, warum die Infusorien um so viel beseelter und geistreicher erscheinen, als die ihnen folgenden Thierklassen. — Der Verfasser geht nun die Aeußerungen der thierischen Seelenkräfte stufenweise nach der Ausbildung des thierischen Nervensystems durch und belebt diese äußerst anziehende Untersuchung durch zahlreiche Beispiele. Wer kennt nicht den wunderbaren Staat der Bienen? Fast noch merkwürdiger ist der Staat der Ameisen, weil die auswärtige Politik darin noch eine weit größere Rolle spielt, indem bei den Bienen hauptsächlich die innere Oekonomie und Verwaltung vorherrscht. Huber erwähnt der sogenannten Amazonen-Ameisen, die in geschlossener Schlachtordnung gegen andre Ameisenstaaten ausrücken, um die Larven denselben zu rauben und sich der daraus entstandnen Brut als Haussklaven zu bedienen. Referent hat selbst einmal einem Kriege zwischen großen schwarzen und kleinen gelben Ameisen zugesehn. Die Schlacht dauerte drei Stunden und endete mit der Niederlage der Schwarzen, die zwar größer, aber minder zahlreich waren. Auf einen der seltensten Thierkämpfe wurde Referent in der Schweiz durch einen Gärtner aufmerksam gemacht, der viele Bienenstöcke hatte. Des Sommers ungefähr um Mitternacht fanden sich eine ziemliche Anzahl jener großen Nachtschmetterlinge, die unter dem Namen Todtenköpfe bekannt sind, vor den Bienenstöcken ein, umschwärmten dieselben und schlüpften endlich hinein, um den Honig zu rauben. Bald darauf kamen sie aber wider heraus, von ganzen Schwärmen Bienen umgeben, die sie beim Schein unsrer Laterne eine lange Zeit im Kreise umherjagten, ohne daß sie das Feld räumen wollten. Ich führe diesen seltsamen Kampf an, weil ich mich nicht erinnere, ihn in irgend einer Naturgeschichte erwähnt gefunden zu haben. — Am interessantesten zugleich und unerklärbarsten bleiben aber immer die Spuren des Gemüths bei den Thieren. Wenn sie ihren Verstand meistens nur zur Befriedigung ihrer thierischen Bedürfnisse anwenden, so zeigen sie doch oft auch ein Gemüth, das ganz menschliche, dem Egoismus fremde Empfindungen verräth, Mitleid, Treue, Selbstaufopferung, Dankbarkeit, Reue, Sinn für Recht und

Unrecht ꝛc. Hier steht der Beobachtung noch ein weites Feld offen.

28) Ueber die Sinnesempfindung. Ein Versuch in der vergleichenden Physiologie der Sinnesorgane, von Dr. K. A. Stiefensand. Crefeld, Schüller, 1831.

Der Verfasser verfolgt die unsichtbare Empfindung so weit als möglich in den sichtbaren Stoff der Nerven hinein; allein er verkennt nicht, daß alle solche Untersuchungen ihre Gränzen haben. Er selbst citirt den Spruch:

> Wer will was Lebendigs erkennen und beschreiben,
> Sucht erst den Geist herauszutreiben.
> Dann hat er Theile in seiner Hand,
> Fehlt leider nur das geistige Band.

Indeß ist es der Mühe werth, in diesem dunkeln Gebiet vorzudringen, so weit man kann. Besondre Aufmerksamkeit verdient, was der Verfasser über die Vorbildlichkeit der Empfindungen im Hirn sagt, die so weit geht, daß Jemand, der den Arm verloren hat, dennoch fortfährt, ihn bis in die Fingerspitzen zu fühlen. Hier hätte der Verfasser noch auf einen sehr merkwürdigen und, wie es scheint, noch zu wenig beachteten Umstand aufmerksam machen sollen, nämlich auf die Sinnesempfindungen im Traume, und in der Phantasie überhaupt, so wie auf die Empfindungslosigkeit im Schlaf, in Krankheiten und exaltirten Zuständen. Beide Extreme müssen dazu dienen, den natürlichen mittleren Zustand näher zu erklären. Der Verfasser hat sich mehr damit beschäftigt, die einzelnen Sinne zu charakterisiren und ihre stufenmäßige Ausbildung im Thierreich nachzuweisen.

Es sey uns erlaubt, bei dieser Gelegenheit eine eigne Theorie der Sinne aufzustellen und es dem Nachdenken des Lesers zu überlassen, inwiefern dadurch etwas in den bisher aufgestellten Theorien geschärft oder ergänzt wird. — Die Sinne sind die Organe, vermittelst welcher wir die Welt der Dinge wahrnehmen. Im Allgemeinen unterscheiden wir in der Welt der Dinge einen äußerlichen Stoff und eine innerliche Kraft, welche leztre in jenem erstern wirkt. Auf der ersten niedern Stufe dieser Wirksamkeit herrscht noch der Widerstand des Stoffes vor, der erst auf der höhern Stufe von der bildenden Kraft völlig bewältigt wird. Die äußern Eigenschaften der Dinge sind auf der niedern Stufe, wo noch der Stoff vorherrscht, Masse (Cohärenz), Wärme und Schwere; auf der höhern Stufe, wo die bildende Kraft vorherrscht, Form, Farbe und Bewegung. Form ist die überwältigte, gebildete Masse, Farbe die gefangene Wärme, Bewegung die aufgehobene Schwere. Diese Aeußerlichkeit der Dinge wird uns durch einen ihm entsprechenden Sinn offenbar, der auf der niedern Stufe der Sinn des Gefühls, auf der höhern der Sinn des Gesichts ist. Das Gefühl ist dreifach, Massensinn (Tastsinn) Wärmesinn, Schweresinn. Eben so ist das Gesicht dreifach, denn wir unterscheiden mit den Augen Formen, Farben und Bewegungen. Beide Sinne aber hängen genau zusammen. Was für das Gefühl die Masse ist, das ist für das Auge Form; was für das Gefühl Wärme ist, das ist für das Auge Farbe (Licht); was für das Gefühl die Schwere, das ist für das Auge die Bewegung. — Die innern Eigenschaften sind auf der niedern Stufe, wo noch der Stoff vorherrscht, das Schmeckbare, Riechbare und Wollüstige. Sie hängen mit den äußern Eigenschaften genau zusammen. Das Schmeckbare entspricht der Masse, beides sind nur die äußere und innere Seite des Chemismus. Das Riechbare ist nur der innere Geist der Wärme, beides sind nur die äußere und innere Seite der Elektricität. Das Wollüstige ist der innere Geist der Anziehungskraft, beides sind nur die innere und äußere Seite des Magnetismus. In diesen niedern Eigenschaften ist aber der innere Geist der Dinge noch trübe und befangen, er wird erst auf der höhern Stufe frei in den Tönen, dem reinsten Ausdruck der geistigen Kraft. Wie aber äußerlich die Masse zur Form, die Wärme zur Farbe und die Schwere zur Bewegung wurde, so tritt nun der innere Geist der Form hervor im Klang, der Geist der Farbe in der Harmonie, der Geist der Bewegung in der Melodie. — Diesen innern Eigenschaften der Dinge entspricht nun unser zweiter Hauptsinn, der auf niedrer Stufe der Geschmack, Geruch und Geschlechtssinn, auf höhrer Stufe das Gehör ist. Diese Sinne entsprechen sich, indem jene drei niedern Sinne den noch unausgesprochnen Geist der Dinge nur gleichsam wittern, bis er dem Ohr sich vornehmlich ausspricht. — Die ganze Fülle des Leiblichen, Aeußern, des Weltkörpers offenbart sich dem Auge, die ganze Fülle des Geistigen, Innern, der Weltseele oder des Weltgeists offenbart sich dem Ohre. Eins kann nicht ohne das andre seyn, indeß scheint, im Widerspruch mit den gewöhnlichen Behauptungen, dem geistigen Organ auch der höhere Rang zu gebühren. Die Sprache drückt in Tönen Alles aus, Sichtbares und Unsichtbares; das Ohr vernimmt daher Alles, während das Auge nur immer die äußere Seite der Dinge sieht. In der Sprache reflektiren und wiederholen sich alle Sinneneindrücke insgesammt, sie ist also die Blüthe des ganzen Sinnenbaums, die ihn ganz in allen seinen Theilen bis zur Wurzel reproducirt.

Wir bringen das Gesagte noch einmal zur Uebersicht:



Sprache
Reflex der ganzen Welt.

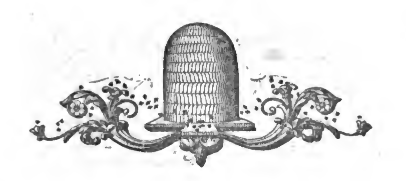
Wir behalten uns vor, diese Theorie an einem andern Orte weiter auszuführen und im Detail zu rechtfertigen, indem wir uns hier begnügen, nur etwas mehr, als es bisher geschehn ist, auf die Innerlichkeit der Dinge das Gewicht gelegt zu haben, da man, wie es uns scheint, unsre Sinne sämmtlich bisher zu oberflächlich nahm, was doch nur auf die Sinne anwendbar ist, die es mit der Oberfläche der Dinge, nicht aber auf die, die es mit dem innersten Geist der Dinge zu thun haben. Dabei können wir uns schließlich auch der Bemerkung nicht enthalten, daß so wenig unsre Sinne hinreichen, die Welt ganz zu verstehn, als unsre Sprache hinreicht, sie ganz zu nennen, und daß wir dennoch an das Daseyn eines noch höhern universalen, alles durchdringenden Weltsinns, wie an eine alles in seiner innersten Wahrheit erfassenden Weltsprache glauben müssen, zu welchen denn unsre jetzigen Sinne und Sprachen sich nur verhalten, wie Ahnungen, Annäherungen und wie die *disjecta membra poetae.*

29) Der Mensch des Südens und der Mensch des Nordens. Sendschreiben in Bezug auf das gleichnamige Werk des Herrn von Bonstetten, an den Freiherrn Alex. von Humboldt, durch Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Berlin, Vereinsbuchhandlung, 1831.

Herr von Fouqué glaubt, daß Herr von Bonstetten der Ehre der Nordländer zu nahe getreten sey, und macht nun auf die zahlreichen Vorzüge derselben aufmerksam, die jener Freund des Südens nicht genug gewürdigt hat. Diese Arbeit ist, weil sie auf Naturkunde und Geschichte beruht und mit Geist und Wärme durchgeführt ist, bei weitem das Beste, was Fouqué in jüngerer Zeit aus seiner Feder hat fließen lassen, obgleich ihm auch hier zuweilen die politische Sentimentalität anwandelt, die uns so sehr außer der Zeit scheint. Fouqués Hauptansicht ist: „Im Norden, dem Lande des Harrens, des Sehnens, der langsam reifenden Erfüllung, ist offenbar die Zeit das obwaltende Princip und vermöge ihrer Pilgernatur nun und nimmer am Ziel. Im Süden, dem Boden des Gewährens, des Nebeneinander-Bestehens vieles Herrlichen auf einmal, finden wir den Raum vorherrschend, und vermöge der äußeren Erfüllung zeigt er sich sinnlich befriedigend und bequem." Im Einzelnen zeigt Fouqué mit Glück, daß eine große Menge rein menschlicher Leidenschaften und Bedürfnisse, Tugenden und Laster auf gleiche Weise im Norden wie im Süden vorherrschen, ohne daß sich desfalls einer über den andern zu erheben brauche. Hin und wieder irrt sich aber der Verfasser, wenn er aus Vorliebe für seinen Norden unläugbare Wahrheiten in Frage stellt, z. B. in Bezug auf Religion. Er will Bonstetten nicht zugeben, daß der Protestantismus klimatisch sey, daß etwas von des Nordens Kälte und Farblosigkeit in ihm herrsche; allein es dürfte ihm schwer fallen, in diesem Fall eine Ausnahme zu statuiren, da die Geschichte aller Religionen beweist, wie mannichfaltig ein und dieselbe Lehre in verschiednen Zonen und unter verschiednen Völkern bedingt wird. Sollte in der friedsamen Religion des Inders, in der grausam-wollüstigen des Arabers, in der glühend-phantastischen des Spaniers, in der kalt-verständigen des Puritaners wirklich nichts Klimatisches seyn? Uebrigens ist der eigenthümliche Charakter des Nordens wesentlich paralisirt durch den Charakter der Volksstämme. Wir haben mitten im Norden offenbar Völker, die etwas sehr Südliches bezeichnet, obgleich sie Jahrtausende im Norden hausen. So die Irländer und alle slavischen Völker. Auf sie hat Fouqué zu wenig Rücksicht genommen. Sie stehn dem eigentlich nordischen, d. h. germanischen Charakter, schnurstracks entgegen, und doch scheinen sie ächte Kinder des Nordens, oder wenn sie einst aus Süden eingewandert sind, so haben dies die Germanen auch gethan. Man muß also einen Unterschied in den Völkern annehmen, je nachdem sie sich mehr oder weniger akklimatisiren, und grade darin zeigt sich die lebendige Mannichfaltigkeit der Natur und Geschichte, daß es neben den vollkommen akklimatisirten und gleichsam autochthonisch gewordenen Völkern andre gibt, die beständig mit ihrem Lande kontrastiren. Bei den Polen ist dies am auffallendsten. Dieses geistreiche und feurige Volk lebt in einförmigen, kalten, traurigen Waldebnen, und ist eine ewige Protestation nicht nur gegen seine Nachbarn, die ihm diese rauhe Erde mißgönnen, sondern auch gegen diese Erde selbst. Würde dieses Volk auf einmal nach Spanien oder Arabien verpflanzt, so würde seine Siroccogluth nicht mehr in russischer Gefangenschaft am eisigen Pole als Nordlicht anfrieren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 106. — 17. Oktober 1831.

Naturwissenschaften.

(Fortsezung.)

30) Naturgeschichte des Menschen. Handbuch der populären Anthropologie für Vorlesungen und zum Selbstunterricht von F. J. H. R. Wagner. Zwei Theile. Kempten, Dannheimer, 1831.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts herrschten die mathematischen Studien (Newton, Wolf) und die Mineralogie, wenn auch noch in unvollkommner Gestalt (Alchymie) vor. Dann folgte die Pflanzenkunde (Linné) und die Thierkunde (Buffon). In neuerer Zeit sind alle Naturwissenschaften zumal weiter ausgebildet worden, und einerseits hat man sie in der Naturphilosophie in ihrem größten Umfang zusammenzufassen gesucht, andrerseits hat man ihre höchste Blüthe in der Anthropologie oder Menschenkunde zur Reife gebracht. Für die allseitige Kenntniß der menschlichen Anatomie, der menschlichen Lebensfunktionen, der menschlichen Raçen, Abweichungen, Krankheiten zc. ist zu keiner Zeit so viel geschehn, als in der neuesten, und indem alle körperlichen Beziehungen in ein helles Licht getreten sind, hat man zugleich in dem bisher fast unbekannten Gebiet, das die Gränze zwischen Körper und Seele bildet, in der Lehre von den Sinnen, von der Einbildungskraft, vom Wahnsinn und vom Magnetismus ganz neue und höchst wichtige Entdeckungen gemacht. Hierin haben sich die lezten funfzig Jahre am meisten schöpferisch und fruchtbar erwiesen.

Das vorliegende sehr brauchbare populäre Werk beschäftigt sich vorzugsweise mit den rein körperlichen Beziehungen des Menschen. Im ersten Theil sind die anatomischen Theile des Körpers und die organischen Lebensfunktionen genau und faßlich beschrieben. Im zweiten stärkeren Theil handelt der Verfasser von der Erde im Allgemeinen, als dem Wohnsiz des menschlichen Geschlechts, von den frühern Erdrevolutionen und fossilen Geschöpfen, dann von der Ausbreitung und von den verschiednen Raçen der Menschen. Alle Völker werden nach ihren physischen Unterschieden und charakteristischen Merkmalen beschrieben, und dabei der Einfluß der ursprünglichen Stammnatur, des Klimas, der Vermischung und der Kultur in Betrachtung gezogen. Zulezt gibt der Verfasser eine Uebersicht der wichtigsten epidemischen Krankheiten des Menschengeschlechts. Die besten frühern Lehrbücher sind bei Abfassung dieses Werks benuzt, vage Hypothesen vermieden worden. Alles ist darin Beschreibung nach der Erfahrung. Die Anordnung ist klar und übersichtlich, die Sprache rein und allgemein verständlich.

31) Die Biotomie des Menschen, oder Wissenschaft der Natureintheilungen des Lebens als Mensch, als Mann und Weib. Von Dr. Wilh. Butte. Bonn, Marcus, 1829.

Die geheime Zahlenlehre der Natur, die im Alterthum in so großem Ansehn stand, hat sich in neuerer Zeit wenigstens den Statistikern und den politischen Arithmetikern wieder aufgedrungen, indem die Menschheit als ein zinstragendes Kapital genau ausgemessen werden mußte. Herr Dr. Butte schmeichelt sich, dieses bisher immer noch sehr verwickelte und schwankende Rechnungswesen in Ordnung und für die Umläufe und Abstände der Lebensperioden so bestimmte Gesetze erkannt zu haben, als Keppler für die Umläufe und Abstände im Sonnensystem. Wir billigen nicht die erstaunliche Weitläuftigkeit seines Vortrags, das weite metaphysische Ausholen und die zahlreichen eingestreuten poetischen Floskeln; allein die Mühe, die er sich mit jenen Berechnungen gegeben, entschuldigt seinen mittheilsamen Eifer und verdient in jedem Falle die Achtung der Gelehrten und des Publikums. Das Resultat ist folgendes.

Erstes Gesetz. Das Leben hat drei Perioden, zwei der Schwäche, eine der Kraft.

Zweites Gesetz. Die beiden Perioden der Schwäche sind von gleicher Dauer, beide zusammen aber werden von der Periode der Kraft um ⅑ der gesammten Lebensdauer übertroffen.

Drittes Gesetz. Jede Periode der Schwäche zerfällt in zwei, die der Stärke in drei Epochen. Die erste Epoche der Stärke ist gleich der ganzen ersten Periode der (Jugend-) Schwäche, und die lezte Epoche der Stärke ist gleich der ganzen lezten Periode der (Alters-) Schwäche. Die mittlere Epoche der Stärke aber bildet einen Ueberschuß, der neun Jahre, oder so viel, als eine Epoche der Schwäche beträgt.

Viertes Gesetz. Die Epoche der Schwäche (die Hälfte der ersten und lezten Epoche der Stärke und zugleich die mittlere Epoche der Schwäche) enthält so viel Erdumläufe um die Sonne oder Jahre, als die Epoche des Embryo-Lebens in Mutterleib Mondumläufe um die Erde oder Monate zählt, also 9 Jahre.

Mithin ist das ganze Leben berechnet auf 9 mal 9 oder 81 Jahre, wovon 2 mal 9 oder 18 die Jugend, 5 mal 5 oder 45 die Zeit der Kraft und wider 2 mal 9 oder 18 das Alter bilden.

Von dieser allgemeinen Gattungsnorm findet aber nach dem Unterschied der Geschlechter eine Abweichung Statt. Das weibliche Geschlecht erreicht seine Reife früher, und hieraus ergibt sich eine Abkürzung der erwähnten Epochen. Die Epoche des weiblichen Geschlechtslebens muß genau betragen die Hälfte der Zeit bis zu ihrer Mannbarkeit, also 7 Jahre, wenn man im Allgemeinen das 14te Jahr als das der Pubertät annimmt. Statt der frühern Zahl 9 tritt nun die Zahl 7 ein, und demzufolge ist das weibliche Geschlechtsleben auch mit 7 mal 7 oder 49 Jahren vollendet. — Das männliche Geschlechtsleben weicht ebenfalls von dem Gattungsleben ab, indem es sich mit dem weiblichen Geschlechtsleben vermählt, es beträgt also genau die Mitte zwischen beiden, seine Dauer also (die Mitte zwischen 81 und 49) 63 Jahre. Das Gattungsleben beträgt die Gattungsepoche, 9 Jahre, multiplizirt mit sich selbst, also 81 Jahre; das weibliche Geschlechtsleben beträgt die weibliche Geschlechtsepoche, 7 Jahre, multiplizirt mit sich selbst, also 49 Jahre; das männliche Geschlechtsleben beträgt die Gattungsepoche, 9 Jahre, multiplizirt mit der weiblichen Geschlechtsepoche, 7 Jahre, also 63 Jahre.

Dies alles sind indeß nur allgemeine Normalverhältnisse, von denen wieder nach der Stammesnatur, nach dem Klima und andern besondern Verhältnissen mannichfaltige Abweichungen Statt finden. Allein auch diese sind demselben Zahlengesetz unterworfen. In den tropischen Ländern, wo die Frühreife der Geschlechter herrscht, und die Epoche der Pubertät von 14 auf 12 Jahre zurückgesezt erscheint, wird auch der Faktor von 7 auf 6 Jahre abgekürzt, und das weibliche Geschlechtsleben beträgt demnach statt 49 nur 36, das männliche statt 63 nur 54 Jahre. Jemehr der weibliche Faktor verkürzt wird, desto größer wird auch der Abstand des weiblichen Geschlechtslebens vom männlichen, denn wenn im Normalstande dem Weibe 7 mal 7 oder 49 Jahre, dem Mann 7 mal 9 oder 63 Jahre zukommen, so beträgt der Abstand nur 14 Jahre; wenn aber bei der Frühreife dem Weibe nur 6 mal 6 oder 36 Jahre, und dem Manne 6 mal 9 oder 54 Jahre zukommen, so beträgt der Abstand schon 18 Jahre, und tritt die Frühreife schon mit dem 10ten Jahre ein, so kommen dem Weibe nur 5 mal 5 oder 25 Jahre, dem Mann aber 5 mal 9 oder 45 Jahre zu und der Abstand ist nun 20 Jahre. Weil nun in diesen Fällen die Weiber wegen ihres frühen Hinwelkens für die um so viel länger ausdauernden Männer nicht hinreichen würden, wenn sie nur in gleicher Anzahl vorhanden wären, hat die weise Oekonomie der Natur dafür gesorgt, daß in den heißen Ländern dieses Mißverhältniß durch eine größere Menge weiblicher Geburten und durch Vielweiberei wieder ausgeglichen wird. In den nördlichen Gegenden findet aus demselben Grunde das Umgekehrte Statt. Hier werden die Mädchen viel später reif, ihr Geschlechtsleben dauert also auch viel länger und kommt dem des Mannes näher, daher auch hier die Zahl der Weiber die der Männer nicht übertrifft.

Dies wird genügen, unsern Lesern einen klaren Be-

griff von dieser neuen Lehre zu geben, gegen die wir nichts einzuwenden wissen und die wir für zuverläßig und werth halten, in den Gesammtschatz der anerkannten naturwissenschaftlichen Erfahrungen aufgenommen zu werden.

32) Skizze einer allgemeinen Diagnostik der psychischen Krankheiten. Der philosophisch-medizinischen Gesellschaft zu Würzburg zur Feyer ihrer Stiftung am 25. August 1829 gewidmet von Dr. J. B. Friedrich. Würzburg, in Kommission bei Strecker.

Ein vortreffliches, höchst lehrreiches Buch, das unserer Literatur bisher noch fehlte. Wir besitzen meisterhafte Schilderungen der einzelnen Formen des psychischen Erkrankens, doch fehlt es an tüchtigen allgemeinen Wahnsinnslehren. Der Verfasser wagt den ersten Versuch. Vor allem macht er auf die Hauptsymtome der Seelenkrankheiten aufmerksam: 1) Sinnestäuschungen, 2) Unempfindlichkeit gegen körperliche Einwirkungen, 3) Verstopfung und Gefräßigkeit. (Es erregt Schauder, aus den Nachweisungen des Verfassers zu erfahren, daß im Bicêtre zu Paris vor der Revolution die Wahnsinnigen in doppelt so großer Zahl starben, als nach der Revolution, weil erst die konstituirende Versammlung so einsichtsvoll und menschlich war, bei dem Ansatz der Lebensmittel auf das erwähnte Krankheitssymptom, nämlich auf den größern Hunger der Irren, Rücksicht zu nehmen.) 4) Abnormer Puls, 5) größere Muskelkraft, 6) größerer Geschlechtstrieb, 7) die krankhafte Disposition, auch bei der strengsten Reinlichkeit, Insekten zu erzeugen, 8) die den Irren eigenthümlichen Geberden und Mienen. Dies sind rein körperliche Symptome. Dazu kommen aber noch andre, die Seele und Geist betreffen: 1) Umänderung des moralischen Charakters, Haß gegen früher geliebte Personen, Unkeuschheit bei früherer Keuschheit, Diebessinn bei früherer Rechtlichkeit, Wuth bei früherer Sanftmuth rc. 2) Mangel oder Unregelmäßigkeit des Gedächtnisses. 3) Sonderbare Ideenassociationen, Aberwitz, der das Fremdartigste verknüpft. 4) Verschlagenheit und Hinterlist. 5) Störungen des Denkvermögens. Einseitige Verkehrtheit im Denken bei übrigens richtigen Ansichten. Sonderbarer logischer Scharfsinn bei der Vertheidigung einer Verkehrtheit. Kunst, in den Unsinn Sinn zu bringen. Ueberraschende Beredtsamkeit, das Vermögen in Versen zu sprechen rc. 6) Furchtsamkeit und Aengstlichkeit, Mißtrauen und Heimlichkeit, Hang zu Neckereien und tückischen Streichen. 7) Rechtssinn. Es ist einer der merkwürdigsten Züge bei den Irren, daß sie trotz aller ihrer Verkehrtheiten doch jederzeit genau wissen, ob sie gegen ihre Aerzte und Aufseher Recht oder Unrecht haben. 8) Seltsame Triebe oder Abneigungen, mit Sinnestäuschungen verbunden. Einer der merkwürdigsten Fälle dieser Art ist folgender: Esquirol erwähnt eines Irren, der auch bei der vortrefflichsten Musik jedesmal in Wuth gerieth, weil ihm alle Töne falsch schienen. Dahin gehört auch ein Beispiel, das Gall anführt. Derselbe besaß die Schädel von zwei Irren aus Wien, bei denen das Diebsorgan in hohem Grade entwickelt war. Diese Irren waren aber in ihrem frühern gesunden Zustande die rechtlichsten Leute gewesen, und fingen das Stehlen erst im Tollhause an. Was sollen wir nun wohl von der Moralität und von der uns so theuern Freiheit halten, wenn eine Mißbildung des Hirns, die uns angeboren ist, uns unwiderruflich zur Sünde prädestinirt? Hier steht der Mensch an einem Abgrund, in den er nicht ohne Grauen blicken kann. Allein das angeführte Beispiel lehrt zugleich, daß der Mensch in seinem gesunden Zustande die Kraft besizt, den angebornen bösen Trieb zu zähmen. Dieser Trieb brach bei den genannten Personen erst hervor, als sie nicht mehr ihrer Vernunft mächtig waren.

Der Verfasser geht sodann zu der Behandlungs- und Heilart der Irren über und gibt deßfalls sehr beherzigenswerthe Winke, die jeder Menschenfreund um so dankbarer anerkennen wird, als noch keineswegs alle Irrenanstalten in allen Staaten auf die Grundsätze der Humanität zurückgeführt sind. Zuerst verlangt der Verfasser, daß der Arzt und die Aufsichtsbehörden die Veranlassung der Krankheit kennen und dann, daß sie die Eigenthümlichkeit seines gegenwärtigen Krankheitszustandes gehörig berücksichtigen sollen. Demnach verdienen die Kranken eine sehr verschiedene Behandlung, und es wäre unvernünftig, und würde ihren Zustand nur verschlimmern, wenn man dabei zu oberflächlich nach einer allgemeinen Richtschnur verfahren wollte. Vom Arzt verlangt der Verfasser, daß er sich durch jede Art von Liebe und Gefälligkeit das Vertrauen seines Patienten erwerben, daß er seine lichten Augenblicke sorgfältig benutzen, und in der Einsamkeit belauschen solle, um nicht in den Fall zu kommen, von dem Kranken getäuscht zu werden, was Irre so gern thun. Dann empfiehlt er, Rücksicht zu nehmen auf die Jahrszeit, Tagesstunde, Witterung, Mondwechsel, die stets mit gewissen Stadien der Krankheit zusammenhängen, und eben so auf die Nationalität des Kranken, die, wie alle angebornen Naturbedingungen, gewöhnlich beim Irren stark hervortritt. Insbesondre aber verlangt er, daß für hinlängliche und passende Nahrung des Kranken gesorgt werde, weil nach allen Erfahrungen die Nahrung einen wesentlichen Einfluß auf die Irren übt. Dies alles sind indeß nur äußre Unterstützungsmittel bei der Heilung. Bei dieser selbst kommt es darauf an, die Krankheit in ihren Vorboten, in ihrer Entwicklung, in ihren Stadien, in ihrer Krise und in ihrem Abnehmen genau zu erfor-

schen, denn die geistigen Krankheiten, aus physischen Abnormitäten entsprungen, nehmen auch denselben Gang wie die physischen Krankheiten. Hat man erst den Sitz der Krankheit in einem physischen Uebel erkannt, so kann man es auch durch Arzneimittel, die auf den Körper, auf das krankhafte Organ, wirken, heilen. In sehr vielen Fällen verschwand der Wahnsinn, wenn der Kranke fett wurde, wenn er zu Ader ließ oder einen Blutfluß bekam, oder durch Schwitzen und Bäder, durch Hautausschläge, durch Fieber, Geschwüre, Ausleerungen ꝛc. In sehr vielen Fällen wird also durch solche Mittel geholfen werden können. Außerdem stehn dem Arzt, wo er es mit Seelenkrankheiten zu thun hat, die nicht nur im Körperlichen, sondern auch in der Seele ihren Grund zu haben scheinen, auch psychische Mittel zu Gebote. Ein zur Wuth gereizter stiller Melancholiker wurde dadurch gesund. Ein Andrer, der sich ersäufen wollte, begegnete Räubern, wehrte sich gegen dieselben und ging geheilt nach Hause. Schreck, plötzliche Affekte, überraschende Umstimmungen der Seele haben in hundert Fällen eine augenblickliche Heilung vom Wahnsinn bewirkt.

Die statistischen Uebersichten, welche der Verfasser immer seinen Lehren zur Seite gehn läßt, gewähren sehr interessante Resultate. So werden Tobsüchtige leichter geheilt, als Melancholische, in Bedlam im Verhältniß von 62 zu 27, ein Beweis, daß der Ueberreiz sich eher besänftigen, als die Reizlosigkeit beleben läßt. Black fand in Bedlam im Jahr 1789 Wahnsinnige aus Kummer und Unglück 206, Religion 90, Liebe 71, Eifersucht 6, Schrecken 51, Studiren 15, Hochmuth 8, Trunk 58, Fieber 110, Niederkunft 79, Verstopfung 10, Familienfehler 115, Quetschung und Knochenbruch 12, venerische Krankheit 14, Pocken 7, zurückgetretene Krätze und zugeheilte Geschwüre 5. Vom Jahr 1748 bis 1820 wurden in England Irre aufgenommen 32,741 und geheilt 12,251; vom Jahr 1801 bis 1813 in Frankreich aufgenommen 4213, geheilt 1893; vom Jahr 1798 bis 1823 in Würzburg aufgenommen 528, geheilt 292. Die Listen der Berliner Charité ergeben auf 13 Irre im Durchschnitt höchstens 4 geheilte. In Würzburg scheint also die Heilung am besten von Statten gegangen zu seyn. Schade nur, daß wir keine vollständigen Listen von allen bekannten Irrenanstalten beisammen haben, um diese Berechnungen genauer machen zu können.

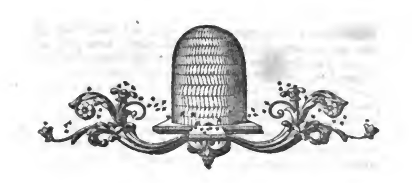
Vom höchsten Interesse ist, was der Verf. über die angebornen organischen Fehler oder Mißbildungen sagt, durch welche theils Wahnsinn, theils merkwürdige moralische Verirrungen oder ausgezeichnete Geistesrichtungen veranlaßt werden. „Die Erfahrung hat uns gezeigt, daß bei Vebrechern beträchtliche Fehler in der Lage sowohl als im Baue des Herzens gefunden wurden. Nasse hat sich die Mühe gegeben, mehrere solcher Beispiele zu sammeln. Amatus spricht von einem verwegenen Räuber, dessen Herz man mit Haaren umgeben gefunden habe: dasselbe beobachteten Benivenius und Muretus. Zakutus fand in dem Herzen eines durch das Rad hingerichteten Räubers drei erbsengroße Steine, die zusammen eine Drachme wogen. Bei einem durch das Rad hingerichteten Verbrecher fand Reguier nach Cattier's und Th. Bartholin's Angaben, das Herz mit der Spitze nach rechts, mit der Basis nach links gerichtet; der von Mantel erzählte Fall ist wahrscheinlich derselbe, den Reguier beobachtete. Bartholin erzählt ferner, daß bei einem in Norwegen hingerichteten Räuber ein Herz mit gespaltener Spitze, wodurch beide Kammern auch für die äußere Ansicht des Herzens von einander gesondert erschienen, gefunden worden sey. Fr. Hoffmann beschreibt die falsche Lage des Herzens, die bei einer zu Halle hingerichteten Verbrecherin gefunden wurde: die Spitze des Herzens lag rechts, die Basis links; beide Herzhälften hatten ihre Lage vertauscht. P. Frank fand bei einem Verbrecher, der sich der Todesstrafe schuldig gemacht hatte, aber flüchtig geworden war, eine mit Entzündung des Herzens und der Gefäße zusammengesezte Herzerweiterung. Haller und nach ihm Hildebrand sprechen von Verbrechern, bei denen man eine verkehrte Lage des Herzens fand. Testa sagt, es sey ihm eine Verhärtung des Herzens, verbunden mit einer sehr lebhaften, purpurfarbenen Röthung desselben und einer die Oberfläche desselben bedeckenden falschen Haut mehr als einmal in den Leichen ruchloser und verbrecherischer Menschen vorgekommen, die ihr Ende auf dem Richtplatze genommen hätten."

(Die Fortsetzung folgt.)

Berichtigungen.

Nr. 94. S. 374. Sp. 1. Z. 16 v. o. l. rechten st. ersten. Z. 20 v. o. geerbten st. gearbeiten. Sp. 2. Z. 2 v. o. singen st. siegen. Z. 13 v. u. politisch bedeutsam st. politisch, bedeutsam. S. 375. Z. 3 v. o. hier st. seine. Nr. 95. S. 378. Z. 2 v. o. nach — Alphons — X. S. 379. Sp. 1. Z. 9 v. o. Malerstübchen st. Nebenstübchen. Z. 2. v. u. den st. der. Sp. 2. Z. 15 v. u. gehört „des ersten" weg. S. 380. Sp. 1. Z. 12 v. o. der st. er. Sp. 2. Z. 7 v. u. nebenher, so st. nebenher so., Nr. 96. S. 382. Sp 2. Z. 17 v. u. gerückt st. geraubt. S. 383. Sp. 1 Z. 4 v. u. Beschämung st. Beschauung. Nr. 97. S. 387. Sp. 2. Z. 26 v. o. Fehl gegriffen st. Fest gegriffen. S. 388. Sp. 1. Z. 13 v. u. nur st. nun. Z. 12 v. u. hinein st. hierin. Sp. 2. Z. 10 v. u. sich st. sie. Nr. 98. S. 389. Sp. 1. Z. 2. v. u. nach — Geliebte — des Schauspieldirektors. S. 390. Sp. 1. Z. 3. v. u. Binder st. Rinder. Sp. 2. Z. 1 v. u. nun st. nur. S. 391. Sp. 1. Z. 9 v. o. bitterere st. bittere. Z. 20 v. o. Berliner st. Wiener. Sp. 2. Z. 17. v. o. bleichen st. kleinsten. Z. 9 v. u. zuckend st. zucken. S. 392. Sp. 1. Z. 27 v. u. Geldheirath st. Goldheirath.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 107. — 21. Oktober 1831.

Naturwissenschaften.

(Fortsetzung.)

32) Skizze einer allgemeinen Diagnostik der psychischen Krankheiten. Der philosophisch-medizinischen Gesellschaft zu Würzburg zur Feyer ihrer Stiftung am 25. August 1829 gewidmet von Dr. J. B. Friedreich. Würzburg, in Kommission bei Strecker.

(Beschluß.)

„Auch erzählt Testa ferner, daß er in der Leiche eines gewissen Soja, eines Mannes, der der Gräßlichkeit seiner Schandthaten wegen, von seinen eigenen Gefährten verabscheut wurde, ein äußerst hartes, durchaus geröthetes, und abnorm vergrößertes Herz gefunden habe. Larrey fand in der Leiche eines Galeerensklaven das Herz mit der Spitze nach der rechten Seite gerichtet. Beclard und Cloquet erzählen einen Fall, wo in der Leiche eines Verbrechers zwei verschiedene Stämme der obern Hohlader gefunden wurden, welche sich, von einander getrennt in den rechten Vorhof endigten und von denen der größere, der die linke Schlüsselader, die Drosseladern derselben Seite, die untere Schilddrüsenblutader und verschiedene andere Zweige aufnahm, und eine solche Richtung hatte, daß die Fortbewegung des Blutes dadurch in ihm erschwert werden mußte. Nebstdem war noch die Abweichung vorhanden, daß sich die Herzblutadern mit drei verschiedenen klappenlosen Mündungen in den wagrecht liegenden Theil jener größeren zweiten oberen Hohlader endigten. Bei dem Mörder Moll fand Ennemoser das verhältnißmäßig kleine Herz mehr links liegen, von platter länglicher Form und schmal. Die rechte Hälfte war dünnwandig, und die Höhle des Ventrikels klein, die Wandungen des linken Herzventrikels stark und muskulös. Diese Beispiele werden den Zusammenhang eines abnormen Zustandes des Herzens mit dem Verbrechen hinreichend beweisen, und der Einwurf, den man dagegen machen könnte, daß diese Herzfehler auch Folge der Gewissensbisse, der Angst vor der Strafe und dgl. ist schon dadurch widerlegt, daß die meisten dieser aufgezählten Herzfehler solche sind, die, als auf die Lage und den Bau des Herzens sich beziehend, angeboren seyn müssen, und so werden wir auch aus den Fällen, mit angebornen Herzfehlern schließen dürfen, daß auch in den mit erworbenen die That dem körperlichen Uebel nachgefolgt sey."

Eben so wichtig sind die Mißbildungen im Hirne, in der Lunge, im Unterleibe, und ganz vorzüglich auch Störungen im Geschlechtssystem. „Die Seelenstörungen, welche Krankheiten und Mißbildungen der Geschlechtsorgane zu ihrer Ursache haben, charakterisiren sich vorzüglich in

einer dreifachen Hinsicht; nämlich erstens: sie zeichnen sich durch eine fixe Idee aus, die in einem Bezuge zu dem Geschlechtstriebe steht; zweitens: sie treten unter der Form der religiösen Schwärmerei auf; und drittens: sie charakterisiren sich als Trieb zum Morden, der entweder gegen die eigene Person, oder gegen Andere gerichtet ist. — Der Zusammenhang des religiösen Irreseyns mit der Sexualsphäre läßt sich noch durch mehrere Beispiele beweisen. Zu den häufigsten Ursachen des religiösen Irreseyns gehören Störungen in der Menstruation. Die religiöse Schwärmerei der Klöster, sagt Buzorini, vermischte ihre Religiosität oft mit der größten Sinnlichkeit; je mehr sie von der lezten sich zu entfernen suchten, desto tiefer sanken sie in ein Gemisch aus dieser und Religiosität. Die Legenden der religiösen Schwärmer, die Inquisitionsakten der Hexen und Besessenen liefern eine Menge solcher Thatsachen. Die Hexen voriger Jahrhunderte waren meistens Mädchen in den Jahren der Geschlechtsentwicklung oder noch häufiger Weiber in den klimaterischen Jahren. Sie waren oft fest überzeugt, im gesellschaftlichen Umgange mit dem Teufel zu leben. Die Nonne Agnes Blanbekin quälte unaufhörlich der Gedanke, was wohl aus dem Theile geworden sey, der bei der Beschneidung Jesu verloren ging. Sinnliche Liebe und Geschlechtsinst, sagt ein ungenannter Geistlicher, hat mit der religiösen Melancholie mehr Zusammenhang, als man denken sollte; manche suchen in der Religion eine Entschädigung für eine unglückliche oder unbefriedigte Liebe, wozu eine versinnlichte Religion viel Vorschub gibt, und tragen ihre sinnliche Leidenschaft auf Gott und Jesu über. Die Prophetin Poniatowa hörte auf, zu weissagen, als es ihr glückte, einen Mann zu heirathen; die vielfach exorzisirte Lohmann wurde eine vernünftige Hausfrau, als sie die Befriedigung der ehelichen Liebe genoß. Dieses Wechselverhältniß zwischen dem religiösen Irrseyn und der Geschlechtsphäre ist endlich noch so stark, daß sogar solche Stoffe, welche auf die Genitalien wirken, diese Form des psychischen Erkrankens besonders hervorzurufen im Stande sind. So ist die Beziehung der Datura zur Geschlechtssphäre bekannt, und Sauvages erzählt mehrere denkwürdige Fälle von Seelenkrankheiten, die durch den Genuß dieser Pflanze waren hervorgerufen worden, und die sich meistens als eine Art von mystisch-religiösem Irrseyn charakterisirten."

Schwere Wochenbette, Hautkrankheiten (wenn sie zurücktreten), Fieber, Gicht, Blutkrankheiten, Nervenleiden erzeugen nicht minder oft den Wahnsinn. Auch Verwundungen. Hierbei ist besonders merkwürdig, wie die Verletzung gewisser Organe im Hirn einseitige Störungen des Verstandes herbeiführt. Larrey erzählt von einem Menschen, der durch einen Stich ins Gehirn die Hauptwörter vergaß, nicht aber alle andern Wörter. Ein Anderer vergaß nach einer solchen Verletzung das Lateinische und Griechische, nicht aber, was er sonst wußte. Die Schädelbildung überhaupt spielt eine große Rolle in allem, was sich auf Verstand bezieht. „Der Kopf des berühmten Astronomen Lalande war auf der rechten Seite weit höher, als auf der linken."

In Bezug auf das Alter bemerkt der Verfasser, daß zwar Kinder weit seltner wahnsinnig werden, weil sie, wie Lessing sagt, den Verstand noch nicht haben, den sie verlieren könnten, daß es aber dennoch wahnsinnige Kinder gegeben hat. Der Verfasser citirt viele Fälle. Die meisten Seelenstörungen treten indeß erst mit oder nach dem Pubertätsalter ein. Höchst merkwürdig, namentlich in Bezug auf die jüngst in Frankreich vorgekommenen Brandstiftungen, wobei meist junge Mädchen betheiligt waren, ist eine Zusammenstellung von Thatsachen, wornach der Trieb zum Feuer mit der Geschlechtsentwicklung einen genauen Zusammenhang zeigt. Nachdem der Verfasser viele Fälle von jungen Mädchen, die in den Entwicklungsjahren einen unwiderstehlichen Trieb, Feuer anzulegen, empfanden und denselben befriedigten, citirt hat, erklärt er die Sache folgendergestalt. „Dieser Trieb muß in einer überwiegenden Venosität gesucht werden, und in der Entweichung des arteriösen Blutes an einer, und Anhäufung des venösen Blutes an einer andern Stelle, besonders in der Gegend der Augennerven. Denn gerade dann, wenn bei der Pubertätsentwicklung das Blut mehr seine Tendenz gegen die Geschlechtstheile nimmt, äußert sich die Begierde nach Feuer, nach Licht, als einem stellvertretenden Reize für die nun irritabilitätsarmen Sehwerkzeuge am stärksten. Endlich findet sich gerade beim weiblichen Geschlechte, bei dem überhaupt die Venosität überwiegend ist, dieser Trieb ungleich viel häufiger, als beim männlichen. Die Mädchen, bei denen sich dieser Trieb einstellte, waren meistens in der Periode, wo die Menstruation eintreten sollte, oder sich verspätete, auch ist zur Zeit der Pubertätsentwicklung, und vor jeder Menstruation, das Blut dunkler und venöser, und um so mehr muß es dies noch seyn, wenn die Menstruation zurückgehalten wird. Uebrigens haben wir noch mehrere Erfahrungen anderer Art, welche uns zeigen, daß dieser Feuertrieb mit einem Gesunkenseyn des arteriellen Lebens und Hervortreten der Venosität im Gehirne offenbar zusammenhängt. Bei den Kretinen, deren gleichsam versunkenes Gehirn den Rückfluß des venösen Blutes hindert, äußert sich diese Begierde nach Feuer. Eben so bemerkt man bei alten Thieren, bei welchen die arterielle Strömung nach dem Kopfe schwächer wird, wie besonders bei alten Hunden und Katzen, daß sie oft Stunden lange mit unverwandtem Blicke in ein Licht oder Feuer, und wenn seine Gluth noch so groß seyn sollte, sehen können. Eben so können auch die Neger, bei denen die Venosität überwiegend

ist, ohne Nachtheil in das hohe Sonnenlicht sehen; auch verdient endlich noch bemerkt zu werden, daß neugeborne Kinder, die bekanntlich sehr dunkles Blut mit zur Welt bringen, sehr lichtgierig sind, und lange mit offenen Augen in ein Licht sehen können. Endlich muß noch angeführt werden, daß dieser Licht- oder Feuertrieb, abgesehen von seiner eben erwähnten Beziehung zur Pubertätsentwicklung, noch außerdem in einer Beziehung zum Genitalsysteme überhaupt zu stehen scheint, was noch, nebst den schon angeführten Gründen, sein Auftreten bei der Pubertät selbst mehr erläutert. Vogel sagt, er habe mehrere Kindbetterinnen beobachtet, die eine große Begierde nach Licht hatten, und immer brennende Lichter um sich zu haben verlangten. Ein Mädchen, welches viermal Feuer anlegte, gab als Ursache eine innere Unruhe an, die sie dazu antriebe, und diese Ursache sey immer am stärksten gewesen, wenn ihr Liebhaber, der an einem entfernten Orte wohnte, und von dem sie schon schwanger war, sie eine Zeit lang nicht besucht hatte."

Noch ferner in Bezug auf die Geschlechter bemerkt der Verfasser, daß bei den Männern mehr Tobsucht, bei den Weibern mehr stille Melancholie, und, wenn beide an fixen Ideen leiden, bei jenen mehr Verstandesverirrungen, bei diesen mehr Verirrungen der Phantasie vorherrschen.

Am Schluß dieses lehrreichen Werkes stellt der Verfasser als eins der wichtigsten Resultate den Satz auf: daß der Grund aller Seelenkrankheiten nur scheinbar in der Seele selbst, wirklich aber immer im Körper, im gestörten Organismus zu suchen sey. Wir haben früher schon in diesen Blättern bei Gelegenheit der Schriften von Nasse, Groos, Heinroth und Jarke auf den zwischen diesen Gelehrten obwaltenden großen Streit über die moralische und gerichtliche Zurechnungsfähigkeit der Seelenkranken aufmerksam gemacht. Jarke, Professor der Jurisprudenz in Berlin, der den finstersten Zeiten des römischen Rechts Ehre machen würde, will die Irrenhäuser in Kriminalgefängnisse umwandeln, und hat in einer fast ruchlosen Schrift nicht angestanden, eine wahnsinnige Mutter, die ihre Kinder aus Liebe umgebracht hatte, zur grausamsten Hinrichtung zu verdammen. Heinroth, der Philosoph in Leipzig, ist noch weiter gegangen, und hat den Ursprung jeder Seelenkrankheit überhaupt in der Sünde, also jeden Seelenkranken schon ohne weiteres für straffällig erkannt. Dagegen nun haben Nasse und Groos auf ächt humane Weise gekämpft und auf ihrer Seite ist nicht nur die Menschlichkeit, sondern auch die Erfahrung selbst, die Herr Friedreich in dem vorliegenden Werk aufs neue bestätigt. Nicht von Strafe für Verbrecher, nur von Heilung für Kranke kann die Rede seyn, und von Vorsichtsmaaßregeln gegen deren Schädlichkeit. „Wer, sagt der Verfasser, wer kann es läugnen, daß den Verbrechen, und besonders jenen, die schon der gewöhnliche Sprachgebrauch mit den Worten: „sie können nicht bei gesunder Vernunft begangen worden seyn," so treffend bezeichnet, Verbrechen die den Menschen ganz aus der Sphäre der Menschheit entrücken, ihn noch weiter unter das Thier herabsetzen, Verbrechen die alle Bande der Natur zerreißen, die festesten Bande, die den Menschen fesseln, und die nur blinde Tobsucht zu zerstören vermag, wo die Mutter in den Eingeweiden des ermordeten Kindes, der Sohn im Blute des erschlagenen Vaters wühlt, — wer kann es läugnen, frage ich, daß nicht solchen Verbrechen auch Körperkrankheiten zu Grunde liegen. Wer es läugnen will, kann nichts aus der Erfahrung für sich anführen, wohl aber hat die Erfahrung, wo nicht ganz, doch schon größtentheils in dieser Hinsicht der Menschheit heilige Ehre gerettet. Ich habe im §. 4 eine Menge von Beispielen gesammelt, welche beweisen, daß man Abnormitäten im Baue und in der Lage des Herzens in den Leichen von Verbrechern fand, und gewiß wird man auch noch mehreres Interessante in andern Organen finden, würden nur immerhin die Leichen der Verbrecher sorgfältig untersucht. Galls Schädellehre, mag sie gleichwohl in einzelnen Beziehungen etwas übertrieben und hypothetisch erscheinen, im Ganzen betrachtet liefert sie doch dem Gesagten schätzbare Belege. Daß auch Vergehen niederer unbedeutender Art, so wie andere moralische Gebrechen, häufig in Körperkrankheiten wurzeln, ist gleichfalls durch die Erfahrung nachgewiesen. Daß Neigung zum Jähzorne ein häufiger Begleiter der Herzkrankheiten sey, habe ich schon §. 4 angeführt. Riolan erzählt, daß er bei der Maria von Medicis, der durch ihre Leidenschaftlichkeit berüchtigsten Mutter Ludwigs XIII. ein großes, mit der Spitze nach der rechten Seite hingekehrtes Herz, so wie einen an der rechten Seite verknorpelten Herzbeutel gefunden habe. In der Leiche des Kardinals Mazarin fand man nach Hoffmann ein ungewöhnlich großes, mit einer kalkartigen Materie durchdrungenes Herz. Ein Knabe, dem durch ein Schlag das Schlafbein deprimirt war, und welcher durch die Anwendung des Trepans wieder hergestellt wurde, zeigte von dieser Periode an einen unwiderstehlichen Hang zum Stehlen. Dr. Jenner erzählte Spurzheim einen von ihm beobachteten ähnlichen Fall, wo eine mechanische Kopfverletzung dieselbe Neigung erregt hatte, und Nasse hatte Gelegenheit, die Leiche eines Mädchens zu öffnen, das von Jugend auf zum Diebstahle geneigt, wegen wiederholter Vergehungen dieser Art aus der Stadt verwiesen war, und bei dem sich zu Folge eines sehr wahrscheinlich ursprünglichen Bildungsfehlers an der Stelle, welche sonst das Herz einnimmt, ein beträchtlicher Theil des erweiterten Magens fand, während das Herz, vom Magen verdrängt, hoch in dem obern Theile der linken Brustseite lag; und gibt es noch der Beispiele mehrere. Was die positive Rechtsge-

lehrtheit — sey noch im Vorübergehen bemerkt — zu diesen Meinungen sagen wird, ist mir gleichviel. Sie ist hier nicht kompetent, und, so wie die Kirche, so hat auch diese ihre Orthodoxen. Der edle Grohmann hat uns eine Psychologie der Verbrecher geliefert, die man besonders jenen zum fleißigen Studium empfehlen möchte, die, eingerostet in ihren positiven Formen, sich kindisch vor jenem Augenblicke fürchten, wo eine neue menschenfreundliche Ansicht, die in dieser Beziehung nur vom Psychologen und Arzte ausgehen kann, ihnen bevorsteht, und die, im Gefühle des Alters oder der Schwäche, in dem frisch anbrausenden Strome einer besseren Zeit unterzugehen wähnen. Laßt diese immerhin ruhig am Ufer sitzen, und jammern, daß bei solchen psychologischen Beurtheilungen des Verbrechens, ihr positives Recht zu Grabe gehe. Wenn die Rechte der Menschheit gewinnen, dann dürfen immerhin positive Rechte untergehen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Taschenbücher.

1) Taschenbuch ohne Titel für 1832. Leipzig, Brockhaus.

Auch in diesem Jahrgang, wie im vorigen, ist Geist und Witz nicht gleich vertheilt. Die Spöttereien über die Homöopathie dürften jezt ihr Interesse verloren haben, desto anziehender aber sind die politischen Anspielungen. Zwar findet sich manches dabei, was redlich gemeint, aber eben nicht geistreich ausgedrückt ist, z. B. über Don Miguel:

Auf usurpirtem Thron sizt er mit Fluch beladen
Und häufet Schuld auf Schuld:
Verflucht sey doch der zähe Faden
Der diplomatischen Geduld.

* * *

Anhaben werden sie dem schönen Frankreich nichts,
So lang es bleibt ein Reich des Lichts.

Doch finden wir auch viele ächt epigrammatische Gedanken, namentlich über Polen, und gleichsam zum Beweise, wie man an dieses großherzige Volk nicht denken kann, ohne daß die Gedanken unwillkührlich besser werden:

Polnische Nüsse.

Nos Poloni non curamus quantitatem inimicorum.

Ein jeder braver Pole spricht:
Wir zählen unsre Feinde nicht.

Das redende Wappen.

Ein redend Wappen strahlt in Polens Heeresschilde:
Ein fleckenloser Aar in blutigem Gefilde.

Alius.

Hm! Jeder Aar ist schwarz; — o schweigt, ihr Tadler!
Es gibt noch einen weißen Adler!

Sabalkansky.

Er hat den Balkan überstiegen
Troz der Tyrannensklaven Gegenwehr,
Allein die freien Polen zu besiegen,
Fiel tausendmal so schwer.

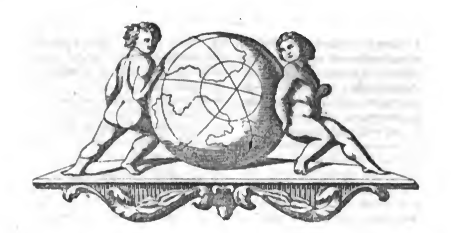
Der Sensenmann.

Entsezlich — gleich dem Haupte der Meduse —
Fiel er die Polen an mit starkem Heeresbann,
Und stritt und stritt, obwohl er nichts gewann:
Da plözlich mäht' ihm ab der schrecklichste Kratuse. —
Der Sensenmann.

2) Cornelia, Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1832. Herausgegeben von Aloys Schreiber. Heidelberg, Engelmann.

Das Titelkupfer, Margaretha von Oesterreich, Statthalterin der Niederlande, ist recht artig. Es gehört in die Gattung der historischen Porträts, die sich in so großer Anzahl in der Ambraser Sammlung in Wien finden, als eine unerschöpfliche Quelle für die Taschenbücher. Statt der so sehr zerstreuten und zugleich an Werth so sehr verschiedenen Kopien dieser höchst interessanten Portraits, wünschten wir einmal eine vollständige Sammlung gleichförmig von guten Künstlern bearbeiteter Kopien. In den Taschenbüchern hat man hauptsächlich nur auf die weiblichen Porträts Rücksicht genommen, das Ambraser Bilderkabinet enthält aber daneben auch den größten Reichthum männlicher Köpfe, der noch zu wenig benuzt worden ist. So findet sich darunter z. B. ein ausgezeichnet schönes, nicht altes und leidendes, sondern jugendliches und kräftiges Bild des großen Dante, dessen Feuergeist noch von keiner der vielen Kopien richtig aufgefaßt worden ist. Ein Künstler von Talent könnte sich ein Verdienst erwerben, wenn er es unternähme, diesen Dante ganz treu so in Kupfer zu stechen, wie er in der genannten Sammlung gemalt ist. Dies beiläufig zur Beherzigung der Kunstfreunde. — Die übrigen Kupfer der Cornelia sind gemeine Almanachswaare, und der Geschmack scheint sich in dieser Hinsicht immer mehr zu verschlechtern. Man kann nur mit höchstem Widerwillen den Mißbrauch des Künstlerfleißes in diesen pretiösen Kompositionen und oft abscheulich verzeichneten Figuren ansehn. — Den dichterischen Inhalt bilden Erzählungen von bekannten Novellisten, Blumenhagen, Georg Döring, Amalie Schoppe, A. Schreiber und lyrische Gedichte von K. Geib, Neuffer und A. Schreiber.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 108. — 24. Oktober 1831.

Naturwissenschaften.

(Fortsetzung.)

33) Ueber die eigenthümliche Seelenstörung der sogenannten Seherin von Prevorst. Von Dr. D. G. Kieser, Prof. zu Jena. Berlin, Vereinsbuchhandlung, 1831.

Die Uebersetzung der lateinischen Schrift, die wir früher schon in diesen Blättern angezeigt haben. Da sie uns die Seherin von Prevorst in Erinnerung bringt, schließen wir hier noch eine jüngst erschienene Schrift über diesen famösen Gegenstand an.

34) Blätter aus Prevorst. Originalien und Lesefrüchte für Freunde des innern Lebens mitgetheilt von dem Herausgeber der Seherin von Prevorst. Erste Sammlung. Karlsruhe, Braun, 1831.

Justinus Kerner ist nicht der Meinung, daß man die Geisterwelt jezt schlafen lassen solle, da wir in unsrer Welt so viel zu thun bekommen haben. „Wohin geht jezt der Meisten Rennen? frägt er in der Vorrede, in Wahrheit, nicht nach dem Reiche Gottes, sondern nach dem Reiche dieser Welt, nach äußerer irdischer Freiheit, nicht nach innerer geistiger. Was nüzt dir, o Mensch! alle Entfesselung von Außen, aller Bändiger Sturz und Vertreibung, bist du in deinem Innern in Banden der Welt und des Bösen befangen, bist du bürgerlich frei, aber in dir geistig ein Sklave?“ Er hält also immer noch die Vertiefung in jene Geisterwelt für wichtiger, als all das politische Treiben, was seit einem Jahr die Seherin in Vergessenheit gebracht hat. Dies mag Manchem wunderlich genug scheinen, aber seine Absicht ist redlich, also lassen wir ihn dabei.

Eschenmayer beginnt die Sammlung mit Aphorismen über Freiheit und inneres Leben. Wenn er darin gegen die eifert, welche an kein höheres Princip, an keine höhern Geseze, als die physischen glauben wollen, so müssen wir ihn erinnern, daß wir die Weinsperger Geistergeschichten ja nur deshalb verwarfen, weil eben kein höheres Princip, weil eben keine höheren Geseze darin sich offenbarten, weil eben die Geister nur das gemeine Treiben auf der Erde wiederholten und selbst unter den bessern Geistern nur Sprüche und Verse aus lokalen Erbauungsbüchern dieser Welt die Hauptrolle spielten, weil wir in dieser ganzen in unsre Welt hereinragenden Geisterwelt nur einen trüben Spiegel der erstern wiedererkannten.

Justinus Kerner geht auch in der folgenden Abhand-

lung auf diesen Punkt ein und verspottet uns, daß wir etwas Höheres, etwas Gottwürdigeres von der Geisterwelt verlangen. Er äußert sogar seine Schadenfreude darüber, daß wir nach dem Tode, anstatt in die von uns geglaubte höhere und bessere Welt einzugehn, in das dumme Zwischenreich hinabplumpen, und daß namentlich wir arme Rezensenten ewig nichts anderes thun werden, als an den längst ausgeschriebnen Federn kauen. Wir müssen ihn nun nochmals um Erlaubniß bitten, uns die Sache etwas tröstlicher vorstellen zu dürfen. Wir sind weit entfernt, die Gottheit meistern zu wollen, allein wir können doch auch nicht in Abrede stellen, daß es gewisse Vernunftgesetze gibt, mit denen die Gottheit nicht in Widerspruch seyn kann. Wie man wohl im Scherz zu sagen pflegt, Gott könne nicht machen, daß zwei mal zwei nicht viere sey, so darf man auch im Ernst sagen, daß Gott nicht ungerecht seyn kann, daß er nicht seine Geschöpfe zu jahrhundertlanger Qual verdammen kann, ohne sie in den Stand zu setzen, durch Erkenntniß und Reue sich diesem Zustand zu entziehn. Aus diesem Grunde haben wir geläugnet und läugnen noch immer das Daseyn eines Zwischenreichs, in welchem die armen Seelen hülflos schmachten, bis der seltenste aller Zufälle ihnen eine im würtembergischen Gesangbuch bewanderte Hellseherin schickt, die sie durch Hersagen einiger Verse rettet. Noch haben uns die Vertheidiger der Seherin nicht über die außerordentliche Kargheit der jenseitigen Gnadenmittel getröstet, eine Kargheit, die — wir wiederholen es — der Gottheit unwürdig ist. Wir glauben, daß unmittelbar nach dem Tode, wenn die Hülle des Irdischen von uns abfällt, auch unser Geist von seinen Täuschungen und Nebeln befreit wird, und daß dann jenes ursprüngliche reine und edle Wesen in uns hervortritt, welches sich nur momentan im somnambulen Zustand zeigt. Alle Erfahrungen haben bewiesen, daß selbst gründlich verdorbne, physisch und moralisch verdorbne Menschen, im Zustande des Hellsehens als ganz veränderte Wesen erschienen sind, durchaus heiter, frei, edel, begabt mit höhern Einsichten und Kräften, verschönert, verklärt. Ist dies nicht der wahre innere Mensch, und sollte dieser nicht zuerst und allein im Tode hervortreten, da die Erfahrung nicht minder beweist, daß im Moment des Todes sehr häufig dieser Zustand des Hellsehens und der Verklärung eintritt? Daß dieses edlere verborgene Ich aber nicht nur bei unverdorbnen und guten Menschen, sondern auch bei rohen und bösartigen vorhanden ist, davon gibt es viele Zeugnisse; man erinnere sich nur an die Münchner Somnambule, von der Baader erzählt, welch ein böser tobender Geist sie im Wachen besessen habe, und welch ein Engel sie im magnetischen Schlaf gewesen sey. Dies sind auch Thatsachen, die man wohl denen von Kerner gegenüberstellen darf. Und streitet etwa die christliche Vernunft mit dieser Ansicht? Man führt Bibelstellen an. Auch wir wollen es thun. Welcher Sinn liegt wohl in der schönen Parabel von den Arbeitern im Weinberge? Der eine kam früh und arbeitete den ganzen Tag, der andre kam später und arbeitete den halben Tag, der dritte kam ganz spät und arbeitete nur eine kurze Weile, der Herr aber gab allen den gleichen Lohn. Nun zürnte der erste und war neidisch, der Herr aber sprach: was siehst du scheel, daß ich so gütig bin? Nun mag allerdings das römische Recht dem Sünder, der seine Besserung verspätet, eine längere Korrektionszeit zusprechen, aber das göttliche Recht ist die Liebe und Gott wird ohne Zweifel, wenn Kerner und der Geh. Kirchenrath Paulus in Heidelberg in einer Stunde sterben und der erstere sich darüber beschweren sollte, daß der leztere nicht länger im Stande der Ungnade verweile, freundlich die Worte wiederholen: was siehst du scheel, daß ich so gütig bin? — Es mag immerhin seyn, daß die Furcht vor dem Tode überhaupt und vor dem Zwischenreich insbesondere geeignet ist, eine sittenlose Menge, auf die nur grobsinnliche Vorstellungen Eindruck machen, zu bekehren; allein deshalb möchten wir im Allgemeinen diese Liebhaberei am Entsetzlichen und Eckelhaften, dieses absichtliche Hervorsuchen desselben, dieses stete Erinnern an die Todesbilder nicht billigen. Es ist eine schöne und edle Sitte, zuweilen die Gräber seiner Geliebten zu besuchen, allein eine häßliche unnatürliche Sitte, wie es in Aegypten geschah, die Mumien der Vorfahren an die festliche Tafel zu setzen. Es ist erhaben, wenn Cato, wenn Brutus die auf Erden rettungslos verlorne Freiheit über den Sternen suchen; aber es ist fast komisch, wenn im jungen hoffnungsvollen Kampf für bürgerliche Freiheit ein melancholischer Geisterseher uns an das Zwischenreich erinnert. Wenn wir unsre Pflicht in diesem Leben thun, warum sollten wir an den Tod nur denken mit Angst und Furcht, und nicht mit der ganzen Heiterkeit eines gesunden Geistes? Es gibt noch einen Grund, aus welchem wir Kerners finstre Vorstellungsweise verwerfen. Jene Todesangst, jene Gespensterfurcht ist dem Heiligsten im Mann, dem Ehrgefühl, schnurstracks zuwider. Wir sollen demüthig und kindlich seyn, aber auch männlich zugleich. In der Gespensterfurcht ist aber überall etwas Kindisches, in dem die wahre Kindlichkeit untergeht.

Kerner führt nun Thatsachen an, von andern Geistersehern und Geisterseherinnen. Er wiederholt dabei den alten Einwurf gegen uns, daß wir uns anmaßten, über solche Erscheinungen zu urtheilen, ohne mit eignen Augen zugesehn zu haben. Lange genug hätten wir gewußt, was in Weinsberg vorgienge, aber wir hätten uns die Mühe nicht genommen, hinzureisen, und nun, nachdem die Seherin todt sey, wollten wir alles besser wissen, als er, der immer um sie gewesen. Darin hat er Recht.

Allein auch wir behaupten unser Recht insofern, als wir ganz gewiß, wenn wir zugegen gewesen wären, vieles anders gesehn, die Protokolle weniger unkritisch gefaßt haben würden. Was könnte uns Kerner antworten, wenn wir behaupteten, die Seherin wirklich besucht zu haben, nämlich am 31. September 1827, an welchem Tage die Geistin und der schwarze Geist erschien (Seherin von Prevorst II. Seite 185)? Es wäre wenigstens nicht wunderbarer, wenn wir damals mit erschienen wären, als daß es im Kalender der Seherin einen 31sten September gibt. — Bei der Seite 123 erzählten Thatsache hat sich ein Irrthum im Namen eingeschlichen. Der Ort heißt nicht Quarey, wie er hier wiederholt genannt wird, sondern Quariz. Referent war selbst dort und hat die berüchtigte Geschichte des dortigen Geisterspuckes mehr als einmal in verschiedenen Werken gelesen, denn es ist sehr viel darüber geschrieben worden. — Auch bei diesen neuen oder wieder in Erinnerung gebrachten Thatsachen bemerken wir viele sehr interessante Züge, welche die Seelenlehre und die Geschichte des Magnetismus bereichern, aber mit den Geistern, die darin vorkommen, können wir uns so wenig versöhnen als mit denen der Seherin von Prevorst, und die Zellersche Ansicht, daß all diese Geisterseherei ihre Ursache in einem gestörten, krankhaften, ins Irrseyn überschweifenden magnetischen Zustand habe, bleibt uns noch immer die wahrscheinlichste.

Nach diesen Kernerschen Thatsachen folgen wieder Aphorismen von Eschenmayer, gegen Hegels Ansicht von der Weltgeschichte gerichtet. Mit Recht fragt er, ob der Hegelsche Gott, der, aus einer trivialen Idee aufsteigend, durch Staaten, Völker und Individuen erst zu sich selbst kommen müsse, der wahre Gott sey? Ob das winzige Völkchen der Erde und seine Geschichte einen Maaßstab bilde für den, der Miriaden Welten geschaffen? — Allein dieselbe Frage stellen wir auch an die Geisterseher: ist dieses, aus einer krankhaften Individualität aufsteigende Geisterreich das wahre? Und gibt das winzige Völkchen von Weinsperger Geistern und ihre Geschichte einen Maaßstab ab für die unermeßliche Welt der Geister? — In Bezug auf die Sittlichkeit müssen wir hier noch bemerken, daß Eschenmayer zwar gewiß Recht hat, wenn er sagt, es sey der größte Mißverstand, den Staat, der nur auf Gesetzen ruht, eine sittliche Macht zu nennen; allein er hat auch eben so Unrecht, wenn er die sittliche Macht für lediglich in der Liebe begründet hält. Das Sittengesetz unterscheidet sich vom Staatsgesetz dadurch, daß Keiner es dem Andern, daß es jeder nur sich selbst auflegen kann; allein es unterscheidet sich auch von der Liebe, denn zur Sittlichkeit kann jeder Mensch sich selbst zwingen, nicht aber zur Liebe. Es gibt Physiognomien in der Welt, von so unreinem, thierischen und teuflischen Ausdruck, daß ein edles Gemüth sie nicht lieben kann. Es gibt Handlungen von solcher Gemeinheit und Ehrlosigkeit, daß man den, der sie begeht, nicht lieben kann. Gegen solche Menschen kann man jede Pflicht der Menschlichkeit, Großmuth, Aufopferung üben, aber wenn man sich überreden wollte, sie zu lieben, so würde man nur sich selbst belügen.

(Der Beschluß folgt.)

Psychologie.

Versuch eines Beweises für die Unsterblichkeit der Seele aus dem physiologischen Standpunkte, zugleich als Einleitung in die Lehre von den sogenannten Geisteskrankheiten für Aerzte und Gebildete überhaupt, von Dr. M. E. A. Naumann, Prof. zu Bonn. Bonn, Weber, 1830.

Referent nahm die Schrift mit besonderm Interesse zur Hand, indem auch er den bezeichneten Gegenstand recht eigentlich als ein physiologisches Problem betrachtet, und von hier aus sich eine ganz neue Entwicklung desselben verspricht. Man hat nämlich längst schon eingesehen, daß die alten Beweise von Immaterialität und Substantialität der Seele mit ihren leeren Abstraktionen auch hier Nichts leisten; daß aber der jezt gewöhnliche praktische Beweis oder moralische Glaube daran nicht minder auf einer groben Selbsttäuschung beruht, scheut man vielleicht offen auszusprechen, um des bösen Namens willen, den man sich machen würde; und doch hat unsere Moralität mit jenen Fragen nicht das Geringste gemein. Sittlich handeln sollen wir unter jeder Voraussetzung: wie kann nun aber solch ein praktischer Maaßstab für das gegenwärtige Leben, der zugleich auf das Tiefste verflochten ist mit dessen gegenwärtigsten Beziehungen, irgend einen künftigen Zustand betreffen oder verbürgen? Man liebt es jedoch besonders dann, Etwas gedankenlos nachzusprechen, wenn man damit die Lücken einer Erkenntniß oder Bildung verdecken zu können hofft. — Was indeß jenen vermeintlichen Theorien irgend noch von überzeugender Kraft beiwohnt, ist anderswoher geschöpft und liegt unendlich tiefer: es ist das ursprüngliche, tief in uns verborgene Bewußtseyn eines künftigen Zustandes im gegenwärtigen, was man wohl nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche Ahnung nennen kann. So wie wir nämlich auch die Gewißheit eines Ewigen, Allwaltenden, nicht etwa der Entdeckung irgend einer theoretischen oder praktischen Vernunft verdanken, sondern einer einfach ursprünglichen Vernunftanschauung, wie Jacobi es nennt, welche Religion und Philosophie nicht geben, sondern nur reinigen, entwickeln kann: ebenso ist auch den Menschen das einfache Bewußtseyn einer

Zukunft tief gegenwärtig, was nur darum bisher übersehen worden, weil der Mensch zwar aus sich heraus sieht, aber am schwersten und spätesten selbsterkennend den Reichthum des eigenen Daseyns entdeckt; und auch hier wie sonst, ist die Theorie in die Täuschung verfallen, daß sie Etwas in uns hineindemonstrirt zu haben meint, was sie höchstens aus uns entwickelt hat. Nun ist es aber ein überall durchwaltendes Gesetz der Naturwesen, im gegenwärtigen Zustande den künftigen, noch unentwickelten präformirt zu enthalten, und die Raupe, könnten wir ihren Organismus völlig durchdringen, oder sie selbst ihren Zustand sich in Bewußtseyn auflösen, würde ihre künftige Schmetterlingseristenz deutlich darweisen, und selber als Ahnung in sich tragen. Eine solche findet sich nun aber wirklich im Menschen: sie allein ist die Mutter des allgemeinen, oft freilich seltsam modificirten Glaubens aller Völker an eine Zukunft, der nichts Zufälliges oder willkührlich Erdichtetes seyn kann, eben weil er sich ursprünglich findet im erwachenden Bewußtseyn des Menschen; ja selbst den Namen und Begriff der Unsterblichkeit würde unsere Sprache nicht besitzen ohne jenes unmittelbare Bewußtseyn, indem an sich keine Erfahrung ein Unvergängliches oder Unsterbliches ihr darzubieten vermag. — Um aber die Frage nach dem Wie näher zu behandeln, so ist dies einzig die Sache der Biologie, welche die physiologische Erscheinung, die wir Tod nennen, mit andern offenbar analogen in Verbindung zu setzen hat. Und auch hierzu würde man den Schlüssel leichter finden, wenn man sich dabei von gewissen Vorurtheilen unserer Bildung losmachen könnte, besonders von dem, sich den Zustand nach dem Tode als etwas dem gegenwärtigen durchaus Entgegengesetztes vorzustellen, und ihn so viel als möglich aus der unmittelbaren Nähe hinwegzuschieben. So wähnt man, ist man philosophisch bornirt, eine künftige Raum- und Zeitlosigkeit der Seele, oder ist man poetischer gestimmt, wohl gar ein Durchwandern der fernsten Weltkörper in wechselnder Gestalt. Wir sind dagegen überzeugt, daß auch hierin die Natur keinen Sprung mache, daß vielmehr gewisse Zustände unseres gesunden wie kranken Organismus dem Tode näher verwandt sind, als wir meinen, und recht betrachtet eine weit reichende Analogie dafür geben würden, was freilich hier nicht näher ausgeführt werden kann.

Wenden wir uns zur angezeigten Schrift, so verläuft ihr „Beweis" kürzlich folgender Gestalt: Das materielle Weltall ist nur die Hülle einer erschaffenen Geisterwelt, aber zugleich die nothwendige Bedingung, unter welcher diese zu einem freien und wahrhaft geistigen Daseyn gelangen kann. (§. 17.) So ist die allmähliche Entwicklung unserer geistigen Eigenschaften nur aus materiell organischen Bedingungen möglich. (§. 22.) Die höchste Entwicklung ist aber das Vernunftleben des Menschen, worin sich die niedern Seelenvermögen harmonisch durchdringen. (Weiter Nichts? — Die besondern psychologischen Erörterungen, die sich hier anschließen, können wir, wenn auch nicht für völlig erschöpfend und durchweg richtig, doch nicht gerade für irreleitend erklären; vielmehr zeigt sich überall eine gesunde Grundansicht, wiewohl der Verfasser in der Vorrede selbst bekennt, daß er sich in der spekulativen Behandlung solcher Probleme noch keine große Uebung erworben.) Ist nun aber die Seele, damit sie sich entwickeln könne, durch ihren Organismus beschränkt, so kann es nicht überraschen, wenn in krankhaften Zuständen des Körpers die Seele in Bewußtlosigkeit sinkt. „Im Tode kehrt aber der Organismus völlig in die Außenwelt zurück; alle Schranken des Lebens werden plötzlich gelöst, und bewußtlos fliehet die Psyche aus dieser Welt. Wenn Alles sie verläßt, reicht ihr der Glaube die starke Hand, und sie fühlt, daß sie in dem, was wahrhaft ihres Wesens ist, gefördert, eine neue, ihrem Höherstreben angemessene Stufe erreichen werde." (S. 23.) — Und der Kern des Beweises ist endlich: Das wahre Vernunftleben ist sich eines unausgesetzten Höherstrebens bewußt. Gäbe es nun für dasselbe im irdischen Tode ein Ziel, ein Aufhören, so hätte nach der angegebenen Voraussetzung etwas Unendliches aufgehört unendlich zu seyn, was schlechthin widersprechend ist. (§. 35.)

So scheint uns das Ganze wieder auf den wohlbekannten Vernunftglauben und die noch ungenügendern Abstraktionen der Unendlichkeit oder Endlichkeit des Vernunftwesens zurückgekommen, dessen innere (ideale) Unendlichkeit zudem hier noch verwechselt wird mit einer endlosen Ausdehnung durch die Zeit. Die kombinirende physiologische Betrachtung hätte dagegen mit dem Reichthum ihrer Analogien gewiß interessantere Resultate erwarten lassen. Will der Verf., was wir hoffen und wünschen, den Faden dieser Untersuchung noch einmal aufnehmen, so schlagen wir ihm vor, in angedeuteter Weise die Sache rein physiologisch zu nehmen, dabei benutzend die interessante Vorarbeit von Autenrieth („Ueber den Menschen und seine Hoffnung einer Fortdauer," Tübingen 1825.) und Schuberts reichhaltige Geschichte der Seele. Möchte nur die leztere, je mehr sie auf einer tiefsinnigen Grundansicht der Natur und des Menschen beruht, desto eifriger im Einzelnen auf schärfste Kritik und Unterscheidung bedacht gewesen seyn. Untersuchungen, die an sich schon zu den dunkelsten und schwierigsten gehören, müssen durch unbestechliche Klarheit und Nüchternheit des Vortrags erhellt und befestigt werden, nicht aber blos durch begeisterte Salbung zu Gegenständen der Andacht erhoben, noch ehe man ihre Wahrheit erkannt. Und dies Streben nach Klarheit bei unserm Verf. erregt uns eben die Hoffnung, daß er noch einmal auf dieses interessante Gebiet gerufen darin Erfreuliches leisten werde.

Fte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 109. — 28. Oktober 1831.

Naturwissenschaften.

(Beschluß.)

Die HH. Autoren und Verleger, die uns medicinische Werke eingesandt und um deren Bekanntmachung in diesen Blättern gebeten, mögen gütigst unsern Grundsatz beherzigen, kraft dessen wir niemals Werke anzeigen, die nur für den Arzt, für den Mann vom Fach, geschrieben sind, sondern immer nur Werke, die ausschließlich oder wenigstens zugleich auf das Interesse des grösseren Publikums Anspruch machen dürfen. Einige Schriften der leztern Art sind folgende.

35) Die Diätetik des physischen und psychischen Menschenlebens. Dargestellt von Dr. J. M. Leupoldt. Berlin und Leipzig, Reimer.

Die hier gegebnen Lehren beruhen auf dem Grundsatz, daß die Heilkunde mehr Gutes thut, wenn sie Krankheiten verhindert, als sie durch Heilung schon ausgebrochner Krankheiten thun kann. Krankheiten vermeiden, heißt aber so viel als Diät halten. Jedes organische System, das durch Krankheiten gestört werden kann, erfordert auch seine eigenthümliche Diät, in vorzüglichem Grade aber die Hauptsysteme, das Verdauungs-, Athmungs- und Geschlechtssystem. Dabei machen wieder Alter, Geschlecht, Lebensweise, Nationalität besondere Unterschiede, und fast noch mehr die Temperamente und die eigenthümliche Stimmung der Seele und des Geistes in jedem Individuum. Daher gibt es auch nicht blos eine körperliche Diät, die sich auf die Wahl der Speisen und Getränke, auf das Maaß der Bewegung und Anstrengungen, auf die Vorsicht bei schädlichen Gebräuchen und Genüssen bezieht, sondern auch eine geistige Diät, wobei es auf die Vermeidung geistiger Ueberladung, geistiger Schweigerei, geistiger Ueberanstrengung und alles dessen ankommt, was die Leidenschaften zu sehr erhitzen oder die Seelenkräfte zu sehr herabstimmen, den Geist exaltiren oder schwächen könnte. In allen diesen Beziehungen ertheilt das vorliegende Buch, indem es immer auf dem Boden der Erfahrung bleibt, praktische Lebensregeln und gibt gewiß manchem Leser einen heilsamen Wink, wenn er daraus die Schädlichkeit irgend einer Gewohnheit erkennt, der er sich bisher ohne Arg überließ.

36) Die Gymnastik, aus dem Gesichtspunkte der Diätetik und Psychologie, nebst einer Nachricht von der gymnastischen Anstalt zu Magdeburg. Von Dr. C. F. Koch. Magdeburg, Creutz, 1830.

Nachdem der Verfasser überzeugend dargethan, wie außerordentlich heilsam die gymnastischen Uebungen auf die körperliche Gesundheit, namentlich auf die Stärkung

der Muskeln, Erweiterung der Brust, Kräftigung der Lunge, Beförderung der gesunden Hautausdünstung, Mischung des Bluts, Beförderung der Verdauung, Stärkung der Nerven, Schärfung der Sinne, Ausdauer in jeder Witterung und unter Strapazen, Unempfänglichkeit für Krankheiten, welche weichlichere Menschen leicht ergreifen, und endlich auf eine längere Lebensdauer wirke, beweist er ferner, daß diese gymnastischen Uebungen auch für die Bildung der Seele und des Geistes wohlthätig seyen, sofern sie Frohsinn und Muth erzeugen, die Gewalt der Phantasie und der im unthätigen Körper sich gern erzeugenden Leidenschaften und Laster einschränken, den Geschlechtstrieb vermindern, den Geist jugendlich erhalten, das Altthun und die Frühreife der Knaben verhindern, und das Gemüth für Freundschaft, militärischen Gehorsam und Ehrgefühl empfänglich machen.

37) Ueber die russischen Schwitzbäder, deren Gebrauch und Heilkräfte von Joseph Ritter von Vering. Zweite Auflage. Wien, Mechitaristen Congregationsbuchhandlung, 1830.

Hier wird das Verfahren bei den jezt so sehr in die Mode kommenden Schwitzbädern genau beschrieben und der Nutzen derselben ans Licht gestellt. Besonders empfehlen sie sich bei aller Art von rheumatischen, Gicht- und Hautkrankheiten.

38) Medizinisch-literärische Geschichte des Weichselzopfs. Ein Versuch von M. F. Ritter von Ogonczyk Zakrzewski. Daselbst, 1830.

Wir machen auf diese Schrift ihres merkwürdigen Gegenstandes wegen aufmerksam. Der Weichselzopf ist eine der seltsamsten Krankheiten, doch, wie der Verfasser zu beweisen sucht, nicht eine besondre Krankheit, sondern nur ein mehreren Krankheiten gemeinsames besondres Krankheitssymptom, erzeugt durch die Sümpfe, Unreinlichkeit und schlechte Lebensweise in Polen. Ohne uns in die nicht sehr delikate Beschreibung dieser eckelhaften Haarkrankheit einzulassen, citiren wir einige Worte des humanen Verfassers, durch die er seine Landsleute in Bezug auf diese nicht sehr ehrenvolle Behaftung rechtfertigt: „Der polnische Bauer, über dessen trauriges Loos, Sklaverei, Stumpfheit, Vernachläßigung, Trunkenheit, Trägheit ꝛc. schon so viele faselnd, sich beinahe heiser geschrien, verdient am wenigsten diese Herabwürdigung, denn weder Mangel an Naturgaben, noch Tücke, Verwilderung, Ausrottung jeder edlen Empfindung, und die ihm zugeschriebene höchste Unreinlichkeit sind sein auszeichnendes Gepräge, und nur drückende Armuth allein, längeres Beibehalten des Lehn-Systems, und eine durch mehrere unglückliche Umstände herbeigeführte bedauernswerthe Lage.“

39) Vertheidigung und Lob des Podagra. Vor dreihundert Jahren von dem hochgelehrten Wilibald Pirkheimer lateinisch geschrieben, nun aber den deutschen Podagristen zum Trost in ihrer Sprache ꝛc. durch M. M. Mayer. Nürnberg, Ca. 1831.

Diese witzige Schrift kann wirklich den Kranken erheitern, und es liegt ihr dabei auch die medicinische Wahrheit zu Grunde, daß das Podagra, wenn auch eine lästige Sauvegarde, doch immer eine Sauvegarde gegen noch schlimmere Hämerrhoidalübel, Kopfgicht ꝛc. ist.

Von den vielen Schriften über die Cholera wollen wir hier keine Notiz nehmen, theils weil schon alle Zeitungen von diesem Gegenstand erfüllt sind, theils weil all dieses Hin- und Widerreden noch zu keinem gedeihlichen Resultat geführt hat. Zu einer vollständigen Geschichte und Literatur der Cholera-Irrthümer wird immer noch Zeit seyn, wenn einmal die Wahrheit ausgemittelt ist.

In diesem Augenblick kommt uns indeß eine Schrift zu, die uns von hohem Interesse zu seyn scheint.

40) Die großen und merkwürdigen kosmisch-tellurischen Erscheinungen im Luftkreise unsrer Erde in Folge zwanzigjähriger Beobachtungen, auch in Beziehung zu der im Laufe der neuen Zeit herrschenden orientalischen Cholera, dargestellt und beurtheilt von Dr. Ernst Nolt. Hannover, Hahn, 1831.

Der Verfasser stimmt genau mit der in Nr. 102 dieser Blätter von uns aufgestellten Hypothese überein, daß die Cholera nebst den übrigen merkwürdigen Naturerscheinungen in der jüngsten Zeit hervorgehe aus dem gestörten Gleichgewicht der kosmischen und tellurischen Elektricität. Zunächst stellt er den Grundsatz fest, daß die Elektricität in der Luft hauptsächlich Gewitter, Regen und Stürme, die im Innern der Erde aber Erdbeben, vulkanische Ausbrüche, Erddünste, Epidemien ꝛc. hervorbringe. Ferner stellt er fest, daß diese doppelten elektrischen Phänomene periodisch mit einander abwechseln, und endlich beweist er aus der Erfahrung, daß diese Phänomene, Gewitter, Winde, Erdbeben, Pesten beinahe regelmäßig in der Richtung von Nordwest und Südost fortschreiten, und daß die Erde demzufolge in dieser Richtung einen elektrischen Meridian habe. Wie es komme, daß in den elektrischen Phänomenen so bedeutende Aenderungen entstehn, wagt der Verf. nicht definitiv zu entscheiden, glaubt aber guten Grund zu haben, die Erscheinung der Kometen damit in Verbindung zu bringen. Ueber die elektrische Natur der Kometen waltet kein Zweifel mehr ob, es ist

also wahrscheinlich, daß sie auch auf die Erdelektricität wirken, und vielfache Erfahrungen stimmen damit überein.

Mit dem großen Kometen von 1811 begann eine Reihe elektrischer Phänomene, die noch jezt nicht geschlossen ist. Anfangs schien der Komet der Luftelektricität ein bedeutendes Uebergewicht verschafft zu haben, bis im Extrem die Pole umsprangen und nun die Erdelektricität eine heftige, noch fortdauernde Reaktion bewirkt. Unmittelbar auf die Erscheinung jenes Kometen von 1811 folgten nämlich lauter nasse Jahre voll Gewitter, Wind und Regen, (dasselbe bemerkte man in den Jahren, welche der Erscheinung des Kometen von 1769 folgten). Das Extrem dieser nassen Periode trat in der bekannten Hungerzeit 1816—1817 ein, in welcher Zeit bekanntlich die Cholera in Indien ihren Anfang nahm. Abwechselnd dauerten die starken Gewitter und anhaltenden Regen noch fort bis 1823, aber schon 1820 begann mit dem großen Erdbeben auf Zante eine Reihenfolge von ähnlichen Phänomenen, welche die Reaktion der tellurischen Kräfte gegen die kosmischen beurkunden. Seitdem wurden die Gewitter seltner, aber die Erdbeben, diese innern Gewitter, die lange ausgeblieben waren, nahmen wieder überhand und äußerten sich besonders schrecklich in Murcia 1829. Auch die Vulkane fingen aufs neue an zu arbeiten, und 1831 entstund ein neuer Vulkan bei Sicilien. Die frühern großen Regengüsse nahmen ab, und das Wasser, das früher vom Himmel strömte, quoll nun aus der Erde in den großen Ueberschwemmungen von 1824, die wie die bald darauf erfolgten Sturmfluthen von mannichfachen elektrischen Erscheinungen und von einer eigenthümlichen Stimmung der Atmosphäre begleitet waren. (Vergl. Brandes.) Der Verf. hat mit großem Fleiß alle diese und zahlreiche kleinere, damit verwandte, Phänomene aus den genannten Jahren zusammengestellt, worunter außer der großen Menge von einzelnen Erdbeben vorzüglich auch die Heerrauche und trocknen Nebel erwähnt zu werden verdienen. Dabei bedauern wir, daß er die später eingetretenen, gewiß sehr wichtigen Erscheinungen, die höhere Wärme der Ostsee, das Sterben der Fische, und besonders die merkwürdigen Abendlichter noch nicht mit in die Betrachtung hat ziehn können. Er erwähnt nur des großen Nordlichts vom 7. Januar 1831 und stellt dabei Beweise für die elektrische Natur der Nordlichter auf. Daß die ungewöhnlichen Abendscheine des gegenwärtigen Herbstes von ähnlicher Natur sind, kann wohl nicht bezweifelt werden.

„Bei dieser Erfahrung, daß bei den zeitherigen großen Naturrevolutionen die Elektricität die Hauptrolle spielte, und ferner noch fortspielt, bleibt doch immer die Frage noch dunkel, aus welcher Ursache diese Thätigkeit der Elektricität so lange anhält, so wie es eine für die Naturforschung schwer zu lösende Aufgabe seyn möchte, die *ruhende oder verdrängte Thätigkeit* einer im Gegensatze der Elektricität stehenden, und selbige beschränkenden Kraft in unserm solarplanetaren Verbande zu ermitteln, und als erwiesen unmächtig darzustellen, um der Uebermacht der Elektricität das Gegengewicht zu halten. Hat die elektrische Kraft in ihrem materiellen Grundprincipe eine Zulage erhalten, oder hat das gegenwirkende Princip an materiellen Grundstoffen verloren, ist also in seiner Thätigkeitsäußerung schwächer geworden? Dies sind die Fragen, deren Lösung auf höchst unsichern Vermuthungen und Hypothesen beruhen möchte. Sollte der vermuthliche und mehr als zu wahrscheinliche Gegensatz der Elektricität, der *Magnetismus der Erde* schwächer geworden seyn, oder der Meridian derselben eine veränderte Richtung genommen haben, und wo wären die Ursachen einer solchen allenfallsigen Veränderung zu suchen, ob innerhalb oder außerhalb der Atmosphäre und in dem Körper unsrer Erde? Zu schwach ist der menschliche Geist, um diese großen Räthsel der Natur befriedigend zu entschleiern; nur das Erkennen ist uns gestattet, das Ergründen aber verborgen."

Des Verfassers Vermuthungen gehn hauptsächlich auf die Kometen: „Vorausgesezt nun, daß das Wesen und die Natur der Kometen elektrisch ist, die Dunstmasse derselben von der Sonne angezogen wird, und aus der elektrischen Urquelle derselben ihre Begeistung erhält, so möchte es doch wohl nicht ganz unmöglich seyn, daß die Annäherung eines solchen ungeheuern kosmischen Elektrophors oder Kondensators, — wenn man anders eine solche Hypothese wagen darf — *vorzugsweise durch seine Schweifmaterie* auf die äußere und innere Natur des angenäherten planetaren Körpers irgend eines Sonnensystems eine außerordentliche Einwirkung äußern kann, und so in eine besondre, durch Zuführung von elektrischem Principe vielleicht bedingte, gegenseitige Wechselwirkung tritt, die auf unbestimmbare längere oder kürzere Zeitdauer irgend eine veränderte Thätigkeit der durch Elektricität bedingten Naturkräfte des elektrisch angeschwängerten Planeten herbeiführt. — Sollte man deshalb nicht, wenn auch etwas gewagt, die wahrscheinliche Vermuthung aufstellen können, daß die erwiesene große Annäherung des Kometen von 1811 zu unserer Erde, namentlich im Oktober, doch vielleicht etwas zu berücksichtigen seyn möchte, um den physischen Ursachen und ihren Gesetzen nachzuspüren, die bei dem bisherigen außerordentlichen, an großen Natur-Revolutionen so reichem Witterungsstande der verflossenen Jahre so thätig und wirksam waren? Als ein bloßes gesetzloses Ungefähr kann es wohl nicht angesehn werden, — denn in der Natur findet überall kein Ungefähr statt, sondern alles ist bestimmt und gesetzlich geordnet, — daß bis lang die Elektricität überall und in jeder Jahreszeit, so wie unter allen möglichen Phänomenen,

in der Atmosphäre sowohl, als im Innern unsrer Erde, in der organischen wie in der unorganischen Natur, ihre große und merkwürdige Rolle spielte. Hatte nicht vielleicht, wie oben bereits erwähnt, der Komet von 1769 einen ähnlichen wahrscheinlichen Einfluß auf die Witterung der nächstfolgenden Jahre, die sich durch allgemeine Nässe und Mißwachs auszeichneten? Sind nicht noch in der jüngsten Zeit, namentlich auch im verflossenen Jahre öfters Kometen, wenn auch nicht in der Nähe unsrer Erde, von den Astronomen beobachtet, die vielleicht mit unsrer Sonne in eine gewisse elektrische Vermittlung traten? Ist nicht die überwiegende Thätigkeit des Elektricismus unsrer Erde und ihrer Atmosphäre die Ursache, daß seit einer längern Reihe von Jahren gar keine, oder nur höchst seltene Erscheinungen von Nordlichtern bemerkt wurden? Haben nämlich die Erfahrungen und Beobachtungen Aragos in Paris, Daltons in Manchester, und Kupfers in Kasan die Wahrscheinlichkeit für sich, daß die Erscheinung der Nordlichter in näherem Zusammenhange mit dem Erd-Magnetismus, als mit der Erd-Elektricität stehe, indem diese Physiker bei der Gegenwart des Nordlichts, auch wenn es in der weitesten Entfernung beobachtet wurde, und am Orte der Beobachtung nicht sichtbar war, gleichzeitig eine Veränderung und Unruhe im Gange der Magnetnadel bemerkt haben wollen, und daraus die magnetische Lichtnatur des Polarscheins herleiten wollten, so läge auch hierin ein wahrscheinlicher Grund, deßwegen der überwiegenden Thätigkeit der Elektricität, der Erdmagnetismus mehr ins Innere der Erde zurückgedrängt, und während einer längern fast 30jährigen Zeitperiode, schwächer in seinen Aeußerungen geworden sey. Daß übrigens seit Kurzem wieder Nordlichter bemerkt werden, scheint nicht ohne Beziehung auf eine bevorstehende, früher oder später eintretende atmosphärische Veränderung zu seyn."

Was endlich die Cholera insbesondre betrifft, so sagt der Verfasser darüber: „Mehr als zu wahrscheinlich muß man wohl bei der Cholera eine gewisse säuernde Grundlage in den gewichtlosen Principien der Luft annehmen, die bis lang durch keine endiometrische Prüfung erkannt worden ist, und schwerlich erkannt werden wird. Diese besondere, gewissermaßen psychische Stimmung der uns umgebenden Atmosphäre kann uranfänglich nur eine kosmische seyn, höchst wahrscheinlich in einem gewissen kosmisch-tellurischen Wechselprozesse der Elektricität und ihrer materiellen Differenz begründet, wo der menschliche und thierische Organismus die aufnehmende Seite bildet, und durch organisch-chemische Gegenwirkung das den Nerven vorzugsweise so höchst verderbliche, wahrscheinlich saure Gift erzeugt, was nur durch möglichst schnelle Neutralisation entkräftet werden kann. — Doch ist die Krankheit nicht von einem gewissen specifiken Ausdünstungsstoffe, den man als fremdartig in der Luft schwimmend annehmen kann, herzuleiten, wie dies beim gelben Fieber, der Pest, den Sumpffiebern, der Fall ist. Diese fremdartigen Stoffe haben nämlich das Eigenthümliche, daß sie nur als heterogene Mischungstheile, gleich Rauchtheilen, in der Luft schwimmen, und nur auf unbestimmte Weiten vom Ausdünstungsorte fortgeführt werden, ohne die innere Luftmasse selbst anzustecken. Auch darin weichen diese Gemengstoffe von dem atmosphärischen bedingenden Principe der Cholera ab, daß sie sich einestheils nach allen Richtungen in der Luft excentrisch verbreiten, anderntheils dem jedesmaligen Zuge der Luftströmung folgen, bis in gewissen Entfernungen vom Ausdünstungsorte der schwimmende Stoffinhalt der Luft ausgetilgt ist, und nicht weiter krankmachend erscheint. — Dies ist nun aber bei der Cholera nicht der Fall, denn sie folgt zwar immer mehr oder weniger einer gewissen Meridian-Richtung, namentlich der des präsumtiven elektrischen Meridians von SO. nach NW., nicht aber den zufälligen Strömungen verschiedener Winde, im Gegentheile macht sie zuweilen ihre fortschreitenden Wanderungen dem Windzuge gerade entgegengesezt, oder rückwärts von NW. nach SO. streichend, und kehrt nach einiger Zeit in die ursprüngliche Richtung von SO. nach NW. wieder zurück. — Nicht nur diese fortschreitende Wanderung in der Richtung des präsumtiven elektrischen Meridians macht es höchst wahrscheinlich, daß das erregende atmosphärische Princip der asiatischen Cholera nicht nur in irgend einer kausalen Verbindung mit dem innern Wesen der atmosphärisch-tellurischen Elektricität steht, sondern man will auch bemerkt haben, daß dann, wenn sie in ihrem ursprünglichen asiatischen Geburtslande am stärksten wüthete, häufig Erdbeben und sonstige außerordentliche Phänomene der tellurischen Elektricität bemerkt wurden. So herrschte 1821 auf Java die Krankheit gleichzeitig mit vulkanischen Eruptionen, auf dem Himalayagebirge soll sich ein Krater gebildet haben, und Schiras erfuhr eine Verheerung durch Erdbeben. Merkwürdig genug wars, daß im Frühjahre desselben Jahres in der Stadt Chakolly, auf der ostindischen Halbinsel, ⅔ der Hunde vor dem Ausbruche der Krankheit starben." Mehr davon hat Schnurrer in seinem schätzbaren Werk über die Cholera (verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung) worüber wir schon früher berichtet, beigebracht, und die neuesten auch in Europa beobachteten Phänomene bestätigen es.

Wie nun, wenn man einmal versuchte, die Cholerakranken zu elektrisiren, und der durch natürliche Elektricität bewirkten Mißstimmung durch künstliche zu begegnen?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 110. — 31. Oktober 1831.

Tagespolitik.

Der rasche Umschwung der Zeit führt uns schnell auf diesen Gegenstand zurück, und wir müssen fortfahren, die neuesten Schriften über die Angelegenheiten der Zeit anzuzeigen.

1) Deutschland, was es ist, und was es werden muß; mit besondrer Rücksicht auf Preußen und Bayern. Eine Schrift, die man nicht verbieten wird, wenn man sie ganz gelesen und ihre Absicht erkannt. Zweibrücken, Ritter, 1831.

Es kann den geneigten Lesern nicht unbekannt seyn, daß wir in diesen Blättern jederzeit gegen die Wahrscheinlichkeit, Preußen werde sich an die Spitze der deutschen Reformpartei stellen, protestirt haben. Schon öfters warfen wir deßfalls den Philoborussen im liberalen Westen ihren Mangel an praktischem Blick, ihr Herumtappen im Nebelland fruchtloser Hoffnungen vor. Bei den Deutschen scheint indeß immer noch der alte politische Epicuräismus vorzuherrschen, der sich in die süßen Träume der Hoffnung wiegt und dem Schmerz ausweicht, den ihm ein klarer Blick in die Wirklichkeit verursachen könnte. Der Verf. der vorliegenden sehr wohlwollenden Schrift verfällt in einen seltsamen Widerspruch, indem er von vorn herein erklärt, er wolle sich nicht mit Apellationen an die Zukunft, nicht mit frommen Wünschen, nicht mit fernliegenden Forderungen begnügen, sondern auf das Nächste und Ausführbare dringen, — und dennoch hintendrein die preußische und bayrische Regierung auffordert, mit den für Deutschland nothwendig gewordenen liberalen Reformen den Anfang zu machen. — Darnach darf es auch nicht Wunder nehmen, daß die rosenfarbne Phantasie des Verfassers bereits eine Allianz der Fürsten mit den Völkern der Allianz der Fürsten gegen die Völker folgen, und daß er die comedia divina mit allseitiger Versöhnung in Herrlichkeit und Freuden schließen läßt. Und das sollten mehr als fromme Wünsche seyn? Zwar das juste milieu hat einen Schein von Wirklichkeit, wie das Zwischenreich der Seherin von Prevorst, allein ich fürchte, dieses juste milieu, das demzufolge nicht mehr der Geist der Zeit, sondern das Gespenst der Zeit ist, wird sich demnächst resolviren müssen, aus dem Zwischenreich heraus entweder in die demokratische Hölle oder in den autokratischen Himmel zu spaziren. Die liebe politische Unschuld möchte sich zwar gern in diesem juste milieu wie in einem zweiten Paradiese einnisten, und hütet sich deshalb sorgfältig, vom Baum des Erkenntnisses zu essen, aber der Teufel ist auch klüger geworden, und wenn die Leute nicht mehr freiwillig essen wollen, stopft er ihnen den verbotenen Apfel mit Gewalt ins Maul und ein Engel mit flammendem Schwerte peitscht sie aus dem Paradiese hinaus.

Ihr sollt und dürft nicht mehr unschuldig seyn, wenn ihr auch noch so gern wolltet!

Wie? kann uns der Verfasser entgegnen, so sollen wir, mit Vernunft begabt und voll Billigkeit, jetzt, da es noch Zeit ist, die Vernunft schweigen lassen, der Billigkeit absagen, die uns noch vergönnte Frist unbenutzt vorüberstreichen lassen und uns, trotz unserm bessern Wissen und Gefühl, freiwillig in den vor uns gähnenden Abgrund der Leidenschaften stürzen? Nein, antworten wir, das sollt ihr nicht, allein ihr sollt euch auch keinen Täuschungen hingeben, damit ihr nicht überrascht werdet, damit euer Erwachen nicht doppelt schrecklich sey. Ihr sollt nicht das Unmögliche, die Versöhnung zwei absolut unvereinbarer Principe verlangen, und ihr sollt auch im Gebiet des Möglichen nicht nach dem Unwahrscheinlichen greifen. Ihr, deren redlicher Wille keinem Zweifel unterliegt, sollt nicht denen in die Hände arbeiten, deren Geschäft es ist, durch täuschende Künste der Scheinheiligkeit und Liebedienerei den grimmigen Tigergriff der Leidenschaft zu maskiren, oder die Meinungsverwirrung noch mehr zu verwirren und durch Nebel und Luftspiegelungen die wirkliche Schlachtordnung unsichtbar zu machen.

Nicht zum Bunde der Versöhnung, zum schrecklichen Kampfe nur sind die Partheien gerüstet, und schon hört das ahnungsvolle Ohr von hundert Schlachten mörderischen Donner. Die Zeit wird lehren, ob wir Recht gehabt, zu sagen: wir sollen den Frieden nicht hoffen und den Krieg nicht fürchten!

2) Preußen oder Andeutungen über die politische Richtung, welche Preußen nothwendig nehmen muß. Von einem Preußen. Nürnberg, Campe, 1831.

— welche Preußen nothwendig nehmen muß? nothwendig muß? warum muß? Ihr jungen Schwärmer seyd doch gar zu schnell mit den Nothwendigkeiten fertig. Von allem, was ihr träumt, wird nichts geschehn, ganz und gar nichts. Laßt einmal hören, was ihr meint, ihr liebenswürdigen Schwätzer (Seite 15): „Preußen kann bei seiner bisherigen Politik unmöglich beharren; es muß eine ganz andere Bahn einschlagen. Nicht in Rußland muß es seinen Alliirten suchen, nicht im Befestigen des Absolutismus sein Heil und seine Stärke. Zu den deutschen Staaten weisen es Sprache, Sitte, Religion und geographische Lage. Dort blüht für Preußen das ächte Heil; dort hat es einen erhabenen Beruf zu erfüllen, schöne, heilige Pflichten, die dem deutschen Vaterlande, und ihm selbst, ja dem ganzen europäischen Staatenverbande, zum höchsten Heil gereichen können. Preußen, bei weitem mehr als Oesterreich, hat den hohen Beruf, Deutschland zu einem Ganzen zu vereinen, Preußen bei weitem mehr, weil es dem größern Theile Deutschlands vorangeeilt ist durch die Intelligenz seiner Bewohner, durch die Weisheit seiner Regierung, die nur im Einzelnen Mißgriffe gethan. Preußen hat den schönen Beruf, Deutschland zu erheben, die getrennten Interessen zu vereinen. Dazu ist aber vor Allem nöthig, das Vertrauen der Völker zu erwerben, jedes Bevorzugen des Auslandes aufzuheben, jedes Hinneigen zu undeutscher Politik. Die Freundschaft mit Rußland mag immerhin bleiben, aber sie darf nichts zu schaffen haben mit den Regierungs-Maximen. Rußlands Principien sind in Deutschland verhaßt, und seit dem polnischen Kriege verhaßter als je. Preußen muß Alles thun, um keinen Antheil dieses Hasses auf sich zu ziehen. Es muß liberal seyn. Eine Konstitution, auf dem Wiener Kongresse längst verheißen, Preßfreiheit und eine vernünftige Vertretung des Volks, das sind die nothwendigsten ersten Schritte, die Preußen verfolgen muß, um sein großes, ihm einzig heilsames Ziel zu erreichen. Es bedarf deshalb keiner Uebereilung. Unser König, so überaus geliebt, braucht diese drei unschätzbaren Güter eines freien Volkes nur wiederholt zu verheißen und Anstalten zu treffen zur baldigen wirklichen Verleihung, so ist schon unendlich viel gewonnen."

3) Ueber Freiheit, ihre Förderungen, ihre Hindernisse ꝛc. von Dr. M. E. Weber. Bremen, Heyse, 1831.

Auch hier wird Preußen, nicht aufgefordert liberal zu seyn, sondern laut gepriesen und bewundert, daß es schon liberal sey. „Preußen stellt die geistige Einheit des Vaterlandes in ihrer Höhe dar: was dessen einzelne Lande werden können, durch geordnete, einsichtsvolle, gewissenhafte Verwaltung, durch eine treffliche, prompte, in der höchsten Glorie unbestechlicher Wahrheit und Unabhängigkeit ehrwürdig dastehende Gerechtigkeitspflege, durch musterhafte Solidität im Finanzwesen, durch eine an Zweckmäßigkeit nirgends überbotene Wehrverfassung, endlich durch die liberalsten Veranstaltungen für Kultus und Erziehungen, das zeigt ihnen Preußen. Hier blüht wahre Freiheit, ohne ein comité directeur, das seine revolutionäre Cholera über alle Gegenden Europas verschleppt, und Kraut und Rüben in die Schüssel der Nichtintervention einmischen möchte, so daß zuletzt in Europa kein Vater sein Kind mehr züchtigen wird, ohne einen Drohbrief von Lafayette zu erhalten. Nicht, als ob Preußen Alles vollkommen hätte: wer hat denn dies, sey es Einer oder Viele, überhaupt hienieden? Aber wo innen und außen die Stimmen vereint sind, daß der Regent auch an Tugend und Wohlgesinnung der Erste seines Landes ist, wo die Regierung kraftvollen Willen mit Maaß und Rechtssinn zu vereinigen weiß, wo kein Verhältniß der Lüge bedarf, um zu bestehen, wo die Beamten von einem Geiste wahrer Ehre beseelt sind, weil die Regierung sie im Auge hat und ihnen keine Un-

würdigkeit hingeben läßt; wo die Unterthanen erfahren, warum und wofür sie zahlen, und den größten Vortheil von ihren Leistungen selber beziehn, in leiblichem wie in geistigem Wohlstande, da darf man ohne Schmeichelei (zu der der Verfasser keine Veranlassung hat) behaupten, daß die Elemente zum Vollkommenen alle beisammen sind."

4) Ueber jetzige Zeit und Deutschlands zeitgemäße Politik. Vom Staatsrath Reinhard in Karlsruhe. Karlsruhe und Baden, Marx, 1831.

Der Verf. sagt sehr wahr, daß es nicht nur Deutschlands Interesse sey, den europäischen Frieden aufrecht zu erhalten, sondern daß es auch die Macht dazu besitze, wenn — ja wenn nur das Wörtchen **wenn** nicht wäre. Er wünscht eine bewaffnete Neutralität des deutschen Bundes, welche hier Rußland, dort Frankreich Ruhe gebieten müßte, allein wir brauchen die Unwahrscheinlichkeit derselben nicht erst darzuthun, da der Verfasser selbst nicht daran glaubt. Dieser Unglaube führt ihn auf den Gedanken einer **theilweisen** bewaffneten Neutralität des deutschen Bundes, nämlich der westlichen konstitutionellen Bundesstaaten. Wir wissen die Nützlichkeit dieses Raths in ihrem ganzen Umfange zu schätzen, allein wir halten die Ausführung vor einem Kriege und vor gewissen Chancen des Krieges für noch weit unwahrscheinlicher, als die Ausführung des ersten Vorschlages. In einer Zeit, wie die unsre, kann es so wenig eine Zwischenmacht, als ein Zwischensystem geben, und all und jedes juste milieu muß dem allmächtigen Zuge entweder des positiven oder negativen Pols folgen.

5) Beiträge zur Erörterung vaterländischer Angelegenheiten. Gesammelt und herausgegeben von Heinrich Karl Hoffmann. Erster Band in drei Lieferungen. Darmstadt, Leske, 1831.

Es war zu erwarten, daß Hoffmann, früher Verfasser einer sehr patriotisch geschriebenen deutschen Geschichte, und lange als sogenannter Demagoge verfolgt und eingekerkert, auch jezt noch die Freiheit nicht ohne das Vaterland, das Vaterland nicht ohne die Freiheit vertheidigen würde. Indem er also seine Wünsche und Rathschläge für liberale Reformen mit denen andrer jungen Freiheitsfreunde vereinigt, erklärt er sich doch ausdrücklich gegen den, seiner Ansicht nach vaterlandsverrätherischen Geist der französisch-liberalen Parthei in Deutschland, welche Frankreich neue deutsche Provinzen abtreten möchte. Auch diese Stimme wird, wie wir davon einmal fest überzeugt sind, in Donner der Kanonen verhallen, und nicht die Mitte, sondern die beiden Extreme werden über die Zukunft Europas und Deutschlands, nicht durch Versöhnung oder Ausgleichung, sondern durch Krieg entscheiden. Indeß hat uns diese Stimme unter vielen andern freundlich angeregt, weil sie zugleich eine bescheidne Rechtfertigung der frühern sogenannten Demagogen versucht, indem sie mit Recht bemerkt, daß diese vom Schicksal so hart verfolgten Individuen doch abgesehn von in ihrer Jugendlichkeit und in jener Zeit liegenden Ausschweifungen und theoretischen Absurditäten, doch im Grunde nichts anders gewollt hätten, als was jezt in allen Ständeversammlungen, Journalen und Kaffeehäusern laut gepredigt wird; man sollte also wenigstens aufhören, über diese unglücklichen Opfer zu spotten.

6) Janusblicke in die Zeit. München, Finsterlin, 1831.

Schon das Motto „Jedem das Seine, Allen Ruhe" beweist, daß der Verfasser Friedenshoffnungen theilt, die wir nicht theilen. Er lenkt die Aufmerksamkeit des Lesers auf den finanziellen Punkt, und entwirft insbesondre vom Staatsschuldenwesen ein schauderhaftes Bild. Allein wir fürchten, diese finanziellen Verwicklungen werden, weit entfernt sich durch die Sparsamkeit glücklicher Friedensjahre zu lösen, durch den Aufwand neuer Kriege nur noch mehr sich verwirren. Täuschen wir uns, so bringen wir unsern bischen Verstand gern dem Weltfrieden zum Opfer.

7) Der Liberalismus in seiner weltgeschichtlichen Entwicklung. Von L. Peters. L. U. D. Leipzig, Weygand, 1831.

Wir hätten kaum geglaubt, daß auch der Absolutismus sein juste milieu haben könnte, und doch wird es in diesem Buche gepredigt. **Keine Koncessionen**, ruft der Verfasser, **aber auch keine Gewalt!** Bewilligt den Liberalen nichts, aber thut ihnen auch nichts! Zu diesem merkwürdigen Resultate gelangt der Verfasser, indem er die Geschichte des Liberalismus von ihrem Ursprung bis jezt verfolgt. Er nimmt an, der Liberalismus habe mit dem Christenthum begonnen, allein die christliche Lehre, daß alle Menschen sich als Brüder lieben sollen, sey in die widerchristliche Lehre von der Gleichheit der Menschenrechte verfälscht worden. Das wahre Christenthum verlange nur, daß die Menschen sich außerhalb aller politischen Beziehungen lieben sollen, daß sie aber innerhalb derselben dem historischen Recht sich unterwerfen, „die Ungleichheit ihrer Rechte und Verpflichtungen ehren, die Obrigkeit als von Gott gekommen ansehn und fürchten sollen." (Seite 21.) Sofern nun die Liberalen diese Sätze des wahren Christenthums nicht anerkennen, seyen sie nicht nur Feinde des Rechts, sondern auch Antichristen. Allein da sie an Macht zu sehr zugenommen, sey es gefährlich, sie mit Gewalt ausrotten zu wollen. Man dürfe ihnen daher zwar keine Koncessionen machen,

müsse aber statt der Gewalt auch nur die Belehrung anwenden, und den Völkern wieder richtige Begriffe vom Christenthum einerseits und vom Recht andrerseits beibringen. Mit dem Irrthum würde dann auch die Macht des Liberalismus von selber schwinden. Nun vertheidigt der Verfasser noch insbesondre das, was er das Recht nennt, nämlich die Feudalaristokratie, theils in ihrem großen Grundbesitz, theils in ihren Standesvorrechten und sucht zu beweisen, daß eine Theilung des Bodens unter wenige Adlige wie in Polen dem Volkswohl viel zuträglicher sey, als eine Theilung des Bodens unter viele Bürgerliche, wie in Frankreich, und daß eine strenge Sonderung der Stände wie im Mittelalter weit vernünftiger sey, als eine Vermischung der Stände, zu der man jezt hinneigt. Es thut uns herzlich leid, daß die Welt wahrscheinlich nicht Zeit haben wird, bei diesem Völkerpädagogen die Schule durchzumachen, da auch seine Vorträge durch den Donner der Kanonen übertäubt werden dürften.

8) Was ist Rechtens, wenn die oberste Staatsgewalt dem Zwecke des Staatsverbandes entgegenhandelt. Erörtert und beantwortet von F. K. von Strombeck. Dritte vermehrte Auflage. Braunschweig, Vieweg, 1831.

Hier werden ganz andre Lehren gepredigt. Das Resultat der Untersuchung ist: Alle Oberherrschaft ist gegründet entweder auf Gewalt, oder auf Vertrag. Ist sie auf Gewalt gegründet, so hat das Volk ein vollkommen gleiches Recht, die ihm aufgedrungne Oberherrschaft auch wieder mit Gewalt zu vertreiben; ist sie aber auf Vertrag gegründet, so muß die Oberherrschaft auch nach den Regeln des Vertrags beurtheilt werden, und muß sich dieselbe allen Folgen unterwerfen, die aus der Nichterfüllung beschworner Verträge fließen.

9) Die staatsbürgerlichen Garantien, oder über die wirksamsten Mittel, Throne gegen Empörungen und die Bürger in ihren Rechten zu sichern. Von L. Hoffmann. Zweite völlig umgearbeitete Auflage. Zwei Bände. Leipzig, Hartmann in Kommission, 1830.

10) Untersuchungen über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen als Staats- und Weltbürger. Von demselben. Zweiter Band. Zweibrücken, Ritter, 1830.

Beide Werke beschäftigen sich beinahe mit allen Zweigen der Staatswissenschaft, beständig Theorie und Erfahrung vergleichend. Die Tendenz ist konstitutionell-monarchisch. Der Verfasser stellt ausdrücklich den Satz auf: „Die nämlichen Ursachen, welche die Throne erschüttern, sind auch die, welche die Rechte des Menschen und Bürgers gefährden, und die nämlichen Mittel, welche die Throne dauerhaft gründen, auch die, welche die Rechte des Menschen und Bürgers befestigen.“ Dieser Satz könnte zweideutig scheinen und von jeder Parthei anders ausgelegt werden, wenn der Verfasser nicht überall sehr ausführlich erörtert hätte, wie er ihn verstanden wissen will. Er legt immer den Accent auf die liberale Sylbe. Die Beispiele aus der Geschichte der Staatsumwälzungen, womit er reichlich jeden Theil seiner Lehren unterstüzt, machen diese Bücher zu einer sehr interessanten Lektüre. Im Labyrinth der Theorien bietet uns nur die Muse der Geschichte den Ariadnefaden, an dem wir mit Sicherheit einen Ausweg finden. Indeß ist auch nicht zu läugnen, daß wenn auf einer Seite gewisse Fälle in der Geschichte sich beständig wiederholen, auf der andern Seite die Geschichte durch Jahrhunderte auf eine Weise fortschreitend sich umgestaltet, daß gewisse Fälle des vorigen Jahrhunderts im heutigen keine Anwendung mehr finden. Man war in frühern Zeiten unter ganz andern Bedingungen glücklich, als man es heute ist; man wird es in kommenden Jahrhunderten wieder unter andern seyn.

11) Beiträge zur Förderung des Gemeinsinns und republikanischen Staatslebens. In zwanglosen Heften herausgegeben von Joh. Schmidt, Bürgermeister der freien Hanseestadt Bremen. Bremen, Heyse, 1831.

Worte des Friedens, der Versöhnung. Der Verfasser wünscht, die Ultras aller Partheien zu einer ruhigen und besonnenen Verständigung zu bringen. Ein löbliches, höchst achtungswerthes Bestreben, was den guten Willen betrifft, dessen Ausführung aber unmöglich ist. Wir wiederholen es, Versöhnung unvereinbarer Principe ist eine Chimäre der Zeit, nur Kampf kann, nur Kampf wird entscheiden. — Außer den allgemeinen Betrachtungen über die jezige Weltlage enthält dieses Buch indeß noch schätzbare specielle Aufklärungen über den gegenwärtigen Zustand der Hanseestädte.

12) Der Aufstand im Königreich Hannover im Januar 1831. Aktenmäßig dargestellt mit besonderer Rücksicht auf seine Entstehungsursachen und Folgen. Leipzig, Hinrichs, 1831.

13) Freimüthige Beurtheilung der Unruhen in Dresden. Nürnberg, Campe, 1830.

Beides unbefangne und treue Darstellungen des Vorgefallnen. Besonders die erste zeichnet sich durch eine vortreffliche Auseinandersetzung der Landesbeschwerden aus und läßt den Leser einen vollkommen klaren Blick in die innern Verhältnisse Hannovers thun.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 111. — 2. November 1831.

Tagespolitik.

(Fortsetzung.)

14) Was gebieten in einem konstitutionellen Staate Recht und Politik hinsichtlich der Behandlung der Fremden? Eine publicistische Diatribe, mit besondrer Hinsicht auf Kurhessen. Von Friedrich Murhardt. Kassel, Geeh, 1831.

Es ist sehr dankenswerth, daß diese Sache in Deutschland zur Sprache gebracht wird, denn von allen Tugenden unsrer großen Ahnen ist die Gastfreundschaft die am meisten entweihte. Man kann von deutscher Gastfreundschaft wie von punischer Treue sprechen, so oft hat schnöde Feigheit und noch schnödere Wichtigthuerei deutscher Subalternität das heilige, selbst den rohesten Völkern noch heilige Recht entweiht. Murhardt vertheidigt nun dieses Recht aus Gründen der Menschlichkeit und Ehre überhaupt, und aus staatsrechtlichen Gründen insbesondre. „Die Ausweisung eines Fremden ist eine Strafe, die über ihn verhängt wird, und sie kann und darf in einem konstitutionellen Staate, so wenig, wie eine andere Strafe, ohne Urtheil und Recht, ohne Darlegung der Entscheidungsgründe in Vollziehung gesezt werden. Es erscheint dies um so unerläßlicher, da mit der Ausführung einer Maaßregel der Art eine Ehrenkränkung sowohl des Betheiligten selber, als auch Anderer, die mit ihm in Verbindung standen, so wie der Familie, der er angehört, verknüpft seyn kann. Nie war auch ein brittischer Minister zur Zeit, als die Fremdenbill in England in Kraft war, der Verantwortlichkeit überhoben, wenn er von diesem Gesetze Gebrauch machte, die Entfernung eines Fremden zu bewirken. Dem Parlament kam das Recht zu, eine Nachweisung der Gründe zu verlangen, welche eine solche Maaßregel motivirt. Man erinnert sich, welche harte Dinge dem Lord Bathurst gesagt wurden, als er dem von St. Helena zurückkehrenden Las Casas die Landung in England verweigert und dessen Deportation nach dem Festlande veranlaßt hatte. Man lese auch, wie sich der aus England Verbannte in seinem lettre adressée de Francfort sur le Main à Milord Bathurst, die man in den Zeitgenossen (Heft XII., 1818) mitgetheilt finden kann, über die ihm widerfahrene Behandlung ausläßt. — Das Staats- und Völkerrecht mögen allerdings kein absolutes Recht für einen Ausländer, zu verweilen, wo er wolle, zulassen; aber können nicht specielle Verhältnisse obwalten, welche die Geltendmachung eines relativen, in einem bestimmten Lande sich aufhalten zu dürfen, gestatten? Vielleicht hat er dort wichtige Fa-

milienngeschäfte, vielleicht kann er erweislich machen, daß aus seiner Entfernung Staatsangehörigen selber bedeutender Nachtheil erwachse. In solchen Fällen wäre es wenigstens höchst inhuman und einer liberalen Regierung unwürdig, etwa aus vorgefaßter Meinung oder eiteler Besorgniß, einen um einen Aufenthalt nachsuchenden Fremden ungehört zu verdammen. Will man dies aber nicht, dann muß man ihm ohne Scheu und Hehl die Gründe heraussagen, die seiner Aufnahme im Wege stehen, um ihn in den Stand zu setzen, sich möglicherweise zu vertheidigen und zu rechtfertigen. — Der Regierung eines selbstständigen Staats noch unwürdiger aber wäre es, wenn sie, bei der Frage über die Zulassung oder Nichtzulassung eines Fremden, Einflüsterungen des Auslandes Gehör gäbe und aus bloßer Augendienerei gegen auswärtige Kabinette sich verleiten ließe, sich nicht nur über die Grundsätze der Gerechtigkeit und Billigkeit hinauszusetzen, sondern auch den Gesetzen und der Verfassung des eigenen Landes zuwider zu handeln. Es wäre das nicht nur Pflichtvergessenheit, sondern auch Beleidigung der Nationalehre. — Einzig und allein Pflicht der Selbsterhaltung mag meines Bedünkens es rechtfertigen, wenn eine Staatsregierung einem Ausländer den Eintritt und Aufenthalt auf ihrem Gebiete versagt. In einen solchen Fall aber kann ein wohl und weise regierter Staat, der ein tüchtiges Gemeinwesen mit innerer Kräftigkeit bildet, nicht leicht kommen. Furcht vor einzelnen Ausländern ist und bleibt allezeit abgeschmackt und lächerlich, indem man ja Inländer in noch so großer Zahl, selbst wenn man sie für staatsgefährlich hält, dulden muß. Jedenfalls — ich wiederhole es — muß man Gründe haben, um eine unhumane Maaßregel zu beschönigen und wenn jene Gründe vernünftig sind, wird die Staatsregierung auch deren Bekanntmachung nicht zu scheuen brauchen. Sträubt sie sich, dies zu thun, dann erweckt sie den Argwohn, daß sie entweder sich schämt, die wahre Triebfeder ihrer Handlung zu offenbaren, und es darum für nöthig hält, sie geheim zu halten, oder der Willkühr fröhnen will."

15) Kahldorf über den Adel. In Briefen an den Grafen M. von Moltke. Herausgegeben von H. Heine. Nürnberg, Hoffmann und Campe, 1831.

Was der Graf von Moltke in seiner Schrift „über den Adel" gesagt, ist schon lange vor ihm gesagt und widerlegt worden, die vorliegende Schrift zeichnet sich daher weniger durch Neuheit der Ansichten, als durch den geistreichen Vortrag derselben aus. Der Fechter zeigt spielend seine Kunst, im Kampfe selbst des Sieges schon bewußt, und der witzige Sekundant, Heine, weiß sich dabei vor Spaß nicht zu lassen. Was an Heines Vorrede uns vorzüglich wohlgefallen hat, das ist der Spott und Hohn, den er über die politische Sentimentalität der Deutschen ausgießt, und die klar ausgesprochne Ueberzeugung von der Unversöhnlichkeit der Principe. Wir geben einige der witzigsten Stellen: „Ist es mir doch, während ich dieses schreibe, als spritzte das Blut von Warschau bis auf mein Papier, und als hörte ich den Freudejubel der Berliner Offiziere und Diplomaten. Jubeln sie etwa zu früh? Ich weiß nicht; aber mir und uns allen ist so bang vor dem russischen Wolf, und ich fürchte, auch wir deutschen Rothkäppchen fühlen bald Großmutters närrisch lange Hände und großes Maul. Dabei sollen wir uns noch obendrein marschfertig halten, um gegen Frankreich zu fechten. Heiliger Gott! gegen Frankreich? Ja, Hurrah! es geht gegen die Franzosen, und die Berliner behaupten, daß wir noch dieselben Gott-, König- und Vaterlandsretter sind wie Anno 1813, und Körners Leyer und Schwerdt soll wieder neu aufgelegt werden, Fouqué will noch einige Schlachtlieder hinzudichten, der Görres wird den Jesuiten wieder abgekauft, um den rheinischen Merkur fortzusetzen, und wer freiwillig den heiligen Kampf mitmacht, kriegt Eichenlaub auf die Mütze und wird Sie titulirt und erhält nachher frei Theater oder soll wenigstens als Kind betrachtet werden und nur die Hälfte bezahlen, — und für patriotische Extrabemühungen soll dem ganzen Volke noch extra eine Konstitution versprochen werden. — Montesquieu hatte nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl Geister geweckt. Da er immer von einem historischen Standpunkte ausgeht, gewann er wenig Einfluß auf die Massen eines enthusiastischen Volks, das am empfänglichsten ist für Gedanken, die ursprünglich und frisch aus dem Herzen quellen, wie in den Schriften Rousseaus. Als aber dieser, der Hamlet von Frankreich, der den zürnenden Geist erblickt und die argen Gemüther der gekränkten Giftmischer, die gleißende Leerheit der Schranzen, die läppische Lüge der Hofetiquette und die gemeinsame Fäulniß durchschaute und schmerzhaft ausrief: „die Welt ist aus ihren Fugen getreten, weh mir, daß ich sie wieder einrichten soll!" als Jean Jaques Rousseau halb mit verstelltem, halb mit wirklichem Verzweiflungswahnsinn seine große Klage und Anklage erhob; — als Voltaire, der Luzian des Christenthums, den römischen Priestertrug und das darauf gebaute göttliche Recht des Despotismus zu Grunde lächelte; — als Lafayette, der Held zweier Welten und zweier Jahrhunderte, mit den Argonauten der Freiheit aus Amerika zurückkehrte und die Idee einer freien Konstitution, das goldne Vließ mitbrachte; — als Necker rechnete und Siey es definirte und Mirabeau redete, und die Donner der konstituirenden Versammlung über die welke Monarchie und ihr blü-

bendes Deficit dahinrollten, und neue ökonomische und staatsrechtliche Gedanken, wie plötzliche Blitze, empor schossen: — da mußten die Franzosen die große Wissenschaft der Freiheit, die Politik, erst erlernen, und die ersten Anfangsgründe kamen ihnen theuer zu stehen, und es kostete ihnen ihr bestes Blut. — Daß aber die Franzosen so theures Schulgeld bezahlen mußten, das war die Schuld jener blödsinnig lichtscheuen Despotie, die, wie gesagt, das Volk in geistiger Unmündigkeit zu erhalten gesucht, alle staatswissenschaftliche Belehrung hintertrieben, den Jesuiten und Obscuranten der Sorbonne die Büchercensur übertragen, und gar die periodische Presse, das mächtigste Beförderungsmittel der Volksintelligenz, aufs lächerlichste unterdrückt hatte. Man lese nur in Merciers Tableau de Paris den Artikel über die Censur vor der Revolution, und man wundert sich nicht mehr über jene krasse politische Unwissenheit der Franzosen, die nachher zur Folge hatte, daß sie von den neuen politischen Ideen mehr geblendet als erleuchtet, mehr erhizt als erwärmt wurden, daß sie jedem Pamphletisten und Journalisten aufs Wort glaubten, und daß sie von jedem Schwärmer, der sich selbst betrog, und jedem Intriguanten, den Pitt besoldete, zu den ausschweifendsten Handlungen verleitet werden konnten. Das ist ja eben der Segen der Preßfreiheit, sie raubt der kühnen Sprache des Demagogen allen Zauber der Neuheit, das leidenschaftlichste Wort neutralisirt sie durch eben so leidenschaftliche Gegenrede, und sie erstickt in der Geburt schon die Lügengerüchte, die von Zufall oder Bosheit gesät, so tödtlich frech emporwuchern im Verborgenen, gleich jenen Giftpflanzen, die nur in dunklen Waldsümpfen und im Schatten alter Burg- und Kirchentrümmer gedeihen, im hellen Sonnenlichte aber elendig und jämmerlich verdorren." — „Ach, diese Geistesdenker machen uns selbst zu Verbrechern, und der Schriftsteller, der wie eine Gebärerin während des Schreibens gar bedenklich aufgeregt ist, begeht in diesem Zustande sehr oft einen Gedankenkindermord, eben aus wahnsinniger Angst vor dem Richtschwerte des Censors. Ich selbst unterdrücke in diesem Augenblick einige neugeborne unschuldige Betrachtungen über die Geduld und Seelenruhe, womit meine lieben Landsleute schon seit so vielen Jahren ein Geistermordgesetz ertragen, das Polignac in Frankreich nur zu promulgiren braucht, um eine Revolution hervorzubringen."

Dies aus der geistreichen Vorrede. Das Buch selbst ist, obwohl nicht von Heine geschrieben, doch ebenfalls voll Witz und voll der guten Laune, die ein überlegner Verstand vor einem vorurtheilsvollen und leidenschaftlichen Gegner voraus zu haben pflegt. Die Frage des Adels ist immer die: soll der Leichnam begraben, oder kann er wieder zum Leben geweckt werden? Wir sind mit Kahldorf der Meinung, daß, wenn im Kampf der Monarchie und Demokratie die Waagschaalen schwanken, doch sicher die Aristokratie in neuerer Zeit fast all ihr Gewicht verloren hat und immer mehr verliert. Das neuere Heerwesen hat die Macht, das neuere Geldwesen den Reichthum, die neuere Kultur das abergläubige Vorurtheil zerstört, worauf im Mittelalter der Adel seine Monopole gründete. Selbst wenn er sich einbildete, noch zu seyn, was er einst war, sind doch die übrigen Stände, ist das Volk nicht mehr, was es einst war, und bürgerliche Helden und Staatsmänner, bürgerliche Crösusse, bürgerliche Gelehrte und Dichter übertreffen an Talenten, Schätzen, Ruhm und Macht schon längst den Adel, und wenn dessen Geist noch in den Ruinen seiner alten Burgen umgeht, sieht er mit Staunen, wie deren höchste Thürme der junge Eichwald überragt.

16) Die preußische Städteordnung und die französische Kommunalordnung. Von H. C. Freiherrn von Ulmenstein. Berlin, Enslin, 1829.

17) Die heutige Gemeindeverfassung in ihren Wirkungen auf Gemeindewohl. Von A. Freiherrn von Mylius. Köln, Bachem, 1830.

Man hat schon oft die Bemerkung gemacht, daß Preußen, gleichsam vom Dachgiebel herab absolutistisch, doch vom Grund aus mit konstitutionellen Grundmauern versehn sey, wie sie nicht einmal die übrigen konstitutionellen Staaten aufzuweisen haben. Sein Heerwesen und seine Städteordnung sind wahrhaft konstitutionelle Institute, und in Bezug auf sie pocht der Preuße mit vollem Recht auf einen Vorzug vor den Franzosen. Dieser Widerspruch im preußischen System würde unerklärlich seyn, wenn man nicht den Zeitpunkt bedächte, in welchem jene konstitutionellen Einrichtungen entstanden. Sie gehören der Zeit großen Unglücks, aber auch großer Weisheit an, der Zeit, die unmittelbar auf die Niederlage von 1806 folgte, und in welcher auf einige Jahre hinaus einmal wahre Patrioten die Aristokraten und gewöhnlichen Regierungsmaschinen verdrängten. Die Städteordnung ist vom 19. November 1808. — Im französischen System herrschte bisher der nämliche Widerspruch. Dort nämlich wurde die Kommunalordnung nach den Stürmen der Revolution festgesezt, und um die frühere Anarchie nicht wieder aufkommen zu lassen, beschränkte man die Unabhängigkeit der einzelnen Gemeinden so viel als möglich und gab der Centralregierung so viel als möglich Einfluß auf die Gemeinden. So geschah es, daß in dem sonst absoluten Preußen die Gemeindeverfassung demokratisch, in dem sonst konstitutionellen Frankreich aber abso-

lutistisch wurde. — In Folge dieser Widersprüche nun wünscht Herr von Ulmenstein die preußische Städteordnung minder demokratisch und will der Regierung einen größern Einfluß auf die Gemeinden zuwenden; Herr von Mylius dagegen wünscht die französische und demzufolge auch rheinländische Kommunalordnung weniger absolutistisch, und will den Gemeinden größere Unabhängigkeit verschaffen. Beide haben in ihrem Sinne nicht Unrecht, denn allerdings würde die preußische Städteordnung besser für Frankreich, die französische besser für Preußen passen, so lange Frankreich in seiner Konstitution ein demokratisches Uebergewicht walten läßt, Preußen aber eine absolute Monarchie bleibt. Der Zeitgeist und das wahre Bedürfniß der Völker dürfte diesen Streit zu Gunsten der preußischen Städteordnung gegen den preußischen Absolutismus, und zu Gunsten der französischen Konstitution gegen die französische Kommunal-Verfassung entscheiden.

18) Die allgemeine Volksbewaffnung, ihre Organisation und ihre Vorzüge vor den stehenden Heeren, in Bezug auf Landesvertheidigung, Gesittung, Politik und Staatswirthschaft. Von Johann Sporschil. Leipzig, Wolbrecht, 1831.

Zuerst wird hier die Schädlichkeit der stehenden Heere nachgewiesen. Diese nämlich begünstigen die Habgier und falsche Ruhmsucht in Eroberungskriegen nach außen und den Despotismus im Innern. Sie liefern die Elite des Volks entweder nach der Laune des Herrschers auf die Schlachtbank, oder entziehen wenigstens dem Volk ihre Kräfte und widmen sie dem Müßiggang und Laster. Sie kosten ungeheure Summen, weil sie nur konsumiren und nichts produziren. Sie befördern durch den Cölibat und den erzwungnen Müßiggang jede Entsittlichung. Wer also wünscht, daß die Völker nicht mehr frivole Angriffskriege, sondern nur zur Abwehrung der Unbill ehrliche Vertheidigungskriege führen sollen, der muß auch wünschen, daß nicht immer besoldete Schaaren bereit stehen, die erste kriegerische Laune eines Gewalthabers zu befriedigen. Wer da wünscht, daß das Volk gesetzlich regiert werde, der muß auch wünschen, daß es nicht wehrlos wie eine Heerde von bewaffneten Söldnern des Despotismus bewacht werde. Wer da wünscht, daß der Kern der Nation sich fortpflanze, und daß nicht eine Generation nach der Andern sich verschlechtere, der muß auch wünschen, daß die Elite der männlichen Jugend, daß die schönsten und kräftigsten Leute nicht zum Cölibat verdammt werden. Wer da wünscht, daß bürgerlicher Wohlstand erhalten werde, der muß auch wünschen, daß nicht immer der kräftigste Theil der Nation im müßigen Frieden den Fleiß der Andern verzehre. Wer endlich auf bürgerliche Tugend etwas hält, der muß auch aufs entschiedenste jene Anstalten verabscheuen, in denen der Mensch dem bürgerlichen Fleiße, der Ehe und den humanen Sitten entfremdet, in denen er unterrichtet wird, den Bürger zu verachten und auf seine Kosten zu leben. Alle diese Schattenseiten finden sich wirklich bei den stehenden Heeren, und sind dieselben, wenn überhaupt, dann nur als nothwendiges Uebel zu rechtfertigen.

Die Volksbewaffnung macht dieses früher nothwendig scheinende Uebel entbehrlich, und hebt alle mit der Einrichtung der stehenden Heere verbundne Nachtheile auf. Ihrem Charakter nach wesentlich defensiv, entzieht sie dem eroberungssüchtigen Tyrannen das Mittel seiner frivolen Zwecke. Eben so macht sie den Despotismus im Innern unmöglich. Indem sie ferner jeden Bürger, aber jeden nur eine kurze Zeit für die Waffen in Anspruch nimmt, entzieht sie ihn weder der Ehe noch dem bürgerlichen Fleiße, und sezt zugleich die bürgerliche Ehre und Sitte an die Stelle der soldatischen. Endlich vertheilt sie die Last auf Alle und wird dadurch Allen erträglicher, kostet und schadet weniger.

Wir zweifeln indeß nicht, daß es noch ziemlich lange dauern wird, bis diese Grundsätze allgemein anerkannt und in Anwendung gebracht sind. Wie schon Xylander zur Genüge bewiesen hat, besizt Preußen das unsterbliche Verdienst, in seiner Landwehr dem Ideal der Volksbewaffnung am nächsten gekommen zu seyn. Allein überall hat das stehende Heerwesen noch das Uebergewicht über die Volksbewaffnung, selbst da, wo es mit Konscription, Landwehr und Nationalgarden verbunden erscheint, und stehende Heere werden noch manchen Feldzug machen, bis das aufs neue in seiner innersten Tiefe verlezte Interesse der Völker zu neuen bürgerlichen Anstrengungen führen wird, die dann vielleicht überall, wie in Preußen seit 1813, in dem Institut der Volksbewaffnung dauernde Früchte tragen werden. Alle Erfahrungen aber müssen je mehr und mehr den Völkern die Lehre einprägen, daß gegen äußere wie innere Unterdrückung, gegen Despotismus wie Anarchie, nur die Bewaffnung des Bürgers die sicherste Garantie gewährt. Die, deren Interesse es ist, im Einzelnen und Kleinen ihren eignen Heerd, ihre eigne bürgerliche Existenz zu beschützen, die sind auch immer am besten geeignet, den Staat im Ganzen zu beschützen und den Wohlstand, die Ordnung, den Frieden zu erhalten.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 112. — 4. November 1831.

Tagespolitik.

(Fortsetzung.)

19) Der ungarische Reichstag im Jahre 1830. Vom Grafen Johann Mailath. Leipzig und Pesth, Wigand, 1831.

Graf Mailath, Ungarns ausgezeichnetster Schriftsteller, dem wir die genaueste Kunde der Poesie und Geschichte seines romantischen Vaterlandes verdanken, verpflichtet uns auch durch dieses Werk zum freundlichsten Dank, indem er uns darin eine Ansicht der gegenwärtigen Verhältnisse Ungarns gewährt, die wir aus den magern Zeitungsberichten nicht gewinnen konnten. Er schildert den berühmten Reichstag des vorigen Jahres, auf welchem der Kronprinz Ferdinand von Oesterreich zum König von Ungarn gekrönt wurde. Wir entheben dieser Schilderung einige der interessantesten Stellen. Zuerst über die Zusammensetzung des Reichstags: „Gegenwärtig besteht der ungarische Reichstag aus zwei Theilen, der Magnatentafel nämlich und der Ständetafel; sie sind das, was in England die Häuser der Lords und Gemeinen, und in Frankreich die Pairs- und Deputirtenkammer. Die Magnatentafel besteht aus dem Palatin, als Präsidenten, allen römisch-katholischen Erzbischöfen und Diöcesan-Bischöfen, den griechisch unirten Diöcesan-Bischöfen, allen römisch-katholischen Titular-Bischöfen und den griechisch nicht unirten Diöcesan-Bischöfen, dem Erzabt von Martinsberg, welcher ein Benediktiner ist, und dem Prämonstratenser-Prälaten. Die weltlichen Mitglieder der Magnatentafel sind außer dem bereits erwähnten Palatin die Großwürdenträger, alle Obergespanne, der Gouverneur von Fiume, alle Titular-Grafen und Baronen, welche selbstständig sind, das heißt, welche volljährig und von ihrem Vater getrennt selbstständig wirthschaften. Endlich ein Deputirter von Slavonien und Kroatien. — Die Einrichtung des Sitzungssaales ist folgende: Durch die ganze Länge des Saales streckt sich ein mit grünem Tuche bedeckter Tisch, worauf das Corpus Juris und Schreibmaterialien. An dem einen Ende des Tisches sitzt der Palatin; als Präsident; ihm zur Rechten die Geistlichkeit, als Ungarns erster Stamm, und zwar zuerst der Fürst-Primas von Ungarn, Erzbischof von Gran; dann die zwei anderen Erzbischöfe; hierauf die römisch-katholischen und griechisch nicht unirten Diöcesan-Bischöfe nach dem Alter ihrer Ernennung, dann eben so die Titular-Bischöfe, zuletzt der Erzabt von Martinsberg und der Prämonstratenser-Prälat. — Ueber Sitz und Stimme des griechisch nicht unirten Erzbischofs und der Bischöfe gleichen Glaubens

ist gesetzlich noch nicht entschieden: sie sitzen also nicht am Tische selbst, sondern im Saale zerstreut, wo sie wollen. Ist der Fürst-Primas oder ein anderer römisch-katholischer Bischof zugleich ein Kardinal, so sizt er nicht am grünen Tische, sondern an einem kleinen rothen Tische auf der Seite der Bischöfe. — Zur linken Seite des Palatin sizt der Judex curiae, der Ban von Kroatien, der Tavernicus, dann die übrigen Reichsbaronen, nach dem Alter ihrer Ernennung. Hierauf die Erbobergespänne nach dem Alter, wie sie die Verwaltung ihrer Komitate angetreten haben. Hierauf die übrigen Obergespänne nach dem Alter ihrer Ernennung. Sowohl hinter den Bischöfen als hinter den Reichswürdenträgern und Obergespännen sind überall drei und drei Reihen Stühle angebracht, auf denen die bereits erwähnten griechisch nicht unirte höhere Geistlichkeit, der Gouverneur von Fiume, über dessen Siz noch nicht gesetzlich entschieden ist, die jüngeren Obergespänne, für die der Platz am grünen Tische nicht ausreicht, die Titular-Grafen und Baronen und der Ablegat von Kroatien ohne bestimmte Ordnung sich niederlassen.

Der Präsident der Ständetafel ist der Personal (Personalis praesentiae regiae locum tenens). Er hat seinen Platz auf einer Estrade, die an einem Ende des Saales angebracht, die ganze Breite des Saales einnimmt. Hinter ihm sizt der oberste Gerichtshof, welcher die königliche Tafel heißt und dessen Präsident der Personal ist, und zwei Abgeordnete des Königreichs Kroatien. — Die Estrade ist einige Stufen erhöht; von derselben strecken sich durch die Länge des Saales drei grüne Tische; an dem Tische, der den Personalen zur Rechten ist, sitzen die Abgeordneten der Dom- und Kollegial-Kapitel, von jedem zwei und zwei, sieben Aebte und Pröpste und die Stellvertreter der abwesenden Magnaten (Ablegati absentium). Am mittleren Tische die Abgeordneten der Komitate diesseits und jenseits der Donau, je zwei und zwei, eben so die Abgeordneten der königlichen Freistädte diesseits und jenseits der Donau. Am Tische links vom Personale sitzen die Abgeordneten der Komitate diesseits und jenseits der Theiß, und nach ihnen die Abgeordneten der königlichen Freistädte diesseits und jenseits der Theiß. Die Plätze der Kapitel und Komitats-Deputirten sind bestimmt, die der Städte nicht. — Manchmal treten beide Tafeln zu einer vermischten Sitzung zusammen; es kommen nämlich die Stände in den Magnatensaal; der Personal nimmt seinen Platz zwischen den Obergespännen, und zwar nach dem jüngsten Erbobergespann; die übrigen Mitglieder der Ständetafel sitzen und stehen, wo sie Platz finden. — Die Sitzungen sind alle öffentlich; die Zuhörer sind im Saale oder auf den Galerien, wo sie Platz finden.

Die Verhandlung geht auf folgende Weise vor sich: Die königlichen Propositionen und Alles, was von der Regierung ausgeht, wird in vermischter Sitzung durch einen der vier Landrichter vorgelesen. (Die vier Landrichter sind Mitglieder des Gerichtshofes, welcher die königliche Tafel heißt; beim Reichstage versehen sie die Stelle der Sekretaire.) Nach einer solchen Verkündigung begeben sich die Stände nach Hause, und gewöhnlich beginnen die Zirkularberathungen den andern Tag. Diese Zirkularberathungen sind vorbereitende Sitzungen, haben nicht im reichstäglichen Sitzungssaale Statt, sondern in einem andern Lokale, welches sich die Stände aussuchen. Ihre Beschlüsse haben keine verbindende Kraft; es sind, wie ich bereits oben gesagt habe, blos vorbereitende Sitzungen, haben aber in der lezteren Zeit eine bestimmte Form angenommen. Ungarn ist nämlich ideell in vier Kreise getheilt, diesseits und jenseits der Theiß. Aus jedem dieser Kreise wird nun für die Zirkularberathungen ein Notar gewählt; das Präsidium bei den Zirkularberathungen führen wöchentlich wechselnd zwei Komitats-Deputirte, und zwar einer aus beiden Donaukreisen, der andere aus den beiden Theißkreisen; das Präsidium geht in der Reihe, wie die Komitats-Deputirten in der Reichstagsversammlung sitzen.

Die Abgeordneten der Kapitel und Städte nehmen an den Zirkularberathungen, aber nicht am Präsidium Theil. Die Zirkularnotare verfassen nach den Beschlüssen des Zirkels gewöhnlich zwei Aufsätze; der eine in ungarischer Sprache heißt Nuntium, ist an die Magnatentafel gerichtet und enthält den motivirten Beschluß der Stände; der andere ist in lateinischer Sprache der Vortrag, welchen die Stände über den fraglichen Gegenstand dem König vorlegen wollen. Wenn diese beiden Aufsätze in den Zirkularberathungen genehmigt sind, melden die Zirkular-Präsidenten, welche dem Personal täglich über den Gang und Verlauf der Zirkularberathungen Bericht erstatten, daß die Zirkularverhandlungen geschlossen sind.

Hierauf sagt der Personal eine reichsständische Sizzung an. In der reichsständischen Sitzung liest einer der Landrichter, welche, wie bereits oben gesagt, die Dienste der reichsständischen Sekretaire versehen, das Nuntium vor; es wird verhandelt, und wenn es genehmigt ist, wird auf eben dieselbe Weise der Vortrag nach Hof in Verhandlung genommen. Ist auch diese Berathung geendet, so ernennt der Personal eine Deputation aus den Deputirten der Kapitel, Komitate, Städte und den Stellvertretern der abwesenden Magnaten, welche den Beschluß der Ständetafel zur Magnatentafel überbringen. Der Redner der Deputation ist immer ein Geistlicher,

nämlich jener Deputirte eines Kapitels, den der Personal gerade zu dieser Deputation ernennt.

Sobald die Magnatentafel die Deputation der Stände vernommen und diese sich entfernt hat, beginnen die Verhandlungen. Derselbe Landrichter, der die zu verhandelnden Gegenstände bei den Ständen vorgetragen hat, stellt sich in die Reihe, wo die Bischöfe sitzen, und liest die Beschlüsse der Stände vor, welche von Paragraph zu Paragraph verhandelt werden. Er schreibt alle Aenderungen auf, welche die Magnaten wünschen, verfaßt noch während der Sitzung in lateinischer Sprache die Antwort der Magnaten, welche ebenfalls Nuntium genannt wird. Diese Antwort wird den Ständen ebenfalls durch eine Deputation überbracht, welche aus einem Bischof, einem Reichswürdenträger, einigen Obergespännen und Titular-Grafen und Baronen besteht.

Dieser Austausch von Nuntien zwischen der Stände- und Magnatentafel wird so lange fortgesezt, bis beide Tafeln über den Gegenstand der Verhandlung vollkommen einig sind. Hierauf wird der Vortrag nach Hof, in Bezug auf den Ausdruck und die einzelnen Worte, vorgenommen, und wenn beide Tafeln auch hierin übereingekommen sind, wird eine vermischte Sitzung angesagt, welche die sigillatorische heißt, weil der Vortrag nach Hof gesiegelt wird. Ein Landrichter liest die Repräsentation vor, zuerst in lateinischer Sprache, dann in ungarischer Uebersetzung; der Palatin und der Primas unterfertigen sie, der Vortrag wird gesiegelt und durch den Palatin nach Hof befördert. Ueber die Verhandlung der beiden Tafeln folgen noch einige Bemerkungen: Jeder spricht von dem Orte, wo er sizt; wer reden will, steht auf und wartet, bis Alle geredet haben, die vor ihm aufgestanden sind. Die Präsidenten der beiden Tafeln sprechen, wann sie wollen; der Personal steht, wenn er spricht, der Palatin sizt. Der Primas spricht ebenfalls sitzend. — Ueber die Verhandlungen der Ständetafel wird ein Tagebuch geführt; es wird in ungarischer Sprache verfaßt, durch zwei Mitglieder der königlichen Tafel. Zwei andere Mitglieder derselben übersetzen es in die lateinische Sprache. — Acht Censoren, vier aus den Komitats-Deputirten diesseits und jenseits der Donau, und eben so viele aus den Kreisen diesseits und jenseits der Theiß, haben die Revision des Tagebuchs. Die Akten des Reichstags erscheinen ebenfalls im Druck und bilden ein selbstständiges Werk. Die wichtigsten Aktenstücke werden auch einzeln gedruckt, wie sie in Verhandlung kommen. — Die meisten Gegenstände der Verhandlung werden diktirt und durch die Juraten, Kanzelisten, Potwaristen, deren jeder Reichstagsherr einen oder mehrere mit sich bringt, für ihren Principal abgeschrieben. — Die Initiative der Verhandlungen ist bei dem König und der Ständetafel, und zwar bei dem König, in so fern die königlichen Propositionen von ihm ausgehen und der erste Gegenstand sind, der auf dem Reichstage verhandelt werden muß; bei den Ständen, weil alle Verhandlung bei ihnen beginnt, sowohl die der königlichen Propositionen, als auch jene aller der Gegenstände, welche in selben nicht enthalten sind und welche die Stände dem König vorlegen wollen. Die Magnatentafel verhandelt nie einen Gegenstand, der ihr nicht von der Ständetafel zukömmt. — Die Art, wie die Stimmen der Domkapitel und Städte gegen die Stimmen der Komitats-Deputirten abgewogen werden sollen, ist nicht bestimmt, daher ist auch das Enden der Debatten durch Abstimmung sehr schwer und selten. Dieselbe Schwierigkeit tritt noch in erhöhterem Maaß ein, wenn berathschlagende vermischte Sitzungen statt haben, weil zu den bereits erwähnten Schwierigkeiten noch die Frage hinzukömmt, wie die Stimmen der einzelnen Magnaten gegen die Stellvertreter von Körperschaften abzuwägen sind. — Wenn der Reichstag zu Ende geht, wird eine Deputation ernannt aus Mitgliedern der Magnaten- und Ständetafel, welche mit einigen Mitgliedern der königlichen ungarischen Hofkanzlei gewöhnlich der Kanzler oder Vicekanzler und einige Hofräthe aus den Vorträgen der Reichsstände, den Hofresolutionen und den der Regierung bereits vorgelegten Gesetzesentwürfen, die eigentlichen Gesetze oder Artikel, wie sie die Ungarn nennen, verfaßt. Jeder Artikel, in welchem die Deputation und die Kanzlei übereinkommen, wird von der Deputation der Reichsstände vorgelegt und von diesen genehmigt oder der Deputation mit neuer Weisung zurückgestellt. Dies währt so lange, bis die Reichsstände und die Hofkanzlei in allen Artikeln übereinkommen. Die Ungarn nennen dies Verfahren das Concertiren der Artikel. Hierauf erfolgt die Sanction.“

Der Antrag des Kaisers, seinen Sohn krönen zu lassen, wurde vom Reichstage mit den unterwürfigsten Ausdrücken grenzenloser Ergebenheit beantwortet: „Die Liebe unseres Königs, sprach der Personal, reicht über die Gränzen der Sterblichkeit; ob er gleich mit Zuversicht erwarten darf, daß sein großes Beispiel dem Sohne „heilig“ seyn wird, will er doch die Zukunft mit der Gegenwart verbinden; er will, indem er das Haupt seines erstgebornen Sohnes mit der heiligen Krone schmücken läßt, nicht, daß einst der Alten Schwur über die zu haltende Verfassung vom treuen Volk gehört werde, Er will ihn selbst hören, er will auf diese Weise unseres Jubels, unseres Nationalfesttages nicht nur Schöpfer, Er will auch dessen erlauchter Zeuge seyn. — Dies ist ein seltenes Beispiel der ihm angebornen Seelengröße; und nur dies Eine war noch übrig, um die Liebe seiner Vorgänger und Ahnen zu und zu überbieten. — Denn es gab sowohl in

jener Zeit, als die männlichen Arpaden auf dem ungarischen Throne saßen, und auch in der späteren Zeit, besonders aber unter der Herrschaft des erlauchten Erzhauses Oesterreich, mehrere, die noch bei ihrem Leben ihre Söhne krönen ließen. — Jeder derselben aber hatte hierzu besondere, ihn selbst betreffende Gründe. Unserem König allein bleibt der Ruhm, daß er zu gleichem Zweck blos durch die Liebe zu seinem treuen Volk geleitet wurde; denn da Ungarn dem erlauchten Erzhause ewig verbunden ist, obgleich seines erstgebornen Sohnes Recht an die heilige Krone durch weitkundige Gesetze begründet ist, will Er dadurch, daß Er bei seinem Leben, ja in seinem Beiseyn, den Erstgebornen krönen läßt, blos unseren Jubel und die Freude, die Er in der Aufrechthaltung unserer Verfassung findet, auf ihren Gipfel erhöhen."

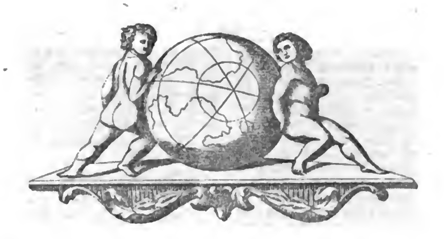
So wurde denn die Krönung am 28. September mit unerhörter Pracht vollzogen. Die Beschreibung des Ceremoniels nimmt bei Mailath bei weitem mehr Raum ein, als die Darstellung der Reichstagsverhandlungen. Wir bemerken nur, daß der ungarische Adel mit dem kaiserlichen Hofe an Glanz und Schaustellung wetteiferte, daß die Eidesleistung des jungen Königs nach alter ungarischer Sitte unter freiem Himmel vor sich ging, und daß Se. Majestät dann, ebenfalls einem alten Herkommen zufolge, im Galopp auf den Königsberg ritten, und daselbst das Schwert des h. Stephan nach den vier Weltgegenden schwangen.

Wie demuthsvoll und unterwürfig auch die Sprache des Reichstags bei dieser Gelegenheit war, so hinderte dies doch nicht, daß die Landtafel in einige sehr freimüthige Erörterungen über die königlichen Propositionen einging und mehrfache Beschwerden zur Sprache brachte. — Im Jahr 1790 war das erste Protokoll, und zwar in lateinischer Sprache, abgefaßt worden. Im Jahr 1830 entschied die Landtafel, daß es auch in ungarischer Sprache abgefaßt werden müsse. Der Abgeordnete von Torna verlangte noch mehr, nämlich den Druck der Protokolle: „Die größtmögliche Oeffentlichkeit ist höchst wünschenswerth, ohne dieselbe kann keine Verfassung bestehn; in Ungarn ist kein Gesetz dagegen; sie besteht in anderen Reichen, warum sollte sie in Ungarn nicht bestehen?" Die Deputirten von Somogy und Honth brachten sogar die Preßfreiheit in Erwähnung, allein diese Debatten „hatten keine weitern Folgen." — Da über die unpassende Vertheilung der Steuern geklagt worden, hatte man eine Deputation zu deren Regulirung niedergesetzt, einstweilen aber bat der Reichstag den Erzherzog Palatin, die Steuervertheilung selbst auszuarbeiten. — Die vom König verlangte neue Truppenaushebung veranlaßte die lebhaftesten Debatten. Alle Deputirte waren zwar bereit, die Rekrutirung zu bewilligen, die Mehrzahl aber nur unter der Bedingung, daß der König auch die Gründe, warum diese neue Aushebung nöthig geworden sey, und daß er den Stand und Abgang der ungarischen Regimenter angebe. Dieser von der Landtafel gefaßte Beschluß wurde von der Magnatentafel, welche der Regierung blind ergeben schien, verworfen. Die Landtafel beharrte jedoch ihrerseits auf jenen Bedingungen, und die Regierung trat nun selbst versöhnend ins Mittel und gab freiwillig die Gründe an, warum die neue Rekrutirung nöthig sey: „Dieselbe bezwecke nicht Krieg und Eroberung, sondern nur die Erhaltung des Friedens und sie sey nothwendig, um die durch Alter und anderweitigen Abgang lückenhaft gewordenen Regimenter wieder zu ergänzen." Hierauf wurde über die Zahl der zu stellenden Truppen debattirt, und die Mehrzahl an der Landtafel zeigte sich wieder nur zu 28,000 Mann geneigt, die Magnatentafel verlangte aber noch fernere 20,000 Mann für dringende Fälle. Diese wurden nun auch von der Landtafel bewilligt. Einige Deputirten wünschten, daß die ungarische Armee auch nur von ungarischen Offizieren befehligt werden sollte, und es kam darüber zu sehr lebhaften Aeußerungen der Nationaleifersucht, welche jedoch auch „keine Folgen hatten."

Die Landesbeschwerden, welche der Reichstag gesetzmäßig vorlegte, waren im wesentlichen folgende: Die Stände verlangten, daß Dalmatien, die zu Dalmatien und Kroatien gehörigen Inseln, die zu Siebenbürgen gehörigen Komitate Kraszna, mittlere Solnok, Zarand und der Distrikt Kövar mit Ungarn vereinigt werden möchten. Zugleich wünschten sie einen engern Verband mit Siebenbürgen und endlich die Einverleibung Galiziens und Lodomeriens mit Ungarn. — Die übrigen Beschwerden betrafen die zu unbeschränkte Ausdehnung der königlichen Gewalt. Man wünschte z. B., daß der Salzpreis nicht mehr von der Regierung allein, sondern im Einverständniß mit den Ständen festgesezt, daß alle Geldangelegenheiten blos auf dem Reichstag verhandelt, daß die königl. ungarische Hofkammer von der k. k. allgemeinen Hofkammer unabhängig erhalten werden möchte. Die Antwort der Regierung auf die ersten Punkte der Einverleibung war nicht ablehnend, doch schob sie die Sache hinaus. Die Einmischung der Stände in die Finanzangelegenheit wurde dagegen abgewiesen. „Seine Majestät widmen den Finanzen ausgezeichnete Sorge, der größte Theil des Papiergelds ist bereits eingelöst. Seine Majestät verlangen also mit Recht, daß sich die Stände auf Ihre väterliche Fürsorge verlassen." Der Reichstag wurde am 18. December geschlossen.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 113. — 7. November 1831.

Tagespolitik.

(Beschluß.)

20) Geschichte der geheimen Verbindungen der neuesten Zeit. Zweites bis fünftes Heft. Leipzig, Barth, 1831.

Diese Sammlung enthält vier besondre Werke: 1) die Ergebniße der Untersuchung in Bezug auf den Bund der Unbedingten oder der Schwarzen und die andern geheimen politischen Verbindungen in Deutschland bis zur Errichtung der Mainzer Kommission. Herausgegeben von Dr. Rochholz. 2) Die Central-Untersuchnngs-Kommission zu Mainz und die demagogischen Umtriebe in den Burschenschaften der deutschen Universitäten zur Zeit des Bundestagsbeschlusses vom 20. Sept. 1819 von Rudolph Hug. 3) Aktenmäßige Darstellung der Versuche, Deutschland in Revolutionszustand zu bringen, herausgegeben von Karl Follenberg. 4) Geschichte der geheimen Verbindungen in Polen. — So lehrreich diese Arbeiten sind, so entsprechen sie doch keineswegs den Anforderungen, die man an eine Geschichte der geheimen Verbindungen zu machen brechtigt ist. Sie sind durchaus einseitig und enthalten blos die befangene Ansicht der Richter, und zwar die damalige Ansicht der Richter. Man ist seit der Zeit überein gekommen, daß die demagogischen Umtriebe in Deutschland (von den polnischen ist hier noch nicht die Rede) lange so gefährlich nicht waren, als die Mainzer Kommission erwarten ließ, oder selbst erwartete. Auch haben seit dem Schluß der Untersuchung mehrere sogenannte Demagogen sich öffentlich über alle jene Vorgänge aufs freimüthigste ansgesprochen, und dadurch theils das allgemeine Resultat der Untersuchung, nämlich die Geringfügigkeit der als so groß ausgeschrienen Demagogengefahr, bestätigt, theils das Urtheil über die meisten Rädelsführer berichtigt. Es scheint daher jezt unpassend, aufs neue die großinquisitorische Miene anzunehmen. Zu einer wahren Geschichte der deutschen Demagogie ist nicht blos die Benutzung der Akten, sondern auch die Benutzung der zerstreuten freimüthigen Bekenntnisse von Schulz, Hoffmann, Wesselhöft (anonym), Wit Döring (leider zum Theil zweifelhaft) und der Herausgeber von Sands Biographien, und endlich die Benutzung mündlicher Erklärnngen erforderlich, welche die Betheiligten gewiß einem unbefangnen Geschichtsforscher nicht vorenthalten werden. Der Geschichtsforscher dürfte überhaupt aus dem Gemälde der damaligen dentschen Jugend nicht ausschließlich das Kriminelle hervorheben, sondern er müßte zugleich auch die Stimmung der Zeit überhaupt und die durch die Befreinngskriege, durch die Wiederbelebnng der altdentschen Poesie und Kunst, und durch die Philosophie auf sehr natürliche

Weise veranlaßte und ursprünglich durchaus unschuldige Schwärmerei der damaligen studirenden Jugend insbesondre berücksichtigen. Diese Jugend wird alsdann ein ganz andres Gemälde darbieten, als es etwa die gleichzeitigen Carbonari in Italien, die militärischen Verschwörer in Frankreich, die Radikalreformer in England und der verschworne Adel in Rußland und Polen darbieten. Die deutsche Nationalität, der romantische und schwärmerische Charakter der Jugend, die Eigenthümlichkeit des deutschen Universitätslebens und der mittelalterliche Beischmack sind eben so viele charakteristische Merkmale als Entschuldigungsgründe jener deutschen Demagogen, im Gegensatz gegen ausländische. Das kann denn aber freilich nur ein humaner Geschichtsforscher, nicht ein strafseliger Aktenmensch beurtheilen.

Weit interessanter ist die Darstellung der geheimen Verbindungen in Polen, weil hier nicht blos von jugendlichen Schwärmereien, die zu nichts geführt haben, die Rede ist, sondern von einer wirklichen Verschwörung für einen bestimmten Zweck, und von den Vorbereitungen zu einer der wichtigsten und folgenreichsten Revolutionen unserer Zeit. Auch trägt diese Darstellung nicht das pedantische Gepräge des Aktenstyls, sie ist vielmehr pragmatisch, historisch und nicht blos aus russischen, sondern zugleich aus polnischen Quellen geschrieben, jedoch immer vollständig beurkundet durch die Aktenstücke. Dieses Gemälde ist eins der traurigsten, das die neuere Geschichte irgend aufzuweisen hat. Wir erblicken darin nichts als die jammervollen Bilder ohnmächtiger Wuth, hülfloser Verzweiflung, endend in Blut und Kerkernacht.

21) Der Freiheitskampf der Polen gegen die Russen. Zweite Abtheilung, vom 1. April bis zum Tode des Feldmarschalls Diebitsch. Altenburg, Hofbuchdruckerei. In Leipzig in Kommission bei Engelmann, 1831.

Der Verfasser fährt fort, so gut es bei der Kürze der Zeit und Unvollständigkeit der Nachrichten möglich ist, den Gang des polnischen Kriegs übersichtlich zu verfolgen. Wir dürfen diese Uebersicht unsern Lesern empfehlen.

22) Ueber die Nothwendigkeit der Herstellung Polens mit besondrer Rücksicht auf Preußen und Oesterreich. Nürnberg, Campe, 1831.

Auch wieder einmal ein Schwärmer, der unschuldigerweise die Menschlichkeit mit der Politik, und die mögliche Politik mit der wirklichen verwechselt. Wie es der Verfasser meint, erhellt aus der Schlußstelle: „Preußen ist berufen, Deutschlands Glück zu gründen, es war auf gutem Wege! Möge es nicht still stehen oder zurückschreiten, möge es der Intelligenz alle Thore öffnen, alle Dämme vor ihr niederreißen und der Liberalität Tempel und Altäre bauen! Der Segen wird nicht ausbleiben und der vorzüglichste Anfang zu einem Ringen nach so segensreichen Früchten, nach ächtem Heile für Preußen auf seiner eigentlichen Bahn, in Deutschland, ist die Begründung der Herstellung Polens!"

23) Stimmen aus Frankreich über Polen. Leipzig, Glück, 1831.

Begeisterte Lieder, französisch mit deutscher Uebersetzung.

Dans son essor voyez notre aigle blanc
Les yeux fixés sur l'arc-en-ciel de France.

Der arme Adler hat so lange gesehn, bis der Regenbogen sich in ein langweiliges graues Regengewölk aufgelöst hat, und unterdeß ist der Schütz vom Kaukasus gekommen und hat ihn von hintenher erschossen.

24) Polenlieder von Ernst Ortlepp. Altenburg, Hofbuchdruckerei, 1831.

Gleichfalls schöne, begeisterte Lieder.

Vergebens in den Büchern der Geschichte
Forscht unser Blick nach Mähr von solcher Zeit,
Wo wie von einem großen Weltgerichte
Sich die erschrocßne Erde sieht bedräut,
Wo losgerissen aus dem Gleichgewichte
Das Alte krachend stürzt und sich erneut;
Wo aus des Grundes aufgeborst'nen Tiefen
All' die Vulkane brechen, welche schliefen.

Der erste Blitz zuckt auf im Frankenlande,
Umbrauset von gewalt'gem Donnerschlag,
Und von dem Belt bis zu Italiens Strande
Klang ihm ein ungeheures Echo nach;
Und jedes Volk und jeder Busen brannte,
Es hob sich Alles, was am Boden lag;
Was erst sich wand, gleich dem getretnen Wurme,
Das thürmte sich zum Himmel, gleich dem Thurme.

Auch ihr, hochherz'ge Polen, habt begonnen
Und glorreich fortgekämpft den heil'gen Krieg.
Vertauscht habt ihr den Sumpf mit Himmelsbronnen;
Die Kerkerschmach mit Thatenlust und Sieg,
Die Winternacht mit jungen Frühlingssonnen,
Mit Donnermund die Lippe, welche schwieg;
So steht ihr da, Trotz bietend Millionen,
Ein Wundervolk vor allen Nationen.

Der letzte Trost des Dichters ist:

Noch ist Polen nicht verloren,
Ob auch schwarze Nacht es deckt,
Denn der hat es auserkoren,
Der die Todten auferweckt!

Nach den Wolken, nach den Stürmen
Wird sein junger Freiheitsbaum
Majestätisch auf sich thürmen
Nach dem blauen Himmelsraum.

Poetischer aber als alle deutschen Gedichte sind die Worte, womit Graf Malachowsky am 12. Februar Polen dem Tode weihte: „In dieser so dürren Geschichtsepoche, wo so viele Fakta, aber so wenig reine Aufopferungen anzutreffen sind, ist es ein tröstender Gedanke für die polnische Ehre, daß nichts schöner, kühner und uneigennütziger ist als unser Aufstand, den man fleckenlos, voll der erhebensten Gefühle, heroischer Ideen, und ritterlich-zartsinniger Handlungen nennen könnte. Ich wiederhole, daß die Begebenheiten unseres Aufstandes, mitten unter den Wüsteneien der heutigen Politik, jener reizenden Oase gleichen, deren frischen und von Blumen umprangten Quell der lechzende Wanderer findet. Enden wir, so wie wir begonnen haben, mit ruhigem Gemüthe und eiserner Brust, und wenn uns der Tod fürs Vaterland beschieden ist, so wird er der schönste, ruhmvollste seyn, und der letzte Wiederhall des heutigen Polens wird reizend seyn, wie jene Zaubertöne des sterbenden Sehers. Allein dieser momentane Tod würde selbst weder ohne Wiedergeburt noch ungerächt bleiben. Denn kein Verbrechen bleibt ungestraft, sowohl in dieser als in jener Welt, wo wir uns wiedersehen werden."

Literargeschichte.

Berlin wie es ist. Ein Gemälde dieser Residenzstadt und ihrer Bewohner, dargestellt in genauer Verbindung mit Geschichte und Topographie. Mit mehreren Kupfern und dem neuesten Grundrisse von Berlin. Berlin bei Natorff und Komp. gr. 8. 1831.

Die meisten Beschreibungen der Städte, wie sie sind, besonders die von Domingo über London und Paris, verirren sich unserer Meinung nach stets vom Wege, und während sie das berichten sollten, was auf das Allgemeine geht, verlieren sie sich in Witzeleien und Bekritteleungen physischer und moralischer Schwächen, ohne auch nur einen Augenblick bei dem zu verweilen, was sich gewiß in jeder Stadt, ohne Ausnahme, Lobenswerthes darbietet. Solche Tadelsüchtigkeit ist verderblich, und wenn wir auch eine blinde Lobhudelei für weit verderblicher halten: so darf der Verf. des vorliegenden Werkes gewiß nicht getadelt werden, wenn er sich nach einem sicheren Mittelwege umgesehen hat. Die Tendenz des Werks liegt im Titel; es ist nur der Gegenwart bestimmt; indeß die richtige Ansicht des Verf., daß ein Bild der Gegenwart nur dann Interesse gewinnt, wenn man es mit einem der Vergangenheit vergleicht, hat ihn veranlaßt, im ersten Kapitel die Geschichte Berlins, von der frühesten Zeit bis auf die Befreiungskriege (1812, 1813 u. s. w.), kurz darzustellen. Dieser Theil des Werks ist der gelungenste. Die Quellen sind mit großer Treue und vieler Umsicht benuzt, so daß wir hier auf wenigen Bogen, in einer blühenden und würdevollen Sprache, eine gedrängte, aber doch vollständige Geschichte Berlins haben. Mit steigendem Interesse sehen wir aus den ärmlichen Fischerdörfern Berlin und Köln die Residenzstadt Berlin hervorgehen.

Mit dem zweiten Kapitel beginnen die Darstellungen der Gegenwart. Ein Ueberblick über die Verschönerung der Stadt, nach unserer Ansicht zu pomphaft und fast schwülstig, führt uns das vor, was seit dem Pariser Frieden der jetzige König für Berlin gethan hat. Die Bemerkungen des Verfassers sind wahr; warum aber blieb er hier der einfachen Sprache des ersten Kapitels nicht treu? Solche oratorische Floskeln, wie die, deren sich der Verfasser Seite 96, 97 u. s. w. bedient, verderben oft den Eindruck und führen noch öfter auf die Vermuthung, daß durch sie Unwahrheiten (hier zum Glück nicht der Fall) bedeckt werden sollen. Mit dem Uebergange auf das Leben in Berlin kommen zuerst Erziehung und Schulen zur Sprache, ein höchst wichtiges Thema, welches vom Verf. mit Umsicht und jener Gediegenheit behandelt ist, die unbedingt eine Benutzung der besten Quellen voraussetzen läßt. Wir erfahren hier über Berlin viel Erfreuliches, und die Sorgfalt der städtischen Behörde, vorzüglich den Kindern der ärmern Klasse Schulunterricht angedeihen zu lassen, kann in der That nicht genug gerühmt werden. Es werden, jenem Berichte zufolge, künftig in Berlin 14 Armenschulen (der größere Theil ist schon eingerichtet) bestehen, in denen 4200 Kinder Unterricht, Bücher und nöthigen Falls auch Kleidung erhalten. Besonders wichtig ist die städtische Gewerbeschule, deren Haupttendenz dahin geht, die Theorie mit der Praxis zu vereinigen oder das Wissen in ein Können übergehen zu lassen. — Auch des neuen und zwar sechsten Gymnasiums Berlins, des Kölnischen Real-Gymnasiums, geschieht auf eine ehrenvolle Weise Erwähnung. Diese Anstalt, die einzige in der Monarchie, wirkt dahin, Zöglinge in den Wissenschaften auszubilden, die im Leben selbst einen reellen Nutzen haben. „Wie aus der städtischen Gewerbeschule tüchtige Bürger und Geschäftsleute hervorgehen werden," sagt der Verfasser (S. 118), „so aus dieser Anstalt tüchtige Beamte für das praktische Leben u. s. w." Wir machen namentlich den Ausländer

auf dies Kapitel aufmerksam; es kann nicht mit Unrecht zu einem sicheren Maaßstabe für die Unterrichtsanstalten der preußischen Monarchie dienen.

Das dritte Kapitel verbreitet sich über die wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen Berlins, an denen wir Vieles zu loben, aber auch in so fern Mancherlei zu tadeln finden, als darin keine Uebereinstimmung herrscht. Was der Verfasser über Universitätsleben und Studenten (S. 121 u. s. w.) sagt, hat viel Wahrscheinliches für sich, aber für ganz der Wahrheit treu halten wir es nicht. Die drei Klassen der Studenten, nämlich Burschikose, grübelnde Kopfhänger à la Hengstenberg und Stutzer, lassen wir gelten, aber namentlich sind uns die Burschikosen zu grell ausgemalt. So sind die Studenten in Berlin nicht mehr. — Dem Treiben der Gelehrten und der gelehrten Gesellschaften ist auf eine kräftige Weise das Wort geredet: warum aber werden Theologie, Jurisprudenz und Philosophie so kurz übergangen, während sich das Lob der Mediziner in theoretischer und praktischer Hinsicht Seiten lang ausdehnt? Haben hier dem Verfasser die Notizen gefehlt oder schien es ihm zu schwierig? Hegel wird (S. 131) sehr kurz abgefertigt. Wenn er auf derselben Seite meint, daß Grambergs Geschichte der Religions-Ideen des alten Testaments als Beweis diene, wie wenig in Preußen die Lehrfreiheit eingeschränkt sey; so gilt dies höchstens von Gramberg und Hengstenberg. — Die übrigen Artikel, besonders über Malerei, plastische Kunst und Architektur sind lobenswerth; nur die Beschreibung des neuen Museums müssen wir als flüchtig tadeln. Justizverwaltung, städtische Behörden und Armenpflege sind zwar, besonders was das erste anbetrifft, der Wahrheit treu entwickelt, aber bei dem Artikel „Polizei" geräth der Verfasser ins Stocken. Dies verdient unserer Ansicht nach den schärfsten Tadel; denn entweder hätte der Verfasser die Polizei ganz übergehen oder sie nicht so übers Knie brechen sollen. Es sieht gerade so aus, als ob er sich vor der Polizei gefürchtet oder sich vielmehr gescheut hätte, über sie etwas zu sagen. Oder sollten hier, was uns leider sehr wahrscheinlich dünkt, dem Verfasser die nöthigsten Angaben gefehlt haben?

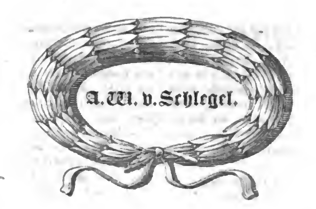
Es folgen nun Berichte über Militär, wenn auch nicht ganz überflüssig, doch ohne allen Nutzen, ferner über den Handel, das Postwesen, besonders aber über den Kunst- und Gewerbefleiß Berlins. Alle diese Aufsätze, bei deren Bearbeitung, wie der Verfasser in der Vorrede sagt, ihm schätzbare Mittheilungen zu Gebote standen, geben ein lebhaftes und interessantes Bild, wiewohl sie nur einem gewissen Theile des Publikums werthvoll erscheinen mögen. Sehr lobenswerth erscheint es uns, daß hier, wie überall, das Historische berücksichtigt ist. — Auf gleiche Weise beginnen im achten Kapitel die Gemälde des Lebens aus den verschiedenen Ständen; hier zeigt der Verfasser, wie zu verschiedenen Zeiten der Hang zum Ernsten oder Fröhlichen vom Fürsten auf das Volk übergegangen, und hierbei ertheilt er dem jetzigen Herrscher sowohl in seinem öffentlichen, wie auch Privatleben das gebührende Lob. Nichts desto weniger tadelt er im Allgemeinen das Leben der Berliner und entwirft von ihnen (S. 263) ein wahrhaft satyrisches Bild. Er schreibt dem Berliner gewisse Eigenthümlichkeiten zu, spricht ihm aber einen durchgreifenden Charakter ab, ein Tadel, der seiner Ansicht nach, ganz Deutschland trifft. Wir können diesem Urtheile über den Berliner nur in gewissen Stücken beistimmen; sonderbar aber erscheint es uns, Jemanden Eigenthümlichkeiten, aber keinen Charakter zuzuschreiben. Ist denn nicht gerade das Verkehrte der Berliner ihr Charakter? Sind denn nicht Modesucht, Nachäfferei des Fremdartigen, Streben nach Afterbildung, und auf der anderen Seite Wohlthätigkeitssinn und Gutmüthigkeit Züge, aus denen sich ein Charakter bildet? Aber der Verfasser will einen durchgreifenden, in allen Ständen auf gleiche Weise sich äussernden Charakter, er will einen National-Charakter. Ja, gute Nacht.

Das vorlezte Kapitel verbreitet sich über die Vergnügungen der Berliner, und auch hier bietet sich dem Verfasser ein großes Feld voll Lächerlichkeiten dar. Der Branntwein ist nach seiner Ansicht bei dem gemeinen Mann die einzige Triebfeder zur Lust, wie er dies namentlich bei dem Stralauer Fischzug und auf dem Schützenplatze nachweisen will. Wenn wir dies auch nicht direkt unwahr finden, so glauben wir doch auf der anderen Seite, daß hierin kein allgemeiner Tadel liegen kann, zumal da im Allgemeinen der Branntwein mäßig genossen wird. Die Hefe des Volks ist vielleicht überall gleich.

Das lezte Kapitel: „Berlin bei Abend und Nacht. Kirchhöfe." — ist wie das kürzeste, so auch das matteste. Wir gestehen offen, daß es uns in der That dunkel geblieben ist, was der Verfasser damit hat sagen wollen.

Im Ganzen verdient das Werk das größte Lob; Gelehrsamkeit und Menschenkenntniß offenbaren sich überall, und es gereicht dem Verfasser zu einer besonderen Ehre, nirgend den Eingebungen der Animosität, wozu so vielfache Gelegenheit geboten wurde, Gehör gegeben zu haben. Die Sprache ist rein und fließend. Die Kupfer, verschiedene Ansichten darstellend, so wie der Plan von Berlin, sind in Druck, Papier und äußerer Ausstattung im höchsten Grade geschmackvoll.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 114. — 9. November 1831.

Taschenbücher.

1) Musenalmanach für das Jahr 1832. Herausgegeben von Amadeus Wendt. Dritter Jahrgang. Leipzig, Weidmann.

Das Portrait des Herrn August Wilhelm von Schlegel ist als Titelkupfer, und im Almanach selbst sind eine ziemliche Anzahl Gedichte dieses Veteranen des Geschmacks gegeben. A. W. von Schlegel hat, wie sein verstorbner Bruder Friedrich, so viele Verdienste um die deutsche Literatur, daß seine kritische Einseitigkeit und seine in den vorliegenden Gedichten sich kund gebende Altersschwäche nicht im Stande sind, ihm etwas von seinem wohlerworbenen Ruhm zu rauben. Wir haben uns von dem Grundsatz seiner Schule, daß die Kunst das Höchste und der Geschmack der Maaßstab für alle Dinge sey, losgerissen, und eine andre kritische Schule gegründet, welche der Kunst die Natur, dem Schein die Wirklichkeit, dem Traum das Leben entgegenstellt, darum aber keineswegs der Kunst feindselig ist, sondern sie vielmehr sehr freundlich von ihren Verirrungen zum Leben und zur Natur zurückführen will. Indem wir uns auf diese Weise der Schlegel'schen Schule opponirt, haben wir doch niemals deren große Verdienste um Kunst und Geschmack, und deren Nothwendigkeit im Stufengange der Kultur geläugnet. Wenn sich jezt in diesem Taschenbuche Schlegel in etwas stumpfen Epigrammen gegen Schiller, gegen Niebuhr, gegen Arndt, gegen Rückert ꝛc. und unter andern auch gegen den Redakteur unsrer Blätter ausläßt, so nehmen wir dies als sehr natürliche Symptome seines zunehmenden Alters geduldig hin. Das Alter, das zum Gefühl bisheriger Einseitigkeit gelangt, ohne zugleich auch zur Erkenntniß derselben zu gelangen, pflegt gegen die alten und neuen Gegner, die es nicht mehr zu besiegen, nicht mehr zu überleben hoffen darf, gereizt und bitter zu werden, wie dies auch dem alten Voß, Schlegels Antagonisten, begegnet ist. Die Nation und die Nachwelt wird diese Epigramme nicht unterschreiben, sie wird aber dem Greise verzeihen. Wenn auch Schlegel über die schwäbischen Dichter und namentlich über Schiller spottet:

> Wenn jemand Schooße reimt auf Rose,
> Auf Menschen wünschen, und in Prose
> Und Versen schillert: Freunde, wißt,
> Daß seine Heimath Schwaben ist.

* * *

> So lang es Schwaben gibt in Schwaben,
> Wird Schiller stets Bewundrer haben.

so wird doch dadurch die Heimath der Minnesänger und die Heimath Uhlands ihren Ruhm keineswegs verlieren,

und des süßen Liedes Zauber wird fort und fort im Schwabenlande walten; Schiller aber wird, ein Heros, durch die Jahrhunderte schreiten, und seines Herzens lautres Gold wird baare Münze im Umlauf des Volks seyn noch in den spätesten Zeiten, wenn Niemand sich mehr daran erinnern wird, daß A. W. von Schlegel einmal in einem Epigramme Schiller einen Bettler genannt, der bei seinem Bruder Friedrich Schlegel, dem Krösus, betteln geht. Auch Ludwig Tieck wird nicht deswegen, weil Schlegel ihm zuruft:

Freund, sey stolz! Der erhabne, der Genius, spendet ein Lob dir:
Goethe bezeugt; du seyst wirklich ein leiblicher Mensch.

Tieck wird nicht deswegen, weil Goethe ihn durch eine solche Phrase mehr beschimpft, als ehrt, in allen kommenden Zeiten unter den größten deutschen Dichtern glänzen, sondern weil er wirklich dieser große Dichter ist. Wenn es allein auf Goethe ankäme, so müßte gar mancher Pinsel, den Goethe in Kunst und Alterthum leidlich gefunden, ins deutsche Pantheon gelangen, wohin er nie gelangen wird. Genug von diesen Lappalien, deren wir uns in Schlegels Namen schämen.

Der diesjährige Musenalmanach wird, wie uns der Herausgeber zu verstehen gibt, wahrscheinlich der lezte seyn. Dies wäre nicht zu verwundern, da sich darin so heterogene Elemente beisammen finden, und z. B. mehrere der von Schlegel verspotteten Dichter als Mitarbeiter mit ihren Versen dicht neben dem Spötter paradiren. Das ist für unsre Zeit charakteristisch. Ehemals schaarten sich wohl die Romantiker gegen die Klassiker zusammen, jezt aber kann man nicht einmal mehr eine Parthei unterscheiden und Freund und Feind stehn in Reih und Glied durcheinander, so daß der Krieg Aller gegen Alle gewissermaaßen wieder wie der allgemeine Friede aussieht, in der kleinen poetischen Welt ganz so wie in der großen politischen. — Wir würden sagen, es sey Schade, daß die freundschaftlichen Verbindungen schöner Geister immer seltner werden, und daß die Poesie durch Isolirung ihrer Freunde verliert, wenn wir nicht in einer Zeit lebten, in welcher diese Erscheinung natürlich ist, in welcher die heitre Welt der Kunst in den Hintergrund treten muß. Wir können uns aber darüber mit dem Gedanken trösten, daß die Stürme austoben, daß die Musen mit ihren freundlichen Gaben zurückkehren, daß unter allem, was in der Zeit sich verjüngt, die Poesie vielleicht zulezt kommt, aber dann auch gewiß den ersten Rang einnimmt.

Der Almanach bringt noch manches schöne Gedicht, dessen sanfter Klang den Lärm der Gegenwart überdauern wird. Graf Platen-Hallermünde sendet aus Italien einige liebliche Romanzen und Oden. Eine der schönsten, Zobir, ist der arabischen Geschichte entlehnt, aber nicht ganz getreu wiedergegeben, und es dünkt uns, der Dichter hat einen sehr feinen Zug fallen lassen. Gregor, der byzantinische Statthalter in Afrika, bietet dem seine schöne und kriegerische Tochter Maria an, der den Chalifen tödten werde. Zobir, ein Araber, gibt dem Chalifen den Rath, seinerseits dieselbe Schöne dem zu versprechen, der ihren Vater tödten werde. In der Schlacht tödtet er selbst Gregor, verbirgt sich aber und verhehlt, daß er der Thäter sey, um das unglückliche Mädchen, welches gefangen worden, zu schonen. Die Geschichte sagt, er habe sich aus zartem Gefühl vor ihr verborgen, Graf Platen aber macht daraus, er habe sie mit verächtlichem Stolz öffentlich zurückgestoßen. Das erstere scheint uns bei weitem poetischer, und dies ist wieder einmal ein Beweis, daß die Dichter in der Regel besser thun, sich treu an die Geschichte zu halten, als sie willkührlich zu ändern. Das Gedicht von Platen, der Vesuv, ist in jeder Hinsicht vortrefflich, und in seiner Einfachheit vielleicht das Meisterstück dieser ganzen Sammlung:

Schön und glanzreich ist des bewegten Meeres
Wellenschlag, wenn tobenden Lärms es anbraußt!
Doch dem Feuer ist kein Element vergleichbar,
Weder an Allmacht,

Noch an Reiz fürs Auge. Bezeug' es Jeder,
Der zum Rand abschüssiger Kratertiefe,
Während Nacht einhüllt die Natur, mit Vorwiz
Staunend emporklimmt,

Wo im Sturmschritt rollender Donner machtvoll
Aus dem anwuchsdrohenden, steilen Kegel
Fort und fort auffahren in goldner Unzahl
Flammige Steine,

Deren Last durch Gluten und Dampf geschleudert,
Bald umher auf aschige Höh'n Rubine
Reichlich sät, bald auch von des Kraters schroffen
Wänden hinabrollt:

Während still, aus nächtlichem Grund, die Lava
Quillt. — Des Rauchs tiefschattige Wolk' umdüstert,
Holder Mond, dein ruhiges, friedenreiches,
Silbernes Antliz!

Auch für die Polen singt Platen einen Helden- und Todesgesang voll Begeisterungsgluth und Karln X. zürnt er eine ernste antik-tragische Klage nach. Ernst Moriz Arndt hat auch die Harfe von der Wand genommen, und singt uns noch einige patriotische Gesänge:

Und es leuchten deutsche Flammen
Und die Lohe schlägt hervor,
Geister die dem Licht entflammen,
Wollen heut' zum Licht empor,
Treu des Herzens ew'gen Sagen,
Wovon jede Fabel spricht,

Wollen sie den Himmel fragen:
Ist es licht? und wird es licht?

Ward er darum nicht vernichtet
Jener Fürst der Schreckensmacht,
Weil er hielt den Pfad gerichtet
Grade hin zur düstern Nacht?
Gott der Ehren, Gott der Gnaden,
Gott der Freiheit, Gott des Lichts,
Stürztest Du mit Schmach beladen
Darum Satan nicht ins Nichts?

O die Fragen in die Ferne
Und die Räthsel, die die Welt
Gar zu gern an jene Sterne,
Die dort oben leuchten, stellt!
Nein! zurück zur grünen Erde!
Zu euch selbst zurück! zurück!
Sucht den Spruch am eignen Herde
Spruch von Freiheit, Kraft und Glück.

Unter den Gedichten von **Adalbert von Chamisso** zeichnen sich besonders „die Verbannten" aus, worin in herzergreifenden Bildern das Loos der um der Freiheit willen nach Sibirien Verbannten geschildert wird. Eine der schönsten Stellen lautet:

Ich bin in dieses meines Grabes Räumen
Ein freier Mann, und bin die Nachtigall,
Die hier allnächtlich singt von ihren Träumen.

Mir bleibt der freien Stimme voller Schall
Die volle Lust des ungebroch'nen Muthes,
Und der ich bin, der bin ich überall.

Die Erde lehrt mich und der Himmel thut es,
Die Sterne, welche kreisend zu mir sagen:
Es treibt uns unablässig, nimmer ruht es.

Sieh' scheitelrecht dort über dir den Wagen,
Noch lenkt er aufwärts, strebet noch hinan,
Um zu der Tiefe jenseits umzuschlagen.

Ich bin zur Tiefe kommen meiner Bahn,
Ich oder Andre müssen wieder steigen,
Und was ich träumte, war kein leerer Wahn.

Das wird am Tag der Völker bald sich zeigen,
Denn hält die Wage schwankend sich noch gleich,
So muß die volle Schale doch sich neigen.

Die kleinen Gedichte von **Karl Mayer**, die das Stillleben der Natur in seinen zartesten Momenten auffassen, und worin der Geist wie ein spielender Elfe bald auf einem Sonnenstrahl schaukelt, bald auf einem Blatt über den Bach schifft, bald mit einem Aurikelauge buhlt, bald vor dem Spiegel eines Thautropfens mit sich selbst kokettirt, sie sind in ihrer Art sehr lieblich, z. B.:

Die Wellen wissen, was sie sollen,
Sie ziehn dahin mit frohem Rauschen;
Mir aber hemmen sie mein Wollen,
Denn ich muß stehn und ihnen lauschen.

* * *

Manch zarter Waldeswipfel schwankt
In süßem Westehauch,
Und so in seinen Höhen wankt
Mein stiller Ernst nun auch.

* * *

Ich lieb' am grünen Blüthenrein
Ein still Gehöft und Haus,
Mit Kukuksruf vom Wald herein
Und Hahnenschrei hinaus.

* * *

Mit Sang erfüllt die Nachtigall,
Wie ferner Donner dort mit Schall
Noch spät das süße Blüthenthal,
Erschwerend mir des Horchens Wahl.

Auch **Leopold Schefer** hat sich in dieser Art gefallen, nur daß er mehr Symbolik hineinträgt. Eins der schönsten Gedichte ist folgendes:

Nun stehen unzählbare Blumen auf,
Die Millionen Jahr die Welt verschlafen.
Sieh jedes Veilchen ist ein Neues, Erstes,
Zum erstenmale in dem Zaubergarten
Der schönen Erde, und so lebt es neu,
Und neu und jung ist Alles um die Neuen:
Die Sonn ist erst am Himmel aufgehangen,
Die Erd ist jezt erst für sie hingebreitet,
Und keine Knospe, kein Aurikel weiß
Von jenen alten erdberühmten Kön'gen
Des längst verträumten Puppenspiels — von Xerxes
Und Artaxerxes, und Cäsar und Herodes,
Die wen'ger sind als heut vier Gänseblümchen.
O schönes reines Leben dieser Blumen!
Der Bienen, die um diese Blumen surren!
Und dieser Lerchen, die um alten Tand
Und neuen, und um allen künft'gen Tand
Nicht wissend, selig singend droben schweben! —
Der Menschheit Qual vergessen, macht so selig
Wie Veilchen, Bienen, und die Lerchen sind;
Der Menschheit schönes Daseyn, schönes Ziel
Vor Augen haben und im Herzen tragen,
Das aber macht den Menschen götterhaft.

Von **Ludwig Tieck** ist sein Prolog zu Goethes Faust hier abgedruckt; auch von **Friedrich Rückert**, **Ulrich Hegner**, den Brüdern **Pfizer**, **Wakernagel**, **Anastasius Grün** ꝛc. erhalten wir einige Gedichte, und

Reliquien von Arnim und Waiblinger. Nahe am Schluß findet sich noch folgendes Gedicht von Platen:

An Franz den Zweiten.

Ohnmacht, Zerstückelung, jegliche herbe Schmach
War unser Loos, seitdem du Germaniens
Reichsapfel nicht mehr wiegst in deiner
Rechten, o Herr, und von uns verlassen,

Uns alle preisgabst schimpflichem Untergang!
Wohl that Erneurung unserem Reiche noth,
Doch nicht Zerstörung; tief im Busen
Trug es den edelsten Keim der Freiheit,

Und hielt des Rechts Waagschalen unwandelbar,
Wo Kaiser, Volk und Fürsten in heiliger,
Dreifacher Einheit wechselseits sich
Förderten, aber zugleich beschränkten.

Du zeihst des Abfalls uns, des Verraths mit Recht!
Wir zeihen dich, daß über die Alpen stets
Dein Aug gekehrt war, daß du Völker,
Deinem Germanien fremd beherrschtest!

Einst griff sogar nach spanischem Ehering
Habgierig Oestreich; doch es erwarb sich nur
Deutschlands Verlust. Sein fünfter Karl war
Unser Verderben und ganz Europa's!

Jedwedes Unheil, welches die Welt betraf,
Floß aus der Brust ehrsüchtiger Könige,
Die unbefriedigt durch das Erbtheil
Ihres Geschlechts in die Fremde schweiften.

Vergebens hoffst du, daß der Lombarde je
Dich lieben lernt, daß je es der Pole lernt!
Wohl schleifte Mailand Barbarossa,
Aber es blutete Conradin auch.

Gib deinem Deutschland wieder ein deutsches Herz:
Dann wird, fürwahr, frohlockenden Jubelrufs
Dein wahres Volk aufnehmen seinen
Alten und kummergebeugten Kaiser! —

Wer Sklave Rußlands wünschte zu seyn, er bleib's,
Wir möchten frei seyn, einig und groß; zu uns,
Die dein in Sehnsucht täglich warten,
Kehre zurück, o geliebter König!

Baschkireneinfall halte von uns entfernt;
Dann beut in Freundschaft deinem erneuten Volk
Das neue Frankreich auch den Handschlag
Ueber dem heiligen Sarg in Achen.

2) Vesta. Taschenbuch für das Jahr 1832. Zweiter Jahrgang. Wien, Ludwig.

Neben dem Damentaschenbuch der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, welches jährlich so bewundernswürdig schöne und zarte englische Stahlstiche bringt, ist die neuerschienene Wiener Vesta unter allen übrigen deutschen Taschenbüchern durch die Schönheit ihrer Kupfer das ausgezeichneteste. Das Titelkupfer ist Karl der Kühne, gestochen von Passini, nach dem in der k. k. Gallerie im Belvedere befindlichen trefflichen Gemälde von Holbein. Unter den übrigen 6 sämmtlich sehr schön gestochenen Bildern zeichnen sich besonders die beiden lezten aus: die kleine Obsthändlerin von Brenner, und die Wölfe von Gauermann, beide gestochen von Passini. Das erste ist ein äußerst liebliches Genregemälde voll Natur, das andre ein schönes Thierstück. Die Negersklavin von Fendi scheint uns dagegen ein wenig zu modern gehalten, d. h. sie macht mit ihrer reizenden Attitude und mit ihren Thränen etwas zu viel Anspruch und sieht nicht ganz so aus, als ob sie von Niemand gesehn würde. Es ist die naive Unbefangenheit nicht darin, wie in der Obsthändlerin. Noch moderner ist die Vorsehung von demselben Künstler. Man muß dabei unwillkührlich an die Wiener Modejournale denken. Ohne weder den Formen noch den Gedanken dieser beiden weiblichen Bilder Schönheit absprechen zu wollen, tadeln wir daran nur das Anspruchsvolle, Theatralische, das wir als das vorzugsweise moderne in neuern Gemälden nur zu oft hervortreten sehen, und zwar nicht nur in Genregemälden oder Allegorien, sondern auch in historischen Gemälden der neualtdeutschen Schule. Wir können uns nicht verhehlen, daß uns der anspruchsvolle Tiefsinn auf der Prophetenstirne jedes alten Kriegsmanns, und die anspruchsvolle Pruderie auf dem Madonnengesichtchen jedes jungen Mädchens zuwider ist. Wir tadeln das Pretentiöse der französischen Maler, die affektvollen, zu theatralischen Stellungen ihrer Figuren, die nationelle, fast krankhafte Beweglichkeit. Ist aber nicht auch unsre deutsche Ruhe etwas zu pretentiös? Lehnt nicht so ein alter deutscher Bär mit einer Weisheitsmiene auf seinem breiten Schwert, als ob er Michel Angelos Gott Vater wäre und eben die Welt gemacht hätte? Liegt nicht in mancher abgebildeten Mädchenunschuld etwas sehr Gemachtes? Wir glauben nicht, daß sich die neualtdeutsche Schule schon von jeder Affektation losgesagt habe, obgleich gerade die Naivetät ihr Schiboleth ist. Wir machen ihr aber auch keinen Vorwurf daraus, denn es gehört mehr als Genie dazu, in den Künsten den Geschmack völlig zu reinigen, es gehört auch eine Zeit dazu, die das Genie unterstüzt und regelt. Jezt machen die Künstler die Kunst, erst wenn wieder Zeiten kommen, in welchen die Kunst Künstler machen wird, kehrt ein neues goldnes Zeitalter für beide zurück. Jezt ist die Willkühr der Manieren und Individualitäten zu vorherrschend, ein buntes mannichfaches Kunstfeuerwerk, das uns die eine große klare Sonne Griechenlands nicht ersezt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 115. — 11. November 1831.

Rechtskunde.

1) Die Wissenschaft des natürlichen Rechts. Von Theodor Schmalz, königl. preuß. geh. Justizrathe 2c. Leipzig, Brockhaus, 1831.

Der Mann, der dieses Buch geschrieben hat, ist nicht unberühmt. Wer kennt nicht den Ankläger des Tugendbundes und den Ausleger der deutschen Bundesakte, den Mann, der mit seinen mildherzigen Fragezeichen so viel Galle aufgeregt hat? Wer kennt nicht den Sophisten der Restauration, der so geschickt, nachdem der Zweck erreicht war, die Mittel zu desavouiren wußte? Wer kennt nicht den geschwornen Feind jedes freien Gedankens und Gefühls? Mit einem Wort, wer kennt Schmalz nicht? Wenn die Grabrede, die wir ihm hier kraft unsres Amtes, aber wider Willen halten, ihn nicht genug ehrt, so liegt die Schuld wahrhaftig nicht an uns. Die schreckliche Trivialität der Schrift, die er uns hier hinterlassen hat, spricht selbst dem Ernst des Grabes Hohn.

Auf welcher Stufe der Kultur der Herr Geh. Justizrath sich sein Publikum denkt, mag unter anderm daraus erhellen, daß er die allerbekanntesten Dinge erklärt, wie der selige Funke in seinen Kinderfibeln, z. B. S. 119: „Preis heißt das, was für eine Sache im Tausche gegeben wird, und Waare die Sache, wofür es gegeben wird." Sonach dürfen wir uns freilich nicht wundern, daß er politische Kinder vor sich zu haben glaubt, die es wohl nicht übel nehmen werden, wenn er ihnen die unsinnigsten Dinge vorschwazt.

Der Kern seiner Lehre besteht nun in dem Saz: Der Souverain beschüzt die Unterthanen und diese gehorchen ihm dafür; der Souverain hat aber nur die moralische Verpflichtung, die Unterthanen zu schützen, ohne daß er rechtlich dazu gezwungen werden kann, während die Unterthanen unter allen Umständen nur zu gehorchen haben. Unter dem Schutz versteht Schmalz zwar allerdings den Schutz der Freiheit, aber wie? Wenn es dem Souverain beliebt, die Freiheit der Unterthanen nicht zu beschützen? Dann, sagt Schmalz, muß es sich der Unterthan gefallen lassen. Hier die Beweisstellen: §. 351. „Der Zweck, um dessentwillen jeder Einzelne in den Staat tritt oder darin bleibt, ist Schutz seiner Freiheit. Wer aber Schutz begehrt, muß in allen Dingen, welche sich auf den Schutz beziehen, Dem Folge leisten, der ihn schützen soll. §. 354. Majestät, höchste Gewalt, Hoheit, Souverainität ist die Gewalt, also das Recht, die Mittel zum Zweck des Staats auszusuchen, zu ordnen

und anzuwenden. §. 356. Unterthan sind alle die Einzelnen, physischen oder moralischen Personen, welche unter Bedingung des Gehorsams geschützt werden. §. 364. Der Souverain hat kein Recht, die Unterthanen zu etwas anderm zu bestimmen, als zu dem Zweck des Staats, also zur Sicherung der Freiheit und der Rechte aller Einzelnen. Dazu hat er allein auch die Pflicht; sein Recht und seine Pflicht fallen also in Eins. §. 365. Aber dagegen ist auch die Pflicht des Gehorsams jedes einzelnen Unterthanen absolut, und keinem Unterthan ist selbst dann nicht erlaubt, ihn zu weigern, wenn auch der Souverain ihm für seine Person Unrecht gethan hatte. §. 366. Der Souverain ist unabhängig und für seine Handlungen nie verantwortlich. Oder wenn das Volk durch Bevollmächtigte den Souverain zur Verantwortung ziehen wollte, dann wären ja gerade diese Bevollmächtigte selbst Souverain und wem wären diese nun wieder verantwortlich?" Mit diesem Trugschluß weist Schmalz alle und jede Verantwortlichkeit, auch die der Minister ab, und behauptet ohne weiteres, das Volk habe unter allen Umständen nur zu gehorchen, der Souverain aber habe zwar die Pflicht, die Unterthanen zu schützen, wenn er es aber nicht wolle, so könne Niemand mit ihm darum rechten.

Da Schmalz auf diese Weise den Staat der absoluten Willkühr des Souverains Preis gibt, so ist es auch ganz natürlich, daß er jede höhere Bestimmung des Staats als Erziehungsmittel der Menschheit zu höherer Kultur und höherem Glücke rein wegläugnet. Er sagt Seite 110: „Man hat angeblich höhere Zwecke und umfassendere dem Staate geben wollen, Glückseligkeit oder Entwickelung der Menschheit. Es ist aber offenbar, 1) daß Niemand im Ernst vom Staate Wohlfahrt und Entwickelung seiner Anlagen, sondern nur Wegräumung Dessen, was ihn widerrechtlich hindert, beides zu erwerben, fordert; 2) daß man Niemanden ein Recht zugesteht, vom Staate zu fordern, was ihn glücklich mache oder seine Anlagen entwickle (jeder Verständige wird vielmehr sein Glück von der Vorsehung und eignem Fleiße erwarten, und sehr dagegen protestiren, daß nicht Staatsbehörden sich damit befassen, ihn nach ihrem Sinne glücklich zu machen oder seine Talente zu entwickeln); 3) weder Glück kann der Staat geben, er, der so vieles und gerade das herbste Unglück nicht verhüten kann, noch die Menschen zu Weisen oder Geschickten und Verständigen machen. 4) Endlich alle Einrichtungen unter den Menschen überhaupt haben am Ende eben diese Zwecke, und sind also dem Staate nicht eigenthümlich."

Indeß tröstet Schmalz Seite 197 den Freund der Humanität damit, daß ja nur alle Staaten die nach seiner Lehre zweckmäßigste und vollkommenste Verfassung, nämlich die Despotische, haben dürften, um alle jene humanen Zwecke zu erreichen; denn, so schließt der große Mann, in der absoluten Erbmonarchie, und in ihr allein, fällt das Interesse des Volks mit dem des Souverains völlig in Eins zusammen, und da man voraussetzen darf, daß der Souverain immer sein Bestes wollen wird, so wird er damit zugleich auch das Beste des Volks wollen. Er sagt: „Unter allen Verfassungen hat die Erbmonarchie den großen Vortheil, daß sie allein wirklich gewährt, was unsere Mode Staatsgarantien seit einigen Jahren genannt hat. In allen übrigen Staatsverfassungen nämlich ist immer das öffentliche Interesse des Staats und der Unterthanen von dem Privatinteresse der Machthaber verschieden; und diese können sich also auf Kosten der Unterthanen bereichern und durch Privatneid oder Privatfeindschaft gar leicht zu Ungerechtigkeit und Unterdrückung der Freiheit Einzelner gereizt werden. Der Erbmonarch hingegen und seine Familie sind nur so reich als seine Unterthanen, nur so mächtig, als sie kultivirt sind. Auch der beschränkteste Verstand muß aber einsehen, daß Wohlstand und Kultur nur in Freiheit gedeihen, unter dem Despotismus nothwendig zu Grunde gehen; und also ist der Schutz der Freiheit jedes einzelnen Unterthanen gerade das eigene höchste Interesse des Erbmonarchen und seiner Familie, und dem Beschränktesten muß einleuchten, daß er selbst zehn Mal so reich ist, wenn seine Unterthanen zehn Mal reicher werden."

Schade nur, daß die absoluten Erbmonarchen dies keineswegs immer eingesehn haben, und daß gerade da, wo Land und Leute nur Einem absoluten Herrscher erblich zugehörten, weder Kultur noch Freiheit je hat gedeihen wollen, wie alle muhamedanischen Dynastien, wie alle zerrütteten Reiche Asiens bewiesen haben. Die Geschichte der Chaliffen, der Moguls, der Schachs und Sultans liefern einen äußerst passenden Kommentar zu den kostbaren Deklamationen des Herrn Geh. Justizraths.

Daß das Ideal dieses Herrn nicht nur weltlicher absoluter Herrscher, sondern zugleich auch Haupt der Kirche seyn muß, versteht sich von selbst, denn er sagt: „Die Kirche will vom Staate Schutz, und deshalb ist sie ihm zum Gehorsam untergeordnet." Seite 218. Die Kirche ist also eine Unterthanin, wie alle andern, und hat so wenig als andre das Recht, sich zu beklagen, wenn der Souverain sie etwa zufällig nicht schützen will.

Um es indeß durch diese Anpreisungen der absolutesten aller möglichen Monarchien, mit der Aristokratie nicht ganz zu verderben, zeigt sich Schmalz geneigt, derselben einige Privilegien zuzugestehen. Seite 132 thut er den mysteriösen Ausspruch: „Da Erb-Reichthum (der

Unterthanen) nicht zu verhüten ist, so mag Erb-Rang dem Erb-Reichthum Gegenwicht halten, zum Besten derer, denen beides fehlt." So steht es wirklich gedruckt. Was der Verfasser aber unter dem Besten derer, die nichts bekommen sollen, versteht, das hat er uns leider nicht gesagt.

Dies sind die vielgepriesenen Grundsätze eines berühmten Staats- und Rechtsgelehrten in dem präsumtiv gebildetesten Staate Europas im neunzehnten Jahrhundert.

2) Das Reich Gottes auf Erden. Von Justus Seifart. Leipzig, Sommer, 1830.

Schöne Geister begegnen sich. Seifart geht sogar noch einen Schritt weiter als Schmalz. Er dedicirt sein Buch, nicht etwa ironisch, sondern in vollem Ernst Sr. kaiserlichen Majestät dem Großsultan und wirklichen Nachkommen des Propheten der Osmanen, Mahmud II., in allertiefster Ehrfurcht. Bey Allah und seinem Propheten! es ist kein Scherz. Der Leser lese nur das Buch selbst, und er wird finden, daß Seifart den Sultan Mahmud für das Ideal eines allerchristlichsten Königs hält, daß er zwischen Islam und Christenthum keinen Unterschied findet, als den, daß im Islam der Sinn des Christenthums namentlich in Bezug auf die Politik besser getroffen ist, als in andern christlichen Konfessionen, und daß er sehnlichst wünscht, die christlichen Staaten möchten sich bald auf die Höhe der muhamedanischen erheben. Er ist mit Schmalz einverstanden, daß die absolute Regierungsform die beste sey, und zwar, weil sie die christlichste sey und weil der Islam, die vollkommenste Gestalt des Christenthums, diese Form verlange. Er sagt, S. 53: „Der Thron ist der wirkliche Stuhl Gottes vor den Menschen, die unbewegliche Rechte, die ewigen und unveränderlichen Gesetze des Allerhöchsten für alle Zeiten und Generationen unter ihnen heilig und unverletzlich zu bewahren, und der König ist der Repräsentant seines Volks vor Gott. Der Thron, ruhend auf der ewigen und unveränderlichen Grundlage des Allerhöchsten, ist ebendeshalb selbst unbeweglich und bestimmt, die Rechte Gottes und die Pflichten der Menschen durch seine Unveränderlichkeit von einem zum andern Geschlecht zu übertragen und in ihrer Heiligkeit zu bewahren, und da das Leben eines Staats, wenn gleich Zeitbedingungen unterworfen, auf einer viel höhern Stufe der organischen und intellektuellen Ausbildung steht, als das Leben des Individuums, zu dem noch kein Menschenalter wie ein Jahr, kein Jahr wie eine Stunde, und keine Stunde wie eine Sekunde im Verhältnisse steht, und da das Königthum dem Volksleben angehört, so sind dieses die Gründe und zwar die absoluten und Naturrechtsgründe der Legitimität und Souveränität, oder mit andern Worten gesagt: der absolute Grund, daß das Königthum in einem erblichen Zusammenhange stehen muß, ist Gott selber und seine unveränderlichen Rechte. — Die Einfachheit ist nicht immer die Vollkommenheit. Immer aber ist das Vollkommene das Einfachste und schon deshalb ist das moralische Princip als das Ebenbild Gottes oder die Einheit einer unendlichen Mannichfaltigkeit, oder als Inbegriff unendlich viel homogener Theile derjenige Staatsverband, welcher die möglichst größte Wohlfahrt für alle Stände erwarten läßt. Allein erst dann ist ein König im wahrsten und vollsten Sinne König, wenn er die Macht hat, durch Talent und Willen mit einem Federstriche Millionen Menschen zu beglücken, und darin allein ist er wahrhaft glücklich und zu beneiden. Aber wenn er nicht mehr die Hungrigen sättigt, den Bedrängten hilft und die Thränen der Wittwen und Waisen trocknet, alsdann hat er schon aufgehört, Vater des Vaterlandes zu seyn. — Auch ein König ist Mensch und nicht unfehlbar. Er ist, wie Alle, menschlichen Ansichten, Neigungen und Irrthümern unterworfen, und kann deshalb aus freier Willensmeinung und eigener Machtvollkommenheit nicht anders, als eine natürliche Beschränkung des königlichen Willens und der königlichen Auctorität wünschen. Jedoch Wollen und Handeln dürfen im Staate nicht getrennt werden. Sie gehen beide von einer souverainen Behörde aus. Die Stände sind nur dazu da, daß der Souverain Anleitung zum Rechtwollen und Umsicht zum Richtighandeln habe. Zweifelsohne sprechen wir daher nur von dem unbeschränkten, durch die Natur des Rechts, der Wahrheit und des göttlichen Gesetzes allein beschränkten Königthume und nicht von jenen Zerr- und Schreckbildern, welche den Despotien ähnlich sind, und welche man zum Theil konstitutionelle Monarchien nannte, wir sagen, den Despotien ähnlicher als dem Ideale des Königthums in der Vorstellung vom Reiche Gottes auf Erden." —

Hier hätten wir also dasselbe, wie bei Schmalz. Der Souverain soll nicht durch eine äußere Schranke, sondern nur durch seine eigne Ansicht vom Recht, von der Wahrheit und vom göttlichen Gesetz in seiner Willkühr eingeschränkt seyn, und wenn er zufällig keinen Sinn für Recht und Wahrheit hat und die göttlichen Gesetze verspottet, — nun so ist er dennoch unverantwortlich und Niemand darf mit ihm rechten. Eine konstitutionelle Schranke, eine Deputirtenkammer, sagt ja der Verfasser ausdrücklich, sey schlimmer als die Despotie.

Im Einverständniß mit Schmalz fährt der Verfasser fort, Seite 81: „Da der Thron des Königs der Stuhl Gottes ist, seine Rechte vor den Menschen, wie die Pflichten der Menschen vor Sr. Heiligkeit zu vertreten, und da ferner der Staat der Tempel Gottes ist, worin die Menschen Gott recht zu dienen angewiesen sind, so sind die Könige der Erde nicht nur erste Staatsbürger, und Staatsbediente, sondern auch erste Priester der Kirche, welche im Zwecke mit dem Staate Eins, und nur in unerheblichen Dingen, als Mittel betrachtet, zu unterscheiden sind. — Ein anderes sichtbares Oberhaupt der Kirche gibt es nicht, und die Macht des Kirchenregiments ist von Gottes und Rechtswegen, auf den Grund seiner ewigen und unveränderlichen Ordnung der Natur und seines heiligen Willens, die Macht des Staats. Der König irgend eines Volks ist auch Oberpriester desselben.“

Da nun der Islam im Chalifen den sichtbaren Stellvertreter Gottes auf Erden, zugleich als weltliches und kirchliches Haupt erkennt, so entspricht er dem Ideal des Verfassers am vollkommensten, und wird von demselben ausdrücklich vertheidigt. Seite 129 heißt es darüber: „Man sucht an Mahomed Flecken, um seine Prophetenwürde in Zweifel zu ziehen. — Kein großer Mann, der nicht durch große Leidenschaften groß wird. Muß es sich doch das Licht des Tages gefallen lassen, daß man in ihm Flecken entdeckt hat, und Mahomed hat sich gar nur dem Monde gleich gestellt! — Mahomed, der die größten Staatsveränderungen und die späteren Jahrhunderte durch übernatürliche Ursachen geschafft und geformt hat, dessen Früchte gut, rein und edel sind, ist ein wahrhaftiger Prophet des Herrn, und seine Religion göttlicher Natur und göttlichen Ursprungs.“

Wer diese guten, reinen und edlen Früchte näher kennen lernen will, den bitten wir nur Burckhards Reisen durch die arabisch-türkischen, und Frasers Reisen durch die persischen Provinzen zu lesen. Und wer auch dann nicht begreift, woher der furchtbare religiöse, politische, sittliche und intellektuelle Verfall der muhamedanischen Völker herrührt, den bitten wir, die Geschichte des Chalifats, der Osmanen, Perser und Inder zu lesen.

Genug davon. Es wird dem deutschen Publikum genügen, zu erfahren, bis zu welchem Grade noch immer die Absurdität deutscher Gelehrten geht. Referent aber verfehlt nicht, das Werk des Herrn Seifart seiner auserlesenen Sammlung literarischer Mißgeburten einzuverleiben, deren Katalog und Beschreibung er später einmal als Beitrag zur geistigen Naturgeschichte herauszugeben gedenkt.

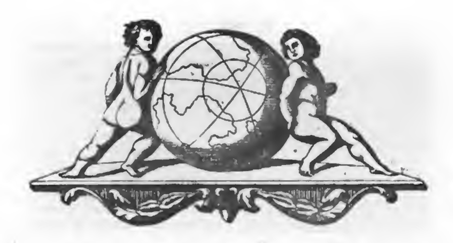
(Die Fortsetzung folgt.)

Roman.

Leben, Thaten und Fahrten eines jungen Buchhändlers, oder: Erziehung und Leben. Schwelm, Scherz, 1830.

Die Erinnerungen an den Buchhändler Palm, den Martyrer deutscher Freiheit, die Beziehungen auf vaterländische Angelegenheiten überhaupt und insbesondre die Andeutungen in Hinsicht auf den Buchhandel geben dieser Lebensgeschichte ein allgemeines Interesse. Ansichten, wie folgende, dürften wohl von dem Stande beherzigt werden, den sie am meisten angehn, da sie eines Franklin würdig sind. „Das Leben des Buchhändlers ist ein herrliches Leben. Eine große Macht hat Gott in seine Hände gelegt. Wehe dem, der sie mißbraucht. — Alles Geistige muß in etwas minder Geistigem wurzeln. Die Menschen lesen nicht blos um sich zu belehren, sie wollen auch unterhalten seyn. Ehedem diente dazu der Gesang, jezt das Lesen. Man muß daher den Menschen Unterhaltung verschaffen, man muß manches verlegen und verkaufen, damit die Menschen Lust zum Lesen behalten. Der Glaube muß fest stehen, daß die neue Zeit auf den Schultern der alten und also höher stehe, als diese. Es hat sich durch ältere Schriften so viel Falsches in das Wissen und Leben der Menschen eingewurzelt; durch Lesen des Neuen müssen sie sehen, daß noch immer ein geistiges, lebendiges schaffendes Princip in der Menschennatur da ist, welches das unbrauchbar gewordene ausstößt. Es muß ein starker Büchervertrieb auch deßwegen da seyn, damit die Buchhandlungen bestehen können, die doch ihr Daseyn ohne das irdische Mittel, Geld, nicht erhalten können. — Aber wehe dem Buchhändler, der da glaubt, er dürfe alles verlegen, was Geld einbringt. Er soll den Geist und das Bedürfniß seiner Zeit kennen, und demgemäß wirken. Es gibt immer einen guten Zeitgeist und einen bösen. Jenem soll er huldigen, diesem nicht. — Der Buchhändler ist kein bloßer Kaufmann. Seine Vernunft und nicht blos der rechnende Verstand in ihm muß so gebildet seyn, daß er das Wehen des Weltgeistes vernehmen kann. Wir müssen gelehrte Buchhändler haben, die mit den erforschenden sowohl, als mit den die Wissenschaft für's Leben bearbeitenden Gelehrten Hand in Hand gehen. Wir müssen Buchhändler haben, die nicht durch Unwissenheit in die Sklaverei des bangen Geizes und Eigennutzes kommen.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 116. — 14. November 1831.

Rechtskunde.

(Fortsetzung.)

3) Lehrbuch des Naturrechts, oder der Rechtsphilosophie. Von Dr. Cl. A. von Droste-Hülshoff, Prof. zu Bonn. Zweite Auflage. Bonn, Marcus, 1831.

Als höchsten Grundsatz des Naturrechts stellt der Verfasser auf, daß unter allen erschaffenen Wesen der Mensch allein sich selber Zweck sey, und daß er demnach auch nicht ohne seine Einwilligung zum Mittel für den Zweck eines Andern gebraucht werden dürfe. Indem er (§. 21.) dem Menschen unbedingt das Recht zuerkennt, sich gegen die Zumuthung eines Andern, ihn als Mittel für seinen Zweck gebrauchen zu wollen, nöthigenfalls mit Gewalt wehren zu dürfen, setzt er (§. 141.) auch den Staatszweck in nichts Andres, als in die Pflicht Aller, jedem Einzelnen dieses Naturrecht zu sichern. Er sieht hierin ein absolutes Vernunftgesetz, das weder durch ein geschichtliches Herkommen, noch selbst durch den contrat social geändert werden kann. Die Natur macht ihre Rechte geltend trotz der Gewalt und trotz der willkührlichen Verträge, und der Rechtsphilosoph muß ihr diese Rechte wahren, möchten sie auch noch nirgends in der Wirklichkeit garantirt seyn. In den §. 141 — 146 vertheidigt der Verfasser diese Lehre mit großem Scharfsinn gegen die Lehrern Andrer, welche den Staat theils auf das göttliche Recht, theils auf willkührliche Verträge gründen, und etwas andres zum Zweck des Staats machen, als die Garantie des Naturrechts. In dieser Garantie liegen indirekt schon alle Zwecke, welche die Staatsgewalt vernünftigerweise haben kann, denn sie wirkt hemmend nur auf das Schädliche, befördernd dagegen auf alles Gute. Sie verhindert nur den Mißbrauch, den ein Mensch von Andern machen kann, befördert aber den freien Gebrauch jedes Vermögens und Talentes. Der Verfasser ist auch weit entfernt zu verlangen, daß dieses unveräußerliche Urrecht der Natur historische oder Vertragsrechte, die sich auf besondre Zwecke beziehen, aufheben solle. Er verlangt nur, daß dieselben ihrerseits das Naturrecht nicht aufheben. So spricht er die unbedingte Unabhängigkeit der Kirche aus, (§. 179), verlangt aber, daß die Kirche, so wie sie durch den Staat geschützt werde, so auch ihrerseits nicht die übrigen durch den Staat geschützten Rechte beeinträchtige. Dasselbe gilt von allen andern Genossenschaften im Staate, sofern sie einen besondern Zweck haben. Sie sollen denselben ungehindert, und unter dem pflichtmäßigen Schutz des Staates verfolgen dürfen, aber immer nur so weit, als dadurch das Urrecht Andrer nicht verlezt wird. Wir haben gegen die Konsequenz dieser schönen Lehre durchaus nichts

einzuwenden. Wir stimmen ihr vollkommen bei und behaupten, daß die Rechtsphilosophie, wenn sie nicht der Vernunft und dem christlichen Grundsatz des Menschenwerths und der Menschengleichheit absagen will, nie eine andre Lehre aufstellen kann.

4) System des Naturrechts von Dr. K. M. Besser, Privatdocent zu Halle. Halle und Leipzig, Reinicke, 1830.

Die hier aufgestellte Lehre ist eine andre, denn sie geht vom contrat social aus. Sie spricht als Recht an, nicht was die Vernunft troß aller Verträge verlangt, sondern was die Gesellschaft im Ganzen zu ihrem eignen Vortheil, zu ihrer Erhaltung und Förderung will, und vertragsmäßig festsezt. Sie erhebt nicht die Vernunft, sondern den Gesammtwillen zum Gesetz. Daher kann man auch diese Lehre weniger eine Rechtsphilosophie nennen, als vielmehr eine Theorie der Repräsentativverfassung. Im Resultate stimmt jedoch diese Theorie mit der vorher erwähnten Rechtsphilosophie insofern ziemlich zusammen, als der Gesammtwille jederzeit mehr der Vernunft und dem Naturrecht entspricht, da der böse Wille Einzelner (Despoten, Aristokraten, Demagogen) im Gesammtwillen untergeht und unschädlich wird. Sofern indeß auch der Gesammtwille auf einer niedern Stufe der Volkskultur und im Konflikt mit fremden Staaten sehr oft der Vernunft und dem natürlichen Menschenrecht Hohn sprechen kann, dürfte keineswegs der willkührliche Vertrag, sondern muß das nothwendige Vernunftgesetz die Quelle des Rechts seyn. Das Hauptresultat der Besser'schen Lehre ist: „Die Gesellschaft ist frei. Was für sie als Gesetz gelten soll, muß ihr Wille seyn. Daher steht das Recht der Gesetzgebung allen Ständen, Korporationen, Gemeinden, überhaupt allen Gliedern der Gesellschaft zu. Indeß durch die Gesetzgebung sollen nicht die Privatinteressen einzelner Personen oder Gemeinden, sondern die Interessen des Ganzen, das Recht und die Wohlfahrt der Gesellschaft, geltend gemacht werden. Daher können die keinen Antheil an der Gesetzgebung nehmen, die die Sorge für ihre Subsistenz, für die Befriedigung ihrer täglichen Bedürfnisse nöthigt, ihre Arbeit streng zu verfolgen, und den Industriezweig, dem sie sich widmen, vorzugsweise mit Aengstlichkeit ins Auge zu fassen. Nur die, denen ein hinreichendes Einkommen erlaubt, ihren Blick von allen besonderen Interessen abzuwenden, werden unbefangen genug, und damit fähig seyn, durch den Vorschlag tüchtiger Gesetze für das allgemeine Beste zu sorgen. — Die gesetzgebende Gewalt aber muß es anerkennen, daß das gemeine Wesen sich von dem Willen der Unterthanen nicht unterscheidet, daß das Centrum, in welchem sich die Gesellschaft als vernünftiges Ganze vereinigt, aber das gemeine Wesen ist. Daher hat sie alle besondre Interessen, nicht insofern sie besondere, sondern insofern sie vernünftige Interessen sind, zu berücksichtigen und zu vertreten. — Wenn nun diejenigen Individuen, die dem täglichen Erwerbe nachgehen, von dem Recht, an der Gesetzgebung in Person Antheil zu nehmen, von selbst ausgeschlossen sind, so sind ihre Interessen nichts desto weniger ächter Gegenstand der Gesetzgebung. Wer wird nun dieselben vertreten, wenn sie als Individuen nicht zum gesetzgebenden Körper gehören können. Offenbar Abgeordnete, die sie aus ihrer Mitte erwählen, und die entweder ein hinreichendes Vermögen besitzen, wodurch ihre Subsistenz, während sie ihre Thätigkeit dem allgemeinen Besten widmen, gesichert ist, oder die von den Ständen eine entsprechende Entschädigung für diese Thätigkeit erhalten. Die Deputirten genießen das Vertrauen der Stände, von denen sie gewählt worden sind, denn dieses Vertrauen ist eben der Grund, warum diese Wahl auf ihre Person gerade gefallen ist. — Der Wille des Fürsten ist mit dem Gesetze identisch. Das Gesetz ist zwar in dem Willen eines jeden Unterthans, im gesetzgebenden Körper, in den Regierungsbeamten durchaus gegenwärtig. Aber nirgends kommt diese Gegenwart in ihrer vollen Reinheit zum Vorschein. Die Unterthanen thun ihre Pflicht, wenn sie dem Gesetze gehorsam sind. Die gesetzgebende Gewalt bestimmt die besondern Gesetze, deren Daseyn dem gemeinen Wesen noth thut, und die Regierung setzt die Gültigkeit derselben durch. Erst in der fürstlichen Gewalt erscheint das Gesetz nicht als dieses oder jenes besondere, sondern als Gesetz überhaupt."

5) Die Staatswissenschaft, geschichts-philosophisch begründet von Johann Schön, Privatdocent in Breslau. Breslau, W. G. Korn, 1831.

Diese Schrift betrachtet die Mannichfaltigkeit der in der Geschichte gegebnen Staatsformen als natürliche, je ihrem Ort und ihrer Zeit angehörige Erscheinungen, ohne jedoch wie Hegel zu glauben, daß keine vollkommnere mehr zu erreichen wäre. Es versteht sich von selbst, daß der Verfasser darnach auch alle Staatsformen ohne ein vorgefaßtes Für oder Wider kritisirt, und daß er nicht nach dem unbedingten Recht, sondern nur nach der beziehungsweisen Tauglichkeit derselben fragt. Sofern er aber alle Staatsformen mit einander vergleicht, gibt er derjenigen den Vorzug, welche die größte Mannichfaltigkeit neben der größten Einheit bestehn läßt, während die übrigen entweder in das eine oder andre Extrem fallen. Er sagt Seite 175: „Die konstitutionelle Monarchie ist der einfachste Staat, indem sie nur eine einzige Kombi-

nation der Theilformen zuläßt, erbliche Einherrschaft und beschränkte Regierung. Allein die Einfachheit wird von der höchsten Mannichfaltigkeit getragen. Das Bild dieser Staatsform ist daher in der Pyramide enthalten. Dem Geiste nach ist die konstitutionelle Monarchie entweder feudalistisch, oder demokratisch, je nachdem die Principien von Oben nach Unten, oder von Unten nach Oben ihren Lauf nehmen. — Die Triebfeder, wodurch der konstitutionelle Monarch die Nation in Bewegung setzen kann, ist proportionirte bürgerliche und politische Freiheit. Darauf deutet auch *Montesquieu*, indem er die englische Verfassung als die Verfassung der Freiheit einführet. — Da in der konstitutionellen Monarchie die Monarchie und Republik gewissermaaßen sich durchdringen, so darf man gewiß behaupten, daß sie die Vortheile beider Staatsformen vereiniget. Sie enthält zugleich das rege Leben des Volksstaates, und die Dauerhaftigkeit so wie die Sicherheit des Herrenstaates. — Auch in dieser Staatsform ist der Adel ein wesentliches Element, allein er hat eine andere Bedeutung, als in der absoluten Monarchie. Statt vorzüglich ein Bollwerk des Volkes gegen die Willkühr des Herrschers abzugeben, muß er vorzüglich den unpartheilichen ruhigen Mittler zwischen der Staatsgewalt und dem Volke machen, und in der Pairie oder im Senat völlig aufgehen. Sobald er eine Kaste bildet gegen das Volk, oder eine Parthei gegen die Regierung, so verkennt er seine Natur, wie seine Stellung, und zerstört das Gleichgewicht. Entweder bekommt der Thron ein Uebergewicht und zerschmettert die Freiheit des Volkes, oder das Volk wirft im übermüthigen Anlaufe den Thron zu Boden.“

Sehr wahr ist ferner, was der Verfasser über die Erhaltung der Verfassungen sagt, Seite 176 ff. „Jede Verfassung hat ihre Anhänger und Gegner unter dem Volke. Eine Verfassung erhalten heißt daher nichts anders, als das Uebergewicht auf der Seite der Anhänger bewahren. Dieses geschieht dadurch, daß, die Standhaftigkeit derselben vorausgesezt, die Verfassung durch die Persönlichkeit des Herrschers fortwährend aufrechterhalten, und auf den stärkeren Theil des Volkes gestützt wird. — Was die Anlehnung der Verfassung an den stärkeren Theil des Volkes anbelangt, so kann die Staatsgewalt nur zwischen dem Adel und dem Mittelstande schwanken, denn von der niedern Klasse, die ohne geistige und physische Güter ist, darf nicht die Rede seyn. Weil ein Staat sich als ein Ewiges ansehen muß, so darf die Verfassung nicht auf den Adel gestützt werden. Denn der Adel ist erstlich selten der stärkere Theil, und wenn er es ist, so verliert er sein Uebergewicht mit der steigenden Kultur. Zweitens kann der Adel nicht begünstiget werden, ohne daß alle übrigen Stände zurückgesezt oder erbittert werden. Drittens wird ein mächtiger Adel leicht übermüthig, und bedrohet die Verfassung. Zwar handelt ein Kapitel des Montesquieu von der Geneigtheit des Adels, den Thron zu vertheidigen, allein es führet nur drei Beispiele an, die durch eine Menge entgegengesezter Thatsachen erschüttert werden. Es ist daher nothwendig, die Verfassung auf den Mittelstand zu gründen, denn derselbe bildet die Majorität schon an sich, und wird bei fortschreitender Kultur immer mächtiger. Zweitens, ist derselbe der ruhigste Theil. Große Reichthümer verlocken zu ehrgeizigen Entwürfen, und Armuth reizt zu Umwälzungen an. Alle Völker stimmen daher in das Lob des Mittelstandes ein. Drittens kann der Mittelstand von der Staatsgewalt herangezogen werden, ohne daß die allgemeine Wohlfahrt oder das natürliche Vorrecht des Adels darunter leide. Diese Wahrheiten dürften die Mitwelt überraschen, und doch sind sie über zwei tausend Jahre alt, schon von Aristoteles ausgesprochen.“

Gleich vortrefflich sind folgende Regierungsregeln, S. 189 ff.: „Gibt es nun auch keinen obersten Grundsatz der Regierungskunst in dem scholastischen Sinne des Wortes, so sind doch einige Grundregeln vorhanden, an welche jede Regierung sich binden muß. Die erste Regel gebietet, daß die Regierung nichts Unmoralisches an sich dulde. Es versteht sich von selbst, daß sie keine unsittliche Zwecke verfolgen darf, denn sie würde dadurch ihre Wesenheit verläugnen und sohin das Recht auf Gehorsam verwirken. Allein sie muß sich nicht minder jedes unmoralischen Mittels enthalten, sollte es scheinbar noch so sehr einem höhern, edleren Zwecke dienen. Denn da der Zweck die Mittel nicht heiliget, sehen sich die Organe der Regierung genöthigt, gegen ihr Gewissen zu handeln, und von der Höhe zu sinken, auf welcher sie stehen sollen. Die Unterthanen dagegen verlieren das Vertrauen zu dem sittlichen Geiste der Regierung, und entziehen ihr jene Achtung, deren Mangel sie nicht verschmerzen kann. Wo die moralischen Triebfedern schlaff geworden sind, tritt aber jener leidige Mechanismus, jene Regierungskünstelei ein, woran so viele Güter gewendet, und womit so wenige gefördert werden. Natürlich kommt es hiebei nicht auf die Schulmoral an, sondern die Rede ist von der öffentlichen Meinung, d. h. von dem moralischen Urtheil der Mehrzahl. Diese beleidigen, heißt sich selbst den Stab brechen. *Machiavelli* lehrte, daß es für einen Regenten oft schädlich sey, tugendhaft zu *seyn*, aber immer vortheilhaft, es zu *scheinen*. Aber wenn der Schein vortheilhaft ist, muß es nicht die Sache noch mehr seyn? — Die zweite Regel verbietet der Regierung, den Kreis ihrer Wirksamkeit über dasjenige hinaus zu erweitern, welches Privatkräften unerreichbar, ihr aber physisch und moralisch möglich ist. Sobald sie alles selbst thun will, so geräth sie überall in Gefahr, die Rechte der Bürger zu verletzen, und unternimmt tausenderlei Dinge, welche die Wohlfahrt des Volkes zur Absicht, und den bittersten Unmuth zum Erfolge haben. Die Re-

gierung verwandelt sich in eine Regiererei, die gerade einem aufgeklärten Volke am unerträglichsten ist. Wenn Payne und Godwin die Behauptung aufstellen, daß die Regierung dahin streben müsse, sich entbehrlich zu machen, so können sie doch offenbar nur diese Regiererei im Auge haben. Denn wenn auch Schriftsteller, die den Staat als eine bloße Assekuranzkompagnie für das Privatrecht ansehen, leicht den Zeitpunkt herbei wünschen können, wo es der kostspieligen Anstalt nicht mehr bedarf, so können sie doch nicht die Regierung selbst wegdenken, ohne den Staat mit aufzuheben, und können also auch der Regierung nicht vorschreiben, daß sie im Staate sich verschwinden mache. Dagegen ist die heftige Deklamation gegen die Vielgeschäftigkeit der Staatsgewalt um so natürlicher, da schon Montesquieu das Vielregieren für eine um sich greifende Krankheit erklärte. Ein warnendes Beispiel liefert Sina. Die dortige Regiererei konnte sich nur dadurch erhalten, daß sie bis in das Kleinste den Anschein der väterlichen Vorsorge affektirte, allein ihre ungestörte Fortdauer trug dazu bei, die Nation um alle lebendige Entwicklung zu bringen, und sie auf der Stufe, auf welcher sie sich vor Jahrhunderten befand, gleichsam zu petrificiren. — Die dritte Regel fordert, daß die Regierung von bester Kenntniß des Landes und Volkes ausgehe, und nichts auf das Gerathewohl unternehme. Ein berühmter Arzt persiflirte gerne die eigene Wissenschaft. Wird der Arzt zum Kranken gerufen, sagte er, so kommt er mit verbundnen Augen, ein Stäbchen in der Hand, und spielt blinde Kuh. Trifft er die Krankheit, so genest der Kranke, trifft er den Kranken, so stirbt der Kranke. Es ist gewiß, daß diejenigen, die am Ruder saßen, mit dem goldnen Stäbchen aus Unkunde noch größeres Unglück anrichteten. Man muß es jedoch dankbar würdigen, daß das Bedürfniß der Volks- und Landeskunde in allen größeren Staaten erwachte, und die Einrichtung der statistischen Büreaus begründete. Wenn daraus ein bedeutender Nutzen entspringen soll, ist unerläßlich, daß die Einsammlung der Nachrichten geschickteren Händen übertragen werde. So lange die gewöhnlichen Beamten damit beauftragt werden, kann es weder an schädlichem Leichtsinn, noch an verdammlicher Lügenhaftigkeit fehlen. Der Unterpräfekt von Bethüne hat keine Absurdität aufgedeckt, die nicht auch an andern Orte begangen wurde, denn überall werden die Unterbehörden Hochzeiten und Todesfälle lieber fingiren, als zählen, den Viehstand, die Aernte lieber nach Gutdünken abschätzen, als aufnehmen. Und was soll die Regierung mit diesen Zahlen, wenn sie nicht durch sachkundige Bemerkungen erst eine Bedeutung erhalten? Will die Regierung eine wahre Kenntniß des Landes und Volkes, muß sie auch bei diesen Berichten nicht stehen bleiben, sondern das Licht der Publicität auf ihre Tabellen leiten. Sie muß sich selbst über den Zustand der Nation aussprechen, und auf die Gegenbemerkungen horchen, die man auf verschiedenen Punkten des Staates erheben wird. Nur auf diese Weise erwächst die nöthige Staatskunde, die durch eine gute Repräsentation des Volkes keineswegs überflüssig gemacht wird. Gerade das Beispiel des britischen Gouvernements lehret recht deutlich, daß eine Regierung, die durch ein gesetzliches Organ des Volkes beschränkt wird, am Besten unterrichtet seyn müsse, wenn sie einen festen Gang behaupten will." —

(Die Fortsetzung folgt.)

Tagesgeschichte.

Unpartheiische (?) Würdigung der Schmähschrift: Memoiren über Polen unter russischer Herrschaft von Harro Harring. Von einem russischen Unterthan. Altenburg, Hofbuchdruckerei, 1831.

Wer dächte hier an Shakespeares Cäsar nicht?

Erster Bürger.

Mich dünkt, in seinen Reden ist viel Grund.

Zweiter Bürger.

Wenn man die Sache recht erwägt, ist Cäsarn
Groß Unrecht widerfahren.

Dritter Bürger.

Meint ihr, Bürger?
Ich fürcht', ein Schlimm'rer kommt an seine Stelle.

Vierter Bürger.

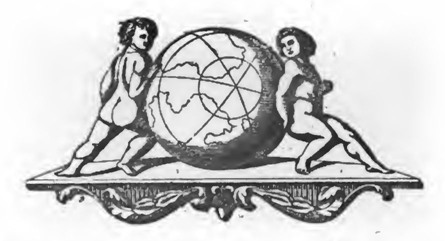
Habt ihr gehört, er nahm die Krone nicht,
Da sieht man, daß er nicht herrschsüchtig war.

Erster Bürger.

Wenn dem so ist, so wird es manchem theuer
Zu stehen kommen.

Ja wohl Manchem, sagt der Verfasser, und nicht blos den Polen. Denn mit der Grazie eines donischen Kosacken schwingt er die Knute schon über Deutschland und untersteht sich, in einer deutschen Buchhandlung folgendes drucken zu lassen: „Ihr dauert mich, ihr armen Verblendeten, die ihr euer Heil erwartet vom Niedergange. — Von Osten her bricht der neue Tag heran, aber ein furchtbares Gericht wird ihm vorangehn und Alle zermalmen und vernichten, die da nicht sehen wollen mit sehenden Augen und nicht hören wollen mit hörenden Ohren! Schon ist das Schwert gezückt; seines Herrn Milde zögert noch, den Streich zu führen. Furchtbar tagen wird es, wenn er gefallen ist."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 117. — 16. November 1831.

Rechtskunde.

(Fortsezung.)

6) Quellen-Sammlung zu dem öffentlichen Recht des deutschen Bundes. Mit historisch-literarischen Einleitungen, Uebersichten des Inhalts und Anmerkungen herausgegeben von Joh. Ludw. Klüber. Dritte sehr vermehrte Auflage. Erlangen, Palm und Enke, 1830.

Ein Werk, das besonders jezt, wo so viel in Ständeversammlungen und Zeitschriften über die Verhältnisse einzelner Regierungen und Völker zum deutschen Bunde debattirt wird, als ein wichtiges und nüzliches Handbuch erscheint. Es enthält alle Aktenstücke des Wiener Kongresses in Bezug auf den deutschen Bund und die nachherigen Beschlüsse dieses Bundes selbst.

7) Deutschlands Rechtspflege, wie sie ist und seyn sollte. Erster Theil. Altenburg, Literatur-Comptoir, 1831.

Eine kräftige Stimme für die Oeffentlichkeit der Rechtspflege, um so kräftiger, da sie nicht von oben herein, von irgend einer Idee aus reformen will, sondern von der Erfahrung ausgeht und aufs genaueste den Thatbestand derselben vorlegt. In der Einleitung heißt es: „Das, was einst die Gewalt der Gewalt abrang und durch Rezesse und Reverse zu Verordnungen erhob, wurde in den frühern, sich aus roher Barbarei hervorarbeitenden Zeitverhältnissen, mit mißverstandenen und nicht selten absichtlich mißgedeuteten Grundsätzen des römischen Rechts verwebt, so wie auch mit dem, ein ganz eignes, selbstsüchtiges System verfolgenden, kanonischen Rechte vermengt! So erwuchsen nach und nach, auf Vorrechten und Begünstigungen (den klaren Gegensätzen des Rechts!) gebauete chaotische Machwerke, welche, je nachdem die herrschenden Elemente in den vielen zersplitterten Staaten, mehr oder weniger hervortraten, auch verschiedene, nicht selten ganz entgegengesezte Richtungen nahmen. Die hieraus, so wie aus temporisirenden Launen und Einwirkungen aller Art, entstandenen, oft nur zu bunten Verordnungen sollten hinterher eine unumstößliche Norm bilden und gleich einem Heiligthume nicht einmal näher beleuchtet werden dürfen! Obschon sie fast durchgängig vor dem Richterstuhle der Vernunft und Gerechtigkeit nur als verworrene und verwirrende Ueberreste einer barbarischen Zeit erschienen, und obschon in ihnen die ursprünglichen Sitten, Gebräuche und Verfassungen unsrer Vorfahren, so wie sich solche früher in einem freieren Leben aus sich selbst herausgebildet hatten, kaum

noch als Folie hervorschimmerten; so sollten sie dennoch in neueren Zeiten verschiedentlich die Hauptmaterialien einer Gesetzgebung abgeben. Ohne daß Vorrechte, deren Wesen eben darin besteht, daß sie vor dem Rechte sehr viel voraus verlangen, weichen wollten; ferner, ohne daß Mißbräuche und alte Einrichtungen, die ein dem Rechte direkt entgegenlaufendes Interesse ins Leben rief, mit der Wurzel vernichtet werden sollten, beabsichtigte man erschöpfende Gesetzbücher zu entwerfen! — Die herrschende Parthei aber suchte sich nur im ausschließlichen Besitze der Gesetzvorschläge und der legislatorischen Diskussionen zu erhalten, um dabei ihren Vortheil zu bedenken! — Unter solchen unheilbringenden Verhältnissen, wie wäre es da wohl möglich gewesen, auch selbst nur die Aufgabe einer guten Gerichtsordnung zu lösen, selbst wenn auch in einzelnen Fällen die beste Absicht und die gründlichsten Kenntnisse die Feder geleitet hätten? — Kein Wunder daher, daß alle, auf dergleichen Hauptmängeln gebaute Gerichtsordnungen, nur höchstens die alten Rüst- und Polterkammern etwas auszufegen vermochten, ohne daß aber dadurch wirklich den gerechten Klagen über mangelhafte Justiz-Einrichtungen abgeholfen ward! — Wie solches dem französischen Charakter eigen, zerbrach derselbe zuerst und zwar nicht, wie es zu wünschen gewesen wäre, auf dem Wege einer überzeugenden, gründlichen Forschung und einer unbefangenen Erwägung des pro et contra, sondern mit Gewalt alle die alten, abgestorbenen Formen einer Feudalherrschaft, zu deren wichtigsten Erzeugnissen und Werkzeugen die Mißbräuche der alten Justiz-Einrichtung mit gehörten. Gewalt verpflanzte die, eben deshalb nicht willkommene, Geburt einer daraus hervorgegangenen, gewaltsamen französischen Schöpfung, auf unsern vaterländischen Boden, und verdrängte auf einem nicht unbedeutenden Theile desselben die Gebrechen, welche sich unter dem unverdienten Namen einer Justizpflege Haß und Verachtung erworben hatten. — Als Gewalt das gewaltsam aufgedrungene Geschenk wieder als ein bonum vacans darbot, so erschien dasselbe in einer ganz eignen Gestalt. Durch Selbstsucht geblendet, ließen Viele nur ihrem Hasse gegen alles Neue wieder freien Lauf, unbekümmert darum, ob das Alte dem Vaterlande wieder neuen Untergang bereiten werde, oder nicht. So hatten sie denn auch nichts eiliger zu thun, als jenes, ihnen mehr als jedem andern verhaßte Geschenk der französischen Gerichtsverfassung, eben weil es (ihnen freilich!) eine feindliche und unwillkommene Geburt französischer Anmaßung seyn mochte, mit dem ewigen Bannfluche zu belasten. Einen Vorwand dazu gaben einige ins grellste Licht gestellte Mängel und insonderheit das Vorgeben, daß das französische Gesetzbuch unsittlich sey, weil (man höre!) dasselbe z. B. nicht den liederlichen Dirnen Vorschub leiste, noch mehr Männer zu angeln und hinterher auf alle Art zu zwicken; weil es ferner das Recht nicht mehr, in so hohem Umfange wie früher, den Zeugen Aussagen dritter Personen (selbst aus der Hefe des Volks) Preis gebe u. s. w.! So wunderlich auch oft die desfalls ausposaunten, schönen Redensarten in dem Munde mancher Wortführer klingen mochten; so fanden sie doch nur zu leicht williges Gehör bei den darüber gewaltig schreienden Standesgenossen und der ihnen verwandten Umgebung der Fürsten, die ohnehin größtentheils die französische Rechtspflege nur dem Namen nach kannten! — Manche von den ältern, dem aristokratischen, wieder auflebenden Interesse nicht selten befreundeten Vorstehern und Mitgliedern der Gerichtshöfe, hatten sich theils noch gar nicht recht in die neuere Gesetzgebung hineinzufinden vermocht, theils dachten sie noch mit Wehmuth an den Nimbus einer größern mystischen Gewalt, die auch selbst dem größten Unwerthe ein gewisses Ansehen verlieh! — Sie traten daher, an das Alte gewöhnt, gleich auf die Seite Derer, welche durch befangene Zeit-Schriftsteller unterstüzt, das Alte zurückforderten. Die jüngern Richter, so wie überhaupt die Mehrzahl der Juristen (so sehr sie auch im Allgemeinen für die französische Justizverfassung, ohne deren vielfache Mängel zu verkennen, gestimmt waren!) wurden nicht darum gefragt. Advokaten durften nicht mehr an ihr genossenes größeres Ansehen und ihre mehrere Selbstständigkeit, sondern nur an die Folgen des dadurch erregten Neides und der Eifersucht denken. Das Volk endlich hatte höchstens einige unverkennbare, ihm lästige Mängel vor Augen, ohne eigentlich daran, was besser oder schlechter sey, zu denken. Dazu kam nun noch insonderheit die Zeit der damaligen Befangenheit überhaupt, in Folge welcher Jeder für französisch gesinnt, oder unpatriotisch zu gelten und vielleicht gar um deshalb zurückgesezt zu werden fürchten mußte, der nur das Mindeste von dem gut hieß, was die vertriebene Herrschaft zurückgelassen hatte. — Erst nachdem bekannt wurde, daß die rheinischen Provinzen die ihnen theuer gewordene und feierlich zugesicherte Justizverfassung nicht wieder zu verlieren wünschten, und als die Mängel der restaurirten ältern Justiz, im Gegensatze der Vorzüge der französischen, sich wieder fühlbar machten; ferner als auch zugleich die frühere befangene Stimmung sich verlor; erst da begannen die eigentlichen Diskussionen über die Vor- und Nachtheile der einen wie der andern Rechtspflege, die freilich besser hätten vorhergehen müssen. Jedoch auch hier zeigten sich abermals die feindseligen Systeme, wovon es dem einen weniger um Wahrheit, als um Partheien-Interesse zu thun war. Denn der Streit warf sich vorzüglich nur auf die Oeffentlichkeit. Das höchste Ziel der einen und der verhaßteste Gegenstand der andern Parthei! Man beeiferte sich gegenseitig,

einzelne Mängel der bestandenen oder bestehenden Justizverfassung zu rügen und verabsäumte dabei das Wesen des hochwichtigen Gegenstandes selbst zu erörtern, oder aber durch die vorgängigen Mängel belehrt, eine darüber erhabene Justizverfassung zu begründen. Mängel, die gar zu grell waren, als daß sie auch die schönsten Redensarten und Verschleierungen noch länger hätten verläugnen können, wie z. B. in der neuesten Zeit selbst die vielgerühmte Instruktions-Maxime u. s. w. wurden endlich Preis gegeben. Ein Stück- und Flickwerk ward vielfach vorgeschlagen, welches, eben weil alles Halbwerk das Uebel nur gewöhnlich noch schlimmer macht, mindestens aber nie die Quelle des Uebels ganz verstopft, die Sache um wenig oder nichts bessern kann. Mündlichkeit ward vielfach mit Oeffentlichkeit, einzelne Mängel mit dem Wesen der Einrichtungen, unwesentliche Processformen mit dem Geiste des Instituts, Betrieb des Civilprocesses mit einer Jury u. s. w. vermengt, oder aber der Streit nur auf einzelne wenige Punkte gerichtet."

Allein mit Recht frägt der Verfasser: ob der gegenwärtige Zeitpunkt dazu tauge, ein wahrhaftgutes Gesetzbuch und eine so sehr wünschenswerthe gute Gerichtsordnung zu liefern, oder ob zu erwarten stehe, daß beide als ein trauriges Zeugniß politischen Zwiespalts mit demselben nur als die Geburt eines Augenblicks vergehn? Indeß meint er, daß diese Frage Niemanden abschrecken dürfe, wenigstens seine Ansichten über das Uebel und dessen Heilung als einen Samen niederzulegen, der künftig einmal aufgehen kann.

Die Frage, wer denn für ein besseres Gesetzbuch sorgen solle, beantwortet der Verfasser zu Ungunsten sowohl der Ständeversammlungen als der Regierungskommissionen. Beide hält er für zu partheiisch. Er meint also, daß nur sachkundige unpartheiische Männer Vorschläge machen, und daß diese öffentlich von Jedem, der es besser verstünde, geprüft werden sollten. Dann erst, meint er, würden alle Interessen ausgeglichen und alle Zweifel gelöst.

Was seine eignen Vorschläge betrifft, so verlangt er vor allen andern öffentliche Rechtspflege. „Durch das Geheimniß werden die Rechte und die Mittel, sein Recht zu verfolgen, ungleich. Dies muß Jeder zugestehen, wer es weiß, wie wenig auf ein ganz strenges Gerichtsgeheimniß zu rechnen ist. Eben deshalb ist aber der Mangel an Oeffentlichkeit so gefährlich für den rechtlichern Theil, der mit einem Gegner zu thun hat, der es nicht verschmähet, sogenannte gute Freunde unterm Gerichts- und Subalternenpersonale zu haben, die ihn von Allem, was vorgehet, in Kenntniß setzen. Wer nur ein wenig sich in der praktischen Wirklichkeit umsiehet, weiß, wie oft dies geschieht. Der Anwalt muß nur zu oft die Erfahrung machen, daß seine eigene Parthei es oft früher weiß, welche Verfügung gegeben, welches Erkenntniß gefällt sey, ehe er beide auf dem langen Wege der Irr- und Kreuzgänge des langsamen Geschäftsgangs schriftlich zugeschickt erhält. So etwas untergräbt das Vertrauen zur Regierung, zu den gesetzlichen Einrichtungen, zum Richteramte, und säet selbst gegen Anwälte durch die scheinbare, geringere Theilnahme oder mindere Geschicklichkeit in dergleichen Kunstgriffen, sobald sie dergleichen Schleichwege zu wählen unter ihrer Würde halten — allermindestens Mißtrauen! — Wie leicht verbirgt sich ein freundschaftlicher Wink, ein entfernter, sich zwar nicht deutlich aussprechender Rath gegen einen Bekannten? Wer ist von den vielen Händen, durch welche eine Schrift gehet, der Verräther gewesen? — Wer gegen dergleichen Mißbräuche in den gesetzlichen Verboten einen Schutz finden will, der begehet die größte Thorheit, welche nur ein Mensch begehen kann. Gegen diese Mißbräuche schützt nichts. Unbedeutende Gefälligkeiten, die sich mit der Pflicht scheinbar vereinigen lassen, machen den Anfang und gegenseitige Uebertretung einiger, nicht füglich überall anwendbarer Gesetze machen zutraulich und gegenseitig gefällig. Ueberdies ist auch ein Vorwand, eine Entschuldigung leicht zu finden, und wer will, wenn er auch selbst den guten Willen hätte, ein sich successive gebildetes Wespennest, das sich aus Nebenaccidenzien zuletzt eine Art von jus quaesitum gemacht hat (leider nur zu leicht insonderheit bei Subalternen, nicht selten aber auch sogar bei Richtern verwirklicht!) ausstören, wer will es wagen, auf die Gefahr, nicht damit durchzukommen, eine Denunciation einzureichen?"

„Man beachte doch, welchen fast undurchdringlichen Vorhang das Spiel von dergleichen Leidenschaften hat, sobald es sich hinter dem Gerichtsgeheimnisse eines Collegii verbergen kann! — Der Sünder, wie der Faule, der Unwissende, wie der Leichtsinnige verbirgt sich hinter das Kollegium. Das Kollegium hat es beschlossen, das Kollegium hat es zu vertreten! Der solchergestalt seine Pflicht verlassende Richter hat weder einen Angriff auf seine persönliche Ehre zu fürchten, noch ist auch eine Parthei oder deren Anwalt ihm gegenüber, die sein Verhältniß zu ihrem Gegner kennt und ihn durch dieses Bewußtseyn an seine Pflicht mahnt! — Man wähne doch ja nicht, das Publikum mit der Versicherung abzuspeisen, daß alles dieses verboten und eine Handlung dagegen nicht zu vermuthen sey. Das Volk fühlt jene Mängel nur zu sehr und seufzt darunter. Ja, wenn es auch weiter nichts wäre, der unterliegende Theil wird durch eine solche Versteckerei zum Mißtrauen gezwungen. Mit einem Worte: Heimlichkeit befördert das böse, Oeffentlichkeit aber das gute Princip im Menschen. Eben weil aber

gerade beim Richterstande so unendlich viele äußere Anreizungen zu Abwegen existiren und diese in der Heimlichkeit die beste Nahrung finden, ist die Oeffentlichkeit gerade für die Gerechtigkeitspflege durchaus unentbehrlich!" —

Der Verfasser entwirft nun aufs allerausführlichste und bis ins kleinste Detail ein Gemälde des heimlichen Gerichtsverfahrens, theils in Bezug auf die Gesetzesvorschriften, theils in Bezug auf das Gerichtspersonal, und beleuchtet gleichsam jeden Winkel. Die Fülle des Stoffes ist aber so ungeheuer, daß wir hier nicht näher darauf eingehn können, und nur die Lektüre der Schrift selbst allen empfehlen müssen, welche dieser wichtige Gegenstand interessirt.

8) Ueber die Abschaffung der Todesstrafen. Aus Veranlassung des Antrags der Kammer der Abgeordneten von Frankreich. Von Prof. Eschenmayer. Tübingen, Laupp, 1831.

Das Resultat dieser menschenfreundlichen Schrift ist Seite 31 in wenig Sätze zusammengezogen: „Weder das aus der moralischen Ordnung abstammende Moment der Strafe, noch die aus dem Grundvertrage des Staats hergenommene Momente geben eine Befugniß zur Todesstrafe, wie aus folgenden Sätzen erhellt: 1) Das auf den Urheber eines Verbrechens zurückzuwälzende Uebel kann nie durch Tödtung erreicht werden, und die Zwecke der Büßung und Besserung fallen gänzlich weg. Die Tödtung entzieht vielmehr den Thäter jeder zeitlichen Strafe und ist in den meisten Fällen mehr eine Wohlthat als ein Uebel, weil sie den Menschen von den tausend schmerzlichen Gefühlen, innern Vorwürfen, Widerwärtigkeiten aller Art und der gänzlichen äußern Verachtung, welche das Leben eines Missethäters in der Zukunft erwarten und dasselbe werthlos machen, auf einmal befreit. 2) Die aus dem Grundvertrage genommene Befugniß, diejenigen Rechte, welche der Staat dem gesetzlichen Bürger ertheilt, dem Verbrecher zu entziehen, begreift keine Todesstrafe in sich, weil das Leben nicht unter den Rechten ist, welche der Staat gibt. Wohl aber gibt er die persönliche Freiheit, Gleichheit, Sicherheit, und diese kann er wieder entziehen. 3) Der Staat gibt den Schutz für Eigenthum, Ehre und Leben für diejenigen, welche dem Grundgesetz gemäß leben, für die ungesetzlichen Menschen hingegen hebt er nicht nur denselben auf, sondern als richterliche Macht wälzt er auch das Uebel auf den Urheber zurück, d. h. er straft den Thäter durch Verfügung über Eigenthum durch Geldstrafen, Konfiskation, und über die Ehre durch Prostitution, Degradation. Nur das Leben ist wieder ausgenommen, das, weil es das Subjekt aller Rechte ist, nie Objekt desselben werden kann. Auch hier ist der Unterschied zwischen der Existenz und den Attributen der Person klar und deutlich. Die Attribute der Socialität gehen allein aus dem Rechtsverhältnisse hervor, aber die Existenz nicht, und darum kann auch die Beraubung derselben kein Gegenstand des Rechts seyn. 4) Die Befugniß des Staats, für die Sicherheit aller zu wachen, und die schädlichen Menschen zu entfernen, führt gleichfalls nicht zur Todesstrafe, weil eine lebenslängliche Gefangenschaft oder Verbannung den gleichen Dienst thut und den gleichen Zweck erreicht."

9) Ueber das Recht zur Strafe, und das Straf-Maaß. Von Eduard Mahir, Dr. beider Rechte. München, Weber, 1830.

Hier wird der Grundsatz aufgestellt, daß der Staat kein andres Recht über einen Verbrecher habe, als denselben von der Wohlthat des Gesetzes auszuschließen, sofern er selbst das Gesetz breche, und daß diese Ausschließung Grade haben müsse, je nach dem Grad der Gesetzesverletzung. Von einem Strafrecht, das auf Wiedervergeltung und Rache, oder auf Reue und Besserung, oder auf Abschreckung und Vorkehrung hinzwecke, will der Verfasser überall nichts wissen, weil dem Staat diese Willkühr über das Individuum niemals zustehe, weil er es nicht mit der Moral, sondern nur mit dem Faktum zu thun habe und weil der Zweck auch selten erreicht werde. Der Grundsatz ist gerecht, allein wenn nun ein Individuum von allen Wohlthaten des Gesetzes ausgeschlossen und für vogelfrei erklärt wird, so kann er entweder jeder barbarischen Privatrache ausgesetzt werden oder er kommt gut davon, geht in ein andres Land und fährt fort, seinen Nebenmenschen zu schaden. Für diese Fälle steht nun dem Staat ohne Zweifel ein polizeiliches Verhütungsrecht zu. Er muß einerseits nach den Grundsätzen einer menschenfreundlichen Fremdenpolizei kein vogelfreies Individuum in seinen Gränzen dulden, sondern jeden Rechts- und Heimathlosen schützen und barbarische Handlungen der Rache verhüten; und andrerseits muß er nach den Grundsätzen eines menschenfreundlichen Völkerrechts nicht seine Verbrecher frei in andre Länder entlassen, damit sie dort neuen Schaden anrichten. Wir glauben nicht, daß der Staat das Recht über das Leben habe, weil er das Leben nicht gibt, wohl aber das Recht über die Freiheit, weil er die Freiheit gibt, und dieses Recht wird zur Pflicht, wenn die Freiheit Aller durch den Mißbrauch, den ein Einzelner von seiner Freiheit macht, in Gefahr kommt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 118. — 18. November 1831.

Rechtskunde.

(Fortsetzung.)

10) Lebensgeschichte der Giftmörderin Gesche Marg. Gottfried, geb. Timm. Nach erfolgter Straferkenntniß höchster Instanz herausgegeben von dem Defensor derselben, Dr. F. L. Voget. Bremen, Kaiser, 1831.

Dreierlei ist an dieser außerordentlichen Geschichte vorzüglich merkwürdig, einmal das Ungeheure der That selbst, sodann die Seelenstimmung, aus der sie hervorging, und endlich auch die Indolenz des Publikums und der Gerichtsmedicinalbehörden, welche gleichsam bei offnen Augen blind waren und die deutlichsten Indizien nicht beachteten.

Zuerst das Faktum. Die Delinquentin war überwiesen und geständig, alle ihre nächsten Blutsverwandten und vertrautesten Freunde durch Gift getödtet zu haben, den Vater, die Mutter, den Bruder, ihren ersten und ihren zweiten Mann, ihre eignen drei Kinder, ihren Bräutigam, ihren Liebhaber, zwei Freundinnen, eine vertraute Dienerin und deren Kind, und einen Freund, zusammen 15 Personen. An noch weit mehreren, über 30 Personen, hat sie die Vergiftung versucht. — Sie hat eingestanden, die ersten dieser Mordthaten aus Egoismus, um sich lästiger Personen zu entledigen und sie zu beerben, die lezten zum Theil aus bloßer, zum unbesiegbaren Triebe gewordener Mordlust verübt zu haben. Sie wurde demnach, als vollkommen zurechnungsfähig, als bei gesunder Vernunft befindlich, als absichtliche Mörderin mit dem Schwerte hingerichtet.

Dennoch ist der Fall von der Art, daß sich wohl noch die Frage aufwerfen läßt, ob dabei nicht Wahnsinn mit im Spiele gewesen. Lassen sich auch die ersten Morde aus dem verwerflichsten Egoismus erklären, so waren doch auch sie schon von Umständen begleitet, die auf das Vorhandenseyn einer eigenthümlichen Seelenstörung bei der Verbrecherin schließen lassen. Sie war mit einem in jeder Hinsicht nichtswürdigen Gatten verheirathet, der ihr nicht nur verpestete Kinder gab, sondern auch in seiner Gemeinheit so weit ging, sie selbst zum Ehebruch zu verleiten, um von dem begünstigten Liebhaber freie Zeche zu erhalten. Sich von einem solchen Elenden zu befreien und den jungen, schönen Liebhaber zu heirathen, war der

sehr begreifliche Wunsch der Frau, aus dem nun aber eine so unbegreifliche Menge von Schandthaten hervorgingen. Sie vergiftete ihren Mann. Dergleichen ist in der Geschichte der Justiz etwas Alltägliches. Aber schon bei diesem ersten Falle trat ein Umstand ein, der außergewöhnlich ist. Die Mörderin kleidete sich nämlich, während ihr Gatte im Todeskampf lag, vor der Toilette aufs sorgfältigste an, und erschien vor dem Leichnam im glänzendsten Putz. Liegt in diesem Zuge nicht schon eine Spur von Wahnsinn? Noch mehr. Da ihr Liebhaber sie nach dem Tode ihres Mannes nicht sogleich heirathen kann, weil es ihre Eltern nicht billigen und weil die drei Kinder des ersten Mannes ihr Vermögen schmälern, so beschließt sie, alle ihre Blutsverwandten zu morden, um völlig frei zu werden und dem Liebhaber ein ansehnliches Vermögen zuzubringen. Das läßt sich auch noch, so entsetzlich es ist, als bloße boshafte Berechnung des Egoismus bei übrigens gesundem Verstande erklären; allein wenn man lieset, wie die Mörderin, indem sie ihrer guten und sonst geliebten Mutter das Gift mischt, in ein „herzliches lautes Lachen" ausbricht, so ist man abermals stark versucht, an Wahnsinn zu denken. In ältern Zeiten würde man gesagt haben, sie war vom Teufel besessen, und alle solche Fälle hat man in neuerer Zeit als Seelenkrankheiten erklärt, die vorzüglich häufig beim weiblichen Geschlecht vorkommen. Wenn wir uns die Mörderin nicht von einem krankhaften, unwiderstehlichen Triebe ergriffen denken müßten, wie anders könnten wir es erklären, daß sie, der Stimme der Natur zum Trotz, das ihr schmeichelnde Kind auf ihrem Schooß unter Liebkosungen vergiftete. Dieser krankhafte Trieb tritt nachher noch deutlicher hervor. Sie vergiftete später eine Menge Menschen ohne alle Ursache, ohne alles Interesse, blos aus dem eingefleischten Hange zum Morden. Sie that es in Fällen, wo sie gar keinen Vortheil davon hatte, sondern im Gegentheil Entdeckung befürchten mußte, blos aus Laune oder in Folge einer innern teuflischen Stimme. Wäre sie blos die kalt berechnende Egoistin gewesen, so würde sie sich auch mit solchen Tödtungen allein begnügt haben, die ihr Vortheil brachten. — Hierzu kommt noch, daß sie häufig Visionen hatte, die wohl niemals zum Vorschein kommen, wo nicht der körperliche Organismus oder die Seele gestört ist. Wir müssen sehr bedauern, daß uns der Herausgeber so wenig von diesen Visionen gemeldet hat. Indeß verspricht er in einer Geschichte der Verbrecherin während ihrer Gefangenschaft später diese Thatsachen nachzuholen. Man sage nicht, daß diese Visionen bloße Wirkungen des bösen Gewissens nach der That gewesen seyen. Sie sind nur Symptome einer Seelenstörung, deren erstes Symptom der unnatürliche Hang zum Verbrechen selbst gewesen ist. Beides, die Visionen wie jener finstre Trieb flossen aus einer gemeinschaftlichen Quelle, aus der Seelenstörung. Da nun Seelenstörungen in der Regel aus körperlichen organischen Fehlern entspringen, so gäbe vielleicht ihre Sektion, von der uns nichts bekannt geworden ist, darüber Aufschluß. Der Fall ist für die Psychologie von zu hohem Interesse, als daß er nicht noch genauer beleuchtet werden sollte.

Man muß bei dieser ausgezeichneten Mörderin unwillkührlich an Shakespeares Richard denken, und selbst die Visionen stimmen damit überein. Nun kann man freilich nicht eigentlich sagen, daß Richard verrückt war, aber auch Shakespeare verfehlt nicht, uns die körperliche Mißform des buckligen Gloster im Zusammenhange mit den abnormen Neigungen seiner Seele zu zeigen. Wie ganz anders erscheint der schöne männliche Macbeth, obgleich seine Thaten beinahe dieselben sind. Macbeth wird durch die Folgen einer That in unseliger Konsequenz fortgerissen, und sein Herz sträubt sich dagegen; Richard aber folgt nur seinem Naturell. Sie bilden einen so scharfen Kontrast, daß Macbeths Schicksal zu seinem Naturell, Richards Naturell zu seinem Schicksal wird. Beide aber sind für ein tieferes Studium des Verbrechens vom höchsten Interesse.

Nicht ganz mit Stillschweigen können wir die Nachlässigkeit des Publikums und der Behörden übergehen, welche der Verbrecherin so lange freien Spielraum gestattete. Schon bei den ersten Vergiftungen zog sie Verdacht auf sich, und es wurden sogar ein Paarmal die Leichen gerichtlich geöffnet. Wie leicht nun auch eine Vergiftung durch Arsenik sich erkennen läßt, besonders wenn man vor der Todtenschau ohnehin schon Verdacht geschöpft hat, so wurde doch nichts entdeckt. Die rasch auf einander folgenden Todesfälle unterhielten beständig den Verdacht; es wurde sogar sprüchwörtlich, daß die Gottfried eine unheimliche Frau sey, in deren Nähe alles sterbe. Dennoch gab man diesem Verdacht keine Folgen und ließ die Verbrecherin gewähren, so daß sie zuletzt alle Vorsicht hintansetzte und gleichsam, als drängte es sie, endlich verrathen zu werden, sich auf die plumpste Weise selbst verrieth.

11) Bibliothek merkwürdiger Kriminal- und Rechtsfälle der ältern und neuern Zeiten. Für Leser gebildeter Stände, herausgegeben von Theodor v. Haupt und Dr. Fr. Heldmann. Zweites Bändchen. Darmstadt, Leske, 1830.

12) Kriminalgeschichten. Ein Beitrag zur Erfahrungskunde. Herausgegeben von Karl Müch-

ler. Zweiter und dritter Band. Berlin, Natorff, 1830.

Wenn auch nicht alle in diesen beiden Sammlungen enthaltenen Geschichten für die Rechtskunde oder Seelenlehre gleich interessant sind, so ist es doch die Mehrzahl derselben. In der ersten Sammlung zeichnet sich besonders die Vergiftungsgeschichte von Castaing, welche mit der der Gesche Gottfried Aehnlichkeit hat, und in der zweiten die Geschichte des Zürcher Heinrich Waser, die Abentheuer des berühmten de la Tude, der falsche Prinz und die traurige Geschichte des Passauers Steinbühler aus. Die leztere scheint am wenigsten bekannt zu seyn und ist doch ein sehr merkwürdiger Beitrag zur Kulturgeschichte des vorigen Jahrhunderts.

Steinbühler studirte die Rechte zu Passau und las zugleich mancherlei Schriften, worin nach der damaligen Mode Aberglauben und Fanatismus verspottet wurden. Solche Bücher waren aber in Passau fremde und verbotene Waare, und die Salzburger geistliche Regierung ließ der damals in allen protestantischen Ländern und selbst unter Joseph II. in Oesterreich herrschenden Aufklärung keinen Zugang. Als sich daher Steinbühler nicht genug mit Reden in Acht nahm, ward er im Jahr 1781 als Gotteslästerer denunciirt und in Salzburg ins Gefängniß gesezt. Obgleich er nun in seinem Amt als Schreiber beim Passauer Stadtgericht und als Ehemann stets exemplarisch gelebt hatte und des besten Rufs in Bezug auf seine Sittlichkeit und auf seine Kenntnisse genoß, so wurde er doch als Verbrecher behandelt, weil er Gott gelästert haben sollte. Er protestirte gegen diese unvernünftige Beschuldigung und bewies im Gegentheil, daß er oft mit begeisterter Liebe von Gott und Christo gesprochen habe. Allein dies genügte nicht, denn er konnte die Beschuldigung, über einige Gegenstände des römischen Kultus gescherzt zu haben, nicht ganz von sich abweisen. Er wurde nun im Gefängniß zurückgehalten und mußte wie ein Kind den Religionsunterricht von vorn anfangen und den Katechismus von Anfang bis zu Ende neu auswendig lernen. Allein auch dies half ihm nichts. Heart, heart! Der Unglückliche wurde zum Tode verurtheilt. „Jedem Delinquenten wird es im lezten Verhöre gestattet, seine Entschuldigungen oder solche Umstände beizubringen, welche sein Verbrechen mildern können. Dies ward jedoch Steinbühler deswegen nicht vergönnt, weil der Bannrichter ihn zum Tode bestimmte, mithin das gewöhnliche Banco juris mit ihm abhalten wollte, wo ihm noch erlaubt war, sich zu vertheidigen. — Allein der Kardinal von Firmian verlangte Steinbühlers Tod so hastig, daß der Bannrichter gegen die gewöhnliche Ordnung das Banco juris nicht abhalten, sondern sein Gutachten mit seinem voto abgeben mußte. Dies gieng dahin: „daß der Inquisit unnachläßig des Todes schuldig sey, in so fern man nicht seine Jugend, ein Alter von ein und zwanzig Jahren, als Milderungsgrund gelten lassen wolle.“ Der Kardinal unterschrieb dieses Urtheil mit den Worten: „mit dem Delinquenten soll nach strenger Gerechtigkeit verfahren werden.“ — Jezt erst wurden die Akten, ohne des Verurtheilten Vertheidigung nach wirklich abgegebenen bannrichterlichen Votum, den Justizräthen zum Lesen übergeben, mit dem Befehl, jeder Hofrath soll sein Votum einzeln niederschreiben, und dem Bannrichter einsenden. Der Hofrath und Professor juris romani von Jäger verurtheilte ihn zum Tode mit den Worten: „legem habemus, et secundum legem debet mori,“ wohin auch der Direktor von Wollmayer stimmte. — Steinbühlers unglückliche Gattin hatte man mit dem Urtheilsspruch ihres Mannes bekannt gemacht, und diese war in der größten Verzweiflung. Wohin sie sich wandte, fand sie taube Ohren, verschlossene Herzen, und sie hatte schon das zur Hinrichtung ihres Gatten bestimmte Kleid anfertigen lassen, da sandte zu Anfang des Monats August die Gräfin von Traun zu ihr und ließ sie zu sich rufen. — Nachdem sie der Bejammernswerthen ihre Theilnahme mit ihrem unverschuldeten harten Schicksal geäußert, und sie zu trösten versucht, sagte sie zu ihr: es gibt ein Mittel, wenigstens die Todesstrafe von ihrem Gatten und die damit verknüpfte Schmach von ihm zu entfernen. Fragen sie ihn: ob es ihm recht ist, wenn diese Strafe in eine Landesverweisung verwandelt wird? — Steinbühlers Gattin war außer sich vor Freude über diese unerwartete Aenderung ihres und ihres Gatten Schicksal. Sie erklärte mit den Ausdrücken des innigsten Dankgefühls, daß sie diese Strafe für eine große Wohlthat anerkennen würde und zweifle nicht, daß ihr Ehegatte ein solches Anerbieten noch weit freudiger und dankbarer annehmen werde. — Sie eilte zu ihrem Gatten und machte ihn mit dem Antrage der Gräfin bekannt. Steinbühler schrieb sogleich an die Gräfin einen rührenden Brief, worin er ihr für ihre edelmüthige Theilnahme seinen innigsten Dank sagte, und zugleich erklärte, daß er keinen größern Wunsch in seiner rath- und hülflosen Lage habe, als des Landes verwiesen zu werden. — Die edle Gräfin hielt Wort. Die Landesverweisung ward einstimmig beschlossen, aber dem Landesherrn schien, auf Instigation seines Beichtvaters, des Franziskaner Mönchs Sebald diese Strafe zu gelinde, daher ward, um das Urtheil zu schärfen, befohlen, daß

er sechs Wochen hindurch geistliche Uebungen machen, und bei den drei Stadt-Pfarrkirchen alle vierzehn Tage mit einem fünfzig Pfund schweren härenen Bußkleide angethan, und mit einer schwarzen brennenden Kerze in der Hand, während des Gottesdienstes ausgestellt werden solle. Auf solche Art eröffnete das Banngericht dem Inquisiten den 14. Oktober das Urtheil mit dem Zusatze: daß ihm zwar aus höchsten Gnaden die Todesstrafe erlassen sey, er aber, nach Verlauf der sechs Wochen und dreimaligem Ausgestelltwerden in den Stadtpfarren das Land meiden müsse. — Am 27. leuchtete Steinbühler auf die vorgeschriebene Art bei der Pfarrkirche Ilz, und am 10. November zu St. Severin in der Innstadt. Der Kapuziner hielt hier eine Predigt, über Freigeister und Gotteslästerer in einem so fanatischen Ton und mit so unverkennbarer Anspielung auf den Büßenden, daß die ganze Gemeinde gegen ihn zu murren anfieng, und er beinahe Gefahr lief, gesteinigt zu werden, denn die Knaben fiengen wirklich an, ihn mit Koth zu werfen. — Am 24. November sollte er bei St. Paul ausgestellt werden; allein am 23. las er seine geschriebenen Uebungen dem Dechant F... vor; dabei erhizte er sich so sehr, daß ihn, beim Austritt aus der Zimmerthüre, als er den Dechant begleitete, ein Schlagfluß traf und ihm die ganze rechte Seite lähmte. Einige Tage hindurch lag er besinnungslos, und war dem Tode nahe. — Der Fürstbischof bezweifelte die Nachricht von dem Schlagfluß des Ketzers; er hielt es blos für Verstellung, um dem lezten Ausgestelltwerden bei der Stadtpfarre zu entgehen. Um darüber Gewißheit zu erhalten, schickte er den Leibmedikus von Grossi zu ihm, um sich von der Wirklichkeit des eingetretenen Unglücks zu überzeugen. — In diesem endlos traurigen Zustande, lahm und sprachlos, ward er noch immer als Arestant behandelt. Durch die schlechte Kost, die man ihm reichte, kam ein zweiter Anfall vom Schlage. Jezt erst ward er der Gefangenschaft entlassen. Allein er schleppte ein sieches Leben dahin und starb 1802 in Folge des erlittenen Unglücks."

13) Die Lehre von der Mania sine delirio, psychologisch untersucht und in ihrer Beziehung zur strafrechtlichen Theorie der Zurechnung betrachtet. Von Dr. Fr. Groos. Heidelberg, Oswald, 1830.

Der unermüdete Vertheidiger einer humanern Gesetzgebung fährt hier fort, seine schon in frühern Schriften niedergelegten Ideen weiter zu entwickeln. Sein bekannter, schon öfters in diesen Blättern erwähnter Grundsatz ist, daß die bisherigen Strafgesetze zu grausam seyen, daß die Todesstrafe absolut unmenschlich und ungerecht sey, und daß man in den meisten Kriminalfällen viel zu wenig Rücksicht auf die Seelen- und Geisteskrankheiten nehme, aus welchen die meisten Verbrechen entspringen und durch welche ihre Straffälligkeit vermindert wird. In Bezug auf die erstere Ansicht citirt er den berühmten Grohmann, welcher behauptet, daß das Leben über alle Staatsgewalt hinausliege, daß es vom Staat nicht gegeben werde und auch nicht genommen, sondern nur geschüzt werden könne. In Bezug auf die andre Ansicht gibt er aufs neue eine Menge Vernunftgründe und Erfahrungen an, durch welche die mania sine delirio, d. h. ein Wahnsinn, eine Abwesenheit der Vernunft, eine Unfähigkeit der Selbstbeherrschung auch ohne eigentliche Symptome der Raserei bei zahllosen Verbrechen nachgewiesen wird. In allen solchen Fällen verlangt nun Groos den Arzt, das Krankenhaus, das Irrenhaus, nicht aber den Richter, den Kerker und das Schaffot.

14) Annalen der Rechtspflege in Rheinbayern, oder Darstellung merkwürdiger Rechtsfälle rc. Herausgegeben von Th. Hilgard, Appellations-Rath. Zweibrücken, Ritter, 1830.

Die ersten Hefte dieser neuen Zeitschrift enthalten einige interessante Rechtsfragen, beantwortet durch die Assisen Rheinbayerns. Sie beweisen, wie viel die Oeffentlichkeit der Rechtspflege dazu beiträgt, Prozesse von allen Seiten klar zu beleuchten, auf den Hauptpunkt zurückzuführen und gerecht zu schlichten, indem die Oeffentlichkeit die beim schriftlichen Verfahren so gewöhnlichen Verdrehungen, Verzögerungen, Verschweigungen, Hinterhalte, Querfragen, Beseitigungen rc. unmöglich macht oder doch sehr erschwert. Alles, was nur im Dunkeln gedeiht und dem Auge des Publikums entschlüpft, kann vor dem Licht der Oeffentlichkeit nicht bestehn. Die Oeffentlichkeit schont keine Scham, beschwichtigt keine Furcht, mithin erlauben sich auch die Partheien und Richter bei der öffentlichen Rechtspflege nicht leicht etwas, dessen sie sich zu schämen oder vor dessen Folgen sie sich zu fürchten hätten.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 119. — 21. November 1831.

Rechtskunde.

(Beschluß.)

15) Annalen der deutschen und ausländischen Kriminal-Rechtspflege. Herausgegeben von dem Kriminal-Direktor Hitzig. Jahrgang 1831. Erster Band. Berlin, Dümmler, 1831.

Der würdige Herausgeber fährt fort, in dieser anerkannt vortrefflichen Zeitschrift die interessantesten Kriminalprozesse bekannt zu machen. Die ersten, im vorliegenden Band erwähnten, gehören Hannover an und sind unter anderm dadurch merkwürdig, daß sie den Beweis liefern, wie noch in unsrer Zeit in Hannover die Tortur angewendet wird. Sie führt daselbst den bescheidnen Namen der Verbal- und der Real-Territion. Die erstere droht mit der Marter, welche die leztere wirklich ausführt. Wie sie sich zu einander verhalten, ersieht man aus einem Beispiel Seite 45. Eine Frau wurde durch Verbal-Territion dahin gebracht, sich eines Diebstahls schuldig zu bekennen. Nachher wiederrief sie dies Bekenntniß, als ein abgedrungnes. Man achtete aber nicht darauf und verurtheilte sie zum Zuchthause, weil ein Widerruf nur dann Gültigkeit habe, wenn die Real-Territion angewendet worden sey. Ach, das sieht da noch entsetzlich finster aus. Man meint, es müsse auch noch Hexenprozesse in Hannover geben. Und nun rühmt man uns die Aufklärung und die Vollkommenheit aller Staatseinrichtungen in Deutschland!

Ein höchst schätzbares geschichtliches und juridisches Aktenstück ist der Proceß Karls I. von England, hier nach einem sehr seltnen ältern englischen Werke übersezt, und verglichen mit dem Prozeß Ludwigs XVI. von Frankreich. Bekanntlich haben beide außerordentlich viel Aehnliches und der französische Globe hat in einer, auch in die meisten deutschen Zeitungen übergegangenen Parallele diese und überhaupt alle Aehnlichkeiten der englischen und französischen Revolution zusammengestellt. Es ist wahr, Karl I. und Ludwig XVI., die Puritaner und Jakobiner, Cromwell und Napoleon, Karl II. und Ludwig XVIII., Talleyrand und Monk, Russel und Berton, Jakob II. und Karl X., Jefferies und Polignac, Wilhelm von Nassau und Philipp von Orleans, die Vertreibung der Stuarts und die der Bourbons gleichen sich sehr. Aber nun ist auch die Parallele zu Ende, und es frägt sich, was weiter? In England folgt das glückliche Jahrhundert der Braunschweiger. Was wird in Frankreich folgen? Schon weicht die Geschichte beider Länder darin von einander ab, daß nach der Revolution in England

die Aristokratie sich befestigte, während wir sie in Frankreich gegenwärtig sinken sehn. Außerdem ist Frankreich durch seine geographische Lage in einer weit komplicirteren Verbindung mit dem übrigen Europa, als das isolirte England.

Ein sehr werthvoller Beitrag in dieser Zeitschrift ist ferner Libingtons Bericht über die Anwendung des Pönitentiar-Systems. Wir ersehn daraus, welchen Eifer die Nordamerikaner fortwährend auf die Verbesserung der Strafanstalten wenden, indem sie hierin nicht der Barbarei alter Gewohnheiten, sondern den Forderungen der Menschlichkeit folgen. Dabei sehn wir aber zugleich auch, wie der gute Wille sie zu einer Experimentirerei verleitet, die der pädagogischen des vorigen Jahrhunderts sehr ähnlich ist. Man könnte in dieser Hinsicht Libington den Basedow der Gefängnisse nennen. Er will nämlich die Verbrecher nicht nur bessern, zur Besserung erziehen, sondern er will dies auch durch Mittel der Güte und Liebe, durch Reize und Belohnungen, nicht wie nach dem alten System durch Abschreckungsmittel und Strenge erreichen. Diese Verfahrungsart ist zugleich homöopathisch. Libington isolirt nämlich den Verbrecher und läßt ihn in der Einsamkeit ohne Beschäftigung eine geistige und physische Diät halten, die ihn vom fremden Einfluß reinigt und für das ferner anzuwendende Heilmittel empfänglich macht. Dann, meint Libington, wird der Verbrecher damit anfangen, von selbst Beschäftigung zu wünschen, ja dieselbe heiß zu ersehnen, und wozu er früher nur hätte gezwungen werden müssen, das wird er gerne thun. Dann belohne man ihn durch Befriedigung seiner speciellen Wünsche, in dem Maaß, wie seine Besserung fortschreitet, und entziehe ihm die Belohnungen wieder, wenn er zurückfällt. — Wir haben gegen diese gewiß in vielen Fällen anwendbare Theorie nichts einzuwenden, als daß sie nur scheinbar gütig, in der That aber durch jene Isolirung grausam ist und überdies den unglücklichen Gefangnen zu einem Spielzeug pädagogischer Willkühr macht, die von Seiten dessen, der sie übt, oft übel angewandt werden kann, und von Seiten dessen, der sie dulden muß, oft für die schlimmste aller Torturen angesehen werden dürfte. Wir erinnern uns, erst vor Kurzem in norddeutschen Blättern einen traurigen Fall erwähnt gefunden zu haben, da Sträflinge, durch frömmelnde Besserer selbst um ihre Erholungszeit betrogen und zur Verzweiflung gebracht, sich gewaltsam empörten. Es soll nur gesetzliche Strafen geben, und eine gesetzliche Strafe soll genau vorderbestimmt seyn. Es darf nicht in der Willkühr des Aufsehers liegen, sie in ein Freudenreich, oder in eine Hölle zu verwandeln. Wenn daher der Zweck der Besserung im Gefängniß erreicht werden soll, so muß vor allen Dingen das Geschäft des Besserns von Seiten der Behörde nicht als ein Recht angesehn werden, denn dieses könnte zum Vorwand aller möglichen gegen die zu Bessernden angewendeten Seelen- und Leibestorturen mißbraucht werden. Es muß vielmehr nur als eine Pflicht angesehn werden und zwar nur gegen die, welche sich für die Besserung empfänglich zeigen. Der Gefangene kann verlangen, daß die Aufsichtsbehörde seiner Besserung auf jede Weise entgegenkomme; aber die Behörde kann nicht umgekehrt verlangen, daß sich jeder Gefangene, welches auch sein Alter, seine Gewohnheit, sein Charakter sey, zu einem neuen Erziehungsexperiment hergebe. Der Hartnäckige wird dann unter Martern trotzen und der Schlaue heucheln, der Zweck in beiden Fällen unerreicht bleiben. Man kann der Justiz nicht genug Menschlichkeit empfehlen, aber man muß sie auch davor warnen, daß sie nicht im Namen der Menschlichkeit grausam verfahre.

K i r c h e.

1) Grundsätze der religiösen Wahrheitsfreunde oder Philalethen. Kiel, Universitäts-Buchhandlung, 1830.

Diese kleine Schrift in Verbindung mit einer andern:

„Entwurf einer Bittschrift an deutsche Fürsten, Kiel, 1830"

— enthält die religiösen Grundsätze einer Gesellschaft, die allen positiven Glauben zurückweisend nach allgemein Deistischen Principien eine neue Kirchengemeinschaft gründen will. Direkt entgegengesetzt, wie man sieht, den zahlreichen mystischen Sekten, die sich darum von der Kirche trennen, weil sie ihnen nicht positiv genug ist, kommen sie doch darin überein mit jenen, daß sie gleichfalls, nur aus entgegengesetztem Grunde, von ihr sich lossagen. Sie führen dabei an, daß es unziemend, ja entwürdigend sey, äußerlich sich zu etwas zu bekennen, dem man innerlich keinen Glauben schenke. Dasselbe finde gewiß bei Vielen Statt; sie seyen nur offen und konsequent genug, diese Gesinnung auch darzulegen. Dabei wollen sie bewähren, wie religiöser Sinn walten könne ohne ausschließenden Dogmenglauben, wie verschieden überhaupt Religiosität sey von positiver Religion.

Dies ist nun Alles schön und gut, und, wie wir denken, auch sonst ziemlich allgemein erkannt. Aber die Verbreitung solcher Denkweise eben, verbunden mit der

äußerlichen Folge, die man ihr hier gibt, scheint eine Berichtigung nöthig zu machen. Sehen wir nämlich auf das eigene religiöse Bekenntniß der Gesellschaft, so befriedigt dies in seiner Halbphilosophie eigentlich weder das Denken, noch weniger das menschlich religiöse Bewußtseyn. Am entschiedensten tritt darin nämlich hervor die Polemik gegen die sogenannten Geheimnisse des Glaubens. So wird die Unerkennbarkeit Gottes behauptet (S. 12, 13.), offenbar dem Dogma der Dreieinigkeit gegenüber, so die Unerforschlichkeit von des Menschen künftigem Zustande, statt der Auferstehung und des Gerichts. So ist auch das Böse nur das Hingeben des Geistes an die Sinnlichkeit, u. s. w. Aber an blos Negatives kann man nicht glauben, noch weniger ein neues Bekenntniß darauf gründen, und das Entscheidenste vage und unbestimmt zu lassen, macht die Leerheit und Ungewißheit vollkommen. Vielmehr kommt es überall darauf an, daß man wirklich Glauben erwecke an das Wahre und Beseligende, d. h. daß man zuversichtlich Eins werden lasse mit ihm in Gemüth und Leben, — wenn es auch nicht immer die rechten oder höchsten Gründe sind, wodurch man sich sein bemächtigt. Hier dagegen hat man von allem Tiefen des Christenthums nur das Allgemeinste oben abgeschöpft, weil über das Flachste und Aeußerlichste allerdings die Meisten einverstanden sind. Aber gerade im Paradoxen und dennoch tief Menschlichen desselben liegt seine unzerstörbare Lebenskraft. Was freilich die Zeloten gegen jene Vorschläge am meisten aufregen wird, können wir nur als die Konsequenz ihrer Denkart ansehen, die allerdings weit verbreitet ist, ohne sich zu vereinigen und so offen auszusprechen. Es versteht sich hiernach nämlich von selbst, daß auch die Bibel nicht mehr als Basis des religiösen Unterrichts und der öffentlichen Erbauung übrig bleibt. Eben so sollen die kirchlichen, auf die Geschichte der Religion gegründeten Feste sich verwandeln in ein Fest des Gewissens, die vier Jahreszeiten, des Neujahrstags, die Taufe ist nur eine feierliche Namengebung, die Kopulation ein öffentliches Versprechen der Treue, — ungefähr ebenso, wie man die Sache in gebildeten Zirkeln schon längst sub rosa anzusehen gewohnt ist. Bemerken indeß die Unternehmer nicht das durchaus Willkührliche, Farblose, Monotone dieser ganzen Anordnung? Woher doch bei so magrer Dogmatik, bei so kalter Trivialität der Lehren nur Stoff und Begeisterung für eine einzige Predigt? Solcherlei kann sich Jeder selbst sagen, was bedarf es dazu den Schein der Belehrung oder gar der Erbauung? Und so wird noch vor Ende des ersten Kirchenjahrs die Gesellschaft vor langer Weile sich von selbst verlieren, und darauf hin könnte man ihnen wohl verstatten, zur Probe zusammenzutreten!

Dennoch scheint die Sache ernsthaft genug, um in der allgemeinen Verwirrung über diese theologisch kirchlichen Fragen, von denen die gegenwärtige nur Eine Seite ist, einen leitenden Gesichtspunkt dafür hinzustellen. Jene Männer scheinen uns nämlich etwas ganz Ueberflüssiges zu thun, wenn sie eine Trennung von der evangelischen Kirche für nöthig halten, weil sie nicht an alle ihre Dogmen glauben. Unmittelbar verlangt diese Kirche einen solchen Glauben gar nicht, um zu ihrer Gemeinschaft zuzulassen, wiewohl sie an sich keine ihrer Lehren aufgeben kann noch soll, und dies zwiefache Verhältniß gerade scheint bisher übersehen worden zu seyn.

Unseres Erachtens nämlich gibt es dem Princip nach nur zwei Kirchen! Diejenige, die zuerst und unbedingt glaubige Unterwerfung fordert, und jede Abweichung in Haupt- wie in Nebentheilen als gleiche Abtrünnigkeit von sich ausstößt. Wir können sie nennen die Kirche der starren, alle Entwicklung und Individuation von sich ausschließenden Katholicität, wozu sich in der Wirklichkeit die Orthodoxie der protestantischen wie der katholischen Kirche gestalten kann. Der Glaube, den sie verlangt, ist ein faktischer, auch ihr Begriff des Mysteriums ist es. Wir sollen gerade das Unbegreifliche glauben, weil Gott also zu glauben (durch Kirche oder Bibel) verordnet hat. So ist sie in ihrer Art ein wohlgeschlossenes Ganze, und ihre Kraft und Konsequenz zu verkennen, kann uns nicht einfallen, wiewohl in unsern mediokern Zeiten, die Wenigsten sich getrauen, ganz sich ihr hinzugeben, und die es thun, seltsame Gesichter in ihrer Umgebung erregen. — Die andere nicht minder auf Positivem ruhende Kirche ist es, welche den innern, darum nothwendig durch Individualität gefärbten Glauben allein begehrt. Sie darf ihn daher nirgends verlangen oder voraussetzen, sondern hat ihn überall erst hervorzubringen in unendlichen Abstufungen. Sie ist daher wesentlich mahnend, belehrend, unablässig versuchend, kurz pädagogisch im weitesten Sinne. Sie gibt Nichts auf von den ihr anvertrauten Lehren, aber sie stößt keine Gestalt des subjektiven Glaubens von sich aus, weil sie einen Anknüpfungspunkt in ihr sieht, ihn weiter zu entwickeln, und so fördert sie jede Weise, in der es dem Einzelnen gelingen will, nach Kraft und Einheit ihr Glaubensbekenntniß sich zu assimiliren, ohne es selbst doch in seiner Unverletzlichkeit antasten zu lassen. Denn neben ihr steht die Theologie mit der großen Aufgabe, es als das ewig Nothwendige und Vernünftige zu erweisen. Daher ihr lebendiger Verein mit Philosophie und jeglicher Wissenschaft, ihre stete Lehrperfektibilität und wahrhafte Unendlichkeit. Deshalb ist aber auch der Gedanke eines innern Mysteriums der Mittelpunkt ihres Wesens

und Wirkens, zugleich das Element ihrer Religiosität, das Senfkorn im Acker des Gemüthes. Es ist der Gedanke des geistig allgegenwärtigen, helfenden, erlösenden Gottes, der, wie er sich in der ursprünglichen Offenbarung an das Menschengeschlecht nicht unbezeugt gelassen, nun auch in jedem Einzelnen allein den Glauben fördert und steigert. Was solche Gotteserkenntniß entwickelt und belebt, ist das allein Nothwendige in Lehre wie kirchlicher Form; aber es ist ein unendlich reiches, kaum noch entwickeltes Princip. Alles Andere kann ihre Perfektibilität als überflüssiges allmählich abscheiden. Dies erkennen wir allein für den Geist der evangelischen Kirche, der, wenn er in der Theorie wie in der Praxis scharf und lauter aufgefaßt würde, die vielen Verwirrungen und wesenlosen Spaltungen abschneiden müßte, welche kaum noch den äußerlichen Anschein einer kirchlichen Einheit in ihr übrig lassen.

Fte.

2) **La Bible, traduction nouvelle avec l'Hebreu en regard par S. Cahen, directeur de l'école Israelite de Paris. Paris 1831.**

Eine neue Bibelübersetzung in dem allem Religiösen, Heiligen und tief Poetischen so entfremdeten Frankreich, ist gewiß eine merkwürdige Erscheinung. Kein Uebersetzer und kein Kommentator dieses herrlichen Buchs hat noch unternommen, was doch so anziehend wäre, eine Geschichte der Bibel. Aus ihr würde ein gar sonderbarer und auffallender Umstand erhellen, nämlich daß der Despotismus aller Länder und aller Zeiten, mit einem Wort der blinde Despotismus nie zur Verbreitung der Bibel gewirkt hat, sondern sich immer vor den Lehren, Grundsätzen und Beispielen fürchtete, die darin stehen. Darum war er immer bemüht ihr Lesen zu erschweren, unmöglich zu machen oder durch verstümmelte Ausgaben zu verkümmern. Wenn dann die Bibel selten geworden und unter dem gesund denkenden Volk fast verschwunden war: so wurde es den vornehmen und hohen Herren leicht sie anzugreifen und Lüge oder Witz dagegen zu gebrauchen.

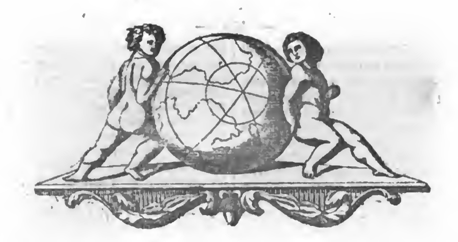
Die Zeiten der Freiheit, die bisher unglücklicherweise für die Völker so selten waren, wie für die Religion, wirkten auch in Beziehung auf die Bibel ganz anders. Sie wurde allen Ständen frei, unverkümmert in die Hände gegeben und auf diesem Weg hat die Religion größere und bessere Fortschritte gemacht, als durch Constantins und des heil. Dominic Mittel. Vor Luthers Reformation und Bibelübersetzung war sie nicht einmal ein Geschichtsbuch, oder eine Sammlung morgenländischer Dichtungen, sondern galt nur noch dem jedesmaligen Bedürfniß der Könige oder der Geistlichkeit für ein politisches oder religiöses Mittel, aus dem sie nahmen, was ihnen eben taugte. Selbst den Begünstigten und Privilegirten war nur eine einzige Bibel-Uebersetzung zu lesen erlaubt, nämlich die, wobei die Uebersetzung des heil. Hieronimus dem ultramontanischen und römisch-katholischen Sinn zum Grund gelegt war. Jede andere Uebertragung ward verbrannt, und die Verfasser konnten von Glück sagen, wenn sie nicht gleiches Schicksal traf.

Herr Cahen, der Verfasser obiger Uebersetzung ist bei seiner Arbeit sehr gewissenhaft zu Werke gegangen, und hat so viel möglich Wort für Wort übersetzt. In den angehängten Noten kommen dann alle Bemerkungen der Kritik, Glossologie, Hermeneutik und Sprachkunde vor, die bei dieser Arbeit nöthig sind. In ihnen zeigt sich die vielseitige Kenntniß und Gelehrsamkeit des Verfassers, alle Texte, alle Uebersetzungen sind verglichen. Das hebräische Original steht in seiner ursprünglichen morgenländischen Reinheit und Jungfräulichkeit da. Selbst in der Uebersetzung ist so viel wie möglich davon erhalten: Hebraismen, eigenthümliche Bilder und Farbe, kühne Figuren. Dabei ist alles deutlich durch die Parenthesen des Verfassers, wodurch er die Ellipsen ausfüllt und den nach unsern Sitten zu freien Bildern das unangenehm Auffallende nimmt.

Der Kommentar enthält allerdings eine Menge anziehender und für die meisten Leser auch neuer Dinge, indessen genügen doch nicht die gelehrten, politischen, religiösen, historischen, topographischen und geologischen Bemerkungen, mit denen sich eine Menge Männer in Deutschland, England, Italien und Frankreich abgegeben haben. Bei der Bibel muß noch mehr bemerkt und untersucht werden, ich meine ihre literarische und poetische Bedeutung. Demnach wäre zu wünschen, daß in den künftigen Bänden die grammatikalischen Glossen auch Bemerkungen über den Styl, die Prosodie, die rhetorischen Figuren und über das Leben der verschiedenen biblischen Schriftsteller enthielten. Dazu sind eine Menge Vorarbeiten vorhanden. Sehr zu wünschen wäre ferner eine Zusammenstellung der biblischen oder hebräischen Poesie und Literatur mit der indischen und griechischen, eine Parallele der heiligen Bücher oder ältesten epischen Dichtungen aller alten Völker, unter denen so viele Aehnlichkeit herrscht. Diese Zusammenstellung würde dem Werk einen besondern Reiz geben und überdies die Einseitigkeit aller Literatur in Frankreich etwas verringern.

Mr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 120. — 25. November 1831.

Die Leipziger Büchermesse im Herbst 1831.

Der Meßkatalog ist noch ziemlich so korpulent, wie gewöhnlich und man sieht ihm äußerlich die Krise nicht an, in welcher sich gegenwärtig der Buchhandel befindet. Diese Krise ist von doppelter Art. Sie bedroht das materielle Gedeihen, scheint aber heilsam für das geistige. Die allzustarke Fettablagerung der Literatur hört auf, einige aufgedunsene Pilze schrumpfen ein, die Spekulanten sowohl unter den Autoren als Buchhändlern werden grämlich inne, daß sie troz ihrer Schnellposteile und beispiellosen Wohlfeilheit doch gewöhnlich zu spät kommen und keine guten Geschäfte mehr machen, weil die nächste Woche schon ein andres Interesse mitbringt, als die vergangene; und selbst die Soliden haben Ursache zu klagen, da manches gute Buch für den Autor keinen Leser, für den Verleger keinen Käufer mehr findet, weil alles jezt nur Zeitungen lesen will und in Erwartung kriegerischer Zeitläufte seine literarischen Bedürfnisse einschränkt. Auf der andern Seite wird aber der Stoß, den der Bücherverkehr erleidet, wahrscheinlich sehr wohlthätig wirken.

Dieselben Weltereignisse, die eine Störung in den Handel bringen, beleben zugleich den öffentlichen Geist und machen gleichsam den Boden urbar für künftige Saaten. Ein neues Leben hat begonnen, das früher oder später auch dem literarischen Verkehr Früchte tragen wird. Eine der wichtigsten Fragen, welche die Aufregung unsrer Zeit zur Sprache gebracht hat, ist die für den Buchhandel so folgenreiche Frage der Preßfreiheit. Lauter als jemals haben sich von allen Enden der civilisirten Welt Stimmen dafür erhoben, und da ein völliger Rückfall in die Barbarei unmöglich ist, so wird, welche Wechselfälle sich auch noch ergeben, die Sache der Preßfreiheit dennoch zulezt siegen. Man glaube doch ja nicht, daß gebildete Völker jemals dieses erste und unentbehrlichste aller geistigen Bedürfnisse verläugnen oder dessen sich entwöhnen können. Welche Gewalt sie auch der Befriedigung dieses Bedürfnisses beraube, so wohnt doch in den Völkern eine so urkräftige, unermüdliche, nie zu erschlaffende Elasticität, daß sie immer und immer wieder ihr Recht fordern, und endlich durchsetzen. Wir fühlen uns verpflichtet, bei dieser Gelegenheit im Namen und im Interesse der Literatur den wackern Männern, die durch ihre Schriften oder in Ständeversammlungen, oder wie Welker durch beides zugleich, die Sache der Preß-

freiheit in der jüngsten Zeit aufs rühmlichste verfochten haben, unsern wärmsten Dank darzubringen.

Sogar ohne Preßfreiheit, sogar in den beengenden Fesseln der Censur hat der öffentliche Geist in der gegenwärtigen europäischen Krise schon wohlthätig auf unsre Literatur eingewirkt. Man lese mit unpartheiischem Auge die zahlreichen immer neu entstehenden politischen Journale, und man muß gestehen, daß sie theils durch die Gegenstände, die darin besprochen werden, theils durch den Geist, womit diese Gegenstände behandelt sind, sich ungemein vortheilhaft vor den nicht politischen Journalen der frühern Jahre auszeichnen. Die Leser unsres Blatts erinnern sich wohl noch, mit welchem moralischen und ästhetischen Ingrimm der Herausgeber desselben in frühern Jahren gegen die journalistischen Klatschereien, gegen die Nichtswürdigkeiten geeifert, mit denen namentlich von den großen literarischen Fabriken und Cliquen in Berlin, Dresden, Leipzig und München das lesende Publikum behelligt wurde. Wer kann ohne Eckel an die Zänkereien zurückdenken, die sich um die Persönlichkeit Müllners, Saphirs, Herloßsohns &c. drehten, und an die Lobhudeleien der Sontag, des Paganini &c., an die Theaterkritik, an die täglich in funfzig Zeitblättern sich wiederkäuenden Erbärmlichkeiten? Das ist jezt, Gott sey Dank, vergessen, oder wenigstens in den Hintergrund geschoben, und auf unerwartete Weise haben dagegen die meisten politischen Zeitungen Deutschlands einen Geist entwickelt, der uns Ehre macht und zur Genüge beweist, daß, während jene vorlauten belletristischen Schreier gelärmt, redliche und vernünftige Männer nicht müßig gewesen sind, sondern ihre Zeit studirt haben. Vergleicht man den Geist der heutigen politischen Journalistik Deutschlands mit dem Geist, der von 1813 bis 1819 herrschte, so muß man bekennen, daß wir von den damaligen Träumereien und Ausschweifungen zurückgekehrt sind, und daß es sich jezt nicht mehr um vage Theorien und romantische Phantasien handelt, sondern um Erfahrungssätze, um positive Rechte, um bestimmte lokale Bedürfnisse. Ueberblickt man die große Zahl sachkundig und geistreich geschriebner Aufsätze, die täglich in den verschiednen deutschen Blättern erscheinen, so kann man sich nicht verhehlen, daß die politische Bildung schon tief in die Massen eingedrungen ist, und daß sie nicht mehr bei einzelnen Koryphäen der Literatur wohnt, deren Mancher sich vielmehr vor dem öffentlichen Geist der Massen beschämt zurückziehen muß.

Wir haben in unsern Uebersichten der Literatur regelmäßig den Weg der Geister verfolgt, und so oft wir den außerordentlichen Fleiß und die glücklichen Fortschritte der historischen und naturwissenschaftlichen Studien controlirt und gepriesen haben, eben so oft haben wir uns auch über den Mißbrauch und die Entwürdigung der Philosophie, Theologie, Staats- und Rechtswissenschaft und Poesie, kurz aller der Literaturzweige beklagen müssen, bei welchen die Willkühr des Verstandes und der Phantasie weniger eingeschränkt ist. Auf diese Literaturzweige hat der Censurzwang, hat der geistige Druck der Zeit lähmend negativ eingewirkt, und es ist eine Thatsache, daß keine frühere Periode unsrer deutschen Literatur je so viel Schlechtes, des menschlichen Geistes Unwürdiges hervorgebracht hat, als die lezte Periode seit den Karlsbader Beschlüssen. Wohl Jedem ist diese oder jene lügenhafte Theorie aufgestoßen, da aber der Bücher gar zu viele sind und nicht Jeder sie controlirt, so können wohl nur die wenigen, die gleich uns die Literatur immer in der Uebersicht behalten haben, den ganzen Umfang von Schlechtigkeit ermessen, der aus dem Censurzwang hervorgegangen ist. Es wäre vielleicht zu verschmerzen, daß manches gute Buch unter solchen Auspicien nicht erschienen ist, aber das ist kaum zu verschmerzen, daß so viele schlechte statt der guten erschienen sind. Wer noch zweifelt, der gehe nur die Werke der lezten zwölf Jahre durch, oder werfe einen Blick rückwärts in die fortlaufenden Kritiken unsres Blatts und vergleiche. Wie oft mußten wir darthun, wie die früher stets unabhängige, ja fast immer liberale deutsche Philosophie in dem zulezt herrschend gewordenen Hegelschen System in den krassesten Absolutismus entartet ist. Wie oft mußten wir darthun, wie die Theologen, sonst ihres höheren Berufes immer sich bewußt, in neuerer Zeit auf beiden Seiten der Gewalt dienstbar geworden, die Rationalisten und Freidenker, indem sie die Kirche ganz in die Hand der Staatsgewalt gegeben, die Pietisten, indem sie den Sinn für das Weltliche und für die weltliche Freiheit insbesondre bekämpft, und die Mystiker, indem sie sich in die Finsternisse der alten Hierarchie und des Jesuitismus verschanzt haben. Wie oft mußten wir darthun, wie die Staats- und Rechtslehrer mit den servilen Philosophen im Bunde die empörendsten Lehren gepredigt, wie Haller, Hugo, Schmalz, Jarke &c. jede Vernunft und Menschlichkeit aus dem Recht verbannt haben, und die hohnlächelnden Vertheidiger des Despotismus, der Monopole, der Privilegien, der Sklaverei und Leibeigenschaft gewesen sind. Wie oft mußten wir sogar bei den sonst so unschuldigen Dichtern die Hinneigung zur servilsten Gesinnung rügen. Es gibt keine Art von servilem Fanatismus, und von serviler Sentimentalität, die nicht in den lezten zehn Jahren in Deutschlands Literatur sich breit gemacht hätte, und dieser Servilismus hatte nicht mehr den naiven Charakter früherer Zeiten, das Gepräge der alterthümlichen

Gewohnheiten und Formen; er war vielmehr absichtlich lügenhaft, gegen die bessere Ueberzeugung ausgesprochen, und waffnete sich mit allen Künsten der Sophistik und der poetischen Beschönigung gegen den unterdrückten bessern Geist. Wir können in dieser Leichenrede der Restaurationsperiode nichts mildern. Die Geschichte ist ihr eignes Gericht.

Bis zu welchem Grade von Irrthum, Lüge, Uebermuth und Selbstbefleckung würden unsre Schriftsteller gekommen seyn, wenn nicht das ewige Gefühl für Wahrheit und Recht von unten her im Volk sich geregt hätte. Diese Reaktion ist von einem frischen Lebenshauch begleitet, der die giftigen Miasmen der stehenden Literatur verjagt. Wir hoffen, sie werden nicht wiederkehren. Sollten aber, in Folge der europäischen Verwicklungen, kriegerische Stürme durch unser Vaterland toben und auf eine Zeit auch dem Gedeihen der unbefleckten Musen hinderlich werden, so hoffen wir doch auf die Wiederkehr des schönen Tages, der uns das Glück und die Künste eines nicht mehr trügerisch den heimlichen Krieg denkenden, sondern eines wahren und aufrichtigen Friedens bringen wird; mit einem Wort eines Friedens der Freiheit, nicht eines Friedens der Knechtschaft. —

Trotz des äußerlichen Umfanges des diesmaligen Meßkatalogs enthält derselbe doch wenig Korn und nur viel leeres Stroh. Die Zahl der Titel hat nicht viel abgenommen, aber die meisten Verlagsartikel sind nur kleine Broschuren. Es sind im Ganzen 3286 Verlags-Artikel verzeichnet. Wenn wir, wie gewöhnlich, die 74 Landcharten, 32 Musikbücher, 7 Spiele, 190 ausländischen Kommissionsartikel und 245 für die Zukunft versprochnen Artikel abrechnen, so bleiben 2738 wirkliche Bücher übrig, die in deutschen Verlagshandlungen erschienen sind. Der vorige Osterkatalog enthielt deren 2920, es sind derselben also im Jahr 1831 überhaupt 5658 erschienen, 268 weniger als 1830, wo ihre Zahl bis auf 5926 gieng. Wahrscheinlich werden nun, wenn nicht Friede bleibt, die Zahlen gradatim eben so wieder abnehmen, wie sie bis zum vorigen Jahre gestiegen sind.

Unter den gedachten 2738 Büchern befinden sich 90 Schriften in neuern ausländischen Sprachen, 79 Romane, 21 Schauspiele, ungefähr im alten Verhältniß, dagegen als ungewöhnliche Erscheinungen 125 Schriften allein über die Cholera und ungefähr eben so viele über die neuesten politischen Ereignisse. Außer dem vielen, was über Frankreich und Polen geschrieben ist, bringt auch beinahe jeder deutsche Staat einige Broschuren über seine innern Angelegenheiten. Bei weitem die meisten dieser kleinen Flugschriften aber handeln von Polen, und das Interesse für dieses unglückliche Land gibt sich auch in den Romanen kund, deren eine große Anzahl, wie der Titel beweist, polnische Helden und Heldinnen zum Gegenstande haben.

An großen Namen und an Schriften, die für die Ewigkeit geschrieben oder wenigstens wichtige Bereicherungen der Wissenschaft sind, leidet der Meßkatalog diesmal einigen Mangel. Nur das geschichtliche Fach ist noch so reich als ehedem, zum erfreulichen Beweise, wie trefflich diese Studien unter uns gedeihen. Wir heben folgende Titel heraus: Buchholz Geschichte Ferdinands I.; Ehrenkreuz russisch-türkischer Krieg; Flathes Geschichte Macedoniens; Geschichte der geheimen Verbindungen in Deutschland, Polen und Rußland; Gfrörers kritische Geschichte des Urchristenthums; Hormayr Geschichte der neuern Zeit, neue Auflage; Jägers schwäbisches Städtewesen im Mittelalter; P. v. Kobbes Geschichte Frankreichs unter Ludwig XVIII. und Karl X.; Lanzi Geschichte der Malerei; Ludens deutsche Geschichte, 6ter Band; Mailath Geschichte der Stadt Wien; Memoiren der Herzogin von Abrantes, des Grafen von Lavalette, des Grafen Julius von Soden; K. A. Menzels neuere Geschichte der Deutschen, 4ter Band; W. Menzels Taschenbuch der neuesten Geschichte; Merkl Specialgeschichte des Tirols und Voralbergs; Michaud Geschichte der Kreuzzüge, 4ter Theil: Monumenta boica (in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung); Neanders Kirchengeschichte, 3te Abtheilung des 2ten Bandes; Plaths China und die Mantschurey; Rankes Verschwörung gegen Venedig im Jahr 1618; Raumers historisches Taschenbuch und Briefe aus Paris, die Geschichte des 16ten und 17ten Jahrhunderts betreffend; Rotteck Allgemeine Geschichte in einem Auszuge in vier Bänden; Savignys Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter, sechster und lezter Band; Schuberts Beiträge zur Geschichte des deutschen Ordens in Preußen; Seidas Geschichte von Augsburg; Spickers Geschichte der Grafen von Everstein: Stuhrs Kriegsgeschichte vom Jahre 1813—1815; A. Wagners (des ausgezeichneten Strategikers) Feldzüge der Preußen im Jahr 1793, aus den hinterlassenen Papieren des Herzogs von Braunschweig; Wildas Gildenwesen im Mittelalter ꝛc. Von J. Müller und Westenrieder erscheinen die sämmtlichen Werke. Grimm gibt den dritten Theil seiner berühmten deutschen Grammatik heraus. Von Biographien finden wir A. Dürers Leben von Heller, Kepplers Leben von Breitschwert, Briefe von J. H. Voß, desgleichen von Baggesen und das 6te Heft der Wahrheit aus Jean Pauls Leben.

Unter den naturwissenschaftlichen Schriften bemerken wir auffallend viel medizinische, nicht nur über die

Cholera. Folgende Reisewerke dürften unsern Lesern interessant seyn: Briefe eines Verstorbenen, 3ter und 4ter Theil; Bührlens Bilder aus dem Schwarzwald; Burckhardts Bemerkungen über die Beduinen; Gosselmanns Reise nach Kolumbien, 2ter Theil; Gottschalks deutsche Ritterburgen, 8ter Theil; Hebers Reise in Indien; Hofmanns geognostische Untersuchungen im Ural; Horns medizinische Reisen; ein Werk über Japan, das bei Hasselberg in Berlin erscheint; Lessings Reise durch Norwegen; Martius Reise in Brasilien; Saint-Maure's Rußland, wie es ist, 3ter Theil; Prokesch Reisen in Aegypten und ins heilige Land; Wenchs Reise nach Brasilien.

Unter den theologischen Werken machen sich außer den oben schon erwähnten kirchengeschichtlichen Arbeiten drei Schriften über den St. Simonismus bemerklich, worunter eine von Carové, ferner eine neue Auflage von Steffens falscher Theologie und eine Apotheose des Lutherthums von demselben Verfasser. Das philosophische Fach ist ziemlich arm. Wir finden nur eine Encyklopädie von Herbart, den dritten Band von Ritters Geschichte der Philosophie, Heinroths Anthropologie, und eine neue Auflage der Kritik der Vernunft von Fries. Von dem leztern erscheint auch ein neues Werk über Verfassung und Verwaltung deutscher Staaten. Der große Veteran der Philosophie, Schelling, der uns auf sein angekündigtes größeres Werk noch immer warten läßt, hat wieder nur eine kleine akademische Schrift über die Methode der Studien herausgegeben.

Börnes geistreiche Briefe stehn nicht im Katalog. Unter den politischen Schriften, deren Verfasser größtentheils anonym sind, fallen die Namen Murhardt und Troxler auf, der erstere hat über Volks-Souverainität und Handel, der leztere über seinen Basler Prozeß geschrieben.

Das belletristische Fach ist wie gewöhnlich reich an Namen. Es erscheinen Gesammtausgaben von Spindler, van der Velde, Eberhard, der Madame Schopenhauer, Sammlungen von Werken des Herrn W. Alexis, L. Schefer und der Frau Th. Huber. Im lyrischen Fach ist eine fünfte Auflage von Uhlands Gedichten, eine lateinische Uebersetzung der sämmtlichen Schiller'schen Gedichte von Feuerlein, eine deutsche Uebersetzung von Berengers Liedern und der Wendtische Musenalmanach zu bemerken; im dramatischen der sechste Band des Tieck-Schlegel'schen Shakespeare. Von Tieck erscheint ferner ein Novellenkranz und die dritte Auflage des Don Quichote. Die Weidmann'sche Buchhandlung kündigt russische Volksmährchen an. Duller hat Bertold Schwarz in einen Roman gebracht. Von dem unglücklichen D. Leßmann erscheint das Wanderbuch eines Schwermüthigen, seine Vorbereitung zum Tode. Harro Harring, der abentheuerliche Friese, der jüngst seine interessanten Memoiren über Polen herausgegeben, kündigt außer Nachträgen dazu noch eine Menge Romane und Novellen an, wobei wir wünschen, daß die allzugroße Fruchtbarkeit dem Gehalt der Früchte nicht nachtheilig seyn möge. Romane erhalten wir ferner von Bechstein, Bronikowsky, H. v. Chezy, Agnes Franz, W. v. Gersdorf, H. Hanke, Herloßsohn, Lewald, Car. Pichler, Storch, Wolff 2c.

Wir sehn erwartungsvoll dem nächsten Literatur-Jahr entgegen. Die Cholera haben wir gewiß, und dazu entweder Krieg oder einen fast noch unerträglichern Mittelstand zwischen Krieg und Frieden. Keins von beiden kann der Literatur gedeihlich seyn, ein Mißwachs wird wenigstens für eine kurze Zeit eintreten. Allein darin steht unsre Ueberzeugung fest, daß neue Verschärfungen des Preßzwangs, neue geistige Interdikte, wenn sie ja eintreten, so wenig fruchten werden, als die alten. Es gibt nur eine Zauberformel, welche die Geister bindet. Sie heißt: Freiheit und Recht! Wer diese Formel vergißt, mag die Geister mit Stricken und Eisen binden, er wird sie doch nicht binden; er mag sie lebendig begraben und Kalk über sie schütten Jahre lang, plözlich wandeln die Geister wieder frei über dem Grabe und spotten seiner. Oft aber geschieht es, daß statt der guten Geister, die man ausgetrieben hat, uneingeladen die bösen kommen. Wer mit den guten Geistern nicht hat Frieden schließen wollen, der muß oft wider seinen Willen Krieg führen mit den bösen, die zorngrimmig den Exorcisten verderben. Die reine temperirte Luft der Freiheit ist allen gesund, und das wahre Element der Ruhe und Ordnung; nur die drückende Schwüle des Geisterzwangs erzeugt jene Völkergewitter, die mit zermalmenden Donnern daherfahren. Oft marktet man mit mäßig gesinnten Doktrinären um ein Körnchen, wo nachher die Anarchisten mit Scheffeln messen. Geredet muß werden. Man sehe wohl zu, wer rede, daß nicht, wenn die Einen verstummen, Andre beginnen, deren Rede ist wie des Löwen Brüllen und des Meeres Brandung. Warum ließ Tarquinius die ersten sechs Bücher der Sybille verbrennen? Es war Glück darin verkündet. Ihm blieben nur die drei lezten, die nichts als Unglück weissagten.

Der Himmel erhalte uns nicht den Frieden, denn wir haben keinen, aber er gebe uns den Frieden, und zwar einen Frieden mit Preßfreiheit, wenn auch erst spät. Die Wissenschaften und Künste haben nur diese Hoffnung.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 121. — 28. November 1831.

Tagesgeschichte.

Briefe aus Paris, 1830—1831. Von Ludwig Börne. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1832.

Man wird das Buch verbieten oder hat es schon verboten, denn wenn man auch die Freiheitsschwärmer Narren nennt, so gibt man ihnen doch nicht einmal die Narrenfreiheit. Arg freilich hat es der Börne wieder einmal gemacht, ärger als je zuvor; wie es die Tollen pflegen, wenn sie einmal dem Tollhause entspringen. Diese Briefe sind durchaus, wie es ehemals in Warschau hieß und wahrscheinlich jezt wieder heißt „formwidrig," oder wie man in Berlin noch kleiderkünstlerischer zu sagen pflegt „unangemessen." Der selige Lichtenberg würde sagen: „es sind majestätsverbrecherische Gedanken, aber in beneidenswürdigen Ausdrücken." Das alles ist vielleicht zu wenig gesagt. Göttlich grob, hat einmal Friedrich Schlegel gesagt. Auch das ist zu wenig. Deutsch grob, wollen wir sagen, um Börne zu ärgern. Warum nicht deutsch grob? Der Franzose ist in seinem bittersten Haß noch artig zum küssen gegen Börne, selbst der vierschrötige Engelländer läßt mit sich reden, Cobbet raisonnirt bescheiden und ist ein guter Mann gegen Börne. So grob wie Börne kann nur ein Deutscher seyn, weil es wirklich nur ein Deutscher ist. Er selber sagt einmal: das ist nicht mehr schlecht, erbärmlich, niederträchtig — das alles wäre zu wenig — es ist deutsch! warum sollen wir nicht auch von ihm sagen, das ist nicht Arznei, ist nicht Eisen, nicht Feuer — es ist deutsch gesprochen!

Was sind wir doch für ein wunderliches Volk. Die stärkste Sprache in der Welt nennt man die deutsche, und die größte Dummheit in der Welt heißt ebenfalls sprüchwörtlich eine deutsche. Wir sind aber nicht nur hoch oder niedrig, sondern auch mittelmäßig.

Mittelmäßig? Ein verdammtes Wort. Wüßtest du o Leser, wie oft es mir centnerschwer aufs Herz fällt, als Schriftsteller unter Censur an der deutschen Mittelmäßigkeit mitzuarbeiten, du würdest mir um meines Schmerzes willen meine, deine eigne Mittelmäßigkeit verzeihen. Schreib' einer in einem deutschen Journal. Riesengedanken springen aus der Stirne, aber die Censurscheere schneidet sie zu mittelmäßigen Geschöpfen zurecht, nachher kommen auch nur noch Mittelmäßigkeiten aus der Stirne und die Riesen bleiben drin im Kopf und fangen aus Langerweile den Titanenkampf unter sich selbst an, schlagen sich todt, fressen sich. Es ist zum Tollwerden, und

Börne hat den schönen Muth, endlich wirklich toll zu werden.

Aechte Tollheit tollt nur gegen sich selbst. Wenn in Dantes Hölle ein Todtenkopf den andern beißt, so beißt ein ächter Wahnsinniger seinen eignen Kopf. Darum wird Börnes glühender Patriotismus zur Blasphemie gegen das heilige Vaterland und Pygmalion, der flehend vor der steinernen Geliebten kniete, daß sie endlich aufwache, wird nun, da sie lebendig ist, in der Tollheit zum Irokesen und schneidet Stück für Stück das blühende Leben herunter. So schrieb Börne einst gegen das schlafende Vaterland, und so schreibt er jezt gegen das erwachte. Wie nach Dschamis unübertrefflicher Dichtung der edle Medschnun wahnsinnig wurde, weil er von der reizenden Leila getrennt war, und wie er nachher im Wahnsinn, da man die Geliebte ihm mit königlicher Pracht geschmückt als Braut zuführte, sie nicht wieder erkannte, so erkennt Börne im Gram über das verlorne Vaterland das wiedergefundne nicht wieder.

Ich will mich, Börne gegenüber nicht in die Brust werfen und ihm eine Strafpredigt halten. Auch werden es wahrscheinlich wenig Andre thun, denn die Zeiten sind nicht mehr, wo, wenn man sich einen Scherz über die deutschen Philister erlaubt, gleich ganze Schaaren derselben mit dummen Glotzaugen sich hervorthaten und den Franzosenfreund zur Thür hinauswarfen. Das spricht eben am stärksten gegen Börne, daß wir wirklich klüger und besser geworden sind, es unter tausenderlei Beschränkungen, es mitten in der Mittelmäßigkeit geworden sind. Wir haben Ereignisse in Deutschland erlebt, die nicht mehr lächerlich sind, und patriotische Bestrebungen, die nicht mehr bloße Spielereien und Affektationen sind. Dem schrecklichen Ernst der Zeit hat eine Stimme in Deutschland männlich geantwortet, und wir werden sie noch lauter reden hören.

Wenn nun Börne uns Deutschen vielfach Unrecht thut, indem er gar zu wenig an uns glaubt, so wollen wir uns hüten, ihm Unrecht zu thun, und Aeußerungen des Humors, der momentanen Stimmung nicht für mehr nehmen, als sie sind. Der Sarkasmus ehrt oft den Gegenstand, indem er ihn beschimpft. Das beleidigte Herz rächt sich an der Geliebten durch Bitterkeiten, die immer nur die Schaale des süßesten Kerns sind. Eifersucht sezt die Geliebte herunter und bringt einer Dritten übertriebene Huldigungen dar. So ists, wie mit jeder gekränkten Liebe, auch mit der gekränkten Vaterlandsliebe. Diese Entschuldigung gilt übrigens, wie der Tadel selbst, nur der Herabwürdigung des deutschen Nationalcharakters im Allgemeinen; im Einzelnen, wo Börnes Satyre bestimmte Dinge und Verhältnisse trifft, hat er nur zu Recht, und da die Censur dies wahrscheinlich durch Verbieten und Streichen der betreffenden Stellen anerkennen wird, so mag sich der Leser hier mit zahmen Auszügen begnügen.

Zuerst einige Schmeicheleien, wie sie Börne so gern den Deutschen sagt. Aus Darmstadt: „Die Bürger sind unzufrieden, aber nicht mit der Regierung, sondern mit den Liberalen der Kammer, die dem Großherzoge seine Schulden nicht bezahlen wollen. Das ist deutsches Volksmurren, das laß ich mir gefallen; darin ist Rossinische Melodie. — Die Theaterwache in Darmstadt war gewiß fünfzig Mann stark. Ich glaube auf je zwei Zuschauer war ein Soldat gerechnet. Nach viel zu wenig in solcher tollen Zeit. Und diesen Morgen um sechs Uhr zogen einige Schwadronen Reiter an meinem Fenster vorüber und trompeteten mich, und alle Kinder, und alle Greisen, und alle Kranken, und alle süßträumenden Mädchen aus dem Schlafe. Das geschieht wohl jeden Tag. Diese kleinen deutschen Fürsten in ihren Nußschaalresidenzen sind geriebst und gestachelt wie die wilden Kastanien. Wie froh bin ich, daß ich aus dem Lande gehe. — Der Bundestag, wie ich höre, will in Deutschland die Preßfreiheit beschränken. Wie sie das aber anfangen wollen, möchte ich wissen. Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren. — In Zeit von zehn Jahren werden die Freunde der politischen Alterthümer aus allen Ländern der Erde nach Deutschland reisen, um da ihre Kunstliebhaberei zu befriedigen. Ich sehe sie schon mit ihren Antiquités de la l'Allemagne in der Hand, Brille auf der Nase und Notizbuch in der Tasche, durch unsere Städte wandern, und unsre Gerichtsordnung, unsre Stockschläge, unsre Censur, unsre Mauthen, unsern Adelsstolz, unsre Bürgerdemuth, unsre allerhöchsten und allerniedrigsten Personen, unsre Zünfte, unsern Judenzwang, unsre Bauernnoth, begucken, betasten, ausmessen, beschwatzen, uns armen Teufeln ein Trinkgeld in die Hand stecken, und dann fortgehen und von unserem Elende Beschreibungen mit Kupferstichen herausgeben. Unglückliches Volk!... wird ein Beduine mit stolzem Mitleide ausrufen. — Gestern las ich in einer deutschen Zeitung: in Selters hätte das Landvolk auch eine kleine Revolution haben wollen und Unruhen angestiftet, und man hätte sogleich Truppen hingeschickt. Ich erwarte nun, daß der Bundestag den Selterswasserbrunnen, die wahrscheinliche Quelle der Nassauer Revolution, verschütten lassen wird. Das käme mir gar nicht lächerlicher vor, als die bisherige Hülfe, die man gegen Revolutionen angewendet, Soldaten, Gewalt, Aderlassen, das sind ihre einzigen Heilmittel. Es einmal auf eine andere Art zu versuchen, fällt ihnen nicht bei. — Es ist doch ein schönes Land, wo, wie ich gestern in deutschen

Zeitungen gelesen, man sich auf der Straße und in den Kasinos bang und freudig einander fragt, wird der Herzog von Koburg wieder heirathen, oder nicht? und man schweigt und lächelt — und wo der Staatsrath Niebuhr in Bonn, da er gedruckt gelesen, er habe früher in Rom mit de Potter Umgang gehabt, mit Händen und Füßen gegen diese Lästerung zappelt, wie ein Kind gegen das kalte Waschen, und behauptet auf Ehre, er habe diesen Unheilstifter nie mit Fingern berührt! — So einem deutschen Polizeikönig muß in London und Paris zu Muthe seyn, wie einem Nordländer in Neapel. Die Freiheit hat wohl ihre rauhen Tage; da sie aber selten sind, ist nicht gesorgt für Kamin und Pelz. Und jezt spricht der Russe, wäre ich nur zu Hause, da ist es wärmer und besser und der Tölpel macht sich lustig über die schöne Natur im Süden!... — Daß die Deutschen ihren Fürsten und Sängerinnen die Pferde ausspannen, fällt mir nicht auf. Sind sie besser als Pferde? Sie werden sehen, die guten Hessen ziehen auch noch die Gräfin Reichenbach von Frankfurt bis nach Kassel. Eine solche Konstitution, wie man den Hessen gegeben, hätten sich die Pferde nicht gefallen lassen. Mit den guten Deutschen wird noch schlimmer verfahren als mit dem Heiland. Dieser mußte zwar auch das Kreuz selbst tragen, woran man ihn gepeinigt: aber es selbst auch zimmern, wenigstens das mußte er nicht. Ich kann in Paris Französisch lernen; aber, guter Gott! wie lerne ich Deutsch vergessen? Der Mensch hat überhaupt viel Deutsches an sich. Heute las ich: in England hat die französische Regierung 500,000 Flinten bestellt, die russische 600,000, die preußische 900,000. Werden damit anderthalb Millionen Mörder bewaffnet, die, drei bis vier Fürsten einen Spaß zu machen, sich wechselseitig die Eingeweide aus dem Leibe reißen. Diese Flinten kosten 38 Millionen Franken, und die närrischen Völker dürfen nicht eher sterben, als bis sie ihre eigenen Leichenkosten vorausbezahlt! Ich möchte diesen Sommer in einem stillen Thale wohnen, aber so still, so heimlich, so abgelegen, daß kein Mensch, keine Zeitung hinkommt, und im Oktober wieder hinaustreten in die Welt und sehen, wie es aussieht. Vielleicht würde ich da nicht mehr erkennen, ob ich im Monde oder auf der Erde bin. — Was mich gegen die deutsche Censur am Meisten aufbringt, ist nicht, daß sie das Bekanntwerden der Wahrheit verhindert — diese macht sich früher oder später doch Luft, — sondern daß sie die Lüge unterdrückt, die nur einen armen kurzen Tag zu leben hat, und einmal todt, vergessen ist. Am interessantesten, und merken Sie sich das, sind die hiesigen Blätter immer am Montage; denn da Sonntag keine Kammersitzung ist, bleibt den Tag darauf den Zeitungen kein anderes Mittel, ihre Seiten zu füllen, als so viel Lügen als möglich herbei zu schaffen. Wie angenehm beschäftigt das die Einbildungskraft! Und was liegt daran! Was heißt Lüge? Kann einer in unsern Tagen etwas ersinnen, was nicht den Tag darauf wahr werden kann! Es gibt in der Politik nur eine mögliche Lüge: Der deutsche Bund hat die Preßfreiheit beschlossen."

Doch das sind alles schwache Stellen. Unter den starken will ich nur, wenn es Dame Censur erlaubt, eine einzige anführen. Börne sagt, wenn die Deutschen zum zweitenmal einen Kreuzzug gegen Frankreich unternehmen, dann wird der ganze Himmel lachen und Gott selbst wird lachen und in der besten Laune französisch zu sprechen anfangen und sagen: quelle grosse bête que ce peuple allemand!

Allein Börne läßt die Franzosen nicht leer ausgehn: „Paris hat jezt wirklich den Katzenjammer vom Schmause im Juli, und bei mir thut der Eckel vom Zuschauen dieselbe Wirkung, wie bei den Andern das Trinken. Die Regierung ist jezt ganz in den Händen von Mechanikern, die den Staat als eine Uhr betrachten, wozu sie den Schlüssel haben, und die gar nichts wissen von einem Leben, das sich selbst aufzieht. Das Herz soll schlagen zur bestimmten Minute, und das nennen sie Ordnung! es ist alles wie bei uns, nur daß bei uns Werk und Zifferblatt bedeckt sind, hier aber sich in einem gläsernen Gehäuse befinden, das alle Bewegungen sehen läßt; der Gang ist der nämliche. — Hier gehet es schlecht, man hat die Suppe kalt werden lassen, und dabei rufen die Väter des Volks demselben, wie einem Kinde, noch ganz ironisch zu: verbrenne dich nicht! Das gute Volk hat sich mit Blut und Schweiß die Freiheit erworben, und die spitzbübische Kammer, die in Pantoffeln in ihrem Komptoir saß, sagte ihm: Ihr wißt mit dem Gelde doch nicht umzugehen, wir wollen es Euch verwalten. — Kein Kind fürchtet so sehr den Schornsteinfeger als Philipp den Nikolaus fürchtet. Die Regierung wird alle Tage erbärmlicher; es macht einen ganz irre. Man weiß nicht mehr, wächst die Zeit oder wird die Regierung kleiner; das Mißverhältniß zwischen beiden steigt mit jeder Stunde. Jezt, da der Krieg immer wahrscheinlicher, immer näher kommt; jezt, da die Begeisterung des Volkes allein Frankreich retten kann, fürchtet man dieses Feuer wie ein verzweifelter Hausvater, und gießt halb todt von Schrecken alles Wasser hinein, was nur zu haben ist. In ihrer Angst spucken sie in den Brand. Man will ein friedliches, ein unglaubliches Ministerium bilden. Wenn der Jude Rothschild König wäre, und sein Ministerium aus Wechselmäcklern bildete, es könnte nicht niederträchtiger regiert werden. Ich gebe dem Orleans keine zehn Sous für seine Krone."

Erfreulicher ist, was Börne über Benjamin Constant, Lafayette, Talleyrand sagt: „Wissen Sie schon, daß Benjamin Constant gestorben ist? Morgen wird er begraben. Kränklich war er schon seit mehreren Jahren. Der Kampf für die Freiheit hielt ihn aufrecht, dem Siege unterlag er. Der Gram getäuschter Hoffnung hat sein Leben verkürzt; die Revolution hat ihm nicht Wort gehalten; die neue Regierung vernachläßigte den, der so viel gethan, die alte zu stürzen. Benjamin Constant hatte unter allen Liberalen die reinste Gesinnung, und er war der gediegenste Redner. Es gab andere, die glänzender sprachen, aber es war Alles doch nur vergoldetes Kupfer. Er hatte Recht, durch und durch. Er hatte einen deutschen Kopf und ein französisches Herz. — Der einzige schöne Charakter der neuern Zeit ist und bleibt doch Lafayette. Er ist die altgewordene Schwärmerei, wie sie nie, nicht einmal gemalt worden ist. Er ist bald 80 Jahre alt, hat alle Täuschungen, alle Verräthereien, Heuchelei, Gewaltthätigkeit jeder Art erfahren — und noch glaubt er an Tugend, Wahrheit, Freiheit und Recht! Solche Menschen beweisen besser, daß es einen Gott gibt, als das alte und neue Testament und der Koran zusammen. Noch heute, zwar von vielen geliebt, von allen geachtet, aber auch von allen verkannt, wird er nur von seinen Feinden nicht betrogen, die ihren Haß offen aussprechen; aber von seinen Freunden gebraucht, mißbraucht, getäuscht und oft verspottet. Er ist wie ein Gottesbild im Tempel, in dessen Namen heuchlerische Priester fordern, wonach ihnen selbst gelüstet, und die heimlich das gläubige Volk und seinen Gott auslachen. Er aber gehet seinen Weg unveränderlich wie die Sonne, und unbekümmert, ob die guten sein Licht zu guten Handlungen oder die Bösen zu schlechten gebrauchen. — Man hat Talleyrand vorgeworfen, er habe nach und nach alle Partheien, alle Regierungen verrathen. Es ist wahr, er gieng von Ludwig XVI. zur Republik, von dieser zum Direktorium, von diesem zum Konsulat, von diesem zu Napoleon, von diesem zu den Bourbonen, von diesen zu Orleans über, und es könnte wohl noch kommen, ehe er stirbt, daß er wieder von Louis Philipp zur Republik übergienge. Aber verrathen hat er diese Alle nicht, er hat sie nur verlassen, als sie todt waren. Er saß am Krankenbette jeder Zeit, jeder Regierung, hatte immer die Finger auf dem Pulse, und merkte es zuerst, wenn ihr das Herz ausgeschlagen. Dann eilte er vom Todten zum Erben; die Andern aber dienten noch eine kurze Zeit der Leiche fort. Ist das Verrath? Ist Talleyrand darum schlechter, weil er klüger ist als Andere, weil fester, und sich der Nothwendigkeit unterwirft? Die Treue der Andern währte auch nicht länger, nur ihre Täuschung währte länger. Auf Talleyrands Stimme habe ich immer gehorcht, wie auf die Entscheidung des Schicksals. Ich erinnere mich noch, wie ich erschrack, als nach der Rückkehr Napoleons von Elba Talleyrand Ludwig XVIII. treu geblieben. Das verkündigte mir Napoleons Untergang. Ich freute mich, als er sich für Orleans erklärte; ich sah daraus, daß die Bourbons geendet. Ich möchte diesen Mann in meinem Zimmer haben; ich stellte ihn wie einen Barometer an die Wand, und ohne eine Zeitung zu lesen, ohne das Fenster zu öffnen, wollte ich jeden Tag wissen, welche Witterung in der Welt ist.“

Ueber unsern Luther sagt Börne: „Ach, Luther! — wie unglücklich hat der uns gemacht! Er nahm uns das Herz und gab uns Logik; er nahm uns den Glauben und gab uns das Wissen; er lehrte uns rechnen und nahm uns den Muth, der nicht zählet. Er hat uns die Freiheit, dreihundert Jahre ehe sie fällig war, ausbezahlt und der spitzbübische Diskonto verzehrte fast das ganze Kapital. Und das Wenige, was er uns gab, zahlte er wie ein ächter baarloser deutscher Buchhändler in Büchern aus, und wenn wir jezt, wo jedes Volk bezahlt wird, fragen — wo ist unsre Freiheit? antwortet man: Ihr habt sie schon lange — da ist die Bibel.“

Ueber Goethe ergießt sich Börne in den bittersten Tadel. Er citirt Stellen aus dem Briefe eines Oestreichers, die ungefähr das Aergste sind, was jemals gegen Goethe gesagt worden ist. Börne fügt dann hinzu: „Dieser Mann eines Jahrhunderts hat eine ungeheure hindernde Kraft; er ist ein grauer Staar in deutschen Augen, wenig, nichts, ein bischen Horn — aber beseitigt das und eine ganze Welt wird offenbar. Seit ich fühle, habe ich Goethe gehaßt, und seit ich denke, weiß ich warum.“

Von einer Beseitigung Goethes kann übrigens nur in dem Sinn die Rede seyn, in welchem ein Jahrhundert das andre, ein Zeitgeist den andern zurückdrängt. Aus der Geschichte der Literatur läßt sich so wenig als aus der Weltgeschichte ein Blatt herausreißen, es kommt nur darauf an, jedes Blatt recht zu verstehen. Goethe ist nicht der Schöpfer, sondern das Geschöpf seiner Zeit, die höchste Sublimation, wenn man will, die Gipfelkrone, die oberste Blume seiner Zeit. Diese Zeit sinkt nun langsam am Horizont hinab und nur, weil Goethe auf ihrem Gipfel steht, scheint er so lange noch auf derselben Stelle zu stehn, während doch der Boden unter ihm beständig weicht. Er hindert den Untergang seiner Zeit nicht, er scheint nur bestimmt, ihn ganz abzuwarten und der lezte dabei zu seyn, wie am untergehenden Schiff die bunte Flagge noch im lezten Augenblick vorwärts weht, während die wirkliche Richtung des Schiffs unterwärts geht.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 122. — 2. December 1831.

Tagesgeschichte.

Briefe aus Paris, 1830—1831. Von Ludwig Börne. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1832.

(Beschluß.)

Indem Börne von den französischen Gelehrten spricht, stimmt er folgende tragikomische Klagelieder an: „Heute ist das Ministerium geändert, wie Sie aus den Zeitungen erfahren werden. Thiers, der Verfasser einer Geschichte der französischen Revolution, wird Unter-Staats-Sekretair der Finanzen, also ungefähr so viel als Minister. Ich kannte ihn früher. Er ist kaum dreißig Jahre alt, kam zur Zeit als wir in Paris waren mit seinem Landsmann Mignet hierher, ganz fremd und unbeholfen. Ein Deutscher meiner Bekannten nahm sich der jungen Leute an und wies sie zurecht, und jetzt ist der eine Staatsrath, der andre Minister! Was man hier sein Glück macht! Möchte man nicht vor Aerger ein geheimer Hofrath werden! Es ist gerade so als wäre der Heine Minister geworden oder der Menzel oder ich. Und was sind wir? — Ein armer deutscher Gelehrter wird gelb vor Aerger und Neid, wenn er sieht, wie es den französischen Schriftstellern so gut geht. Außer dem vielen Gelde, das sie durch ihre Werke verdienen, werden sie noch obendrein von der Regierung angestellt. Stendhal ist eben im Begriff nach Triest abzureisen, wo er eine Stelle als Konsul erhalten. Vitet schreibt sogenannte historische Romane, die sehr schön sind: Henri III., les barricades, les états de Blois. Der hat jetzt eine Anstellung bekommen, um die ich ihn beneide. Er ist conservateur des monuments d'antiquité de la France. Diese Stelle bestand früher gar nicht und der Minister Guizot, der Vitet protegirte, hat sie erst für ihn geschaffen. Sein Geschäft bestehet darin, daß er jährlich ein Paarmal durch Frankreich reist und die alten Bauwerke aus der römischen Zeit und aus dem Mittelalter, Tempel, Wasserleitungen, Amphitheater, Kirchen besichtigt und darauf sieht, daß sie nicht verfallen. Dafür hat er einen jährlichen Gehalt von funfzehn tausend Franken und die Reisekosten werden besonders bezahlt. Gäbe es eine angenehmere Stelle als diese für einen Menschen wie ich bin, der faul ist und gern reist? Möchte man sich nicht den Kopf an die Wand stoßen, daß man ein Deutscher ist, der aus seiner Armuth und Niedrigkeit nicht heraus kommen kann? In Deutschland geschieht wohl manches für Kunst und Wissenschaft, aber für Künstler und Schriftsteller gar nichts. Hier vertheilt die Regierung jährlich Preise für die besten Werke der Male-

rei, der Bildhauerkunst, Lithographie, Musik und so für Alle. Der erste Preis besteht darin, daß der Gewinnende auf fünf Jahre lang jährlich 3000 Franken erhält, und dafür muß er diese Zeit in Rom zu seiner Ausbildung zubringen. Einem Deutschen würde dieses Müssen in Rom leben komisch klingen, denn er ist lieber in Rom als in Berlin, Karlsruhe. Aber Franzosen erscheint dieses oft als Zwang, denn sie verlassen Paris nicht gern. So hat die vorige Woche ein junger Mensch, Namens Berlioz, den ersten Preis der musikalischen Komposition erhalten. Ich kenne ihn, er gefällt mir, er siehet aus, wie ein Genie. Geschiehet je so etwas bei uns? Denken Sie an Beethoven. O! ich habe eine Wuth! Schicken Sie mir doch einmal eine Schachtel voll deutscher Erde, daß ich sie hinunter schlucke. Das ist ohnedies gut gegen Magensäure, und so kann ich das verfluchte Land doch wenigstens symbolisch vernichten und verschlingen."

Ich bin nicht Börnes Meinung. Ich sage vielmehr, Gott sey Dank, daß wir armen Capacitäten in Deutschland nicht nur berechtigt, sondern sogar gezwungen sind, die menschliche oder deutsche Uniform zu tragen, nicht aber die reuß-greiz-schleizische oder vaduzische. Man denke sich einmal Börne als Sr. Excellenz Herr Staatsrath Börne von Börnewitz, und Börne wird keinen Witz mehr haben. Wenn man, wie der große Minister Oxenstierna sagt, nicht einmal Weisheit zum Regieren braucht, wozu sollte man den Witz brauchen?

Nichts ist natürlicher, als die Vernachlässigung der guten Köpfe von Seiten des Staats unter Verhältnissen, wie sie gegenwärtig in Deutschland bestehn. Im Reiche des Genies lassen sich solche Mauthen nicht ziehen, wie sie durch Deutschland die Kreuz und Quer gezogen sind. Das geflügelte Genie taugt nicht zum Zöllner, man kann es für die engen kleinen Geschäfte und Interessen nicht brauchen. Das Genie ist immer ganz, und läßt sich nicht wie Deutschland in etliche und dreißig Theile theilen. Jedes deutsche Genie ist sein ganzes Leben hindurch in dem Fall, in welchem die Frau von Staël und Herr von Chateaubriand sich eine kurze Zeit befanden. Man sagte: Frankreich und Chateaubriand fehlen einander. So kann man sagen: Deutschland und seine guten Köpfe fehlen einander immer.

Um uns die politischen Bitterkeiten zu versüßen, erzählt Börne auch vieles von den Pariser Kunst- und Theaterherrlichkeiten. Höchst ergötzlich ist folgendes Portrait Paganinis, dessen Aehnlichkeit jeden, der den großen Geiger auf der G Saite gehört hat, frappiren muß: „Mit Worten kann ich Ihnen den Eindruck nicht schildern, den Paganini in seinem ersten Konzerte gemacht; ich könnte ihn nur auf seiner eigenen Geige nachspielen, wenn sie mein wäre. Es war eine göttliche, es war eine diabolische Begeisterung. Ich habe so etwas in meinem Leben nicht gesehen noch gehört. Dieses Volk ist verrückt und man wird es unter ihm. Sie horchten auf, daß ihnen der Athem vergieng, und das nothwendige Klopfen des Herzens störte sie und machte sie böse. Als er auf die Bühne trat, noch ehe er spielte, wurde er zum Willkommen mit einem donnernden Jubel empfangen. Und da hätten Sie diesen Todtfeind aller Tanzkunst sehen sollen, in der Verlegenheit seines Körpers. Er schwankte umher wie ein Betrunkener. Er gab seinen eignen Beinen Fußtritte und stieß sie vor sich her. Die Arme schleuderte er bald himmelwärts bald zur Erde hinab; dann streckte er sie nach den Kouliſſen zu, und flehte Himmel, Erde und Menschen um Hülfe an in seiner großen Noth. Dann blieb er wieder stehen mit ausgebreiteten Armen und kreuzigte sich selbst. Er sperrte den Mund weit auf, und schien zu fragen: gilt das mir? Er war der prächtigste Tölpel, den die Natur erfinden kann, er war zum Malen. Himmlisch hat er gespielt." —

Mit der größten Bewunderung, die wenn sie Damen betrifft, auch immer zugleich Zärtlichkeit ist, spricht Börne von der seelenvollen Sängerin Malibran und von der, auch uns Deutschen wohlbekannten lieblichen Tänzerin Taglioni. Von der lezteren sagt er: „Besonders Flora entzückte mich. Eine bezaubernde Grazie, und eine Mäßigung in allen Bewegungen, bei so großer Beweglichkeit, die ich noch bei keiner Tänzerin gepaart gefunden. Sie umgaukelte sich selbst, und war zugleich Blume und Schmetterling. Sie bewegte sich eigentlich gar nicht, sie erhob sich nicht, senkte sich nicht, sie wurde herauf und herabgezogen, Luft und Erde stritten sich um ihren Besitz. „Wer ist diese Tänzerin?" — fragte ich meinen Nachbar in der Loge, einen Mann von fünfzig Jahren, der sehr vornehm aussah. Er sah mich mit Augen an — aber mit Augen — und antwortete nach einigen Athemzügen: mais... c'est mademoiselle Taglioni! Hätte ich den Mann zwanzig Jahre früher bei einer Parade auf dem Marsfelde gefragt: wer ist der kleine Mann dort zu Pferde, im grauen Ueberrock und mit dem kleinen Hute?.. mit nicht größern Augen hätte er mich ansehn, nicht mit größerer Verwunderung hätte er mir erwiedern können: mais c'est Napoléon! — Ich habe sie seitdem wieder tanzen sehen. Sie gefiel mir aber weniger als das vorige Mal; ich habe Fehler entdeckt. Ihre ganze Seele ist den Füßen, ihr Gesicht ist todt. Ich hatte es zwar schon das erste Mal bemerkt, aber da sie damals die Göttin Flora spielte, nahm ich ihre Unbeweglichkeit für antike Ruhe, und ich ließ mir das gefallen. In der zweiten Rolle aber trat sie als Bajadere auf, als

liebende, unglückliche, leidenschaftliche Bajadere, sie tanzte zwischen Lust und Schmerz, doch ihre Züge und ihre Augen schliefen den ewigen Schlaf. Entweder mein Opernglas war sehr trübe, oder die holde Taglioni ist sehr dumm und versteht ihre eigenen Füße nicht. Aber kann man zugleich dumm seyn, und Grazie haben?" —

Es ist Schade, daß wir niemals in den Fall kommen werden, zu sehn, wie sonderbar Börne sich gebärden würde, wenn er plötzlich in Deutschland alles vollkommen fände, wenn er die Deutschen überhaupt und die Frankfurter insbesondre bewundern und loben müßte. Wahrhaftig, dies Gesicht möchte ich sehn. Allein Börne geht gewiß zu Grabe, bevor es nöthig seyn wird, daß er im Tempel des Vaterlandes öffentlich Kirchenbuße thut. Uebrigens bleibt jedem guten Patrioten der Trost, daß eben so wenig als Klopstock uns Deutsche mit seinem ewigen Lobe besser gemacht hat, uns Börne durch seinen ewigen Tadel schlimmer machen kann.

Religion.

Wie ich wieder Lutheraner wurde, und was mir das Lutherthum ist. Eine Konfession von Henrich Steffens. Breslau bei Max und Comp. 1831.

Der Lärm des Marktes ist in diesem Augenblicke wohl zu laut, als daß solche immer seltner werdende Stimmen ihn überbieten könnten. Darum sollte man auch kaum glauben, daß gerade eine solche Stimmung der Gegenwart dem vorliegenden Buche doch nicht ungünstig ist, und durch die Betrachtung des Hintergrundes dem uns hier vorgeführten Bilde erst für tieferes Verständniß gegeben wird. Daß Steffens die Sprache des Zeitgeistes versteht, das räumen wir wohl Alle ein, die wir ihn sonst anklagen, daß er nicht in ihr spricht, daß er ihre Hieroglyphen nur für Karrikaturen, ihre Aspiraten fälschlich für Liquiden erkannt hat. Wenn er je zu seinen Zeitgenossen redete, so that er dies von einem Standpunkte, der zwar den Vorwurf einer individuellen Punktualität verdient, darum aber doch seine geschichtliche Rechtfertigung immer an sich trug. Es fehlt auch in dieser neuesten Schrift nicht an Seitenblicken auf die Alles nivellirende Zeit, gegen deren Verallgemeinerung sich die concentrirte Energie der Eigenthümlichkeit nicht mehr retten könne, auf die Verworrenheit dieser Tage, ihre drohende Ungewitter und die unbezweifelte Aussicht, daß sie Monstra erzeugen werden, die uns in den Anfang aller Natur- und Geschichtsbildung zurückversetzen dürften.

Oeffentliche Blätter haben meist mit überverdienstlichem Tadel berichtet, daß sich Steffens jenen Breslauer Gemeindegliedern angeschlossen, die der nun endlich in Preußen nothwendig gewordenen Annahme der Berliner Domagende und mit ihr der Union sich nach bester Gewissensmeinung widersetzen zu müssen geglaubt haben. Die Folge dieses Widerstandes war sein Entlassungsgesuch, das nach fruchtloser Einmischung selbst des preußischen Thronfolgers auch angenommen ist. Der äußern Veranlassung nach schließt sich also diese Schrift der frühern über die falsche Theologie und den wahren Glauben als unmittelbare Fortsetzung an. Sie nimmt gleich im Eingang die Unionsfrage wieder auf, verliert sich aber darauf ganz in die Betrachtung der persönlichsten Interessen, die so besonders vorzüglich gehalten ist, daß man nicht weiß; ob man mehr sie selbst bewundern soll, oder das arglose Vertrauen, das dem Konfitenten die ihm so oft von seinen Zeitgenossen betheuerte Liebe und Theilnahme eingeflößt hat.

Im Anfang seines Buchs hält Steffens der Union eine unerwartete Lobrede, er findet in ihr noch mehr als seine Gegner, und hält sogar den Tadel ihrer Einführung für ein müßiges Geschäft. Er findet in ihr den Anfang einer neuen bedeutenden, geschichtlichen Entwickelung, spricht von der Zukunft des Herrn, von einer seligen Zeit der triumphirenden Kirche, und fühlt sich auch in der Form ihres Gottesdienstes in allen Theilen an das Heiligste im Christenthume erinnert. Und diese Anerkennung sey ihm eine heilige Wahrheit, keine Ironie, wie er diese überhaupt nicht liebe. Allein eine solche Vorwegnahme hindert durchaus nicht, diese Ironie war nicht in seinem Willen, doch in seiner Entsagung zu finden. Man würde dem Vorwurfe der Unzartheit nicht entgehen können, wenn man diese Entgegnung auf die Spitze triebe, aber es läßt sich leicht erkennen, wie hier Alles nicht in einem erkannten absoluten Werthe der Konfessionseinigung zu suchen ist, sondern nur in des edlen Mannes innerster Persönlichkeit, wie diese bei dem großartigen Resigniren auf die ewige Formationskraft der Natur und Geschichte, die uns nur zu Uebergangspunkten und Produkten ihrer unendlichen Zeugung macht, doch auch zugleich das Bewußtseyn mit einem oft mehr als verzeihlichen Selbstgefühl und Selbstvertrauen erfüllt, und den eignen Sinn oft wie Eigensinn gibt. Steffens spricht in diesem Buche viel von der unsterblichen Persönlichkeit, sie ist ihm noch mehr als die einfache Grundlage des Christenthums, er darf durch sie auch dem in seinem Bewußtseyn schwelgenden Geiste die Weihe einer sittlichen, christlichen Rechtfertigung geben. Wie er stets für die Aufgabe seines Lebens gehalten hat, die ohne fremdes Dazuthun aus eigner Lebensfülle entsprossenen Keime in Natur- und

Geschichtsbildung zu erkennen, und in allem scheinbar Gleichartigen doch das Gesetz der Mannichfaltigkeit und Selbstgestaltung nachzuweisen, dasselbe hat er auch sich selbst zu wahren gewußt in dem Lauschen auf die eigne Sprache des Herzens in der oft peinlich werdenden Angst, er möchte den innersten Keim seiner Eigenthümlichkeit ersticken. Er muß eingestehen, daß sich die äußre Behauptung eines solchen Eigenthums nur als Stolz geben kann, er empfindet aber auch in dessen strafendem Bewußtseyn seine Verwandlung in stille, grundlose Demuth. Der Blick eines solchen Lebens geht in irdischen Dingen nie auf die Zukunft, es ist als inneres Leben nur eine ewige Erinnerung, das Ziel seiner Bahn sind nicht die Träume der Jugend, sondern die Jugend selbst. Mit einer unaussprechlichen Tiefe der Empfindung verkündet uns diese Konfession die Seligkeit einer wiedergefundenen Heimath; wir erinnern uns nicht je etwas Zarteres, Innigeres gelesen zu haben, als das Fragment aus des Verfassers Jugendjahren.

Wir wissen Alle, welche Bedeutung einmal das Christenthum für eine gewisse Periode der deutschen Literatur gehabt hat. In bestimmten Zeitrichtungen läßt sich jene Theilnahme an den christlichen Wahrheiten nachweisen, die vom poetischen Enthusiasmus ergriffen auch in die Philosophie unter Palmen, Zweigen und Hosianna einzog. Bei dem Einen war es Bedürfniß eines festen Haltpunktes seiner Forschung, den Andern trieb die Sehnsucht des Herzens und die mahnende Erinnerung seiner Mitgift vom Vaterhaus, die Meisten fanden am Christenthume leider nur ein Surrogat für ihre anderweitigen Zwecke, Viele waren nicht Dichter, weil sie Christen, sondern sie wurden Christen, weil sie anders nicht Dichter seyn konnten. Es läßt sich genau bestimmen, in wie weit Steffens demselben Lügengeiste unterthan war, er wie Alle mußten sich gestehn:

Die schnurrige Manier, Geschichten,
Die es erzählt. Lebensphilosophie,
Von wilden Thieren, Quellen, und was sonst
Zum Christenthum gehört, das ganze Wesen
Man hat es gern — wenn man's auch nicht so glaubt.

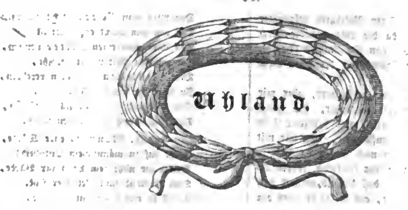
Die lezten Entzückungen dieser falschen Begeisterung sind in dem, was man die neueste Philosophie nennt, zu einigem Verstande gekommen, das mit dem Scheine logischer Nothwendigkeit überzogen worden; die alten Enthusiasten haben sich ausgeleert oder sich andern Kreisen zugethan. Steffens hat sich in den Schooß der Gemeinde begeben — ob aus Ueberzeugung oder Vorliebe für geschichtliche Tendenzen, daran konnte man vor neun Jahren noch zweifeln; denn die hier wichtigste Frage anlangend, durfte man in Beziehung auf ihn selbst wohl das wahre Wunder in der Fügung Gottes erkennen, in der geheimen, selbst bewußtlosen Leitung der Gabe, daß Verstand und Vernunft gezwungen werden von der Wahrheit des Geistes zu zeugen; aber dahingestellt mußte bleiben, ob das auch eine Stimme aus der Gemeinde, daß das eigentliche Wunder nicht das im Neuen Testament, sondern das ewige der Erhaltung und Integrität der christlichen Wahrheit in fast zweitausend Jahren wäre. In solchen Behauptungen lag damals die entsagendste Bereitwilligkeit sich den Satzungen zu fügen, aber die Stimme aus der Gemeinde mußte da noch immer eine andere seyn.

Es wäre auch jezt nicht schwer, dem edlen Manne die Seligkeit seines Himmels, wie er sie in dieser Konfession empfindet zu stören, man dürfte sich nur zum Anwald der Augsburgischen, kirchlichen Konfession aufwerfen, und ihn vor Allem zuerst fragen, ob er in seinem Buche sein Lutherthum oder nur seine rege Theilnahme für die Sache des Christenthums überhaupt bewiesen habe? sodann, wer ihn dessen belehrt hat, daß die persönliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl ihre tiefere Deutung in der Persönlichkeit, als ewigen Liebesgrund, finde, ob nicht vielmehr die Kirche lehre, daß das Gestaltgewinnen Christi im Herzen der Gläubigen nur der Ausdruck sey für das Verhältniß der Heilsökonomie zum Leben und Leiden des Heilands im Gegensatz gegen die, welche die Erlösung nur in seinem Wort und seiner Lehre finden? und endlich, ob nicht das arglose Geständniß, seine Sprache, seine ganze Bildung schließe ihn von dem Kreise jener Menschen aus, in deren genauem Umgange man sich ihn jezt immer zu denken gewohnt sey, zu dem Schlusse berechtigen könne, seine liebevolle Seele habe sich gerade hier bei dem Suchen und Forschen in den verschlossenen Keimen unverkümmerter Gemüthsbildung auf den ungeheuern Irrthum einer Illusion hinführen lassen? — Doch wollte uns Steffens belehren? Er hat sich uns nur geben wollen, wie er ist und so geworden, und diese Geständnisse genügen uns, weil sie von ihm kommen.

Steffens will nicht mehr geistreich genannt werden. Er klagte darüber, daß er selbst in dieser großen Loge der Geistreichen als Meister vom Stuhl angesehen worden. Wollte man die ganze Konsequenz dieser Klage verfolgen, welch' ein Gewebe von Lug und Trug müßte zum Vorschein kommen? Im Süden des Vaterlands ist die Macht dieser Aristokratie längst gebrochen, die nur noch im Norden an den Formen des politischen Lebens ihren Rückhalt hat.

K. G.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 123. — 5. December 1831.

Lyrische Dichtkunst.

Man sage nicht, daß unsre Zeit der Lyrik ungünstig sey. Zwar, daß sie dem friedlichen Geleier der Liebes- und Mailiedchen, der Mondschein- und Bergruinen-Elegien nicht günstig ist, das hab' ich selber schon oft gesagt; allein für den höhern Odenflug kann nicht wohl eine Zeit passender seyn, als die unsre. In der Windstille hüpfen die Zeisige von Zweig zu Zweig, aber im Sturme wiegen sich die Adler auf den höchsten Lüften.

Dennoch tritt in unsrer, an so manchen neuen Erscheinungen reichen Zeit das Element der Begeisterung hinter das der Besonnenheit zurück. Es gilt nicht mehr, eine schöne und glückliche Zukunft zu träumen und zu besingen, wie in den Begeisterungsjahren nach dem Sturze Napoleons, sondern es gilt, eine gefahrvolle Gegenwart richtig zu beurtheilen. Ueberlegung hemmt den Schwung der Zeit, und dabei kommen natürlicherweise die Sänger zu kurz, deren Reich erst dann blühen wird, wenn entweder die Leidenschaften gewaltsam durchbrechen, oder wenn es der Ueberlegung gelingt, auch ohne diese Katastrophe ein befriedigendes Resultat, eine glückliche Zukunft herbeizuführen.

Einige ächte deutsche Klänge aus früherer Zeit aber stimmen so vollkommen zu dem, was heute geschieht, daß sie einen Reiz der Neuheit für uns erhalten. Von dieser Art sind Uhlands Gedichte, die so eben in einer neuen Auflage erschienen.

1) Gedichte von Ludwig Uhland. Fünfte vermehrte Auflage. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1831.

Fern vom Lärm des literarischen Markts, anfangs kaum beachtet, troz der zahlreichen Lobfabriken nirgends gelobt, einigemal sogar verhöhnt, war es Uhlands Liedern vergönnt, sich wie in alter schöner Zeit nur von Mund zu Munde, von Herz zu Herzen fortzupflanzen, bis ihr reiner Klang endlich durch das ganze deutsche Vaterland und durch tausend verworrene Stimmen in seiner einfachen Gewalt durchdrang. Gleich einem jener ärmern aber bessern Troubadours zog der Sänger allein durch das Land, ohne die Begleitung der fidelnden und schellenden Jongleurs, und auch ohne obligate Lobtrompeten hat sein Gesang alle Hörer in Bewegung gesezt.

Seitdem nun die Liebe und Verehrung des Publikums von allen Enden Deutschlands her sich Uhland zugewendet, hat man in der Regel vorzüglich seine Romanzen und Lieder hervorgehoben, seinen patriotischen Oden und Hymnen dagegen weniger Aufmerksamkeit geschenkt. Dies lag in den Verhältnissen und in der Stimmung der Zeit, denn man erinnerte sich nicht gern an getäuschte Hoffnungen, erkaltete Begeisterungen, nicht gern an die mit

Thränen benezten und hingewelkten Reliquien gekränkter Vaterlandsliebe. Jezt aber, da die todtgeglaubte, versteinerte Geliebte wieder aus ihrem Schlummer erwacht, jezt erwacht auch die ganze Fröhlichkeit der alten Liebe wieder.

Wir selber waren entschlafen, versteinert, aber wir haben unaufhörlich unendlich viel geträumt, die ganze lange Zeit, und sind an Geist wirklich um funfzehn Jahr älter geworden; nun wir aber aufwachen, sehn wir mit Erstaunen, daß wir uns physisch noch immer da und so befinden, wo und wie wir uns vor funfzehn Jahren befanden. Wie lange ist es her, daß Uhland gefragt hat, und doch klingt es uns im Ohr, als hätte er eben vor einigen Minuten erst gefragt, und wir hätten in der Zerstreuung die Antwort vergessen. Im Jahr 1816 frug Uhland:

Ihr Fürsten! seyd zuerst gefraget:
Vergaßt ihr jenen Tag der Schlacht,
An dem ihr auf den Knieen laget
Und huldigtet der höhern Macht?
Wenn eure Schmach die Völker lösten,
Wenn ihre Treue sie erprobt,
So ists an euch, nicht zu vertröſten,
Zu leisten jezt, was ihr gelobt.

Ihr Völker die ihr viel gelitten,
Vergaßt ihr auch den schwülen Tag?
Das Herrlichste was ihr erstritten,
Wie kommts, daß es nicht frommen mag?
Zermalmt habt ihr die fremden Horden,
Doch innen hat sich nichts gehellt,
Und Freie seyd ihr nicht geworden,
Wenn ihr das Recht nicht festgestellt.

Ist das Recht nun festgestellt? Stehn wir auf festem Boden, oder wogt nicht vielmehr die Zeit, Welle auf Welle, schwankend fort? Kann man ohne Rührung hören, wie Uhland schon im Jahr 1817 das fruchtlose Gerede und Geschreibe beseufzte und damals schon ein leztes Wort verlangte, als kaum das erste ausgesprochen war. Sein herrliches Lied gilt wieder heute, wie damals, nur mit dem Unterschiede, daß wir heute einsehn, es wird auch heute nicht zum leztenmal gelten:

An die Landstände.

Und wieder schwankt die ernste Wage,
Der alte Kampf belebt sich neu!
Jezt kommen erst die rechten Tage,
Wo Korn sich sondern wird von Spreu,
Wo man den Falschen von dem Treuen
Gehörig unterscheiden kann,
Den Unerschrocknen von dem Scheuen
Den halben von dem ganzen Mann.

Den wird man für erlaucht erkennen,
Der von dem Recht erleuchtet ist
Den wird man einen Ritter nennen,
Der nie sein Ritterwort vergißt,
Den Geistlichen wird man verehren,
In dem sich regt der freie Geist,
Der wird als Bürger sich bewähren,
Der seine Burg zu schirmen weißt.

Jezt wahret, Männer, eure Würde,
Steht auf zu männlichem Entscheid:
Damit ihr nicht dem Land zur Bürde,
Dem Ausland zum Gelächter seyd.
Es ist so viel schon unterhandelt,
Es ist gesprochen fort und fort,
Es ist geschrieben und gesandelt —
So sprecht nun euer leztes Wort!

Und kann es nicht sein Ziel erstreben,
So tretet in das Volk zurück!
Daß ihr vom Rechte nichts vergeben,
Sey euch ein lohnend stolzes Glück!
Erharret ruhig und bedenket:
Der Freiheit Morgen steigt herauf,
Ein Gott ist's, der die Sonne lenket,
Und unaufhaltsam ist ihr Lauf!

Waren diese Worte des prophetischen Sängers eine Täuschung, weil sie nicht sogleich in Erfüllung giengen? Nein, wir müssen nur die Sonne unsres kurzen Lebenstages nicht mit der Sonne des großen Welttages verwechseln. Jene kleinen Sonnen gehn ewig unter, diese große geht ewig auf. Es gibt eine schöne königliche Blume, die in den Strahlen der Morgenröthe den goldenen Kelch zuschließt. Diese Grandiflora ist des Dichters Herz. Immer verkündet es uns die Zukunft des heiligen Lichtes, doch stirbt es wie der Prophet auf dem Gebirge Nebo, im Anschauen des gelobten Landes.

2) Gedichte von Gustav Pfizer. Stuttgart, Neff, 1831.

Ein ausgezeichnetes lyrisches Talent, welches aufs neue beweist, daß Schwaben die Heimath des Gesanges ist. Wir finden in ihm die edle sittliche Tendenz Schillers und Uhlands, die warme und reine Begeisterung, den hohen und raschen Flug des Pulses, den Schwung und Wohllaut der Sprache wieder. Bei dieser Uebereinstimmung, die wir die des Herzens nennen müssen, entfaltet er aber auch zugleich einen ihm eignen Reichthum des Geistes, so daß wir ihm in einer Zeit, wo die Vergleichungen so nahe liegen, das Zeugniß geben müssen, daß er kein Nachahmer ist, daß er nicht sein Kupfer im Wiederschein benachbarter Schätze vergoldet, sondern eignes Gold hegt. Er hat den Prometheusfunken in sich selbst erkannt, wenn er singt:

Erst hebt sich an der Scholle
Gedrückt der Mensch empor,
Und holt sich seine Rolle
Aus tiefer Brust hervor;
Die dunkeln Schriften beben
Verwirrt vor seinem Blick;
Er drängt mit Widerstreben
Das heil'ge Wort zurück.

Da eilt man aufzuschlagen
Den großen Menschenmarkt,
Wo unter Blut und Klagen
Despotenthum erstarkt;
Wo man die heil'gen Keime
Mit plumpem Trotz erstickt
Und auf des Wahnsinns Träume
Des Rechtes Siegel drückt.

In ew'gem Grunde suche
O Menschheit deine Kraft,
Wenn unter solchem Fluche
Sie doch nicht ganz erschlafft!
Wenn nicht der Geist versunken,
Der Glaube nicht entmannt,
Und stets ein heil'ger Funken
Verborgen fortgebrannt!

Noch jung, hat der Dichter seine Jugend wohl verstanden und in großem Sinne sie erfaßt:

Wer hat gesehen das Meer
Wellenlos zitternd,
Endlosen Spiegel
Tief dunkeln Blau's:
Und hat nicht der Sehnsucht
Stumme Gewalt gefühlt,
Hinabzusinken,
Unter den Stürmen zu hausen
Im schwanken Pallast,
Und des Elementes
Seele zu seyn?

Ein Meer ist die Jugend,
Von des Himmels Goldglanz
Und seinem Azur gefärbt.
Die Wellen beben in Wonne,
Heiß ist es drunten
Und kühl zugleich;
Boten steigen auf und ab;
Goldfische schauen nach dem Morgenroth,
Und Abends tauchen
In Lilienblässe
Schwäne auf.

O Meer! o Jugend!
Daß ihr mich fasstet
Mit Liebesarmen!
Daß ihr mich kühltet
In Krystallküsten!
Daß ich sterben könnte
Und Euer seyn!

Aber das Meer
Tödtet den Menschen,
Und behält nicht den Todten.
Brausend in Zeugungsstürmen,
Warf einst an des Lebens Küste,
Es den Zitternden aus;
Aber die Zaubertiefe,
Will nicht seine Heimath,
Nicht sein Grab mehr seyn;
Und fremd, wie das Meer,
Stößt ihn von sich die Jugend;
Der er entwachsen.

Was der Himmel sey,
Der im Meer sich spiegelt,
Erforsche nicht!
Frag nicht den Adler!
Er schaut ihn höher,
Doch anders nicht.
Laß ab zu fragen
Welcher Welten Abglanz
Die Jugend schmückt?
Es reden Greise
Im Silberhaare,
Dem Grabe versprochen
Von der Jugend Wonne,
Und wissen zu sagen,
Warum so selig
So sorglos die Stunden
Und Tag' ihr verfließen —
Und treffen's — nie.

Die Weisheit schweige!
Und Sehnsucht spreche,
Die heil'ge Pythia,
Der sel'gen Schönheit
Geheimniß aus!
Wir stehn am Tempel
Und die Orakel
Bestätigt des Echos
Tausendstimmiger Hall:
„Nicht in Sinn und Stunde,
Nicht in Höh'n oder Tiefen,
Liegt verborgen
Der Jugend Reiz.
Der Unendlichkeit Traum ist sie
In des Aug's Krystallring,
Wunderbar gefaßt;

Vor reinen Seelen
Glanzvoll entschleiert,
In Gestalten quellend,
Gestalten lösend,
Und nie erbleichend,
Ewig schön.
Der Erwachte entschlummert
Zu solchem Traume nicht mehr.
Wenn zerbrochen der Kreis,
Schließt nie er sich wieder."

Fast durchgängig herrscht in diesen Gedichten das didaktische Element vor, wie bei Schiller. Wenn der Dichter die Natur, die Frauen, das alte Griechenland, die eigne Heimath und das eigne Gemüth in Weh und Wonne schildert, so schwebt über diesen Schilderungen immer der Geist des philosophischen Dichters, der in jedem Thautropfen und in jeder Thräne das Bild des großen Welthorizonts sieht. Nur selten verläßt er diesen höhern Standpunkt, um sich in naiver Hingebung ganz in sich selbst und sein innres Glück zu versenken, wie im folgenden bescheidnen Liedchen.

Menschen gibt's, die rasch und glücklich,
Alles treffen in der Welt;
Was sie reden, das ist schicklich;
Was sie treiben, das gefällt.

Kommen stets am rechten Tage;
Ueberall paßt ihr Gewicht;
Und in ihrer Hand die Waage
Zittert und bewegt sich nicht.

Stets gewinnen sie im Lieben!
Wenn ihr Einsatz noch so klein;
Und die Lustigen und Trüben
Müssen ihre Beute seyn.

Was sie bilden — das ist Leben!
Was sie sagen — Poesie!
Ohne Klagen — ohne Streben —
Virtuosen nennt man sie!

Kaum möcht ich mit ihnen tauschen,
Die so hoch und sicher gehn!
Will an *Einer* Thüre lauschen
Will vor *Einem* Herzen stehn!

Muß ich auch oft fast verzagen:
„Du verdienst nicht ihre Wahl!"
Ach die süße Lust zu wagen,
Würzet selbst des Zweifels Qual.

Schüchtern bring' ich die Gedichte,
Die ich fern der Helden sang —
Vor dem hellen Angesichte
Harr' ich der Entscheidung bang.

Neidet mich, ihr Virtuosen!
Wenn nur Eines ihr gefällt!
Wenn sie mir des Mundes Rosen
Liebevoll entgegen hält!

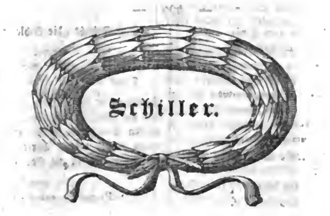
Mit Schiller und Goethe theilt der Dichter die ächt künstlerische Partheilichkeit für alles Schöne als solches. Mit der frühern Kunstbegeisterung ist dieser eifersüchtige Schönheitssinn bei unsern Lyrikern ziemlich ausgestorben und es ist auch nicht zu läugnen, daß man es darin übertrieben und nur zu oft, anstatt selbst Schönes zu bilden, nur mit feinem Geschmack für das Schöne geprahlt hat. Indeß dürfte es sehr heilsam seyn, die vielen wilden Naturdichter unsrer Zeit an das Gesetz der alten Kunst und an die strengen Grazien zu erinnern. Zur Bezeichnung dieser schätzenswerthen Seite unsres Dichters heben wir folgendes kleine Gedicht aus:

Von Thessaliens Gebirgen bricht herein der Perser Macht,
Dumpf erschallt der Völker Brausen, Rosse wiehern nach der Schlacht;
Aufgegangen ist die Sonne fern im Osten blutig roth,
Und der Spartaner kühne Herzen träumen schon von Kampf und Tod,
Zittern nicht hinab zu steigen aus der Jugend frischem Glanz
In des Hades Nacht als Schatten mit dem bleichen Lorbeerkranz.
Aber kein verworrner Jubel gibt die Todesweihe kund,
Und wie vormals spielt ein mildes Lächeln um der Helden Mund.
Wie das Opfer schwer von Golde und bekränzt tritt zum Altar,
Schmücken sie, zu sterben sicher, sorgsam sich das braune Haar.
Wie zu heil'gen Göttertänzen an der Heimath grünem Plan,
Führt die Charis noch zum Sterben die geweihten Schaaren an.

Diese wenigen Proben werden schon hinreichen, unsre Leser auf das junge schöne Talent aufmerksam zu machen, das sie hier zum ersten Mal begrüßt. Es scheint zuweilen, der Dichter hätte sich einer größern Kürze befleißigen und die Strophen nicht so sehr vervielfältigen sollen, indeß kann man nur dem Liede und Epigramm die Kürze zur Pflicht machen, während die Elegie und das Lehrgedicht solche Schranken mit Recht verschmähen. Nur das müssen wir tadeln, daß der Dichter sich nicht besser vor dem jüngst so bitter über die schwäbischen Dichter ausgesprochnen Urtheil des Herrn A. W. von Schlegel in Acht genommen hat, da er zwar nicht Menschen auf wünschen reimt, aber doch *bequemen* auf *Strömen*, *Todten* auf *Boden*, *vermählt* auf *beseelt*, *Fackel* auf *Orakel*, *floß* auf *Schooß*, *Wort* auf *dorrt*, *bläht* auf *steht*, *Schätze* auf *Götze* rc.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 124. — 7. December 1831.

Lyrische Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

3) Schilleri lyrica omnia latinis modis aptare tentavit Gustav Feuerlein. Vol. I. II. Stuttg. sumtu Metzleri, MDCCCXXXI.

Ein für unsre gegenwärtige Zeit außerordentliches Werk, so gewöhnlich es in frühern Zeiten war, deutsche poetische sowohl als prosaische Werke ins Lateinische zu übertragen. Mit Recht bemerkt der Verfasser in der Vorrede, daß Schillers Geist dem Geist der Alten verwandt sey, da er an den Alten sich gebildet und in seinen Gedichten selbst immer die größte Vorliebe für griechisch-römisches Alterthum ausgesprochen habe, daß daher auch eine Uebersetzung seiner Werke in die Kraftsprache der Alten nichts Unnatürliches oder Unpassendes sey. In der That zeigt Schiller fast durchgängig einen römischen Ernst, dem vielleicht keine Sprache würdiger angemessen ist, als die Lateinische, und wir müssen wenigstens sagen, daß, so unerreichbar auch die Sprache des Originals bleibt, doch zur Uebersetzung keine andre so wohl geeignet ist, als die, in welcher Herr Feuerlein mit so bewunderungswürdigem Fleiße und mit so ausdauernder Liebe die Uebersetzung vollendet hat. In den meisten Fällen konnte der Uebersetzer treu seyn, weil für die Strenge und Würde des Originals die lateinische Phraseologie vollkommen paßte; in den Fällen aber, wo die Modernität in der alten klassischen Latinität keine Ausdrücke fand, hat der Uebersetzer mit Geschmack das Original umschrieben und sich mit glücklichem Takt vor dem modernen oder Küchen-Latein gehütet, was unfehlbar den klassischen Ton des Ganzen verstimmt hätte. Eben so glücklich ist die Wahl der Versmaaße. Zarte, liebliche Gedichte sind in dem sanften sapphischen Versmaaß, stolzere Oden im alcäischen und choriamb.schen, Episteln und ironische Gedichte in jambischen, Elegien, Romanzen, größere Lehrgedichte in Hexametern oder Distichen übertragen.

Der langgehaltene Seufzer, der langsam und gleichsam stolz wogende Schmerz in dem Gedicht „Amalia"

> Schön wie Engel voll Walhallas Wonne,
> Schön vor allen Jünglingen war er —

dieser Schmerz konnte im Lateinischen nicht schöner und ähnlicher ausgedrückt werden, als durch folgende alcäische Verse:

> Mi floruit flos Elysio status,
> Cunctis ephebis pulcrior, illius
> Lumen juvans, ut sol serenus
> Aequore caerulio, refulsit.
>
> Cari bearunt oscula nectare,
> Ut flamma flammae jungitur, ut lyra
> Sonus sono aptatur corona,
> Sic geminatur amans amante.

Menti irruit mens, labreque cum genis
Permovit ardens, cordaque miscuit:
O fluctuaverunt beatis
Terra polusque, quasi liquata!
Heu! orba sum, raptum irritus, irritus
Plangor reclamat pectoris exsii,
Jam mergitur vitae voluptas
Quaeque meri lacrumarum inani.

In gleicher Weise passend, leicht und bequem ist die „Phantasie an Laura" übersetzt:

Meine Laura! nenne mir den Wirbel,
Der an Körper Körper mächtig reißt ꝛc.

Dic Laura, quali turbine mutuo
Corpus trahatur corpore fortiter?
Cum mente mens, dic Laura, quali
Vi magica valide jugatur? etc.

Ja, wenn man folgenden Vers dieses Gedichts von Schiller liest:

Gleich allmächtig, wie dort in der todten
Schöpfung ew'gem Federtrieb,
Herrscht im arachneischen Gewebe
Der empfindenden Natur die Lieb'.

und die Uebersetzung dazu:

Ut mundum inertem solus amor movet,
Sic sentientem, qui quasi ductile
Araneae filum cohaeret,
Omni potente regit vigore.

so kommt man beinahe in die Versuchung zu glauben, das Lateinische sey das Original und Schiller habe diesen Vers, der ihm offenbar weniger gelungen ist als andre, nur übersezt. In andern Fällen muß freilich die lateinische Sprache hinter Ausdrücken der glühendsten Empfindung wie: Himmelsmaienglanz, Sonnenaufgangsgluth ꝛc. zurückbleiben. Doch hat sich der Uebersetzer bemüht, wo es irgend angieng, dem Original zu folgen. So ist die Naturnachahmung des dumpfen Glockengeläutes in dem berühmten Schiller'schen Verse:

Horch! die Glocken hallen dumpf zusammen ꝛc.

sehr gut wiedergegeben mit:

Heus! campana monet, queribundaque consonat omnis,
Gnomon perfecit circuitumque suum.

Dagegen finden wir in dem Gedicht „die Größe der Welt" den leicht schwebenden Flug des choriambischen Verses, obgleich sich Schiller desselben im Original bedient, in der Uebersetzung nicht wieder:

Die der schaffende Geist einst aus dem Chaos schlug,
Durch die schwebende Welt flieg ich des Windes Flug —

Quod Mens creatrix eruit e chao,
Per universum, turbo quasi, volo.

Das Gedicht „die Schlacht:"

Schwer und dumpfig,
Eine Wetterwolke,
Durch die grüne Ebne schwankt der Marsch ꝛc.

ist einfach in gewichtigen Hexametern wiedergegeben, weil nur die griechischen Chöre, nicht aber die bekannten lateinischen Versmaaße diese mannichfaltige Abwechslung und dieses Anpassen des Verses an den Sinn zulassen. — Acht horazisch ist die Ode an einen Moralisten:

In quendam Catonem.
Fervor juventae cur tibi displicet?
Damnas amores, sunt tibi ineptiae:
Num squalida bruma rigenti
Ver roseum licet increpare?

Dagegen will das gleich darauf folgende Gedicht „Graf Eberhard der Greiner" sich durchaus nicht recht in die klassische Weise fügen, weil eben nichts so entgegengesezt ist als eine moderne Romanze und ein altrömischer Vers. Die Naivetät einer Strophe, wie folgende:

Und auch sein Bub', der Ulerich
War gern, wos eisern klang,
Des Grafen Bub', der Ulerich,
Kein Fußbreit rückwärts zog er sich,
Wenn's drauf und drunter sprang.

läßt sich durch kein klassisches Distichon wiedergeben:

Et sobolem armorum concentus ferreus usque
Juvit, Udalricum juvit atroxque tubae.
Fortis Udalricus, pugnae crescente tumultu,
Restitit ignarus, vir revocare gradum.

Dies sind die unübersteiglichen Völkerscheiden, wo alle Mühe und Kunst nicht mehr ausreicht, die fremde Eigenthümlichkeit wiederzugeben. Gewisse Volksweisen, Volksausdrücke lassen sich nie über den Berg versetzen. So allgemeine Worte aber, zur ganzen Menschheit gesprochen, wie in dem berühmten Gedicht an die Freude:

Freude schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium ꝛc.

haben mit der Nationalität nichts zu schaffen und können eben so gut eher lateinisch als deutsch gesprochen seyn

Demissa summo Laetitia ex polo,
O flamma splendens, caelitibus sata!
En! igne contactae superno
Nos penetrale tuum petentes.
Injurioso vincula saeculo
Disrupta mitis vi magica ligas.
Omnes beas fraternitate
Quo tua grata moratur ala.

Chorus

Amplectimur vos, innumerabiles!
Sint universis haec data suavia!
Fratres, supra stellas supremas
Est edemans pater atque amatus!

Sehr gut ist das stolze Lied

Sie kommt — sie kommt des Mittags stolze Flotte

im römischen „Hochvers" wiedergegeben. Hiefür ist die Pracht und Fülle des lateinischen Lauts vorzüglich geeignet:

Ecce! superba venit, venit udo Classis ab Austro
Missa, gemunt sub ea queruli maris aequora vesta.
Vincla ferens secum, tormentaque bellica mille,
Et nova sacra, Deumque novum ad littora tendit
Anglia.

Eins der ungemein glücklich übersetzten Gedichte ist auch das folgende:

Nein länger werd' ich diesen Kampf nicht kämpfen,
Den Riesenkampf der Pflicht.

Non amplius, non! in mea viscera
Saevire, honestas, sum potis. Impotens
Cordi medendi vulnerato,
Desine me lacerare, virtus!

Probus spopondi, pectora vincere,
Corona, virtus, sit tibi reddita,
Sit missa semper, si relabi
In vitium sinis infidelem.

Auch der elegische Klageton in den „Göttern Griechenlands" ist gut wiedergegeben:

Ah! homo quum gratus grato moderamine vestro
Viverat at laetus laetificante sacro;
Atque genus placide regerent tua sceptra beatum,
O formose, licet ficta, propago Deum!
O quum vester adhuc cultus floreret amicus,
Quam potior, potior conditio omnis erat!
Quum tuae purpureis sertis delubra niterent,
Diva oriunda mari, gloria summa Cypri!

Wie leicht und die Spur der Uebersetzung nicht verrathend sind folgende Strophen:

Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden ꝛc.

Tunc horreus adiit mors haud, velut ossea forma,
Vita functurum, nec quasi larva minax.
Excepere animam supremam suavia amici,
Et vertit Genii dextra sacrata facem.
Terrigenaeque nepos sortem decrevit in ipso
Orco, dans justa lance cuique suam.

Threx quoque dulcisona querulus testudine movit
Tartareas sedes Eumenidumque chorum.
Gaudia, terrigenae quae cuivis grata fuere,
Reddidit Elysium manibus usque piis,
Illic fidus amor fido societur amori;
Illic aurigam suavis arena manet.
Pristina chorda Lini repetit modulamen; et illic
Alcestae Admetus brachia jungit amans.
Constantem Pyladem resipiscens noscit Orestes,
Atque Philoctetes spicula dira vibrat.

Das lange Lehrgedicht „die Künstler" und das tronische Gedicht „die berühmte Frau" sind im jambischen Versmaaß nach Horazischer Weise glücklich übertragen. Das herrliche Lied:

Der Eichwald brauset
Die Wolken ziehn ꝛc.

gehört wieder zu denen, deren nationelle Originalität keine Uebersetzung erreichen kann; indeß ist es gewiß so schön, als nur irgend möglich, auf folgende Weise übertragen:

Querceta stridant, nubilus horridis,
Sedensque virgo cespite littoris,
Trementis unda undaque, questus
In tenebras lacrymose fundit:

Cor mortuum nil amplius appetit
In orbe inani. Jam revoca tuam
O sancta, natam, quam beavit
Orbis; Amans modo vixit illa!

Venae fluunt guttae, haud querimoniis
Surgunt sepulti. At quid cor inops levet,
Amore dilapso beato
Dic, nec id Alma negabo cordi.

Venae fluant guttae, haud querimoniis
Surget sepultus. Dulcius est nihil,
Amore dilapso beato,
Quam queribundus amor dolensque.

Sehr reizend und ganz an Blandusiums lieblichen Quell bei Horaz erinnernd ist die Uebertragung des schönen Gedichts:

An der Quelle saß der Knabe,
Blumen wand er sich zum Kranz.

Assidet fonti juvenis sereno
Floribus nectens sibi gratiosa
Serta, correptosque videt fluento
Deproperare:
Sic dies omnis mihi, fontis instar
Labitur fluxi: simili tenore;
Sicque marcescit mea mox juventa, ut
Flaccida serta.

Gewisse schöne Verse, wie sie Schiller so oft hat, die ohne eines tiefen Inhalts zu seyn, doch dem Ohr mit dem süßesten Wohllaut schmeicheln, lassen sich freilich nicht eben so schön im Lateinischen wiedergeben, z. B.

Priams Veste war gesunken,
Troja lag in Schutt und Staub,
Und die Griechen, Siegestrunken,
Reichbeladen mit dem Raub,
Saßen auf den hohen Schiffen
Längs des Hellespontos Strand,
Auf der frohen Fahrt begriffen
Nach dem schönen Griechenland.

Hier kann freilich nur der Sinn, nicht der schmeichelnde Klang wiederholt werden.

Arx Priami ruerat, Trojanae gloria gentis,
Et spoliis amplis dives Achivus erat.
Juxta Helles littus residentes navibus altis
Helladis egregiae dulcia rura petunt.

In andern Fällen aber, wo das musikalische Element des Verses mehr zurücktritt, ist die Nachahmung desto glücklicher, so z. B. in „dem Ring des Polykrates.“ Hier ist die Uebersetzung eben so einfach, klar, ruhig gehalten, wie das Original.

Despicit excelsa felix dominator ab arce
Subjectamque Samum lumine lustrat ovans.
Jactat et Aegypti coram rege: insula tota
Est mea; sors cecidit fausta, fatere, mihi!

An dem „Graf Eberhard der Greiner“ und „des Mädchens Klage“ haben wir schon gesehn, wie der Verfasser das eigentlich nationelle Element in Schillers Poesie unmöglich hat vollkommen wiedergeben können, weil hier die lateinische Sprache gerade antinationell erscheinen muß. Romanzen dagegen, welche, wie „der Kampf mit dem Drachen“ zwar auch der modernen Romantik angehören, in denen aber zugleich ein südlicher Hauch und das altrömische, ja stoische Princip der Ehre vorwaltet, lassen sich sehr gut in der altrömischen Kernsprache wiedergeben, und dies ist hier geschehn, wie in der „Armada.“

Eine der glücklichsten Nachahmungen ist ferner die Uebersetzung des „Tanzes.“

Siehe wie schwebenden Schritts im Wellenschwung sich die Paare
Drehen, den Boden berührt kaum der geflügelte Fuß.

Ecce! chori leviter bini, binique rotantur,
Par quodvis volucri vix pede tangit humum.

Num graciles umbrae tenues vagantur, an alba
Aetherias lamias lampade luna juvat?

Diese mannichfachen Proben der ernstern, heitern, scherzenden, erhabnen und reizenden Dichtart werden hinreichen, dem Leser einen Begriff von dieser in ihrer Gattung einzigen Uebersetzung zu geben, deren große hier fast durchgängig aufs glücklichste gelösten Schwierigkeiten wohl jedem einleuchten werden.

4) Des Horazius lyrische Gedichte, in den Versmaaßen der Urschrift übersezt von Ch. W. Binder. Stuttgart, Neff, 1831.

5) Des Horatius sämmtliche Werke, übersezt von Dr. E. Günther. Leipzig, Barth, 1830.

Der erste hat treu, der zweite frei übersezt, und der Treue gebührt immer der Vorzug, es sey denn, daß eine sklavisch treue Uebersetzung allzu undeutsch, holprig und unverständlich klänge, was freilich bei einer treuen Horazübersetzung kaum zu vermeiden ist. Wenn man die alte Vossische Uebersetzung des Horaz ansieht, so flüchtet man vor dieser abschreckenden Treue zu dem leichtfertigen Wieland, der sich vollkommne Freiheit bei der Uebersetzung gelassen hat. Indeß bleibt eine Vereinigung der Anmuth mit der Treue immerhin wünschenswerth, und Binder hat sich desfalls mehr Mühe gegeben, als Günther, welcher leztere zum Theil ganz frei in modernen deutschen Versmaaßen übersezt hat. Wenn z. B. Günther die zweite Ode übersezt:

Schnee und grauenvolle Wetter
Schleuderte der Gott der Götter
Schon genug auf unser Land,
Mit der blizentflammten Hand
Heil'ger Tempel Grund erschütternd.
Stadt und Völker ahnen zitternd,
Daß der Pyrrha Schreckenszeit
Reich an Wundern kehren werde.

so lautet dies zwar recht gut, allein es ist kein Grund vorhanden, warum der Uebersetzer vom Versmaaß des Originals abzugehen brauchte, da eine treue Nachahmung desselben ebenfalls recht gut lautet, wie die Binder'sche Uebersetzung beweist:

Schon genug mit schrecklichem Schnee und Hagel
Strafte Zeus das Land, und die feuerrothe
Rechte, die auf heilige Burgen blizte,
Schreckte die Hauptstadt:
Schreckte rings die Völker, es kehre Pyrrhas
Klagezeit voll gräßlicher neuer Wunder rc.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 125. — 9. December 1831.

Lyrische Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

6) Gedichte von Adalbert von Chamisso. Leipzig, Weidmann, 1831.

Obgleich ursprünglich ein Fremder, hat doch Herr von Chamisso unsre Literatur mit einem ächten Volksbuch bereichert, mit dem bekannten Peter Schlehmihl, der im deutschen Volkssagenkreis eingebürgert ist. Den Humor dieses Mährchens kann der Dichter auch in seinen lyrischen Gedichten nicht verläugnen. Wir finden darin viele Nachtstücke, viel Schauerliches, und an den Wahnsinn streifendes Kapriciöses: aber dieser finstre und tolle Geist dient, wie bei dem verewigten Hoffmann, einem genialen Meister, der ihn zu bezwingen versteht. Was überhaupt die Vorliebe für das Nächtliche, Gespenstische, für blutige Mord- und Rachegeschichten, Wahnsinn und alle dunkeln Gräuel des Menschen betrifft, so ist diese Vorliebe hauptsächlich dem Norden eigen, dem Lande der langen Nächte, der Schattenseite der Erde. Man lese die alten Chroniken und Sagen Skandinaviens und man badet im Blut. Nur jene Hünen der Ostsee und nur die Irokesen im Norden Amerikas verstanden die Aesthetik des Mordens. In allen Volksliedern Skandinaviens hallt unaufhörlich Mord- und Rachegeschrei oder der bittere Klageton wieder. Ihr Inhalt ist immer und immer wieder der Mord mit seinem ganzen gräßlichen Gefolge von Rachegeistern, ganz unähnlich dem lieblichen Inhalt südlicher Volkslieder. An jenes wüste Morden aber knüpft sich immer die Geisterwelt; daher im ganzen Norden der Glaube an Geister, Wiederkehr der Todten, Elfenzauber &c. Und ferner knüpft sich daran Wahnsinn in Visionen und toller Lustigkeit; ein Charakterzug, den wir ebenfalls schon frühe im Norden finden, in den sehr alten, später von Shakespeare behandelten Geschichten Leares und Hamlets, ganz unähnlich dem südlichen Wahnsinn Rolands, in welchem nichts vom nordischen Humor zu finden ist. Alle diese Eigenthümlichkeiten des Nordens nun haben sich in unserer modernen Poesie fortgepflanzt; daher die Hinneigung so vieler norddeutscher Dichter zu dem gräßlichen Ernst altschwedischer Blutgeschichten oder zu dem gräßlichen Spaß altenglischer Wahnsinnsgeschichten. Tieck, Fouqué, Hoffmann haben uns jene gespenstische Poesie aufgeschlossen; Arnim, Heinrich von Kleist streifen beständig an sie an; Werner und Müllner haben das Mysterium dieser Poesie auf der Bühne profanirt; viele nordische Novellendichter, sogar einige zarte Damen sind Tieck und Hoffmann in schauerlichen Novellen nachgefolgt. Lord Byron hat diese Mode noch mehr zur Herrschaft gebracht. Der Freischütz und ähnliche Opern sind in diesem Sinn

komponirt. Endlich hat auch die lyrische Poesie dieser Richtung gehuldigt, und zwar außer Chamisso namentlich Heine, der zwar das Schauerliche immer durch ein Komisches paralisirt, dessen ganze capriciöse Manier aber dem nordischen Humor angehört. Nun sind alle diese Dichter wirklich Norddeutsche, kein einziger von ihnen ist im Süden geboren, und sie unterscheiden sich wesentlich von den süddeutschen Dichtern, bei denen Ernst und Scherz immer ein gewisses Maaß halten, und nie ins Hypergräßliche oder Hyperlustige ausschweifen. Der Süddeutsche liebt überall die poetische Gerechtigkeit und hat durchaus keine Freude an unaufgelösten Dissonanzen, am Grellwidrigen, am schadenfrohen Triumph des Bösen, am unheilbaren Wehe, welches alles umgekehrt von norddeutschen Dichtern absichtlich zur grausamen Gemüthsergötzung herbeigesucht wird. Ich will damit weder dem Geschmack noch dem Talent der norddeutschen Dichter Unrecht thun; ich sage nur, es wohnt diesen Dichtern eine gewisse mephistophelische Lust am Schmerz, am Bösen und selbst am Widrigen bei, worin sie die süddeutschen Dichter nicht erreichen. Dieses ist eben der nordische Humor, zu dem man geboren seyn muß, um ihn ganz zu haben, ganz zu genießen und ganz zu billigen.

Herr von Chamisso besizt alle guten Eigenschaften des nordischen Dichters, hat aber noch vor vielen andern voraus die Erfahrung des Weltumseglers, den Seemannsblick, mit dem er in die Welt, als in eine fremde und doch bekannte, hineinsieht, mit dem er ihre Leiden und Thorheiten erkennt, ohne sie zu theilen. Ohne daß er im geringsten damit prahlt, bewährt er überall einen unabhängigen Geist, und man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß die schauerlichen Geschichten, die er erzählt, nicht sowohl eine krankhafte und kindische Schrecksucht, sondern vielmehr eine edle melancholische Seele verrathen, die an dem Anblick des Unrechts und der Leiden gewöhnt ist, und deren Mitgefühl doch nie erkaltet. Auch liegt diesen poetischen Erzählungen durchgängig ein moralisches Motiv unter, sie beziehen sich nicht blos auf ein zufälliges Unglück, sondern immer mehr oder weniger auf ein Unrecht.

Unter den vielen, die Seele wunderbar rührenden und doch zugleich widrig peinigenden Mordgeschichten heben wir eine, als besonders charakteristisch hervor:

Der Bettler und sein Hund.

Drei Thaler erlegen für meinen Hund!
So schlage das Wetter mich gleich in den Grund!
Was denken die Herren von der Polizei?
Was soll nun wieder die Schinderei?

Ich bin ein alter, ein kranker Mann,
Der keinen Groschen verdienen kann;
Ich habe nicht Geld, ich habe nicht Brod,
Ich lebe ja nur von Hunger und Noth.

Und wann ich erkrankt, und wann ich verarmt,
Wer hat sich da noch meiner erbarmt?
Wer hat, wann ich auf Gottes Welt
Allein mich fand, zu mir sich gesellt?

Wer hat mich geliebt, wann ich mich gehärmt?
Wer, wann ich fror, hat mich gewärmt?
Wer hat mit mir, wenn ich hungrig gemurrt?
Getrost gehungert und nicht geknurrt?

Es geht zur Neige mit uns zwei'n,
Es muß, mein Thier, geschieden seyn;
Du bist wie ich nun alt und krank,
Ich soll dich ersäufen, das ist der Dank!

Das ist der Dank, das ist der Lohn!
Dir geht's wie manchem Erdensohn.
Zum Teufel! ich war bei mancher Schlacht,
Den Henker hab' ich noch nicht gemacht.

Das ist der Strick, das ist der Stein,
Das ist das Wasser, — es muß ja seyn.
Komm her, du Köter, und sieh mich nicht an,
Noch nur ein Fußstoß, so ist es gethan.

Wie er in die Schlinge den Hals ihm gesteckt,
Hat wedelnd der Hund die Hand ihm geleckt,
Da zog er die Schlinge sogleich zurück,
Und warf sie schnell um sein eigen Genick.

Und that einen Fluch gar schauderhaft,
Und raffte zusammen die lezte Kraft,
Und stürzt in die Fluth sich, die tönend stieg,
In Kreise sich zog und über ihm schwieg.

Wohl sprang der Hund zur Rettung hinzu,
Wohl heult er die Schiffer aus ihrer Ruh,
Wohl zog er sie winselnd und zerrend her, —
Wie sie ihn fanden, da war er nicht mehr.

Er ward verscharret in stiller Stund',
Es folgt ihm winselnd nur der Hund,
Der hat, wo den Leib die Erde deckt,
Sich hingestreckt, und ist da verreckt.

Alle diese gräßlichen Geschichten sind vom Dichter in origineller Sprache mit trefflicher Berechnung erzählt, so daß wir ihn allemal bewundern, indem uns die Haut schaudert. Besonders schön sind die volksthümlichen Erzählungen, z. B. der Indianer, wobei ihm die Erinnerungen seiner Reisen zu Statten kamen. Die Volkslieder gehn aus dem tieftragischen Ton in den scherzenden über, z. B. in folgendem allerliebsten Liebeslied:

Verrathene Liebe.
(neugriechisch)

Da Nachts wir uns küßten, o Mädchen,
Hat Keiner uns zugeschaut;

Die Sterne sie standen am Himmel,
Wir haben den Sternen getraut.

Es ist ein Stern gefallen,
Der hat dem Meer uns verklagt,
Da hat das Meer es dem Ruder
Das Ruder dem Schiffer gesagt.

Da sang derselbe Schiffer
Es seiner Liebsten vor,
Nun singens auf Straßen und Märkten
Die Mädchen und Knaben im Chor.

Unter den lustigen Gedichten ist folgendes von wahrhaft klassischer Vortrefflichkeit:

Tragische Geschichte.

's war Einer, dem's zu Herzen gieng,
Daß ihm der Zopf so hinten hieng,
Er wollt' es anders haben.

So denkt er denn: wie fang ich's an?
Ich dreh mich um: so ists gethan —
Der Zopf der hängt ihm hinten.

Da hat er flink sich umgedreht,
Und wie es stund, es annoch steht —
Der Zopf der hängt ihm hinten.

Da dreht er schnell sich anders 'rum,
's wird aber doch nicht besser drum —
Der Zopf der hängt ihm hinten.

Er dreht sich links, er dreht sich rechts,
Es thut nichts Guts, es thut nichts Schlechts —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich wie ein Kreisel fort,
Es hilft zu nichts in einem Wort —
Der Zopf der hängt ihm hinten.

Und seht, er dreht sich immer noch
Und denkt: es hilft am Ende doch —
Der Zopf der hängt ihm hinten.

Eben so köstlich ist die politische Satire:

Füllt die Becher bis zum Rand,
Thut, ihr Freunde, mir Bescheid!
Das befreite Vaterland,
Und die gute goldne Zeit!
Denn der Bürger denkt und glaubt
Spricht und schreibt nun alles frei
Was die hohe Polizei
Erst geprüft hat und erlaubt.

Du eröffnest mir den Mund,
Du geschwätz'ger Traubensaft,
Und die Wahrheit mach ich kund
Rücksichtslos mit freud'ger Kraft.
Steigt die Sonne, wird es Tag,
Sinkt sie unter, wird es Nacht.
Nehm' vor Feuer sich in Acht,
Wer sich nicht verbrennen mag.

Ungeschickt zum Löschen ist,
Wer da Oel gießt, wo es brennt;
Noch ist drum kein guter Christ,
Der zu Mahom sich bekennt.
Scheut die Eule gleich das Licht,
Fährt sich's doch vor'm Winde gut,
Besser noch mit Wind und Fluht,
Aber gegen Beide nicht.

Wer nicht sehen kann, ist blind,
Wer auf Krücken geht, ist lahm;
Mancher redet in den Wind,
Mancher geht so wie er kam.
Grünt die Erde weit und breit,
Glaube nicht den Frühling fern;
Rückwärts gehn die Krebse gern
Aber vorwärts eilt die Zeit.

Zwar ist nicht das Dunkle klar,
Doch ist nicht, was gut ist, schlecht,
Denn, was wahr ist, bleibt doch wahr,
Und was recht ist, bleibt doch recht.
Geldes-Ueberfluß macht reich,
Aber Lumpen sind kein Geld.
Wer mit Steinen düngt sein Feld,
Macht gar einen dummen Streich.

An der Zeit, ist nicht zu spät,
Doch Geschehenes ist geschehn,
Und wer Disteln hat gesät,
Wird nicht Waizen reifen sehn.
Gestern wars, nun ist es heut,
Morgen bringt auch seinen Lohn;
Kluge Leute wissens schon,
Nur sind Narren nicht gescheut.

Und am besten weiß, wer klagt,
Wo ihn drückt der eig'ne Schuh;
Wer zuerst nur A gesagt,
Sagt vielleicht noch B hinzu;
Denn wie Adam Riese spricht,
Zwei und zwei sind eben vier — — —
Gott! wer pocht an unsre Thür?
Ihr, verrathet mich nur nicht.

„Hebt auf das verruchte Nest,
Sie mißbrauchen die Geduld
Setzt den Jakobiner fest,
Wir sind Zeugen seiner Schuld;
Er hat öffentlich gelehrt:
Zwei und zwei sind eben vier.“ — —
Nein ich sagte.... „Fort mit dir,
Daß die Lehre keiner hört!“

Eine ernstere, die furchtbarste Paganinivariation auf dasselbe Thema ist folgendes:

Der Invalid im Irrenhaus.

Leipzig, Leipzig! arger Boden,
Schmach für Unbill schaffest du.
Freiheit! hieß es, vorwärts, vorwärts!
Trankst mein rothes Blut, wozu?

Freiheit! rief ich, vorwärts vorwärts!
Was ein Thor nicht alles glaubt!
Und vom schweren Säbelstreiche
Ward gespalten mir das Haupt.

Und ich lag, und abwärts wälzte,
Unheilschwanger sich die Schlacht
Ueber mich und über Leichen
Sank die kalte finstre Nacht.

Aufgewacht zu grausen Schmerzen,
Brennt die Wunde mehr und mehr
Und ich liege hier gebunden,
Grimm'ge Wächter um mich her.

Schrei ich wüthend noch nach Freiheit,
Nach dem bluterkauften Glück,
Peitscht der Wächter mit der Peitsche
Mich in schnöde Ruh zurück.

Endlich ruft der Dichter denen, die ihm sein poetisches Raisonniren vorwerfen, mit Recht zu:

Wer hat zum Schreier also dich bedungen?
Es möchten Lieder besser dir gedeihen,
Welchen auch viele gern das Ohr verleihen,
Hast du nicht sonst von Lieb' und Wein gesungen?

Könnt ich aus ehrner Brust doch tausend Zungen
Mit Hauch beleben, alle wollt ich weihen,
Gellend das eine alte Lied zu schreien,
Bis in verschloßnen Ohren es erklungen.

Es ist doch an der Zeit, sie auf zu schrecken,
Die taumelnd um den Rand des Abgrunds wallen,
Ob schlafend nicht, dennoch nicht zu erwecken,

O muß die schwache Stimme so verhallen!
Es drohet euch der Sturz, mir blos das Schrecken,
Ein Vogel schwingt sich auf, wo Eichen fallen.

7) Dem großen Geiste der Freiheit, am Rheinfall bei Schaffhausen gesungen von einem alsatischen Dichter. Zur Unterstützung geflüchteter Polen. Zürich, Trachsler, 1831.

Der Dichter läßt die ganze Weltgeschichte vor seinem Blick vorübergehn und weilt bei den großen Kämpfen und Helden für die Freiheit. Die schönste Stelle des Gedichts dürfte die seyn, wo er von Amerika spricht, und an die heilige Nemesis erinnert, die gerade aus dem Grabe unschuldiger, aufs grausamste durch Fanatismus und Habgier hingemordeter Völker die Wiege der Freiheit schuf. Es ist wahr, daß nirgends so gräßliche Verbrechen gegen wehrlose Völker geübt wurden, als jenseits des atlantischen Meeres, denn selbst Tamerlan hat nicht gethan, was die Kortes und Pizarro und die spanische Inquisition. Es ist aber auch wahr, daß es jezt nirgends so wohl um die Freiheit steht, als jenseits des atlantischen Meeres. Wie schön sagt der Dichter:

Du Inkastochter! Lasse deine Klagen
Verwehn, verrollen deiner Thränen Fluth:
Gestürzt sind, die dich stürzten, und geschlagen,
Ein neues Morgenroth siehst du jezt tagen,
Erkämpft von deiner Söhne hohem Muth!

Dein Niagara rollt die freien Wogen,
Wie hier Helvetiens freister Sohn, der Rhein,
Und einer ew'gen Freiheit Sonnenbogen
Ist über seinem Schaumgewölk gezogen,
Und einer ew'gen Hoffnung goldner Schein.

Den Reigen der Freiheitshelden schließt Kosciuskos Geist:

Und Kosciuskos bleiche Lippen klagen,
Indeß die schwere Fessel niederklirrt:
„Ich hab' geglaubt in bessern Siegestagen
„Die heil'ge Schuld an Polen abzutragen,
„Wär Frankreichs Stolz, ich habe mich geirrt!

„Denn neue Schaaren, immer neue Schaaren
„Von Söldnern speit aus seinen Steppen her,
„Das unermeßliche Gebiet der Czaaren,
„Schnell zu ersetzen, die gefallen waren,
„Wie Woge sich auf Woge wälzt im Meer.

„Den Silberaar mit königlichen Schwingen,
„Der sich empor gehoben frei und hoch,
„Mit schwarzen Greifenflügeln zu umschlingen,
„Und zu umstricken und mit ihm zu ringen
„Und ihn zu schlagen in das alte Joch.

„Und Frankreichs Donneraar ließ nicht erschallen
„All seiner Stimme Donner, und er stieg
„Nicht zürnend auf mit seinen Blitzen allen,
„Zum Schutze seines Bruders, der gefallen,
„Und Englands stolzer Leoparde schwieg.

„O Frankreich! Frankreich! diese blut'gen Thränen,
„Die ich hier wein' auf dieser tapfern Gruft,
„Und dieses Todtenlied von edlen Schwänen
„Zerfleischet von des Raubthiers blut'gen Zähnen,
„Das herzzerreißend jezt herüberruft." —

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 126. — 12. December 1831.

Lyrische Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

8) Balladen und lyrische Gedichte von L. Halirsch. Leipzig, Focke, 1829.

Auch dieser Dichter liebt das Entsetzliche und Widrige, auch ihn hat dieser nordische böse Geist ergriffen. Wenn er uns von dem Spieler singt, der in Gräbern wühlt, um sich Glückswürfel von Todtenbeinen zu machen, und den die Todten hinabziehn; wenn er uns von der stolzen Dame singt, der ein verschmähter Liebhaber ein Paar aus seinem Herzbeutel verfertigte Handschuhe schickt ıc., so ist das wohl grausig genug. Indeß sind keineswegs alle Balladen von so peinigendem Inhalt. Die „Sturmesbraut" z. B. ist in einem großartigen Mythenstyl gedichtet:

Es war ein Mädel, keck und wild,
Das gieng im Wald und sang.
Es sang ein Lied von Schwert und Schild,
Und wüstem Kampfesdrang.

Sie sang wohl mit dem Sturm zur Wett',
Der Blumenherzen brach;
Sie lud ihn in ihr Jungfernbett.
Zur Stund', wenn Niemand wach.

„Kein Ritter ist wie du so stark,
Und hat solch flinkes Roß,
Und hat so festes Eisenmark,
Und solch ein weites Schloß!"

Sie riß sich eine Locke aus,
Und schlang um sie ein Band;
Sie lud ihn ein zum Hochzeitschmaus
Und gab sie ihm als Pfand.

Da ritt ein feiner Junker wohl
Vorbei im grünen Wald,
Der sah sie an so liebevoll
Und nahm ihr Herz sich bald,

Und nahm ihr Herz und ihre Hand
Und gieng zur Kirch' mit ihr —
„Halt ein! Der Sturm hat auch ein Pfand
Ein Liebespfand von dir!"

Schon schreit er draußen wild und laut,
Es ist um sie geschehn,
Er raubt sich seine junge Braut,
Sie ward nicht mehr gesehn,

Und wann zur späten Mitternacht
Ein leises Weinen schallt,
Durchzieht der Sturm mit seiner Macht
Mit ihr den grünen Wald.

In den übrigen Gedichten gibt sich eine gewisse Sättigung und Ermattung zu erkennen, die nicht wohlthätig auf den Leser wirkt. Man möchte dem Dichter zurufen: ruhe aus, schlafe, bis du wieder frisch wirst, aber plage uns nicht mit deiner übeln Laune! Folgendes Gedicht diene zur Charakteristik der meisten andern:

„Geliebtester, es ist doch Schade“ —
Sprach die Geliebteste zu mir —
„Daß sich das Glück in deiner Liebe
So gar gewogen zeiget dir!“

„Kein Hinderniß und keine Thränen!
Es geht so ganz alltäglich ab,
Und mit der Hochzeit schließt das Sehnen,
Nicht mit Verzweiflung, Tod und Grab.“

„Ach, so verbraucht ist dies Verhältniß,
So ohne alle Poesie,
Daß es zu keinem einz'gen Verse
Begeistert deine Phantasie!“ —

„„Ja sieh, mein Herzchen,““ war die Antwort —
„„Das ist mein trauriges Geschick.
Das ists, was mich von jeder ängstet:
Mein allzu großes Liebesglück!““ —

„„Doch nur Geduld wir wollen hoffen,
Und wenn sich gar nichts anders schickt,
So will ich es den Leuten klagen,
Daß mich das Glück zu sehr beglückt!““

„„Gewiß, gewiß du sollst noch lesen,
Gedruckt sollst lesen meinen Gram,
Wie arm und elend ich gewesen,
Als ich, o Braut, dein Bräutigam!““

Noch besser vielleicht drückt jene üble Laune der Sättigung folgendes Gedicht aus, das allerkläglichste Schwanenlied, das die deutsche Poesie je von sich gegeben hat:

Dame Gemüth und Ritter Verstand
Ziehn mit einander durch das Land;
Sie ziehen und suchen die Poesie,
Sie ziehen und suchen und finden nie! —

Dame Gemüth ist dick und alt,
Ritter Verstand ist mager und kalt;
Dame Gemüth ist geputzt und verwirrt,
Ritter Verstand ist gestutzt und geziert;

Dame Gemüth thut keusch und rein
Ritter Verstand will ein Freigeist seyn;
Dame Gemüth hat ein wächsernes Herz
Ritter Verstand eine Stirn aus Erz;

Dame Gemüth besingt, was schlecht,
Ritter Verstand beschimpft, was recht,
Dame Gemüth coquettirt und ebirt,
Ritter Verstand conversirt und vexirt; —

Dame Gemüth und Ritter Verstand
Ziehen mit einander durch das Land,
Sie ziehen und suchen die Poesie,
Doch fehlt ihnen leider die Phantasie;

Die Phantasie, das kräftige Weib,
Mit den glänzenden Augen und schönem Leib;
Die Phantasie war die dritte im Bund,
So lange die beiden andern gesund;

Doch seit sie erkrankt und blöde sind,
Sucht bess're Gefährten das blühende Kind; —
Da hat das Gemüth sie läppisch genannt,
Es schlug mit den Fäusten nach ihr der Verstand;

Doch hat ihr der Himmel Schutz gewährt,
Und die Verkehrten also verkehrt,
Daß sie selber nun in Hader und Streit,
Der wächst an Herbe und Bitterkeit.

Seitdem will Verstand nur gemüthlich seyn;
Seitdem will Gemüth nur verständig seyn;
Sie suchen noch immer die Poesie,
Sie suchen und suchen und finden nie!

9) Gedichte von Ernst Ortlepp. Leipzig, Fr. Fleischer, 1831.

Der Verfasser, der ohne Zweifel ein schönes Talent zum Dichten besitzt, hätte besser gethan, wenn er seine eigne Reife erst ein wenig abgewartet und uns nicht mit jedem schwachen Jugendversuch, deren die vorliegende Sammlung viele enthält, bekannt gemacht hätte. Da er ein sichtbares Bestreben zum Bessern zeigt, wird er bald selbst einsehn, daß Verse und lange Lieder wie folgende:

Süßes Mädchen, o wie schmerzlich
Sehn' ich immer mich nach dir!
Ach, wie lieb' ich dich so herzlich!
Und wie bist du alles mir!

zwar jedem jungen Dichter, der zum ersten Mal liebt und den ersten Vers macht, einfallen, daß sie aber eben dieser Alltäglichkeit wegen einer genialen Originalität gerade entgegengesezt sind. Dasselbe gilt von den Exclamationen. Es kommt freilich nur zu oft vor, daß ein Dichter vor dem Schreibtisch sizt, und da er noch nicht begeistert ist, sich in die Begeisterung hinein zu hetzen sucht und dem Stuhl die Sporen gibt; aber ein ächter Dichter braucht dieses Spornes nicht oder läßt ihn wenigstens nicht sehn. Wenn unser Verfasser singt:

Flamme gen Himmel, Begeisterungsfeuer,
Rausche mit Blitzesflügeln empor!
Klinge wie Donnergerolle, o Leier,
Gleiche mein Lied der Seraphim Chor;

so ist das zwar nichts Neues, denn tausend andre Dichter singen auch, sie wollen so schön, so kräftig, so himmlisch singen; allein es wäre immer besser, wenn die Dich-

ter wirklich so schön sängen, statt blos anzukündigen, daß sie es wollen. Zu diesen jugendlichen Schwächen gehören auch ganze Gegenstände von Gedichten, z. B. Dichtermuth, Sehnsucht nach Mitgefühl ꝛc. Der Dichter zeige Muth, aber er prahle nicht damit, er zeige uns den schönen Gegenstand seiner Sehnsucht, aber nicht die leere inhaltlose Sehnsucht. Alle diese Gedichte, die sich als den Erguß der zartesten, edelsten und erhabensten Gefühle geben, sind in ihrer hochfliegenden Phraseologie lange nicht so schön, als ein einziges Spottgedicht, das der Dichter des Kontrastes wegen daneben setzt, ohne zu merken, daß er damit eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervorbringt. In jenen geschmackvoll seyn sollenden ernsten Gedichten, in jenen Herzen und Schmerzen, Sehnen und Thränen und Seraphsbegeisterungen ist wahrlich weniger Geschmack, als in dem geschmacklos seyn sollenden Schulmeisterliede, das uns wenigstens lebendige Bilder vorführt:

Der Schnee ist retiriret,
 Die Kuh frißt wieder Gras,
Kein Menschenkind mehr frieret,
 Die Luft ist hell wie Glas.

Die jungen Gänse schreien,
 Die Bäume schlagen aus,
Und lustig spielt im Freien,
 Die Katze mit der Maus ꝛc.

In den politischen Gedichten kräftigt sich der Geist des Dichters an dem größern Gegenstande. Folgende Fabel ist recht passend:

Der Tiger und die Thiere.

Kam das Lamm einst zu dem Tiger
 Ließ der Rede freien Lauf,
Sprach ihm aus die reine Wahrheit,
 Und der Tiger — fraß es auf.

Und es trat das Reh zum Tiger
 Unbefangen bald darauf,
Sagt ihm abermals die Wahrheit,
 Und der Tiger — fraß es auf.

Kam der Esel zu dem Tiger
 Zeigte seine Lasten ihm,
Sprach die Wahrheit und der Tiger
 Fraß ihn auf mit Ungestüm.

Trat der Hund darauf zum Tiger,
 Hob die Kette klirrend auf,
Heulte Wahrheit — doch der Tiger
 Hörte nicht und fraß ihn auf.

Endlich kamen nun die Thiere,
 Alle dichtgedrängt zu Hauf,
Und der Grausamkeit zum Lohne,
 Fraßen sie den Tiger auf.

Wandten dann sich zu dem Löwen,
 Legten ihm die Wahrheit dar,
Und es hörte gern der Löwe,
 Der von nun an König war.

Matt, fast komisch und dennoch wahr sind folgende Verse, worin die deutschen Völker redend eingeführt werden:

Stets waren wir bieder und schlicht;
Verwirrung wollen wir nicht;
Doch wünschen wir Recht und Licht.
Die alte Schlange hat sich gestreift,
Zu was Besserm sind wir herangereift!
Die deutschen Völker nach Blute nicht dürsten,
Sie ehren die Ordnung, sie ehren die Fürsten,
Sie lassen sich leicht und willig regieren,
Die Liebe muß nur das Scepter führen;
Euer Glanz, o Fürsten, soll ferner bestehn,
Doch freier möchten wir gern uns sehn!

Wir können dem Dichter die Genugthuung geben, daß wir seine neuesten politischen fliegenden Blätter weit poetischer gefunden haben, als diese Sammlung der älteren Jugendlieder.

10) Deutschlands Erntefest von Ernst Ortlepp. Leipzig, Engelmann, 1832.

Dieses Gedicht, das sich an das frühere Oster- und Pfingstlied anreiht, übertrifft beide an dichterischer Kraft. Wem kann die Schönheit, wem die Wahrheit folgender Strophen entgehn?

Zwar, der Herbst verschlang die Lebenskeime,
Und der Winter fraß die letzten Träume;
 In dem Leichentuch des tiefen Schnee's
 Starb sogar Empfindung deines Weh's.

Doch ein Südwind braußte durch die Lüfte,
 Griff in deine Brust mit Flammenarm,
Zu Vulkanen wurden alle Grüfte,
 Und die Eiswelt glühte frühlingswarm;
Junge Donner hoben ihre Flügel,
Und zu Bergen wuchsen alle Hügel;
 Alle Leichen standen lebend auf,
 Und — die neue Zeit begann den Lauf.

* * *

Doch was malst du mir die schönen Lügen,
 Holden Wahnsinns Schwester Phantasie?
Nimmer wird der Wurm als Adler fliegen,
 Und der Zwerg wird zum Kolosse nie!
Wie Odysseus in dem Vaterlande
Weinet nach dem heimathlichen Strande,
 Suchen wir mit nassem Angesicht
 Nach dem Vaterland — und kennens nicht!

* * *

O des Unsinns! Deutschen ein Gelächter
 War, wer noch von deutschem Leben sprach,

Und als unsre eigenen Verächter
Prahlten wir noch selbst mit unsrer Schmach;
Waren Affen fremder Nationen,
Wanden uns als Würmer vor den Thronen,
Lagen der Erbärmlichkeit im Schoos,
Und das Allerkleinste hieß uns groß.

Auf dem Polster ruhten, Halbentmannte,
Deutschlands Söhne — Oper — ein Roman,
Den der Britte, den der Franke sandte,
Haben zu den Göttern sie hinan;
Helden ließt ihr in dem Schulstaub modern,
Großes nur im Spiel des Minen lodern,
Großes, das euch ein Verbrechen war,
Wenns die Närrin Wirklichkeit gebar.

* * *

Laßt des Wortes Fluß in freien Betten
Rollen von der Weisheit Bergaltar:
Nicht, von Zwang die Rede zu entketten,
Nein, den Strom zu dämmen, bringt Gefahr;
Denn er schwillt und bricht sich sonst die Pfade
Ueber die verspotteten Gestade,
Und dann wälzt er seiner Woge Zorn,
Ueber Dörfer, Hügel, Flur und Korn.

War des Wortes Schwert euch doch willkommen,
Als Bellona rief zur Völkerschlacht;
Da ihrs brauchtet, habt ihrs angenommen
Und mit ihm das große Werk vollbracht;
Da's euch unbequem wird, solls in Truhen,
Unterm Schloß, vom Rost zerfressen, ruhen?
Nein, es klebt noch dran das Völkerblut,
Und es schreit: „Dazu bin ich zu gut!"

11) Rosabianca. Das hohe Lied des Friesischen Sängers (Harro Harring) im Exil. Am 6. Juli, 1831.

Eine sehr exaltirte Ode an die Freiheit; allein die Ode verlangt Exaltation, und ohne sie kann man die Freiheit schwerlich besingen. Hier oder nirdends ist die Leidenschaft am rechten Orte. Freiheits-, Kriegs-, und Vaterlandslieder wollen im Sturm gesungen seyn. Die schönste Stelle des Gedichts, die es zugleich im Ganzen zu charakterisiren dient, ist folgende:

So grüß ich dich, o Freiheit! Hauch der Wonne!
Du, der bedrängten Völker blut'ge Rose!
Der Rosen Herz und aller Sonnen Sonne!
Des Himmels Blüthe, dich, o Heimathlose
Auf Erden fremd — ein Kind aus höhrer Zone —
Mild lächelnd, wenn im Wettersturm-Getose
Der Zeit, die Völker dich als Braut bekränzen,
Mit blut'gen Schwertern und mit blut'gen Sensen! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Taschenbuch.

Vergißmeinnicht. Taschenbuch für das Jahr 1832. Herausgegeben von C. Spindler.

Das Vergißmeinnicht tritt diesmal in Gestalt eines Kleeblatts auf, vom Herausgeber selbst dargebracht. Wir lesen drei Erzählungen, die ihren nächsten Zweck, Unterhaltung, nicht verfehlen können. Die Art und Kunst fesselt die Theilnahme, und wie wir es an dem beliebten Herausgeber gewohnt sind, die Gestalten, die uns seine schöpferische Phantasie vorführt, sind lebendig aufgegriffen und mit vieler Wahrheit durchgeführt. In der ersten Erzählung: Kapuzinerfahrt ist der leitende Faden sehr gut an die unscheinbare, die Erscheinungen des Lebens immer nur mit Verwunderung und Befremden betrachtende Persönlichkeit eines Klosterbruders angeknüpft, die eigentlich auf Unterhaltung zielenden Gestalten und Verhältnisse laufen der Pilgerfahrt bald zur Seite bald ihr über den Weg, hier aus buntem Gewühle wogenden Menschenmassen, dort aus unheimlichen Schluchten und Wäldern wie dämonische Mächte hervortretend, und nebenher auf der Wanderung der treue Pudel Comis, als witternder Prophet und bestialisirtes Fatum. Man kann diese Erzählung theilweise als Exempel für solche Novellisten hinstellen, die sich auf Andeutungen nicht verstehen, und den Zauber sich nicht gewinnen mögen, der im Versteckten und Verhüllten liegt. Ein Erzähler wird um so größeres Glück machen, je lebhafter er nicht nur die Einbildungskraft seiner Leser spannt, sondern sie auch an der Vollendung des ganzen Gemäldes mitarbeiten läßt. Das Haus der Frommen ist eine ziemlich inhaltsleere Erinnerung eines Offiziers aus dem spanischen Erbfolgekriege. Für den muntern Ton in solchen Kleinigkeiten muß man immer dankbar seyn, nur sollte zu diesem Behuf die Uesage fremder Expressions nicht admittirt seyn. Die lezte Erzählung: Maruzza gibt zumal im Beginn in lebendigen, frischen Zügen eine Schilderung des wallachischen Lebens, die handelnden Personen sind mit vieler Präcision gezeichnet, man halte diesem Vorzuge ein psychologisches Versehen, die Erbitterung des alten Gurui auf seinen wilden Eidam, zu Gute. Das Versehen straft sich in der Erzählung selbst schon, denn diese mißliebige Stimmung findet im Verlauf der Historie keinen aus der Entwicklung des Ganzen bedingten Anklang. Maruzza ist in vieler Hinsicht eine wallachische Hedwig.

Die Kupfer des Almanachs gehören theils zu dem diesmaligen Texte, theils zu frühern Erzählungen des Herausgebers.

S.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 127. — 14. December 1831.

Lyrische Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

12) Gedichte von Wilhelm Zimmermann. Stuttgart, gedruckt bei Munder, 1832.

Wieder ein junger schwäbischer Dichter, und von so ausgezeichneten Gaben, daß er recht wie gerufen kommt, um A. W. v. Schlegels schlechte Meinung von den schwäbischen Dichtern beschämen zu helfen. Wie G. Pfizer, dessen wir vor Kurzem ehrenvoll erwähnt, Schiller näher steht, so ist W. Zimmermann mehr Uhland verwandt. Sie alle aber, so wie G. Schwab, der Uhland schon früher zur Seite stand, haben etwas Gemeinsames, was sie sehr auffallend von den norddeutschen Dichtern unterscheidet. Ich will es nicht, um nicht mißverstanden zu werden, die Unschuld, aber ich will es die Gesundheit des Gefühls nennen. Wie wir oben bei Gelegenheit der Gedichte von Chamisso die Bemerkung machten, daß die norddeutschen Dichter, und gerade die ausgezeichnetsten, so häufig ein verleztes, wild aufgeregtes oder zu bitterm Hohn herabgestimmtes Gefühl verrathen, so bemerken wir im Gegentheil bei den schwäbischen Dichtern noch ganz die alte Unbefangenheit, Heiterkeit, Frische des deutschen Herzens, eine zufriedene Fröhlichkeit, nicht das Lachen des bittersten Unmuths, eine liebenswürdige Schalkhaftigkeit, nicht den durchbohrenden Sarkasmus, einen gehaltenen Schmerz, nicht den Krampf der Verzweiflung, eine Scheu vor dem Widrigen, nicht das behagliche Wühlen im Gräßlichen. Auch der Süddeutsche hat einen Humor; allein er ist sehr verschieden von dem nordischen, er ist weit temperirter, und gehört der gemäßigten Zone des Herzens an. Die Dichter des Südens leben überhaupt noch in dem Paradiese, dessen Verlust die Dichter des Nordens beklagen.

Dieser gesunde, frische, fröhliche Geist des Südens tritt uns auch in den Gedichten des neuen Sängers Wilhelm Zimmermann entgegen, von dem wir um so größere Hoffnungen hegen, als bei ihm die Phantasie, das malerische Talent das sentimentale und didaktische überwiegt. Wir dürfen uns die Poesie immer als die Göttin der Schönheit denken, die von der Phantasie, dem Gefühl und Verstande als den drei Grazien begleitet ist. Es fügt sich aber, daß einem Dichter mehr diese, dem andern mehr jene Grazie hold ist. Wir haben Gefühlsdichter und witzige oder doktrinäre Dichter, die bald die Gluth des Herzens bald das Licht des Geistes in ihren Liedern verkünden, denen aber die bunte Färbung der Phantasie fehlt, die uns warme Gefühle und glänzende Gedanken geben, aber kein Bild. Je mehr aber der Dichter Dichter ist, um so mehr wird er auch immer Bildner seyn,

und den größten Reichthum der Gefühle und Gedanken doch nur im Farbenschmuck der Phantasie uns entgegenführen. Zwar gibt es auch darin ein Extrem, und bei unserm Arnim und bei vielen orientalischen Dichtern sehn wir die Phantasie gleichsam auf einem wilden Roß durchgehn, und Gefühle und Gedanken können der Bilderjagd kaum folgen; allein dieses Extrem ist selten, und hindert nicht, daß wir unsern Dichtern immerhin empfehlen dürfen: habt vor Allen Dingen recht viel Phantasie!

Zimmermann dichtet sehr malerisch, und wir laden ihn ein, auf diesem reichgeschmückten Blumenpfade fortzuwandeln. Die erste Hälfte seiner Sammlung besteht aus kleinen lyrischen Gedichten, der Natur und Liebe gewidmet. Wir geben nur eins als Beyspiel der warmen und pittoresken Phantasie des Dichters.

Mondnacht.

Du schöner Himmelsnachen,
Ach, könnt ich nur mit dir,
Die schnelle Reise machen
Bis vor der Liebsten Thür.

Im weißen Kahne sitzet,
Luna, die Königin
Im Sterngewande blitzet
Die Erdumseglerin.

Sie fährt im nächt'gen Schleier
Einsam vom Götterhaus
Auf süße Abentheuer
Ins Meer der Liebe aus.

Da liegt vor ihr entblößet
Der Schönheit weites Land,
Von jedem Reiz gelöset
Des Gürtels neid'sches Band.

Du schöner Himmelsnachen,
O nähmest du mich ein,
Mit ihr die Fahrt zu machen
Vor Liebchens Fensterlein.

Die zweite Hälfte der Sammlung enthält Romanzen und Zeitgedichte, stolze schöne Aeolsharfenklänge, vom Sturm der Zeit einem edlen Herzen entlockt. Eins der trefflichsten dieser Gedichte ist dem Andenken des berühmten Frischlin geweiht, der wegen seiner Freisinnigkeit auf dem Schloß Urach eingekerkert beym kühnsten Versuch zur Flucht umkam.

Nikodemus Frischlin auf Hohenurach.

Das Element der Geister
Ist Freiheit nur allein;
Des Liedes ächter Meister —
Er kann nicht Sklave seyn.
Der Lerche Hymnen klingen
Nur schön aus freier Luft,
Und Nachtigallen singen
Nicht in der Todtengruft.

Zum höchsten Fels sich schwinget
Der Aar im Liebesdrang,
Ein freier König, singet
Er dort den Sonnensang.
Dort schreckt kein Feindesbogen,
Dort trifft ein Pfeil ihn nie,
Da rauscht in vollern Wogen
Der Strom der Melodie.

Wie wurdest du bezwungen,
Du stolzer Aar Frischlin!
Wie ist dein Sang verklungen,
So mächtig einst und kühn:
Die Schranzen macht erzittern
Der Pfaffen stolzen Bund,
Wie Blitz aus Ungewittern,
Das Wort aus deinem Mund.

Da giengs an eine Hetze
Land auf- und niederwärts,
In des Verrathes Netze
Fieng sich das große Herz.
Auf Urachs schroffer Veste
Schloß man den Adler ein,
Im hohen Felsenneste,
Da sollt sein Lustsitz seyn.

Wohl ist er nah der Wolke,
Wie es der Adler mag,
Doch bringt zu seinem Volke,
Von dort kein Harfenschlag.
Schwer drücken Fesseln nieder,
Wie einen Sohn des Mords,
Den Sänger süßer Lieder,
Den Mann des freien Worts.

Der Lerchen muntre Chöre,
Die Falken sieht er ziehn,
Weit über Land und Meere
Möcht er mit ihnen fliehn.
Er hört des Donners Schläge,
Er sieht die Blitze sprühn,
Die glüh'nden Schlangenwege
Am schwarzen Himmel hin.

Er ruft dem Blitz dem schnellen,
Er fleht den Donner an,

Den Kerker ihm zu hellen,
Zu brechen ihm die Bahn,
Doch will kein Gott ihn retten,
Ihn faßt ein wilder Geist,
Er greift und sprengt die Ketten,
Und Stab und Gitter reißt.

Hoch auf der Mauer steht er,
Gerettet, wie er meint,
Da wird der Mond Verräther,
Der ält'ste Dichterfreund.
Getäuscht von seiner Helle,
Vom Drang der Freiheit warm,
Stürzt von der schroffsten Stelle,
Dem Tod er in den Arm.

Da lag es still, getödtet,
Das Herz, so kühn und groß!
Von seinem Blut geröthet
War rings das Felsenmoos.
Und aus des Busens Quelle
Wie frommer Glaube spricht,
Blüht eine Blum' zur Stelle,
Die man sonst nirgends bricht.

Dem berühmten Gedicht Schillers „Graf Eberhard der Greiner“ und den nicht minder ausgezeichneten schwäbischen Romanzen Uhlands und Schwabs tritt folgendes schöne Gedicht würdig zur Seite:

Graf Eberhard im Bart.

Zu Aachen saßen die Fürsten,
Beim Mahle froh geschaart,
Und rühmten ihre Lande
Ein jeder nach seiner Art.

Der Markgraf seine Quellen,
Der Pfalzgraf seinen Wein,
Der Böhme seine Gruben
Mit Gold und Edelgestein.

Graf Eberhard saß schweigend,
„Nun, Würtemberg, sagt an,
Was man von eurem Lande
Wohl köstlichs sagen kann.“

„„Von köstlichen Brunnen und Weinen
Graf Eberhard begann,
Von Gold und Edelgesteinen,
Ich nicht viel rühmen kann.

Doch war ich einst verirret,
Im dicksten Wald allein,
Und unterm Sternenhimmel
Schlief ich ermattet ein.

Da war es mir im Traume,
Als ob ich gestorben wär,
Es brannten die Trauerlampen
In der Todtengruft umher.

Und Männer standen und Frauen
Tief trauernd um meine Bahr,
Und weinten stille Thränen,
Daß ich gestorben war.

Da fiel aufs Herz mir nieder
Ein Tropfen heiß und groß, —
Und ich erwacht — und ruhte,
In eines Bauern Schoos.

Vom Holzhau wollt er gehen,
Spät Abends heimathwärts,
Und mein Nachtlager wurde
Ein würtembergisch Herz.““

Die Fürsten saßen und horchten
Verwundert des Grafen Mähr,
Und ließen höchlich leben
Des Würtembergers Ehr.

Ein noch näheres Interesse für unsre Zeit haben die vom Dichter so genannten „Zeitgedichte.“ Sie beginnen also:

Die neue Zeit.

An dem Kreuz in langen Qualen
Hieng die Freiheit schmerzdurchglüht,
Roth von tausend Wundenmalen
Schrie sie laut auf und verschied.

Tausend Sklaven, golbbeladen,
Schaufelten ein großes Grab,
Schaurig tief, wohl hundert Faden
Senkten sie den Sarg hinab.

Drüber hingewälzt als Riegel
Ward ein ungeheurer Stein,
Und es drückten drauf ihr Siegel
Stolz die Potentaten ein.

Wie ein Gott aus Ungewittern
Blicken sie vom Thron herab.
Wovor sollten sie noch zittern?
Ihre Furcht liegt tief im Grab.

Und ein Sturm hat sich erhoben,
Ein Orkan vom Mund des Herrn,
Durch die Nacht am Himmel oben
Tritt hervor der Morgenstern.

Sturm und Donner wirft verbrüdert
Fels und Königssiegel ab,
Und ein Kind ist stark gegliedert,
Auferstanden, aus dem Grab.

Viele tiefgefühlte Lieder sind dem unglücklichen Loose der Polen geweiht.

Räthsel.

Kannst du den Edelstein mir sagen,
Der dunkelroth im stummen Schmerz
In dreien Kronen glänzt zerschlagen,
Wie ein zerriß'nes blut'ges Herz.

Da hat, der stets die Schuld gerochen,
Der Geist der Zeit den Edelstein
Kühn aus der größten Kron' gebrochen,
Und faßt in rauhen Stahl ihn ein.

Es hält der Geist der Zeit erhaben
Den stahlgefaßten Diamant,
In der Geschichte Erz zu graben
Ein großes Wort, in seiner Hand.

Und kannst du sagen, was er schreibet,
Das große feierliche Wort?
Geäzt mit Blut vom Herzen, bleibet,
Was dort er eingräbt, ewig fort.

An diesem geistreichen Gedicht stört uns nur eins, nämlich daß der Dichter von einem Diamant spricht, während er dafür nothwendig einen Rubin hätte setzen sollen, denn nur der Rubin ist blutig roth und zugleich (nächst dem Diamant) der härteste Stein. — „Der Tod des Feldmarschalls" ist eins der erhabensten Gedichte. Wir geben, weil es zu lang ist, hier nur den Anfang:

Der Russenfeldmarschall beim Mahle saß,
Und schaute hinab ins Burgunderglas,
Als wollt er sein Schicksal dort lesen.
Wie Blut der Völker, so funkelt der Wein,
Sein Angesicht röthet der Wiederschein,
Als wär es das Antliz des Bösen.
Einst war er sanft und menschlich und gut,
Jezt schwillt ihm die Seele von Uebermuth.

Ist es der schwere, der dunkle Kranz,
Des Lorbeers, der äugelt in röthlichem Glanz,
Gefärbt von dem Blute der Türken?
Ist es die Hoffnung, was ihn erfreut,
Es werden die Töchter ein Purpurkleid
Der erschlagenen Polen ihm wirken?
Entsteigt aus dem Glas ihm der strahlende Thron,
Darauf er sizet mit Scepter und Kron?

Aus dem Gedicht „nach der Einnahme von Warschau" heben wir folgenden großen Gedanken aus:

Noch ist Polen nicht verloren,
Steht kein Meer ihm freundlich bei,
Bleibt ihm doch, die es geboren,
Seine Muttererde treu.
Und verlör' es auch mit Schmerzen
Drauf den lezten Zufluchtsort,
In Europas Männerherzen
Lebt es doch unsterblich fort.

In demselben großen Sinne ist das Gedicht „auf den Tod der Königstochter" gedacht:

Polenblume, wie blühtest du rosig am Wasser der Weichsel,
Die von Bewunderung schwoll, Frühling und Sommer entlang!
Stolzer gegen die Wogen, von deinem Purpur gerbebet,
Deine Glorie fern kündend den Töchtern des Meers.
Kühne Riesenblume, an deinem mächtigen Dufte
Hat sich Europa berauscht und die gebildete Welt.
Und auch du bist schlafen gegangen jezt unter die Erde,
Wie die Blumen des Felds, früh vor dem Eise des Nords.
Aber auch dein Lenz kehrt, dem Rufe des Todtenerweckers
Wirst du erstehen und doch schießen zum Himmel empor,
Ja, erstehen wirst du neuglänzend, und Blüthen und Früchte
Tragen, und glänzend mit dir werden viel Schwestern erstehn,
Kinder aus deinem Saamen, den von der sterbenden Blume
Weit der allmächtige Hauch über die Lande verstreut.
Ja, du wirst auferstehn, und viele mit dir, denn die ächte
Liebe kann schlummern zur Zeit, aber nicht sterben im Tod.
Ewig ist und unsterblich, wie alle Liebe, wie jedes
Himmelsgeborene Kind, Liebe der Freiheit, des Rechts.
Traun, und riest ihr sie aus, aus allen Herzen der Menschen,
Auch aus dem lezten, und grübt bergtief ihr sie hinab
Tief sie hinab, und tiefer, zum Mittelpunkte der Erde,
Kommen würde der Lenz, kommen mit Blüthen und Grün,
Und ausschlagen die Erd' in Freiheitsblüthen, die alte
Gährend sich regen und drehn und sich empören zum Kampf
Wider den Despotismus. Denn Freiheit muß werden auf Erden,
Freiheit im Reiche des Geists, Freiheit im Reiche der Welt.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 128. — 16. December 1831.

Lyrische Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

13) Todtenkränze. Canzone von Joseph Christian Baron von Zedlitz. Zweite vermehrte Auflage. Wien, Wallishauser, 1831.

Zedlitz gehört zu den besten neuern Lyrikern, und die vorliegende Canzone, die ihm eine vorzügliche Berühmtheit verschafft hat, ist nicht nur an Wohllaut den prosodischen Meisterstücken Platens an die Seite zu setzen, sondern zeichnet sich auch durch ihren tiefsinnigen Inhalt aus. Man wird dabei an Dante erinnert, obgleich uns der Dichter nicht in die Hölle, sondern nur ins Grab führt. Gefallene Größe ist der Gegenstand der Dichtung, wie in der uralten Titanenklage des Prometheus.

Was auf der Erde Großes je geschehen,
Im Busen derer ist es nicht entsprossen,
Die antheillos sich schaukeln auf den Wogen
Der üppigen Lust, von hohlem Schaum umflossen!
Das Auge das die neue Welt gesehen
Auf jenem andern, fernen Erdenbogen,
Das durch die Nacht geflogen,
Die unbekannte, die sie überdecket;
Das sie gesehn, mit Wunderglanz erfüllet,
Als dichte Schleier sie noch eingehüllet,
Und unbeschiffte Meere sie verstecket:
Das innre Auge wars, das sie erschauet,
Begeist'rung wars, vor der den Schwachen grauet!

Nachdem der Sänger Wallensteins Grab besucht, führt ihn der Geist ins ferne Meer.

Und eben schwammen Mond herauf und Sterne.
Ein milder Glanz ergoß sich in den Räumen,
Den unermeßlichen, die ich durchflogen,
Und Silberschimmer tanzten auf den Schäumen;
Da sah ich — wie in grauer Nebelferne —
Empor im einsam öden Reich der Wogen,
Von Mondeslicht umflogen,
Ein ragend Eiland düster sich erheben!
Sind wir am Ziel? — so fragt ich den Begleiter. —
„Bald" — gab er Antwort — „bald! nur muthig weiter!"
Und sind am Strande fühlt ich niederschweben
Den Zaubermantel, der, ein Wolkenwagen,
Durch die entlegnen Bahnen uns getragen.

Ein Felsenhaupt stieg aus dem Meeresgrunde
Zum Himmel einsam auf! — So weit auch immer
Das müde Auge in die Wasserwüste
Hinausstarrt, Meer und Meer! es endet immer!
Und nirgend in der weiten offnen Stunde

Ein grüner Strand, und nirgend eine Küste,
So daß man glaubt, es müßte
Der Fels herabgefallen seyn vom Himmel,
Und zürnend strebe Fluth, ihn fort zu spülen!
Er aber lacht der Müh und läßt es wühlen
Das brausende, ohnmächtige Getümmel;
Denn hingestellt ward er, ein ew'ges Zeichen,
Zum Ende aller Tage auszureichen!

Und einen Sarg sah auf dem Fels ich oben;
Auf ihm ein Schwert statt allem Schmucke schimmern,
Ein Lorbeer steht dabei, nach dem gerichtet
Des Himmels Blitze waren; denn zertrümmert
Ist und zerkracht der Stamm, einst hoch erhoben.
Doch ob versehrt auch, ist er nicht vernichtet,
Und helles Laub umlichtet
Auch noch des Baumes abgebrochne Aeste;
Und wie er auch den Stürmen preis gegeben,
Sie können ihn nicht aus der Wurzel heben,
Die Gott selbst eingesenkt hat in die Veste:
Damit, ein Beispiel in der Weltgeschichte,
Er redend zeuge, wie der Höchste richte!

Aus den blutigen Erinnerungen an den in diesem Grabe schlummernden Kriegsdämon reißt der Dichter sich gewaltsam los:

Die laß ich preisen, die der Welt nicht achten,
Und mitten im Getümmel einsam stehen;
Die nichts vernehmen von der Stürme Grauen,
Und nur nach einem süßen Sterne sehen;
Nur immer ihn, und wieder ihn betrachten,
Ob auch, unzählich, in dem dunkelblauen
Azur der Himmelsauen
Die goldnen Lichter auf und nieder wogen.
O, Thoren, die nach andrem Glücke rennen!
Zwei Herzen die sich finden und erkennen,
Vier Lippen, aneinander fest gesogen,
Vier Arme, die sich wonnevoll umstricken,
Was Andres brauchts zum seligsten Entzücken?

Er flüchtet in das stille Thal von Vaucluse zum Grabe Petrarkas und Lauras und versenkt sich in der Liebenden Glück, aber auch hier findet er im Glück ein tiefes Wehe:

Und dennoch sag' ich dir, daß mehr der Thränen
Geflossen sind aus Laura's süßen Augen,
Mehr Vipern an Petrarka's Brust gehangen,
Die Ströme seines Bluts daraus zu saugen,
Ihn zu zerfleischen mit den gift'gen Zähnen,
Als je genetzet zarte Rosenwangen,
Je eine Brust umschlangen! —

Der Tag des heil'gen Leidens war gekommen,
Als sie zum ersten Mal sich sahn und fanden;
Aus einer Liebe jenes Tag's entstanden,
Wie wäre da nicht bald die Quaal entglommen?
Ja, solch ein Band, gestählt in Lust und Schmerzen,
Es kann nicht früher brechen als die Herzen! —

Von da besucht er das Grab Romeos und Julias, und schmerzlich überzeugt, daß in der Liebe so wenig als im Heldenruhm das wahre Glück zu finden sey, hofft er es im Gesange zu finden. Allein Tassos unglückliches Beispiel belehrt ihn eines Andern.

Denn als, ein Jüngling, du das Daseyn grüßtest,
Mit deiner Seele liebevollstem Gruße,
Als du versucht die ersten Wunderklänge,
Glutreich, als ob in tiefsehnsücht'gem Kusse
Das eigne Leben du verhauchen müßtest;
Und als, dem Fruchtbaum gleich im Lenzgepränge,
Mit schwellendem Gedränge
Berührt vom wonnigsüßen Frühlingsstrahle,
Sich nun erschloß der Lieder Knospenfülle,
Und von des Blüthenschnee's duftreicher Hülle
Dicht überweht, du standst mit einem Male:
Da brach zugleich aus deinem tiefsten Herzen
Der blut'ge Quell von namenlosen Schmerzen.

Allein wie Shakespeare einst gesungen:

Die See hat Grund, die Lieb' und Sehnsucht nimmer —

so singt unser Dichter:

Unglücklich Herz, das keine Ruhe kennet! —
Blick auf das Meer, es stillet sich sein Rasen;
Die Donner schweigen endlich in den Lüften;
Und die Orkane hören auf zu blasen!
Ja, der Vesuv, des Eingeweide brennet,
Er, der die Erze schmilzt in seinen Grüften,
Und aus den tiefen Klüften
Sie tobend auswirft, als ob aus dem Schlunde
Der Hölle alter Glutpfuhl sich entlüde:
Er rastet! — Die Vulkane werden müde,
Und du, o Herz allein, mit deiner Wunde,
Du willst nicht ruh'n, und findest nicht den Frieden,
Der selbst der See, dem Sturm, der Glut beschieden!

Der Geist fragt den Dichter:

Willst du ein andres Dichterbild betrachten,
Komm übers Meer, das Englands Strand bespület,
Und jene weißen Klippen, die es schirmen,
Erzürnt, in ew'ger Brandung rings umwühlet. —
Sieh grau Gewölk die Landschaft dort umnachten,

Dort wo die Burg mit ihren alten Thürmen
Die Felsenbrust den Stürmen
Preis gibt, und kühn empor die Riesenglieder
Zum finstern, sternenlosen Himmel strecket! —
Horch, wie es saust! Die Krähen flieh'n erschrecket! —
Die Wetterfahne rasselt hin und wieder
Im Zug der Winde, die der grauen Eichen
Verworrne Wipfel schauerlich durchstreichen! —

Und er zeigt ihm Lord Byron.

Wohl löst der Schmerz sich in gerechte Klagen,
Wenn unsre Seele weilt vor solchem Bilde!
Nicht ein sangreicher Schwan, der über Auen
Hinschwebt, und grüne, lachende Gefilde,
Sehn wir durch heit're Lüfte dich getragen;
Gleich dem einsamen Aar bist du zu schauen,
In öder Wüste Grauen,
Der sich vom Fels, auf dem er horstet, schwinget,
Und hoch und höher steigt, bis unsern Blicken
Die weitgedehnten Flügel ihn entrücken,
Hin, wo das Auge, das ihm folgt, nicht dringet?
Doch nicht die Sonne strebt er zu erreichen,
Er späht mit scharfem Blick umher — nach Leichen!

Unglückliches Gemüth, deß trüber Spiegel
So graß entstellt die Bilder wiederstrahlet,
Die Leben und Natur mit holden Zeichen,
In hellen Farben lieblich hat gemalet! —
Wohl auf der Stirne glänzt das Meistersiegel,
Dem Macht gegeben in den Geisterreichen;
Doch freut es dich, im bleichen,
Unsichern Schein die Seele zu beirren! —
Nicht mehr dich selbst vermag ich zu erkennen,
Prometheus Bild scheint vor dem Blick zu brennen,
Doch seltsam wechselnd seh ich's sich verwirren!
Bist du Prometheus, der die Wunden fühlet,
Bist du der Geier, der sein Herz durchwühlet? —

Wenn nicht der Held, nicht der Liebende, nicht der Sänger glücklich ist, vielleicht ist es der Menschenfreund:

Wer für das Glück von kommenden Geschlechten
Treulich gewacht in schlummerlosen Nächten.

Da führt der Geist den Sänger zum Grabe des edlen Canning:

Was war sein Lohn, was hat er sich erstritten?
Gieng er, ein Schnitter, nun der Tag geendet,
Auf seinen Garben ruhn, im Hochgefühle,
Daß er der Erndte freudig Werk vollendet?
Nicht so fürwahr! Erschöpft sank er immitten
Der sauren Mühen, in des Mittags Schwüle,
Des Abends sanfte Kühle
Nicht mehr erwartend! Wie auf dem Thurme
Des Pharus Leuchte hängt, die Winde oben,
Und unten wild die Meeresfluthen toben,
So stand er einsam da, ein Ziel dem Sturme!
Ihr seht den Kranz wohl, der die Locken schmückte,
Doch nicht den Dorn, der seine Schläfe drückte! —

Allein, so schließt der Dichter, zu leiden für das Edle, Große, Hohe ist dennoch kein Unglück, sondern das größte Glück.

Doch Alle, die den Flammentrank getrunken,
Sind glücklich, ja, sie sinds, ich wills beschwören;
Denn ihren Ursprung haben sie empfunden,
Den göttlichen, unmöglich zu zerstören!
Die Helden, die fürs Vaterland gesunken,
Siegjauchzend mit den tiefen Todeswunden,
Die sich ein Herz verbunden,
Die einen hohen, himmlischen Gedanken
Genähret mit dem Marke ihres Lebens,
Die sich ein würdig Ziel gesetzt des Strebens,
In Wirken, Lieben, Leiden, ohne Wanken,
Sie waren selig, selig zum beneiden,
Und ihre Schmerzen wogen tausend Freuden! —

14) Gedichte von Franz Hermann von Hermannsthal. Wien, Gerold, 1830.

Größtentheils Liebeslieder, durchglüht von warmer Zärtlichkeit, doch nicht alle von gleichem poetischen Werth. Oft stoßen wir auf Verse, deren sich unsre Dichter nicht mehr bedienen sollten, weil sie denn doch schon gar zu oft da gewesen sind; und zuweilen auch auf kleine Affektationen, wie sie unsern Sängern auch nicht so häufig begegnen sollten. Zum Exempel in folgendem Liede:

Die Sprache der Liebe.

Als ich noch ins Aug' ihr blickte,
Wie der Himmel blau und klar,
Als ich noch in ihrer Nähe
Seliger als selig war;
Ach da griff ich in die Saiten
Doch die Saiten klangen nicht,
Weil der Liebe höchste Wonne
Nur mit sel'gen Blicken spricht.

Jetzt da ich von ihr geschieden,
Da umsonst sie sucht mein Blick,

Da mein sehnend Herz vergebens
Klaget um entschwundnes Glück;
Doch die Saiten klingen nicht,
Weil der tiefste Schmerz der Liebe
Nur mit stillen Thränen spricht.

Analisiren wir dieses Lied ein wenig, so kommen uns zuerst „Augen, wie der Himmel blau und klar" zu bekannt vor, dann ein Dichter, der „noch seliger als selig" ist, kommt uns ein wenig affektirt vor. Wenn aber vollends der Dichter sagt, „er greife in die Saiten und die Saiten klingen nicht," so ist das ja nicht wahr, denn sie klingen ja. Es ist wahrhaftig eben so wunderlich, wenn uns die Dichter vorsingen, sie können vor Schmerz oder Freude nicht singen, als wenn sie uns in Trink- und Freiheitsliedern immer vorsingen, daß sie singen. Wenn der Dichter singt, so wissen wir ganz gewiß, daß er singt und daß er nicht nicht singt.

Ohne Vergleich sinnreicher, zarter, poetischer als die voranstehenden Gedichte sind die nachfolgenden Ghaselen des Dichters. Hier hat er es sich nicht, nach deutscher Weise so bequem gemacht, sondern die orientalische Form hat ihn gezwungen, einen zarten Gedanken mit einem Reichthum schöner Bilder und wohllautender Klänge zu schmücken. Einige der trefflichsten sind folgende:

Es ist die Sprach' ein Meer, und die Verse sind Perlen drin.
Als Taucher stürz ich mich in die Fluth mit muth'gem Sinn,
Den Schmuck der Perlen hol' ich und faße sie zierlich an,
Und reiche zum Geschenk dir die blendenden Schnüre hin.
Ein Garten ist die Sprache, wo Verse als Blumen stehn,
Als Rosen, Veilchen, Tulpen, Narcissen und Rosmarin,
Und bunte Blumen pflück ich und wind eine Krone draus
Dich krön' ich mit der Krone, geliebteste Königin.

Die Blum ist in der Knospe noch verhüllt einst,
Die bunt am goldnen Sonnenlichte spielt einst.
Die kühle Fluth verschließt noch das Gebirge,
Die rasch hervor als muntere Quelle quillt einst.
Noch schläft der Pfeil in schöner Mädchen Augen
Der sicher treffend nach dem Jüngling zielt einst.
Noch blüht am Baum der Lorbeer, und der Dichter
Geht drunter weg, dem er die Stirne kühlt einst.
Des Kindes Lippen sind noch stumm geschlossen,
Die von unsterblichem Gesang erfüllt einst.
Wie Blume, Quell', Pfeil, Lorbeerkranz und Lieder,
War still verborgen, was ich dir gefühlt, einst.
Da klang hernieder Schöpfungsruf vom Himmel,
Und meiner Seele Blüthe ward enthüllt einst.

Schön singt die Nachtigall, und weiß es nicht.
Mild glänzt des Mondes Strahl, und weiß es nicht.
Der Marmor trägt des edlen Künstlers Geist
Als hehres Siegesmahl, und weiß es nicht.
Die Wolke thaut, sie stärket und belebt
Die Blumen sonder Zahl und weiß es nicht.
Des Liebes Zauber dringt ins wunde Herz,
Und lindert seine Quaal, und weiß es nicht.
So ist Suleika edel, schön und gut,
Und ist es ohne Wahl, und weiß es nicht.

Das Herz, fürwahr ist eine Runenschrift,
Die der Gelehrte kaum zu lesen trifft.
Das Senkblei dringt hinab zum Meeresgrund;
Wer hat sich auf des Herzens Grund vertieft!
Dies kleine Feld trägt Blume neben Dorn,
Und Wunderbalsam neben Schlangengift.
Bald ists der Kompaß, der das Schiff regiert,
Und bald das Schiff, das ohne Kompaß schifft.
Wo sind die Lettern heut, die gestern ihm
Das Leben einschrieb mit demantnem Stift!
Wie Argus habt ihr euer Herz bewacht;
Ein Traum berückt es euch dieweil ihr schlieft.
Weil heute mir dein Herz in Liebe schlägt,
Ist Treue mir für morgen nicht verbrieft.

Zerschlagt ihn immerhin doch strahl der Edelstein
In jedem Splitter noch mit angebornem Schein.
In Tropfen löset auf das endles weite Meer,
Der Tropfen wiederglänzt den ganzen Aether rein.
Zertrümmert den Apoll von Belvedere nur,
In Trümmern wird er noch des Genius Zeuge seyn.
Zerreißt der Rose Kelch in Blätter, jedes Blatt,
Der ganzen Blume Duft enthaucht es euch allein.
Zerstückt ein liebend Herz mit noch so starkem Schwerdt,
Es wird euch, auch zerstückt, all seine Liebe weih'n.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 129. — 19. December 1831.

Lyrische Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

15) Wilhelm Müllers vermischte Schriften. Herausgegeben und mit einer Biographie Müllers begleitet von Gustav Schwab. Fünf Bändchen. Leipzig, Brockhaus, 1830.

Zwar enthalten nur zwei Bändchen dieser Sammlung lyrische Gedichte, allein nur sie sind es, die den Verfasser beliebt und berühmt gemacht haben. Wilhelm Müller hat alle andern deutschen Lyriker an lieblicher gaukelnder Leichtigkeit übertroffen, und wenn er gewollt hätte, so wäre er ein deutscher Beranger geworden. Was kann rascher, muntrer, lebenslustiger sich bewegen, als seine Müller- und Wanderlieder? Wäre bei dieser Hast nicht so viele Fröhlichkeit gewesen, so würden wir sagen, er habe dem Leben entfliehen wollen; aber gerade bei diesem fröhlichen raschen Leben erfüllt uns sein früher unerwarteter Tod mit Wehmuth.

Mit der leichten Bewegung der Müller'schen Gedichte stimmt auch ihr Inhalt größtentheils überein. Er hascht des Lebens glücklichste Momente, wie Paradiesvögel im Fluge, da sie nach der Sage keine Beine haben zum Sitzen. Während ihm das tiefere Gefühl für dauerndes Glück oder dauernden Schmerz zwar keineswegs fehlt, hat er doch besonders die Gabe, in kleinen Dingen, in Erscheinungen des Augenblicks den flüchtigen Silberblick der Poesie festzuhalten, aus jedem verlornen Schlaglicht einen Regenbogen zu zaubern und in dem, was Andre kaum bemerken würden, uns im Wiederschein seines liebenswürdigen Gemüths und seiner lebendigen Phantasie ein schönes Bild zu zeigen. Immer aber sind diese Bilder anspruchslos gegeben, und sie tauchen vor uns auf und verschwinden wie eine Welle nach der andern in einem ewig beweglichen Strom, ohne daß eine vor der andern sich auszuzeichnen strebt, und ohne daß wir nur eine vermissen möchten. Daher wählen wir die erste beste aus, die alle, die die ganze Munterkeit der Strömung bezeichnet:

> Eine Mühle seh ich blinken,
> Aus den Erlen heraus,
> Durch Rauschen und Singen
> Bricht Rädergebraus.
>
> Ei willkommen, ei willkommen,
> Süßer Mühlengesang!
> Und das Haus, wie so traulich!
> Und die Fenster, wie blank!

Und die Sonne, wie helle
Vom Himmel sie scheint:
Ei, Bächlein, liebes Bächlein,
War es also gemeint?

War es also gemeint,
Mein rauschender Freund,
Dein Singen, dein Klingen,
War es also gemeint?

Zur Müllerin hin!
So lautet der Sinn.
Gelt, hab ichs verstanden?
Zur Müllerin hin!

Hat sie dich geschickt?
Oder hast mich berückt?
Das möcht ich noch wissen,
Ob sie dich geschickt.

Ich enthalte mich, mehr Proben zu liefern, theils weil Müllers Gedichte schon früher in diesen Blättern angezeigt worden, theils weil sie wohl den meisten unsern Lesern schon bekannt sind.

In einem andern Ton, als jenem raschen und fröhlichen der Müllerlieder, Reiselieder, Jägerlieder, ländlichen Lieder, Tafellieder, sind die berühmten Griechenlieder gedichtet. Hier hat der Dichter den Ernst der Todesweihe und den kriegerischen Schwung, den der erhabne Gegenstand verlangt, nicht verfehlt. Auch diese Lieder wurden früher schon von uns rühmlichst angezeigt. Die Epigramme nähern sich wieder dem heitern Ton jener ersten Lieder, nur daß hier an die Stelle der heitern Phantasie ein heiterer Witz tritt. Wilhelm Müller besaß neben seinem frühlingswarmen Gefühl und neben seiner reichen und klaren Phantasie alle Eigenschaften eines geistreichen Mannes, die Gabe des glücklichen Einfalls, des Schlagwitzes, der Antithese, der Applikation. Diese Eigenschaften würde er wahrscheinlich, wenn er länger gelebt hätte, in spätern Jahren, wo der erste lyrische Jugendrausch verduftet, noch glänzend an den Tag gelegt haben, wie denn überhaupt von seinem regen Geist noch viel zu erwarten war.

Als Novellendichter hat er sich zwar nicht bedeutend ausgezeichnet; allein er würde sich in diesem Fach entweder vervollkommt oder es wieder verlassen haben. „Der Dreizehnte“ huldigt dem Geschmack am Schauerlichen, Geisterhaften, ohne demselben eine originelle Wendung zu geben. „Debora“ ist uns sogar mißfällig, denn die Galanterie eines alten Marquis, der einen Kirschkern, den einst seine Geliebte im Munde gehabt, in seinem eignen Munde ein halbes Jahrhundert lang an einem goldnen Kettchen mit sich herumträgt, kommt uns gar kleinlich vor, und dieser Umstand ist es doch allein, welcher die Novelle von hundert ähnlichen unterscheidet.

Auch an dem kritischen Talent des Verfassers vermissen wir etwas. Bei sehr richtigem Takt und Geschmack im Einzelnen, weiß er sich doch nicht auf den höhern Standpunkt zu stellen, von welchem aus große Erscheinungen der Zeit beurtheilt werden müssen. So theilt er z. B. mit den meisten neuern Kritikern die Ansicht, daß Lord Byrons Lust am Grellen, Frazzenhaften, Häßlichen, Entsetzlichen, Unmoralischen, Teuflischen zu verwerfen sey, allein er erklärt sich diese Erscheinung nur aus der eigenthümlichen aristokratischen Kaprice des reichen Lords und höchstens aus einigen widrigen Lebensschicksalen, und ist weit entfernt, sie im Zusammenhang mit der Geschichte im Großen, sie aus dem „Schmerz der Zeit“ zu erklären, wodurch allein sie erklärt werden muß. Ein Dichter wie Byron gehört nicht dem engen Privatleben, er gehört der Weltgeschichte an. Wer möchte in seinen furchtbaren Gesängen das alte Lied des gefesselten Prometheus, den tiefglühenden Schmerz, den tödtlich beleidigten Stolz, den erhabnen Wahnsinn des Titanen verkennen, der seine Menschen in die Hand des feindlichen Gottes gegeben sieht und der nun, am Felsen schmachtend, indem der Geier sein Herz frißt, wild verzweifelt an Göttern und Menschen? Große Männer fühlen solche Schmerzen, und Byron hat zu oft in seinen Gedichten ausdrücklich die Erbärmlichkeit der Zeit angeklagt, als daß es uns erlaubt wäre, bei seinem entsetzlichen Humor, wie Wilhelm Müller, nur an kleine Privatveranlassungen oder gar an bloße Affektation zu denken. Das heißt, das Große hinabziehen in den Staub, oder wenigstens, es nicht verstehn. Wir sehn in ganz jüngster Zeit wieder einen ähnlichen Fall mit Börne. Börne wie Byron ist an dem großen Schmerz der Zeit erkrankt; auch seine oft so tiefrührende Wehmuth, sein aufflammender Ingrimm, sein hohnlachender Humor haben keinen andern Grund, als die Erbärmlichkeit der Zeitgenossen in der Periode nach der Restauration. Und auch gegen Börne nun, wie vordem gegen Byron, kommen die Philister gezogen mit Spieß und Stangen und bekämpfen und verdammen, was sie nicht verstehen, was mitzuempfinden ihr Herz zu eng und zu klein ist. Daß es Seelen gebe von so großer Art, um ganz in die Seele der Zeit einzugehen, um mitzufühlen des Jahrhunderts Qual und Lust, das begreifen kleine Seelen nicht; ja es gibt von Haus aus gutmüthige und edle Seelen, die nur ein bischen zu klein sind, um das zu begreifen. Nun kann freilich der gewöhnlichste und nüchternste Mensch kommen und sagen, es sey eine Narrheit, sich die Weltlage so zu Herzen zu nehmen, und es sey eine doppelte Narrheit, auch dann noch zu klagen und zu spotten, wenn die Welt sich wirklich schon ge-

bessert hat. Allein gerade dieser unheilbar gewordene Wahnsinn des Schmerzes ist ein Beweis seines edlen Ursprungs und ist so rührend, daß ich keinen Ausdruck finde, der stark genug wäre, die Gemeinheit zu bezeichnen, die an so edlen Wahnsinnigen zum Ritter zu werden hofft. Dieses mein Urtheil kann nicht mißverstanden werden. Ich habe den Irrthum jener Mißvergnügten schon lange als solchen bezeichnet, namentlich Börne schon früher streng darum getadelt; ich habe nie an der deutschen Nation verzweifelt und nie an der Menschheit überhaupt. Allein darf es denn nicht auch Leute geben, deren melancholisches Gemüth und deren zartere Nerven von den Zeitübeln empfindlicher und vorherrschend eingenommen werden, und sind dieser Uebel etwa nicht genug, um ein verletzbares Dichterherz ein ganzes Leben hindurch zu martern?

Was übrigens Wilhelm Müller betrifft, so wiederholen wir, seine lyrischen Gedichte verdienen die Unsterblichkeit, die ihnen werden wird, und sein reger Geist würde auch mit den Jahren seinen prosaischen Werken je mehr und mehr Vollendung gegeben haben.

16) Himfy's auserlesene Liebeslieder, übersezt von Johann Grafen Mailath. Pesth, Wigand, 1829.

Himfy oder Alexander Kisfaludy, ein ungarischer Dichter, besingt seine Liebe so einfach und anspruchslos wie die alten Minnesänger. Wir wählen einige der artigsten Lieder aus, in der Uebersetzung, mit Uebergehung des danebenstehenden ungarischen Textes, den wir nicht verstehen.

Schwalben wandern, Blätter fallen,
Sausend weht der Wind und schaurig;
Keine frohen Lieder schallen
Feld und Wald ist gar so traurig!
Dürre Kräuter schwankend wehen
Auf der Haide gelb und fahl,
Raben krächzen nur und Krähen,
Auf der Eiche dürr und kahl,
Von der Erde schwand das Grün,
Die Natur sinkt sterbend hin.
So stirbt in der wunden Brust
Mir dahin die Lebenslust.

Armuth und der Reichthum sind
Amors Aeltern; Furcht und Bangen
Ammen waren sie dem Kind.
Immer sucht er zu erlangen,
Und zu geben sucht er immer.
O wie arm ist er! wie reich!
Ohne Leben ist er nimmer,
Schwankt dem Rohr im Sturme gleich.
Tausendfach ist zu empfinden,
Nur in Worten nicht zu künden,
Dieses Wesen unerklärlich
Bald besel'gend, bald beschwerlich.

In Arabiens ödem Sand,
Aber du, dein Herz mit mir,
In Hyrkaniens Gletscherland,
Liebe nur, und ich mit dir,
In der Mohren glühnder Wüste,
Aber du, dein Herz mit mir,
An des Eismeers strenger Küste,
Liebe nur, und ich mit dir,
In des Paradieses Wonnen,
In der Hölle Flammenbronnen
Preis ich überselig mich
Hab' ich Vielgeliebte dich.

17) Thüringer Lieder von P. H. Welcker. Gotha, Müller, 1831.

Nicht nur die Sage, sondern auch die profane Geschichte Thüringens, ja sogar seine Literargeschichte hat hier einen Platz gefunden. Der Dichter besingt alle alten und neuen Herrlichkeiten seines freundlichen dunkelgrünen Vaterlandes. Da nun Thüringen daran reich und dadurch berühmt ist, so begegnen wir natürlicherweise vielen alten Bekannten, den Wartburgsängern, dem Luther, dem eisernen Ludwig, der heiligen Elisabeth, Ludwig dem Springer, Friedrich mit der gebißnen Wange, Bernhard von Weimar, dem Grafen von Gleichen ꝛc. Sie alle, und auch Goethe, Schiller und die in Weimar verstorbnen Dichter besingt Welcker mit wahrhaft patriotischer Wärme, zum Lob und Preis Thüringens. Hin und wieder findet sich unter dem Bekannten auch Neues oder minder Bekanntes, örtlichen Volkssagen nachgebildet, z. B. folgendes schöne Gedicht:

Kindesliebe.

Dort auf dem Hochgebirge, auf todeskaltem Steg,
Weh jedem Wandrer, Wehe! verirrt zum Unglücksweg!
Ein Mädchen kommt gegangen, ein Mädchen, hold und jung,
Mit dem geliebten Vater, bei Winterdämmerung.

Es brennt ihr Fuß und Wangen der Frost im tiefen Schnee,
Sie blickt nur auf den Vater, und birgt das lange Weh;

Da sinkt der Vater nieder; sie stürzt sich jammernd hin:
„O, hilf mir, Gott im Himmel, wenn ich es würdig bin!

Sie schlingt um ihn die Arme, sie küßt ihm Mund und Hand,
Und reißt von sich die Kleider, hüllt ihn in ihr Gewand:
„Gott, laß mir, Gott, erbarm' Dich, laß mir den lieben Greis!"
Ach, der war eingeschlafen; sein Herz war längst zu Eis!

Sie ruft den Vaternamen ihm weinend in das Ohr,
Sie faßt ihn fest und fester, bis sie die Kraft verlor;
Sie hat sich ganz entblößet, den Vater warm gedeckt. —
Ach, aber seinen Schlummer hat nicht ihr Tod erweckt!

So fand man beide droben dort unter jenem Baum,
Auf hochbeschneitem Forste im starren Todestraum:
Wie noch der Tochter Lippe am Mund des Vaters hieng,
Wie noch ihr Arm, entkleidet, des Vaters Brust umfieng.

Du schöne Kindesliebe, die sich zu Gott erhob,
Wer singt dein heil'ges Opfer, wer singt dein reines Lob? —
Singt, Wälder, dort am Morgen, singt bei dem Abendroth
Die schöne Kindesliebe, den frommen Opfertod.

18) Noryssa. Ein Sonettenkranz aus den norischen Alpen von Aloys Jos. Büssel. Würzburg, Etlinger, 1831.

Wie dort Thüringen, so wird hier das schöne Salzburg vom Dichter gefeiert, und seine Natur, seine Sagen und geschichtlichen und literarischen Merkwürdigkeiten, so wie die Erinnerungen an die daselbst verlebte Jugendzeit mit warmer Liebe besungen. Die bekannteste und schönste Salzburger Sage ist die vom Untersberge:

Mit breiten Schultern dort und mächt'gem Rücken,
Erhebet sich der Berg, ein finst'rer Riese,
Vom Bruder abgewandt, mit ernsten Blicken,
Geschmückt den Nacken mit dem Gletscher Vließe.

Wie lauscht' ich oft mit kindlichem Entzücken,
Begann die Mähr' vom heitern Paradiese,
Wo sich die Geister vor dem Kaiser bücken,
Im unermeßnen, marmornen Verließe!

Da trat die Zauberwelt aus deinem Schooße,
Die Gnomen hüpften um die Tafelrunde
Auf deinem Scheitel glomm zur Geisterstunde

Das blaue Flämmchen aus dem feuchten Moose,
Und deine Tiefen bebten vor dem Heere,
Und Wogensturm erhob sich, wie im Meere.

Wo ist das Heer, von dem die Sage kündet,
Wo weilt der Kaiser, der das Land verschlungen?
Weh, als der Rache Flamme sich entzündet,
Sind deine Marmorhallen aufgesprungen!

Dort hat er seinen Wohnsitz sich gegründet,
Als er nach langen Kämpfen ausgerungen,
Und einen Marmorsaal darin gegründet,
Und sich ein rüstig Geisterheer gebungen!

Und tausendfache Schätze wuchern drinnen,
Es wuchert selbst sein Bart mit Riesenlänge,
Durchflochten von Smaragden und Rubinen.

Da sitzt er ernst im wogenden Gedränge,
Der Ritter Schaaren funkeln hell in Eisen,
Zum Kampf sich immer thätig zu erweisen!

Auch Mozarts hat der Dichter hier rühmend gedacht. Warum er aber den guten alten Theophrastus Paracelsus vergessen hat, der in Salzburg begraben liegt, sehe ich nicht ein, um so weniger, da der alte Herr in Salzburg selbst noch in gutem Andenken zu stehn scheint. Denn als ich vor wenig Monaten durch Salzburg reiste und die Kapelle besuchte, in welcher er begraben und abgebildet ist, fand ich sie voll Knieender, welche um Abwendung der Cholera beteten.

19) Auswahl einiger der vorzüglichsten Gedichte des Petrarca, wörtlich übersezt von W. Daniel. Crefeld, Schüller, 1831.

So sklavisch wörtlich, daß aller Reiz der Sprache darüber verloren geht, z. B. Sonett 9:

Wenn der Planet, der die Stunden unterscheidet,
der im Stiere zu wohnen rückkehrt,
fällt Kraft von den entflammten Hörnern,
Welche die Welt mit einer neuen Farbe bekleidet,
und nicht nur dasjenige, was sich uns nach außen zeigt,
die Ufer und die Hügel ziert er mit Blümchen,
aber innerlich, wohin man nie gedrungen,
macht er ꝛc.

Eine solche Uebersetzung hat indeß ihren Werth der Textverständigung nach Hamiltonischer Methode und kann einer schönern metrischen Uebersetzung immerhin zu Grunde gelegt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 130. — 23. December 1831.

Lyrische Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

20) Neue Lyratöne von Theodor Hell. Zwei Theile. Braunschweig, Vieweg, 1830.

Warum sollte man nicht an seinem Feinde Großmuth üben? Aber wie ich mir da in der besten Absicht alle mögliche Mühe gebe, etwas erträgliches in den neuen Lyratönen zu finden, find ich nichts, wahrhaftig nichts. Das ist das einzige Unverzeihliche an einem Feinde, daß er uns nicht einmal eine Gelegenheit läßt, großmüthig gegen ihn zu seyn. Wie würde ich mich gefreut haben, nachdem Herr Theodor Hell in seiner Abendzeitung so schamlos Hunde, Hündchen und Hündelchen gegen mich gehezt hat, durch meine großmüthige Rache ihm eine entfernte Idee von Scham empfinden zu lassen. Aber da ist Hopfen und Malz verloren.

Ich habe schon früher dem Herrn Theodor Hell die Unsterblichkeit prophezeiht, weil er ein Extrem von Trivialität bezeichnet und insofern als Maaßstab des heutigen Geschmacks auch noch der Nachwelt merkwürdig seyn wird. In einer künftigen Geschichte der deutschen Poesie wird immerhin der Satz stehn müssen: „Es wurden damals von Nachahmern, Stümpern und gemeinen Spekulanten eine ungeheure Menge der fadensten Zeitschriften, Taschenbücher, Theaternovitäten rc. geschrieben, welche hier aufzuzählen der Mühe nicht verlohnen würde. Wenn Sie aber, meine Herrn, die Gattung in ihrer ganzen Nichtswürdigkeit kennen lernen wollen, so lesen Sie Theodor Hell, der es in der Dummdreistigkeit, seine Waaren anzupreisen sowohl, als in der Lüderlichkeit der Fabrikation am weitesten gebracht hat.“

Daß dieses Individuum immer den Gutmüthigen, den Gerührten, den Edeln, den Empfindsamen spielt, ist ganz in der Ordnung, denn „nehmt euch nur immer vor den Sentimentalen in Acht,“ sagt Schiller. Die Kotzebues, die Claurens, die Theodor Hells sind immer sentimental und schwimmen in Liebe und Rührung und weinen unaufhörlich, gleichsam um sich den ästhetischen Schmutz abzuwaschen. Und wenn sie die gemeinste Geldspekulation machen, so spitzen sie dann den Mund und ziehn die Augenbraunen in die Höh und thun edel, als ob „das Gute, Wahre und Schöne“ ihr einziges Ziel sey. So war Niemand gefühlvoller, und Niemand edler in Deutschland als die unheilige Dreieinigkeit Kotzebue — Clauren — Hell.

Wir wollen einige dieser neuen Lyratöne mit Hülfe des Generalbasses analysiren. Seite 49.

Möge —
— wie Blumen hold sich zeigen
An des Murmelbaches Borden,
Auch der Töne leises Rinnen
Blumenduft durch dich gewinnen.

Ein Rinnen der Töne, welches durch die Frau Hofräthin Blumenduft gewinnt?

Und des Weltenbaus Verein
Wird alsdann sein Tempel seyn.

Ein Verein des Weltenbaus?

Bangverworrene Geschick.

Ein Geschick, dem vor seiner eignen Verwirrung bange wird, oder das aus Bangigkeit in Verwirrung geräth?

Der Wein —
— ruhig in den Borden
Will er Milde nur erstreben.

Ein ruhig in den Borden nur Milde erstreben wollender Wein? soll heißen ein Wein, der im Faß aufhört zu gähren.

In eignen Elends Kammer
Findet Mitleid selten Spur.

Ein Mitleid, das selten in die Kammer des eignen Elends eine Spur findet?

Der Herr der Welten
Sorgt, ob eines Veilchens Blüthe
Einem Stern Vernichtung droht.

Eine einem Stern Vernichtung drohende Veilchenblüthe? Da hinter Blüthe kein Komma steht, kann es nicht anders heißen.

Die Sprache dieses Saitenspiels
Kann nur der innre Geist erkennen,
Die Himmelslaute des Gefühls
Das Herz allein auch nur benennen.

Ein Gefühl, welches Himmelslaute hervorbringt, und ein Herz, welches diese Laute benennet? Ein Laute benennendes Herz?

Ja! Dies stillere Sichselbstgenügen
Ist der Lorbeer, dem Sichselbstbesiegen
Von der Tugend Mutterhand geweiht.

Ein Sichselbstgenügen, welches dem Sichselbstbesiegen als Lorbeerkranz aufs Haupt gesezt wird?

Welch einen Himmelsthau
Gossest du tief ins Herz!
Schlürf' ich ihn dürstend ein,
Bannend den bangen Schmerz,
Daß in der Glorie so
Ganz nun mein Leben steh',
Und ich entgegen froh
Jedem Verhängniß geh'?

Wenn der Himmelsthau schon tief ins Herz gegossen ist, braucht der Dichter nicht erst zu fragen, ob er ihn auch einschlürfen soll, er hat ihn ja schon drin. Und was muß das für ein Himmelsthau seyn, der dadurch, daß er vom Herzen eingeschlürft wird, bewirkt, daß das Leben in einer Glorie steht? Wie hängen diese trivialen Bilder zusammen?

Ach! ich verdien' es nicht
Dieses Gefühl, so heiß,
Das mit des Himmels Licht
Tritt in des Lebens Kreis!
Ach! ich verdien' ihn nicht,
Dieser Empfindung Glanz,
Der mir die Blumen flicht
Reich in des Lebens Kranz.

Ein Gefühl, das mit des Himmels Licht in den Kreis des Lebens tritt, ist zwar schon ein sehr pretiöses Gefühl, aber ein Glanz, welcher Blumen flicht, ein Blumenflechtender Glanz?

Was wir ahnten, ersehnten —
Ist es unser nicht geworden,
Reicher als wir selbst es glaubten,
Schlang sichs nicht mit Festakkorden
Um die Schläfe, die belaubten?

Etwas, das sich mit Festakkorden um belaubte Schläfe schlingt?

Das Höchste —
Das ist der Liebe seel'ges Walten
Im Innern, das sie ganz durchdringt,
Das nur in ihr noch lebt und athmet,
Zum Licht empor sich um sie schlingt.

Ein Innres, das sich um die Liebe herumschlingt und mit ihr zum Licht emporhebt? Ein zum Licht empor um die Liebe sich schlingendes Innres?

Frauenanmuth, Frauenhuld:
Welche mächtige Gewalten,
Die willkührlich mit uns schalten,
Wenn mit liebender Geduld
Sie das erste härtre Weigern
Schwichtigten in milde Ruh',
Und nun der Erhörung zu
Unsre zarte Neigung steigern.

Eine der Erhörung zugesteigert werdende Neigung?

Saiten —
Wenn auf euch die sanfte Stille
Leiser Harmonien schwebt.

Eine auf den Saiten schwebende Stille? Eine Stille der Harmonien? Eine stille Musik?

Das ist, Sehnsucht ein Erwachen!
Das sind deine herben Qualen,
Mit Erinnerungs-Morgenstrahlen
Gluth im Busen anzufachen,
Und dann, wenn das Herz so heiß,
Wieder der Entbehrung Eis
Warmem Hauche nachzusenden,
Daß das Innre fiebrisch bebt,
Und nur bei gerungnen Händen
Sich Vergangenes belebt.

Ein Eis der Entbehrung, welches dem warmen Hauche des von den Morgenstrahlen der Erinnerung erhitzten Herzens nachgeschickt wird?

Die Felsen
Mit den steinbekränzten Stirnen.

Ein Stein, der den andern bekränzt?

Daß herab zum stillen Ziele
Keine Schicksals-Pfeile bringen,
Wird die Gegend zum Asyle.

Ein zum stillen Ziele herab dringender Schicksals-Pfeil?

Wer herab aus Lebenshöhen
Zu des Thales Stimme käme,
Daß ihn dort für ew'ge Freuden
Lieb' in ihre Arme nähme!

Einer, der zu der Stimme des Thales herab aus Lebenshöhen kommt?

Thränen —
Ihr seyd milder Regen auch
Aus dem Himmel reiner Herzen,
Eines bessern Lenzes Hauch,
Wonneblüthen sel'ger Schmerzen.

Eine Thräne, die ein Hauch ist? Eine ausgehauchte Thräne? und Wonneblüthen eines seligen Schmerzes?

Wenn ich Emma sah,
Wollt' ich einzig ihr nur leben,
Jeden, jeden Abend nur
Meine Arme um sie weben.

Ein seine Emma umwebender Hofrath?

Auf der reinsten Wonne Spur
Sollten mich beglücken
Liebe und Natur.

Eine Beglückung auf der Spur der Wonne, also hinter der Wonne her? — Solche Böcklein waiden auf den Triften des Herrn Theodor Hell zu tausenden, und obgleich er alle Augenblicke einen schießt, gehn sie ihm doch niemals aus.

21) Die Jahrszeiten. Ein lyrisch-didaktisches Gedicht von Friedrich Schmitthenner. Erste Abtheilung. Der Frühling. Gießen, Heyer, 1829.

Wir billigen zwar alles, was der Dichter zum Lobe des Frühlings singt, nicht aber, daß er verlangt, wir sollen uns mit dem Genuß der lieben Natur begnügen und uns um nichts anderes, am allerwenigsten um Politik bekümmern. Wenn Gleim und Hagedorn uns das zugemuthet hätten, wollten wir uns nicht verwundern; herzlich einfältig kommt es uns aber vor, wenn noch heutzutage ein Dichter einen lebensweisen Mann also malt:

Ihn kümmert nicht der Kampf der Nationen,
Ihn geht der Kampf der Könige nichts an,
In seiner Villa kann er sicher wohnen
Selbst unbesorgt, beklagt er ihren Wahn.
Er darf im Hain, im dufterfüllten Garten,
Wo liebestraut der Geist der Quelle spricht,
Betrachtend stehn und seiner Blumen warten,
Das Schrecken nahet diesen Räumen nicht.

Warum soll ihm denn das Schrecken nicht nahen? wird er keine Einquartirung bekommen, der gute Mann! O ja, das ist möglich, meint der Dichter, aber dann muß der weise Mann sich zu den Frauen flüchten, sich hinter den Frauen verstecken:

Wann schwarz die Wetter der Geschichte grauen,
Der Engel der Zerstörung draußen stürmt,
Dann flieht das Schöne in den Kreis der Frauen
Und alles Herrliche wird dort geschirmt.

O du herzlieber Schlafrock!

22) Gedichte von Hermann Waldow. Zweite Sammlung. Cöslin, Heinemann, 1831.

Auch dieser Dichter will nichts von der Politik wissen. Er sagt, es ist ja einerlei, ob man ein Sklave oder ein freier Mann ist, Seite 170:

Sklav oder frei!
Nur ewig treu
Der Tugend und dem Recht.

Sonderbar, sonderbar, höchst sonderbar! Wie soll der Sklave dem Recht treu bleiben, da er rechtlos ist?

Der Dichter ärgert sich, daß die guten Deutschen jezt so viel raisonniren, sich nicht frei genug fühlen und es gern werden möchten, Seite 174:

> Laß dies Geschwäz von Sklaverei
> Es ziemt nur unverständ'gen Thoren,
> Der gute Mensch ist ewig frei.

O du guter Mensch, als ob man dir nicht schon hundertmal das Fell über die Ohren gezogen hätte mit deiner ewigen Freiheit! — Genug davon. Der Dichter scheint die Welt so wenig zu kennen, als den Versbau, denn er singt unter Anderm Seite 80:

> Du Armer schleichst so müde,
> Du schleichst so krank und matt,
> Als wenn dir Ruh und Friede
> Noch nie gelächelt hat.

anstatt hätte 2c.

23) Die Liebe und das Leben, aufgefaßt von Dr. William Kihl. Haag, Hartmann, 1831.

Der Dichter besizt eine sehr empfindsame Seele und Empfindungen sind allerdings die Quellen der lyrischen Poesie; allein die Poesie ist zugleich das Maaß und ästhetische Gesetz der Empfindungen und billigt nicht alles. Wenn der Jüngling liebt, verlangt die Poesie, daß er auf männliche Weise liebe, und daß selbst dann, wenn er wie Romeo in weiche Thränen ausbricht, diese Thränen nur eine Ueberfülle, nicht einen Mangel des Herzens verrathen. Ein solcher Mangel aber erhellt aus Klagen, wie sie unser Dichter an sein Mädchen richtet:

> Ach, in meines Lenzes Auen
> Wandelt' ich mit frohem Sinn,
> Konnte ruhig aufwärts schauen,
> In des Himmels Aether hin;
> Doch du hast den stillen Frieden
> Mir verbannt aus meiner Brust,
> Und auf ewig sind geschieden
> Meine Freuden, meine Lust.

Solche Klagen kann allenfalls ein Mädchen, der durch einen Verführer ihre Ruhe geraubt worden ist, hören lassen, niemals aber ein Jüngling. Wenn ein Jüngling ein Mädchen anklagt, daß sie ihn aus seiner lieben Unschuld herausgerissen, so ist das entsezlich unmännlich. Der Liebhaber muß auch mitten im bittersten Schmerz der Trennung oder der verschmähten Liebe noch festhalten an seiner Liebe, und stolz seyn auf sein Unglück. So hoffnungslos und dennoch stolz und glücklich liebten die alten Minnesänger, diese ewigen Muster der Sprache des Herzens. So liebte Petrarka, der nie beklagte, seine Laura je gesehn zu haben, sondern dessen Trost in der Einsamkeit immer und immer wieder ihr Bild war. Doch haben seitdem die Rousseaus, Goethes 2c. eine sentimentale Schwächlichkeit in die Poesie gebracht, die leider so allgemein verbreitet worden ist, daß sie dem einzelnen Dichter, der in dieser Mode aufgewachsen, zur Entschuldigung gereicht.

24) Gedichte von Karl Stockmeyer. Essen, Bädecker, 1831.

Größtentheils Gelegenheitsgedichte und Reflexionen des Dichters über seine Stimmungen, ein Genre, das wir nicht besonders lieben, weil kaum der größte Dichter dem Publikum zumuthen darf, sich für solche nur seiner Person interessante Dinge zu interessiren. Was geht es uns an, ob der Dichter Noth hat, Wehen hat, sich sehnt, unruhig ist, sich wieder faßt 2c. Wir wollen das Werk des Dichters, nicht seine Werkstatt, das Geborene, nicht das Gebären. Auch die Gelegenheitsgedichte an Freunde und Gönner können uns nicht interessiren, wenn sie nicht wie die Horazischen eine bestimmte Charakterzeichnung haben und eine allgemeine Applikation zulassen. Alle diese Brüderweihen, Erinnerungsthränen, Danksagungssonette müssen jedem Dritten, welcher die Personen, an die sie gerichtet sind, nicht kennt, gleichgültig lassen oder langweilen. Wie, wenn uns jeder mit seinen Bekanntschaften behelligen wollte?

25) Lyrische Gedichte von Paul Gottwalt. Neue unveränderte Ausgabe mit des Verfassers Biographie von Rudolph Hilscher. Breslau, Schulz und Komp. 1831.

Reliquien eines jungen verstorbenen Dichters, der ohne Zweifel ein warmes Gemüth und die Gabe des Verses besaß, dessen Geist inzwischen die Reife noch nicht erlangt hatte, die ihn hätte fähig machen können, unter Deutschlands Dichtern zu glänzen. Die meisten seiner Produkte sind leicht versificirt, aber schwach, in der Art wie folgendes:

> Der Liebe soll mein Hochgesang erklingen,
> Sie feiert meine frohe Brust!
> Und auf der Freunde ätherlichten Schwingen
> Erheb ich mich zur Götterlust!

Wenn auch Eltern, Freunde solche Verse von geliebter Hand nach späten Jahren gern wieder einmal lesen, so haben sie doch für die Nation und für den Entwicklungsgang der Poesie keine Bedeutung und man sollte nicht so viel dergleichen drucken lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 131. — 26. December 1831.

Lyrische Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

26) Fabeln und vermischte Gedichte zum Besten des Blinden-Instituts zu Braunschweig, herausgegeben von Juliane Seebode, geb. Brückmann. Mit vier Kupfern. Braunschweig, Vieweg, 1830.

Für den frommen Zweck eine heitre Gabe. Die Fabeln sind zwar nicht alle von gleichem Werth, doch finden sich sehr artige dabei. Die sinnreichste ist:

Der Rosenstrauch und die Nessel.

Ich weiß nicht, sagte die Nessel zum Rosenstrauch, der dicht neben ihr stand, ich weiß nicht, wie es zugeht, wir Beide sind uns doch in vielen Stücken so ähnlich, grün sind meine Blätter, wie die deinigen, doch wird oft mein Stamm, wie der deinige, und die Kunst zu stechen verstehe ich ebenfalls, so gut, so daß ein Jeder schnell seine Hand zurückzieht, so wie er mich nur von ungefähr berührt, und bei diesem Allen eilt man doch immer bald bei mir vorüber, und bei dir verweilt ein Jeder mit Wohlgefallen. — Ganz recht, erwiderte der Rosenstrauch, wir haben beide die Eigenschaft zu stechen mit einander gemein; nur die Ursache, warum man es mir verzeiht, und dir nicht, glaub ich, die hast du ganz übersehen: man erträgt diesen Fehler an mir der Schönheit und des Wohlgeruchs meiner Blumen wegen, allein du weißt diesen Fehler durch keine hervorstechende Tugend wieder gut zu machen. — So dünken sich Viele, indem sie die Fehler großer Männer nachahmen, auch groß, und können sie doch in keinem einzigen ihrer Vorzüge erreichen.

Die kleinen Gedichte sind größtentheils Gelegenheitsgedichte oder drücken die bescheidnen Gefühle der Verfasserin aus, z. B.:

> Siehe, mein Gärtchen ist freilich nur klein,
> Sollte mich darum das Gärtchen nicht freun?
> Denkst du, was groß ist, das schätze ich nur?
> Nein auch im Kleinen ist schön die Natur.

Doch findet sich auch ein recht hübsches Epigramm darunter:

> Auf jeder Fakultät
> Kann man nicht Ritter finden;
> Doch manchem dieser Titel steht
> Wie Brillen einem Blinden.
> Die Aerzte nur, die haben ihn von Nöthen,
> Denn er gibt ja das Recht, zu retten und — zu tödten.

27) Auswahl der Gedichte des verstorbnen Oberpredigers M. H. A. Schmidt zu Derenburg. Herausgegeben von seinen beiden Freunden Müller und

Herold. Zwei Bände. Halberstadt, Brüggemann, 1831.

Der Verfasser, welcher dem lezten Entscheidungskampfe gegen Napoleon beiwohnte, hat auch die hauptsächlichste Momente desselben hier besungen, und zwar mit aller Wärme der Phantasie und patriotischen Begeisterung. Leider hat es aber das Schicksal so verhängt; daß solche Begeisterungen keinen Anklang mehr in der Nation finden. Wie man zu einer einmal untreu gewordenen Geliebten nie wieder ein Herz faßt, so geht es uns Deutschen mit der Begeisterung von 1813.

Die Lieb' ist hin, die Lieb' ist hin,
Und niemals kehrt sie wieder.

Wie in einem von der ungetreuen Geliebten uns zurückgeschickten alten vergelbten Liebesbrief, den wir einst mit zitternder Hand in der Gluth der Leidenschaft geschrieben, so sehn wir jezt in die Blätter unsrer Kriegsgeschichte, und wie wir beim Anblick einer am untreuen Busen hingewelkten Rose fragen: wozu blühtest du? so fragen wir am Grabe der Gefallenen: wofür glühten nun tausend, tausend Wunden?

Der Dichter versezt uns sehr lebhaft in die Empfindungen, Begriffe und Sprache der alten Zeit.

Fort, fort in eilender Flucht,
Ihr gallischen Volksbedränger!
Das wilde Schwelgen in fremder Frucht
Erdulden Thuiskons Lande nicht länger!
Es naht, gerüstet zur Jagd,
Der zürnende Jäger von Mitternacht!
Bald wird das Treiben beginnen.
Ihr feistgeweideten Hirsche, von hinnen!
O horch! Des Erzes Stimme kündet Mord,
Wiewohl aus fernen Lüften nur vernommen.
Dem Franken gilt das tiefe Donnerwort;
Sein Zeichen ist erschütternd, wie sein Kommen.
Er räumt, des Zornes Toben in der Brust,
Die Stadt des Ueberflusses und der Lust,
Und zögert bis die lezten Stunden mahnen.
Da flammt, wie Feuer aus Gewittern fährt,
Der russischen Geschwader nacktes Schwerdt,
Und rückwärts flattern die bestürzten Fahnen.

In dieser Weise, munter, feurig und zugleich immer pittoresk sind alle diese kriegerischen Gedichte geschrieben. Auch die folgenden friedlichen Gedichte verrathen ein glückliches Schilderungstalent, z. B.

Hier, wo der Berge blauer Kranz
Romantisch uns umwindet,
Und hoch in Duft und Wolkenglanz
Des Brockens Haupt verschwindet,
Wo schauerlich der Regenstein
Mit nackten Felsen grauet,
Und Blankenburg im Sonnenschein
Zu uns herüberschauet:
Hier lagern wir auf seid'nem Grün
Im kühlen Eichengrunde,
Den tausend Blumen hold umblühn
Uns hin zur Tafelrunde.
Schon dampft der Trank, den China zollt,
In schön geformter Vase,
Und feurig blizt ein feurig Gold
Der Rum im feinsten Glase.

28) Napoleons Bildsäule. Jahresfeier des fünften Mai, von Barthelemy. Metrisch übersezt von A. Schäfer. Mit dem französischen Original zur Seite. Stuttgart, Henne, 1831.

Wieder eines der Zeitgedichte, deren uns Barthelemy schon so viele geliefert hat. Es ist ihnen allen Geist, gewandte Form und glückliche Applikation nicht abzusprechen. Diesmal fordert er Frankreich auf, Napoleons Asche von St. Helena herbeizuholen und an der Seine am Fuß der Vendome-Säule zu begraben, wie es der Held des Jahrhunderts verlangt.

Der Staat, im Haushalt so verschwenderisch,
Mit großem Aufwand rüstet täglich er
In unsern Häfen staunenswerthe Schiffe,
Mit ungeheurem Takelwerke aus;
An fernem, unbekanntem Strande suchen
Sie Pharaonenknochen, bleiche Schädel
Von wilden Menschen, lächerlichen Kram,
Der, in unreinen Bündeln, — ekler Tand! —
Leichtgläubiger Museen Räume füllt.
Fügt endlich doch gerechten Wünschen euch!
Der Meeresfahrt Geschichte edelt auch!
Es segle, in dem Monat Messidor,
Ein Argonauten-Schiff von Frankreich ab,
Und hole uns ein zweites goldnes Vließ!
Sagt dem Marengo, daß er seinen Schnabel
Nach jener fränk'schen Thränenweide kehre,
Die auf dem Felsen St. Helena weint.
Wohl ohne Karte, ohne Seecompaß
Wird er den ruhmgekrönten Pathen finden.
Man rüste, fehlt etwa der Barnave, fehlt
Der alte Sans-Culotte, den Muiron aus,
Den Nestor unsrer Flotte; der Muiron,
Der aus Aegypten lebend ihn zurück
Gebracht, bring' uns den Todten auch zurück.
Geht! ein Geschwader ist ja nicht zu viel
Nach Frankreich eine Unze Staub zu holen.
Als traurend das dreiruderige Schiff
Am Sand Toskana's den Germanikus

Ins Römerlager todt zurückgebracht
So wallte nach Brundusium ganz Rom. —

29) Gemälde aus dem Volksleben; nach der Natur aufgenommen; in gereimten Gesprächen Zürcherischer Mundart. Zürich, Bürckli, 1831.

30) Hebels Leben. Eine Idylle in des Schwarzwalds alemannischer Mundart. Von J. G. Schultheiß. Heidelberg, Groos, 1831.

Beides sehr treue Sprachdenkmale, und dem Sprachforscher, so wie dem Freunde des schönen alemannischen Dialekts interessant; doch ist ihr poetischer Werth nicht hoch anzuschlagen. Ich weiß nicht, was damit gewonnen ist, uns die gemeine Seite des Landvolkes, Geschwätz über eine gekaufte Kuh, über einen betrunknen Nachbar ꝛc. zu erörtern, wie es in diesen Zürcher Gesprächen geschieht. Das Leben Hebels ist edel gehalten, aber gerade dadurch verliert die ländliche Sprache wieder an Wahrheit. Jenes Gedicht ist zu wahr, dieses ist zu edel, und es bleibt uns nichts übrig, als einzugestehn, daß es allerdings höchst schwierig ist, im Volksdialekt das Gemeine zu vermeiden, ohne in die Affektation der höhern Bildung zu fallen.

31) Gedichte ernsten und scherzhaften Inhalts von St. Schütze. Berlin, Vereinsbuchhandlung, 1830.

Alte Bekannte aus den Taschenbüchern des Herausgebers. St. Schütze hat mit Langbein und Prätzel die Gabe der leichten scherzhaften poetischen Erzählung gemein, und dergleichen Studentenschwänke, wie „der Pelzrock,“ „Ludchens Heimkehr“ ꝛc. lassen sich recht gut lesen, wenn man sie in ihrer harmlosen Lustigkeit nimmt, wie sie sind, ohne dabei Anspruch auf tiefern poetischen Sinn oder kräftige Satire zu machen. Eben so harmlos sind die andern didaktischen und Gelegenheitsgedichte. Folgendes dürfte das sinnvollste und beste seyn:

Liebesgrundsatz.

Ein wenig Lieb' ist karg und leer,
Ein wenig Lieb' ist keine,
Viel Lieb' ist eben auch nicht mehr;
Lieb' ist die völlig Eine,
Lieb' ist nicht wenig und nicht viel,
Denn Lieb' ist ohne Maaß und Ziel.

Ein Gelegenheitsgedicht auf Goethe ist dagegen das matteste. Da heißt es von Goethe:

So hattet treulich ihn umfangen,
Der diesen Tag uns heilig sprach;
Was künftig ist und was vergangen,
Nichts fragt ein frohes Herz darnach:
Er trägt uns über Ort und Zeit
In lebensweiser Fröhlichkeit.

32) Orpheus und Komus, oder allgemeines Gesellschafts-Liederbuch, herausgegeben von Dr. E***r. Zwei Bändchen, nebst zwei Bändchen Melodien für Gesang und Pianofortebegleitung. Meissen, Gödsche. Pesth, Wigand.

Diese Sammlung hat vor den ähnlichen kleinern wenigstens den Vorzug der reichern Auswahl. Zum Glück sind wir nicht arm an Gesellschaftsliedern und die bessern werden immer wieder abgedruckt. Sie bilden aber zusammen eine ziemlich bunte Musterkarte. Die ältesten Studentenlieder erinnern noch an die steife lateinische Zeit der Reformation; auch die spätere lüderliche französirte Zeit hat ihre Repräsentanten in allerlei Schelmenliedern, die aber nicht mehr gedruckt werden, sondern sich nur durch Tradition auf Universitäten erhalten. Dann kommen die weinerlichen Trinklieder aus der guten Zeit der achziger Jahre, die anakreontischen Scherze der Gleime und Matthissone und die schillerisirenden Bruder- und Bundeslieder, die Freimaurerhymnen, zu singen, wenn man fürs Wohl der Menschheit schmaust ꝛc. Nun auf einmal schmettern die Trompeten hinein, die wilden Kriegslieder von 1813, dann die noch wilderen Freiheits- und Turnlieder, und endlich sinkt die Begeisterung wieder zu loyalen Geburtstagstoasten und nüchternen Ermahnungen zur Mäßigkeit herab. Und das alles singt nun unsre liebe Jugend durcheinander.

33) Eloa. Weihestunden der Andacht und des Gebets, von Dr. Serrius. Frankfurt a. M. 1830.

34) Die Sonntagsfeier. Morgen- und Abendopfer in Gesängen von Karl Kirsch. Leipzig, Baumgärtner, 1831.

Beides versificirte Andachten à la Witschel. Abgehärtet gegen zahllose Abgeschmacktheiten der deutschen Literatur, kann ich doch nicht verhehlen, daß es mich allemal heiß überläuft, wenn ich solche Spielerei mit Gottes Wort treiben sehe. Und wenn es noch Einer allein gethan hätte, wenn jener Witschel allein das warnende Beispiel religiöser Fadheit aufgestellt hätte, möchte es drum seyn; aber daß nun alle Jahre eine Menge solche süßliche, weichliche, seufzende, augenverdrehende, kokette, pinselhafte, geschniegelte und gebiegelte Liedersammlungen herauskommen, ist doch zu stark. In der Regel sind ihre Verfasser Geistliche, die sich bei Mädchenerziehungsanstalten — ich kenne dergleichen mehrere — wichtig machen.

Diese sentimentalen Leute meinen, weil sie junge Mädchen vor sich haben, gegen die man alleweg galant und zart und süß seyn müsse, müsse auch Gottes Wort ihnen verzärtelt, verdünnt und versüßt werden. Die Sprache der Bibel scheint ihnen viel zu rauh und unmanierlich, also zieht man wie von kräftigen Gebirgskräutern nur ein Tröpfchen Essenz davon ab, mischt es mit Zucker, packt es in feines Postpapier mit einer niedlichen Devise und gibt es als gottseliges Bonbon dem lieben Beichttöchterchen zu schlucken. Auf diese Weise wird der zarten Flora der Stadt, oder der Pension, oder des Hofes die ganze Religion glatt und zuckersüß beigebracht. Der Gott des Schreckens, der Donnerer vom Sinai darf die lieben Mädchen nicht erschrecken, darum faltet er seine Blitze zierlich zusammen und dämpft den Donner in leichthinschaukelndem Versmaaß. Die Schauer des Grabes und die Qualen der Hölle dürfen die lieben Mädchen nicht erschrecken, sie werden zugedeckt durch einen antiken Sarkophag mit Matthissonschen Basreliefs und ein schöner Genius senkt mit graziöser Tournure seine Fackel. Die Propheten reden wie der Kanonikus Tiedge und der Heiland wie der Prediger Witschel, anstatt daß diese allenfalls wie jene reden sollten. — Das Widerwärtigste in solchen Andachten ist die ewig wiederkehrende Reflexion der Unschuld über sich selbst, das ununterbrochne Sichselbstzurufen des Reinen: Bleibe rein! Ich meine, wenn irgend etwas im Stande ist, die reine unbefangene Jugend auf unrechte Gedanken zu bringen, es gerade diese dummen gutgemeinten Fingerzeige sind. Man soll doch um Gotteswillen die Unschuld niemals darauf aufmerksam machen, daß sie Unschuld ist. Im allerseltsamsten Widerspruche damit steht aber vollends das ewige Sichselbstanklagen der Sündhaftigkeit. Denken wir uns ein unschuldiges junges Mädchen, dergleichen in der Regel zur Konfirmationszeit oder sonst bei feyerlichen Anlässen solche Bücher zum Geschenk erhalten, denken wir uns ein solches, wenn sie auf der einen Seite beten muß: o Gott, ich danke dir, daß ich so unschuldig bin, wie süß, wie hold, wie rein, wie gut, wie fromm, wie lieb ist Unschuld, laß mich doch immer unschuldig bleiben, und auf alles fein aufmerken, was den Spiegel meiner Unschuld trüben könnte rc. — und wenn sie auf der andern Seite liest: wir sind ja alle Sünder, auch ich bin eine Sünderin, und du, o Herr, hast mir meine Sündenlast abgenommen rc. Was soll ein unschuldiges Mädchen mit dem Einen, was mit dem Andern anfangen? Zum Glück liest sie gemeiniglich über das Eine wie über das Andre hinweg, wie Erbauungsbücher gewöhnlich gelesen werden.

(Der Beschluß folgt.)

Taschenbuch.

Alpenrosen. Ein Schweizer-Taschenbuch auf das Jahr 1832. Besorgt von schweizerischen Schriftstellern und Künstlern. Aarau, bei J. J. Christen.

Herausgebende und Beitragende haben es an Mannichfaltigkeit ihrer Gaben nicht fehlen lassen. Wir finden zwar statt riesiger Heldensöhne einer felsenharten Mutter nur sanfte Empfindungen, einen ruhigen Meeresspiegel, doch dürfen wir für die aufgestellten Bilder, ihre Wärme und den milden idyllischen Ton der Farbengebung, für die treue und einfache Schilderung klösterlicher, und anderer von der Welt gesonderter Seelenzustände unsern Dank nicht schuldig bleiben. Die von A. E. Fröhlich und R. Meyer herrührenden Schilderungen, — denn das sind selbst die Erzählungen und Mährchen — zeichnen sich zumal durch jene Vorzüge aus, da ist Alles Sonnenschein, heitre reine Himmelsbläue und die geräuschlose Ruhe der Sonntagsfeyer. Des Letztern Naturzeichnungen bringen dieselbe stille Weben in die Thierwelt, Meyer wäre nach dieser Probe berufen, nicht eine Zoologie zu schreiben, sondern eine Zoopoesie, Fröhlich mag die Poesie der Botanik übernehmen. Unter den kleinern Gedichten, die sich meistentheils in der alten Schweizerherrlichkeit, in dem Zaubergarten der großen Natur und Geschichte ergehn, ohne viel neues darzubieten, zeichnet sich am meisten eine poetische Bearbeitung der schönen Sage vom Salzburger Untersberg von L. A. Follen aus, unter dem Titel: Der Birnbaum auf dem Walserfeld bei Salzburg. Dagegen sind die Verse des Herrn Wagner von Laufenburg sehr schief. In dem Gedicht auf dem Pilatusberg von Neithard fällt die sonderbare Klage auf, daß Pilatus den Heiland, als er ihn in seiner Gewalt gehabt, nicht gerettet habe. Solche moderne Bemerkungen taugen nicht in die alte ehrwürdige Sage.

Zu der schönsten Zierde dieses Taschenbuchs gehören die trefflichen Zeichnungen Distelis, die historischen Gruppen sind gut erfunden, und so naturgetreue, edle Gestalten in Taschenbüchern zu finden, thut nach langem Unwesen wohl. Drei Entwürfe sind in der Art der Zeichnungen, die wir von demselben Künstler zu Fröhlichs Fabeln besitzen: Grashüpfer als Schneckenritter; mit einem Vergißmeinnichtstengel angelt er nach einem Schmetterling; der Fröschenkampf: ein Duell mit Sekundanten, Unpartheiischem und Chirurgus; und die Fuchsbeichte. Das Titelkupfer gibt die Tochter des Thomas Morus, nach einem wahrscheinlich Holbeinschen Gemälde in der Sammlung des Grafen Benzel-Sternau.

G.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — Nro. 132. — 30. December 1831.

Lyrische Dichtkunst.

(Beschluß.)

35) Jakob Baldes Oden und Epoden, in fünf Büchern, von Jos. Aigner, königl. Studiendirektor in Augsburg. Augsburg, Rieger, 1831.

36) Joh. Jak. Baldes Oden, metrisch übersezt von J. B. Neubig, geprüften Philologen. Dritter Band. Mit dem Porträt des Verfassers. Kempten, Kösel, 1830.

Herder sagt von dem wackern Balde: „Starke Gesinnungen, erhabene Gedanken, goldene Lehren, vermischt mit zarten Empfindungen fürs Wohl der Menschheit und für das Glück seines Vaterlandes strömen aus Baldes Brust, aus seiner innig bewegten Seele. Nirgend buhlt er um Beifall; ein strenger Umriß bezeichnet seine Denkart, auch wo er am sanftesten redet. Er lebte in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, und sah die jammervollen Scenen desselben. Mit verwundetem Herzen tröstete er die Vertriebenen, richtete die Gesunkenen auf. Indem er das Schicksal Deutschlands beweinte, suchte er Deutschlands bessern Geist zu wecken, und es zur Tapferkeit, Redlichkeit, Eintracht zu ermahnen. Allenthalben in seinen Gedichten sieht man eine ausgebreitete, tiefe, schneidende Weltkenntniß, bei einer ächt philosophischen Geisteswürde. — Was moralisch Groß und Schön, Heilig-Lieblich und Wohllautend ist, stoische Tugend, christliche Sittlichkeit, andächtige und thätige Liebe hat er in jeder Art gepriesen; muthig und stark das Laster angegriffen, den Frevel entschleiert, die Heuchelei und Tyrannei gebändigt."

Dieses Urtheil findet man auf jeder Seite der Baldeschen Oden bestätigt. Warum aber die Brüder Schlegel gemeint haben, es sey ein Glück, daß er lateinisch gedichtet, denn wenn er deutsch geschrieben hätte, würde sein Dichtergeist vielleicht geschlummert haben, das sehn wir nicht ein. Wir müssen zwar damit zufrieden seyn, daß er lateinisch geschrieben hat, aber sein Reichthum an kräftigen Gedanken, zarten Empfindungen und schönen Bildern ist ihm nicht aus der lateinischen Sprache zugeflossen, sondern aus eigner Fülle des Geistes, die sich auch in der Muttersprache nicht verläugnet haben würde.

Zuerst muß die patriotische Gesinnung des Dichters hervorgehoben werden. Obgleich er beständig gegen den Churfürsten von der Pfalz, Gustav Adolf, Wallenstein, Bernhard von Weimar ꝛc. eifert, so verdient es doch bemerkt zu werden, daß er dabei niemals vom Religionseifer, sondern immer nur von der Vaterlandsliebe ausgeht. Mit keinem Wort verdammt er die Ketzer, immer nur beklagt er den Bürgerkrieg der Deutschen unter einander und die Einmischung der Fremden. Dies allein, dünkt uns, sey der

schlagendste Beweis für die humane Gesinnung eines Dichters, der in streng katholischem Lande geboren, selbst ein Priester war und in einer Zeit des wildesten Religionsfanatismus lebte. Unter den vielen patriotischen Gedichten Baldes unterscheiden sich die frühern von den spätern. In den frühern aus dem Anfang des dreißigjährigen Krieges wirft er den Deutschen noch oft ihre Trägheit und Theilnamlosigkeit vor. Er klagt, daß während der Schwede und Türke diese und jene Provinz verwüste, die Deutschen in den noch ungefährdeten Provinzen ihrem Philisterleben fröhnen, als ob nichts vorgienge. (Wir entlehnen die nachfolgenden Auszüge aus der vollständigen Aignerschen Uebersetzung).

Wer wagt zu kämpfen um das Verlorene?
Gewiß nicht Jener, welcher dem Fasse nah
Bei Dampf der schaumaussprüh'den Kanne
Sitzet gesalbt, und dem heim'schen Wecken,
Wie angekettet, während an Krägen nicht
Es fehlt und Schinken; ha, und der Ceres Glas,
Das knotenreiche, und der Hals weitbauchiger Flaschen noch neuen Trunk beut.
Hier Schlachten ringsum brausen an triefenden
Zechtischen seh' ich: Schlachten, doch allzu sehr
Schmachvolle, und dem Gothen viel nicht
Schadende, noch den beschnitt'nen Moslim:
Auf! träger Enkel tapferer Ahnen du!
Sieh, wie den Ister schändet der Thrazier;
Wie Alles rings zerstört der Normann!
Ha! und das blinkende Schwert nicht siehst du?
Auf denn zum Speere! Nicht die Muräne scheut
Der Feind, und Eberkeul' in den Schüsseln; nicht
Die Humpen, und den weib'schen Thyrsus,
Oder des gläsernen Mavors Waffen.

Dem unthätigen Adel ruft er strafend die herrlichen Worte zu:

Nicht stolz die Wunder rühm', auf des Vaters Schild
Geprägt, des heil'gen; rasselnd nicht klingen laß
Den Sporn, noch weithin von entlegnen
Sternen erblitzend den Harnisch klirren.
Was trägt ihr Namen tapferer Thiere doch
Der Welt, wenn selbst ihr zagende Hasen seyd?
Vergebens zeigt muthvolle Panther
Dräuend der Schild, und des Helmes Kegel
Umzittern Blitze strahlenden Ahnenruhms:
Wenn auf den Feind nicht, blitzenden Panthern gleich,
Die Enkel stürzen; wenn des Tändchens
Schämen der Vater sich muß, ein Adler.
An List Odysseus? Lieber ein Briareus
An Stärke sey! Wen tödtete Rath und Wort?
Das Schwert der Zunge hat noch keinen
Gegner durchbohret; und nicht des Mundes,
Ach, Eisens Schärfe streckte den Hektor hin.
Sie, die ihr Ahnen heißt, o Entartete,
Sie haben Nerv' und Ader, wo der
Heitere Tag und des Lebens Quell fließt,
Und all das Feuer, glühender Männerbrust
Im Kampf den wilden Hunnen geboten dar;
Und Tod verbreitend, Tod nicht scheuend,
Niedergemäht die ergrimmten Schwärme.
Doch wir, im Sprechen tapfer und muthentbrannt,
Vollzieh'n in Thaten Weichliches. Wächserne,
Erzählen wir aus eh'rnen Jahren
Treffen, und getische Niederlagen.

Bald aber überwältigt ihn der Jammer des aus allen Adern blutenden Vaterlandes, und es bleibt ihm nichts übrig, als Geduld und Hoffnung.

Willst du den Kriegsgott fordern zum Richterstuhl?
Doch alles Recht liegt Kriegern in ihrer Faust.
Vorwürf' und Frevel widerlegen
Sie mit der Kling', und des Hornes Ruf stillt
Beredten Jammer. Wer die gewandt're Hand,
Hat Recht auch immer. Nie sich vereinen wird
Bewehrte Macht zu gut und waffenloses Gesetz. Es gewinnt den Vortheil
Die Degenscheide. Fahre zu klagen fort:
Wer hört dich, Armer? Folgest du meinem Rath,
Dann schweigen wirst, und tief im Busen
Bergen den Gram du. Geduld besieget
Ein jedes Uebel.

Außer diesen allgemeinen Klagen vernehmen wir von Balde auch besondre Oden auf die wichtigsten Begebenheiten des 30jährigen Krieges, worin zum Theil sehr geistreiche Gedanken vorkommen, z. B. in der Ode auf Walensteins Tod:

Uebel einst den Cäsar erlegt von Brutus
Sah das mächt'ge Rom; nun mit besserm Wechsel
Sieht den Cäsar Eger geschirmt, und seinen
Brutus erleget.

Die vielen Lehrgedichte, worin der Dichter seinen Freunden Rath ertheilt, oder bei sich selbst Lehrsätze der Tugend, des Rechts, der Weisheit, Mäßigung rc. überlegt, wollen wir hier übergehn, weil sie sich zwar durch viele Geisteskraft auszeichnen, doch aber weniger originell sind. In einem sonderbaren Kontrast mit diesen Lehren, die einem Philosophen des Alterthums anzugehören scheinen, stehn die zahlreichen Liebeslieder an die heilige Jungfrau. Hier schmilzt der starke Sinn des Philosophen in weiche, wollüstige Wehmuth hin, und seine Gedichte athmen eine Zärtlichkeit, die sich zuweilen mit einer strengen Andacht kaum verträgt, zumal, da er Christliches und Heidnisches vermischt. Bei weitem schöner als diese Gedichte, worin immer mythologische Reminiscenzen die Dekorationen bil-

den, scheinen uns die andern, welche die Natur zum Hintergrund nehmen. So umringt uns Balde ganz mit erhabnen und schönen Naturbildern in einem der lieblichsten Gedichte:

An die Aufnahme der Jungfrau in den Himmel.

An dem Tag', als Du von der Erd' entfliehend,
Hoch dich, Jungfrau, über die Stern' entschwangest!
Deckte Dir mit Blumengedüft den ganzen
Rücken der Himmel.

Und indem er schreiten dich sah, ertönte
Laut das süße Lied von den Höh'n: O welche
Huldin da aus düsterem Waldesgrau'n, und
Trauriger Oede,

Welche Göttin steiget empor! Von Anmuth,
Ganz von laut'rer Wonne sie perlt; und hauchet
Durch die regen Lüfte, gestützt auf ihren
Theuern, von Blumen.

So, wann in sein Reich, in das späte Dunkel,
Tritt des Mondes Flimmer: verliert der Bär sich;
Bleicht Bootes schnell, und mit seiner Lanze
Schwindet Orion.

So die Sonne lacht in erles'ner Schönheit,
Während hell von Thränen das Morgenroth thaut,
Wann sie holderglänzend dem busch'gen Vogel
Goldenen Tag wünscht.

Unter diesen Stimmen vom Arm des Sohnes
Mehr und mehr erhöhet, entrinnst Du Allem,
Was nicht himmlisch ist, und versenkst den ganzen
Geist in die Gottheit.

Senk' ihn: doch vom Grunde des Meers, dem süßen,
Das Du trinkst in Fülle, nur einen Tropfen
Ach, enträufeln laß, und die Thränen lindern
Unseres Erdballs.

Wir finden aber auch einzelne bestimmte Landschaftsgemälde bei Balde, die seinen Sinn für die Natur auf die freundlichste Weise offenbaren, z. B. in dem Gedicht:

An die selige Jungfrau in der Waldrast, auf einer hohen Bergspitze in Tyrol.

Hehre, rings um Die mit geräum'gen Schatten
Hier und dort erwächst ein gepries'ner Waldbaum,
Und, entführt bis tief in's Gewölk, die Sterne
Fegt mit den Aesten:

O wie gern einnehmen so würd'ge Sitze
Auf den Höh'n dich seh' ich! Obgleich umwölkte
Felsen starren vor, mich es trieb den steilen
Berg zu besuchen.

Auf dem Scheitel reizt es in Mitte zwischen
Himmel mich und Tiefen des Lands zu liegen,
Und hinab zu schau'n auf entlegne Felder,
Nahe den Sternen.

Hier ich weil'. Ihr kehrt, o Genossen! heim nur,
Kündend meinen Wunsch. Es verlangt in diesem
Dunkel mich zu sterben: denn sagt, wo läge
Würd'ger die Asche?

Wie Schade, daß gleich der nächste Vers schon wieder an die fatale Mythologie erinnert.

Stille Andacht weht und der Nymphe kund'ger
Schauer aus dem Hain.

Der Schluß aber entspricht wieder dem schönen Anfang:

O du Waldesruhe, mir höchst gepriesen!
Ach, um deinen Namen mit Recht zu führen,
Gib dem Müden, gib zu genießen wahre
Ruhe, o Wald du!

Baldes Sinn für die Natur gibt sich auch in folgendem schönen Gelegenheitsgedicht zu erkennen, das wir in beiden Uebersetzungen zur Vergleichung hersetzen, wobei wir nicht umhin können zu wünschen, daß alle beide etwas fließender seyn möchten. Balde richtete dieses Lied an die Jungfrau von Etal, als er aus Tyrol nach Bayern reisend an derselben vorbeifuhr.

Aigner übersezt:

Du der Berge Schutz und der Haine, Jungfrau,
Der zum stillen Sitze geweiht sich Etal,
Und die Waldung grünet umher, und darbeut
Lockige Schatten:

Ach, wie gerne würd' ich, in näherm Schritte,
Dort das fern erspähete Haus verehren!
Doch die Straße hemmt, und nicht hört der jähe
Wagen die Zügel.

Also, — was allein noch verbleibt den Freunden,
Die zu schau'n sich hindert der Weg — sey fern' auch
O mit Gruß und Wünschen mir dreimal überhäufet und viermal!

Du ein Lebewohl auch entbeut dem Fernen,
Daß, indem wir wechselnd empfah'n und geben
Red' und Gruß, im Dunkel des heil'gen Waldes
Töne der Nachhall.

Neubig übersezt:

Du, der Berge Hort und der Haine, und von
Ettal's Thälern stets mit Vertrau'n geehrt, und
Rings umgrünt von Wald, so des Laubes fromme
Schatten dir weihet:

O wie gerne trät' ich in deinen Tempel
In der Fern' alldort, um vor dir zu knie'n! Mich
Aber hemmt der Weg, und der rasche Wagen
Folget dem Zügel.

Also das allein, was getrennt der Freund kann,
Ruf ich dir hinauf: O auch ferne sey mir
Oftmal hold gegrüßt, und gewähre so auch
Mir in der Ferne

Heil und holden Gruß, und indem ich dir, du
Mir zurufst begegnende Wünsche, soll dann
In des Haines heiligem Dunkel fröhlich
Schallen das Echo!

Mitten unter diesen Gedichten findet sich eins, das gar seltsam gegen die andern absticht und fast an Chamisso und die neuern, das Schauerliche und Gespenstische liebenden Dichter erinnert. Balde sieht die Todten tanzen:

Auf zum Tanze! gesellt schließet euch Hand in Hand!
Schon die Geister hervor rufet der Abendstern.
Durch die Wolken entbeut bebenden Schimmer mit
Weißen Hörnern der stille Mond.
Schwanke Greise im schlapp hangenden Leichentuch,
Im aschfarb'gen Gewand züchtig der Mädchen Chor,
Doch das blühende Kind schuldlos in Veilchen-Saum,
Regen wechselnd die Ferse wie.
Wie zu Reigen geschickt gleiten die Füße hin!
Wie behende, wie leicht schütteln die Erde wir!
Nach entnommener Last, ohne Gewicht und frei,
Spielen flatternde Schatten wir.

Auch Anklänge von Romanzen finden wir bei unserm phantasiereichen Dichter. Er besingt z. B. eine bayrische Jungfrau, die sich, um den Schweden zu entgehen, in ein Grab unter die Todten gelegt. Noch schöner in dieser Art ist das Gedicht: Der Ursprung der Linde vor der Frauenkapelle zu Altötting.

Sehet, der Baum, der zu Oettingen grünt, und, sich freuend des Raumes,
Die Lüfte würzt mit schatt'gem Laub,
Leitet vom Samen des Waldes nicht her den seltenen Ursprung,
Der Eiche, Buche, Esche gleich.
Einst der Körper er war von einem blühenden Mädchen,
Dem dichtes Haar entflatterte.
Rosalinde sie hieß, doch der zärtlichen Mutter nur Linde,
Und dann der ganzen Nachbarschaft.
Dieser Mangel der Sprache, der liebliche, ziemete beiden,
Ein seltsam Spiel der Ahnungen.
Linde, der kosende Huld erschuf die neue Benennung,
Liebt' einzig Hain und Waldesgrün.
Dies auch schien mit den himmlischen Neun zu haben gemein sie,
Vielmehr sie Eine selbst der Neun
Unempfindlich der gattlichen Glut, und herzlich entgegen
Sie jedem Bund der Ehe war.
Oft die Erzeugerin sprach: wann werd' ich muntere Enkel
Um unsre Küsse streiten seh'n!
Oft der Sträubenden bracht' ein Gewand mit starrendem Golde,
Erwünscht nicht ihr, die Weberin.
Jene beharrt', wie ein Fels, und hassend männliche Bande,
Floh mit der Sonne Scheiden sie;
Endlich nach mancherlei Irren auf weit entlegendem Fußsteig,
Durch Berg und Thal, und Waldesgrau'n,
Kommt sie in Oettings Flur, zu der Zeit, da Phöbus den Wagen
Der Morgenfluth entsteigen läßt.
Hier umströmt von dem freundlichen Tag', entbrannte sie, schauend
Das stille Heiligthum, auch selbst;
Und dem strahlenden Dunkel genaht des lieblichen Bildes,
Sie sauget Himmelslicht in sich.
Keine Gewalt, kein menschlicher Zwang, so sprach sie begeistert,
Mich reißen soll von diesem Ort.
Dann durch die Striche der Hain' umschweifend, und duftige Gärten
Sie kränzt mit Rosen den Altar,
Und mit Pappellaub' ihn, und dunkeln Buchen bestreut sie;
Sinnvoll, den Faunen zu entgeh'n.
Ach, wie wollte so oft ein Geschenk sie weben auch selber,
Zu widmen sich noch köstlicher.
Schnell erhob sich ein Dach, wo oft sie mit kühlenden Westen
Der Pilger andachtsvolle Schaar,
Matt nun von Sommergluth, nun von Wetterstürmen gejaget,
Im dichten Laubgeflecht' empfing.
Müden die Quelle sie reicht, zu baden die Händ' und die Füße,
Des Mundes Labsal Schmachtenden.
Jezt dem Banner sie folgt der geselligen Menge, der fröhlich
Die große Jungfrau grüßenden.
Jubelnd ging sie, und strömt' aus der Au'n buntfarbigem Teppich
Des Wohlgeruches süße Fluth.
Ringelblumen bedeckten den Weg, Hyacinthen mit Safran
Die Fahne zierten holdvermengt.
So nach zehn und fünf ihr flüchtig entschwundenen Jahren,
Sie zu dem lezten Faden kam.
Ab sie rief das Geschick. Nicht säumen ich will, zu den Sternen
Zu tragen den entbundnen Geist,
Sprach sie, nur gib, o Erhab'ne, daß nie mein Körper verwese,
Wenn Niemand ihn beflecket hat;
Und, wie möglich, vermeidend der modrigen Erde Berührung,
Dir nahe bleib', erstorben auch.
Willig Erhörung fand das Gebet. Der Geist durch die Luft schwebt,
Die Leiche fängt zu grünen an.
Und wer eilt, in das Grab die entseelten Glieder zu legen,
Bewundert den ersteh'nden Baum.
Noch sie den Namen der Linde bewahrt, als ragender Baum auch,
Allein, wie sonst, und gattenlos.
Was sie gethan als Mädchen, das übt sie unter der Rinde,
Der süßen Angewöhnung treu.
Denn vor dem heiligen Haus der wunderbaren Gebiet'rin
Sie gleichsam wacht als blüh'nde Magd.
Und der frühern Dienste gedenk, sie, die laubige Jungfrau,
Zu sich den Landmann ladet ein.
Liebliche Schatten sie jezt dem traut herfliehenden Waller
Des Himmels Brand zu mildern pflegt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



